This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

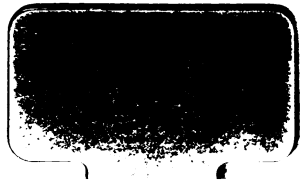
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

GT 260 A. 2



Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Fünfte Original-Auflage.

Dritter Band.

Leipzig
Arnoldische Buchhandlung.
1867.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
28 SEP 1964
OF OXFORD
LIBRARY

Inhalt des dritten Bandes.

	Seite
Der Ring	3
Fleurette's Denkmal	65
Die Schlacht von Marignano	135
Der Fall von Miſſolunghi	225
Die drei Wünſche	301
Opfer der Untreue	377

Am Palmsonntage des Jahres 1632 war in der Residenzstadt München Alles in Bewegung. Auf dem großen Platze vor dem Schlosse hielten Abtheilungen Reiter, Fußvolk marschirte in allen Straßen nach dem Thore, das nach Friedberg führt, und draußen vor der Stadt stand eine Reihe Feldschlangen aufgefahren, die Knechte mit der Bespannung dahinter in Bereitschaft.

In dem fürstlichen Marstalle war man mit Anschirren und Satteln beschäftigt. Harnisch und Pferdegeschirr, was seit der Prager Schlacht in der Rüstkammer geruht hatte, war hervorgesucht, geputzt und in Ordnung gebracht worden. Die muthigen Rosse, als ob sie ihre neue Bestimmung ahneten, wieherten freudig und stampften den Boden, ungeduldig den Augenblick erwartend, wo sie, der drückenden Halfter entledigt, muthig dem Schlachtrufe folgen konnten, der heute überall in München tönte; hier, wo man seit Jahren nur das Geläute der Glocken, nur das Klingeln des Chorknaben vernommen hatte, wenn das Venerabile zur Stärkung der Seele den Hülfsbedürftigen zugeführt wurde.

Auf dem kurfürstlichen Schlosse selbst liefen die Diener durch einander, schwere Kisten auf die hohen Rüstwagen tragend, welche auf dem Schloßhofe unter Bedeckung der Reiter aufgefahren wurden. Nur in dem hohen ehrwürdigen Rittersaale herrschte, trotz dem, daß sich eine Menge Menschen darin befand, eine dumpfe Stille. Hier waren der Rath, die Abgeordneten der Stadt und viele vom Adel versammelt; diesen gegenüber stand die Geistlichkeit Münchens, in verschiedenen Abtheilungen gruppirt. Die Jesuiten bildeten ihren eigenen Kreis, sie schienen mit wichtiger Miene zu überlegen, was unter den Zeitumständen zu thun sei; unfern diesen standen die Väter Kapuziner und Franciskaner, sie hatten weniger zu verlieren, deshalb auch weniger zu fürchten. Die übrigen Geistlichen, weltliche und Ordensbrüder sahen mit angstvollen Blicken auf die Laien, die stillschweigend nach den großen Flügelthüren blickten, durch welche man die Ankunft des Kurfürsten erwartete.

Bis jetzt hatte das Baierland den verheerenden Krieg nur von fern erblickt. Die Geldsummen, welche Tilly in Deutschland erpreßte, waren meist in dessen Hauptstadt geflossen, und die mächtigen Rüstungen, welche durch sie dem Fürsten möglich geworden waren, und dem Haupte der katholischen Ligue einen so mächtigen Einfluß in Deutschland errungen,

hatten Wohlstand und Ueberfluß verbreitet. Jener unglückliche Krieg, der nun schon vierzehn Jahre das deutsche Vaterland verwüstete, hatte ihnen nur Segen gespendet. Aber auch Baierns Stunde schlug. — Vom Rhein zog Gustav Adolf mit seinem sieggewohnten Heere der Donau zu, und die ihm voranschreitende Nemesis schüttelte jetzt über das Baierland ihre furchtbare Fackel.

Nach langem Harren öffnete sich endlich die Flügelthür, und der Kurfürst, vom General Altringer, mehrern Offizieren und dem französischen Gesandten St. Etienne begleitet, trat ein. Der Adel und die Abgeordneten von München neigten sich tief vor dem edlen, majestätischen Herrn, weniger die Geistlichkeit, die, ihre Stellung gegen ihn genau kennend, dies nicht zu bedürfen glaubte.

Das Gesicht des Kurfürsten war ernst; noch sah man zwar dies feste Vertrauen auf sich und seine Kraft, das so Ehrfurcht gebietend aus seinen Augen strahlte, er konnte jedoch einen Zug von Unmuth nicht durch die Freundlichkeit verbergen, mit welcher er die hier Versammelten anredete.

Ich habe Euch hieher beschieden, werthe Herren, Euch Lebewohl zu sagen, — begann er, nachdem er sich in dem Kreise umgeschaut. — Der Feind naht unserer Grenze und bedroht unser Frieden gewohntes Land. Ich halte es für Pflicht, mich selbst an die Spitze meines Volkes zu stellen, um, wenn es Gottes Wille ist, dieser reißenden, verheerenden Fluth einen festen Damm entgegenzusetzen. Ihr, würdige Väter, — sagte er, sich zu der Geistlichkeit wendend, — flehet zu Gott, daß er meinen Waffen, womit ich mich zu seiner Ehre und zur Verherrlichung seines Namens umgürtet habe, den Sieg verleihe. Euch, meine Vasallen, fordre ich auf, mit mir zu ziehen, selbst den Friedliebenden, der bis jetzt auf seiner Burg den Segen der Ruhe genoß und nicht der Kriegstrompete folgte, die ihn in ferne Länder zu Ehre und Ruhm rief; auch er muß jetzt dem Rufe der Trompete und meinem Banner folgen; der Löwe ruft ihn zur Vertheidigung des Vaterlandes, noch mehr die heilige Gottesmutter, des Landes Patronin. Zu ihrer Ehre ziehe er das Schwert!

Euch aber, Ihr Väter dieser Stadt, Euch möge Gott Weisheit verleihen, daß Ihr — sollte der Allbarmherzige Prüfung über uns verhängen — mit Klugheit das Unglück ertragen und mit treuer Anhänglichkeit, auch in den Tagen der Noth, Eurem Herrn und seinem Stamme zugethan sein möget! Das Kriegsglück ist wandelbar; seit dem Tage von Leipzig hat der Himmel uns manche Sorge aufgelegt, die wir früher nicht kannten. Ihr werdet sie mir tragen helfen, und alle die uns noch betreffen sollten. Bleibet treu Eurem Gott, dem Glauben Eurer Väter und Eurem Fürsten!

Und nun, da ich mit meinem Volke von hinnen ziehe, und nicht weiß, wann die Zahl meiner Tage wird beendet sein und ob ich wiederkehren werde, so sage ich Euch von Herzen ein Lebewohl. Es gehe Euch wohl!

Mögen wir uns hier bald wiederſehen! — Seine Stimme wurde weich, er trat in den Kreis ſeiner Getreuen, reichte dem Pater Johannes Lanz von der Geſellſchaft Jeſu die Hand, ſprach einige freundliche Worte zu dem alten Pater Philibertus des Kapuziner-Ordens, empfahl ſich noch einmal im Allgemeinen ihrem Gebete, wandte ſich dann zu ſeinem Adel, nickte freundlich ihm zu: Auf Wiederſehen im Feldlager! rief er, und trat jetzt zu den Rathsherren. Der Abſchied von dieſen ſchien ihn am meiſten zu rühren. Aus ihrer Mitte zu ſcheiden, gewiſſermaßen gezwungen ſeine Reſidenz zu verlaſſen, dieſes München, von wo aus ſeit einer Reihe von Jahren Befehle nach Süd, Weſt und Nord des deutſchen Landes, ja ſelbſt nach der Kaiſerſtadt geſendet waren, das ſchien ihn tief zu ſchmerzen; bei herannahendem Alter dem Schickſale des Krieges ſich noch einmal in die Arme werfen zu müſſen, wobei wenig zu gewinnen, alles zu verlieren war, das war hart. — Sorgt für die Stadt! — ſagte er zu dem alten Wolfgang Pranner von Prandhauſen — erhaltet mir in jeder Lage meine Reſidenz, und vertraut auf meinen Muth und auf Gott!

Als er an ihnen vorüberging, blieb er vor dem Rathsherrn George Starnberger ſtehen. — Alter Mann, — ſagte er zu dieſem, der nach des Kurfürſten Hand griff, ſie zu küſſen, — Euch ſteht, verhängt Gott Unglück über uns, die ſchwerſte Prüfung bevor. Allgemeine Noth hilft jeder willig tragen, und findet den Muth dazu; tritt aber das Unglück aus dem engen Kreiſe der Unſern uns entgegen, dann iſt es doppelt bitter, es greift an's Herz, und niemand hilft es uns tragen. Nun, ich hoffe mit Gott, ſo weit wird es nicht kommen. — Er neigte ſich huldreich, und wie ein Vater aus dem Kreiſe ſeiner geliebten Kinder, ſo ſchied Kurfürſt Maximilian. Die Trompeten ſchmetterten, er beſtieg ſein Roß und ritt die Straße nach Friedeberg.

Freundlich, als ſei alles Friede und Freude um ihn her, blickte der Mond auf den Wald und das Feld am Lech, in deſſen Mitte, wie ein weißes Tuch, die Zelte des ligiſtiſchen Heeres, von ihm beſtrahlt, ausgebreitet lagen. Alles ruhte in tiefer Stille, nur von dem Thurme des nahen Kloſters Thierhaupten weckte das Glöckchen zur Frühmette, und die einzelnen Wachen am Ufer ſchritten, in ihre Mäntel gehüllt, ſich zurufend, auf und ab. Unbekümmert ſchliefen die übrigen Krieger, denn geſtern erſt war Maximilian von Baiern zu ihnen geſtoßen, und noch waren ſo manche alte Schaaren in dem Heere, welche der Unglückstag von Leipzig nicht entmuthigt hatte; auch glaubte man Guſtav Adolf und ſeine Schweden noch fern.

Nur Einer ſtand ſorgenvoll in ſeinem Zelte, hatte die dunklen Vorhänge zurückgeſchlagen, und ſah von der Höhe herab über den Strom. Es war ein kleiner hagerer Mann mit funkelnden ſchwarzen Augen, in

ein grünes Wams mit aufgeschlitzten Aermeln gekleidet. Ein kleiner Hut mit einer großen, weit herunterhängenden, rothen Feder deckte seinen ergrauten Kopf; ein breites Wehrgehänge hing über seine Schultern, das lange große Schlachtschwert aber lag mit den braunledernen Stulphandschuhen auf dem Tische. Am Eingange des Zeltes schlief ein Jüngling, sein blondes lockiges Haar bedeckte das geschlossene Auge, sein grauer Mantel, in den er sich gewickelt, schützte ihn gegen die Kälte der Aprilnacht. Unbekümmert, nicht ahnend, daß sein Herr neben ihm stand und sein sorgenschweres Auge in die graue Ferne hob, blieb das seine geschlossen; er schlummerte sanft.

Solch ein Schlaf — sagte Tilly, denn er war es, den die Sorge des Schlummers beraubte, — solch ein Schlaf wird mir nicht mehr; die Zeit ist vorüber! Wie ein Wanderer, welcher die steile Klippe hinaufgeklommen, endlich auf der Höhe steht, und vor sich einen furchtbaren Abgrund, hinter sich mit Schaudern die Klippen erblickt, auf die er sich wagend hinaufgeschwungen, so steh' auch ich. Vorwärts schauend seh ich den Abgrund; rückwärts blickend — Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und schwieg.

Und als seine Arme sanken, sein Auge sich hob, und es im Osten den ersten bleichen Strahl des Morgens erblickte, das Glöckchen des nahen Klosters zum heiligen Gebete rief, ergriff er seinen Rosenkranz, faltete die Hände, trat in's Zelt zurück vor seinen Betstuhl und verrichtete laut sein gewohntes Morgengebet.

Alles war wieder still geworden. Der junge Tag hatte noch nicht mit seinem Dämmerlichte die Augen der müden Schläfer geöffnet, das Glöckchen vom Kloster schwieg, und nur die festen Tritte der Schildwachen hallten noch durch die schweigende Dämmerung. Tilly hatte sein Gebet beendet, er erhob sich, und ein tiefer Seufzer drang aus des alten Feldherrn Brust. — Und stünde ich am Ziele meiner irdischen Bahn, — murmelte er vor sich hin — so thue ich doch mit Vertrauen den Schritt hinüber; denn was ich that, vollbrachte ich für meinen Herrn und für Gott. Das Blut, das ich vergoß, war zu seiner Ehre; die Fackel, die ich zündete, war die Kerze auf dem Altar seiner Herrlichkeit, und kein Tropfen klebt an meiner Hand, kein fremder Seufzer beengt meine Brust, keine Flamme der Reue brennt in meinem Innern — ich war das Schwert des Herrn!

Durch diesen Glauben gestärkt, wohl auch um seinen Gedanken nicht tiefer zu folgen, sprang er auf und trat wieder an den Eingang des Zeltes. Die Luft, welche ihn hier erfrischend umwehte, die langsam vor seinem Zelte auf und abgehenden Wallonen, welche ihn jetzt bemerkt und ihre Spieße steif vor sich ausstreckend ihm so einen stummen Morgengruß brachten, ein dumpfer Hall, gleich Kanonendonner aus der Ferne, weckte ihn wieder zu neuer Thatkraft. Der erste Strahl der Sonne schien eben golden am fernen Horizonte herauf, bleicher schimmerten die Sterne, und als

fürchte der Mond sein Silberlicht vor der Sonne königlichem Strahl zu zeigen, so verschämt trat er bei des Tages hellerem Scheine zurück. Da sah Tilly jenseit des Lechs in der Ferne einzelne Punkte aus dem Halbdunkel emporsteigen, sie schienen sich zu bewegen; Bäume waren es nicht, denn sie wandelten. Immer aufmerksamer blickte der Feldherr dahin, und seinen Augen nicht trauend weckte er den schlummernden Pagen.

Steh' auf, Franz! — rief er ihm zu und schüttelte den Erschrockenen — steh' auf, Du Träger! reib' Dein Auge und verjage den Schlaf! Blick' dort hinüber, was siehst Du da?

Der Jüngling warf den grauen Reitermantel schnell von sich, und stand einem Antinous gleich in seinem braunen Wams vor der kleinen hagern Gestalt des Feldherrn.

Nun, was siehst Du?! rief Tilly noch einmal.

Reiter, — erwiderte der Jüngling — eins, zwei — jetzt nahen aus dem Büschchen mehrere, — ein Haufen rückt auf Nordheim zu; ich erkenne deutlich, wie er sich dort nach der Anhöhe zieht, ein Fähnlein weht in seiner Mitte — Es sind —

Schweden, Narr! — unterbrach ihn der Feldherr — das weiß ich ohne Dich! Geh, weck' den Stallmeister, er soll mir ein Pferd bringen, Du begleitest mich! — Der Page ging. — Also schon hier, ihr Herren, — sagte er ernst — habt Euch nicht lange in dem eroberten Donauwerth aufgehalten. — Nun, seid willkommen!

Und als jetzt im kaiserlichen Lager beim hervorbrechenden Morgen Trompetenruf das Heer zum neuen Leben erweckte, die Trommeln die Reveille wirbelten, war wie durch einen Zauberschlag die Fläche, der Wald belebt; aus der todten Stille entwickelte sich plötzlich das Leben, und wo vor Minuten die Ruhe ihren Mantel über die Müden gebreitet, wogten die Männer in stürmischer Eil, und die Rosse, den Ruf wohl kennend, wieherten dem Tage entgegen.

Da schickte eine halbe Karthaune von der Schanze an der Waldspitze den Schweden einen Morgengruß über den Lech entgegen; er traf seinen Mann, das Fähnlein stürzte, sein Träger mußte getroffen sein, der Haufen sprengte auseinander. — Eine glückliche Vorbedeutung! — rief Tilly und sein Auge sah feurig hinüber. — Vielleicht ehe der stolze Herzog aus Böhmen hervorbricht, lächelt mir am Lechstrom das flüchtige Glück noch einmal. Er setzte sich auf das vorgeführte kastanienbraune Roß und sprengte seitwärts nach einer Höhe, von welcher er das ganze jenseitige Ufer übersehen konnte. Franz begleitete ihn.

Das schwedische Heer zog jetzt über die sanfte Höhe herab, welche hier den Lech begränzt. Die Vorhut führte General Banner, welcher erst bei Fürth zu dem Könige gestoßen war; das Mitteltreffen der König selbst,

unter ihm Herzog Bernhard und Feldmarschall Horn; die Nachhut Herzog Wilhelm von Weimar. Kaum die Hälfte des 45,000 Mann starken Heeres waren Schweden; die Herzöge von Weimar hatten eine bedeutende Truppenzahl geworben, der Rheingraf fast ein Heer gebildet, und aus dem bedrängten Deutschland strömte Alles zu den siegreichen schwedischen Waffen, denn wer wollte nicht lieber der Unterdrücker als der Unterdrückte sein? Aber Alle belebte der Geist des Muthes und der Ordnung, welcher von dem König ausging. Der an Mannszucht bei Wallensteins einst aufgelösten Heerhaufen nicht gewöhnte Deutsche hielt sich bei Gustavs Heere streng an die bestehenden Befehle, welche nicht allein gegeben, die auch pünktlich befolgt wurden.

Schon war es Mittag, als der König hinter Nordheim ankam. Ohne abzusteigen, ohne in sein Zelt zu treten, wo das Mittagsmahl ihn erwartete, ritt er längs der Höhe und untersuchte die feindliche Stellung. — Feldmarschall! — sagte er, sich zu Horn wendend, als er einer Biegung des Stromes gegenüber kam, welche eine Art Halbinsel bildete, die von dem diesseitigen höheren Ufer wie von einem halben Mond umfaßt wurde. — Hier ist der Punkt. Rechts und links das Geschütz aufgefahren, und die wenigen Abtheilungen der Feinde, die hier stehen, in den Wald zurückgeworfen, und niemand verwehrt uns den Uebergang. Denn hinüber muß ich zu den Baiern und dem Tilly, München muß mir ein Sühnopfer werden für Magdeburg. Laßt uns noch heute die Arbeit beginnen! — Der König ritt weiter.

Werden sich wacker wundern die Baiern, wenn sie die Kriegsfurie in ihrer Nähe sehen! begann Herzog Bernhard, die eingetretene Stille unterbrechend.

Und dem Herzoge von Baiern wird es nicht munden, seinen Truppen die Befehle im Feldlager dort drüben zu ertheilen, ihm, der gewohnt war, aus seinem Schlosse zu München den Fürsten Deutschlands und selbst seinem Kaiser Gesetze vorzuschreiben, — sagte der König lächelnd. Jetzt kamen sie auf einen Punkt, von wo man die Höhe sehen konnte, auf welcher Tilly's Zelt stand; auch erblickte man Thürme über der Waldspitze vorragend. — Dort scheint mir des Grafen Tilly Zelt, — fuhr der König fort — aber was ist dies für ein Thurm dort über dem Walde? Weiß niemand mir Kunde zu geben?

Rittmeister Starnberger! — rief der Herzog Bernhard, und ein Offizier aus seinem Gefolge sprengte heran. — Ihr seid ja dieser Gegend kundig; welcher Thurm ist das?

Ich glaube, es sind die Thürme des Klosters Thierhaupten, gnädiger Herr, erwiderte dieser.

Ha! seid willkommen, Herr Herzog! — rief der König lächelnd — seid mir gegenüber willkommen, Ihr, Fürst der Liga! — und sich zu dem

Offizier wendend, fragte er ihn nach einer Weile: Seid Ihr nicht des Herzogs Unterthan?

Ich war es, Majestät.

Und kämpft gegen Euer Vaterland und Euren Fürsten? fuhr der König fort.

Mein Glaube hat mir im Feldlager Eurer Majestät einen andern Herrn und ein anderes Vaterland gegeben.

War nicht noch eine andere Ursache, die Euch aus München trieb? fragte der König weiter.

Der Jüngling erröthete, doch ehe er antworten konnte, fuhr der König freundlich fort: Bleibt stets Eurem neuen Herrn treu wie bis jetzt, und zeichnet Euch morgen aus, wie bei Bamberg gegen den Tilly, so werdet Ihr Glück, Ehre und ein Vaterland im schwedischen Lager finden. — Er winkte ihm, der Rittmeister ritt zurück.

Und klopft Dein Herz nicht, Max? — fragte Gustav Wrangel, ein junger Schwede im Gefolge des Feldmarschalls Horn, — wenn Du, das Schwert in der Hand, in Dein Vaterland zurückkehrst?

Nein! erwiderte Starnberger!

Wenn ich mir denke, mein Schiff schwämm' über den Belt, dem vaterländischen Ufer zu, und ich sollte dorthin eine Karthaune richten lassen, wo vielleicht mein alter Vater am Ufer meiner sehnsuchtsvoll wartete!

Er wartet meiner nicht, sprach der Baier dumpf vor sich hin.

Dann bedaure ich Dich, Freund — sprach Gustav Wrangel. — Dir hat das Schicksal viel genommen.

Das hat es! — sagte dieser, wandte sein Pferd seitwärts unter einen Baum und sah starr hinüber nach dem bairischen Lager. Erst nach einer Weile folgte er dem Könige und seinem Gefolge.

Dieser war von der Recognoscirung zurückgekehrt, hatte den verschiedenen Regimentern ihre Lagerplätze angewiesen, und die nöthigen Befehle zur Herbeischaffung der Materialien zum Bau der Schiffbrücke gegeben, und erwartete noch, ehe er in sein Zelt trat, die Abtheilung des Herzogs Wilhelm von Weimar, deren Spitze eben aus dem Hohlwege hervorrückte. Nachdem er auch diesen Theil seines Heeres gemustert und den Herzog zu sich zur Tafel geladen hatte, stieg er ab, und genoß einige Stunden Erholung.

Nach der Tafel, wo die Heerführer ihn verlassen, winkte er dem Herzog Wilhelm, zu bleiben. Unter allen Fürsten Deutschlands schien er zu diesem Edeln persönlich am meisten hingezogen. Achtete er auch den kühnen Bernhard als Soldat mehr, übertrug er ihm, dem jüngern Bruder, wohl öfters die Anführung eines bedeutenden Heerhaufens, so theilte er sich doch dem biedern offenen Charakter Herzog Wilhelms eher mit; denn seiner bescheidenen Offenheit, seinem graden deutschen Sinne konnte er vertrauen und mußte ihn ehren.

Vetter! sagte er, als sie sich allein befanden. — Seht, so weit wären wir mit Gott, wir stehen dem argen Feinde unseres Glaubens gegenüber! — Denn ohne diesen Maximilian den Baier, und ohne seinen Tilly, der uns seit der Leipziger Affaire, wo wir ihn vernichtet glaubten, noch so manche unruhige sorgenvolle Stunde gemacht hat, wäre der Kampf längst beendet, und Deutschland genösse den Frieden.

Der Herzog schüttelte bedenklich den Kopf.

Ihr glaubt das nicht? Dieser Maximilian ist der Geist der Liga und ihre Kraft. Mit eisernem Willen und festem Schritte nach dem vorgesetzten Ziele gehend, weicht er nicht. Gegen den böhmischen König zog er selbst das Schwert, und setzte den Kaiser in der Prager Schlacht wieder auf seinen Thron. Gegen Eure Union schickte er seine Feldherren; er wußte, daß seine Gegenwart nicht von Nöthen sei. Gegen Wallenstein kämpfte er mit Muth den gefährlichen Kampf, und Schweden weiß ihm dafür Dank, Deutschland mag ihn dafür segnen; denn vielleicht hätte ohne ihn der Tag von Leipzig anders geendet, und Wallenstein stände als unumschränkter Machthaber seines allgebietenden Herrn, wo ich jetzt stehe, und Alles wäre anders, hätte nicht Maximilians Muth sich ihm gegenüber zu Regensburg in die Schranken gestellt und ihn besiegt. Und auch jetzt zieht er, ein Greis, meinem sieggewohnten Heere entgegen, und wirft sich lieber seinem alten Feinde, dem Friedländer, in die Arme, als daß er sein Ziel, seine Glaubensbrüder verlassen sollte. Ohne ihn hätten wir den Frieden.

Und wo glaubt ihn Ew. Majestät zu unterzeichnen? fragte Herzog Wilhelm, und sein freundliches Gesicht wurde ernst.

In Regensburg, in Wien, mir gleichviel! erwiderte der König.

Und mit wem? fragte der Herzog noch einmal.

Mit wem? — mit Ferdinand von Oestreich! — erwiderte der König rasch — mit dem deutschen Kaiser, — setzte er sich besinnend hinzu. — Doch, da wir nun einmal Krieg haben sollen, und Deutschlands Fürsten nur dem Sieger nachziehen — Herzog Wilhelms Blick traf den König — Euch meine Vettern von Weimar meine ich nicht; da sei Gott für, daß ich Euern edlen Sinn verkennen sollte! — Da es nun einmal Krieg sein soll, so will ich auch eine Fackel in Baiern anzünden, die durch ganz Europa leuchten soll; ich will als Rächer auftreten in Maximilians Land, und München soll mein Magdeburg sein.

Davor wollte Gott Euch behüten! — rief der Herzog — Er gebe Eurem königlichen Herzen auch die königliche Milde. Die Schutthaufen Magdeburgs rauchen nicht mehr; weckt die Flamme in Süden nicht von neuem, daß sie nicht sich wieder gen Norden ausbreite. Das Schwert der Rache ruhe nur in der Hand des allbarmherzigen Gottes!

Diesen friedlichen Rath würde mir Euer Bruder Bernhard nicht geben, sagte der König leiser.

Risse ihn auch sein kriegerisches Gemüth, solch Schreckliches zu wollen,

fort, — erwiderte Herzog Wilhelm — würde ihn doch sein edles deutsches Fürstenherz zurückhalten, es zu vollbringen. — Der König sah ernst vor sich nieder. Der Herzog betrachtete in diesem Augenblicke den großen Mann, in dessen Hand Gott des Vaterlandes Schicksal gelegt zu haben schien, und es war ihm, als ob dies sein Inneres aufweckte zu sprechen. — Ew. Majestät! — rief er begeistert — so lange die Milde Euern Ruhm begleitet, der Glaube das Ziel, nach dem Ihr ringt, Euch steckt, so lange wird Gott Euch begleiten, und Deutschlands Fürsten, Edle und Bürger willig Eurer Fahne folgen. Zieht Ihr aber, die Fackel in der Hand, durch die Fluren unseres Vaterlandes, soll der Glaube zu einem andern selbstgesteckten Ziele Euch führen, — dann verläßt Euch Deutschland und Gott! Verzeiht meiner Rede! Mein Vaterland, Euer Ruhm, Euer Heil weckten diese Worte in meiner Brust, beherzigt sie und zürnt mir nicht!

Lange stand Gustav Adolf in sich gekehrt, dann, den reinen herrlichen Strahl seines Auges auf Herzog Wilhelm richtend, reichte er ihm die Hand, drückte sie bewegt und sagte mit Herzlichkeit: Ihr seid ein wackerer, ein edler Fürst, ein deutscher Mann. Vertrauet mir, wie ich meinem Innern, meinem Gott und seiner Gnade vertraue!

Zwei Tage waren im baierschen Lager unter banger Erwartung vergangen. Die Schweden hatten an den Ufern des Lech Batterien aufgeworfen, unter deren Schutz sie wahrscheinlich eine Schiffbrücke schlagen wollten. Die Regimenter, welche auf der Landspitze vor dem Walde diesen Punkt vertheidigen sollten, hatten ihre Stellung verlassen und sich in den Wald zurückziehen müssen. Deshalb war ein Kriegsrath beim Grafen Tilly versammelt, um zu entscheiden, ob man die Ufer des Lech vertheidigen, oder sich nach Ingolstadt zurückziehen solle. Altringer, Gallas und die übrigen Obersten hatten für den Rückzug und die Vereinigung mit Wallenstein gestimmt, und nur der Kurfürst auf der Vertheidigung des Lech bestanden. Ihm war eine Vereinigung mit Wallenstein fast so schrecklich als eine verlorene Schlacht. Tilly hatte geschwiegen, und als der Kurfürst ihn um seine Meinung fragte, sagte er die wenigen Worte: Meine Ehre hält mich hier fest, wenn auch meine Vernunft mich nach Böhmen weis't. — Den Feind zu erwarten, wurde hierauf beschlossen.

Der Kurfürst war am Abend nach dem Kloster zurückgekehrt, und nur Tilly saß noch mit Altringer im Zelte, um über die zu treffenden Anstalten sich weiter zu berathschlagen. Der Kanonendonner hatte schon den ganzen Nachmittag geschwiegen, die Schweden schienen mit Bedacht die Arbeiten der Feldherren nicht unterbrechen zu wollen, die eine vor ihnen liegende Landkarte betrachteten. Tilly bemerkte bald diesen bald jenen Punkt, wo es nothwendig sei, Verschanzungen anzulegen, während Altringer einen

Becher nach dem andern hinunterstürzte, auf die Landspitze wies und sagte: Hier setzt er über den Fluß, dort dem Walde gegenüber. Der listige Schwede müßte das Krieghandwerk nicht verstehen, und sein Geschütz, welches er dort aufgepflanzt, bezeichnet schon den Weg, den er nehmen will. Unsere Stellung taugt nicht, einen Haufen der Union, geschweige das Heer der Schweden abzuhalten, und ich ärgere mich, daß Seine Kurfürstlichen Gnaden den Mönchen von Thierhaupten zu Gefallen die gute Stellung aufgab, die Ihr genommen, und uns hierher geführt hat.

Schweigt, General! — unterbrach ihn Tilly — Der Kurfürst ist ein mächtiger Herr, groß im Kabinet wie im Felde.

Ich will es Euch glauben, Herr Feldmarschall, — erwiderte Altringer. — Hätte er aber bei Regensburg dem Friedländer kein Bein unterschlagen, wären wir bei Leipzig nicht geschlagen worden. Doch nichts für ungut. Ihr wißt, ich liebe weder Hof- noch Pfaffenränke, bin am liebsten, wo ich mit dem Schwerte drein schlagen kann; darum wollt' ich, es wäre schon Morgen, denn da läßt der Schwede den Teufel los.

Kaum hatte Altringer das Wort gesprochen, so hallte der Donner aus 40 Geschützen vom jenseitigen Ufer von neuem herüber.

Er ist jetzt schon los, General! — sagte Tilly lächelnd — Mein Pferd! — rief er Franz entgegen, der eben in das Zelt trat.

Lebt wohl! — sagte Altringer, ihm die Hand reichend. — Zürnt mir nicht über meine Reden, Ihr wißt schon, wie ich dergleichen meine, und wenn es auf dem rechten Flügel schwankt, vergeßt nicht, mir die Kallenbergischen Reiter zu schicken. — Er ließ Tilly allein.

Dieser trat vor das Zelt und blickte nach dem schwedischen Lager, wo ihm die sternhelle Mondnacht Alles in reger Thätigkeit zeigte. Drei Batterien, der Waldspitze gegenüber aufgeführt, donnerten auf das kaiserliche Geschütz, welches aus dem Walde nur schwach die Begrüßung erwiderte. Der Feldherr sah mit forschenden Blicken durch die Nacht hinab nach den Ufern des Flusses, wo Blitz auf Blitz, Donner auf Donner folgte, da nahte Werdenberg, der Stallmeister, mit den Pferden; Tilly schien sie nicht zu bemerken.

Gnädiger Herr! — begann der Stallmeister — Alles ist bereit.

Tilly hörte nicht auf ihn. Er sah nach dem linken Lechufer, wo die Schweden, von ihrem Geschütze und der Nacht begünstigt, eine Brücke zu schlagen begannen. — Gnädiger Herr! rief Franz, ihm näher tretend. Der Feldherr blickte jetzt auf und sah die Rosse.

Werdenberg! — sagte er und sein funkelndes Auge glühte. — Warum heute mir dieses?

Es war am frühsten gesattelt, erwiderte der Stallmeister.

Warum mir heute dieses Roß, dieses Unglück verkündende?! — rief er dumpf vor sich hin und schien die Umstehenden nicht zu beachten. — Dieses elende graue Thier trug mich nach Magdeburg meinem Schicksale ent-

gegen, entriß mich bei der Leipziger Schlacht dem Tode und dem Siege — und mir das heute! — Ein anderes Roß! rief er laut und heftig.

Da sprengte ein Offizier heran. Oberst Gallas — rief er — läßt Euch aus dem Walde melden, daß die Schweden in Kähnen über den Lech setzen. Die Regimenter wollen nicht auf die Ebene, wo die feindlichen Karthaunen wüthen.

Mein Pferd! rief Tilly zornig.

Besteigt den Grauschimmel, gnädiger Herr! — bat Franz — Wo, auf welchem Rosse Ihr auch seid, Ihr steht in Gottes Hand!

Tilly blickte verwundert auf den Knaben, bedachte sich einen Augenblick, schwang sich auf das verhängnißvolle Roß, und jagte hin in den Wald.

Dort war Alles in Bewegung. Die Fläche zwischen dem Gehölze und dem Lech war von Krjegern entblößt. Das schwedische Geschütz wurde nun nach dem Walde selbst gerichtet, dort schleuderte es Tod und Verderben. Die hohen Fichten krachten, von den schwedischen Kugeln getroffen, zu Boden, die alten Eichen schleuderten ihre Aeste auf die Krieger, die hinter ihren Stämmen Schutz vor dem mörderischen Feuer der Feinde suchten; überall, wohin man sich wandte, folgte Tod und Verderben.

Mit dem kalten Blute, welches ihn auch in der größten Gefahr nicht verließ, ordnete Tilly so viel als möglich die getrennten Haufen, und als der Tag anbrach, hatte er sein Heer wieder in Schlachtordnung gestellt, das, durch seine Anführer ermuthigt, den Feind erwartete.

Dieser hatte während der Nacht 300 Freiwillige über den Fluß geschickt, die dicht am Ufer sich in Eile verschanzt hatten, um den Bau der Brücke, der schon weit vorgerückt war, zu decken. Gustav Wrangel befehligte diese Abtheilung und Max Starnberger hatte seinen Freund begleitet. Noch ehe es tagte, war die Brustwehr aufgeworfen, und zwei kleine Geschütze, welche man damals Falkonets nannte, dahinter aufgestellt. Tilly, der nun wohl sah, daß der König von Schweden unter dem Schutze des kreuzenden Feuers seines Geschützes den Uebergang erzwingen wollte, ließ alle seine Kanonen unfern des Lech versammeln, um sie in Masse den feindlichen entgegenzustellen und diese zum Schweigen zu bringen; zugleich befahl er den Angriff auf die am diesseitigen Ufer verschanzten Schweden. Aber kaum verließen die Regimenter den Wald und rückten gegen die Schanze vor, als von vorn und von beiden Seiten ein kreuzendes Feuer sie faßte und ihre Reihen niederschmetterte; sie wichen.

Tilly hatte während des Angriffes an der äußersten Spitze des Waldes auf seinem Grauschimmel gehalten. Max Starnberger gewahrte ihn dort. Sieh! — rief er Wrangel mitten in dem heftigsten Gefechte zu — Sieh, dort hält Tilly! O, nur näher, näher, hoher Schutzverwandter Angelika's, Du entgehst mir nicht so leicht, wie ich Deiner Haft! — Aber Tilly hielt auf seinem Platze, sammelte die Flüchtigen um sich und ließ sie zu neuem Angriffe anrücken, da jetzt das Geschütz auffuhr und die Brücke und ihre

Arbeiter bestreichen konnte. Aber die schwedischen Konstabler richteten ihre Karthaunen nach den dichtgeschlossenen Haufen der Angreifer, nicht nach dem Geschütz. Das kaiserliche Fußvolk wich zum zweiten Male. Zum dritten Male führte sie Tilly selbst heran. Da jauchzte Max, er richtete ein Falkonet und brannte es los; der Grauschimmel stürzte, Tilly sank zu Boden.

Das war ich! rief Starnberger, als ob der verwundete Feldherr, der von Franz aus dem Gefechte getragen wurde, den kreischenden Ruf seiner Stimme hören könnte, und zauchzte laut auf.

Tragt mich seitwärts und bedeckt mich mit meinem Mantel, — sagte Tilly, dem die Kugel das Knie zerschmettert hatte, zu den Soldaten, die ihn jetzt trugen. — Franz, begleite mich! — Schon waren sie dem Zelte nahe, als der Kurfürst von Thierhaupten herangesprengt kam.

Wer ist der Verwundete? — rief er dem Pagen zu, der schweigend den Mantel, der seinen Herrn bedeckte, abnahm. — Seid Ihr es, Graf Tilly! rief der Fürst ergriffen.

Ich bin es, gnädiger Herr! — erwiderte Tilly — ich bin es, den die Nemesis hier ereilte. Zieht gen Böhmen, versöhnt Euch mit dem Friedländer und ehrt mein Gedächtniß! — Der Kurfürst reichte ihm die Hand.—

Zieht Euch durch den Wald zurück, gnädiger Herr! — fuhr er mit matter Stimmme fort — nach Ingolstadt und bald — Der Schmerz erlaubte ihm nicht weiter zu reden.

Lebt wohl! rief der Kurfürst und sprengte zu den Seinen in den Wald.

Dort fand er alles in der größten Verwirrung. Die Schweden hatten am jenseitigen Ufer Stroh angezündet; der dicke Rauch, der sich nach dem kaiserlichen Heere zog, verbarg ihre Bewegungen; das kaiserliche Geschütz hatte keinen Zielpunkt. Auch hatten die Schweden eine Furth gefunden, durch welche die Reiterei setzte. Altringer wurde am Kopfe verwundet. Da beschloß der Kurfürst den Rückzug.

Groß war der Verlust des baierischen Heeres zwar nicht gewesen, aber seine bedeutendsten Generale hatte es verloren; den Schweden war das Thor, durch welches sie in das Land eindringen konnten, geöffnet. Als sei eine Hauptschlacht gewonnen, so freudig lagerten sie sich auf den Wahlplatz, und während der Kurfürst mit seinem Heere, nur von einiger Reiterei verfolgt, sich nach Ingolstadt zog, ruhten die Schweden, durch die Vorräthe des nahen Klosters und die, welche sie im feindlichen Lager fanden, sattsam gestärkt.

Gustav Wrangel und Max Starnberger waren mit ihren Freiwilligen noch in der Schanze am Lech. Vor ihnen breitete sich das Heer, das nun die Schiffbrücke passirt war, in frohem Jubel aus — Schon seit einem Jahre hatte Freundschaft beide verbündet. Das sanftere Gemüth des Schweden hatte sich dem lebhaften, fast wilden Sinne des Deutschen an-

geſchloſſen, und wenn auch Wrangel das ungeregelte Treiben ſeines Freundes oft nicht anſprach, ſah er doch aus allem Thun ein edles Gemüth, einen ſo vorzüglichen Geiſt hervorſchimmern, daß er gern dieſe ſtete Leidenſchaftlichkeit mehr für das Gepräge des Schickſals, als den Ausdruck ſeines Innern erkennen mochte.

Nie hatte Wrangel den Baier um ſein früheres Leben befragt. Zu ſehr, zu innig an ſeinem Vaterlande hangend, hatte er gefürchtet von dem Freunde zu erfahren, weshalb er gegen ſeinen Fürſten das Schwert ziehe. Zwar war es in damaliger Zeit nichts ſeltenes, den Pfälzer im kaiſerlichen Heere, den Oeſtreicher im ſchwediſchen zu finden; der Geiſt der Zeit, ſelbſt der Druck des Elends führte alles dem Kriegshandwerke zu, und hier folgte man nur dem Glücklichen. Mit dem Augenblicke, daß der Küraß umgeſchnallt, der Helm aufgeſetzt ward, hatte der Soldat kein Vaterland mehr, und ſelbſt der Glaube konnte ihm ſeinen Platz nicht anweiſen. Der Lutheraner folgte den Fahnen, auf welchen die Mutter Gottes mit dem Jeſusknaben prangte, der Katholik dem ſchwediſchen Löwen.

Doch heute, wo das Benehmen des Freundes bei dem Anblicke Tilly's ſo ſonderbar, ſo leidenſchaftlich war, konnte Wrangel nicht länger die Stimme in ſeinem Innern unterdrücken. Sag' mir, Max, — fragte er dieſen — was iſt es, das Dich ſo ſehr gegen den Eroberer Magdeburgs aufbringt, das in Dir eine ſo wilde Freude erweckte, ſonſt bei dem Anblicke des gefallenen Feindes dem Krieger nicht eigen, als Tilly's Roß und er mit ihm von Deiner Kugel getroffen ſtürzte? Theile mir Dein früheres Leben mit, und gewiß, Du wirſt mich dadurch über ſo manches beruhigen, was mir oft in Deinem Betragen auffallend war.

Max ſchwieg; er bedachte ſich, und nachdem ſein wilder Blick beruhigt ſchien, ſagte er, ſeines Freundes Hand erfaſſend: Guſtav, Du reißeſt eine faſt vernarbte Wunde wieder auf; doch, ſo nahe der Vaterſtadt, würde die Erinnerung mir überdies alles zurückführen, und ſo ſei es! — Er hielt an und ſchien Muth und Ruhe zu ſammeln, dann begann er:

Mein Vater, Rathsherr in München, iſt ein reicher Handelsherr, brav und gut, treu den alten Sitten anhangend wie dem alten Glauben. Meine Mutter iſt todt! — mein Bruder, des Vaters Liebling, ein freundlicher Jüngling, hat, ſo wie ich höre, auch das Kriegshandwerk ergriffen und iſt dem Tilly gefolgt. Er hätte beſſer gethan, ſich einen andern Herrn zu wählen. Ich habe die Handlung gelernt, bin viel gereiſ't, nach Italien und den Niederlanden, habe dort ſo manches von dem altbürgerlichen Sinne abgelegt, der auch in München zu Hauſe iſt, und in Rotterdam, wo ich mich lange aufhielt, wurden mir andere Glaubensanſichten. So kehrte ich zu meinem Vater zurück, der, mit meinen Geſchäften zufrieden, mich freundlich und herzlich empfing, mich als Theilnehmer ſeiner Handlung annahm, und, als ich auch ſpäterhin ſeinem Lieblingswunſche nicht entgegen war, mich mit ausgezeichneter Liebe behandelte.

Unſerm Hauſe gegenüber war das kleine Häuschen einer ſtillen Witwe, deren Mann einſt ein reicher Kaufherr in Augsburg geweſen, dann verarmt und geſtorben war. Die Witwe, in ihre Vaterſtadt zurückgekehrt, hatte ſich von dem Reſte ihres Vermögens das Häuschen gekauft, und lebte mit ihrem einzigen Kinde, wie man mir ſagen wollte, von dem, was meines Vaters Milde ihr gab. Auch berichtete mir ein alter Diener unſers Hauſes, mein Vater habe ſie in ſeiner Jugend geliebt, da er jedoch damals arm geweſen, habe man ſie ihm verweigert. Jetzt ſollte die Liebe des Vaters auf den Sohn übergehen, und er ſagte mir offen, daß es ſein ſehnlichſter Wunſch ſei, daß ich Marie, welche damals in Augsburg abweſend war, ehelichen möchte. Ich hatte vor meiner Geſchäftreiſe das Mädchen wohl gekannt; ſie war ein ſtilles, frommes Kind, das mir wohlgefallen hatte, und wenn ſie in den drei Jahren, wo ich ſie nicht geſehen, ſchön aufgeblüht war, was konnte ich den Wünſchen meines Vaters entgegen ſtellen, da keine andere Neigung mich abhielt, und mir bis jetzt die Weiber ziemlich gleichgültig geblieben waren. Ich verſprach meinem Vater, daß, wenn ich Marie geſehen und ſie mir nicht mißfiele, ich ſeinen Wünſchen nichts entgegen ſtellen würde.

Das Mädchen kam. — Max hielt ein und ſuchte ſich zu faſſen. Nach einem kurzen Schweigen fuhr er, ſo wie es ſchien, im gleichgültigen Tone fort: — Denke Dir, eine Heilige, welche der Himmel auch mit irdiſchem Glanze geſchmückt hat, trete vor Dich — ſo war es mir, als ſie eines Nachmittags an der Hand meines Vaters in unſer Haus trat. Das lieblichſte Bild einer Jungfrau, ſchlug ſie die dunkelblauen Augen vor mir nieder, und als ich ſie anredete, ſie das Auge hob, den Kopf mit ſeinen blonden Locken nach mir richtete, die Purpur-Lippen mich zu grüßen ſich öffneten, und die ſchlanke Jugendgeſtalt ſo vor mir ſtand, war es, als ob ſcheue Ehrfurcht mich ergriff, das Heilige dem Irdiſchen nahe. — Nur kurze Zeit blieb ſie bei uns, und als ſie ging und ich von ihrer Begleitung zurückkehrte, ſagte ich meinem Vater: Sie iſt ſchön, aus ihrem Auge ſtrahlt die Sanftmuth, auf ihren Lippen thront die Güte; Ihr habt zu lieblich für mich erleſen, Vater, um ſolch Geſchenk aus Eurer Hand nicht anzunehmen.

So vergingen Monate in ſtiller heiterer Gleichförmigkeit. Nichts fand ich zu tadeln, als den zu frommen Sinn, der zu ſehr mit den äußern Formen ihres Glaubens ſich beſchäftigte und der meinen Anſichten nicht mehr entſprach, denn in meinem Herzen hing ich ſchon damals der Lehre Luthers an. So blieb mir nichts übrig zu wünſchen, denn damals kannte ich die Freuden und den Schmerz des Lebens noch nicht. Ich entdeckte Marien meine Wünſche, ſie waren längſt die ihrigen, und hätte mein Vater nicht ſelbſt den Tag unſerer Verbindung weit hinaus verſchoben, damit mir an einem Freudentage ſeines Lebens unſern Bund feiern ſollten, ich läge nicht hier beim praſſelnden Feuer Hand in Hand, Herz an Herz mit einem ſchwediſchen Krieger.

Bis zu diesem Zeitpunkte, mein Gustav! war mir das Leben eintönig, aber freundlich vergangen. Die Liebe, wenn ich mein wohlwollendes, auf Hochachtung gegründetes Gefühl für Marien so nennen kann, hatte mit sanftem Licht den Tag meines Lebens erhellt, nicht seine Nacht erleuchtet — ich war glücklich! Das schöne Mädchen that meinen Sinnen wohl, ihr Besitz war mir wünschenswerth, ihr frommes, sanftes Gemüth ließ mich freundliche Tage hoffen, und die Schwärmerei, mit der sie den Gebräuchen ihrer Kirche anhing, hielt ich für Gewohnheit und Schwäche, welcher mein überwiegender Geist schon eine andere Richtung geben würde. — Doch das Feuer brennt so matt, Gustav, es verlischt. Ehe ich fortfahre, muß ich es anschüren, daß es zur Flamme auflase und meinem Innern gleiche. — Er stieß mit seinem Schwerte in die glimmenden Kohlen, warf das Holz über einander, und hoch und knisternd stieg die Flamme empor.

So geschah auch mir, — sagte er ernst. — Eines Augenblicks bedurfte es, und meines Lebens stiller Friede war dahin, ich flammte auf, um, mich selbst verzehrend, zu Asche zu werden.

In dieser Zeit, — fuhr er endlich fort, und Gustav Wrangels Auge ruhte besorgt auf dem Freunde, in dessen Gesicht eine Leidenschaft die andere verjagte, — in dieser Zeit sah ich zufällig auf einem Spaziergange ein Mädchen. Ich weiß nicht, ob Euch wohl je dergleichen begegnet ist, daß der Anblick eines menschlichen Wesens wie ein Blitzstrahl Euer Inneres durchfuhr. Als ob die Natur Marien zum Trotz ein Gegenbild geschaffen habe, schwebte diese Gestalt vor mir. Voll und üppig, das Auge schwarz und glühend, der Mund halb geöffnet, als ob er Liebe geben, Liebe einsaugen wolle, ein Wesen, an welchem die Natur alle ihre Reize, alle ihre Lockungen verschwendet hatte. Ich sah sie, und mein Blut wallte. Ich eilte ihr nach, folgte ihr durch einige Gassen, bald trat sie in ein Haus, das ich wohl kannte; ihr Blick traf mich, er ruhte einen kurzen Augenblick freundlich auf mir, und — entschied mein Schicksal.

Es giebt Augenblicke im Leben, so glaub' ich, wo der Himmel den Menschen verläßt und ihn sich selbst überlassend den finstern Mächten Preis giebt. Wer in solchen Augenblicken nicht Kraft hat auf sich selbst zu stehen, der ist verloren. Ein solcher war es, wo ihr Blick mich traf. Ich kehrte nach Haus; Marie kam mir entgegen — mein Auge war verblendet, sah nicht mehr in ihr das liebliche Wesen; kalt, matt war der fromme Blick ihres Auges, hager die schlanke Gestalt, und selbst der sanfte Ton ihrer Stimme, mit welchem sie mich willkommen hieß, hatte für mich seine Melodie verloren.

Aber warum Dir die Thorheit meines Herzens ausmalen! Schweig! — rief er grimmig und pochte mit seiner Linken wild auf das klopfende Herz — Schweig, wenn du nicht Muth hast, ihr ganz anzugehören, wenn du nicht Kraft hast, das Gewissen zu tödten! — Er hielt inne, dann fuhr er fort:—

Ich vergaß Marie, Angelika's Blick hatte mich entflammt, ich suchte ihr zu nahen. Sie wohnte in dem Hause einer Verwandten des gefürchteten Tilly, glaubte eine weitläufige Verwandte von ihm zu sein; ihre Aeltern kannte sie nicht. Unsere Herzen fanden sich; eine alte Frau, die sie bediente, gab uns täglich Gelegenheit uns zu sehen. Den Kelch der Liebe hatte mir Marie mit Hoffnung geschmückt; Angelika reichte mir ihn, in vollen Zügen ihn zu leeren, und je gieriger ich trank, desto zauberischer ruhte sie in meinen Armen, desto schneller welkten die Rosen auf den Wangen meiner Braut.

In dieser Zeit, es war bevor er nach Magdeburg zog, kam Tilly nach München, wahrscheinlich, um mit dem Kurfürsten die Pläne zu dem kommenden Feldzuge zu bereden. Angelika rieth während seiner Anwesenheit zur Vorsicht, doch ihre Warnung achtete ich so wenig als des Vaters Bitte, der mein Geheimniß erspäht, eben so wenig als Mariens Thränen, die den Verlust meines Herzens fühlen mußte. Ich schlich jeden Abend zu ihr; ich war ganz selig, denn auch der Glaube einte uns. Angelika war heimlich Protestantin; schon längst hatte ich ihr entdeckt, daß auch ich diesem Glauben in geheim anhing, und Glaube und Liebe einten uns unzertrennlich.

Eines Abends saßen wir, nichts ahnend, im trauten Verein; wir wußten Tilly bei einem Bankett auf dem Schlosse, und glaubten uns sicher. Da überfiel uns wider Gewohnheit eine düstere Stimmung, und Angelika nahm diesen Ring vom Finger, den ich als das einzige bewahre, was ich von ihr mein nennen kann, gab ihn mir und sagte traurig: So lange Du ihn trägst, wirst Du liebend meiner gedenken; gieb ihn nie von Dir, bewahre ihn treu, denn könntest Du mich je vergessen, würd' ich kommen, ihn zurückfordern, und dann — Ich drückte sie an mein Herz, schwur ihr ewige Liebe, ewige Treue; da holte sie plötzlich aus einem verborgenen Schränkchen die Bibel und sagte mit feierlichem Ernst: Männerschwüre nimmt die flüchtige Zeit auf ihre Schwingen und entführt sie, darum muß man sie mit den Banden fest halten, die nur Verdammniß lös't oder Tod. Schwöre mir, diesen Ring, der uns vor Gott eint, wenn auch nicht vor Menschen, treu zu bewahren, so daß, wenn ich ihn zurückfordre, Du mir ihn zurückgeben kannst! Schwöre es mir bei diesem heiligen Buche, bei Deiner Ehre, so wahr Du hoffest makellos vor Menschen, rein vor Gott zu stehen! Aus ihm, so sagte mir meine Mutter, würde aus Tod Leben, aus Schmerz Freude entstehen, er würde auch jenseit des Grabes die Herzen verbinden; darum gebe ich ihn Dir. Auch jenseit sei noch mein. — Schwöre auf dieses heilige Buch! — Ich schwor, und indem ich noch so vor ihr stand, die Rechte auf die Bibel, die Linke auf mein Herz gelegt, trat Tilly durch eine Tapetenthür herein. Ich sah ihn nicht, aber ein Schrei Angelika's verkündete mir seine Nähe.

Ohne zu reden, schellte er; Frauen und Bewaffnete traten ein. Er

winkte nach der Thür, die Frauen führten Angelika hinweg. Mich umzingelten die Bewaffneten, und ehe ich mein Schwert zu ihrer, zu meiner Vertheidigung ziehen konnte, war ich wehrlos. So stand ich zähneknirschend. Die Krieger erwarteten ihres Herrn Befehl, der mit Verachtung auf mich blickte und schwieg. Doch jetzt leuchtete aus seinen Flammenaugen der Hohn: Laßt ihn laufen; der Krämersohn ist für eines Soldaten Hand zu schlecht, er sei Futter den Mönchen! sagte er, drehte mir den Rücken zu, ging durch die Tapetenthür zurück, und mich warfen die Rohen wie einen schäbigen Hund hinaus auf die Straße.

Da stand ich in meinem Grimm und Schmerze, ein machtloser Knabe neben diesem Manne, der mich zu achten nicht einmal für werth hielt. Zähneknirschend in meiner Ohnmacht eilte ich fort, von tausend Plänen begleitet, wie ich die Geliebte dem Schicksal und dem mächtigen, allgebietenden Feldherrn abtrotzen wollte.

Ich kam nach Hause, warf mich auf mein Lager, aber der Schlaf floh, nur riesenhafte Bilder umgaukelten mich. Da öffnete sich leise die Thür, mein Vater trat, eine Kerze in der Hand, herein; auf seinem Gesichte malte sich Gram, Unmuth und Schmerz.

Steh auf! sagte er, und als ich aufgestanden, reichte er mir eine Brieftasche und einen Beutel. Dein Roß ist gesattelt, Deine Sachen sind gepackt. Hier ist Geld, hier sind Wechsel; ziehe schnell von dannen, ehe das heilige Gericht den Ketzer erreicht! Zieh' ohne Segen davon! Er wollte gehen, doch wendete er sich noch einmal: Unten im Zimmer weint eine Unglückliche, sie wird Dir ihn nicht verweigern.

Noch betäubt von diesen Worten blickte ich nur dunkel in die Zukunft, konnte Anfangs keinen Entschluß fassen, nur, daß ich fort mußte, sagte mir endlich meine Vernunft. Ich ging zu meinem Vater, sein Zimmer war verschlossen; ich schlich zu meinem Bruder, dem freundlichen Franz, den ich immer so lieb gehabt, drückte einen leisen Abschiedskuß auf den sanft Schlummernden, und als ich an jenem benannten Zimmer vorüberging, zog es mich, mit unwiderstehlicher Gewalt hin; ich öffnete es, und bei dem Scheine einer kleinen Lampe sah ich Marie, die mir schnell entgegentrat. — Ich konnte ihr nichts sagen, auch sie war stumm; so standen wir uns stillschweigend gegenüber. Da hob sie ihren Arm und machte das Zeichen des heiligen Kreuzes über mich. Es gehe Euch wohl, meine Vergebung begleite Euch! rief sie und stürzte aus dem Zimmer.

So habe ich mein Vaterhaus, mein Vaterland verlassen, ein Märtyrer meines Glaubens, ohne Vatersegen, ohne die Geliebte weder gesehen, noch von ihr gehört zu haben. Tilly schwur ich Rache, als ich durch das düstre Thor ritt, und Gott sei gedankt, ich habe die tausend Opfer an ihm gerächt, welche durch ihn bluteten, und auch mich! Ich habe mich Euren Heeren beigesellt, mich für Eure Sache brav geschlagen, und will es, bis Gott auch mir eine Kugel schickt, die meiner Qual ein Ende machen wird.

Wrangel war aufgestanden und sah mitleidsvoll dem Freunde in das düstre Auge. — Arme Marie! — rief er dann aus — armer Freund, der wähnt als Märtyrer seines Glaubens die Vaterstadt verlassen zu haben, da doch nur sein böser Geist ihn von dannen trieb, von dem Engel zu dem Versucher! Wähnt nicht, Max, Ihr wäret, Eurem Glauben ein Opfer, vertrieben; Eure Schuld trieb Euch fort. Marie habt Ihr unglücklich gemacht. Sie hat Euch vergeben, Gott nicht. — Und sie lebt noch?

Sie lebt!

So machet gut, was Ihr übel gemacht. Bald ziehen wir nach München — dann —

Kalter Mensch, dem seines Nordlandes Eis durch die Adern rinnt! — rief Max — Kannst Du Dir nicht die glühenden Flammenaugen Angelika's denken, kannst Du nicht fühlen, wie die Rückerinnerung an die Wonnetage meines Lebens nach ihr zieht?

Nein! — sagte Wrangel kalt — Ich kann nur denken, daß mein Gefühl mich nach meiner Pflicht, nach dem Heiligen ziehen würde.

Er schürte das Feuer an, hüllte sich in seinen Mantel, und überließ Max Starnberger seinen Betrachtungen und seinem Gewissen.

Die unterdrückten Glaubensverwandten riefen den König von Schweden nach Augsburg, das ihm seiner Lage und seiner Hülfsmittel wegen zu wichtig war, um seine Rache an dem Kurfürsten nicht noch aufzuschieben, der, dies voraussehend, die kaiserliche Besatzung daselbst noch mit zwei Regimentern Landvolkes verstärkt hatte. Gustav rückte vor diese, durch das Bekenntniß der Protestirenden in der Religionsgeschichte so merkwürdig gewordene Reichsstadt. Die kaiserliche und baierische Besatzung, den Bürgern selbst nicht trauend, capitulirte; die Schweden zogen ein, die Protestanten wurden wieder in ihre Rechte eingesetzt. Von hier zog das schwedische Heer wieder dem Kurfürsten nach, der auf dem linken Donauufer mit seinem Heere nach Ingolstadt, der Vereinigung mit Wallenstein gewiß zu sein, sich gewendet hatte. Auf dem rechten Ufer traf der König von Schweden ein, als der Kurfürst noch auf dem linken stand. Der verwundete Tilly lag in der Stadt und ordnete alles zur Vertheidigung an.

Wohl nur um zu versuchen, ob die Baiern gänzlich entmuthigt wären, begann der König die Stadt zu beschießen; aber die Besatzung, immer durch frische Truppen aus dem kurfürstlichen Lager verstärkt, hielt sich tapfer, und selbst die große Schanze, welche auf dem rechten Ufer der Donau die Brücke deckte, konnten die Schweden nicht gewinnen. Der König schickte mittlerweile den Feldmarschall Gustav Horn gegen Regensburg, wo nur 1300 Mann Kreistruppen lagen; der Kurfürst aber, sobald er dies erfuhr, hob das Lager auf, ließ drei Regimenter in Ingolstadt zur

Besatzung, versicherte sich Regensburgs, und hiermit der Communication mit Wallenstein.

Es war am 30. April des Nachmittags, als der König aus allen Batterien den Brückenkopf beschießen ließ. Das finnländische Regiment griff die äußere Schanze so lebhaft an, daß sie sogleich genommen wurde. Der Sturm auf das Hauptwerk begann. Mit gewohntem Muthe rückten die Schweden an, sie mußten weichen; noch einmal stürmten sie, es ward ihnen ein gleiches Loos. Da führte zum dritten Male der König selbst die Stürmenden an; aber auch ihres Königs Gegenwart ließ sie den Sieg nicht ertrotzen, ganze Reihen sanken, dem Könige ward sein Pferd getödtet, und neben ihm sank, von einer Kanonenkugel getroffen, Markgraf Christoph von Baden in der Blüthe seines Alters. Der König ließ zum Rückzug blasen, und als er neben des Prinzen zerschmettertem Leichnam stand, den man in's Lager zurückgebracht, und wohl manche ernste Betrachtung in seiner Seele aufstieg, sagte er zu den bei ihm stehenden Fürsten und Heerführern: Ich bedaure das Schicksal dieses hoffnungsvollen fürstlichen Jünglings. Er starb einen zu frühen, aber ehrenvollen Tod; auch mir steht es bevor, ehe ich mein Werk vollbracht. — Aber — rief er und hob sein Auge gen Himmel — aber ist es Dein Wille, allmächtiger Gott, daß ich das Heilige nicht vollenden soll, so wirst Du schon den Arm auswählen, der beenden wird, was ich begann. Dein Wille geschehe!

Und als der König schwieg, begannen alle Glocken in Ingolstadt zu lauten; der Kanonendonner von den Wällen der Stadt schwieg, und es war schauerlich anzusehen, wie der König, die Hände gefaltet, still für sich betete, seine Umgebung dem frommen Beispiel folgte. Das feierliche Geläute aller Glocken trug auf seinen Schwingungen das stille Gebet zum Himmel.

Was bedeutet wohl dies Geläute? fragte jetzt der König, da er sein Gebet beendet hatte.

Irr' ich nicht, — sagte Banner, und sah mit seinen Falkenaugen nach der Stadt, — so weht die Todtenfahne von dem Thurme der Jesuiten.

Ha! — rief König Gustav — so bist Du heimgegangen und stehst vor dem Richterstuhle, wo Du einem strengeren Richter Rechenschaft geben mußt, als Dein Kaiser, als Dein Herzog Dir war! Gewiß ist Tilly gestorben.

Laut auffauchzend rief eine Stimme aus dem Gefolge des Königs: Keine Barmherzigkeit ihm, Gott im Himmel!

Schnell wandte sich der König nach dem Orte, von wo die unbedachte Rede kam. Er sah noch, wie Max Starnberger die Hand gen Himmel streckte, das letzte Wort schwebte noch auf seinen Lippen. Junger Mann! — sagte der König, und sein Gesicht sah ernst und strafend auf ihn. — Dem Todten gönne man die Barmherzigkeit des Himmels, damit sie auch uns dereinst werden mag! Uebrigens geziemt es Euch nicht, den Heimgegan-

genen zu verwünschen, gegen dessen Größe Ihr klein und erbärmlich dasteht. Er war dem ganzen Deutschland eine Geißel, die Gott ihm sandte; er nimmt sie zurück, darum danket ihm!

Er warf noch einen Blick auf den Markgrafen, und trat sinnend in sein Zelt.

Schon während des Nachmittags erwartete ihn der Herr von St. Etienne, Ludwig's des Dreizehnten Gesandter am baierischen Hofe. Er hatte den Auftrag, wo möglich für Baiern und die übrigen katholischen Fürsten die Neutralität zu unterhandeln; da aber Tilly während der Unterhandlungen die Schweden in Bamberg angegriffen hatte, und das Treffen am Lech und Maximilians Zug nach Böhmen, um sich mit Wallenstein zu vereinen, deutlich seine Anhänglichkeit an das Haus Oestreich und dessen Sache zeigte, so war wohl jetzt nicht mehr der rechte Zeitpunkt, den König im Laufe seiner Siege mit dergleichen Unterhandlungen aufzuhalten. Aber schon in damaliger Zeit begannen die französischen Gesandten den Ton römischer Proconsuln anzunehmen, der ihnen späterhin unter Ludwig dem Vierzehnten so eigen wurde.

Der Gesandte, in des Königs Zelt eingelassen, fand diesen von dem Kurfürsten von der Pfalz, den Herzögen, Fürsten und Kriegsobersten umgeben; er begann seinen Vortrag mit einer hochtrabenden Rede, zeigte dem Könige die Nothwendigkeit, mit Baiern Waffenstillstand zu schließen, zeigte ihm die Gefahr, welche ihn bedrohe, und gab hierbei nicht undeutlich zu verstehen, daß der König, nur, wenn er hierin den Wünschen Frankreichs Genüge leiste, sich die Freundschaft seines Monarchen erhalten könne. Die Art des Vortrags, der Ton, in welchem der Gesandte sprach, selbst die Manieren, deren er sich hierbei bediente, waren frei, ungeziemend und nicht geeignet, einem Könige zu gefallen, der in der Mitte seiner Kampfgenossen dem Siege entgegenschritt.

Als der Herr von St. Etienne seine lange Rede, welche der König mit keinem Worte, mit keiner Bewegung unterbrochen, geendet hatte, sah er ihn lächelnd an und fragte mit scharfem Tone: Habt Ihr nichts weiter zu sagen, Herr von St. Etienne?

Dieser neigte sich schweigend.

Nun so habt die Güte, auch mich anzuhören. Hier leset die Briefe. Dieser, von dem Kaiser an den Herzog von Baiern, spricht bestimmt von des Herzogs Vereinigung mit des Wallenstein's Heer; dieser, des Herzogs an das Gouvernium seiner Stadt München, predigt Mord und Verderben gegen meine Soldaten; beide zeigen mir, daß entweder Ihr der Getäuschte seid, oder daß Ihr mich täuschen wollt. Und hat der Baier — fuhr der König heftiger fort — nicht dem Tilly den Befehl gegeben, meine Truppen in Franken anzugreifen, während ich mit ihm in Friedensunterhandlungen war.

Der Gesandte wollte den Kurfürsten dadurch entschuldigen, daß Tilly

ohne ſeinen Befehl den Zug nach Franken unternommen habe; aber der König unterbrach ihn: War nicht der baieriſche Ausſchuß, waren nicht die Regimenter der Liga bei Tilly's Heer?

Und dennoch — erwiderte der Geſandte, und glaubte des Königs ſchwache Seite zu faſſen, — dennoch iſt vielleicht kein Fürſt in Deutſchland, der mit ſo viel Hochachtung von Euch ſpricht, als der Kurfürſt; er nennt Euch nur den nordiſchen Löwen, und ſelbſt nach der Schlacht bei Leipzig —

Herr von St. Etienne! — unterbrach ihn der König ungeduldig — Ich kenne nunmehr den Herzog und ſeine Umgebungen zu gut, um mich von ihnen oder von Euch täuſchen zu laſſen; er trägt ein doppeltes Kleid, heute blau, wenn er die Schweden fürchtet, morgen roth, das burgundiſche Kreuz auf ſeinem Herzen, wenn es dem Hauſe Oeſtreich gilt. Darum ſpart Eure Ueberredekunſt, die Ihr in München bei den Jeſuiten mögt gelernt haben.

Die Eitelkeit des Geſandten war beleidigt. — Sire! — ſagte er ſich vergeſſend — die Kunſt zu reden habe ich am Hofe meines Königs zu Paris erlernt, den Eure Majeſtät durch Dero Weigerung und durch die Art, wie Ihr ſeinen Geſandten aufnehmt, wohl leicht zum Zorn reizen könnte.

Des Königs Geſicht wurde bei dieſen Worten des Geſandten ernſt. Er maß ihn mit ſeinem ſprechenden Auge eine Weile, dann ſagte er wieder lächelnd: Ich verzeihe Eurer Unwiſſenheit, Herr von St. Etienne, Ihr gebraucht der franzöſiſchen Freiheit in Euern Reden zu viel und am unrechten Orte. Ueberdies — fuhr er immer ernſter werdend fort — ſeid Ihr von Eurem Herrn nicht zu mir geſandt, habt kein Creditiv aufzuweiſen, das Euch berechtigt hier vor mir zu ſtehen, was Euch meine Gnade, meine Nachſicht nur erlaubt. Vergeßt nicht, mit wem und wo Ihr redet, denn ich möchte nicht lange die Geduld mehr haben, Euch anzuhören.

Der Geſandte, durch die Würde und den Ernſt des Königs entmuthigt, ſuchte ſich zu entſchuldigen, aber der König unterbrach ihn: Laßt das, was Eure Perſon betrifft, iſt abgemacht; was Eure Sendung betrifft, ſo ſagt dem Herzoge, daß, ehe er nicht das Schwert aus der Hand legt, ſeine und der Liga Truppen abdankt, mir Ingolſtadt einräumt, und meinen Freunden und Bundesgenoſſen das Abgenommene wieder zurückgiebt, an keinen Waffenſtillſtand oder Neutralität zu denken iſt; ſagt ihm, ſobald er es redlich mit mir meine, könne er auf mich zählen wie auf ſeinen treueſten Freund, und fern ſei es von mir, ſeinen Glauben moleſtiren zu wollen, denn nicht Euren Glauben will ich bekriegen, ſondern den meinigen ſchützen.

Noch einmal ſuchte der Geſandte den König zu milderen Geſinnungen zu bewegen, er wagte es ſogar noch einmal, den Zorn ſeines Königs zu berühren.

Herr von St. Etienne! — erwiderte Guſtav mit ruhig feſtem Tone. — Es ſcheint, ich kenne meines Bruders, Eures Herrn, Geſinnungen

beſſer als Ihr. Sollte ich jedoch auch hierin irren, ſollte der König von Frankreich dem Baier Hülfe ſenden, ſo hoffe ich, Gott wird mir auch hier beiſtehen, wie bei Leipzig, und mir den Muth laſſen, der mich vom Belt bis an die Donau bis jetzt begleitet hat. Nun Gott befohlen, mein Herr! Er winkte, der Geſandte wollte ſprechen, da winkte der König noch einmal, ſein Auge zeigte zornig nach dem geöffneten Ausgang des Zeltes; Herr von St. Etienne empfahl ſich. — Des Baiern Liſt hielt den König keinen Tag in ſeinen Operationen auf. Nur kurze Zeit verweilte er noch vor Ingolſtadt, dann hob er die Belagerung auf und zog tiefer in das Baierland. Das Heer rückte vor Landshut.

Dem Feldmarſchall Horn, der mit ſeiner Abtheilung einen Tagemarſch voraus war, verweigerte die Stadt die Thore zu öffnen und die 20,000 Thaler zu zahlen, welche er von ihr verlangte. Einige baieriſche Reiterei, die in die Stadt gerückt war, hob den Muth der Bürger; doch als erſtere das ganze ſchwediſche Heer anrücken ſahen, verließen ſie ſchnell die Stadt, und nun erſt öffneten die Bürger die Thore und ließen die Schweden ein. Guſtav Horn und der Oberſt Hebron hielten gute Mannszucht, und riethen den Bürgern, dem Könige entgegenzuziehen und ſeine Gnade anzuflehen, denn auf ihm allein beruhe das Schickſal der Stadt; er nur könne die harten Befehle ändern, die er ihnen gegeben und die ſie bis jetzt noch nicht in Ausübung gebracht.

Nach einigen Tagen kam der König über Mosburg an, der Kurfürſt Friedrich von der Pfalz, die Herzöge von Weimar, und der Pfalzgraf Auguſt in ſeinem Gefolge. Der Adel, die Kleriſei und der ganze Magiſtrat von Landshut empfingen ihn an der Judenpforte, überreichten ihm die Schlüſſel und baten auf ihren Knieen um Schonung. Der König, ohne ihnen zu antworten, ritt der Stadt zu, und Alle folgten ihm bittend. Da ſagte er endlich ergrimmt, drohend den Arm gen Himmel ſtreckend: Bedenke ich, wie grauſam Eures Herrn Völker mit den proteſtantiſchen Städten umgegangen, wie Ihr ſelbſt meine Soldaten verſtümmelt und gemordet habt, ſo weiß ich bei Gott nicht, wie ich Euch behandeln ſoll! Ich habe Eurem Fürſten Friede geboten, und hätte keinen Tritt in ſein Land gethan; aber während ich mit ihm tractire, ſchlägt Tilly meine Truppen in Bamberg; iſt das redlich? — Er gab ſeinem Pferde unwillig die Sporen und ritt, ohne ſeine Gnade den Bürgern verſichert, ohne ſie beruhigt zu haben, auf das Schloß. Dort ſah er hinab auf die Stadt, wo die Bürger noch in Furcht die Arme bittend nach ihm hinaufſtreckten.

Es iſt dies doch allerdings eine feine und ſchöne Stadt, — ſagte der König zu dem Kurfürſten von der Pfalz, der neben ihm ſtand.

Deshalb — unterbrach ihn ſchnell Herzog Wilhelm von Weimar — deshalb wäre es ewig Schade, wenn ſie in Aſche gelegt, und Ew. Majeſtät Gnade und Milde unter ihr begraben würde.

Nicht ſo freundlich wie ſonſt nahm der König Herzog Wilhelms wohl-

gemeinte Worte auf. Er antwortete nicht, befahl ein Pferd vorzuführen, und ritt, nur von dem Feldmarschall Horn begleitet, in starkem Trabe durch die Stadt.

Als er eben zu der Judenpforte, zu welcher er hereingekommen war, hinausritt, zuckte aus heiterer Luft ein Blitzstrahl schlängelnd vor ihm nieder, ein heftiger Donnerschlag folgte. Des Königs Pferd wurde scheu, es wendete sich. Einen Augenblick hielt der König an. — Du weckst mich, gütiger Vater! — sagte der edle Fürst still vor sich hin, befahl Gustav Horn, mit der Stadt wegen der Ranzion zu tractiren, gute Mannszucht zu halten und ihm morgen nach Freisingen zu folgen. Er ritt noch am Abend nach Mosburg, und betrat Landshut nie wieder.

Es war am 17. Mai, als das schwedische Heer vor den Thoren von München hielt und die Ankunft des Königs erwartete. Eine dumpfe Stille herrschte in der Stadt, die thörigerweise die ihren Abgeordneten in Freisingen vom Könige vorgeschriebenen Bedingungen ausgeschlagen hatte, und sich nun bei Annäherung des schwedischen Heeres ohne alle Bedingungen unterwerfen mußte. Des Nachmittags traf der König ein, mit ihm Friedrich von der Pfalz, Pfalzgraf August von Neuburg, die Herzöge Wilhelm und Bernhard von Weimar, Johann von Holstein, der alte Feldmarschall Horn, Banner, und fast alle Generale und Kriegsobersten. Das blaue, gelbe und das finnländische Reiterregiment folgten dem Könige, der unter dem Lauten aller Glocken über die Isarbrücke seinen feierlichen Einzug in diese Residenz seines bittersten Feindes hielt.

Obgleich die Milde des Königs, die er zu Landshut bewiesen, die Stadt München wohl nicht das Aeußerste fürchten ließ, so zweifelte sie doch, ob das grausame Schicksal Magdeburgs nicht den Zorn des Königs zur Rache aufreizen werde, denn nur Wien oder München konnte ein würdiges Opfer für diese eingeäscherte Stadt sein. Aber der König zog, die Bürger freundlich grüßend, nach dem kurfürstlichen Schlosse, Offiziere und Soldaten bezogen ruhig ihre Quartiere, und wären des Wallensteins Truppen, wäre Tilly's Heer bei ihnen eingezogen, sie hätten nicht strengere Mannszucht von ihren Freunden erwarten können.

Vor dem Hause des Rathsherrn Starnberger hielt ein schwedischer Offizier mit seinen Dienern und seinem Gepäcke. Ein junger Handelsdiener trat ihm entgegen und entschuldigte, daß der Hausherr ihn zu begrüßen nicht selbst erscheine; noch befände er sich auf dem Rathhause, wohin sein Amt ihn berufen habe. Er wies ihm seine geräumige Wohnung an, mit welcher der Schwede zufrieden schien, und stand, seine weiteren Befehle erwartend, ruhig an der Thüre, als der Schwede, kaum in das Zimmer getreten, das Fenster öffnete und nach einem kleinen gegenüberstehenden Hause sah. Wem gehört jenes Haus? fragte er.

Einer Witwe, erwiderte der Diener.

Sie wohnt dort allein mit ihrer Tochter?

Ja, Herr!

Und wie geht es dieser?

Der Mutter oder der Tochter! fragte der junge Mann.

Marie mein' ich, die Tochter! rief der Schwede.

Kennt Ihr die Jungfrau, Herr? —

Antwortet lieber statt zu fragen! unterbrach ihn der Offizier.

Die Arme liegt gefährlich krank darnieder.

Also lebt noch! rief der Offizier heftig.

Sie lebt, doch glaub' ich, ihre Tage sind gezählt.

Der Schwede schwieg, trat vom Fenster und besah von neuem seine Wohnung.

Habt Ihr noch mehr Zimmer? fragte er den Diener.

Dieser zauderte mit der Antwolt. — Nun? fuhr der schwedische Offizier fort, jedoch lag mehr Ungeduld als Unmuth in dieser Frage.

Unser Haus ist nicht klein, aber Speicher und Vorrathkammern beengen den wohnlichen Raum. Wir hätten zwar noch ein Zimmer und ein Kämmerchen daran, aber — seit länger als einem Jahre ist es nicht geöffnet.

Und warum nicht? fragte der Schwede.

Das Zimmer bewohnte des Herrn ältester Sohn, der mußte das väterliche Haus plötzlich verlassen, und, um nicht die Wunde von neuem aufzureißen, hat es der Herr verschlossen gehalten und es seitdem nicht wieder betreten.

Es bekommt noch ein Offizier aus des Herzogs Bernhard von Weimar Gefolge sein Quartier in Eurem Hause, — sagte der Schwede — darum öffnet für diesen nur das Zimmer, selbst ehe Euer Herr zu Hause kömmt, damit jener alles in Ordnung findet. — Und ohne auf den jungen Mann weiter zu achten, trat er wieder an das Fenster und sah hinüber nach dem Häuschen der Witwe.

Wohl eine Stunde war vergangen, das anstoßende Zimmer war geöffnet, der Schwede hatte von dem Imbiß, den man ihm gebracht, nur einen Becher Wein getrunken, als die Thür sich öffnete und eine lange, hagere Gestalt hereintrat. Das weite, schwarze, faltenreiche Gewand, der weiße Kragen, der den langen Hals umgab, das dunkle, düstere, schwermüthige Auge, der eisgraue, fast kahle Scheitel, den ein schwarz sammetnes Käppchen bedeckte, mußte bei seinem Anblicke die Ehrfurcht erwecken, welche die Jugend so gern dem Alter, noch mehr dem Unglücke zollt.

Seid mir in meinem Hause willkommen! — sagte der Greis, das Käppchen von seinem glatten Scheitel ziehend. — Nehmt fürlieb wie ein alter Mann es geben kann, der allein unter Fremden steht. Ein friedsames Gemüth, das auch in unsern Feinden den edlen Menschen ehrt, ein

guter Trunk und kräftige Speise soll Euch werden, und wäre Euer Seckel leer, so fülle ich ihn nach Nothdurft und Kräften gern, wenn Ihr freundlich mein Haus vor fremder Unbill schützen wollt.

Ihr seid Herr Georg Starnberger, Rathsherr hiesiger Stadt? fragte der Schwede.

Der bin ich, Herr!

So seid mir von Herzen willkommen, auch ohne daß Ihr mir den Seckel füllt. Die Wrangel haben, Gott gedankt, was sie bedürfen! Euer Haus soll geschützt werden. Ihr habt einen Sohn, der als Page dem Tilly folgte?

Ja, Herr! er folgte den Fahnen seines Vaterlandes, und ich meine, er that Recht daran.

Und habt sonst keine Kinder?

Der Alte seufzte und schwieg. Da hörte man die Hausthür sich öffnen; Tritte, Klirren der Sporen vernahm man auf der großen Hausflur. Wrangel stürzte an's Fenster. Die Tritte kamen die Treppe herauf immer näher. Der Greis horchte auf, er bebte. — Gott! — rief er — Gott steh' mir bei! — Und als die Thür sich öffnete, Max Starnberger hereintrat, des Vaters Linke sich fest an den Sessel drückte, die Rechte wie abwehrend dem Sohne entgegenstreckte, stand dieser, gebannt an dem Eingang des Zimmers. Aber schnell stürzte ein Jüngling an ihm vorbei, hin zu des Alten Füßen, die er krampfhaft umklammerte. — Vater! — rief er — lieber alter Vater! es ist ja unser Max, Euer Sohn!

Mein Sohn! rief der Alte, schloß den Jüngling an sein Herz und schien des Aelteren nicht zu achten, der, das Auge düster auf den Vater heftend, immer noch unverrückt an der Thür stand. Der Greis schob jetzt seinen Franz sanft von sich, das Auge auf Max richtend, der, wenn ihn nicht Wrangels stumme Bitten festgehalten, vielleicht schon jetzt, von Verzweiflung getrieben, das Zimmer verlassen hätte.

So kehrst Du in Dein Vaterhaus zurück, geziert mit blau und goldner Feldbinde? so trittst Du Deinem Vater gegenüber?! donnerte dieser ihm entgegen.

Max schwieg, doch ruhte sein Blick fest und düster auf dem Vater.

Soll ich Dich willkommen heißen, der Du Gott auf fremde Weise dankst, daß Du mit dem Schwerte in der Hand in Deine Vaterstadt zurückkehren konntest?

Thut es, Vater! thut es, herzliebender Vater! rief Franz, sich an den Alten schmiegend.

Soll ich — fuhr der Alte immer heftiger werdend fort, ohne auf des Jüngeren Schmeichelworte zu achten, — soll ich mich freuen, Dich wiederzusehen, an dessen Händen vielleicht das Blut der Unsern klebt?

Ja, Ja! — rief Max und trat rasch auf den Vater zu. — Tilly's

Blut klebt an meinen Händen; ich richtete, ich brannte das Geschütz ab, ich schickte ihm die tödtende Kugel!

Wie vom Blitz getroffen sank Franz auf den Sessel nieder und bedeckte das Gesicht mit seinen zitternden Händen, während der Greis erstarrt den Blick zum Himmel erhob. Du hast ihm das Rachschwert übergeben, Gott im Himmel! — rief er endlich aus — Du hast das Vaterland gestraft durch einen seiner Söhne. Sei barmherzig mit dem Sünder! — Dort, — sagte er jetzt mit kalter Ruhe — dort ist Dein Zimmer! Du findest es, wie Du es verließest, mein Fuß hat es nicht betreten; beziehe es, und was der schwedische Offizier in meinem Hause befiehlt, soll ihm gereicht werden, — dem Sohne nichts! — Dort, Dir gegenüber, — fuhr er nach einer Pause mit schneidender Kälte fort, während welcher er starr auf des Sohnes trotziges Gesicht geschaut hatte, — dort drüben liegt Marie auf ihrem Todtenbett! Schicke ihr schnell Deinen Abendgruß, denn über Nacht könnte sie schon in die Heimath zurückgegangen sein, vor Gottes Thron stehen und Dich anklagen.

Verzeiht, Herr Wrangel, — sagte er nun, sich würdevoll zu diesem wendend und nicht mehr des Sohnes achtend, der wie ein Verzweifelter in sein Zimmer stürzte, — verzeiht, daß mein Empfang so traurig ist! Wohl ist es schmerzlich, so sein Kind empfangen, so am Abend seiner Tage sich zur Ruhe legen zu müssen. Darum verzeiht! — Er hob den weinenden Franz vom Sessel. — Komm, Du guter Sohn! komm Du treues baierisches Herz! komm mit mir, daß ich nicht ganz verlassen bin! — Er ging, Franz folgte.

Wrangel eilte nun zu seinem Freunde. Er fand ihn am Fenster auf einem Sessel sitzend, das Auge nach der Wohnung Marien's gerichtet, wo die zusammengesteckten grün leinenen Vorhänge ihm die Krankenstube zeigten. Unbeweglich, ohne auf Wrangels Eintritt zu achten, saß er da und starrte hinüber. Der Schwede blieb vor ihm stehen und weckte ihn nicht aus seinem dumpfen Brüten; er hoffte, die Sehnsucht werde sein inneres Gemüth ergreifen und ihn hinüber nach Marie ziehen. Da sah er große Thränen plötzlich aus den Augen des Freundes stürzen, die Boten des rückkehrenden Gefühls. — Max! — rief er — Freund, ermanne Dich!

Max blickte auf, schüttelte heftig die herabgefallenen Locken aus dem Gesichte, und blickte starr auf Wrangel, der seine Hand ergriffen hatte und ihn vom Fenster wegzog. — Ermanne Dich! — wiederholte er — So lange der Tod nicht zwischen dem Leben die Kluft gezogen hat, so lange läßt sich alles wieder gut machen, was nicht in den Händen des Satans ruht. — Auf das Sterbelager hat die Untreue das Mädchen geworfen, zum Leben rufe die Treue sie zurück! Geh' hinüber, geh', ein tröstender Engel, zu ihrem Krankenbette, und wenn der Himmel Dein reuiges Gebet erhört und sie genesen, dann kehr' an der Hand dieses Engels zum Vater zurück; er wird Dir den Segen nicht versagen, der Dich dann zu

Deinen Glaubensbrüdern nach fernen Gegenden begleiten wird, denn hier darf Deines Bleibens nicht sein!

Als ob ein neues Lebensblid vor ihm aufgezogen sei, so verwundert sah Max dem Freunde in's Auge.

Ermanne Dich! — sagte dieser noch einmal — Der Mann bedarf nur des Muthes zu jeder edlen Handlung und des festen Schrittes, um an ein ruhiges Ziel zu gelangen. Geh' hinüber, Max!

Und Angelika! — murmelte dieser dumpf vor sich hin.

Zürnend, fast verächtlich sah der Schwede ihn an. — Angelika — rief er endlich — ist Dein böser Geist; fliehe ihn, da es noch Zeit ist! Wie ein feindliches Gespenst mit dem Zauber eines lockenden Weibes umflossen, tritt sie auf Deiner Lebensbahn Dir entgegen. Wo ich den Teufelsblick unter den ringelnden Locken hervorschimmern sehe, erblickst Du, Getäuschter, Himmelsstrahlen. Und was kannst Du noch von Tilly's Verwandtin erwarten? Nur die Nemesis kann sie Dir sein, die über seinem Grabe hinweg in die Hochzeitkammer schreitet!

Ich werde hinüber zu Marie gehen, — sagte Max Starnberger, nachdem Wrangel schon lange geschwiegen. — Ich fühle, das Heilige ist noch nicht so ganz von mir gewichen, daß ich mich ihr nicht nahen könnte. Zieht mich auch die Liebe nicht hin, so thut es das Mitleid!

Max! — rief Wrangel heftig — Unglücklich Verblendeter! — Glaubst Du, diese Märtyrin bedürfe auf ihrem Heimgange zum Himmel des Mitleids mehr als Du? Nicht Marien's wegen bat ich Dich; was bedarf sie Deiner im Kreise der Engel, die sie schon jetzt mit der Friedenspalme umwehen? Deines Seelenheils wegen bitt' ich Dich, geh' hinüber, und Marien's Vergebung wasche Dich rein von Deinen Sünden und bewahre Dich vor wilder Verzweiflung!

Wrangel! — rief Starnberger, vor Zorn bebend. Aber des schwedischen Mannes edler frommer Blick traf des Wilden Auge so sanft und doch so kräftig, daß, als habe ihn eines Engels Lilienstab berührt, die Erkenntniß in sein Inneres drang, und er, die Arme ausbreitend, ausrief: Ich werde gehen, mir, dem Sünder, den Segen der Heiligen zu holen. Begleite mich!

Wie könnt' ich das? — erwiderte der Schwede — Warum sollt' ich ein lästiger Zeuge Deiner Reue, warum ein Störer der Wonne des Wiedersehens sein? Aber laß mich hinüber zur Mutter, damit sie die Tochter auf Deinen Anblick vorbereite. Bezähme Deine Sehnsucht und gehe nicht eher, bis die Mutter Dich durch mich rufen läßt.

Wie Du meinst, — sagte Max sanft. — Geh', ein freundlicher Engel führe Dich zu mir zurück!

Nach einer Stunde kehrte Wrangel wieder. — Heute Abend sei es unmöglich, läßt Dir die Mutter sagen. Der Schall unserer Trompeten habe einen so wehmüthigen Eindruck auf ihre Tochter gemacht, daß schon

die Kunde Deines Hierſeins für Marie's Leben fürchten ließe. Sie bittet Dich, den morgenden Tag zu erwarten, und Du mußt es. Zähme Deine Ungeduld, vielleicht iſt die Jungfrau morgen beruhigter.

Sehr ungern unterdrückte der Leidenſchaftliche ſeine aufgeregte Sehnſucht. Er mußte Wrangel verſprechen, heute keinen Verſuch zu wagen, Marie zu ſehen.

In dumpfer Abgeſchloſſenheit hatte Max ſtundenlang auf ſeinem Zimmer geſeſſen, nicht der Bruder, nicht der Vater kam, nur die Diener zeigten ſich zuweilen, ſeine Befehle zu vernehmen. Schon war es Abend geworden, noch ſaß er ſo in ſeiner qualvollen Einſamkeit. Da ſprang er plötzlich auf. — Schickſal! — rief er ergrimmt und ſtampfte mit den Füßen den geglätteten Boden, — tückiſches Schickſal! höre auf, dein Spiel mit mir zu treiben, tritt offen in die Schranken mir gegenüber und zeige dich als mein Feind, damit ich dir Trotz bieten oder unter deinen Streichen enden mag. Lächle mir nicht! — Wenn ich nach deinem Lächeln hinblicke und wieder hoffe und bete, grinſeſt du mich an mit teufliſchem Blick. Wie freudig ſchritt ich Thor an der Hand des Bruders in das väterliche Haus! ich glaubte, er ſei ein Engel, der den verlorenen Sohn dem Vater zurückführen werde, der mir ſeinen Segen erbitten ſolle, und auch der Engel wendet ſich von mir, weil ich ſeinen Herrn tödtete, und durch ihn ward der Fluch mir doppelt. Fort! fort! — rief er — hinaus in die ſtürmiſche Nacht, daß unter ihrem Toben und Brauſen die Erinnerung ſchweige, und die Gegenwart wie eine dunkle Wolke vor der Mondſcheibe an mir vorüberfliege! — Er warf ſeinen Mantel über den Panzer, ſetzte die Pickelhaube auf, und das breite Schlachtſchwert unter dem Arme verließ er das Vaterhaus.

Von dem fernen Alpgebirge herüber zogen dunkle Wetterwolken, die Blitze leuchteten und erhellten die düſtre Nacht; noch rollte kein Donner. Der Wind ſauſ'te, die Wetterfahnen klirrten, einſam und menſchenleer waren die Straßen von München; nur einzelne Abtheilungen der Schweden zu Fuß und zu Roß durchzogen ſie in ernſter Stille. Max Starnberger ſchritt in ſeinen Mantel gehüllt, nichts um ſich beachtend, durch die Einſamkeit; ſein Weg führte ihn unwillkürlich nach der bekannten Straße, an dem Hauſe vorüber, wo er ſo manche ſelige Stunde der Liebe gelebt und aus ihrem Becher ſich berauſcht hatte. Er blickte hinauf, dunkel war das Fenſter in dem einſamen Stübchen, dem Zeugen geheimer Liebe, dunkel das ganze Haus. Wohl mehrere Minuten ſtand er da, blickte hinauf, und es war ihm, als ob die alte Dienerin die Thür öffnen, ihn einlaſſen müſſe. Aber ſie blieb verſchloſſen, niemand kam, ihm die Himmelspforte aufzuſchließen; nur der immer näher und näher rollende Donner, die dicken Regentropfen, die auf ſeine glühende Stirn fielen, weckten ihn aus den

düſtern Erinnerungen. Unmuthig ging er weiter, an der Jeſuitenkirche vorüber, bog nach dem Auguſtiner-Kloſter und wollte dem Wetter ausweichen, das in Blitze ſich aufzulöſen ſchien, und den Weg nach ſeinem Hauſe nehmen, als eine weibliche Stimme ſeinen Namen rief; als er ſich umſchaute, ſtand eine lange Frauengeſtalt neben ihm, drückte ihm einen Zettel in die Hand und entſchlüpfte in ein Seitengäßchen.

Nachdenkend ſtand Starnberger in der Finſterniß da; das Leuchten des Blitzes zeigte ihm noch einmal in der Ferne die Geſtalt, welche an den Häuſern fortſchlich; ein zweiter Blitz zeigte ſie ihm nicht mehr. Was ſoll das?! — rief er unmuthig — wer kennt mich in dieſer Tracht hier in München? wer verfolgt mich bei dieſem Wetter? — Er klopfte an ein Fenſter, wo er durch den geſchloſſenen Laden Licht ſah, es wurde geöffnet; ein armer Schuſter, der bei dem Scheine ſeiner Glasglocke noch am ſpäten Abend arbeitete, ſah heraus und fragte nach ſeinem Begehr. — Reicht mir Euer Licht auf einen Augenblick! bat Max, entfaltete das Papier und fand von unbekannter Hand die wenigen Worte:

„Mit dem Schlage 11 Uhr lacht Euch an dem Haupteingange der Jeſuiten ein freundliches Abenteuer entgegen. Habt Ihr bei den Schweden nicht die Galanterie verlernt, ſo erwartet man Euch nicht vergebens."

Thorheit! — rief er, den Zettel wegwerfend. — Wäre jetzt ſchlecht aufgelegt zu dem Liebesabenteuer, eine Dirne bei den Jeſuiten aufzuſuchen. Gute Nacht, Alter! rief er dem Schuſter zu, hüllte ſich feſter in ſeinen Mantel, denn der Regen goß in Strömen herab, und ſchritt eilig nach ſeiner Wohnung.

Immer näher kam das Gewitter. Als ob der Himmel die Schweden mit ſeinem Donner hätte begrüßen wollen, ſo furchtbar, ununterbrochen hallte er aus den ſchwarzen Wolken herab. Jetzt nahte Max ſeinem Hauſe, wo auch kein Licht mehr brannte; nur auf dem obern Dachſtübchen, gemeinhin der Aufenthalt fremder Diener, ſchien ein halb erloſchenes Lämpchen zu glimmen. Aber auf der andern Seite ſchimmerte noch ein bleiches Licht durch die grünen Vorhänge. Zuweilen zogen Schatten an ihnen vorüber; doch jetzt blieb das Fenſter frei, nichts mehr wanderte in dem kleinen Zimmer, welches er noch genau kannte und das ihm ſeine Einbildkraft jetzt ſo lebendig malte. Da hörte er oben leiſe Stimmen, vernahm ein eintöniges Gemurmel, als ob Mehrere leiſe beteten, und wenn der Donner ſchwieg, ſchien es ihm, als könne er deutlich das Gebet vernehmen. Unwillkürlich faltete er, an ſein älterliches Haus ſich lehnend, die Hände. — Vater! — rief er durch das Rollen des Donners — Vater im Himmel! habe Barmherzigkeit mit mir, daß die Verzweiflung mich nicht faſſe. Sende einen Deiner Blitze! — Da fuhr ein zackiger Strahl herab, der Donner rollte ſchmetternd, und indem, von dieſer furchtbaren Himmelsſtimme ergriffen, Max ſtarr vor ſich hin ſah, öffnete ſich die Thür von Marie's Wohnung. Ein Knabe, das Lämpchen in ſeiner Linken, die

Klingel in der Rechten, trat heraus, ihm folgte der Priester, das Venerabile tragend. — Kehrt zurück, würdige Frau! — sagte er im Heraustreten — wen das Heilige schützt, der braucht Gottes Blitze nicht zu fürchten!

Fortschreitend klingelte leise der Knabe. Max sank auf seine Knie.

So fand ihn der Wächter bewußtlos liegen. Noch brannte Licht in Marie's Wohnung, dort schellte er, man öffnete, und er bat, einen schwedischen Offizier, der dem Hause gegenüber todt oder ohnmächtig läge, aus Milde aufzunehmen. Die gutmüthige Witwe willigte, trotz der eigenen Noth, aus Menschlichkeit in sein Begehren; der Wächter und die Magd brachten ihn in das Haus, legten ihn in ein kleines Stübchen auf das Bett, und da eben Marie entschlummert war, ging die Mutter hinunter, für den Kranken zu sorgen.

Bleich, leblos lag Max Starnberger vor ihr. Ein lauter Schrei entfuhr ihr, als sie ihn erblickte; doch nur eines Blickes zum Himmel, der jetzt seine Wetter weiter gesendet hatte, bedurfte es, um sie an ihre Pflicht zu mahnen. Sie holte stärkende Essenzen, hielt sie ihm vor, rieb ihm Schläfe und Stirn, und weckte so die schlafenden Lebensgeister. Als er die Augen aufschlug, entfernte sie sich, daß ihr Anblick ihn nicht überrasche; nur der Wächter blieb an seinem Lager.

Wo bin ich! — rief Max im Zimmer umherblickend. — War ich nicht im Unwetter auf der Straße, trat nicht ein Priester mit dem Heiligen mir entgegen? Schweigt denn der Donner, fallen die Blitze nicht mehr hernieder, mich zu zerschmettern?

Das Wetter ist vorüber, Herr! sagte der Wächter, den Max bis jetzt nicht bemerkt hatte.

Wer seid Ihr?! — rief er, sich aufrichtend, dem Manne entgegen, der in einem kurzen Mantel gehüllt, eine Regenkappe von schwarzem Linnen auf dem Kopfe, den eisenbeschlagenen Knotenstock in der Hand, mit seinem langen buschigen Barte, ein ächter Sohn der Nacht, vor ihm stand. — Was wollt Ihr hier?

Gottlob, daß Ihr wieder bei Sinnen seid! — sagte der Wächter, während der Donner nur noch dumpf in der Ferne rollte, und zündete seine Leuchte an dem Lämpchen an, welches auf dem Tische stand. — Morgen früh will ich mir mein Trinkgeld schon holen, sagte er, ging und schloß die Thüre hinter sich zu.

Max war indessen aufgestanden und wußte sich noch nicht zu fassen. Oft glaubte er, alles sei nur ein Traum gewesen, die lockende Einladung, der Blitz, der Geistliche mit dem Venerabile; aber er wachte, fand sich ja hier in dem kleinen Zimmer, wo er alles deutlich sehen, unterscheiden konnte. Er

nahm das Lämpchen, leuchtete im Zimmer umher; da traf sein Auge ein kleines Oelgemälde, über welchem ein verwelkter Strauß von Maßlieben hing; er betrachtete es näher — ja es war — es war das nemliche Muttergottesbild, das ihm in Augsburg Herr Fugger verehrt, und das er vor zwei Jahren seiner Marie mitgebracht hatte. Den Strauß von Maßlieben hatte er damals für sie gepflückt. Alles trat nun lebendig vor ihn, Tische, Stühle, Zimmer erkannte er wieder; er sah nun, daß er in dem Hause Marie's sei.

Ein sonderbares Gefühl ergriff ihn bei dieser Entdeckung. Es war nicht Schmerz, es war nicht Freude, die ihn durchbebte, ein Schauer durchrieselte ihn; wohl mochte es anfangs ein Wonneschauer sein, doch bald stand der Geistliche vor ihm, und das Schreckliche seiner Lage trat ihm mit dieser Erinnerung schaudernd gegenüber. Er wollte hinaus, hin zu ihr; die Thür war verschlossen, er konnte nicht. Er wollte niederstürzen auf seine Kniee, zu Gott beten; aber die Verzweiflung stahl das Gebet von seinen Lippen, er vermochte es nicht. Da nahten leise Tritte, die Thür öffnete sich, die alte Margarethe trat ein. Ohne daß sie verwundert schien, ihn, den sie so gut kannte, hier zu sehen, fragte sie: ob er sich wieder wohl befinde und ob sie die Diener in seines Vaters Hause wecken und ihm hinüberleuchten solle.

Margarethe! — rief er unwillig — glaubst Du, ich ginge von hier, ohne Marie gesehen zu haben?

Die schläft, — erwiderte die Alte — und schläft bald den ewigen Schlaf, — setzte sie schluchzend hinzu — stört sie nicht!

Ich gehe nicht von dannen! rief Max.

Nur still, lieber Herr! — unterbrach ihn die Alte schon versöhnter — Hörte sie Eure Stimme, wär es um das Bischen erquickende Ruhe geschehen. Verhaltet Euch nur still, ich werde die Frau rufen. — Sie eilte hinaus, und ehe Max es hindern konnte, hatte sie die Thür wieder hinter sich verschlossen.

Nicht lange blieb Starnberger allein. Marie's Mutter trat ein, eine jener ehrwürdigen Frauengestalten, deren immer gleichen Zügen das Schicksal nur sanft die Furchen der Leidenschaften eingräbt.

Ein schwedischer Offizier, der gestern zu mir kam, — begann sie, nachdem sie Max höflich gegrüßt hatte, — hat mich mit dem Wunsche bekannt gemacht, daß Ihr meine Tochter sehen, sprechen möchtet. Wißt Ihr, wie Ihr sie finden werdet?

Ich weiß es, Mutter! erwiderte Max mit dem Gleichmuthe eines Verzweifelnden.

Was wollt Ihr bei uns? Die Blüthe ist verwelkt, die Rose geknickt, es geht zum Ende!

Erschüttert stand Max vor der Matrone, deren Blick so schmerzvoll zur Erde sah, als ob sie dort ihr einziges Kind schon im Grabe ruhend erblickte. — Gönnt ihr, — fuhr sie fort — gönnt Marie einen sanften Tod; das ist alles was sie von Euch erwarten, was ich von Euch erbitten mag!

Mutter, Mutter! rief er hastig aus und ergriff ungestüm ihre Hand.

Laßt mich! — ſagte dieſe ernſt — Ihr habt alle Bande zerriſſen, die uns einſt ketteten; Ihr habt getrennt, was die Liebe, was eine lange unglückliche Liebe ſo gern geeint hätte. Laßt meine Hand los, Herr! — rief ſie heftiger — die Eure brennt, als hätte ſie — Doch, was iſt der Schmerz, den ich in dieſem Augenblicke fühle, gegen die Qual der Armen, die auf ihrem letzten Lebensathem die Sehnſucht nach Euch noch mit hinüberträgt!

Frau! ſchrie Max auf.

Ich bitte Euch um Gott und aller Heiligen willen, — unterbrach ihn die Matrone — ſchweigt, daß die Arme Eure Stimme nicht höre! Ein ſanfter Schlummer erquickt ſie jetzt, nachdem ſie den letzten Troſt der Religion empfangen, ſtört ihn nicht. Denn hörte ſie Eure Stimme, ſchrie ſie auf vor Schreck und Wonne, und — es wäre geſchehen!

Da ſank Max vernichtet auf einen Seſſel und weinte bitterlich. Alle Leidenſchaften, alle wilden tobenden Gefühle hatte das Bild der ſterbenden Marie in Schmerz aufgelöſ't, ſelbſt ſein Schluchzen ſuchte er zu unterdrücken, damit er ihre Ruhe nicht ſtören möchte. Die Mutter ſah ihn weinen und vergaß in dieſem Augenblicke, daß es nicht mehr der Eidam ſei, der um ſeine Geliebte trauere; ſie vergaß alle Sorgen, allen Kummer, den er ihr bereitet. Seine Thränen führten die Verſöhnung in ihr Herz zurück. Sie trat freundlich zu ihm. — Suchet Troſt bei Gott, Max Starnberger! — ſagte ſie, ihre Hand auf ſein geſenktes Haupt legend. — Sie hat Euch vergeben, und der letzte Gedanke ihrer ſcheidenden Seele ſeid Ihr; Euer Bild ſchmückt ſie immer noch lieblich aus und nimmt es ſo mit ſich hinüber.

Kann ich denn nichts mehr für ſie thun? fragte er aufſpringend.

An ihrem Grabe beten, — ſagte ſie ſtill vor ſich hin — das könnt Ihr noch!

Und iſt denn keine Rettung, keine Hoffnung mehr?

Keine!

Nun dann, — rief er heftiger — dann iſt alles verloren, alle Hoffnung, alles dahin! Was nützt mein leiſer Jammer, mein leiſes Klagen, warum ſoll meine Stimme ſie nicht aufſchreien aus ihrem Schlummer, was ſollen ihr die Secunden, die ſie dem Tode noch abgewinnt?! Eine Secunde in meinen Armen, an mein liebendes Herz gedrückt, gilt mehr als die ſchleichende Zeit, auf deren Schneckengange der Tod ſich tückiſch heranſchleicht. Mutter, ich muß ſie ſehen! Kein Bitten, kein Hinderniß! Ich ſchreie ſie auf mit meinem Angſtruf, und läg' ſie ſchon entſeelt auf ihrem Bette; der Tod ſollte erſchrecken vor meinem Schmerzgeſchrei, ſeine Beute verlaſſen, ohne ſie entfliehen. — Führt mich zu ihr!

Max! — bat die Mutter — warum dieſe unbändige Leidenſchaft, die Euch ſo manches Unglück, Eurem Vater ſo manchen Gram bereitet hat? Erwartet mit Ruhe Marie's Erwachen, ich will ſie auf Eure Gegenwart vorbereiten! oder, — ſetzte ſie tief erſchüttert hinzu — gnügt es Euch nicht,

sie langsam getödtet zu haben, soll Euer unverhoffter Anblick dem Schicksale vorgreifen? — Setzt Euch, ich gehe indessen hinauf; kurz sind nur die Stunden der Ruhe — sie wird bald erwachen, und dann komme ich wieder, Euch zu ihr zu führen. Versprecht mir, bis dahin ruhig zu bleiben.

Er setzte sich und drückte der Mutter Hand, die ihn verließ.

In sich verschlossen saß er nun in dem kleinen Zimmer, über sich die schlummernde Marie, um sich in dunkeln Farben die Bilder der Erinnerung. Vergangenes und Gegenwärtiges schwebte an ihm vorüber, die Wonne der ersten Liebe mit der Qual der Verzweiflung; jede leise Bewegung, die er über sich vernahm, weckte die Hoffnung, jeder stille Moment der Betrachtung die Verzweiflung in ihm auf. Qualvoll war sein Zustand. Reue fühlte er, sein Gewissen war ein strenger, unerbittlicher Richter, sein Leben hätte er für Marie's Leben freudig geopfert. Aber nicht der Liebe heiliger Quelle entsprang dies Gefühl, nur das duldende, durch ihn an den Grabesrand geführte Mädchen, nicht die Geliebte sah er in ihr. So verging eine peinliche Stunde. Die leisen Tritte, die er über sich vernahm, sagten ihm, daß sie wache, und immer noch kam die Mutter nicht, ihn zu ihr zu führen. Endlich erschien Margarethe und bat ihn, sich noch zu gedulden, die Jungfrau wache zwar, doch müsse sie erst in einem frommen Gebete den Muth suchen, ihn zu empfangen.

Da brachen die ersten Strahlen der Morgensonne durch die eisernen Fenstergitter, und mit ihnen hörte er die Mutter nahen. So sehnsuchtvoll er sie auch erwartete, so ängstlich klopfte ihm das Herz, als sie eintrat. — Kommt! — sagte sie, und die Thränen erstickten fast die Stimme, — kommt zu ihr! sie wünscht Euch zu sehen; nur verweilt nicht lange bei ihr, es könnte sie tödten.

Nur, indem er allen Muth sammelte, vermochte Starnberger der Mutter zu folgen; als hielte ihn sein Gewissen fest, als zög' es ihn von dem Krankenlager zurück, so schwer wurde es ihm das Zimmer zu verlassen, und als sie vor der wohlbekannten Thüre standen, als sie sich öffnete, er hereintrat, starrte das tobende Blut in seinen Adern.

Da lag auf schwanweißem Lager das Mädchen seiner ersten Liebe, bleich, die Wangen hohl, gebrochen das Auge. Margarethe unterstützte sie, daß sie sich etwas aufzurichten vermochte. — Ich danke Euch, Herr! — sagte sie mit leiser Stimme — daß Euch das Mitleid hieher führt. — Max trat dem Lager näher, unwillkürlich sank er zu ihren Füßen nieder und barg sein Gesicht in seinen Händen. — Ihr seid mir eine freundlich tröstende Erscheinung, und mir wird nun leichter, dem Leben ein Lebewohl zu sagen, fuhr sie fort; sie mußte jedoch inne halten und vermochte nicht weiter zu sprechen. Sie wollte weinen, der Quell der Thränen war mit dem Lebensquell versiegt. Max lag noch immer schweigend vor ihr.

Ach, nur ein Wort, Max, nur ein freundliches Wort, daß ich den Ton noch einmal höre! bat sie jetzt leise.

Marie! — rief er ſchluchzend, doch wagte er nicht aufzublicken. — Marie, vergieb! Bei dieſen Worten lächelte ſie freundlich, legte ihre Hand auf ſein Lockenhaupt und ſagte mit der Stimme eines Engels: Ich vergab Dir ſchon längſt mein, Geliebter!

Da faßte er ſtürmiſch ihre Hand, drückte ſie an ſein Herz, an ſeine Lippen.

Laß mich! — rief ſie leiſe — zünde die irdiſche Flamme nicht an in meinem Innern, ſie darf mir auf meinem Himmelswege nicht leuchten!

Verlaßt ſie! bat die Mutter. — Geht, lieber Herr! ſagte Margarethe.

Doch ehe Du gehſt, — ſagte die Kranke heftig zitternd — laß mich noch einmal Dein Auge ſehen, ehe das meine ſich ſchließt!

Max Starnberger, — unterbrach ſie die Mutter ernſt — wenn Ihr ein menſchliches Herz habt, ſo geht!

Da ſprang er auf, blickte mit der Gluth der erwachten Liebe ſie an; ihr Auge ruhte verklärt auf dem ſeinigen. Sein Arm umſchlang ſie, ſeine Lippen preßten die ihrigen, und nun erſt ſtürzte er hinaus.

Marie, die Hände faltend, ſank auf ihr Lager zurück.

In dem nemlichen Saale des kurfürſtlichen Schloſſes, in welchem ſich vor kurzem die Stände bei der Abreiſe ihres Landesherrn verſammelt hatten, ſahen ſich heute am frühen Morgen die nemlichen Abgeordneten des Adels, der Geiſtlichkeit und der Reſidenzſtadt vereinigt, um dem Könige von Schweden aufzuwarten. Eine drückende Stille herrſchte in dem Saale, der Gnade eines Monarchen ſollten ſie ſich empfehlen, der ihres Herrn Feind, ihres Landes Schrecken, ihres Glaubens Geißel war; aber die Nothwendigkeit zwang ſie, ihren Unmuth, ihren Schmerz zu unterdrücken, demüthig mußten ſie den Sieger empfangen.

Er nahte; von den Fürſten, Kriegsoberſten und ſeinen Offizieren umgeben, trat er in den Saal und grüßte freundlich. — Ich freue mich, Ihr Herren, Euch hier zu ſehen, wohl mehr als Ihr, mich in Eurer Mitte zu finden! — ſagte er huldreich — Im Kriege fallen die Würfel verſchieden, heute dem Einen zum Glück, morgen dem Andern. Ihr Herren vom Adel! — fuhr er nach einer Pauſe fort — haltet Eure Bauern in Ordnung, ich höre, ſie rottiren ſich zuſammen; haltet ſie ab von dieſer Thorheit! Was will ein zuſammengelaufener Haufe gegen regulirtes Kriegsvolk? ſich und ſein Land verderben, weiter nichts. Haltet ſie zurück, damit ich nicht an ihnen ein ſcharf Exempel geben muß; Ihr ſeid mir für ſie verantwortlich. Ihr Abgeordneten der Reſidenz werdet wohl mit der Mannszucht meiner Soldaten zufrieden ſein; habt Ihr gerechte Klage, ſoll ſie ſtreng unterſucht, und aller Unbill abgeholfen werden. Ich bin mit der Aufnahme meiner Krieger in hieſiger Stadt wohl zufrieden, und danke Euch dafür. Ihr geiſtlichen Herren, die Ihr ſo oft das Anathema über mich geſprochen und

mich mit Worten und in Schriften verflucht habt als der Hölliſchen einen, laßt das Wort des Herrn, deſſen Diener Ihr ſeid, fürder ein Wort des Friedens und der Verſöhnung ſein! Euern Gottesdienſt werde ich nicht ſtören; wir glauben ja alle an einen Gott, den Gott der Milde und Barmherzigkeit, der Nachſicht mit den Irrenden hat und ein Hirt iſt, der das verlorene Schaf freudig wieder aufnimmt in ſeine Heerde. Predigt das Evangelium des Friedens, und ich werde Euch ſchützen. Doch Ihr Väter der Geſellſchaft Jeſu, — ſagte er ſich mit ernſtem Blicke zu den Jeſuiten wendend — laßt alle weltlichen Praktiken ruhen, miſcht Euch nicht in die Welthändel; denn ich ſage Euch, für alles, was während meiner Anweſenheit in München vorfallen könnte, ſeid Ihr mir verantwortlich mit Leib und Gut!

Euch, Pater Philibertus, — ſagte er, ſich zu einem alten, ehrwürdigen Kapuziner wendend, — Euch reiche ich meine Hand zum Willkommen! Oft habt Ihr mit Flammenworten von der Kanzel auf mich herabgedonnert, doch, wie Ihr ſeht, haben Eure Blitze mich nicht getroffen. Da aber Euer Wandel, wie ich vernommen, heilig, rein und gottesfürchtig iſt, bin ich überzeugt, daß Eure Worte nicht aus Eurem Herzen kommen, und nur der furchtbare Glaube, daß, wer Euern Formen und Gebräuchen nicht anhängt und Euern Papſt nicht für Gottes untrüglichen Geſandten erkennt, ewig verdammt iſt; nur dieſer Zweifel an Gottes Barmherzigkeit und Milde läßt Euch fehlen und Ihr glaubt Segen zu ſpenden, wenn Ihr den Fluch ausſprecht. Ihr ſeid ein offener, ehrwürdiger, grader, alter Mann; deswegen ſage ich Euch hier vor Allen, daß ich Euch ſchätze und achte.

Ehrfurchtvoll neigte ſich der Pater; eine ſtille Freude über des Königs Worte drückte ſich zwar auf ſeinem Geſichte aus, doch ſtrahlte noch die Würde ſeines Amtes und der feſte Glaube ſeines Berufes auf ſeinem ehrwürdigen Antlitz.

Majeſtät! — erwiderte er — wer ſo freundlich mit einem alten Manne reden kann, der wohl zuweilen im Gefühle ſeiner Pflicht gegen ihn öffentlich geprebigt, der hat auch Kraft, die Wahrheit zu hören, wo er ſie vernimmt. Ja, König der Schweden! — begann er; der Eifer trieb ihn an, und er glaubte, ein Gottgeſandter, ſtehe er vor Guſtav Adolf. — Du, den Gott mit ſo Edlem, ſo Seltenem begabt, Du Vater Deines Volkes, Freund dem Freunde, gütiger Herr Deinen Dienern, Erſter in Deinem furchtbaren Heere, Du milder Sieger! Dir fehlt nichts, ein Gideon zu ſein den chriſtlichen Völkern, als daß Du zurückkehrſt zu dem wahren Glauben, der Deine Ahnen zu dem Throne Gottes führte, daß Du in den Schooß der heiligen Kirche Dich betteſt als ihr reuevoller Sohn. Denn ich ſage Dir, und Gott giebt mir die Kraft, im Angeſicht Deiner Kriegstrabanten es Dir ſagen zu können, nicht lange mehr wirſt Du die Geißel ſein, womit Gott der Herr ſeine treuen geliebten Kinder züchtigt, nicht

lange wird die Scheinglorie um Dein Haupt glänzen, womit die Thaten der Welt Dich schmücken; denn was ist irdischer Glanz, wo das himmlische Licht verloschen ist! Gustav Adolf! Fürst über Tausende! höre mein warnendes Wort, nur im Arm der rechtgläubigen Kirche strahlt Dir die Palme, die für die Ewigkeit grünt, wenn längst schon Dein irdischer Lorbeer verwelkt ist. — Kehre zurück zum Glauben der katholischen Kirche!

Ernst, ihn nicht unterbrechend, hatte der König des Kapuziners Rede angehört. Herr Pater! — sagte er, nachdem dieser schwieg, gelassen — mein Glaube steht so fest in meiner Brust, wie der Eure. An Gottes Vaterherz lege ich ihn getrost, wenn Ihr den Euren zu den Füßen eines irdischen Menschen legt. Ich ehre den Muth, mich im Angesicht meiner Krieggenossen bekehren zu wollen; doch geht bei Euch, Pater Philibertus, die Klugheit nicht gleichen Schritt mit Eurem Eifer. Mäßigt ihn künftig und sucht unter dem Pöbel die Proselyten, die Ihr auf dem Throne schwerlich finden werdet.

Er trat aus dem Kreise der Geistlichen zu einigen vom Adel, sprach dies und jenes, dann unterhielt er sich von der Stadt und ihren Einrichtungen mit den Abgeordneten des Rathes, und als er dem alten Georg Starnberger nahte, sagte er freundlich zu diesem: Euer Sohn, welcher Page des Feldmarschalls Tilly war, ist unweit Regensburg gefangen. Er ist doch wieder in Eurem Hause? denn ich gab ihn frei und zahlte die Ranzion für ihn, die für einen unbärtigen Gefangenen nicht bedeutend ist.

Starnberger verneigte sich dankend.

Auch habt Ihr noch einen Sohn in meinem Heere. Ein tüchtiger Soldat, der das schwere Handwerk in kurzer Zeit gut gelernt hat, nur ist er etwas wild und rauh. Saht Ihr ihn schon?

Ich sah ihn, Majestät!

Ihr scheint darob nicht sehr erfreut, könnt ihm wohl nicht verzeihen, daß er die gelb und blaue Feldbinde trägt?

Sie birgt dem Vater des Sohnes Herz, erwiderte der Alte finster.

Ei, ei, alter Mann! — unterbrach ihn der König kopfschüttelnd — Wer wird in einer Zeit, wie die jetzige, wo Vorurtheile und alte Gewohnheiten aus den Angeln gehoben sind, so streng Ansichten und Meinungen verdammen! Unter der schwedischen Binde schlägt wahrlich manch wackeres Herz, und der Glaube allein macht nicht den Frommen.

Wie würde Ew. Majestät den schwedischen Mann empfangen — erwiderte Starnberger bescheiden — der mit der rothen Feldbinde und dem burgundischen Kreuz auf der Brust vor seinen König träte? Wie soll der Vater seinen Sohn empfangen, der dem Vaterlande, seinem Glauben untreu, als Feind in das Vaterhaus zurückkehrt, der — doch verzeihen Ew. Majestät! es giebt Handlungen, die nur vor den Richterstuhl des Familienvaters gehören.

Ich verstehe Euch, — sagte der König ernst. — Kann ich bei meiner Anwesenheit in Eurer Stadt Euch nützlich sein, selbst in dem beschränkten Kreise Eurer Häuslichkeit, so thue ich es gern; wendet Euch an mich. — Er trat zu seinen Offizieren zurück, entließ die Abgeordneten, und ging nach dem nahe gelegenen Zeughause.

Auf dem kurzen Wege dahin sprach er mit dem Herzoge Bernhard von Weimar, und wahrscheinlich betraf die Unterredung den Rittmeister Starnberger, der in des Herzogs Gefolge war; denn kaum in dem Zeughause angelangt, unterhielt sich der Herzog mit Gustav Wrangel angelegentlich.

Der König setzte sich, nachdem er sich überall dort umgesehen, in dem untern Geschoß auf eine zerbrochene Laffette; der Zeugwärter stand ehrfurchtvoll vor ihm, Feldmarschall Horn und Wilhelm von Weimar in einiger Entfernung. Der Kurfürst von der Pfalz besah die aufgehängten Rüstungen und die erbeuteten Fahnen, worunter manche aus der Schlacht bei Prag traurige Erinnerungen in ihm erweckten.

Habt ja wacker ausgeleert, Ihr Herren von Baiern! — sagte der König zu dem alten Zeugwärter — denn Euer Herr soll das Zeughaus ziemlich gefüllt gehabt haben. War auch kein Wunder. Die Städte Nord-Deutschlands haben manches schöne Stück geliefert, die Prager Schlacht, die von Lukter am Barenberge haben manche Karthaune nach München gebracht; sagt mir, wohin habt Ihr alle das Geschütz geführt?

Nach Augsburg, erwiderte der Zeugwärter.

Habe wenig dort gefunden, unterbrach ihn der König.

Und nach Znaym zum Herzog von Friedland, fuhr jener fort.

Dem wird Euer Herr wahrlich nicht viel gesandt haben! sagte Gustav lächelnd.

Und die oberen Säle sind noch alle gefüllt, Majestät! brach der Alte schnell das Gespräch ab.

Ja, ja, — rief der König lächelnd — mit der ganzen Zurüstung zu dem Landshuter Krieg, mit Rüstungen aus den Zeiten Kaiser Ludwig des Baiern, und mit Donnerbüchsen Kaiser Maximilians! Und sagt mir nur, — fuhr er fort — wie habt Ihr die doppelten Karthaunen ohne Laffetten fortgeschafft? denn diese haben wir bei den Franziskanern und Jesuiten gefunden. — Der Alte wurde verlegen. — Feldmarschall Horn, — sagte der König — laßt die zur Schanzarbeit beorderten Bauern kommen! Euch aber, alter Mann, — fuhr er fort, sich zu dem Zeugwärter wendend, — Euch frage ich noch einmal: wo habt Ihr das Geschütz verborgen? Finde ich es, so büßt Euer Kopf dafür!

Der ist grau, und überdies ist es bald mit ihm zu Ende, — erwiderte der Alte muthig. — Er steht in Gottes, in Ew. Majestät Hand. Lieber aber mag er vom Blocke in sein Grab rollen, nur nicht als Verräther vor Ew. Majestät erröthen müssen!

Brav gesprochen, Alter! — sagte der König, ihm auf die Schulter klopfend. — Ich werde nachsuchen, und damit, wenn ich finde, er Euch nicht zu sehr schmerzt, Eure alten Freunde in Ketzerhänden zu sehen, so geht ruhig nach Haus. Ihr habt Eure Pflicht gethan, und das ehre ich.

Er entließ den Alten, die Bauern rückten mit Hacke und Schaufel ein, und der König befahl nun, den Fußboden aufzuwühlen.

Fest und in schönster Ordnung lagen noch die dicken, eichenen Bohlen, auf denen die ganzen und halben Karthaunen gestanden hatten, und niemand hätte glauben können, daß sie so Kostbares verbärgen. Doch als die Erde mehrere Fuß tief durchwühlt war, glänzten die metallenen Stücke den Suchenden entgegen. Zuerst, als ob ihnen die Ehre gebühre, stiegen die zwölf Apostel — Stücke, die nach jetzigem Kaliber 48 Pfd. schossen — aus ihrem Grabe herauf. Sie waren in München gegossen, die schönste Arbeit zierte sie, und auf jeder war einer der Apostel und die Jungfrau Maria, die Schutzpatronin Baierns, abgebildet. Ganze und halbe Karthaunen, zusammen 140 an der Zahl, wurden ausgegraben; die meisten waren mit dem Wappen der Pfalz geziert, in diesem unglücklichen Lande und in der Schlacht bei Prag erbeutet. Selbst schwedische halbe Karthaunen fand der König, die in früherer Zeit seinen Vorfahren von den Dänen abgenommen, und dann von diesen wieder an Tilly verloren waren. Seid mir willkommen! — rief der König bei ihrem Anblicke — Im Baierland begraben, sollt ihr in Stockholm wieder auferstehen. Auch diese, — sagte er auf acht Stück weisend, die des heldenmüthigen Christians von Braunschweig Wappen trugen, — auch ihr sollt in mein Vaterland wandern, um dort zum Andenken dieses Heldenjünglings aufgestellt zu werden!

Schon glaubte man mit dem Schatzgraben zu Ende zu sein. Der König ging von Stück zu Stück, untersuchte woher es war, und an so manches reihte die Erinnerung Thaten und Begebenheiten. Nur der Kurfürst von der Pfalz war unmuthig, denn er hatte das Meiste zu diesem Schatze beigetragen. Auch der Feldmarschall Horn ward verdrießlich, als ihm der König zwei Feldschlangen zum Geschenk machte, die ihm Tilly bei Bamberg abgenommen hatte. Grabt nur noch tiefer! — befahl der Feldmarschall, seinen Unmuth zu verbergen, — hier scheint mir der Boden so locker, — und wirklich stießen die Arbeiter noch auf ein Geschütz, das größte, das man bis jetzt gefunden. Der König eilte herbei, besah das mächtige Stück, das trotz der Menge Hände nur mit Maschinen aus seinem Grabe herausgebracht werden konnte; das baierische Wappen zierte es, und unter dem Wappen ruhte ein fettes Schwein. — Ha! ist dies die berühmte Sau, dieses Meisterstück der Stückgießerei! sei mir willkommen! rief der König.

Aber noch willkommener war es, als man zufällig sein Kaliber untersuchend, in dem Rohre einen Schatz verborgen fand, der für die damalige

Zeit bedeutend war. 300,000 Ducaten waren darin, und dieſer Fund freute den König faſt mehr, als das übrige Geſchütz, das er zum Theil dem Kurfürſten von der Pfalz als ſein Eigenthum zurückgab, theils zum Gebrauch in Stand ſetzen und ſeinem Heere folgen ließ. Alles baieriſche und pfälziſche Geſchütz wanderte nach Augsburg, wo es jedoch nach einigen Jahren wieder in die Hände der Baiern fiel.

Während der König in dem Zeughauſe ſo viele Mittel zur Fortſetzung des Krieges gefunden, ſtand der Arzt mit bedenklichem Geſichte an dem Krankenbette Marie's, deren matter Puls heute heftig und ungeregelt ſchlug. Die ſorgſame Mutter winkte ihn bei Seite, erzählte ihm das Vorgegangene, und wie ſehr dieſe Begebenheit das Gemüth und den Körper ihres Kindes angegriffen habe. Der Arzt hörte aufmerkſam zu und ſchien, als die Mutter ſchwieg, über etwas zu ſinnen. — Hört, würdige Frau! — ſagte er endlich — die Krankheit Eurer Tochter liegt mehr im Gemüth als in dem Körper, der wahrlich kräftig ſein mußte, um ſo lange der Einwirkung des Grames zu widerſtehen. Den Körper zu retten, kenne ich kein Mittel als das Herz; auf dieſes aber könnte nur der Bräutigam heilbringend wirken. Fürchtet deshalb die Gemüthbewegung Eurer Tochter nicht, legt ihm nichts in den Weg, ſich der Kranken zu nähern; laßt ihren Empfindungen freien Lauf. Vielleicht ſchickt der Himmel uns durch ihn ein Mittel der Geneſung; wo nicht, ſo enden ihre Leiden ſchneller! denn daß Ihr den Himmelstroſt ihr ſchon in dieſer Nacht habt reichen laſſen, war voreilig und gegen meinen Willen.

Aber wenn die Freude, der Schmerz ſie plötzlich hinwegruft? ſagte die Beſorgte.

So denkt, würdige Frau, der Arzt habe Eurem Kinde eine Arznei gereicht, die einzige, die ſein Wiſſen ihm noch als heilend oder ſchnell tödtend zeigte. Würdet Ihr mir verwehren, ſie zu reichen, wenn keine andere Hülfe vorhanden wäre?

Er kehrte zu Marie zurück. Lieber Herr! — ſagte dieſe leiſe zu ihm — die Mutter hat Euch gewiß geſagt, daß er hier war. Ach, ich ſehne mich ſo unausſprechlich nach ihm, laßt ihn doch herüberkommen, daß ſein Anblick mich ſtärke und mein Tod ſanft ſei! denn nun ich ihn hier weiß, könnte ich nur in ſeinen Armen ſterben.

Der Arzt ſchickte Margarethen hinüber zu Max Starnberger, den ſie allein und ſanft und ruhig geſtimmt fand. Der Anblick der Kranken hatte ihn tief erſchüttert. Sein Leben, ſein unſtetes wildes Leben lag hell vor ihm ausgebreitet, und die bleiche, welkende Geſtalt des Mädchens, dieſe geknickte Roſe war ihm werther, als da ſie noch in Jugendfriſche aufgeblüht ſich an ihn ſchmiegte. Er folgte Margarethen. Es war nicht mehr

der wilde Schmerz, der ihn in dieser Nacht festgebannt und ihn dennoch fortgetrieben hatte; es war die Wehmuth, die ihn hieher begleitete.

Als er eintrat, streckte ihm Marie die Hand entgegen; sie wollte lächeln und vermochte es nicht. Eine Thräne rann aus ihrem Auge; dem Arzte schien sie als erster Bote der Genesung zu sein. Seid mir willkommen, Herr! sagte sie endlich mit leiser Stimme, und winkte, daß er sich neben ihr Bett setzen sollte, und als er nun mit mitleidvollem Blick sie anschaute und die schmerzvollen Züge so ganz lebhaft die dahingeschwundene Lieblichkeit der Jungfrau in ihm zurückriefen, drückte er sanft ihre Hand und führte sie zu seinem Herzen, seinen Lippen; das Mädchen bebte vor Wonne.

Mutter! — bat er, sich jetzt zu dieser wendend, die an der andern Seite des Zimmers weinend saß, während die alte Margarethe mehreres ordnete, um nur im Zimmer bleiben und die beiden sehen zu können. — Mutter, laßt mich mit Marie allein! Ich habe zu meinem Heil, zu ihrer Ruhe mit ihr zu reden; gönnt mir den Frieden des Lebens, wenn ich es ferner noch ertragen kann, und ihr — einen sanften Tod! setzte er leise hinzu.

Die Mutter blickte auf den Arzt; er winkte bejahend. Die drei verließen das Zimmer, Max und Marie waren allein.

Marie! — sagte dieser — ich habe unrecht an Dir gehandelt, habe Deine Jugend zerstört, Dein treues Herz gebrochen, habe die Treue verletzt, die ich vor Gottes Angesicht Dir schwur. Höre mich an, Unglückliche! höre mich und versage mir nicht die Bitte, die allein nur noch den Frieden des Herzens mir wiederzugeben im Stande ist! — Das Mädchen sah ihn freundlich bejahend an; er fuhr fort. — Ich habe zwar den katholischen Glauben abgeschworen, Du bist dem Glauben Deiner Väter treu geblieben; aber was die Herzen eint, darf der Glaube nicht trennen. Ich habe an diesem Morgen deshalb reiflich nachgedacht, Marie, habe die Fälle mit Besonnenheit erwogen, und dabei die Treue und Unwandelbarkeit meines Herzens geprüft. Erhört der Himmel das Gebet eines reuigen Sünders und schenkt Dir Gesundheit und Leben, oder nimmt er Dich zurück in seinen heiligen Schooß, wohin ich Dir bald folgen würde, gleichviel; für beides reichst Du mir Trost und Wonne, wenn der Brautkranz Deine Locken schmückt, Du heute noch die Meine wirst, und, an meinem Herzen erwarmend, von meinen Lippen neuen Lebensodem einsaugst. Werde die Meine, Marie! Sprich ja!

Ein Blick, in welchem die Verklärung einer Himmlischen lag, strahlte aus des Mädchens Augen. Ich danke Dir, Max! — sagte sie gerührt — nicht für diese Welt nehme ich Deine freundliche Gabe, als letzte Lebensblüthe nehme ich sie für jene mit hinüber, damit wir uns dort für die Ewigkeit finden; und wenn auch nur das Mitleid sie mir reicht, nicht die

Liebe, ſo iſt es doch für mich beruhigend, daß wenigſtens noch ein Gefühl in Deinem Herzen für mich ſpricht.

Darf ich Deiner Mutter es verkünden? fragte Starnberger und bog, einen Arm um ihren Nacken legend, ſich ſanft über ſie.

Thue es, mein Geliebter! lispelte ſie leiſe, und die Sehnſucht der beglückten Liebe, die aus ihren Augen ſtrahlte, hieß ihn willkommen. Da beugte er ſich tiefer, ſein Mund berührte ihre bleichen Lippen, er nahm den bräutlichen Kuß.

Habt Ihr auch alles wohl bedacht, Herr Starnberger? — fragte die Mutter, als Max ihr ſein Glück verkündet. — Es ſollte mir wehe thun, wenn die Arme vielleicht am letzten Tage ihres Lebens noch ſo bitter getäuſcht würde, und Ihr herzlos, blos in der Hoffnung, daß es nur eitle Ceremonie ſei, die der Tod zum Gaukelſpiel macht, um Eures Gewiſſens willen, Eure Hand der Sterbenden bieten wolltet.

Mutter! — ſagte Max bewegt — Gebe Gott zu meinem Heil, daß der Brautkranz den Tod verſcheuchen und das Leben zurückrufen möge! Eurer Tochter trauernde Geſtalt, der Todesſchatten, der wie eine düſtre Wolke über ihre Himmelsſterne zieht, hat mich erſchüttert, mein Unrecht mir lebhaft gemalt, und ich will mit Gott deshalb wieder gut machen, ſo viel ich kann.

Iſt das Euer feſter Wille?

Ja, Mutter!

So kehrt zum Schooß der allein ſeligmachenden Kirche zurück, gebt mir am Strebebett meines Kindes dies Verſprechen, und der Segen des Herrn wird Euch begleiten.

Mutter! — ſagte Max ernſt — ich habe wild gelebt, leichtſinnig meine Stunden und mit ihnen mein Glück verſcherzt. Aber was ſo tief in des Menſchen Bruſt, in ſeinem gottverwandten Geiſte liegt, der Glaube, der nimmt ſeinen eigenen Flug, wohin ihn die innere Stimme ruft; der meine ging oſtwärts. Ein jeder hofft ja das Himmelsziel zu erreichen, und doch beginnt jeder ſeinen Flug nur in der Dämmerung. Wohl dem, welchem der Sterne Licht den rechten Weg bezeichnet! Von dem Pfade, Mutter, wank' ich nicht, ſo wenig als Marie den ihren verlaſſen wird. Laßt uns davon ſchweigen. Beſtellt den Prieſter, und laßt es minen Vater wiſſen, vielleicht kommt er, ſeine Kinder zu ſegnen; ich gehe, mich feſtlich zu kleiden. Noch einmal kehrte er an's Krankenbett zurück, drückte noch einen Kuß auf die flüchtig geröthete Wange. — Leb' wohl, Geliebte! — rief er, — die künftige Stunde vereine uns auf immer!

Als er an dem Zimmer ſeines Vaters vorüberging, hielt er an — lange kämpfte er mit ſich, dann pochte er leiſe.

Wer iſt draußen?! rief der Vater. — Euer Sohn! erwiderte Max. Der Vater ſchwieg und öffnete nicht — Max ging; ein bitteres Gefühl hatte ſich mit der Wehmuth vereint, als er in ſein Zimmer trat. Hier befahl

er seinem Diener, ihm sein Festkleid zu bringen, und alles ordnend hoffte er den finstern Eindruck aus seinem Gemüthe zu scheuchen, den des Vaters Schweigen in ihm aufgeregt hatte. Noch war er mit seinem Anzuge beschäftigt, als Gustav Wrangel rasch eintrat. — Max! rief er ihm entgegen, doch als er ihn mit dem Festkleid angethan, die schwere goldne Kette sich umhängen sah, stutzte er und fragte: Warum so festlich, Starnberger?

Auch Du, mein Freund, mußt Dich schmücken und mich zur Trauung hinüber begleiten, erwiderte dieser.

Zu Marie?! rief Wrangel.

Zu ihr.

Da sank der Schwede an seine Brust, drückte ihn innig und fester an sich. — Nun erst fühle ich, daß Du mein Freund bist, denn nun erst bist Du mir gleich im Gefühl und Handeln! Ich gehe und folge Dir bald, meine Warnung wäre jetzt nur vergebens.

Welche Warnung? fragte Max.

Geh' nur hinüber, versäume keinen der köstlichen Augenblicke; geize mit der Zeit, sie ist Dir Armen vielleicht kärglich zugemessen! Noch einmal drückte er den Freund an sein Herz und eilte sich ebenfalls festlich zu schmücken.

Als wenn nach tobender Sturmnacht ein Strahl der Morgensonne die halb entblätterte weiße Mairose bescheint und ihren bleichen Kelch mit Aurorafarben röthet, so hatte des Geliebten Wort, sein Kuß die Lebensgeister wieder auf Marie's Wangen hervorgezaubert, und eine zarte Röthe hauchte ihren Lebensodem über das jungfräuliche Antlitz.

Seht nur, — sagte die Mutter leise zu dem Arzte, welcher die Kranke nicht verlassen hatte, — seht, wie erfrischt sie daliegt, lebhaft ihr Auge, die Wange geröthet, die Lippen nicht mehr so bleich! Ich glaube selbst, Ihr hattet Recht, als Ihr sagtet, aus ihm schöpftet Ihr Hoffnung.

Liebe Frau, — erwiderte der Bedächtige — seid auf Glück, seid auf Unglück gefaßt, auf Leben, auf Tod! Der Liebe Macht hat die Geister des Lebens, die sich nur ungern von der zarten Hülle trennen wollten, heraufbeschworen; aber wie das Lämpchen in schweigender Nacht, dem Verscheiden nahe, noch einmal den letzten Tropfen Oel aufsaugt, aufflackert und verlischt, so könnte es auch hier sein!

O seht nur, — sagte die Mutter, ihn unterbrechend, wie sorgsam ihre matte Hand den Scheitel zieht, wie sie die dunkelblonden Locken zurückschiebt und alles sorgfältig ordnet, daß, wenn die Freundin kommt, den Brautkranz einzuflechten, alles bereit ist; seht nur, wie sie sich aufmerksam im Spiegel betrachtet!

Dem Tode selbst tritt die Jungfrau nur sauber, rein und sittsam ent-

gegen — erwiderte der Arzt — wie könnte die Braut versäumen, sich zu schmücken, wenn der Bräutigam naht! Hofft nicht zu viel von dieser Schwäche menschlicher Eitelkeit, sie begleitet uns ja bis zum Grabe.

Da trat Marie's Freundin ein, den Myrtenkranz in der Hand, die Thräne im Auge, den Schmerz in der mitfühlenden Brust. Sanft beugte sie sich über die holdlächelnde Braut, drückte den Schwesterkuß auf die jungfräuliche Stirn, und sagte: Ich komme, Marie, um Dich mit dem Brautkranze zu schmücken. Gott verleihe Dir Segen und Gesundheit!

Amen! sagte die Kranke, und während jene die Myrte in das Haar flocht, die Mutter der Tochter Haupt hierbei unterstützte, betete diese mit matter Stimme: Gieb mir Kraft, barmherziger Vater, daß ich die Wonne ertrage, und der Tod mir nicht überraschend den Kranz raube, ehe der Segen des Priesters ihn geheiligt hat! Schenke mir nur so lange des Lebens verlöschendes Licht, dann geschehe Dein Wille, Herr!

Als sie das Gebet beendet, trat der Bräutigam mit Gustav Wrangel ein, und als habe ihr sein Erscheinen die Erfüllung ihres Wunsches bestätigt, so beruhigt, so heiter begrüßte sie ihn, der Wrangel als seinen treusten Freund ihr vorstellte.

Der Kranz war jetzt in ihren Locken befestigt; noch einmal mußte ihr Margarethe den Spiegel reichen, noch einen flüchtigen Blick warf sie hinein, da winkte sie Max, näher zu ihr sich zu beugen, und sagte ihm leise: Selbst die Myrte bringt die Rosen nicht zurück, mein Geliebter! ich bin eine entblätterte Blume, welche Du Armer in Deinen Lebenskranz flichst.

Auch bleich und entblättert bist Du mir theuer, — rief er laut — und aus meiner Brust soll des Lebens Gluth in Dich strömen, mit Dir theilen will ich jeden Funken des Lebens!

Da wollte sie die Rechte heben, ihm die erglühte Wange dankbar zu streichen, aber sie sank matt auf die seidene Decke nieder. — Nicht einmal habe ich Kraft, Dich liebkosen zu können! sagte sie traurig, schloß das Auge und entschlummerte.

Den Blick unverwandt auf sie gerichtet, saß Max am Bett und lauschte ängstlich auf jeden leisen Lebensodem; er fürchtete, der Tod möchte seinen freundlichen Bruder verdrängen. Die Mutter stand an den Füßen des Bettes, im Stillen betend mochte sie wohl des Bräutigams Furcht theilen; hinter ihr stand die weinende Margarethe. An das andere Ende des Zimmers hatten sich Wrangel und der Arzt zurückgezogen, beide sahen theilnehmend, aber schweigend auf die Kranke.

Herr! — unterbrach endlich Wrangel die Stille, sich leise zu dem Arzte wendend, — seh' ich so recht starr auf die entschlummerte Jungfrau, so ist mir, als ob sie schon hinübergegangen sei, denn immer seh' ich den Tod, nicht den furchtbar Gräßlichen, nein so wie ihn die Alten sich dachten, einen freundlichen, wehmüthigen Jüngling hinter ihr stehen, die eine Hand nach dem Kranze streckend, mit der andern die Fackel löschend.

Es iſt nur der Schlaf, lieber Herr, — antwortete ihm der Arzt. — Gebe Gott, daß ſeine ſanft bewegten Schwingen mit Erquickung ihre matten Augen anwehen! ſie ſchläft recht ruhig.

Während der Arzt noch ſprach, öffnete ſich leiſe die Thür, Franz trat ein. Auch er war feſtlich geſchmückt, und als er dem Bette ſich näherte, bog er leiſe das Knie, ſank zu Marie's Füßen, und helle Thränen ſtürzten aus ſeinen Augen.

Max hatte dem Knieenden die Hand gereicht, dieſer preßte ſie an ſein Herz, ſein thränenfeuchtes Auge ſah dankend nach dem Bruder, in deſſen Blick eine Frage lag, die ſeine Lippen nicht zu thun vermochten. Franz verſtand die ſtumme Sprache, nickte bejahend mit dem Kopfe, und Max's Auge umſtrahlte Heiterkeit.

Der Schlummer der Jungfrau war erquickend, aber kurz. Sie ſchlug bald die Augen wieder auf, begrüßte den Geliebten freundlich, und als ſie Franz noch an ihrem Bette knieen ſah, ſagte ſie leiſe zu Max, doch ſo, daß Franz es hören konnte: Das iſt ein treues Herz!

Jetzt trat Margarethe haſtig ein und ſagte einiges der Mutter in's Ohr. Dieſe eilte hinaus und kehrte bald mit dem Prieſter zurück; ihnen folgte der alte Georg Starnberger, der, ohne ſich um die Umſtehenden zu kümmern, auf ſeinen Sohn zuſchritt und mit feſtem, ernſtem Tone ihn fragte: Willſt Du dieſer Jungfrau Deine Hand reichen als Dein ehelich Gemahl, und fühlſt Du deſſen Dich würdig?

Ja! erwiderte Max, den der Ernſt des Vaters und der feindliche Blick, den er ihm zuwarf, mißſtimmte.

So kehre mein Segen zu Dir zurück und begleite Dein frommes Beginnen! — fuhr der Alte fort, dem Sohne die Hand reichend. — Maria ſei der Engel, der Dich zur Seligkeit zurückführt! Und nun, — ſagte er, ſich zu dem Prieſter wendend, — mögt Ihr beginnen, ehrwürdiger Herr!

Der Prieſter, ein Greis, trat zu dem Bette der Kranken. Ehe ich die feierliche Handlung beginne, — hob er an — frage ich Euch, Max Starnberger! einſt mein Schüler, mein Beichtkind, — jetzt — doch Gott iſt gnädig auch gegen die Verirrten — ich frage Euch, ob Ihr recht und mit Gott den Schritt überlegt habt, den Ihr thut? Die Himmelspforten ſtehen der frommen Märtyrin offen, die irdiſche Pforte kann Gott ihr wieder mit Blumen des Lebens ſchmücken, wenn ſeine Barmherzigkeit es will.

Wozu dieſe Frage! — erwiderte Max unmuthig, und ergriff Marie's Hand. — Hat mein Thun Euch gezeigt, Herr Pater, daß ich auf dem einmal betretenen Wege wieder umkehre? daß ich, einem Knaben gleich, ſchwankend bin wie ein dünnes Rohr?

Es hat mir gezeigt, Herr Starnberger, — entgegnete der Prieſter — daß das Herz eines Mannes, welches der Sturm der Leidenſchaften hin und her bewegt, ſchwankend iſt wie ein dünnes Rohr, daß Ihr nur

feſt ſeid auf dem Wege der Sünde; auf den Weg des Heiles aber nur Gottes Gnade Euch zurückführt!

Denkt an die Kranke, Herr Pater! — ſagte der Arzt. — Meine Pflicht iſt, Euch daran zu erinnern.

Und auch die meine, ſagte Max mit gepreßter Stimme, während Marie's Auge bittend auf den Prieſter ſchaute.

Dieſer faßte ſich, legte die Hände beider in einander und ſprach: Friede ſei mit Euch, Friede und Verſöhnung! — Dem Sünder ſei vergeben!

Vater im Himmel! — begann er nach einer langen Pauſe — Vater der Barmherzigkeit! der Du nach Deiner Weisheit noch die Myrte in die Locken dieſer Jungfrau ſchlingen ließeſt, nachdem Du ihr ſchon die Stärkung zu ihrem Himmelswege gereicht, blicke mit Milde auf ſie herab, gieb ihrer Seele den Muth, ihrem Körper die Kraft, in dieſem wichtigen Augenblicke ihres trüben Lebens mit dankbarem Gemüth ſich zu Dir empor zu ſchwingen. Gieb, wenn Deine Allwiſſenheit es zu ihrem Frommen finden mag, gieb ihr die Blüthe wieder und die Geſundheit, damit ſie noch lange des Lebens Glück zu Deiner Ehre und zu Deinem Preiſe genießen möge. Wo nicht — ſo nimm ſie auf in Deinen heiligen Schooß. Dein Wille geſchehe!

Sende — fuhr er fort, ſich zu Max wendend, — einen Strahl Deines heiligen Lichtes in das Herz dieſes Mannes, ihn zu erleuchten, ihn zurückzuführen. Laß Deine Barmherzigkeit ſich über ihn breiten um jenes Engels willen. Amen!

Als die Ringe gewechſelt werden ſollten, der Prieſter den Ring der Braut verlangte, welche einen kleinen goldnen Reif vom Finger zog, da erbleichte der Bräutigam. An dieſes heilige Symbol der Ewigkeit, der Unzertrennlichkeit hatte er nicht gedacht; nur ein Ring war an ſeiner Hand, er zauderte ihn abzuziehen, um ihn dem Prieſter zu geben. Gieb ihn mir! — rief Marie, und mit faſt geiſterhaftem Blick ruhte ihr Auge auf dem Ringe. — Gieb ihn mir, Geliebter! er gefällt mir ſo wohl, und es iſt, als ſtröme Ruhe und Hoffnung aus ihm auf mich über. — Max zögerte; der Vater zog einen Brillantring vom Finger, gab ihm dem Sohne. Nimm dieſen Ring, mein Sohn! — ſagte er — er iſt ein Geſchenk Deiner Mutter und wohl dieſes Tages werth.

Nein, nein! — bat Marie — jener iſt mein Ring; jenen gebt mir mit der Schlange und dem Vergißmeinnicht, keinen Diamant!

Wrangel, den Ring, welchen ſein Freund am Finger trug, kennend, ſtand lange in banger Erwartung, endlich nahte er ſich Max und ſagte leiſe: Gieb ihn, ihr Leben iſt in Gefahr!

Max zog den Ring von ſeinem Finger und reichte ihn dem Prieſter, der, indem er die Ringe wechſelte und ſie dem Brautpaar anſteckte, feierlich rief: Segne Gott dieſen Bund, und wie dieſer einfache Reif ohne

Anfang und Ende sich um den Finger der Braut zieht, so ziehe sich ununterbrochen der Friede des Herrn um Eure Tage! Wie diese Schlange das doppelte Symbol der Ewigkeit und des Bösen, das Symbol der Erinnerung gefaßt hält, so möge aus Gift Euch Heil, aus Tod Euch Leben entströmen, und die Erinnerung, die sie für Euch trägt, nie von der Reue begleitet sein!

Hoch klopfte das Herz der Braut, hell strahlte ihr Auge von Liebe und Hoffnung, und als habe der Arzt wahr gesprochen, einte das Leben alle seine Funken zur Flamme, da sie, den Ring an ihrem Finger, ein festes, vernehmliches Ja! aussprach. Das liebende Weib lag in des Gatten Arm, nur erst am Rande des Grabens ward ihr diese Wonne. Des Vaters, der Mutter Segen heiligte den Bund.

Da unterbrach ein Diener Max Starnbergers die eingetretene Stille; er meldete seinem Herrn, daß drüben ein Offizier auf ihn warte, der ihn im Namen des Königs zu sprechen wünsche.

Alles war erstaunt; Max ging eilig hinüber. Wrangel, welcher die Botschaft ahnete, suchte die Gemüther zu beruhigen, und als Max bald wieder zurückkehrte und ihnen den erhalteuen Befehl mittheilte, sogleich vor dem Könige zu erscheinen, als er, Marie umarmend, von ihr schied, da vermochte sie nicht den Umstehenden ihre Angst zu verbergen, und nur Wrangel war im Stande, wenigstens einigermaßen die Sorgen durch freundlichen Trost zu mildern.

Als der Rittmeister im Vorzimmer des Königs erschien, ward er sogleich angemeldet und eingelassen. Er fand den König allein, in seiner gewöhnlichen Kleidung vor einem Tische stehen, auf welchem mehrere Landkarten und Bücher lagen. Gustav Adolf blätterte in einem Buche und schien etwas darin zu suchen, dann sah er nach Starnberger auf, nickte nur ein wenig mit dem Kopfe und setzte seine Nachforschungen fort. Wohl mehrere Minuten war er so beschäftigt, dann schien er das Gesuchte gefunden zu haben, las aufmerksam das Blatt hinunter, wendete um, legte das Buch vor sich auf den Tisch und trat auf Max zu.

Rittmeister! — begann er, diesen von Fuß bis auf dem Scheitel genau beschauend, wahrscheinlich seines festlichen Anzuges wegen. — Ihr sollt ja ein so guter Constabler sein.

Ich habe ein sehr scharfes Auge, Majestät! erwiderte dieser.

Am Lech habt Ihr das Falkonet auf Tilly gerichtet und ihn niedergeworfen.

Ja, Sire! Ich glaube Ew. Majestät und meinen Religionverwandten einen wichtigen Dienst geleistet zu haben.

Mit nichten, Rittmeister! — unterbrach ihn Gustav Adolf — Lebte der Tilly noch, würde an keine Vereinigung mit dem Wallenstein und dem

Baier zu denken ſein. Aber was kümmert das Euch! Als die Glocken in Ingolſtadt des Tilly Tod verkündeten, jauchztet Ihr auf. Wohl nicht Eurer Glaubensgenoſſen wegen. Ihr haßtet den Feldherrn perſönlich?

Ja, mein König!

Und weßhalb? Ich kenne ſo manches aus Eurem Leben, daß ich auch dies wohl wiſſen möchte.

Max ſchwieg.

Redet! rief der König ernſt.

Ich liebte ein Mädchen, ſie wurde von einer Verwandten des Grafen Tilly erzogen, war wahrſcheinlich von ihm abhängig. Er traf uns, behandelte mich mit Verachtung, das Mädchen verſchwand, ich mußte flüchten.

Und ließet die Braut zurück. —

Starnberger wußte nicht, wie er des Königs Antwort deuten ſollte.

Ihr ließt die verſprochene Braut zurück, die um Euch trauernd am Rande des Grabes ſteht. Doch was kümmert das Euch! — Jetzt ſagt mir, wen fandet Ihr in vergangener Nacht bei den Jeſuiten?

Ich, mein König? — fragte Max verwundert, welchem der Monarch einen Zettel reichte. Es war der nemliche, den ihm in vergangener Nacht die Frauengeſtalt in die Hand gedrückt und welchen er am Fenſter des Schuſters weggeworfen hatte. — Ich bin dieſer Einladung nicht gefolgt, ſagt er mit Ruhe.

Nicht? — fragte der König und ſah ihn mit durchbohrendem Blicke an.

Nein! bei Gott nicht! rief Max im Gefühle ſeiner Unſchuld. — Des Königs Auge ruhte lange auf dem Rittmeiſter, er ſchien ihn durchſchauen zu wollen. Starnberger, — ſagte er endlich — Ihr ſeid ein braver Soldat, ſollt auch ein wackrer Mann ſein, und doch laſtet eine Schuld auf Euch, die Euch in meinen Augen entwürdigt. Ihr ſeid wortbrüchig; einen Wortbrüchigen kann ich nicht achten.

Sire! rief Max ſich vergeſſend und trat einen Schritt zurück.

Ja, Rittmeiſter! — ſagte der König entrüſtet — Wer einer edlen Jungfrau die Ehe verſpricht, ſie verläßt, ſie dem Tode nahe bringt, der iſt ſchlecht! wer die Mittel in Händen hat, wieder gut zu machen und es nicht thut, der iſt ehrlos! Ihr habt Euren Beſcheid und könnt gehen.

Mein König! — rief Starnberger, durch die Worte des Helden erſchüttert. — Ich habe gut gemacht, ſo viel ich konnte; ſeit einer Stunde iſt die Unglückliche meine Gattin!

Des Königs Geſicht erheiterte ſich. Das freut mich um Euch, um Eures alten Vaters willen. Es thut mir immer weh, wenn die Tapferkeit, wenn die Ehre des Soldaten nicht ſtets mit der bürgerlichen Ehre vereint geht. Was ich wünſchte, darin ſeid Ihr mir alſo entgegengekommen, und ich glaube auch jetzt Euern Worten, daß Ihr der Einladung dieſes Zettels nicht gefolgt ſeid. Solltet Ihr jedoch noch einmal aufgefor-

dert werden, zu den Jesuiten zu kommen, so befehle ich Euch hinzugehen. Seht, wer Euch dort sprechen will, hört ihn an und gebt mir Kunde. Ich fürchte, die Herren lieben mich nicht sehr und treiben allerhand geheime Praktiken; und solltet Ihr vermißt werden — ich kenne ihre Art — so weiß ich Euch zu finden.

Ich werde Ew. Majestät Befehle gehorchen, sagte Starnberger, sich neigend.

So geht! Gebe Euch der Himmel heute einen frohen Tag, und schenke Eurem Weibe die Gesundheit wieder! — Er reichte Max die Hand zum Kusse und entließ ihn huldvoll.

— — —

Als Max zu Marie zurückkehrte, fand er noch Alles in gespannter Erwartung; die Mutter, der Vater und Franz waren noch da; Marie, sehr ermattet, suchte dennoch ihren Gatten so freundlich als möglich zu empfangen. Was wollte der König? fragte sie ihn.

Geschäfte, liebe Marie, die den Soldaten betrafen, nichts, was Dich beunruhigen könnte. — Der Vater fragte ihn ernster, auch er erhielt die nemliche Antwort.

Mutter, — bemerkte Max, nachdem er die herabgezogenen Vorhänge etwas zurückgebogen und Marien's Gesicht mehr vom Licht erhellt gesehen hatte, — Mutter, sie ist sehr blaß, das Auge sehr trübe, kommt der Arzt bald wieder?

Erst am späten Abend versprach er zu kommen!

War sie recht unruhig während meiner Abwesenheit?

Die Sehnsucht störte den Schlummer, sobald er sie zu überraschen suchte.

Laßt mich mit ihr allein! — bat er — Meines Vaters Unglück verkündendes Gesicht, des Bruders Thränen, Eure ängstliche Besorgniß beunruhigen sie gewiß. Zudem wünsche ich über so manches mit ihr zu reden, wo jeder Zeuge, und wären es geliebte Aeltern, lästig sein muß.

Die Mutter nickte bejahend, und eben wollte sie mit den Uebrigen das Zimmer verlassen, als Max herausgerufen wurde. Einer seiner Diener gab ihm ein Briefchen, das so eben eine lange, hagere Frauengestalt für ihn in seine Wohnung gebracht habe. Starnberger, fast ahnend, was es enthielt, brach es auf und las:

„Ihr habt Euch gestern vergebens erwarten lassen, deshalb sollte ich fast zweifeln, Euch an Eurem Hochzeittage zu sehen. Doch verlangt es mich, Euch zu sprechen. Um 11 Uhr am Portale der Jesuiterkirche erwarte ich Euch noch einmal."

Thöriges Wesen, das mich zu necken wagt, steh' so lang' Du willst

und harre meiner, — rief er aus — ich komme nicht! Zwar fiel ihm des Königs Befehl ein, selbst der Gedanke stieg in ihm auf, der König habe diesen Brief schreiben lassen, um ihn zu prüfen; er zerriß ihn jedoch und kehrte wieder an das Krankenbette der Neuvermählten, die mit sonderbarer Ungeduld seiner zu warten schien und sich mit ihrem Trauringe beschäftigte.

Der Vater mit den Uebrigen verließ nun das Zimmer, und Max setzte sich an das Bett. Durch die grünen Vorhänge des Fensters schienen eben die letzten Strahlen der Abendsonne, die Glocke von dem Thurme der Jesuiten schlug acht, und nicht ein Fußtritt hallte von der Straße herauf. Er hatte Marie's Hand gefaßt, die glühend in der seinen ruhte; der Dämmerschein der Abendröthe umfloß ihr bleiches Gesicht, und wie eine Glorie bildeten sich die Strahlen um den Myrtenkranz, den sie noch nicht abgelegt hatte. Wie er sie da liegen sah, war es ihm, als läge ein Engel des Himmels vor ihm, der mit verklärtem Blick die Schwingen lüftete und sich auf nach seiner Heimath schwingen wollte. Marie, die bisher den Blick nach dem Lichte der Abendsonne gewendet und in stiller Andacht vielleicht dem Gedanken nachgehangen hatte, dies könnte wohl das letzte Mal sein, daß die Abendgluth vor ihren Blicken ausströme, wandte jetzt das angegriffene Auge nach Max, drückte leise seine Hand, und fragte mit sanfter, zagender Stimme: Liebst Du mich wirklich, mein Geliebter, treu, innig und heilig? O! sprich und sag' es mir, daß dieser süße Trost mich in den Schlummer wiege; denn sieh, ich fühle mein Auge will sich schließen — und ich möchte so gern die Ueberzeugung mit in meine Träume flechten und sie mit hinübernehmen.

Marie! — rief Starnberger, und legte seinen rechten Arm sanft um sie, während der linke ihre Hand gefaßt hielt. — Wie kannst Du noch zweifeln? Heißer liebe ich Dich als je, inniger als in den ersten Tagen unseres Glücks.

Ich danke Dir, — sagte sie leise, hob seine Hand zu ihren Lippen und küßte sie. — Ich war Dir treu in Glück und Unglück, kein Wunsch, kein Gedanke, in welchem Du nicht lebtest, ist in mir aufgestiegen; Du kannst mir's glauben. — sagte sie bittend, bog den Kopf und reichte ihm den Mund zum Kuß; dann faltete sie die Hände und betete mit leiser Stimme: Vater, vergieb mir meine Schuld; hab' ich gefehlt aus Schwachheit, so richte mich nach Deiner Barmherzigkeit! — dann, wie neu gestärkt, fuhr sie plötzlich auf und sah nach dem Geliebten. — Mein Max! rief sie laut und heftig, der Schlaf aber schloß schnell ihre Lippen, ihre milden Augen; ermattet sank ihr Haupt an des Geliebten Brust — sie war entschlafen.

Die Glocke der Jesuiten schlug neun, sie ruhte noch an seiner Brust. Fest mußte der Schlummer sein, denn sie lag so ruhig wie ein eben entschlafenes Kind. Die Mutter öffnete die Thür, Max winkte ihr, sie zog sich leise zurück, kehrte jedoch bald wieder, und immer schlief Marie noch.

OXFORD

Da trat der Arzt ein. Er hatte draußen ſchon erfahren, daß ſie ſo erquickend ſchlummere; er nahte ſich leiſe dem Bett, nahm die kleine Lampe vom Tiſch und beleuchtete das heitere, ruhige Antlitz der Schlafenden. Laßt ſie ruhen, Herr Starnberger — ſagte er ernſt — legt ihr Haupt zurück auf's Kiſſen. So! die Hände ſind noch gefaltet, die Augen ſchon geſchloſſen. Nun geht und ſtört ſie nicht!

Starr ſah dieſer den Arzt an, der die gefalteten Hände berührte und ſich über die Entſchlafene bog. — Herr! — rief Max mit gepreßter Stimme — wie meint Ihr das?

Sie ſchlummert ſanft, — erwiderte dieſer — und träumt, ſie ſei heimgegangen zu den Engeln und liege, eine gebrochene Lilie, an den Stufen des göttlichen Thrones, — und — ſo iſt es!

Vernichtet ſank Starnberger nieder.

Am andern Abend war in dem Hauſe der Witwe das Zimmer, in welchem Marie's irdiſche Hülle im Sarge ruhte, mit Blumen und Blüthen geſchmückt. Lieblich, wie ſie in der Stunde des Todes geweſen, ſoll ſie auch bleiben, bis ihre Hülle der Erde gegeben iſt, ſo hatte Max gebeten und angeordnet, und ihre Freundinnen und Geſpielinnen zogen von allen Theilen der Stadt herbei, um die bräutlich Geſchmückte im Sarge zu ſehen und der Todten die Blumen des Lebens zu weihen. Selbſt der offene Sarg war mit Kränzen umwunden, die Myrte grünte noch friſch in den Locken der Entſchlafenen, als ob ſie dem Tode ſpotte, der ſie zu berühren nicht vermochte. Eine einfache Roſe lag ſchon halb entblättert an ihrer ſtillen Bruſt, die kein Seufzer mehr hob, kein Lebensodem. Maßlieben ruhten an ihrem Herzen, und Tauſendſchön, Zweige von dunklem Rosmarin waren über das weiße Sterbelager geſtreut. Als ſei ſie entſchlafen, als ob ein lieblicher Traum ſie umgaukele, als ob noch die letzten Liebesworte „mein Max!“ auf ihren Lippen ſchwebten, ſo ſanft ſchien der Mund zu lächeln und das nahe Erwachen zu verkünden. Nur das kleine Crucifix, welches ſie in den Händen hielt, mahnte an den Tod, die Kerzen, die um den blumenumwundenen Sarg ſtanden, an die Auferſtehung; und wenn man ſah, wie die weißgekleideten Jungfrauen, die ſie bewachten, alles ordnend um den Sarg ſich bewegten, bald hier den welken Kranz mit einem friſchen vertauſchten, dort die entblätterte Lilie mit einer duftenden Roſe erſetzen, leiſe über die Entſchlafene ſich bogen und ſtille Thränen der Trauer ihr weihten, hätte man meinen können, es ſei ein Engel entſchlafen, und die andern Engel bewachten ſeinen Schlummer.

Mit dem Blicke der Verzweiflung trat jetzt Max in den Saal; noch einmal wollte er ſie ſehen. Ach, nur noch wenige Augenblicke, und der Sarg ſollte ſich ſchließen. Denn mit der zehnten Stunde, hatte die Mutter

befohlen, müſſe das Irdiſche weggenommen, und die Todte dem Himmel allein geweiht ſein, nur bis zu dieſer Stunde hatte ſie den Bitten des Sohnes nachgegeben. Mit der zehnten Stunde ſchloß ſich der Sarg, die Blumen ſchwanden, der Tod trat an die Stelle des Lebens. Die heiligen Gebete ſollten beginnen, das Weihwaſſer ſtatt Thränen den Sarg beträufeln.

So lebe wohl, Engel des Lichts! — rief Max und ſank über ſie hin — Lebe wohl, Du verſöhntes Herz! Die Myrte im Haar gehſt Du hinüber, wo die Palme des Sieges Dir winkt. — Er drückte einen Kuß auf die kalten Lippen, und nahm die Roſe von ihrer Bruſt. — Verwelkt, wie ſie, ſei du mir Talisman, der mir den Weg zeigt, den ſie vorangegangen! — Da ſchlug die Glocke ihre dumpfen zehn Schläge. Noch einmal blickte er dem ſchlummernden Engel auf das geſchloſſene Auge, auf den ſanft lächelnden Mund, und als der Deckel ſich ſchloß und dem Tode die Gewalt gegeben war zu zerſtören, ſtürzte er hinaus.

Ohne Ruh', ohne Raſt jagt' es ihn Straß' auf, Straß' ab. Bewußtlos, ohne irgend einen Gedanken ordnen zu können, von tauſend dunklen Gefühlen getrieben, ſchritt er unaufhaltſam durch die finſtern Gaſſen, und wenn er ſich umſah, war es ihm, als ſähe er hinter ſich einen langen Schatten, als ſähe er die rächende Nemeſis ihm folgen; er verdoppelte ſeine Schritte, aber auch der Schatten verdoppelte ſie, und als er jetzt auf dem großen Marktplatze ankam, auf ſich ſelbſt und ſeine Zaghaft zürnend ſtill ſtand und ſich nach dem Geſpenſt wendete, trat die Geſtalt, die er für ſeinen Schatten gehalten, plötzlich an ihn heran und ſagte mit dumpfer Stimme: Max Starnberger! ein Soldat, ein Ehrenmann löſ't ſein Wort. Ihr habt es verpfändet, und ſeid ein Elender, Ehrloſer, folgt Ihr mir nicht zu der Pforte der Jeſuiten, wo man Euch erwartet, es zu löſen.

Steh! rief Max, doch die Geſtalt eilte voran und winkte ihm, zu folgen. Die Rede des Unbekannten, der ihn einen Ehrloſen geſcholten, ſpornte ihn, er gedachte des Befehls ſeines Königs, und die Gefahr, welcher er entgegenging, war ihm ja willkommen. Er folgte. Er hatte Marie's Sarg verlaſſen, jetzt konnte ihm nichts mehr furchtbar ſein.

An dem hohen Portal der Jeſuiten verſchwand der, dem er gefolgt; die weibliche Geſtalt, die ihm vor einigen Tagen den Brief in die Hand gedrückt, trat hinter einem Pfeiler hervor auf ihn zu.

Kommt mir nach! — ſagte ſie freundlich, öffnete eine Nebenthür der Kirche, nahm das Lämpchen unter dem weiten Mantel hervor, ſchritt durch das hohe Schiff, und hob die Leuchte hoch, als ſie vor einer offenen Gruft vorbeiſchritt. Er erkannte ſein Familiengewölbe, hierher ſollte am Morgen Marie's Sarg gebracht werden, alles war hier ſchon zu ihrem Empfange bereitet. — Wißt Ihr, weſſen Ruheſtätte dies iſt? ſagte die Geſtalt. — Vorwärts! — rief Max — vorwärts, Du Unhold! — und ſchweigend ging die Geſtalt weiter. Sie traten jetzt in den Kreuzgang der Kirche, das

Lämpchen verlosch. — Eure Hand, muthiger Ritter! sagte das Weib, und Trepp' auf, Trepp' ab ging der Weg — er mußte ihr folgen. Jetzt hielt sie an, klopfte leise an eine Thür, sie öffnete sich, doch Dunkel und Nacht blieb vor ihm. Die Führerin ließ seine Hand los, und als er um sich tappte, hörte er die Thür hinter sich schließen; lange stand er in der Finsterniß allein.

Wie, wenn in dunkler sternloser Nacht im Osten der Mantel der Finsterniß ergrauet und heller und heller sich besäumt, ein Dämmerlicht, noch wie mit Nebel umflort, dem sehnenden Auge die Gegenstände nur düster zeigt, bis endlich die Strahlen des jungen Tages ihn freundlich begrüßen; so hellte sich die Nacht, welche Starnberger umgab, allmälig mehr und mehr, bis die Gegenstände um ihn wie im Nebel schwammen, und er sie jetzt im Halbdunkel deutlich sehen konnte. Als er jetzt den Blick auf ein Ruhebett heftete, von wo aus das Licht zu dämmern schien, erhob sich eine schwarz verschleierte weibliche Gestalt, schritt auf ihn zu, und da im nemlichen Augenblicke das Zimmer erhellt war, warf sie den Schleier zurück, und Angelika stand vor ihm.

In einem Augenbicke unsres Lebens, wo der Schmerz uns furchtbar erfaßt und alle unsre Empfindungen zerrissen hat, trifft selten das Ueberraschende tief und erschütternd unser Gemüth. Auch Max, der noch vor wenig Tagen vor diesem Anblicke erbebt wäre, sah zwar erstaunt, doch mit Fassung Angelika an. Vielleicht stand auch Marie's Todenbild neben dieser schwarz umschleierten Gestalt.

Kennt Ihr mich nicht mehr, Max Starnberger? fragte sie, und in ihrem Tone lag Stolz und Schmerz.

Ob ich Euch noch kenne? erwiderte dieser.

Fast scheint es mir, Ihr kennt mich nicht. Doch, zur Sache. — Die Zeit ist da, wo ich das Recht habe mein Eigenthum zurückzufordern. Ihr seid vermählt. Nur meinen Ring, weiter habe ich von Euch nichts mehr zu fordern.

Das Blut stockte bei diesen Worten in Starnberg's Adern.

Nun, tapfrer Kämpfer am Lech, edler Mann, Christ nach Luthers thöriger Weise, wo ist mein Ring? Gebt ihn zurück, oder Ihr seid beschimpft durch Meineid, und verfolgt durch meinen Fluch und meine Rache!

Eurer Rache spotte ich, — sagte Max mit Würde, dem die Worte, der Blick des Weibes jede sanfte Erinnerung verwischt hatte; — aber meinen Schwur möchte ich lösen, wenn es noch in meiner Macht stünde. Ich gab den Ring dem Priester als Pfand der Weihe; er ruht an meines Weibes Hand.

So nehmt ihn zurück, — sagte Angelika höhnisch — gebt ihr einen Ring von Diamanten, sie wird willig den einfachen zurückgeben, der Euch einst feierlich an mich band.

Sie nahm ihn mit in ihr enges Haus, ſagte er dumpf vor ſich hin.

Glaubſt Du, Treuloſer, ich wiſſe das nicht? — ſagte Angelika lachend — Mit in die Gruft nimmt ſie das Pfand der Liebe, dorthin, wo die Liebe ſelbſt ruht. Das iſt mein Triumph, daß Du mir ihn nicht wiedergeben kannſt, daß Du noch einmal meineidig werden mußt, da wo Dein Meineid Dich entehrt vor Menſchen, Dich verflucht vor Gott. Denn einem Weibe den Schwur brechen und mit ihm ihr Herz, iſt Euch Tand, der Ehre den Schwur brechen, unauslöſchliche Schande!

Kann ich Euch nichts bieten, Angelika, mein Wort, meinen Schwur zu löſen? — ſagte Max beſonnener — Fordert was Ihr wollt, ich habe Euch noch nie einen Wunſch verſagt, verſagt mir auch dieſen nicht!

Wagt Ihr es, ſelbſt meine Erinnerung zu wecken? Daran thut Ihr wohl, damit das Mitleid mich nicht beſchleiche, — ſagte ſie finſter. — Hört, eitler Thor! und bötet Ihr mir Euer Herz und Eure Liebe, ich gäb' Euch Euer Wort nicht zurück; ſie hatten ja längſt ſchon den Werth für mich verloren, daß ſie mir für den Schlangenkopf meines Ringes nicht feil wären. Deine Ehre, Deine Seele will ich; nicht Dein Gold, nicht Deine Liebe!

Max ſchauderte zuſammen; wild blickte er auf die Furiengeſtalt. Um dieſe konnte ich den Engel verlaſſen! — dachte er — Dank Dir, Gott, daß Du mich gerettet! — und mit dieſen Worten kehrte Ruhe und Beſonnenheit zu ihm zurück. — Dame, — ſagte er mit Ernſt und Feſtigkeit — Ihr ſollt den Ring wieder haben, morgen, übermorgen, wenn es ſein kann; an die Zeit bindet mich mein Schwur nicht. Ich danke Euch, daß Ihr mir ihn abgefordert, daß Ihr mich ganz enttäuſcht und mir die Ruhe meines Lebens doch einigermaßen wiedergegeben habt. Wen verſchmähte Liebe zur Furie machen kann, der war der Liebe nicht werth!

Ihr irrt, werther Herr! — erwiderte Angelika mit einem Gleichmuth, der ſonderbar mit der Heftigkeit des vergangenen Augenblicks abſtach. — Verſchmähte Liebe befiehlt mir nicht, Euch zu martern, denn wißt, ich liebte Euch ſchon lange nicht mehr. Eure Geſtalt, Eure Schwärmerei zog mich an. Sinnlichkeit führte mich in Eure Arme, nicht die Liebe. Ueberdies bin ich Katholikin, hatte nur, Euch zu täuſchen, die Maske der Irrlehre angenommen; wenige Tage nach Eurer Flucht habe ich, Euch ſchnell vergeſſend, mich vermählt, und würde an Euch und meinen Ring nicht mehr gedacht haben. Aber, tapferer Held! — der Gleichmuth war dahin, und die Furie ſtand wieder vor ihm, — die Falkonetkugel am Lech, welche Tilly traf, rief die Tochter auf zur blutigen Rache, und ſie werde mir!

Eure Rache erwarte ich, ächte Tochter des Zerſtörers von Magdeburg, und der Ring ſoll Euch werden! rief der Jüngling mit Stolz.

Wißt Ihr denn ſo gewiß, daß Ihr mir den Ring wiedergeben könnt? fragte ſie bedeutſam.

Ja! erwiderte Max.

Ganz gewiß? fragte ſie noch einmal.

Ich habe den Muth, ihn zu holen, ihn Euch zu bringen.

Angelika erbleichte. Schweigend ſtand ſie vor ihm, ſinnend blickte ſie vor ſich nieder. Plötzlich ergriff ſie eine Schelle und klingelte.

Was beginnt Ihr?! rief Max.

Der Rache ſchnelles Gift Euch reichen will ich, da das langſame unnütz iſt. — Und in dem nemlichen Augenblicke traten mehrere Bewaffnete in's Zimmer. — Ergreift den Abtrünnigen, — rief ſie — und thut wie Euch befohlen!

Halt! — donnerte Starnberger ſein Schwert ziehend, ihnen entgegen. — Mein Leben verkaufe ich Euch theuer. Und um Euch zu zeigen, daß ich noch Mitleid mit Euch habe, Ihr herzloſe Frau! ſo erfahrt, der König weiß, daß ich hieher geladen bin, Euer erſter Brief kam in ſeine Hand. Nur auf ſeinen Befehl bin ich hier; mein Tod ſtürzt das Collegium der Jeſuiten in Trümmer und begräbt Euch mit. Dieſe Schonung dankt der Erinnerung; Ihr aber entfernt Euch oder fühlt den Arm eines Mannes!

Noch einen Augenblick bedachte ſich Angelika, dann gab ſie ein Zeichen, die Männer entfernten ſich. Laßt mich zurückführen, — ſagte Max kalt. — Ich muß mein Weib, mein durch Euch gemordetes Weib zur Ruhe begleiten, und ich mag nicht länger in Eurer Nähe ſein. Euren Ring ſtelle ich morgen dem Pater Rector zu. Eilt aus München, ehe der Schweden Arm Euch faßt, das iſt mein letztes Wort! — Er wendete ihr verächtlich den Rücken. Das Weib, das ihn hergeleitet hatte, führte ihn auch jetzt zurück, jedoch durch die Kirche ging der Weg nicht wieder.

Die irdiſche Hülle Marie's ward am frühen Morgen in Georg Starnberger's Familiengruft in der Kirche der Jeſuiten beigeſetzt. Max war ihr gefolgt, hatte dem jungfräulichen Weibe die Thränen des Kummers und des Schmerzes geweint, und von ſeinem Schickſal zerſchmettert war er nach ſeiner Wohnung zurückgekehrt. Wrangel hatte ihn begleitet; ihm hatte der Unglückliche ſein Herz ausgeſchüttet, an ſeiner Bruſt ſich ausgeweint, jedoch über die Begebenheiten der vorigen Nacht geſchwiegen.

Grauſig war es ihm, ſein Wort löſen, auf ſolche Weiſe löſen zu müſſen; noch hatte er gehofft, es zu können, ehe die Geliebte beſtattet ſei, aber der Sarg war verſchloſſen, von Wächtern umgeben. Nun aber blieb ihm nur noch ein Weg übrig, und ſo ſehr auch ſein Herz ſich ſträubte, zwang ihn ſein Schwur, ſein gegebenes Wort, das Schauderhafte zu unternehmen. Einmal zwar war er ſchon im Begriff, zum König zu gehen, ihn, wie er es wohl eigentlich ſollte, von dem Vorfall mit Angelika zu unterrichten, doch fühlte er, daß, wenn auch der König ihn ſeines Wortes

entbinden könnte, seine Ehre zu fest ihm angehöre, um einen andern Richterstuhl als sein eigenes Gefühl anzuerkennen. Ueberdies, da er dem Könige nichts, die Sache des Glaubens, nichts das Heer Betreffendes melden konnte, hielt er es auch nicht für Pflicht, ihn von Begebenheiten aus seinem Privatleben zu unterrichten.

Am Mittag trat Wrangel in sein Zimmer und sagte ihm, daß der Feldmarschall Horn im Auftrage des Königs ihn wissen lasse, daß Se. Majestät von allem bei den Jesuiten Vorgefallenen schon unterrichtet sei, und er an dem heutigen Trauertage nicht nöthig habe, Sr. Majestät deshalb Rapport zu machen. Ich glaube, Max, — fuhr er nach einer Pause fort, während welcher dieser untheilnehmend vor sich hinblickte, — ich glaube, es wäre gut, wenn Du Deine Vaterstadt so bald als möglich verließest; denn in München darfst Du doch nicht bleiben, wenn wir es verlassen sollten. Ich glaube, Herzog Bernhard zieht gegen den Rheinstrom hin, er begiebt sich schon morgen nach Augsburg; zieh mit ihm.

Morgen kann ich nicht, — unterbrach ihn Max, — zwischen jetzt und dem morgenden Tage liegt eine bedeutungsvolle Zeit. Erst muß ich hier beenden, und dann wohin Gott will! Mein gnädiger Herr von Weimar wird mir wohl vergönnen, so lange hier zu verweilen, als mein Wort es fordert.

Und was fordert es von Dir noch? fragte Wrangel theilnehmend.

Das Ungeheure, was ich selbst meinem treuesten Freunde verschweigen muß.

Wrangel fühlte wohl, daß ein Geheimniß schwer auf des Freundes Herzen liege; zu bescheiden, weiter in ihn dringen zu wollen, beschloß er, ihn bis zu seiner Abreise keinen Augenblick außer Acht zu lassen.

Max brachte die übrige Zeit des Tages in dumpfer Stille zu. Er hatte mit seinem Vater eine lange, versöhnende Unterredung gehabt, der Bruder in seinen Armen geruht und seinen Schmerz mit ihm getheilt; bei Marie's Mutter hatte er den Abend gesessen, sie und sich zu trösten. Aber, nicht allein der Schmerz der Verzweiflung malte sich in seinem Gesichte, es war eine Unruhe in seinem Blicke, die, je mehr die Nacht nahte, desto stärker wurde.

Um die neunte Stunde verließ er die trostlose Mutter, doch kehrte er nicht in seine Wohnung zurück. In einen Reitermantel gehüllt schritt er durch die Straßen der Vaterstadt, setzte sich auf die Stufen des großen Brunnens und sah den Wolken nach, die vor der Mondscheibe traurig vorüberflogen.

Fackel der Nacht! — rief er aus — auch du bist nicht Herr deines Glanzes. Der Sturm treibt die Wolken an dir vorüber und birgt dein Strahlenhaupt; nur wenn diese vorüber sind, kannst du es wieder in den schaukelnden Wellen baden, oder es breiten über den Mantel der Nacht. Doch du bleibst, und wenn tausend Wolken dich bargen, du vergehst nicht

zu Staube, ſo lange der Dom des Himmels nicht zuſammenſtürzt, du bleibſt mit deinem Lichte ewig und gehſt nicht unter. Einer andern Welt ſtrahlet dein Licht, und morgen biſt du auch uns wieder erſtanden. — Sie aber ging unter, ihr Strahlenlicht verloſch, die Wolke des Todes beſchattete ſie und ging nicht vorüber; dieſes Himmelsauge, dieſer Blick der Sanftmuth, dieſes Engelslächeln ſollte vergehen? Staub ſollte es werden, und nur jenſeit auferſtehen und nie wieder hier? O furchtbare Kluft voll Ahnen und Sehnen, die kein Lebender überſprungen, der Tod nur überſchritten hat, trennſt du mich ewig von ihr?! Nein, nein! — rief er — noch einmal werd' ich ſie ſehen, heute noch beim Schein der heiligen Ampel; noch hat der Tod nur die Augen ſanft geſchloſſen, nicht mit ſeinen tauſend Händen der Schöpfung Meiſterwerk zernichtet. Und dort! —

Er hob ſich von ſeinem Sitz und ſchritt nach der Kirche der Jeſuiten; kein Schatten folgte, keine verhüllte Geſtalt erwartete ihn hier. So ſtill war es in dieſem Gotteshauſe, daß man das eintönige Schlagen der Stundenuhr in des Küſters Wohnung deutlich vernehmen konnte. Zu ihm ging Max und klopfte an das Fenſter. — Oeffnet einem ſchwediſchen Offizier! bat er. Der Küſter riegelte die Hausthür auf, und lud ihn ein, näher zu treten. — Was iſt Euer Begehr? geſtrenger Herr!

Oeffnet mir die Gruft meiner Väter! — ſagte Max und warf den Mantel zurück. — Ihr werdet mich wohl kennen. Oeffnet ſie mir, denn ich fühle mich dahin gezogen, um an dem Sarge meines Weibes zu beten!

Ihr wollt in unſerm Gotteshauſe beten? fragte der Glöckner.

Ich will! Hier iſt Geld für Eure habgierige Seele, und nun öffnet bald. Bei dem Pater Rector vertrete ich Euch.

Kopfſchüttelnd nahm der Küſter die Lampe vom Tiſch, zündete die Laterne an und bat Starnberger, ihm zu folgen. Er ſchloß die Thüre zur Kirche auf, und das Gewölbe, ſeitwärts dem Altare mit dem Mutter-Gottesbilde. Als er dort hineintreten wollte, hielt ihn Max zurück.

Allein will ich hier eingehen und ungeſtört mein Gebet verrichten; in zwei Stunden kehrt zurück und ruft mich ab, ſagte er ernſt.

Der Herr erhöre Euer Gebet und ſchütze Euch! erwiderte der Küſter und ſchritt durch die Kirche zurück. Starnberger lauſchte auf jeden ſeiner Tritte, welche dumpf durch das hohe Gewölbe ſchallten; jetzt öffnete er die Thür, jetzt ſchloß er ſie wieder. Max ſtand nun allein in der Kirche, vor ihm die geöffnete Gruft.

Vater im Himmel! — betete er nun, die Hände faltend — Stehe ich auch mit ſündigen Gedanken in Deinem heiligen Hauſe, ſo vergieb dem ſchwachen Menſchen, der um irdiſcher Ehre willen das Himmliſche zu betreten, den Schlummer des Todes zu ſtören wagt. Vergieb mir ſündigem Menſchen meinen Frevel!

Ermuthigt ſchritt er hinab in die Gruft, welche die brennende Ampel ſattſam erleuchtete. Unfern der Stufen ſtand Marie's Sarg; die jung-

fräuliche Krone lag frisch und unverwelkt auf seinem Deckel. Zu ihrem Haupte war der Sarg seines alten Großvaters, auf dessen Schooße er sich so oft gewiegt, den er so lieb und werth gehalten hatte. Neben ihm ruhte seine Mutter, die zehnjährige Schwester zu ihrer Rechten. Rings umher standen die Särge seiner Vorfahren, die früh zerknickt oder spät entblättert der Tod abgemähet hatte. Alle waren vorangegangen und keiner wieder zurückgekehrt. Der Tod mit seinem Stundenglas und seiner Hippe, der, ein hölzernes Bild, über dem Eingange schwebte, ließ jeden ein, doch niemand hinaus aus seinem furchtbaren Reiche.

Und soll ich denn wirklich Deinen Schlaf stören, unglückliche Marie? Soll ich um jener Furie willen nochmals den Strahl des Lichts in Deine Finsterniß senken, Du sanft Entschlummerte? Um der Ehre Wahn noch einmal Dich wecken? — Frommes, versöhntes Herz, vergieb mir! — Und unter dem Mantel nahm er das Werkzeug hervor. Die eisernen Schrauben gaben willig nach, und so sehr auch seine Hand zitterte, war der Deckel doch bald gelöst.

Muth! — rief er jetzt — Muth, mein Herz! — Er hob leise den Deckel ab, lehnte ihn an den Sarg der Mutter, und als er sich wandte, als er sie erblickte — Freundlich, als sei sie eben entschlummert, lag sie da; fest hielt sie das Crucifix in ihren weißen, gefalteten Händen, noch lächelte der Mund, nur einzelne Blätter des Myrtenkranzes waren verwelkt und lagen über das weiße Kissen gestreut. — Schläfst Du noch?! — rief Max, in ihr Anschauen versunken, — oder betest Du, und Dein Auge hat sich in heiliger Andacht geschlossen, fromme Jungfrau? Erwache, erwache!

Aber sein Ruf, seine Sehnsucht hob die gesunkenen Augenlider nicht, die Wolke jagte der Sturm nicht vorüber, das Auge blieb verschlossen.

Er kniete an dem Sarge nieder. Lautlos, aber innig schwang sich sein Geist auf den Schwingen der Andacht hinauf zu Gott, das sündige Herz hatte die Sterbende erhoben, die Todte geheiligt. Und indem er aufstand, noch einmal die holden freundlichen Züge betrachtete, sagte er leise, als fürchte er immer noch ihren Schlummer zu stören: Vergieb, Geliebte, vergieb! das Einzige, was ich Dir gab zum Pfand der Treue, nehme ich Dir wieder. Vergieb! — Er faßte ihre Hand, drückte die Erstarrte an seine Lippen, zog leise an dem Ringe, und als ob er treuer sei als das Herz, so fest hielt er und wollte nicht lassen; der leise Druck konnte ihn nicht lösen. Eiskalte Schweißtropfen rieselten von seiner Stirn, verzweifelnd zog er jetzt stärker und heftiger, — der Ring war sein; da zuckte der Todten Hand — —

Erstarrt, doch seiner Sinne noch mächtig, blickte er auf die Todte, deren Hand noch immer krampfhaft die seine hielt. — Hältst Du mich fester im Tode, als Du es im Leben vermochtest! — rief er — Nun wohl, Marie, ich komme!

Und wie, wenn der schaukelnde West zur schwesterlichen Lilie leise die

Rose beugt, vor deren Purpurroth die Bleiche sanft erröthet, so überflog bei diesem Ruf eine leichte Röthe die Wangen der Entschlafenen, die Wimper zuckten, die Lippen schienen sich öffnen zu wollen; sanft schien der Strauß von Maßlieben an ihrem Busen sich zu bewegen, jetzt hob er sich schneller, ein tiefer, langgehaltener Seufzer entstieg der stillen Brust. Das Auge, das Himmelsauge strahlte wieder, sah starr auf ihn, der vor Schreck, vor Entzücken reglos auf sie blickte.

Ich habe lange geschlafen, mein Geliebter! — sagte sie sanft — der Schlummer hat mich wunderbar gestärkt; aber mich friert.

Marie! — rief er, und sank über sie hin — Marie! Marie, Du lebst! Gelobt sei Gott! Du bist mir wiedergegeben! Du bist wieder mein, mein nun für ewig! O laß uns im frommen Gebet dem Vater der Barmherzigkeit danken, laß uns ihm danken mit reuigem Herzen!

Warum so stürmisch, Max! — fragte sie verwundert, wollte ihre Arme um ihn schließen und bemerkte das Crucifix. — Warum so außer Dir, mein Geliebter? Was soll dies Heilige, wer gab mir es, während ich schlummerte? — Und als sie sich in dem einfachen Sterbegewande liegen sah, sagte sie beschämt: Lieg' ich so vor Deinen Blicken? Großer Gott! wo bin ich, in einer Gruft, in einem Sarge? Gerechter Gott! — rief sie aus, und sprang aus dem engen Hause des Todes. — Hat man mich begraben, oder bin ich schon auferstanden vom Tode?

Max schloß sie innig an seine Brust, warf seinen Mantel um sie, suchte sie zu beruhigen und benachrichtigte sie mit wenigen Worten von dem Geschehenen. Da begann der Thränenquell sich zu öffnen, sie stürzten herab auf ihre leis' athmende Brust. O Gott! sie haben mich lebendig begraben, getrennt von dem Geliebten für immer. Und Du wolltest mir das Einzige rauben, was ich von Dir mit hinübernahm, diesen Ring? klagte sie, als sie den Ring in seiner Hand erblickte.

Auch mein Herz, mein Glück, meine Ruhe nahmst Du ja mit! — rief Max — Gottes Führung, seine Barmherzigkeit erkenne. Die Rache wollte mich unglücklich machen, die Rache trieb mich in Deine Gruft, dem Tode seine Beute zu stehlen, und ich habe sie ihm entwunden, ich habe Dich zum Leben aufgeweckt!

Und, großer Gott! — rief Marie — was wäre aus mir geworden, wenn Du nicht erschienen und den Deckel nicht gehoben, und die Wohnung des Todes mir nicht geöffnet hättest! Einen qualvollen Tod wär' ich gestorben.

Sie sank an dem Sarge auf ihre Kniee nieder, Max neben sie; ihr dankbares Gebet stieg zum Himmel empor.

So fand sie der Küster; auch er dankte Gott, daß er ihn zum Werkzeuge seiner Barmherzigkeit gemacht. Fröhlicher, als er sie früher geöffnet hatte, schloß er nun die Kirche hinter den Glücklichen, die immer noch

zweifelten, ob alles nicht ein Traum sei. Er besorgte eine Sänfte, und bald hielten sie vor der Mutter Wohnung.

Nur allmälig ward ihr die Kunde des Glücks; und als Marie wieder in ihrem Zimmer war, Vater, Mutter, Bruder, die alte Margarethe um sie standen, sie alle begrüßt, umarmt hatten, bat sie sanft verschämt, sie nur einen Augenblick mit der Mutter allein zu lassen.

Und als die Ungeduldigen wieder eintreten durften, lag sie mit dem knappen weißleinenen Mieder, mit dem Nachthäubchen angethan, in ihrem Bette, die grünen Vorhänge zurückgeschlagen, den Myrtenkranz neben sich auf dem Nachttisch. Mein Geliebter! — sagte sie — des Todes Hülle mußte ich von mir werfen und ihm zurückgeben was sein ist, den Myrtenkranz aber verwahre. Er war mir ein Kranz des Lebens und des Todes zugleich!

Als der Arzt eintrat, Alle dem theilnehmenden Freunde entgegenstürzten, schien er sie alle nicht zu bemerken. Er trat mit freudestrahlendem Gesichte zu dem Bette, faßte den Puls und blickte in das lächelnde Auge. Gott ist barmherzig! — rief er aus — er schenkt der Welt seine Engel wieder, sie zu beglücken. Verhaltet Euch ruhig, — sagte er nun, sich zu Marie wendend, — überlaßt Euch nicht zu sehr der Wonne, sie könnte Euch noch einmal tödten. Der Tod, als er entfliehen mußte, hat seinen Köcher mitgenommen und seine verwundenden Pfeile. Das Lämpchen des Lebens brennt matt, aber dauernd.

Dem Herzoge Bernhard war Max nicht gefolgt. Einige Tage vorher, als die Schweden von München abgingen, gab Feldmarschall Horn ein großes Bankett. Marie konnte ihren Gatten dahin begleiten. Auch der König erschien nach Tafel, die Neuvermählte zu sehen, die, obgleich noch bleich, doch schön und lieblich vor ihn trat, ihm die Hand zu küssen. Er reichte ihr einen kostbaren Ring und sagte lächelnd: Diesen schickt Euch durch mich der Pater Rector der Jesuiten, dem Euer Gatte den Ring mit der Schlange eingehändigt hat. Nehmt ihn als Trauring aus meiner Hand. Wollt Ihr nach Schweden ziehen, so werdet Ihr dort freundlich aufgenommen werden; doch besser, Ihr zieht nach den Niederlanden, wohin Euch mein Kanzler Empfehlschreiben geben wird, dort tolerirt man jeden Glauben.

Den alten Starnberger winkte der Monarch bei Seite. Auch Ihr müßt München verlassen; leicht könnte man Euch des Sohnes wegen nicht wohlwollen. Ihr zieht übermorgen mit den Geiseln, die ich von hier mitnehme, bis der Rest der Contribution bezahlt ist, nach Augsburg. Seid vorsichtig, ehe ihr wiederkehrt, und bestellt Euer Haus auf jeden Fall.

Als der König am andern Tage München verließ, folgte ihm wohl kein Fluch. Menschlich hatte der edle Fürst in der Hauptstadt seines

Feindes gehandelt, und die Flammen von Magdeburg nur durch Milde versöhnt.

Angelika war noch in der nemlichen Nacht, die Marie zum Leben rief, verschwunden. Späterhin erhielt Max aus Mailand Kunde von ihr; ihr Leben war trüb', das Glück hatte sie nicht nach Italien begleitet.

Max ließ sich in Harlem nieder, legte das Schwert ab und durchlebte als ein fleißiger Handelsherr seine Tage. Marie, die ihren Glauben nicht verließ, fürchtete der Tod ihr noch einmal zu nahen, sie schloß der Mutter, des Gatten Auge; das ihrige schloß keine kindliche Hand.

Wrangel sahen sie noch oft; dem Gesandten im Haag zugesellt, war er Zeuge des häuslichen Glücks seines Freundes.

Der Vater war nach München zurückgekehrt. Sein Kurfürst zürnte ihm nicht ob des Sohnes — wie konnte er auch? — Ritterlich focht Franz unter seinen Fahnen und sank für ihn in der Nördlinger Schlacht.

Fleurette's Denkmal.

Begebenheit und Sage

aus dem Jugendleben Heinrichs des Vierten von Frankreich.

Sanft wehte der Abendwind über den kleinen See, der in dem Garten des Schlosses zu Nerac, von hohem Ahorn beschattet, seine Silberwellen kräuselte. Die Sonne, ihre glühenden Strahlen hinter den Gipfeln der Pyrenäen senkend, stieg zu ihrer westlichen Pforte nieder, und blickte von dort noch einmal zitternd zurück auf die schweigende Natur. Das Reh trat schüchtern aus dem nahen Gebüsche, und mit langsamem Fluge zog der Adler über die Ebene seinem Horste zu. Still war es rings umher, die sinkende Dämmerung begann ihren Nebelschleier über das schlummernde Thal zu breiten, und nur noch durch die schaukelnden Blätter der Bäume blickte hier und da die Abendröthe, vergoldete die plätschernden Wellen, und einen einfachen Marmor, der auf einer Erhöhung von Granitblöcken, von zwei Thränenweiden beschattet, am Ufer des See's neben einer Jasminlaube stand.

Auf einer Rasenbank vor der Laube, den zierlichen Fuß fast von den schmeichelnden Wellen benetzt, saß eine Jungfrau. Die Ruhe des herrlichen Abends mußte nicht bis zu ihrem Herzen gedrungen sein; denn ihr Auge sah traurig in den Schooß, wo ein Strauß Astern ruhte, den sie, statt ihn zum Kranz zu winden, zerpflückte. Zuweilen warf sie eine der bunten Blumen in den See, und wehmuthvoll blickte sie ihr nach, wenn die hüpfende Welle sie mit sich fortführte. Den Blick nur immer nach den dahin wogenden Blumen gerichtet, bemerkte sie ihr kleines baskisches Windspiel nicht, welches nach jeder Blume, die sie in den See warf, begierig sprang, und wenn die Wellen sie entführten, aufmerksam und unverwandt seine Herrin in's Auge faßte. Der arme Carlotte wurde heute nicht bemerkt, so bemerkbar er sich auch machen wollte; traurig legte er sich endlich zu den Füßen seiner Herrin nieder, und schien still dem Spiele der Blumen und Wellen zuzusehen.

Jetzt sprang der Wachsame auf; er hörte Tritte in der Ferne, sein Bellen weckte die Jungfrau aus ihren Träumen. Sie hörte jetzt jemand sich nahen, und als sie sich erhob, trat eine hohe Frauengestalt mit eilendem Schritte zu ihr.

Hoheit! — rief sie der Prinzessin entgegen — Der Sieg ist unser; Heinrich hat Joyeuse bei Coutras geschlagen!

Eine hohe Röthe überflog das bleiche Gesicht Katharina's von Bourbon.

— Der König von Navarra, mein edler Bruder, — erwiderte sie — kämpft für die gerechte Sache, darum ward ihm der Sieg. Heil ihm, Heil uns! Doch erstaune ich, Gräfin von Grammont, diese Nachricht zuerst aus Eurem Munde zu hören.

Der König von Navarra — erwiderte Diana von Grammont — schickte den Chevalier Fervagues an mich, und ich eilte ihm voraus, um das Glück zu haben, die Erste zu sein, die Eurer Hoheit diese freudige Nachricht bringt.

War das Gefecht bedeutend? fragte die Prinzessin zerstreut.

Die größte Schlacht, die noch im Religionkriege geschlagen wurde, mörderisch, entscheidend, doch kurz. Nur eine Stunde bedurft es, um das Heer der Katholischen zu vernichten; es verlor 5000 Todte und Gefangene.

Und das Unsrige? fragte schnell Katharina.

Verlor fast niemanden von Bedeutung. Nur der Graf von Soissons —

Der Graf von Soissons! — schrie die Prinzessin auf — Sprecht! Nur er —

Stürzte mit dem Pferde, ohne sich zu beschädigen, fuhr die Gräfin lächelnd fort.

So; und weiter nichts? — fragte die Prinzessin, sich fassend. — Nehmt Platz, Gräfin!

Hoheit! — sagte diese, indem sie sich auf die Rasenbank niedersetzte, — Ihr zürnt mir, Ihr seid ungehalten, daß ich Euch die Nachricht der gewonnenen Schlacht zuerst bringe, daß Fervagues nicht früher zu Euch kam. Ihr kennt den König.

Ja wohl kenn' ich ihn! unterbrach sie Katharina seufzend.

Sein edles Herz klopft schwärmerisch. Nur für den Ruhm oder die Liebe entflammt es.

Und für die Schwester bleibt keine Pforte offen; Katharina, die Gespielin seiner Kindheit, die Freundin seiner Jugend, findet keine Stelle mehr darin.

Hoheit! — rief die Gräfin — Nicht diesen trüben Blick, nicht dieses thränenschwere Auge! Bei Coutras grünte ein neuer Lorbeer für Heinrich von Navarra, die Schwester des Helden und seine Geliebte dürfen bei dieser frohen Nachricht nicht trauern. — Verscheucht den Kummer, laßt uns der Freude leben! Barabere hat mit den Bearnern, die Ihr schicktet, der Vicomte Türenne mit den Gascognern, die ich warb, viel Theil an dem Siege gehabt. Darum gehört auch uns ein Theil der Freude, uns, deren Herzen so nahe mit dem königlichen Helden verwandt sind.

Diana! — sagte die Prinzessin — Ihr kennt meinen Bruder nicht ganz. Ihr kennt nur den Zauber, den er überall um sich verbreitet, der mein Herz seit frühester Jugend ihm zu eigen machte, der das Eurige bethörte. Empfänglich für alles Große und Edle, ist er auch empfänglich für alles Schöne. — Senkt nicht den Blick, ich will Euern Himmel nicht

vor der Zeit trüben, noch ſcheint Eurer Sonne Glanz; aber ſie wird untergehen trotz Euren uneigennützigen Aufopferungen, trotz dem, daß Ihr Eure Güter verpfändet, um Truppen für ihn zu werben, und Ihr in dem Könige von Navarra nur Heinrich von Bearn liebt.

Nein, nein! — rief Diana von Grammont, raſch aufſtehend. — Nein, Prinzeſſin! den Glauben an ihn, an ſeine Treue, an ſein Herz raubt Ihr mir nicht. Ihr ſeid verſtimmt; der König billigt Eure Liebe zu Soiſſons nicht. Er, ſo nachſichtvoll gegen jeden, iſt ſo ſtreng gegen ſeine geliebte Schweſter, deshalb zürnt Ihr ihm.

Diana! — erwiderte die Prinzeſſin, ſich erhebend, und die milden Züge ihres nicht ſchönen, aber lieblichen Geſichts umzog der Schmerz. — Kennt Ihr dies Denkmal? — Sie zeigte auf den einfachen Marmor-Würfel, der auf den Granitblöcken am See ruhte.

Nein, Hoheit! — erwiderte die Gräfin — Erſt ſeit kurzem bin ich, wie Ihr wißt, in hieſiger Gegend, und dies Denkmal iſt mir neu.

Die Prinzeſſin ergriff ihre Hand, und führte ſie dem Steine näher; er war ſchmucklos, ohne alle Verzierung. Ein Schmetterling, das Bild der Pſyche, breitete auf dem einfachen Würfel ſeine Flügel, ſie waren gebrochen; eine geknickte Roſenknospe bog ſich herab. „Dem Andenken Fleurette's," war dieſe einfache Inſchrift.

Und wer war dieſe Fleurette? fragte Diana, und trat ſeitwärts dicht an den See, da, wo eine Thränenweide ihre Zweige nach ſeinen Wellen hinabbog.

Einen Schritt weiter, — rief die Prinzeſſin — und Ihr ſteht an ihrem Grabe! — Die Gräfin wandte ſich erſchrocken, ihr Auge ſah in die ſpiegelnde Fluth, wo eben zu ihren Füßen der Abendſtern ſeine goldene Strahlen badete. Ein leiſes Plätſchern der Wellen ſchlug an ihr Ohr; es war ihr, als ſeien dies nicht Töne der kreiſelnden Wogen, denn immer mehr und mehr verſchmolzen ſie lieblich in einander, und wie der letzte verhallende Laut einer Zyther, wie der unterdrückte leiſe Seufzer einer qualvollen Bruſt, ſo tönte es aus dem See herauf, und die Gräfin eilte ſchaudernd von dieſem Orte hinweg, hin zur Prinzeſſin, welche ſie theilnehmend zum Raſenſitze führte.

Ergriff Euch dieſer ſonderbare Ton? — fragte ſie wehmüthig — Ach, zu mir ſprach er oft, und weckte die traurige Erinnerung.

Und wer iſt dieſe Fleurette? — fragte Diana noch einmal — wer iſt ſie, die aus dem Rauſchen der Wellen ſo wehmüthig zu mir herauf ſpricht?

Mir eine freundliche Erinnerung aus den Tagen der Kindheit, eine traurige aus den Tagen der Jugend; Euch, Diana von Grammont, ſei ſie eine warnende Stimme. Hört mich an! Hier in nächtlicher Dämmerung, beim Säuſeln des Nachtwindes, beim Rauſchen der Wellen, beim leiſen Geiſterhauche meiner unglücklichen Fleurette beſchwör' ich Euch, hört ihr trauriges Schickſal, ſchließt es warnend in Euer Herz! Laßt Eure Auf-

merksamkeit durch nichts stören, was sich auch ereignen sollte, — fuhr sie fort. — Das Gesicht der Prinzessin sah bei diesen Worten geisterhaft starr in die Fluthen des See's; freundlich schien sie jetzt zu lächeln, und ihr Haupt nickte wohlwollend, als ob sie mit jemand sich unterhielte. Die Gräfin sah dem Allen schweigend und erwartungvoll zu. — Jetzt wendete Katharina von Bourbon ihren Blick von dem See, und mit ihrem sanften, dunkelblauen Auge die Gräfin wehmuthvoll anblickend, begann sie:

Ihr wißt, Gräfin, wie einfach wir erzogen wurden; mein Bruder von Susanne von Bourbon auf dem Schlosse Coaraffo in Bearn unter den Knaben des Volkes, ich von meiner Mutter hier in Nerac, so einfach, als sei ich die Tochter des ärmsten Edelmannes von Guyenne. So oft wir uns beide sahen, waren es Freudentage, unsere kindlichen Herzen liebten sich, und mich wird dieses Gefühl bis an mein Grab begleiten, — wenn er mich auch vergißt.

Ich war zwölf Jahr alt, da Fleurette's Vater als Gärtner nach Nerac kam; ich sah das zehnjährige Mädchen mit ihrer lieblichen, schlanken Gestalt, mit ihren großen dunkelbraunen Augen, das Kind gefiel mir, ich gewann es lieb, und meine Mutter hinderte mich nicht, es an mich zu ziehen, mit ihm zu spielen. Nach und nach kettete sich mein Herz innig an dieses Mädchen, und während mein Bruder am Hof zu Paris war, vermißte ich nichts in Nerac. Susanne von Bourbon sorgte in der Mutter Abwesenheit treu für meine Erziehung, und hinderte mich nicht, mich immer fester an Fleurette anzuschließen. So verstrichen zwei Jahre. Fleurette war mir Alles, denn in Allem stimmten unsere Wünsche und Neigungen, unser Gemüth überein, und selbst meine überspannte Einbildkraft, wohl Folge meines zarten Körpers, theilte sich Fleurette, diesem Alles leicht auffassenden Mädchen, mit, und oft saßen wir im Mondscheine, erzählten uns Märchen, und verloren uns in das Reich der Geister und Dämonen.

An einem solchen Abende saßen wir in dieser Laube. Fleurette, damals vierzehn Jahr alt, hörte einer Erzählung zu, die ich theils gelesen, theils mir selbst erdichtet hatte, und nach und nach wurde ihr heiteres, immer fröhliches Gesicht ernst, und endlich traurig. Als ich sie nach der Ursache fragte, seufzte sie tief und schwieg. Ich beendete mein Märchen; sie schien nicht mehr darauf zu hören, trat aus der Laube, und setzte sich auf die nemliche Stelle, wo Ihr jetzt sitzt. Der Mond trat eben über den Bergen hervor, beleuchtete ihr Antlitz, und von seinem silbernen Lichte umstrahlt, schien mir das Mädchen so geisterhaft, daß ich zitternd zurückfuhr.

„Ergreift Euch die Ahnung auch, Prinzessin?" sagte Fleurette aufstehend. „Ach! mir war eben, als sähe ich dort eine Todtengestalt vor mir aus dem Wasser aufsteigen." Sie zeigte nach jener Stelle, wo Ihr vorhin standet, und mich durchschauerte es kalt.

„Und was für eine Ahnung?" fragte ich. Sie legte die Hand auf's Herz und schwieg.

Lange hatten wir so gestanden, als sie auf mich zutrat. „Hoheit!“ sprach sie mit ihrer weichen, einschmeichelnden Stimme, „Ihr habt mir so oft versprochen, Fleurette nie zu vergessen; und säßet Ihr auf einem Throne, ihr noch zu erlauben, Euch zu nahen. — Ich werde Euch auf keinem Throne sehen,“ fuhr sie nach einer Pause traurig fort, „denn mir sagt es eine innere Stimme, ich scheide bald von Euch, und beginne die ewige Wallfahrt. Dann!“ rief sie, und ihr Auge glühte, ihre Hand faßte die meine, „auch dann erlaubt Fleurette, Euch nahen, Euch umschweben zu dürfen! Leise, demuthvoll, freundlich wie im Leben will ich meiner Herrin erscheinen, und ihr Schutzgeist sein, wenn Gott es mir erlaubt.“ Sie sagte dies mit so kindlichem Tone, mit so innig wehmüthigem Gefühle, daß ich von ihrer Schwärmerei ergriffen, sie in meine Arme schloß. „Erlaubt es mir!“ wiederholte sie ihre Bitte, und ich, überrascht, meiner selbst nicht recht bewußt, erlaubte es ihr feierlich.

Horcht! — unterbrach die Prinzessin ihre Erzählung — Horcht, wie dort am Fuße des Monumentes die Wellen so sonderbar schlagen! Schlaf ruhig, Unglückliche, schlaf ruhig Deinen Todesschlaf! — Da rauschte der Wind durch die Thränenweide, und ihre schlanken Zweige schwankten säuselnd hin und her, der Wind trieb die Wellen zurück — ihre Seufzer waren verhallt.

Diana von Grammont sah starr nach dem Monumente, eiskalt durchrieselte sie ein Schauer; sie rückte der Prinzessin näher, bat sie jedoch in ihrer Erzählung fortzufahren.

Meine Mutter hatte den Hof verlassen, — fuhr Katharina fort. — Die unglückliche Schlacht von Jarnac nöthigte sie, nach la Rochelle zu gehen; ich folgte ihr dahin, und Fleurette blieb in Nerac zurück. Nach einem Jahre führte der Friede uns wieder zusammen. Ich fand das Mädchen in dieser kurzen Zeit zur Jungfrau aufgeblüht, voll und üppig, und freute mich, meine Fleurette wieder zu sehen; aber das stille Leben, die ruhige Einförmigkeit unseres hiesigen Aufenthaltes wurde bald gestört. Katharina von Medicis kam mit dem Könige, ihrem Sohne und dem Hofe; Feste folgten auf Feste, und ich mußte mich in den rauschenden Strudel der Vergnügungen werfen.

Eines Tages war ein feierliches Bogenschießen, die Lieblingsbeschäftigung des jungen Königs, zu dessen Belustigung angeordnet. Von allen Seiten strömten die Neugierigen herbei, den jungen Monarchen und seinen Hof zu sehen. Eine Orange an einen Baum geheftet, war das Ziel, wonach man schoß; der König hatte den ersten Schuß, mein Bruder sollte ihm folgen. Karl schoß, sein Pfeil theilte die Frucht, und da keine andere so schnell bereit war, als der ungestüme Heinrich es wünschte, schaute er suchend im Kreise umher — sein Auge traf eine Rose, die an der Brust eines blühenden Mädchens wogte. Er sprang hin, nahm mit bescheidenem Anstande die Rose aus der Busenschleife der Jungfrau, steckte sie sich zum

merksamkeit durch nichts stören, was sich auch ereignen sollte, — fuhr sie fort. — Das Gesicht der Prinzessin sah bei diesen Worten geisterhaft starr in die Fluthen des See's; freundlich schien sie jetzt zu lächeln, und ihr Haupt nickte wohlwollend, als ob sie mit jemand sich unterhielte. Die Gräfin sah dem Allen schweigend und erwartungvoll zu. — Jetzt wendete Katharina von Bourbon ihren Blick von dem See, und mit ihrem sanften, dunkelblauen Auge die Gräfin wehmuthvoll anblickend, begann sie:

Ihr wißt, Gräfin, wie einfach wir erzogen wurden; mein Bruder von Susanne von Bourbon auf dem Schlosse Coarasso in Bearn unter den Knaben des Volkes, ich von meiner Mutter hier in Nerac, so einfach, als sei ich die Tochter des ärmsten Edelmannes von Guyenne. So oft wir uns beide sahen, waren es Freudentage, unsere kindlichen Herzen liebten sich, und mich wird dieses Gefühl bis an mein Grab begleiten, — wenn er mich auch vergißt.

Ich war zwölf Jahr alt, da Fleurette's Vater als Gärtner nach Nerac kam; ich sah das zehnjährige Mädchen mit ihrer lieblichen, schlanken Gestalt, mit ihren großen dunkelbraunen Augen, das Kind gefiel mir, ich gewann es lieb, und meine Mutter hinderte mich nicht, es an mich zu ziehen, mit ihm zu spielen. Nach und nach kettete sich mein Herz innig an dieses Mädchen, und während mein Bruder am Hof zu Paris war, vermißte ich nichts in Nerac. Susanne von Bourbon sorgte in der Mutter Abwesenheit treu für meine Erziehung, und hinderte mich nicht, mich immer fester an Fleurette anzuschließen. So verstrichen zwei Jahre. Fleurette war mir Alles, denn in Allem stimmten unsere Wünsche und Neigungen, unser Gemüth überein, und selbst meine überspannte Einbildkraft, wohl Folge meines zarten Körpers, theilte sich Fleurette, diesem Alles leicht auffassenden Mädchen, mit, und oft saßen wir im Mondscheine, erzählten uns Märchen, und verloren uns in das Reich der Geister und Dämonen.

An einem solchen Abende saßen wir in dieser Laube. Fleurette, damals vierzehn Jahr alt, hörte einer Erzählung zu, die ich theils gelesen, theils mir selbst erdichtet hatte, und nach und nach wurde ihr heiteres, immer fröhliches Gesicht ernst, und endlich traurig. Als ich sie nach der Ursache fragte, seufzte sie tief und schwieg. Ich beendete mein Märchen; sie schien nicht mehr darauf zu hören, trat aus der Laube, und setzte sich auf die nemliche Stelle, wo Ihr jetzt sitzt. Der Mond trat eben über den Bergen hervor, beleuchtete ihr Antlitz, und von seinem silbernen Lichte umstrahlt, schien mir das Mädchen so geisterhaft, daß ich zitternd zurückfuhr.

„Ergreift Euch die Ahnung auch, Prinzessin?" sagte Fleurette aufstehend. „Ach! mir war eben, als sähe ich dort eine Todtengestalt vor mir aus dem Wasser aufsteigen." Sie zeigte nach jener Stelle, wo Ihr vorhin standet, und mich durchschauerte es kalt.

„Und was für eine Ahnung?" fragte ich. Sie legte die Hand auf's Herz und schwieg.

Lange hatten wir so gestanden, als sie auf mich zutrat. „Hoheit!“ sprach sie mit ihrer weichen, einschmeichelnden Stimme, „Ihr habt mir so oft versprochen, Fleurette nie zu vergessen; und säßet Ihr auf einem Throne, ihr noch zu erlauben, Euch zu nahen. — Ich werde Euch auf keinem Throne sehen,“ fuhr sie nach einer Pause traurig fort, „denn mir sagt es eine innere Stimme, ich scheide bald von Euch, und beginne die ewige Wallfahrt. Dann!“ rief sie, und ihr Auge glühte, ihre Hand faßte die meine, „auch dann erlaubt Fleurette, Euch nahen, Euch umschweben zu dürfen! Leise, demuthvoll, freundlich wie im Leben will ich meiner Herrin erscheinen, und ihr Schutzgeist sein, wenn Gott es mir erlaubt.“ Sie sagte dies mit so kindlichem Tone, mit so innig wehmüthigem Gefühle, daß ich von ihrer Schwärmerei ergriffen, sie in meine Arme schloß. „Erlaubt es mir!“ wiederholte sie ihre Bitte, und ich, überrascht, meiner selbst nicht recht bewußt, erlaubte es ihr feierlich.

Horcht! — unterbrach die Prinzessin ihre Erzählung — Horcht, wie dort am Fuße des Monumentes die Wellen so sonderbar schlagen! Schlaf ruhig, Unglückliche, schlaf ruhig Deinen Todesschlaf! — Da rauschte der Wind durch die Thränenweide, und ihre schlanken Zweige schwankten säuselnd hin und her, der Wind trieb die Wellen zurück — ihre Seufzer waren verhallt.

Diana von Grammont sah starr nach dem Monumente, eiskalt durchrieselte sie ein Schauer; sie rückte der Prinzessin näher, bat sie jedoch in ihrer Erzählung fortzufahren.

Meine Mutter hatte den Hof verlassen, — fuhr Katharina fort. — Die unglückliche Schlacht von Jarnac nöthigte sie, nach la Rochelle zu gehen; ich folgte ihr dahin, und Fleurette blieb in Nerac zurück. Nach einem Jahre führte der Friede uns wieder zusammen. Ich fand das Mädchen in dieser kurzen Zeit zur Jungfrau aufgeblüht, voll und üppig, und freute mich, meine Fleurette wieder zu sehen; aber das stille Leben, die ruhige Einförmigkeit unseres hiesigen Aufenthaltes wurde bald gestört. Katharina von Medicis kam mit dem Könige, ihrem Sohne und dem Hofe; Feste folgten auf Feste, und ich mußte mich in den rauschenden Strudel der Vergnügungen werfen.

Eines Tages war ein feierliches Bogenschießen, die Lieblingsbeschäftigung des jungen Königs, zu dessen Belustigung angeordnet. Von allen Seiten strömten die Neugierigen herbei, den jungen Monarchen und seinen Hof zu sehen. Eine Orange an einen Baum geheftet, war das Ziel, wonach man schoß; der König hatte den ersten Schuß, mein Bruder sollte ihm folgen. Karl schoß, sein Pfeil theilte die Frucht, und da keine andere so schnell bereit war, als der ungestüme Heinrich es wünschte, schaute er suchend im Kreise umher — sein Auge traf eine Rose, die an der Brust eines blühenden Mädchens wogte. Er sprang hin, nahm mit bescheidenem Anstande die Rose aus der Busenschleife der Jungfrau, steckte sie sich zum

Ziele, und ſein Pfeil traf ſo ſicher, als der des Königs. Er hob Roſe und Pfeil vom Boden auf, und reichte beide dem Mädchen, — ſein Pfeil traf mit der Roſe ihr Herz, der Blick aus ihrem dunkeln Auge verwundete ihn, Fleurette's Loos war in dieſem unglücklichen Augenblick geworfen.

Ich ſah dies von fern, mein Herz klopfte; wollte ich mich auch über die Auszeichnung freuen, die meiner Fleurette geworden war, ſo vermochte ich es doch nicht. Immer tönten mir ihre Worte der Ahnung in's Ohr, und als mich am Abende mein Bruder fragte, ob ich das ſchöne Mädchen bemerkt habe, deren Roſe ſein Pfeil getroffen, weinte ich bitterlich, und wußte doch nicht warum.

Am andern Tage ſuchte ich ſie auf, ich fand ſie nicht; mehrere Tage verſtrichen hierauf, ohne daß ich in die Gärten kommen konnte. Ich forſchte bei meinem Bruder nach ihr, er ſchwieg und vermied jede Antwort. Ich ahnete Böſes, ſchickte hinunter, ließ Fleurette zu mir kommen, und als ſie eintrat, das dunkle Auge ſo lebendig, ſo feurig auf mich richtete, ihre Geſtalt mit ſicherem Anſtande auf mich zuſchritt, ſie mir beſcheiden, doch leidenſchaftlich die Hand küßte, und in ihrer Stimme, in ihren Worten eine Weichheit, ein Schmelz lag, der ſonderbar in mir widertönte, da ſagte mir eine innere Stimme, die ich damals zum erſten Mal vernahm: Sie liebt, ſie iſt glücklich!

Ich ſuchte nun das Geſpräch auf den Prinzen von Bearn zu bringen; ſie vermied es nicht, von ihm zu ſprechen, doch nur mit ſcheuer Zurückhaltung nannte ſie ſeinen Namen, und eine hohe Röthe überflog hiebei jedesmal ihre Wangen. Ich ſchwieg, und ſprach noch am ſelbigen Abende mit meinem Bruder, ſagte ihm, daß das Mädchen die Geſpielin meiner Kindheit geweſen, jetzt meine Freundin und meinem Herzen nahe ſei. „Auch dem meinigen!“ rief er, drückte einen innigen Kuß auf meine Lippen, und verließ mich.

Zwei Tage vorher, ehe wir dem Hofe nach Pau folgten, ſah ich Fleurette. Sie hatte geweint, küßte ſtürmiſch meine Hand, drückte ſie an ihr Herz; ſie jammerte mich. Am Abende unſerer Abreiſe fand ich ſie hier auf der Raſenbank ſitzen. „Gottlob, daß ich Euch noch einmal ſehe!“ rief ſie aus, doch ſchnell ſchloſſen ſich ihre Lippen. Sie ſchien mir etwas entdecken zu wollen, aber ſie hatte nicht den Muth dazu. Doch glaubte ich ihr entgegen kommen zu müſſen. Du liebſt, Fleurette! ſagte ich theilnehmend, doch nur den Thränenquell hatte ich geöffnet, nicht das Vertrauen. Sie weinte, und war demüthiger, ſcheuer gegen mich als je.

So ſchieden wir. Mein Bruder war in den erſten Wochen traurig, nichts konnte ihn in Pau erheitern, er nahm an keinem Feſte Theil; man hielt ihn für krank, und nur ich allein kannte die Sehnſucht, die ihn von Allem entfernte, die ihn nach Nerac zog. Da beſchloß Katharina von Medicis, ſein Arzt zu ſein; ſie umgab ihn mit den Sirenen ihres Hofes, die ſchöne Roailles umſtrickte ihn, Nerac und Fleurette waren vergeſſen.

Ich schwieg und wußte nicht, sollte ich mich über seinen Flatterſinn freuen, sollte er mich schmerzen. Nur einmal nannte ich wie zufällig in seiner Gegenwart den Namen Fleurette, und er erröthete.

Monate verstrichen, ehe wir nach Nerac zurückkamen; das Fräulein von Noailles zog mit uns, Fleurette war vergessen. Mein Bruder durchstrich an des Fräuleins Arme, unbekümmert, ob im nahen Gebüsch ein gebrochenes Herz verblute, die Gärten; neben ihr saß er auf dieser Rasenbank, wenn hinter jenen Rosengesträuchen die Ueberraschte sich seinen Blicken verbarg, und jedes Schmeichelwort, das er der Noailles sagte, sicherer noch als sein Pfeil die Rose, ihr Herz verwundend traf.

Eines Tages stand ich mit ihm auf dem Balcon. Unfern von uns im Garten erblickte ich Fleurette, zwei Cypressenbäumchen begießend, die sie beide in den süßen Tagen ihrer Liebe gepflanzt hatten. Eine unglückliche Bestimmung trieb mich, denn wie hätte ich sonst so unbedacht sein können, ihm Fleurette's Namen zu nennen, sie ihm zu zeigen. Er erblickte sie, dieser Anblick weckte zauberisch ihr Bild und tausend süße Rückerinnerungen; er stürzte hinunter, weiß selbst nicht, was ihn treibt, und tritt so neben das erschrockene Mädchen. „Seh' ich Dich endlich wieder, meine Fleurette!" ruft er; sie erschrickt, faßt sich jedoch schnell, blickt mitleidvoll auf und schweigt. Nur Thränen hatte seine Stimme hervorgerufen, nicht Worte.

„Wo kann ich Dich sehen, sprechen?!" ruft er mit Leidenschaft. Starr sieht ihn das Mädchen an, scheint in Gedanken, endlich hebt sie seufzend ihre Brust. „An der Jasminlaube am See!" spricht sie mit kaum hörbarer Stimme.

„Und wann?"

„Wenn der Mond aufgeht, werdet Ihr mich dort finden."

„Gewiß?"

„Ich brach Euch nie mein Wort!" stöhnte sie schluchzend und enteilte.

Als der Mond seine ersten Strahlen über die Berge wirft, eilt er hierher und findet sie nicht. Er harrt und harrt, die Minuten schleichen ihm wie Stunden, sie kömmt nicht. Er irrt suchend am See umher, nirgend ist sie. Er kehrt zu der Rasenbank zurück, auch hier ist sie noch nicht, doch ein Blatt scheint ihm im Mondlichte entgegen; er ergreift es, es ist von ihr. Er konnte es in der Dunkelheit nicht lesen, von Ahnung getrieben stürzt er zurück, und lies't beim Scheine der Fackeln:

„Ich habe mein Wort nicht gebrochen, ich bin da. Suche nur, Heinrich, und Du wirst mich wohl finden. Barmherziger Gott, vergieb ihm, den ich so innig liebte, vergieb mir!"

Dem Diener reißt er die Fackel aus der Hand und stürzt nach dem See. Die Fackel verlischt im Windhauche, der Mond leuchtet ihm. — Er findet —

Seht den Nebel dort, wie er so düster auf dem Wasser empor-

steigt! — rief Diana der Prinzessin entgegen — Seht — fuhr sie zitternd fort — wie schauerlich der Mond ihn erhellt! jetzt wogt er heran, formt sich gleich einer bleichen Gestalt. O mein Gott!

Geh' zur Ruhe, Unglückliche! — sagte die Prinzessin wehmüthig — geh' zurück in Dein Wellengrab; Gott erbarme sich Deiner! — Und aus dem Süden rauschte der Nachtwind, die Gestalt war mit dem Nebel verweht, die Wellen schlugen plätschernd an's Ufer, und noch einmal wie vorhin drang es aus des Wassers Tiefe gleich einem Seufzer herauf.

Laßt uns von hier gehen! — bat die Gräfin — Zu schauerlich war Dein Ende, Du armes betrogenes Mädchen! zu kurz war die Zeit Deiner Rosen; der Pfeil, der Dich verwundet, traf ihren Kelch so früh!

Die Prinzessin stand auf, ergriff die Hand der Gräfin und führte sie nach dem Schlosse zurück. Oft — sagte sie, als sie auf dem Zimmer allein waren, — ist mir ihre Gestalt am See erschienen, oft hat sie meine Sehnsucht heraufgerufen. Die Gewährung ihres Wunsches, nur auch im Tode nahen zu dürfen, hat die Arme um ihre Ruhe gebracht; tief ist nicht ihr Schlaf im Grabe, nicht sanft das Kissen ihrer Ruhe, die Sternnacht ist die Morgenröthe ihres Erwachens!

Gott erbarme sich ihrer! — rief die Gräfin von Grammont — erbarme sich jedes Herzens, das die Verzweiflung bricht!

Amen! sagte Katharina von Bourbon.

Auch auf ihrem Lager verließ Diana die Nebelgestalt Fleurette's nicht, auch ihr Schlaf war heute nicht sanft.

Katharina, eines jener reizbaren Wesen, denen die Natur zu einem feinen, wenn auch nicht schwächlichen Körperbau einen lebendigen, alles schnell auffassenden Geist gegeben hatte, war nicht schön. Ihre Gestalt war zart und klein, jedoch im vollkommensten Ebenmaße, ihr Gesicht ausdrucksvoll, das Auge sprechend, der Mund, dieser Sitz der Sanftmuth, lieblich; die gebogene Nase der Bourbons, nicht mit dem Uebrigen übereinstimmend, gab ihrem Gesichte etwas scharfes, jedoch war das Ganze einnehmend. Schon früh hatte sich ihr Verstand ausgebildet, die Lehre Calvins, in der sie erzogen war, gab ihrem Geiste eine ernste Richtung; die Erziehung, welche sie in ihrer Jugend genossen, selbst die weite Kluft, die damals in den Zeiten des Feudalrechtes Herrn und Unterthan trennte, hatte die königliche Prinzessin nicht von der niedrigsten Klasse ihrer Unterthanen entfernt. Wie ihrem Bruder war die Liebe des Volkes ihr höchster Lebenszweck, und nicht vergebens strebte sie diesem Ziele entgegen. Die Bearner liebten, vergötterten ihre Prinzessin, die, während der steten Abwesenheit ihres Bruders, mit treuer Sorge den Geschäften des Landes vorstand. Wenn sie forderte, öffneten sich alle Seckel, wenn sie aufrief,

ſtand ganz Navarra unter den Waffen; zollten ſie ihrem ritterlichen Könige auch die höchſte Bewunderung und Liebe, ſtellte doch jeder Katharina's ſanftes Bild neben den königlichen Helden in ſeinem Herzen auf. Auch Heinrich liebte ſeine Schweſter innig; ſie ihn mit Schwärmerei.

Heinrich von Navarra's Ehe mit Margaretha von Valois gab keine Hoffnung auf Nachkommenſchaft; Katharina war deshalb die muthmaßliche Erbin von Navarra und den bedeutenden in Frankreich zerſtreueten Beſitzungen der Bourbons, ihre Hand daher der Wunſch ſo manches ehrgeizigen Großen. Ihr ſchauerte jedoch vor dem Gedanken, der Politik ein Opfer, ihrem Lebensglücke entſagen zu ſollen. Der kurze Aufenthalt am Hofe Katharina's von Medicis hatte den feurigen Geiſt, das reizbare Herz ihres Bruders nur zu leicht in die Schlingen der Galanterie gelockt, hingegen ihr reines weibliches Gemüth geläutert, ihre Sinne vor allen Thorheiten bewahrt, und ihr für dieſe Art Lebensgenuß einen Abſcheu eingeflößt. Vermochte ſie auch ihres Bruders leicht entflammtes Herz nicht zu zügeln, ſo war ſein Beiſpiel, war Fleurette's trauriges Ende ihrem Herzen ein warnender Mahner, und lange verſchloß ſie es allen Lockungen der Liebe.

Aber auch ihre Stunde ſchlug. — Nie iſt die Gewalt der Vernunft über ein fühlendes Herz dauernd, die menſchliche Schwäche verlangt früh oder ſpät ihren Tribut. Der Graf von Soiſſons, jüngſter Sohn des in der Schlacht bei Jarnac gefallenen Prinzen von Condé, war mit Heinrich von Navarra nach Pau gekommen. Die Prinzeſſin ſah dieſen ſchönen, liebenswürdigen Mann, der mit der Gewandheit des franzöſiſchen Hofmannes den Ernſt der Hugenotten zu vereinigen wußte, und ſchon in den erſten Tagen bemerkte der König von Navarra, daß in den Augen ſeiner Schweſter, da wo ſonſt nur heitere Ruhe gelächelt, eine Flamme aufloderte, die, jemehr ſie ſie zu verbergen ſuchte, deſto heftiger in ihrem Innern glühen mußte; er freute ſich deſſen. Das drückende Gefühl, welches ihn oft in Gegenwart ſeiner edlen Schweſter unangenehm ergriffen hatte, das Uebergewicht, welches der ernſte, vorwurffreie Wandel der Prinzeſſin unwillkürlich über ihn ausgeübt, war ihm oft peinlich geweſen, und mit der Gewißheit, daß Katharina's erwachte Leidenſchaft nie die Schranken weiblicher Sitte überſchreiten würde, freute er ſich, daß auch ſie, gleich ihm, nicht frei von den Schwächen des Herzens ſei. Ueberdies glaubte er in dieſer aufkeimenden Leidenſchaft die Angel zu finden, womit er den wankelmüthigen Soiſſons an ſeine Partei feſſeln könne, und deshalb war ihm die Liebe ſeiner Schweſter aus doppelten Gründen willkommen. Gewohnt der Liebe zu huldigen, wo ſie ihm im lockenden, reizenden Gewande erſchien, nur Genuß in ihr ſuchend, war ſie ihm nur ein Spielwerk, oder der Sporn zu ritterlichen Thaten. Daß ſie ein Herz tief verwunden, für das ganze Leben ihren Pfeil in das blutende drücken könne, ahnete er nicht. Seit der Thräne um Fleurette, die von der Zeit

ſchon längſt getrocknet war, kannte er nur der Liebe Lächeln und ihre Freuden, und mit leichtem Sinne ſah er in dem Herzen ſeiner geliebten Schweſter eine Neigung entſtehen, welcher er, um ſie zu ſeinem Vergnügen, zu ſeinen Planen zu benutzen, Hoffnung und eine freundliche Ausſicht in die Zukunft gab.

Katharina verbarg auch dem Bruder ihre Neigung nicht länger; ſie hoffte, er, deſſen Glück bisher der Stern ihres Lebens geweſen war, würde ihr Glück theilen, mit ihr aufjauchzen. Aber Heinrich blieb gelaſſen, nahm die Sache von der galanten Seite, ſcherzte mit ihr, daß das Feuer der Liebe endlich auch ihr Herz erwärmt habe, und während er in den Armen der Gräfin von Grammont der Liebe Seligkeit genoß, trat er ſtörend zwiſchen ſeine Schweſter und ihren Geliebten. Der Graf von Soiſſons hatte ihm ſeine Wünſche vorgetragen; er glaubte, da er der Prinzeſſin Herz gewonnen, ihr an Rang gleich ſei, mit dem liebeluſtigen König leichtes Spiel zu haben, und täuſchte ſich. Heinrich nahm ihm die Hoffnung nicht ganz, entſprach jedoch eben ſo wenig ſeiner Erwartung, und umging jede beſtimmte Zuſage. Die bald wieder ausbrechenden innern Unruhen gaben ihm Gelegenheit, die Liebenden zu trennen.

In dem Könige hatte ſich der Gedanke, und wohl nicht ohne Grund, zu feſt eingewurzelt, des Grafen von Soiſſons Bewerbung ſei blos Politik und Eigennutz; er hatte dies ſelbſt ſeiner Schweſter unverhohlen geſagt, und glaubte daher Gleiches dem Gleichen entgegen ſetzen zu dürfen, und ſo, die Wohlfahrt ſeiner Glaubensgenoſſen und ſeine eigene nur vor Augen, mußte die Schweſter, die er wahrhaft liebte, ein Opfer der Politik werden.

Die Entfernung von ihrem Geliebten hatte Katharina von Bourbon ſtandhaft ertragen, die Trennung hatte die Flamme der Liebe noch mehr angefacht, ihre aufgeregte Phantaſie rief ihr Soiſſons Bild vielleicht noch verſchönter zurück, und der Schwur ewiger Treue, den ſie ihm gelobt, konnte nicht von dem Gedanken erſchüttert werden, ihr Bruder billige die Liebe nicht, und hege einen geheimen Widerwillen gegen den Grafen. In dieſer Ueberzeugung beſtärkte ſie die Gräfin von Grammont noch mehr.

Dieſe, wohl die edelſte unter den Geliebten des Königs, welcher Heinrich von Navarra alles, ſein Ruhm die Wonne des Lebens war, opferte uneigennützig ihr bedeutendes Vermögen für ihn, und mit jedem neuen Kampfe, wo ſie Tauſende für ihn warb und rüſtete, wurde ſie ärmer. Sie hatte ſich das Vertrauen, die Zuneigung der Prinzeſſin erworben, ſie war die Vertraute ihres Herzens geworden, und als Katharina, ihrem Bruder näher zu ſein, aus Bearn nach Nerac kam, begleitete ſie Diana von Grammont, welche dort unfern der Garonne ein Schloß beſaß. Auch die Sehnſucht, einmal wieder an dem Orte zu ſein, wo Fleurette's Geiſterhauch ſie umſchwebte, hatte ihr die Trennung von ihren lieben Bearnern und ihrem einſamen Caſtell Beziat leicht gemacht; doch

im Herzen die Qualen der Liebe und die Sorge um des Bruders Wohl, war ſie traurig und mißgeſtimmt auf ihrem väterlichen Schloſſe zu Nerac eingezogen.

In dieſer Stimmung war ihr am vergangenen Abende die Nachricht von dem Siege bei Coutras geworden, tönte ihr die ſeufzende Stimme Fleurette's, ihr immer der Vorbote wichtiger und ſelten freudiger Begebenheiten; ſo fand ſie die treue Manon, die ſchon lange an ihrem Bette ſaß.

Freundlich reichte die Prinzeſſin der Kammerfrau die Hand, welche ſie mit Rührung an ihre Lippen drückte; denn in Katharina's Augen lag nicht die Freude des Sieges, es lag in ihnen der wehmüthige Ausdruck, den Manon nur zu gut an ihrer Herrin kannte, wenn ſie die ſchmerzlichen Gefühle ihres aufgeregten Gemüthes im Innern verbergen wollte.

Der Chevalier Fervagues harrt ſchon ſeit zwei Stunden auf Euer Erwachen, Hoheit! — ſagte ſie — Er kam ſo früh, da Ihr ſonſt immer mit Sonnenaufgang aufzuſtehen pfleget, und mit ihm die Landleute aller der Orte, die er durchzog. Freudig wogt die Menge auf den Straßen dem Schloſſe zu, und die guten Leute erwarten mit Ungeduld, die Siegesnachricht aus Eurem Munde zu hören.

So kleide mich ſchnell an, gute Manon! — rief die Prinzeſſin aufſpringend, daß ich den Ritter empfangen und mich dem Volke zeigen kann.

Aber mit einem heiterern Geſichte, — bat die Alte — denn ſo würde Euer Auge die frohe Kunde Eures Mundes trüben. — Nachdem die Prinzeſſin ihren Anzug beendet, trat der Chevalier Fervagues ein.

Mit Anſtand, jedoch freundlich, empfing ihn Katharina. — Ich ſollte Euch zürnen, Ritter! — wandte ſie ſich zu ihm — daß Ihr mir erſt heute die frohe Nachricht bringt, und ich ſie zuerſt durch die Gräfin Grammont erfahren mußte — doch — Euch ſei verziehen! Ihr folgtet als ein treuer Diener meines Bruders Befehlen, und nun erſuche ich Euch, mir recht getreu den merkwürdigen Tag zu ſchildern, dieſen erſten bedeutenden Sieg, den unſere Glaubensbrüder in offener Feldſchlacht erfochten.

Ihr ſeid ſo gnädig, Hoheit! — erwiderte Fervagues — mir meine peinliche Entſchuldigung zu erlaſſen; ich erkenne Eure Großmuth und bin bereit, Euch die Thaten dieſes ſchönen Tages zu berichten.

Er erzählte jetzt der Prinzeſſin den Hergang des Treffens, deren lebhafte Einbildung ſo treu, ſo lebendig ihr alles verſinnlichte, deren aufgeregtes Gemüth oft in bange, oft in freudige Ausrufungen ausbrach. Als Fervagues zu dem Momente kam, wo der Herzog von Joyeuſe gegen den König, ihren Bruder, vorrückte, konnte ſie ihre Empfindungen nicht verbergen; ſie bebte, und ein tiefer Seufzer entſtieg ihrer gepreßten Bruſt; als aber der Ritter die Flucht der Feinde beſchrieb, berichtete, wie der Graf von Soiſſons im Verfolgen mit ſeinem Pferde geſtürzt, doch ſchnell wieder ein anderes Roß beſtiegen, und dieſer Zufall ihn nicht auf der

Bahn des Sieges aufgehalten habe, da glühte feurig ihr Auge, und hätte der Erzähler ihre Neigung zu dem Grafen auch nicht gekannt, er hätte sie jetzt ahnen müssen.

Fervagues schwieg. Katharina sah noch immer verklärt vor sich, sie schwelgte in dem Gedanken, ihr Bruder, ihr Geliebter habe die Feinde besiegt; sie glaubte, jetzt folgten sie beide Hand in Hand den Fliehenden, vereint durch ein gleich freudiges Geschick, bald vielleicht noch inniger durch sie. — Aus diesem süßen Gedanken, der ihrem zagenden Gemüthe so wohl that, störte sie Fervagues Bitte, auf den Altan zu treten. — Zeigt Euch der Menge, Hoheit! — bat er — sie hofft aus Eurem Munde Bestätigung der frohen Nachricht, die ihnen dann doppelt werth wird.

Die Prinzessin bedurfte einiger Augenblicke, sich zu sammeln, denn die Thräne im Auge wollte sie dem Volke nicht zeigen.

Es war ein schöner Herbstmorgen. Die Sonne hatte eben die düsteren Nebel durchbrochen, und beleuchtete, als ob auch sie des Sieges sich erfreue, glänzend das Schloß zu Nerac, als Katharina von Bourbon auf den Balcon trat.

Es lebe Heinrich von Navarra, der Beschützer unsres Glaubens! — rief ihr die jauchzende Menge entgegen — Es lebe Katharina von Bourbon, unsre gütige Mutter! — Und als die Prinzessin auf die wogende Menge dankend hernieder sah, und Alt und Jung, Arme und Reiche, Vornehme und Geringe im traulichen Gemische auf dem grünen Rasenplatze vor dem Schlosse erblickte, die Hüte mit Weinranken geschmückt, die Frauen einen Kranz von Weinlaub in ihren dunkeln Flechten, Alle aber weiße Bänder, das Zeichen von Bourbon, um den Arm, da vermochte sie nicht dem freudigen Volke etwas zu sagen. Die Thränen brachen hervor, die Lippen fanden nicht Worte. — Auch die jauchzende Menge verstummte; eine feierliche Stille herrschte, wo noch eben der laute Jubel erschallt war, Aller Augen hingen an der geliebten Prinzessin, jedes Ohr lauschte auf ihre Rede.

Endlich ward sie Herrin ihres Gefühls. — Wir haben gesiegt, meine Freunde! — rief sie — Die gute Sache hat einen herrlichen Preis sich erkämpft. Gott begleite meinen Bruder und seine Waffengefährten; er verfolgt den Feind und steht vielleicht bald vor den Thoren von Paris. Eilt mit mir in das Haus des Herrn, laßt uns ihm für seine Gnade danken!

Sie grüßte noch einmal das Volk und verließ den Balcon, um mit ihrem Gefolge sich nach der Kirche zu begeben; die Menge folgte ihr.

Die Prinzessin war verwundert, hier so wenig, als im Schlosse, die Gräfin von Grammont zu finden, die schon am frühesten Morgen nach Castell d'Amazan geeilt war, um dort Heinrich von Navarra, der sie zu

überraſchen gedachte, zu empfangen. Fervagues, um ſich in die Gunſt der königlichen Geliebten einzuſchmeicheln, hatte ihr des Königs Vorſatz verrathen, und zugleich ſeinem Herrn einen Dienſt erwieſen, denn ohne ihn hätte der König die Geliebte dort nicht gefunden, und der Zweck, weshalb er das Heer verlaſſen hatte, wäre zum Theil verloren gegangen.

Die Gräfin bereitete alles zu ſeinem Empfange, doch ſo, daß dem Könige das Vergnügen der Ueberraſchung nicht geſtört wurde; alles ſollte den Schein behalten, als habe es ſeine Entſtehung dem Zufalle zu danken, und der jugendlichen, funfzehnjährigen Victoire de Beaupré, dieſer hülfloſen Waiſe, welche Diana ſeit einiger Zeit zu ſich genommen hatte, um für ſie als Mutter zu ſorgen, wurde eine Hauptrolle zugetheilt.

Unter den Zubereitungen rückte der Mittag heran, als die Gräfin die Nachricht empfing, der König habe bei Marmande die Garonne paſſirt; bald darauf berichteten die ausgeſchickten Diener, er habe in le Mas d'Agenois gefrühſtückt, und müſſe ihnen auf dem Fuße folgen. Wie klopfte das Herz Diana's, das nicht allein dem Geliebten, das auch dem ritterlichen Könige, dem Sieger von Coutras heute entgegenſchlug! wie klopfte es gewaltig, als die Kanonen vom Caſtell Jalour den vorüberziehenden Helden begrüßten, und jetzt von der ſanften Höhe, in deren Thale die Arance mit ihrem klaren ſpiegelhellen Waſſer fließt, ein Trupp Reiter herabzog, an deſſen Spitze eine Menge Fahnen hoch in der Luft flatterten!

Länger vermochte die Gräfin nicht auf dem Balcon zu bleiben. Ihren Vorſatz vergeſſend, eilte ſie hinunter, dem Könige entgegen, der, von der Höhe Caſtell d'Amazan erblickend, aus der Mitte ſeiner Reiter hervorbrach, und im vollen Jagen dem Schloſſe, wo er die Geliebte zu überraſchen hoffte, zueilte. Sie kam ihm aber ſchon unter dem alten finſteren, mit Eichenlaub geſchmückten Thore entgegen, und den ſüßeſten Lohn des Sieges reichten ihm hier in dem Dunkel der hohen gewölbten Mauern ihre Roſenlippen.

Das Schmettern der Trompeten, das ſich immer mehr näherte, weckte die Liebenden aus ihrem ſüßen Taumel. — Kommt, Diana! kommt in's Schloß, geſchwind, ehe meine Begleiter uns hier treffen! rief der König, als er Pferde nahen hörte. Es war der junge Favas, der in der Schlacht an ſeiner Seite ſo ritterlich gekämpft hatte.

Nimm mein Pferd, Hypolit! — rief ihm der König zu; der Page ſprang ab, nahm es am Zügel und folgte ſeinem Herrn. Während dieſer die Gräfin die hohe Treppe zum Portale hinauf führte, hielt der junge Krieger mit den Roſſen auf dem Hofe, unverwandt nach dem gothiſchen Bogen blickend, unter welchem eine jugendliche Geſtalt in griechiſchem Gewande, mit einem Lorbeerkranze in der Hand, den König zu erwarten ſchien.

Helfe mir Gott, Gräfin! — rief Heinrich, die jugendliche Victoire betrachtend. — Ich glaube, wäre dieſe Siegesgöttin dem Herzoge von Joyeuſe am Vorabende der Schlacht nur im Traume erſchienen, ich ſtünde ein Flüchtling, um Einlaß bettelnd, vor den Thoren Eures Schloſſes!

Das Mädchen war bei dieſen ihr nicht entgangenen Worten hoch erröthet, doch behielt ſie Beſinnung genug, den König anzureden. — Sire! — begann ſie, ihm entgegentretend. — Dem Vater ſeiner Bearner, dem Beſchützer des Glaubens, dem Sieger bei Coutras, reicht eine älternloſe Waiſe den Lorbeerkranz; erlaubt, daß ich ihn um Euren Scheitel winden darf!

Mit Freuden, holdes Kind! — rief Heinrich und beugte ſein Haupt; und als Victoire ihr geſenktes Auge hob, den Lorbeerkranz in Heinrich's braunen Locken zu befeſtigen, traf ihr Blick den Pagen, der, unfern der Treppe, ſein und des Königs Roß am Zügel, wie gebannt, den Blick auf ſie heftete. Sie erröthete von neuem, ſah emſig auf ihren Kranz, den ſie ſorgſam ordnete, mußte jedoch zuweilen über ihn hinweg nach dem Pagen blicken, bis der König, welcher ſein Gefolge nahen hörte, ungeduldig zu werden begann — Victoire! — rief er — Du beeilſt Dich ſchlecht, mir den Kranz aufzuſetzen!

Das Mädchen ſchrak auf. — So, Sire! — ſagte ſie ſtammelnd; und als ſie geendet hatte, zog auch ſchon unter Trompeten- und Paukenſchall das Gefolge des Königs über die Zugbrücke in Caſtell d'Amazan ein.

Voran die Trompeter, herrlich geſchmückt; dann folgte eine Abtheilung leichte Reiter, welche die Gräfin zum Dienſte des Königs in Guyenne hatte werben laſſen; dieſer Abtheilung folgte der Marquis von Parabere, die Hauptfahne des Herzogs von Joyeuſe, und zwanzig Edelleute, alle der Gräfin von Grammont zuthan, die erbeuteten Fahnen des katholiſchen Heeres tragend. Eine Abtheilung leichter Reiter beſchloß den Zug.

Dame! — begann der König, nachdem er aus den Händen des Marquis die Cornette blanche genommen und ſich vor die Edelleute mit ihren Fahnen geſtellt, und der Gräfin genaht hatte. — Dame! erlaubt, daß ich dieſe Siegeszeichen zu Euren Füßen legen, und Euch bitten darf, ſie als Beweis der Huldigung Eures Ritters anzunehmen. Euer Bild hat meinen Muth entflammt, deshalb gebührt Euch, der Dame meines Herzens, dieſer Tribut. — Er ſenkte die weiße Fahne Joyeuſe's, die Edelleute die ihrigen, und ein und zwanzig Trophäen, dem königlichen Heere entriſſen, lagen zu den Füßen Diana's von Grammont.

Sie war überraſcht. Wenn auch in ihrem Innern Eitelkeit, Liebe und alle die verführeriſchen Leidenſchaften des Herzens freudig aufjauchzten, ſprach doch eine Stimme gegen dieſe Auszeichnung des Königs, und es war aus der Tiefe ihres edlen Gemüthes, als ſie ihm ſtatt Dankes antwortete: Sire! gebühren mir die mit dem Blute unſerer Glaubensbrüder errungenen Siegeszeichen? Dürfen ſie zu den Füßen eines Weibes liegen, das nur mit ſchwachen Wünſchen, nur mit ſeinem Gebete dem Heere des Glaubens folgen durfte? Nehmt ſie auf, Ihr edlen Herren, tragt ſie nach Nerac! Dort in dem Gotteshauſe ſei ihr Platz; oder ziemt es ſich nicht, das heilige Haus mit Irdiſchem zu ſchmücken, hängt ſie in dem Ritterſaale auf,

wo die Helden des Stammes Albret freudig die Trophäen in ihre Mitte aufnehmen werden, welche ihr Enkel, ein Bourbon, den Siegeszeichen ihres Ruhmes beifügt. Ich bitte Euch, Sire! laßt die Fahnen aufheben; Ihr habt mich durch dieſen Beweis Eurer Liebe hoch geehrt, doch auch zu hoch geſtellt.

Wem gebührten dieſe Fahnen wohl mehr als Euch! — rief der König halb unwillig — War Euer Banner bei Coutras nicht aufgerollt, fochten nicht tauſend Eurer Krieger unter Parabere und Montgommery; haben ſie nicht dieſe vier Fahnen dem Regiment Piccardie, dieſer alten Bande, abgenommen?

So laßt mir dieſe, — bat Diana endlich — und ich will glauben, ich ſei ihrer werth, ſie gehörten mir, weil die Braven, die ich meinem König zu Hülfe ſandte, ſie erbeuteten. Ich will ſie nehmen, doch mit einem Lorbeerkranze darf ich ſie nicht umwinden, der gehört nur Euren Locken; ein Myrtenreis ſchmücke ſie, denn nur der Liebe verdanke ich dieſe ſchöne Gabe! — Der König winkte, die Fahnen wurden gebracht. Diana beſah ſie genau. — Schwarz und weiß, — ſagte ſie, ernſter werdend, — und das blutige rothe Kreuz in der Mitte. Freundlich tritt mir dieſes Geſchenk nicht entgegen; was bedeuten dieſe Zeichen?

Die Farbe der Guiſen, das Feldzeichen der Ligue, welches die von der Piccardie ſo gern aufſtecken. Den Tod, das blutige Kreuz in ſeiner Mitte, bedeutet es! erwiderte der Marquis von Parabere.

So haben ſie das düſtere Zeichen wohl in der Bartholomäusnacht gewählt; denn ſonſt rollte ſich das Banner der Guiſen kriegeriſcher, freundlicher auf! ſagte die Gräfin. — Sie nahm aus dem Körbchen, das ihr eine ihrer Frauen reichte, ein Myrtenreis und ſchlang es um die Fahne; ſo that ſie mit allen. — Habt die Güte, — wendete ſie ſich nun zu den Edelleuten — ſie in den Waffenſaal zu tragen. Mögen ſie neben den Rüſtungen meiner Vorfahren, der d'Andouin, hängen, ſie werden ſich ihres Platzes nicht zu ſchämen haben!

Und wohin ſollen die andern? fragte der Marquis.

Laßt ſie nach Nerac bringen! — bat Diana den König, der gedankenvoll die Victoria anblickte, die in ihrer idealen Kleidung, ohne auf ihn zu achten, noch im Portale ſtand. — Laßt ſie nach Nerac bringen! wiederholte die Gräfin.

Wie Ihr es wünſcht! erwiderte der König zerſtreut, Diana die Hand reichend.

Die Trompeten ſchmetterten, die Pauken wirbelten, als Heinrich mit der Gräfin die hohe Marmortreppe des Schloſſes hinaufſtieg. Die Siegesgöttin folgte; nur Favas, der einem Diener die Roſſe gegeben, ſtand noch, den Blick nach dem Portal gerichtet, ſinnend da, und ſchien das um ihn wogende Gewühl von Roſſen und Reitern, Herren und Dienern, nicht zu bemerken. Freundlich, als habe ſein Inneres aufgejauchzt und die Freude

sei in seinem Blick auf seine Lippen getreten, stand der Jüngling da, immer noch den Blick auf die Stelle gerichtet, wo die Siegesgöttin, ihm als Göttin der Liebe, gestanden. — Schweig! — rief er plötzlich, die Hand auf das Herz gedrückt. — Schweig, du stürmischer Mahner, ich verstehe dich nicht! — Er trat in das Schloß, seinem Herrn, dem Könige, zu folgen.

Dieser hatte sich indeß in das ihm bestimmte Gemach, sich umzukleiden, zurückgezogen. Es war der Gräfin nicht entgangen, daß der König beim Anblicke des Fräuleins von Beaupré nachdenkend, unruhig geworden war; waren es die Reize der aufkeimenden Schönheit, die ihn ergriffen hatten, war er über ihr Benehmen ungehalten, hatte der zarte Vorwurf ihn beleidigt, daß er die so theuer erkauften Siegeszeichen, im Angesichte seiner ernsten, strengen Glaubensbrüder, einer Geliebten zu Füßen gelegt? Die Freude des Augenblicks war getrübt, bange Sorge erfüllte ihr Herz, da trat Victoire in ihr Zimmer, nicht mehr als Siegesgöttin gekleidet und doch noch des Sieges gewiß; denn wer das reizende Mädchen in ihrer einfachen, schmucklosen Kleidung, wer die braunen, vollen Locken über den blendenden Hals herabrollen sah, der mußte ihr huldigen. Bei ihrem Anblicke schwand die Sorge nicht aus Diana's Brust. — Sie ist schön, sehr schön! — sagte sie leise, — und er, — doch streichelte sie die Wange des Mädchens, das sich ihr die Hand zu küssen nahete, hob das Lockenköpfchen in die Höhe, und schaute in die dunkeln, braunen Augen, aus denen der Unschuld heiliger, ungetrübter Friede blickte. Sie bog sich zu ihr, küßte ihre Stirn. — Bewahre Dich Gott! sagte sie leise vor sich hin, und drückte sie innig an ihre Brust.

Da trat der König ein und überraschte sie; ihn begleitete Favas. — Gräfin! — begann Heinrich von Navarra — wo finde ich Worte, Euch für die freundliche, herzliche Aufnahme zu danken! wohin ich blicke, sehe ich Anordnungen zu einem Feste, von der Hand der Liebe geordnet, geschmückt, als hättet Ihr meine Ankunft erwartet.

Sire! — erwiderte Diana erröthend — Gestern erhielt ich die Nachricht des Sieges, heute sollte ein Fest ihn feiern, und Ihr verschönt diesen Tag.

Helfe mir Gott! — rief der König, mit dem Finger drohend. — Fervagues hat geplaudert, doch muß ich ihm verzeihen. Wer könnte, Euch gegenüber, widerstehen, und in der Tiefe des Herzens ein Geheimniß verbergen?

Könntet Ihr es nicht, Sire? fragte die Gräfin, ihr Auge durchdringend, aber sanft auf ihn richtend.

Der König war einen Augenblick betroffen, doch schnell ergriff er lächelnd ihre Hand, küßte sie, und als ob er mit Absicht dem Gespräche eine andere Wendung geben wollte, rief er seinen Pagen. — Hier, Gräfin von Grammont! — sagte er mit herablassender Güte — stelle ich Euch einen jungen Edeln aus Guyenne vor; Ihr kennt ihn noch nicht, ob er

gleich ſchon lange um mich war. Er iſt der treueſte meiner Pagen, ihm danke ich viel am Tage von Coutras.

Seid mir willkommen, Herr von Favas! — wendete ſich die Gräfin zu dem jungen Manne — Ich freue mich, Euch hier zu ſehen, und heiße Euch auf Caſtell d'Amazan herzlich willkommen!

Sire! — begann der Page, nachdem er der Gräfin ehrerbietig für ihre Huld gedankt hatte — Gewährt mir an dem heutigen Tage eine Bitte.

Sprich! ſagte der König.

Seit ſechs Jahren bin ich Euer Page, habe in jedem Gefechte an Eurer Seite gekämpft, alſo ſicher da, wo es heiß herging. Ihr ſelbſt, Sire, habt ſo eben mein Benehmen in der Schlacht bei Coutras gelobt, deshalb glaube ich Euch bitten zu dürfen, mich Eures Dienſtes zu entlaſſen; zum Pagen findet Ihr hundert unbärtige Knaben. Ich wünſchte, meiner Ahnen würdig, an Eurer Seite zu ſtehen, mein eigener Herr zu ſein, und, ohne die Bande eines andern Dienſtes, mein Leben, mein Blut für meinen geliebten König hinzugeben!

Was fällt dem Jungen ein! — rief Heinrich von Navarra erſtaunt — Tritt der ſonſt ſo Beſcheidene mit kecker Zuverſicht vor mich und begehrt, auf ſeine Verdienſte pochend, aus meinem Dienſte entlaſſen zu werden, und Gott weiß, welche Stelle in meinem Heere einzunehmen! — Wart', Hypolit! ich werde Dich zu unſerm Connetable ernennen. Biſt Du damit zufrieden, oder genügt Dir dies noch nicht?

Eine hohe Röthe überflog das Geſicht des jungen Mannes, und mit düſterem Blicke, mit beleidigtem Ehrgefühle trat er einige Schritte zurück und erwiderte nichts auf des Königs Worte.

Hypolit! — rief Heinrich, deſſen edlem Herzen es ſchon leid war, dem Jüngling weh' gethan zu haben, — was wünſcheſt Du denn eigentlich? — Der Page ſchwieg. — Höre, Burſche! — rief der König nach einer Pauſe — Du weißt, ich bin Dir gut, aber Trotz ertrage ich nicht.

Ich glaube es, Sire! — erwiderte der Page ſchnell — daß Könige nicht Trotz ertragen, ſo wenig als die Edeln aus Guyenne Hohn.

Des Königs Augenbrauen zuckten bei dieſen Worten mehrere Male, ein Zeichen ſeines Zornes, doch ward er ſeiner Herr, und blieb mit übereinandergeſchlagenen Armen, den Pagen ſcharf anblickend, vor ihm ſtehen.

Sire! — bat in dieſem Augenblicke eine ſanfte Stimme; der König wandte ſich, Victoire ſtand hoch erröthet, den Blick zur Erde geſenkt, da.

Auch im nemlichen Augenblicke ſtürzte Hypolit zu des Königs Füßen. — Zürnt mir nicht, Sire! — rief er — zürnt Eurem Hypolit nicht; es iſt mir heute ſo wohl und doch ſo weh!

Favas! — erwiderte Heinrich! — Du weißt, ich liebe Dich, liebte Dich doppelt um Deines beſcheidenen anſpruchloſen Weſens, bei Deinem kecken, ritterlichen Muthe, und heute biſt Du ſo verändert, daß ich Dich nicht wiedererkenne.

Auch ich kenne mich nicht mehr! fiel der Page dem König unvorsichtig in die Rede.

Ich glaube es Dir wohl, — fuhr Heinrich mit dem einnehmenden Tone der Stimme fort, mit dem er alles um sich her bezaubern konnte. — Aber sage mir nur eigentlich, was Du willst, und steh' auf.

Sire! — begann Favas mit einem Feuer, das er vergeblich zu mäßigen suchte, — mich drückt der Rock, den ich trage, der Teller, worauf ich Euch den Wein kredenze, brennt in meiner Hand; ich fühle, ich bin es werth, etwas Besseres zu sein, als meinem Könige das Waschbecken zu reichen und unter der Zahl der Dienenden, wenn auch der Erste, zu sein. Laßt mir den Platz in Eurem königlichen Herzen, und gebt mir einen in Eurem königlichen Heere, damit ich nicht allein für Euch mein Blut verspritzen, daß ich auch für meine Dame fechten kann.

Helfe mir Gott, Hypolit! — rief der König, und reichte ihm die Hand zum Kusse. — Nun erst verstehe ich Dich ganz. Hast den Amadis de Gaulas fleißig studirt, eine Prinzessin in irgend einem Städtchen auf Poitou gefunden, und möchtest nun ihr Ritter sein!

Nicht den Amadis hab' ich studirt, nicht dessen bedurfte ich, um die edle Galantrie der Ritterzeit zu lernen, Euer Beispiel hat mich hier wie überall begeistert. Meinem Glauben, meinem Könige, meiner Dame zu leben, diesen Wahlspruch habt Ihr mich gelehrt! —

Das freut mich, meinte der König.

Da nahm Diana eine goldene Kette von ihrem Schwanhalse. — Darf ich Euren huldreichen Blick deuten, Sire?

Ihr dürft, reizende Frau! Hängt sie dem Hypolit Favas um, und eine schönere Weihe konnte ihm nicht werden. In den Reihen der Edlen von Guyenne führe er fortan die Lanze für mich und seine Dame!

Favas kniete vor der königlichen Geliebten, die ihm die Kette umhing. — Tragt sie mir zu Ehren, Eurem Herrn zu Liebe, Euch selbst ein Schmuck!

Der Page erhob sich und küßte die Hand der Gräfin. — Nur der Tod soll sie mir entreißen, edle Frau! — rief er — so wahr mir Gott helfe, ich will sie mit Ehren tragen!

Herr von Favas! — fuhr Diana fort, und was sie that, war wohl nicht ganz absichtlos. — Um diesen Augenblick Euch vielleicht noch länger in der Erinnerung zu erhalten, geht zu jener Dame, bittet sie um ein Andenken an diese Stunde; sie wird es Euch nicht verweigern.

Hypolit! — rief der König scherzend — thue es nicht; werde Deiner unbekannten Schönen aus Poitou nicht ungetreu, spiele nicht mit dem Pfeile der Liebe!

Er trifft oft Rose und Herz zugleich, — sagte rasch und unüberlegt die Gräfin, während Favas sich Victoire nahte, und der König, über die Worte Diana's nachdenkend, den Jüngling nicht weiter beachtete.

Dem Fräulein genahet, sprach er: Darf ich es wagen, Euch um ein Andenken dieser Stunde zu bitten, holdes Fräulein! darf ich Euch um eine Gabe bitten, die ich Euch zu Ehre und Liebe tragen kann?

Bei diesen Worten lächelte Diana, während Victoire, nur einen Augenblick überrascht, sich schnell faßte. — Herr von Favas! — sagte sie mit wohltönender Stimme, indem sie ihre Schärpe abnahm, — tragt diese Binde von Victoire von Beaupré; sie knüpfe Euch fest an Euren guten Herrn, fess'le Euch unauflösbar an Eurem Glauben, und rufe bisweilen die Erinnerung des Augenblicks zurück, wo meine edle Pflegemutter Euch ein Zeichen des Wohlwollens gab!

So sei es! — sagte der Jüngling, und als ihm das Fräulein nicht ohne Zittern die Schärpe umgethan, erhob er sich und sagte mit feierlichem Ernste: Solltet Ihr meines Armes und Schwertes bedürfen, Fräulein! so gebietet über mich als Eurem Diener; solltet Ihr meines Rathes bedürfen, so wendet Euch an mich, als Euren treuesten Freund! — Er trat zurück, und ließ die Gräfin über sein Herz wohl nicht in Ungewißheit.

Ich wünsche mit Euch allein zu sein, sagte der König, der bisher, in Gedanken versunken, auf das Vorgegangene nicht geachtet hatte. Hyppolit entfernte sich, auch das Fräulein von Beaupré trat in das Cabinet der Gräfin.

Die Freude des ersten seligen Augenblickes, wo ich mich an Eurer Seite allein befinde, — begann der König — muß ich mit einer Frage stören. Was meintet Ihr vorhin mit dem Pfeile, welcher Rose und Herz zugleich träfe? Ihr betontet diese Worte so scharf, als ob sie auch mich verwundende Pfeile sein sollten.

Diese Frage überraschte die Gräfin; doch zu gewandt, um sich nicht schnell aus der Verlegenheit zu ziehen, antwortete sie scherzend: Nun, Sire! verwundet der Pfeil der Liebe nicht oft bitter, oft süß? er trifft das Herz, und wohl dem Herzen! er trifft die Rose, das Bild der Liebe, und wehe ihr!

Der König sah der Gräfin forschend in's Auge; sie blieb unbefangen, er immer noch nachdenkend. Endlich sagte er plötzlich: Wißt Ihr, wer heute in Castell d'Amazan eintrifft?

Wie soll' ich!

Rathet, rathet! rief Heinrich lachend.

Der Baron Rosny.

Nein!

Türenne, La Trémouille.

Nein, nein; Ihr seid weit vom Ziele!

Wohl gar der unfeine d'Aubigny?

Mit nichten!

Nun, dann wüßte ich doch nicht, wer es sein könnte, über dessen Ankunft ich mich freuen sollte, wenn es nicht der König von Frankreich ist.

Nein, dieser wahrlich nicht! den lassen seine Günstlinge nicht von Vincennes, und wo fände er auch hier Prozessionen und geistliche Brüderschaften. — Der Graf von Soissons kommt!

Karl von Soissons! rief Diana von Grammont erstaunt.

Euer Erstaunen wundert mich nicht. — Hört mich an, denn nur Euch darf ich sagen, was ihn hierher führt. Nach dem Tage von Coutras theilten sich die Meinungen der verschiedenen Anführer. Mein Vetter Condé hatte, wie immer, seinen eigenen Plan; ihn trieb es nach Anjou, Türenne nach Perigord, der Adel von Xaintonge und Poitou folgten dem Prinzen, und ich, zu schwach mit dem kleinen Heere etwas auszurichten, übergab den Ueberrest an den Vicomte, und gab zum Schein den Bitten Soissons, Guyenne zu besuchen, nach. Ihn zog meine Schwester — mich —

Sire! — unterbrach ihn die Gräfin — so werth, so theuer mir Eure Gegenwart ist, so sehr sie mir auch die lange Trennung versüßt, Gott weiß, Ihr hättet besser gethan, an der Spitze des Heeres den Deutschen entgegen zu ziehen, die zu Eurer Hülfe durch Lothringen rücken. Ihr verliert die Früchte Eures Sieges.

War Rosny oder d'Aubigny schon bei Euch? — unterbrach sie der König unwillig — denn diese glaub' ich zu hören, nicht Diana von Grammont, von der ich hoffte, sie würde mich mit Sehnsucht erwarten.

Heinrich! — unterbrach ihn die Gräfin — Diana von Grammont kann Eurer Liebe Alles opfern, nur nicht Euren Ruhm, und den habt Ihr um mich auf das Spiel gesetzt. Meinetwegen habt Ihr die Pflichten gegen Eure Glaubensbrüder vergessen, deshalb werden mich die Unsern verdammen, denn ich entriß ihnen die Früchte ihres blutig erkauften Sieges. Das schmerzt mich, Sire! das trübt mir den herrlichen Tag des Wiedersehens. Ich kann mich nicht freuen, daß der Sieger von Coutras sein Heer verließ, um im Arme der Geliebten die Früchte des Sieges zu verlieren.

Heinrich fühlte die Wahrheit dieser Worte; er konnte der Geliebten nicht zürnen, ihm schien ihre warnende, tadelnde Stimme, die Stimme der Gefährten, die Stimme der Nachwelt zu sein, welche ihn verdammen mußte. Er schwieg, — auch ihm war der Augenblick des Wiedersehens getrübt.

Und überdies — fuhr die Gräfin fort — begleitet Euch der Graf von Soissons. Was soll er hier? Soll das Herz Eurer edlen Schwester noch mehr bluten? Soll die noch nicht geheilte Wunde von neuem aufgerissen werden? Das wäre hart! Was die Prinzessin fühlt, wie tief diese zarte Blume, vom Sturme der Leidenschaft ergriffen, sich beugt, weiß nur ich; wie leicht der Sturm sie zerknicken kann, ahnet Ihr nicht. Treibt nicht ein solch' grausames Spiel mit einem Herzen, das Euch so innig liebt; spottet nicht einer Leidenschaft, die so tiefe Wurzel faßte, daß das Herz mit ihr untergehen muß.

Es ist zu spät, — unterbrach sie der König ungeduldig. — Ich bin vielleicht zu tadeln, aber das Schicksal, mit dem ich von meiner Jugend an kämpfen mußte, zwingt mich auch hier, meinem Herzen nicht folgen zu dürfen. Katharina ist gleich mir ein Opfer der drückenden Verhältnisse, die von meiner Wiege an mich verfolgten. Und mußte auch ich nicht dem Glücke der Liebe entsagen? Durfte ich meiner Neigung folgen? Ward ich nicht an Margaretha von Valois geschmiedet, und war nicht das Sündenverzeichniß dieser jugendlichen Messaline die Mitgabe, die ich erhielt? Bespritzte die blutige St. Barthelemi nicht mein Brautbett? O, Diana! wer so wie ich dem Schicksale Leben, Stand, die wenigen Glücksgüter, die mir geblieben, abstehlen, abtrotzen muß, wer durch gebietende Umstände gezwungen, nie dem Willen seines Herzens folgen durfte, wer mit Freunden und Feinden zu kämpfen hat, den dünkt ein Opfer nicht schwer, das eigentlich kein Opfer ist.

Kein Opfer?! seufzte die Gräfin.

Nein, Diana! — rief der König, und sein Auge umwölkte Unmuth. — Gäbe ich Katharina's thöriger Liebe nach, so wäre sie unglücklich. Glaubt Ihr, Soissons fühle für sie? Glaubt Ihr, der Engherzige verstünde ein solches Gemüth wie das ihrige? Seine Sinnlichkeit würde von dieser zarten, formlosen Gestalt, von diesem bleichen Gesichte, von der himmlischen Sanftmuth ihres schwärmerischen Auges ergriffen? Ihr irrt! — Sie ist die Erbin meiner Güter. Was die Häuser Bourbon, Albret und Foix besessen, fällt nach meinem Tode an sie, und der sucht mich in jeder Schlacht, in jedem Scharmützel, und kann mich bald erreichen. — Und ereilte er mich nicht, wer bürgt mir, daß man in Paris den Plan entworfen, durch diese Heirath mich, den Excommunicirten, der Güter zu berauben, die in ihrer Gewalt sind, sie meiner Schwester zuzutheilen, und so meine Kräfte zu lähmen?

Ist dem so, mein geliebter Fürst! — erwiderte Diana — so müßt Ihr offen der Prinzessin Euren Willen kund thun, sie mit den Verhältnissen bekannt machen und dem Grafen jede Hoffnung benehmen.

Und ihn und seinen Bruder, den Prinzen von Condé, von meiner Partei abziehen, — unterbrach sie der König. — Nein, Diana! Wir Fürsten dürfen nicht immer handeln, wie wir wollen, und ich gehöre wahrlich zu denen, die sich nur zu offen hingeben. Zwar, ich muß selbst gestehen, setzt mich die Anwesenheit des Grafen in einige Verlegenheit; doch hoffe ich durch Hülfe meiner Victoria auch hier mich aus der Noth zu ziehen, wenn Ihr mir Euern Beistand versprecht.

Ich verstehe Euch nicht, Sire! erwiderte die Gräfin verwundert.

Das Fräulein von Beaupré muß ihn in ihrem lockenden Netze fangen; er wird ihren Flammenaugen nicht widerstehen, meine Schwester es bemerken, und dies muß sie heilen, — sagte der König. — Diana erwiderte nichts. — Ihr scheint meine Hoffnung nicht zu theilen, — fuhr er fort. —

Glaubt Ihr, daß es so schwer sei, ein so schwankendes, leidenschaftliches Herz, wie das des Grafen, zu fesseln? Die Kleine ist schön, jedem Manne gefährlich.

Euer Wille, Sire, ist mir überall Befehl! — erwiderte die Gräfin erröthend — nur erlaubt, daß ich hierbei nicht handelnd auftreten darf. Ich ehre und liebe Katharina von Bourbon zu sehr, um ihrem Herzen wehe zu thun; ich habe zu viel Pflichten gegen die älternlose Waise übernommen, um sie vergessen zu können. Dulden will ich und schweigen, wenn es mein König verlangt.

Heinrich reichte ihr freundlich versöhnt die Hand, und als der Graf von Soissons in Castell d'Amazan eintritt, fand er den König in der heitersten Stimmung.

Indessen hatte Katharina von Bourbon den Tag sehr traurig durchlebt. Die Ankunft ihres Bruders auf Castell d'Amazan war ihr nicht verborgen geblieben, eben so wenig die feierliche Art, mit welcher er die Trophäen seines Sieges Diana von Grammont zu Füßen gelegt hatte. Aus so manchen Aeußerungen Fervagues schloß sie, daß, wie immer, sobald das Glück ihnen gelächelt, die Häupter der Calviniſten unter sich uneinig waren; denn nur das Unglück vereinte sie. Sie fühlte, daß ihr Bruder viel, ja alles durch seine übereilte Reise nach Guyenne auf das Spiel gesetzt und in Diana's Armen die Früchte seines herrlichen Sieges verloren habe. Auch bangte ihr vor dem Eindrucke, den dies auf die ernsten, oft so streng richtenden Calviniſten machen würde; sie fürchtete für den Prinzen von Condé, der nur wider Willen sich unter die Befehle des Königs stellte und augenscheinlich dahin trachtete, eine Partei zu bilden, an deren Spitze er unabhängig handeln könne. Sie kannte die Eifersucht, welche zwischen diesen beiden Fürsten herrschte, und wie sie sich den Calviniſten der verschiedenen Provinzen mittheilte; denn die von Anjou, Poitou, Saintouge sammelten sich stets unter Condé's Banner, und sahen mit scheelen Augen auf die von Gascogne und Guyenne, die mit denen von Perigord und Limoisin sich dem Könige von Navarra anschlossen. Die Spannung der beiden Prinzen wurde noch durch die Art, mit der Heinrich des Grafen von Soissons Bewerbung auswich, bedeutend vermehrt. Sie fürchtete für ihren Bruder.

Auch that ihr der Mangel an Aufmerksamkeit wehe, den ihr der König bei dieser Gelegenheit bewies. So sehr sie auch die Gräfin von Grammont lieben und schätzen mußte, war es ihr doch bitter, ihr in dem Herzen eines so innig geliebten Brudes nachstehen zu müssen, und als am andern Morgen der König sie in ihrem Cabinette überraschte, wurde die Freude des Wiedersehens durch diese bittere Empfindung getrübt. Sie lag weinend in seinen Armen, und konnte die unaufhaltsam hervorbrechenden Vor-

würfe nicht zurückhalten. Heinrich blieb jedoch ruhig, drückte die Aufgeregte mit wahrer brüderlicher Liebe an sein Herz, und lächelte bei ihren Vorwürfen.

Spare Deine Empfindlichkeit für einen andern Augenblick, — sagte er scherzend. — Deine Reizbarkeit hat noch stärkere Proben zu bestehen. Mit einem Worte könnte ich Alles, dessen Du mich beschuldigt, gut machen; — die Prinzessin sah gespannt an ihm auf — denn wisse, der Graf von Soissons hat mich begleitet.

Wie von einem elektrischen Schlage getroffen, stand Katharina unbeweglich. Ihr großes sprechendes Auge sah starr auf den Bruder, ihre Hand streckte sie wie abwehrend aus, ihr Mund öffnete sich, und vermochte doch nicht das leiseste Wort zu stammeln. Der König, anfangs sich an ihrer Bestürzung weidend, fürchtete für sie, die sich immer noch nicht fassen konnte, immer noch in dieser Stellung vor ihm stand. — Katharina! rief er endlich, — und schloß sie in seine Arme — besinne Dich, ruf' Deine Vernunft zurück, und nimm eine Begebenheit nicht so ernst, welche der Zufall mehr herbei führte als die Absicht. Fasse Dich!

Der Mund der Prinzessin wollte lächeln und verzog sich schmerzlich, ihr Auge wollte den Bruder freundlich anblicken, und die lindernde Thräne trübte es. — Laß mich nur einen Augenblick mir selbst, — sagte sie endlich, und starrte vor sich hin, dann preßte sie die Hand auf's Herz, hob schnell das gesenkte Haupt, und fragte den König mit bebender Stimme: Was soll Karl von Soissons hier?

Der König, auf diese Frage nicht vorbereitet, schwieg.

Du schweigst?! — rief die Prinzessin — Du schweigst?! O so kenne ich mein Schicksal! Aber, Henriot, schonunglos und grausam ist es, mit meinem Herzen zu spielen, meines Schmerzes zu spotten! Was siehst Du so mitleidvoll auf mich, was soll die Theilnahme in Deinem Blicke? Soll sie mich täuschen, soll sie mir Hoffnung geben? — Nein, Henriot, ich täusche mich nicht, ich bin von Soissons getrennt — getrennt für immer! Ein Opfer Deiner Politik, bricht mein Herz, das Du nicht verstehst. — Doch — fuhr sie fort, seine Hand an ihre klopfende Brust drückend, — doch lieb' ich Dich, mein geliebter Bruder, und der Stern Deines Glückes ist auch der meinige; darum sei mir willkommen! Sieh, die Thräne ist getrocknet, ich kann Dir mit freudigem Lächeln entgegen treten, denn Dulden war mein Erbtheil, Entsagen ist mein Loos!

Sie trocknete die Thränen, der sanfte Mund lächelte, jedoch nur schmerzlich. Sie sank dem Bruder noch einmal in die Arme, und hätte sie in diesem Augenblicke es über sich vermocht, sein Herz zu bestürmen, der edle Heinrich hätte seine Plane, seine Politik, seine Zweifel vergessen, und die Hand des Grafen von Soissons hätte die Schwester, wenigstens für den Augenblick, glücklich gemacht. Sie schwieg, der Augenblick verschwand ungenutzt; er kehrte nicht wieder.

Als sich die Prinzessin beruhigt fühlte, trat sie mit ihrem Bruder in den Saal, wo die Edlen und Frauen sich zum Empfange des Königs versammelt hatten; auch der Graf von Soissons war hier. Sie hatte den Muth, ihn im Angesichte ihres Hofes zu empfangen. Zwar überzog sie Purpurgluth, als er sich ihr nahte, zwar bebte sie als er sprach, und Todtenblässe überzog ihr liebliches Antlitz als sie den Mann ihres Herzens willkommen hieß — aber mit weiblicher Kraft hielt sie sich aufrecht, und nur der von den Verhältnissen Unterrichtete konnte ahnen, was in ihrem Innern vorging. Sie sprach einiges mit ihm, fragte ihn nach seinem Bruder, dem Prinzen von Condé, unterhielt sich mit ihm von den Begebenheiten der Schlacht, und als sie das Gespräch abbrach, sagte sie leise und schnell: Ihr seid mir von Herzen willkommen, Charles!

Der König hatte ihre Unterredung von fern beobachtet, doch war er zuweilen durch die jugendliche Gestalt Victoire's, welche hinter der Prinzessin in einer Nische stand, von seiner Schwester abgezogen worden. Das Mädchen erschien ihm heute noch reizender; nie glaubte er schöneres Haar als das in lose herabhängenden Locken über ihren Nacken rollende gesehen, nie einen Mund bemerkt zu haben, den die Natur so lockend, so einladend geformt, und hätte ihn die Gräfin von Grammont, die so eben nahete, nicht in seinen Bemerkungen gestört, seine beschäftigte Phantasie hätte ihm das Bild der funfzehnjährigen Victoire mit noch glänzenderen Farben gemalt.

Sire! — sagte die Gräfin leise — seht Ihr den Schmerz, der sich um ihre bleichen Lippen zieht? seht Ihr, wie sie mit sich kämpft, die Regungen ihres Herzens zu unterdrücken?

Ihre bleichen Lippen? — fragte Heinrich von Navarra staunend — den Schmerz, der sich um sie zieht? — Roth, wie nach den Frühlingregen die aufgesprungene Kirsche, sind Victoire's Lippen; ich habe wahrlich nichts Lockenderes gesehen!

Wohl möglich! — erwiderte Diana — Auch sie mußte, gleich der Prinzessin, die schmerzvollen Regungen des Herzens unterdrücken.

Der König, dies bemerkend, fühlte jetzt seinen Irrthum. — Diana! sagte er leise, und führte sie in die Vertiefung eines Fensters, — Euch scheint die Aufmerksamkeit zu betrüben, die ich für Minuten Eurer Pflegetochter schenkte. Ihr kennt ja meine lebhafte Einbildkraft; Ihr wißt, wie leicht meine Sinne geweckt sind, wißt aber auch, wie treu und standhaft dies Herz seit Jahren an dem Euren hing. — Laßt Euch die Laune eines unbedachten Augenblicks nicht den Frohsinn trüben; was das Auge gefehlt, laßt das Herz nicht entgelten. — Er sah so treuherzig der Gräfin in's Auge, der Ton seiner Stimme war so überredend, auch war es gewiß Wahrheit, was er eben gesagt, so daß die Wolken schneller vor Diana's Sonne vorüber zogen, als bei Katharina von Bourbon.

In bescheidener Entfernung stand, an eine Säule gelehnt, Hypolit Favas unter der Menge von Kriegern und Hofleuten. Sein Blick schweifte

nicht in dem Kreise der Ritter und Frauen umher; über die sonderbaren Gefühle, die seit gestern in ihm erwacht waren, nachdenkend, blickte er vor sich hin, und nur einmal wagte er hinüber zu schauen, wo die liebliche Victoria von gestern hinter der Prinzessin stand. Der Zufall wollte es, daß ihr Auge ihn traf; doch schnell senkte es sich wieder, das seine hingegen ruhte lange sinnend auf der holden Gestalt. — Da schien es ihm plötzlich klar zu werden, was ihm gestern den Muth gegeben hatte, den König, seinen Herrn, zu bitten, ihn aus dem dienenden Kreise der Pagen näher zu sich zu erheben. Sie war es, der er mit Schwert und Lanze, nicht mit dem Kredenzteller nahen wollte; sie war es, dessen war er jetzt gewiß, die so oft, eine Nebelgestalt, vor ihm geschwebt, die er auf seiner Sehnsucht Flügel so lange schon getragen, und doch nicht hatte erfassen können. Sie war der Feuerstrahl, der ihn durchzuckte, der das Blut in seinen Adern in schnelleren Kreisen trieb — und doch den Aufgeregten fest an die Säule bannte. Ein neues Leben voll Sehnen und Hoffen, voll Wonne und süßem ersehnten Schmerz breitete sich vor ihm aus; es war das erste Aufschwingen seiner Psyche nach dem Lager des schlummernden Gottes, und wie ein leerer Traum trat sein vergangenes Leben, gleich einem Nebelschleier vor dem Strahle der erwachten Sonne, zurück, und die Zukunft schwebte wie eine Zauberwelt mit tausend lieblichen Gestalten vor ihm. Es war der Augenblick, wo die Liebe den ersten Tropfen in seinen Lebenskelch senkte — und mit ihm des Schicksals Wonne oder Schmerz.

Favas! — rief jetzt der König dem Tränmenden zu — Ich muß Dich doch in Deiner neuen Würde der Prinzessin, meiner Schwester, vorstellen, folge mir! — Und als er vor Katharina von Bourbon trat, sprach der König mit der ihm so natürlichen Traulichkeit: Hypolit Favas, den Du seit Jahren nicht gesehen, nahet sich Dir nicht mehr als mein Page. Der Tag von Coutras hat ihm eine Lanze erworben, und wenn Du noch in einem Geschwader Deiner Braven einen Platz offen hast, so gieb ihn diesem wackern Burschen, und sei überzeugt, er füllt ihn ehrenvoll aus. — Die Prinzessin warf einen flüchtigen Blick auf den schönen, jungen Mann, der, zu ihrem Dienste sonst am Hofe stets so bereitwillig, mit bescheidenem Anstande sich auch jetzt ihrem Dienste weihete.

Nimm ihn in Deinen Schutz, — fuhr der König fort, — er ist ein junger Neuling, der wohl einer weiblichen Hand bedarf, um durch die Stürme des Lebens sicher geleitet zu werden, und, helf' mir Gott! ich wüßte keine, die zarter ein Männerherz zu leiten verstünde, als die Hand meiner edlen Schwester. In ihrem Dienste, Hypolit, wird es Dir besser gefallen, als in dem meinigen. Sie ist nicht so launig als ich, und man sagt, sie lohne ihre Diener besser als der König von Navarra.

Nun wohl, Hypolit Favas! — sagte die Prinzessin — wollt Ihr in meine Dienste treten, nehme ich es mit Freuden an. Seid fortan mein Stallmeister, aber deshalb nicht der Bahn der Ehre entrissen. Wenn die

Trompete tönt, folgt den Fahnen meines Bruders; schweigt ihr todverkündender Ruf, dann kehrt zu mir zurück. — Sie winkte ihm freundlich, er küßte die dargereichte Hand und trat wieder unter die Menge zurück.

Als die Versammlung entlassen war, begleitete die Gräfin von Grammont die Prinzessin in ihr Gemach; auch Victoire durfte folgen. Da machte Katharina die Bemerkung, daß Hypolit eine rothe und weiße Feldbinde umgehabt, und das Fräulein von Beaupré heute die nemliche Farbe trage. — Ist das Zufall? fragte sie die Erröthende.

Auf Befehl meiner gütigen Pflegemutter gab ich dem Herrn von Favas gestern die Schärpe, nur auf ihren Befehl, erwiderte Victoire.

Da ruhte das Auge der Prinzessin lange und sinnend auf dem Mädchen, dann faßte sie plötzlich ihre Hand und die Hand Diana's, und den Blick nach dem Himmel gerichtet, sagte sie mit feierlichem Tone: Der Liebe ist unser Herz geweiht — ihr zu leben, ihr zu sterben ist unser Loos! — Das unsre — wandte sie sich zu Diana — wird traurig sein, dies sagt mir eine warnende Stimme. — Mein Herz wird brechen, ohne die Seligkeit zu genießen, das Eure sich verbluten, nachdem Ihr die Wonne der Liebe genossen. — Du allein — wandte sie sich zu dem Fräulein, das, von sonderbaren Empfindungen ergriffen, vor dem prophetischen Geiste der Fürstin schaudernd ihr Haupt gebeugt hatte, welches diese berührte, — Du allein wirst der Liebe Kelch freudig und in wonnigen Zügen leeren, Dein Herz wird von Freude erglühen, wenn das unsrige hoffnungslos welkt; nur folge der wahren Liebe, sonst bist Du verloren! — Sie schloß die Zitternde an ihr Herz und küßte ihre Stirn. — Dieser Kuß, Du zarte Blume, weihe Dich der Unschuld, dann ist Dir die Liebe, das Glück gewiß!

Victoire stürzte zu ihren Füßen. — Und warum sollte mir allein, mir, der Unwürdigen, des Lebens schönste Blume blühen, und meiner edlen Fürstin nicht, nicht meiner Mutter?

Nicht ihr, nicht mir, — sprach mit schmerzlichem Tone Katharina — meine Blüthe entfaltet sich nicht, die ihrige ist dem Entblättern nahe.

Bei diesen Worten öffnete sich die Thür, Heinrich von Navarra trat ein. — Victoire sprang auf. — Alle in Thränen! — rief der König — was ist hier vorgegangen?

Der Schleier der Zukunft ward uns gelüftet, — sagte Diana von Grammont. — Für eine jede von uns erschloß das Schicksal eine Blume.

Und welche ward Euch? fragte Heinrich gespannt.

Der Prinzessin — fuhr die Gräfin feierlich fort — ward die Rosenknospe zu Theil, welche der warme Frühlinghauch nicht zu entfalten vermag. — Der Liebe Gluth treibt die keimenden Blätter, doch keiner ihrer Sonnenblicke bricht die Hülle, die sie verschließt. Mir gab es eine Rose, duftend und prangend, aber dem Verwelken schon nahe; nur des Flügels eines Schmetterlings bedarf es, um ihre Blätter zu verwehen, und nichts bleibt dann von ihr zurück, als die schmerzliche Erinnerung. — Ihr allein,

vor welcher des Lebens bunter Teppich noch mit den tausend Hoffnungsternen geziert ausgebreitet liegt, gab es die frische, dornlose Blume, die, den Stürmen des Lebens trotzend, am Grabe nur welkt.

Katharina! — sagte der König zürnend — wecke den Geist nicht, der so lange in Dir schlummerte; laß ihn ruhen. So Herrliches er mir auch durch Dich verkündete, lieb' ich doch die Dämonen nicht, welche, in unser Gemüth sich schleichend, des Körpers Mark wie Vampyren aussaugen. — Zertrümmere Dich nicht selbst mit diesen phantastischen Träumen, und wenn auch der Zufall sie zuweilen erfüllte, glaube nicht an diesen Trügerischen. — Er wendete sich zu Victoire, dieser einige verbindliche Worte zu sagen; da wurde ihm die Ankunft Agrippa d'Aubigny's gemeldet, und schnell zog er sich in sein Zimmer zurück.

Weder Katharina von Bourbon, noch die Gräfin von Grammont waren auf dem Schlosse zu Nerac in fröhlicher Stimmung. Die Prinzessin fühlte bei dem Anblicke des Grafen von Soissons alle Wunden aufgerissen, und sah sich ferner als je vom Ziele. Sie bemerkte deutlich, daß ihr Bruder jede Abneigung gegen den Grafen zwar unterdrücken wollte, aber in jeder Miene, in jedem Worte sprach sie sich aus, deshalb blieb es ihr räthselhaft, weshalb er ihn mit sich hieher gebracht. — Die Gräfin fühlte eine Kälte in des Königs Betragen, von welcher er vielleicht selbst nichts wußte, aber das Auge der Liebe sieht scharf. Der Spiegel sagte ihr, daß ihre nymphenhafte Gestalt nicht mehr die eigenthümliche Grazie habe wie sonst, daß wohl die sanfte Röthe ihrer Wange zu blühend geworden, der durchsichtige Schmelz ihrer Haut nicht mehr so rein sei als vor Jahren. Die zarten Formen hatten sich zu sehr gerundet, und sie kannte des Königs Geschmack, der das Nymphenhafte, Leichte liebte. Sie sah, wie aufmerksam er die Gestalt Victoire's betrachtete, wie wohlgefällig sein Auge auf ihr ruhte, und sie fürchtete für sich und das Mädchen.

In Victoire war, wie in Hypolit, eine neue Welt aufgegangen; bei ihm standen nun die Bilder heller, deutlicher, ihrer Weiblichkeit erschienen sie mehr umflort. Er war sich seines Gefühles bewußt, ihm war es seit seiner Audienz klar, was er wollte, seiner Sehnsucht Traum stand erfüllt vor ihm; sie fürchtete einen tiefern Blick in ihr Herz zu thun. Sein Herz stürmte muthig seinem Schicksale entgegen; das ihre bebte, sah sie es nahen, zitterte den Schleier hinweg zu ziehen, und was vor ihrem Innern schwebte und wogte, vermochte sie nicht festzuhalten und zu gestalten. Ihm war die Liebe eine strahlende Sonne, ihr ein Dämmerstrahl des Morgenlichtes. Sie zagte und trauerte, ihr Herz wollte zerspringen; sie sehnte sich nach dem Augenblicke, wo sie ihre Empfindungen laut aussprechen konnte, und dennoch bangte sie für dessen Herannahen. Er dagegen eilte ihm kühn entgegen; Hypolit allein war der Glückliche.

Auch der König, welcher nur aus politischen Gründen den Grafen von Soissons mit nach Guyenne geführt, sah jetzt das Gewagte seines Unternehmens; er hatte gehofft, die Zeit würde die Wunde in dem Herzen seiner Schwester geheilt, und die Vernunft den Sieg über die Leidenschaft davon getragen haben, aber er fand von Allem das Gegentheil. — Selbst Diana von Grammont hatten die achtzehn Monate, in denen er sie nicht gesehen, verändert, und neben ihr stand die blühende Victoire, von deren Schönheit er schon in La Rochelle gehört, und mit welcher er den Grafen von Soissons zu locken gehofft hatte. Aber jetzt schon fühlte er, wie gern er den Plan aufgab, wie gefährlich für ihn selbst das schöne Mädchen geworden war, so gefährlich, daß seine Neigung, seine Achtung für die Gräfin von Grammont nicht einmal im Stande waren, ihn zurückzuhalten. Er fühlte sein Unrecht, und dies verstimmte ihn, da ihm die Gewalt gebrach, dem Eindruck der Schönheit zu widerstehen. Zu diesem Unmuthe kam noch die Ueberzeugung, daß die Reise nach Guyenne ihn um den Preis seines Sieges gebracht. Er war so verstimmt, daß es der ganzen Lebendigkeit seines Geistes bedurfte, um den Unmuth zu unterdrücken, den er schon in den ersten Tagen in Nerac fühlte. Die unerwartete Ankunft d'Aubigny's, dieses ewigen Mahners, dieses stets Tadelnden, war auch nicht geeignet, seinen Humor zu verbessern.

Der Graf von Soissons, der wohl ziemlich alle Verhältnisse durchschaute, glich einem Steuermanne, welcher, den Hafen vor Augen, die Klippen genau kennt, durch die er sein Schiff führen soll, und den Hindernissen, die ihm nicht unerwartet kommen, gerüstet entgegen tritt. Er behielt seinen Gleichmuth, und war zufrieden, in Katharina's Augen zu lesen, daß hier seine Hoffnung nicht untergegangen sei.

Also war nur ein Glücklicher auf Nerac, und auch dieser unruhig und seines Glückes nicht gewiß. Hypolit, wie jeder kräftige Jüngling, sah zwar alle Klippen, alle Hindernisse und Klüfte als leicht zu überspringende Gegenstände an, der kühne Krieger freute sich, selbst um den Preis des Schönen kämpfen zu müssen, aber so kühn seine Phantasie auch war, so vertrauenvoll er am Abend noch in den Versammlungsaal trat, so bangte sein Herz, als Victoire's Blick ihn zwar nicht vermied, aber kalt an ihm vorüber glitt, als er den König angelegentlich mit ihr sprechen sah, und der Ausdruck ihres Gesichtes bei diesem Gespräche nicht im mindesten zeigte, daß es ihr unangenehm sei. Er glaubte sogar das wohlthuende Gefühl befriedigter Eitelkeit in ihren Augen zu lesen, und als sie jetzt dem Könige eine Rose mit bedeutsamen Worten, wie es ihm schien, überreichte, und der König sich schnell von ihr entfernte, hielt es ihn nicht länger in dem Saale; er stürzte auf sein Zimmerchen, das aus dem obersten Stock die Aussicht nach dem Garten hatte, und der noch vor Stunden so Muthige legte die weiße und rothe Feldbinde schweigend ab, sah tiefsinnig auf dies zweifelhafte Zeichen — und sein Muth war dahin.

Wie irrte er sich! — Glühender konnte kein Herz ihm entgegenschlagen als das Herz Victoire's in dem Augenblicke, da sie dem König die Rose gab, die sie absichtlich für Heinrich angesteckt hatte. Diana von Grammont, den König mit seinem liebenswürdigen, edlen Herzen genau kennend, kannte auch seine Schwächen, und zweifelte keinen Augenblick mehr, daß er trotz seines Willens nicht mehr seiner, wenn auch nur augenblicklichen Leidenschaft widerstehen könne; sie hielt es für Pflicht, Victoire zu warnen, wozu wohl ihr eigenes Interesse sie gleichfalls trieb. Sie hatte deshalb am Nachmittage geschickt das Gespräch auf die frühere Liebe des Königs zu Fleurette geleitet, ihr das unglückliche Schicksal dieses armen Mädchens erzählt, dessen Denkmal jedem jugendlichen Herzen, das von Eitelkeit bethört sich der Liebe eines Fürsten hingäbe, ein Warnungmal sein müsse. Sie hatte nicht undeutlich Victoire auf den König und seine Bewerbungen aufmerksam gemacht, und in der Brust dieses Mädchens, die zum ersten Male der Liebe Gluth empfunden, befestigte dies den Vorsatz, ihre Neigung für Favas bis an das Ende ihres Lebens treu zu bewahren. Mit der Rose, welche sie, wahrscheinlich an Fleurette's verhängnißvolle Rose denkend, heute angesteckt, hatte sie das Schicksal gewissermaßen herausgefordert; mit ihr trat sie vor den König, der diese jetzt seltene Blume, die von dem Roth ihrer jugendlichen Wangen beschämt an ihrer Brust ruhte, auch sogleich bemerkte.

Nach einigen verbindlichen Worten, nach mancher bedeutungsvollen Rede, welche das Fräulein von Beaupré ohne die Unterredung mit der Gräfin von Grammont wohl schwerlich verstanden hätte, kam der König auf die Rose, und bat Victoire, sie ihm zu geben. — Mit Freuden — erwiderte diese — denn ich höre, Eure Majestät sind nicht mehr ein so guter Bogenschütze als einst, und da wird wohl der Pfeil sie nicht treffen.

Der König lächelte. — Diana's geheimnißvolle Worte waren ihm jetzt enträthselt, und er fand in Victoire's Antwort, was diese wohl nicht hineinlegen wollte, eine Neckerei, eine Warnung — kurz etwas, das ihm ihre Theilnahme, ihre willige Annäherung verkündete. Er verließ sie jedoch schnell, da die Gräfin in diesem Augenblick nahte; einen Blick Victoire's, den nur die Freude, aus der Verlegenheit gerissen zu sein, hervorgerufen hatte, legte er anders aus, und zufrieden mit seinem Glücke, winkte er d'Aubigny, ihm auf sein Zimmer zu folgen.

Also La Noue ist nach Betragne? fragte er diesen, als sie sich dort allein befanden.

Ja, Sire!

Die Reiter sind von Guise geschlagen?

Ja, Sire!

Türenne liegt noch vor Sarlat?

Nun ja, Sire! dies alles habe ich Euch schon einmal berichtet.

Und des Prinzen Condé Unternehmung auf Saintes und Brouage iſt geſcheitert?

D'Aubigny lächelte.

Was lachſt Du, Agrippa? fragte der König.

Ihr ſeid ſchlimmer, Sire, als die Marodeurs der Piccardie; haben die den Landmann bis auf's Hemde ausgeplündert, ſo laſſen ſie Freund und Feind, Todte und Lebendige ruhig liegen. Ihr aber habt mich ausgefragt, als ſei ich die Frau Fama ſelbſt, und nachdem in meiner Poſaune kein Ton, in meinen Taſchen alles leer iſt, beginnt das Examen noch einmal.

Nur nicht ungeduldig, Freund! — unterbrach ihn der König — Und die Schweizer? fragte er weiter.

Gegen zwölftauſend ſind in den Dienſt der Ligue getreten.

Der König wurde nachdenkend, d'Aubigny begann von neuem: Die Schlacht von Coutras ward gewonnen. Da eilte der Prinz von Condé vor Saintes und Brouage, Türenne von Sarlat, der König von Navarra nach Guyenne; während deſſen ſchlägt Guiſe die Deutſchen, die zur Hülfe heranzogen, und die Schweizer werden für die Ligue geworben. — Was haben wir gewonnen? — Die Ehre eines Sieges — und vielleicht die Roſe, die ich an Eurer Bruſt ſtecken ſehe, und die wahrhaftig mit einem Blutstropfen des gemeinſten Fußknechts zu theuer bezahlt wäre.

D'Aubigny! rief der König zornig.

Zürnt mir nicht, ich bin Euern Zorn gewohnt, — erwiderte dieſer — treibt mich von Eurer Perſon, ich gehe. — Laßt Agrippa d'Aubigny, der nie für die Ligue fechten wird, zerlumpt, verhungert, allen Menſchen ein warnendes Bild der Fürſtengunſt, durch ſein verwüſtetes Vaterland ziehen, laßt ihn auf den Straßen von Bergerac von Haus zu Haus Nahrung ſuchen, wie Euern Citron, den treuen Hund, der Eurer Kindheit Geſpiele, Eurer Jugend Wächter war, und den ich von den Buben verfolgt, verhungert, abgezehrt auf den Straßen von Bergerac fand, da er aus Eurem Hauſe gejagt war, weil er keinen Zahn mehr hatte, Euch zu ſchützen, ſein Alter ihn ſchlafen ließ ſtatt zu wachen, und ſein erblindetes Auge, nur mitleidvoll an Euch aufblickend, Euch die Dankbarkeit in's Gedächtniß ruft. — Sire! ſo rauh ich bin, ſo unmelodiſch Euch auch meine Rede klingen mag, hört mich an! — Es ſpricht das bedrängte, das unglückliche Frankreich aus mir. Der Herzog von Alençon iſt todt, Ihr ſeid der Nächſte dem Throne, den Heinrich des Dritten Tollheit Euch bald überlaſſen wird. Heinrich von Navarra muß, den Blick dorthin gerichtet, Frankreich an ſein Herz ſchließen, nicht ſeine Geliebten, von denen ich, bei Gott, keine kannte, die ſeiner würdiger war, als die wahnſinnige Diana von Grammont, die, ihren Bettelſtab mit halbverwelkten Roſen ſchmückend, dem Schickſale Citrons entgegen wandert, und doch das Opfer nicht werth war, das Ihr jetzt brachtet. Liebt, Sire, in den Stunden der Ruhe, ſpielt

mit der Liebe! Aber Eures Glaubens Wohl stehe höher als die Leidenschaft. Die Früchte des Sieges von Coutras habt Ihr verloren, und eine Rose dafür errungen, die wohl auch, mit Thränen genetzt, verwelken wird. —

Der König hatte den strengen, unberufenen Redner mit keiner Sylbe unterbrochen; ernst hatte er dem Kühnen in's Auge geblickt, und wohl beherzigt, was er ihm gesagt. Sein feuriger Sinn konnte jedoch die oft unbescheidene Sprache dieses ewig Unzufriedenen nicht länger ertragen. — D'Aubigny! — erwiderte er, und auf sein Antlitz trat der Ernst, der, dem freundlich offenen Auge Hohn sprechend, zeigte, daß er aus dem Herzen kam, — d'Aubigny! ich habe Dich ruhig angehört, manches, sogar vieles, was Du mir gesagt, kann wahr sein, manches ist es gewiß, und helfe mir Gott! die Schlacht bei Coutras soll die letzte sein, wo ich die Früchte des Sieges aus meinen Händen lasse; aber auch Deine unberufenen Ermahnungen sind die letzten, und will ich sie von Dir hören, werde ich Dich zu mir rufen lassen.

D'Aubigny wollte antworten. — Alles hat sein Ziel, auch meine Geduld! rief der König zornig, und winkte ihm, sich zu entfernen.

Favas saß in seinem Zimmer am Fenster und sah auf den Garten hinab, den das Mondlicht malerisch erleuchtete. Die schlanken Bäume, durch deren Zweige der Abendwind wehete, die hohen Buchenhecken, in deren halbverwelktem Laub' es schauerlich rauschte, den plätschernden Springbrunnen, in welchem der Abendstern sich mit seinen Brüdern zu schaukeln schien, bemerkte er nicht. Er sah starr nach den Höhen, und ein drückendes Gefühl, das ihm seit diesem Abend die Brust zu zersprengen drohte, ließ ihm das Glück kaum ahnen, das seiner wartete.

Da hörte er es zwischen den Buchenhecken rauschen, er blickte hinab; Victoire war es, die zwischen den Hecken langsam nach dem See hinschritt. Zweifel, Sorge waren vergessen. Ein tiefer Seufzer hauchte den letzten Schmerz aus der geängsteten Brust; rasch, als liehe die Liebe ihm Flügel, stürzte er hinunter, über den Hof, nach dem Garten. — Eine Ahnung ergriff ihn süß und schauerlich; von ihr begleitet, flog er über die Terrasse nach dem See, denn nur dorthin konnte sie der Weg geführt haben — sein Herz pochte — er glaubte von weitem ihr weißes Gewand zu erblicken — sein Auge lächelte, der Fuß eilte, die Phantasie war so geschäftig. — Da hemmte der Ruf: „Hypolit!" der von dem Thurme, welcher gegen Westen die Terrasse begrenzt, hinter ihm erscholl, seinen Lauf. Er wandte sich; es war der König, der ihm befahl, herauf zu kommen.

Wie der Held in Mitte seines Siegerlaufes, wenn er durch das neidische Geschick den schon errungenen Lorbeerkranz sich entrissen sieht, wie der Schiffer, wenn er, auf sturmbewegtem Meere den Hafen erblickend,

die Segel spannt, pfeilschnell in den rettenden einzulaufen, und plötzlich ein Windstoß ihn in die wogende Fluth zurückschleudert, so war es Hypolit auf dem Wege zu den Zimmern des Königs.

Wohin wolltest Du so eilig, Favas?! — rief dieser dem Eintretenden entgegen. — So spät am Abend in den Garten? — Suchtest Du ein Abenteuer und meintest, die Fackel des Mondes würde Dir dazu leuchten, oder war Dein Herz von Sehnsucht nach Deiner Schönen in Poitou erfüllt, und Du wolltest im kühlen Herbstabend Deine innere Gluth kühlen? — Hypolit schwieg verlegen.

Nun, ich will in Dein Geheimniß nicht dringen. — Deshalb von etwas Anderem. Du bist zwar nicht mehr mein Page, Hypolit; seit gestern bist Du entlassen, und jeder Dienst, den Du für mich thust, ist jetzt freiwillig, aber deshalb von doppeltem Werthe. Ich erinnere mich noch sehr gut der Zeit, wo Du in Paris das Gemach der Frau von Saubes zu finden wußtest, und hier in Nerac der Fausseuse manches Brieflein von mir schlau und listig überbrachtest. Wärst Du wohl jetzt noch, mein guter Hypolit, zu gleichem Dienste mir bereit? Du warst stets als Liebesbote so glücklich, vielleicht noch jetzt.

Favas war bei diesen Worten des Königs erröthet. Er, dem die Liebe jetzt ein heiliges Gefühl war, schämte sich dessen, woran der König ihn erinnerte; was konnte er aber thun. — Er verneigte sich und schwieg.

Helfe mir Gott, Hypolit! Mit der Lanze hat sich ein hochfahrender Sinn Deiner bemächtigt; Du scheinst Deinen Herrn vergessen zu haben!

Nein, Sire! — erwiderte Favas, dessen Herz mit schwärmerischer Anhänglichkeit an seinem Könige hing, — nein, wahrlich nicht, ewig werde ich mich Eurem Dienste weihen; befehlt und ich gehorche willig.

So nimm dieses Brieflein und übergieb es. — Du erröthest, Hypolit, Du bebst? Sonderbarer Mensch, den eine Schlacht so ganz umgestaltet hat! —

Reicht mir den Brief, Sire! — rief Favas hastig — ich will ihn sogleich bestellen.

Und an wen? Bist Du von Sinnen? Wem willst Du den Brief übergeben?

Dem Fräulein von Beaupré! rief der Jüngling lebhaft.

Hast Du so scharfen Blick für Deines Herrn Schwächen, daß Du das schon durchschaut hast, — sagte der König unmuthig — daß sein Geheimniß ihm nicht mehr allein gehöre?

Gebt, Sire! — rief der ungeduldige Hypolit — Das Fräulein ist im Garten, wahrscheinlich am See; es ist die beßte Gelegenheit, ihr Euer Schreiben unbemerkt zu geben.

Es hat Zeit bis morgen früh, — erwiderte der König nach einigem Nachdenken. — Komm in der Frühe zu mir, es zu holen; und lege Dich zu Bett, Du bist so erhitzt, Du zitterst. — Ich befehl es Dir, geh'!

Hypolit ging. Langsam schritt er durch die hohen Gänge, und als er in seinem Zimmerchen stand, an das Fenster trat und hinüber nach dem See blickte, war es ihm, als sähe er Jemand durch die Hecken schleichen. — Er seufzte tief auf, warf sich auf den Sessel, und die ersten Stunden der kaum erwachten Liebe waren ihm Stunden des Schmerzes.

Während der König Favas hinderte, Victoire zu folgen, war diese nach Fleurette's Denkmal gepilgert. Die Erzählung der Gräfin von Grammont hatte so tiefen Eindruck auf sie gemacht, sie hatte so innigen Antheil an dem Schicksal dieses unglücklichen Mädchens genommen, daß sie kaum den Augenblick erwarten konnte, wo sie das Schloß verlassen durfte, um den Ort zu besuchen, wo diese Unglückliche in den Wellen die verlorene Ruhe ihres Herzens gesucht hatte. Noch vor wenigen Tagen würde Fleurette's Schicksal ihr Thränen erpreßt, aber nicht ihr Inneres so schauderhaft ergriffen haben.

Der Abend war so schön, als sie das Ufer des kleinen See's betrat, nur leise warme Lüftchen schaukelten sich in den Zweigen der Platanen, nur sanft wogend wallte der See. Der Mond schien hell und klar, kein Wölkchen verdüsterte sein magisches Licht, und tausend Sterne blickten freundlich in den klaren Spiegel hinab. Eine heilige Ruhe umzog die schweigende Nacht, die Menschen mit ihren Leidenschaften schlummerten, die Elemente ruhten unter ihrem Flügel, und in dem vom Nachtwinde kaum gebeugten Grase begann der Reihentanz der luftigen Elfen.

Schon hatte Victoire eine Weile an dem See gestanden. Die Stille der Nacht hatte auch sie beruhigt, und so trat sie an das Denkmal, welches Katharina von Bourbon ihrer unglücklichen Freundin gesetzt hatte. Es genau betrachtend ruhte ihr Auge auf der Psyche mit dem gebrochenen Flügel, auf der Knospe, die sich geknickt niederbog; und die einfache Inschrift: „Dem Andenken Fleurette's!“ stimmte sie wehmüthig. Sie trat an den kleinen Vorsprung des Ufers, da, wo es eine Bucht bildend sich in den See bog, lehnte sich an eine am Ufer stehende Thränenweide, und rief sich das Bild der lieblichen Fleurette vor ihren wehmüthig gestimmten Geist. Sie erschien ihrer aufgeregten Phantasie, die Rose an der Brust, aufmerksam dem Bogenschießen der Fürsten zusehend, dann sah sie das Mädchen erröthen, als Heinrichs Hand die Rose von ihrem Busen nahm, sah sie vor Scham und Freude erbeben, als er ihr Rose und Pfeil zurückbrachte. Der Augenblick erschien ihr lebendig, wo sie ihm am andern Tage im Garten begegnete, und der jugendliche Fürst vor der Unglücklichen stand. Sie fühlte lebhaft, was Fleurette damals empfinden mußte — dies Wallen des Blutes, diese Sehnsucht des Herzens, — den Schmerz der nahen Trennung, — auch die Wonne der ersten jugendlichen Liebe. — Und als sie von diesen Empfindungen durchschauert in die Fluthen des See's blickte, gewahrte sie, daß eine schaukelnde Welle ihre Füße nässe, und — als stiege aus der Spiegelfluth eine der lockenden Wasserbewoh-

nerinnen herauf, ſie in ihr kriſtallenes Schloß zu laden, ſo ſchien die Welle ſich zu heben und ſie mit ſeufzendem Liebestone ſchmeichelnd zu locken, und eine unausſprechliche Sehnſucht nach der blauen Fluth ergriff ſie. Da rauſchte ein Windſtoß durch die ſchwankenden Zweige der Thränenweiden und ſtreute die gelblichen, halb verwelkten Blätter des Baumes über ſie her; ſie vernahm neben ſich einen tiefen Seufzer, Schauder ergriff ſie; ſie wollte fliehen, ihr Fuß war an die Stelle gebannt, doch ermannte ſie ſich endlich. — Fort, fort von Deiner Ruheſtätte, unglückliche Fleurette! — rief ſie — mein Mitgefühl, meine Sehnſucht ſtöre Deinen Schlummer nicht!

Sie eilte hinweg. Als ſie jedoch um die Jasminlaube biegen wollte, trat eine verhüllte Geſtalt ihr entgegen und hielt ſie zurück. Ein lauter Schrei entfuhr Victoire, ihre aufgeregte Einbildung vermochte nicht, dieſer Ueberraſchung zu widerſtehen; ſie ſank dem Verhüllten in die Arme, der ſie auf die Bank in der Laube trug, und ſchnell nach dem See ſprang, dort Waſſer zu ſchöpfen, die Ohnmächtige in's Leben zurückzurufen.

Aber vergebens; ihre Augen blieben geſchloſſen. Der König — er war es, der ſie hier aufgeſucht — blickte ängſtlich auf die Schlummernde, bog ſich über ſie, auf ihren Athem zu lauſchen. Das liebliche, holde Mädchen lag vor ihm, ihr Mund berührte faſt den ſeinen; er bog ſich tiefer zu ihr hinab, da pfiff ein kalter Luftzug zwiſchen ihm und der Ohnmächtigen durch, er fuhr zurück. Der kühle Wind, der die Wangen der Schläferin berührt, hatte auch das Leben zurückgerufen; ſie öffnete die Augen und ſah ſich in Heinrichs Armen. — Geiſterhaft erhob ſie ſich, denn alles ſchwebte noch wie ein Traum vor ihr. — Wo bin ich?! rief ſie, den König ſtarr anſchauend.

Warum erſchreckt Ihr ſo vor mir, Fräulein Beaupré, iſt Euch mein Anblick ſo fürchterlich? erwiderte Heinrich mit freundlichem Tone.

Ihr ſeid es, Sire! — rief die Erſtaunte, ſchien des Vergangenen ſich erinnern zu wollen, doch blieb es ihr dunkel. — Ihr ſeid es Sire! verzeiht, daß ich Euch nicht gleich erkannte. — Sie wollte gehen.

Beruhigt Euch, Victoire! — ſagte er verbindlich, und nöthigte ſie, ſich zu ihm zu ſetzen. — Der Zufall, Euch allein zu finden, iſt mir ſo günſtig, daß es von mir undankbar wäre, ihn nicht zu benutzen, und Euch das zu ſagen, was ſchon damals, als ich Euch das erſte Mal ſah, auf meinen Lippen ſchwebte. Wer ſo wie Ihr, — fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort, die Victoire mit keinem Laut unterbrach, — wer wie Ihr von der Natur ſo reizend ausgeſtattet iſt, daß ich nie Schöneres ſah, weſſen Geiſt ſich ſo lebendig in ſolchen ſeelenvollen Augen ausſpricht, wer mit Schönheit und Geiſt die unwiderſtehliche Grazie verbindet, dem muß es gewiß ſein, daß kein Blick auf ſeinem Auge ruhen, kein Fuß ſich ihm nahen darf, ohne in ſeinen Zauberkreis gebannt zu ſein; und ſo ging es auch mir. — Huldigend nahte ich mich der Siegesgöttin, die mich in

Caſtell d'Amazan bekränzte, huldigend nah' ich mich dem Mädchen, das im Dunkel der Nacht in meinen Armen lag. —

Sire! — unterbrach ihn Victoire, und ihr Auge ſah ernſt und ruhig auf den König, — Ew. Majeſtät ſcherzen. An der Wieſenblume geht man unbeachtend vorüber, wenn man ſich am Dufte der prangenden Roſe ergötzen kann.

Helfe mir Gott! — rief Heinrich — Die ſchönſte, lieblichſte Roſe, die ich noch je geſehen, ſeid Ihr; entwürdigt Euch nicht ſelbſt, holdes Fräulein!

Wäre ich eine Prinzeſſin, — antwortete Victoire nicht ohne Bedeutung — ſo könnten mich vielleicht Eure Worte entzücken, ſo — eine arme Waiſe, machen ſie mich nur verlegen.

Die Liebe, holde Victoire! kennt keinen Stand, in Hütten kehrt ſie ein wie in Paläſte.

Das glaub' ich wohl, — erwiderte das Fräulein — wo ſie Gleiches mit Gleichem unauflöslich binden kann, da mag ihr jeder Tempel heilig ſein, in welchem ſie den Bund ſchließt.

Und wäre ich Euch weniger der Liebe werth, weil ich König bin? fragte Heinrich faſt empfindlich.

Ja, Sire! — erwiderte Victoire mit feſtem Tone — könnte ich Euch auch lieben, würde ich es doch nie.

Sonderbares Mädchen! rief der König, und machte eine Bewegung, ſeinen Arm um ſie zu ſchlingen.

Ohne deshalb betreten zu ſein, ſtand ſie auf. — Habt die Güte, mir zu folgen, Sire! bat ſie, reichte dem König ihre liebliche Hand, die er ſchnell ergriff, und führte ihn nach dem ihm noch unbekannten Denkmale, welches er bis jetzt nicht bemerkt hatte.

Was iſt das? fragte er erſtaunt.

Leſet, Sire! bat Victoire. — Der König trat näher, der Mond erhellte die Inſchrift. „Dem Andenken Fleurette's!" las er, und ſtarrte regungslos nach der verhängnißvollen Bucht, die er jetzt erſt als das Grab Fleurette's erkannte.

Ich kenne die Liebe nicht, nicht ihre Freuden, nicht ihre Qualen, doch glaub' ich, Sire, — unterbrach Victoire die Stille — doch glaub' ich, daß jedes zarte Gemüth, welches ſich hoffnungloſer Liebe hingab, wie Fleurette enden müſſe.

Der König ſchien Victoires Worte nicht gehört zu haben. — Die Wellen rauſchten ſo laut und ſchlugen brauſend an's Ufer; ſein Blick, ſeine Aufmerkſamkeit war nur nach ihnen gerichtet. — Auch Victoire ſah ſtarr auf die Fluth, ſie kannte die Stimme, die aus dem Waſſer emporſtieg, ſie ahnete, die Nebelgeſtalt würde erſcheinen. — Aber kein Seufzer tönte herauf, die Wellen ſchienen nur unmuthig zu grollen, keine Nebelgeſtalt ſchwebte im Mondlichte über die Fluth; Fleurette erſchien nicht zu ihrer Hülfe.

Aber ſchon die Erinnerung an dieſe Unglückliche war hinreichend, des Königs Gedanken von ihr abzulenken. Schweigend ſtand er an das Denkmal gelehnt, und ſah ſtarr vor ſich auf die Stelle, wo die Wellen, dieſe Nymphen des See's, einſt die liebliche Fleurette in ihren feuchten Armen entſchlafen zu ſeinen Füßen getragen hatten. Ihr Bild, ihr bleiches Bild ſchwamm vor ſeinem feuchten Blicke; er ſah das liebliche, holde Antlitz des Mädchens erbleicht, die Roſen verſchwunden, und doch noch ein freundliches Lächeln um ihren Mund, das die kalte Hand des Todes nicht hatte verwiſchen können. Er blickte ſtarr nach der Stelle, doch ſie kam nicht geſchwommen; eine Welle trieb die andere, keine brachte ihm ſeine Fleurette wieder. In den kriſtallenen Hallen des See's ſchien ſie zu weilen, ſeine Sehnſucht hatte den Zauberſpruch vergeſſen, mit dem er ſie einſt an ſich gekettet. Sie verließ ihre kalte Wohnung nicht, den ſonſt Geliebten noch einmal zu ſehen.

Kommt, Fräulein! — ſagte endlich der König, und bot Victoire den Arm, — kommt, daß ich Euch zurück zum Schloſſe geleite! — Dieſer Ort verſtimmt mich; er ruft mir eine Begebenheit meines Lebens zurück, die ich gern ungeſchehen machen möchte, wenn ich nur könnte. Kommt! — Er reichte dem Fräulein den Arm.

Sire! — erwiderte dieſe, ſich verbeugend, — erlaubt, daß ich hier verweile, und erſt ſpäter nach dem Schloſſe zurückkehre. — Mir grauet nicht an dieſem Orte, die Wehmuth und der Schmerz, die mich hier ergreifen, ſind mir wohlthuend. Ueberdies wenn ich an Eurem Arme durch den Garten gehe, mit Euch in das Schloß trete, könnte mich leicht der Verdacht treffen, das, was ich ſtets vermeiden werde, geſucht zu haben.

Der König verweilte noch einen Augenblick, dann ſagte er plötzlich: Wie Ihr wollt, Fräulein von Beaupré! — grüßte kalt und entfernte ſich.

Victoire blieb zurück, ſetzte ſich auf die Bank in der Laube, und ihre ganze Seele war bei Fleurette. Sie konnte das unglückliche Mädchen nicht verdammen, das, von dem königlichen Jüngling hingeriſſen, ſich in der Schmerzſtunde der Trennung ganz hingegeben hatte. Sie mußte das Mädchen entſchuldigen, denn ſie konnte ſich den König in den erſten Jünglingsjahren hinreißend denken; war es doch auch Favas, der Jüngling mit den dunkeln Locken, hatte doch der erſte Augenblick, da ſie ihn geſehen, als er die Pferde am Zügel ihr gegenüber geſtanden, ihr Schickſal entſchieden — wie viel mehr mußte der feurige Heinrich, damals noch ein fröhliches Kind der Natur, auf das Herz eines unbefangenen Mädchens wirken, dem, unter Blumen erwachſen, das Leben nur wie ein Garten, die Liebe nur wie ein blühender Roſenſtock voll Knospen und Blumen erſchien.

In dieſen Gedanken ruhte ſie auf der Bank in der Laube. Der Mond ſchien noch hell, die Nacht war lau, nur ſanft rauſchte der Wind durch die Zweige der Bäume, die Wellen plätſcherten ſo eintönig, ihr leiſes Murmeln glich einem Wiegenliede, den Schlaf herbeizurufen, und als ſie die

Augen schloß, desto lebendiger, inniger an Hypolit zu denken, mischte sich Fleurette's und Heinrich's Bild, die Gräfin von Grammont und Katharina von Bourbon in ihre wachen Träume; wie Nebel verschmolzen diese Bilder bald vor ihrem geschlossenen Auge, immer grauer und farbloser wurden sie, bis sie endlich in finstere Nacht sich auflös'ten. — Sie war entschlummert.

Als sie erwachte, strahlte durch die fahlen Blätter der Laube der rosige Strahl der eben erwachten Aurora. — Sie erschrak, sprang auf — und vor ihr stand Hypolit.

Verzeiht, Fräulein! — sagte er mit sonderbarem Ausdrucke — wenn ich vielleicht durch ein unwillkürliches Geräusch Euern Traum, Euern süßen Traum gestört habe. Ihr habt lange geschlafen — denn seit Mitternacht steh' ich hier zu Eurem Schutze.

Herr von Favas! — erwiderte die Erröthende — Ich weiß nicht, soll ich Euch für Eure Fürsorge danken, soll ich Euch zürnen, daß Ihr mich nicht aufwecktet, und mich hier in der Nachtluft schlummern ließet.

Ihr schient so ermattet, schlieft so sanft, schient so süß zu träumen, daß ich es für grausam hielt, Euch zu wecken. Auch ruhte der Strahl des Mondes so zauberisch auf Eurem Antlitz, um Euer Haupt zog sich ein Strahlenkreis, gleich dem Scheine, den die Katholischen um das Haupt ihrer Heiligen malen; es mochten wohl die Dünste der Nacht sein, die, vom Silberlichte des Mondes erhellt, mir den Anblick einer Heiligen hervorriefen, und ich sank vor Euch nieder, betrachtete Euch — doch gebetet habe ich nicht, denn ich war zu aufgeregt, mein Herz zu voll, zu schmerzlich ergriffen. Ach, Ihr glaubt nicht, Fräulein! wie sonderbar mir war, ängstlich harrte ich Eures Erwachens, und doch fürchtete ich es. — Heiliger konnte Euer geöffnetes Auge mir nicht erscheinen, seelenvoller nicht, als da es geschlossen war — doch jetzt —

Herr von Favas! — unterbrach ihn Victoire aufstehend — Ihr sprecht eine Sprache, die mir fremd ist.

O, dann will ich schweigen! rief Hypolit.

Nein, redet nur weiter! bat sie.

Ich wißte Euch nichts mehr zu sagen, — fuhr jener fort — als daß ich Euch am gestrigen Abend hieher gehen sah, Euch folgte —.

Ihr waret schon gestern Abend hier?! rief Victoire lebhaft.

Kümmert Euch das? — Sorgt nicht, Fräulein von Beaupré! mich bannte des Königs Befehl in meine Klause — er nahm den Weg, den meine Sehnsucht mir gezeigt, meine Unvorsichtigkeit ihm verrathen hatte, und erst, nachdem ich ihn in das Schloß zurückkehren sah, wagte ich es, Euch aufzusuchen, fand und bewachte Euch.

Und was trieb Euch, mir zu folgen? fragte das Fräulein erröthend.

Einen Augenblick bedachte er ſich, dann trat er ernſter, faſt finſter vor das erſchrockene Mädchen hin, blickte ſo auf ihr geſenktes Auge und ſprach: Fräulein von Beaupré! verzeiht einem Ungeſtümen, der das, was ihm die Bruſt zu zerſprengen droht, nicht länger verſchließen kann. — Hört mich an! — Entſcheidet über mein Schickſal, es liegt in Eurer Hand — öffnet mir den Himmel, oder — ſchließt ihn mir auf ewig!

Schweigt! — bat Victoire, und wagte nicht aufzublicken, — ſchweigt, Herr von Favas! ich dürfte ihn Euch nicht öffnen, und möchte ihn Euch nicht verſchließen. — Ihr Auge wagte bei dieſen Worten nicht aufzublicken, ſie fühlte das Blut zu ihren Wangen ſteigen, ſie war in unausſprechlicher Verlegenheit.

Nicht ſo Hypolit. — Er hatte mit dieſem Augenblick alle Schranken gebrochen, und ſich ſeinem Schickſale verzweiflungsvoll entgegengeſtellt; er wollte den Augenblick zwingen, über ihn zu entſcheiden, denn ſeinem Könige gegenüber glaubte er die Entſcheidung herbeiziehen zu müſſen. Victoire's ausweichende Antwort, die er ſich bei etwas mehr Ruhe leicht und nur günſtig hätte deuten können, griff zernichtend in die geſpannten Saiten ſeines Innern, und er glaubte ſein Loos geworfen. Er deutete ihre Antwort auf ein Verhältniß mit dem Könige; nur eines Augenblicks bedurfte er, um dieſen thörigen Glauben ſich zu eigen zu machen. — Fräulein von Beaupré! — ſagte er nach dieſer Pauſe — der Bote des eigenen Herzens ward zurückgewieſen, wahrſcheinlich wird dem Boten des Königs ein günſtigeres Loos. — Er nahm das Billet Heinrich's, und überreichte es Victoire.

Ein Brief des Königs — und an mich — und durch Euch! — rief, als ſie die Aufſchrift geleſen hatte, das Mädchen. — Herr von Favas! jetzt, da Ihr Euch dem Könige, Eurem Herrn, ſo verpflichtet glaubt, auch dergleichen Aufträge an mich zu übernehmen, würde eine Antwort auf Eure Frage von vorhin mir leichter werden. — Nehmt dieſen Brief zurück, gebt ihn Eurem Herrn wieder, und wißt, die Liebe, wenn ſie ja mein Erbtheil werden ſollte, könnte nur aus Achtung entſpringen. — Geht zu Eurem Herrn zurück — ihm, nicht mir gebührt es, Euch den Lohn zu zahlen. — Sie verließ die Laube; Hypolit hinderte ſie nicht, zu gehen. Starr, wie vom Blitz getroffen, ſtand er da, den verhängnißvollen Brief bitter lächelnd in ſeiner Hand wiegend.

Und ſie hat Recht! — rief er endlich — Sie hat Recht! Konnte mich meine Anhänglichkeit an den König bis zu dieſem unüberlegten Schritte führen, ſo verdien' ich ihre Achtung nicht. — Ach, ich glaubte ſie ſtrafbar, und bin es ſelbſt. — Er eilte durch den Garten, wollte zu dem Könige, ihm das, was in ſeinem Innern tobte, offen ſagen, aber eine warnende Stimme hielt ihn ab. „Er iſt Dein Herr, Dein gütiger, edler Herr!" rief ſie ihm zu; er beſtieg ein Roß, und ſprengte, hoffend, ſich Ruhe zu erjagen, aus dem Thore von Nerac.

Mit beruhigterem Gemüthe kehrte er zurück, und trat mit einem festen Entschluß in das Vorzimmer des Königs, wo er einen alten Bekannten fand. Es war Citron, der Lieblingshund Heinrichs, den d'Aubigny hierher gebracht hatte. Das arme Thier, abgezehrt und in dem bejammernswerthesten Zustande, erkannte seinen alten Freund, mit dem er oft vor der Thür des königlichen Zimmers auf einer Decke geruht hatte; er kam auf ihn zu, wedelte mit dem Schwanze, und legte sich vor der Thür des Königs zu Hypolit's Füßen, als ob er diesen einladen wollte, seine alte Stelle neben ihm einzunehmen.

Armer Citron! — rief Favas ihm schmeichelnd — wie bejammernswürdig kehrst Du zu uns zurück, Du treuer Gefährte; warum hast Du Deinen Herrn verlassen? — Sieh, alter Citron! Du trägst die Strafe des Wankelmuthes.

Mit nichten, mein junger Freund! — rief der rauhe d'Aubigny — Ausgestoßen ward er, aus seines Herrn Hause ausgestoßen, da er zu nichts mehr nütze war. So wird es auch Euch ergehen, wenn Ihr unbrauchbar seid, und die züchtigen Frauen nicht mehr um des zarten Boten willen die Liebesbriefe des Herrn aus Eurer Hand nehmen werden.

Herr von Aubigny! — rief Favas zornig, da diese Worte die empfindliche Seite seines Innern trafen.

Ereifert Euch nicht, mein junger Freund! — antwortete ihm d'Aubigny gelassen — Ich kenne Euer Amt; wer war wohl um diesen Heinrich, ohne es zu kennen? — und trügt mich nicht mein Falkenauge, so habt Ihr in diesem Augenblick noch ein Briefchen in der Hand. Ich kenne die Form und habe die Aufschrift gelesen. Glück zu, junger Herr! So lange Citron das flüchtige Reh vor seines Herrn Geschoß jagte, war er sein treuer, lieber Citron, und es ging ihm wohl; seitdem er dies nicht mehr kann oder mag, ward er verstoßen, Seht, dort liegt er, jedem, der auf Fürstengunst bauet, ein warnendes Bild. — Gehabt Euch wohl! sagt dem König, d'Aubigny ziehe fort, und gedenkt dieser Stunde, wenn Euch ein gnädiges Wort des Navarrers in Entzücken setzt. Mit Gott, mein braver Junge! — Er reichte Favas die Hand und ging.

In den Zimmern des Königs wurde es nun lauter, der alte treue Wächter hob aufmerksam den Kopf, spitzte die Ohren, und legte die Nase an die Thür — jetzt hob er sich langsam in die Höhe, ging knurrend und wedelnd vor der Thüre umher, und blieb zuweilen horchend stehen. Der König war aufgestanden, der alte Citron hatte seines Herrn Tritte erkannt, seine Nähe bemerkt, und das hagere, elende, traurige Thier schien neuen Muth zu bekommen und wie verjüngt zu sein.

Hypolit, ohne auf Citron zu achten, erwartete, den Brief an Victoire in der Hand, in sorgenvoller Unruhe den König. Zwar fest entschlossen, sah er doch nicht ohne Bangigkeit dem Augenblick entgegen, wo die Thür sich öffnen und der König heraustreten würde; er fürchtete, daß diese

Stunde ihn für immer von dem Manne trennen könnte, dessen Bild so edel, so würdevoll in seinem Herzen stand, den er unter allen Sterblichen am höchsten stellte, am innigsten verehrte.

Der Augenblick erschien, die Thür öffnete sich, der König trat heraus, und Citron, die letzten Kräfte sammelnd, sprang an seinem vormaligen Herrn empor. — Citron! — rief dieser unwillkürlich — Wo kommt der her; befahl ich nicht, ihn zurückzulassen? — Wie scheußlich er aussieht, verhungert, räudig, blind; nein, mein alter Freund, hier kannst du nicht bleiben! — Der Hund schien diese Worte zu verstehen, er schlich sich zurück und sah traurig nach dem König, den dies zu jammern schien. — Armes Thier! sagte er, ihn streicheln wollend, da sah er, daß auf das gelbe Halsband des Hundes etwas geschrieben war; er befahl, das Halsband abzunehmen, und las:

„Citron, der einst mit Euch das Lager theilte,
der stets in Eurer Nähe nur verweilte,
der treue Hund, den die Natur die Freunde
zu unterscheiden lehrte von dem Feinde,
deß Stimme selbst den feilen Mörder schreckte,
und bei Gefahr Dich, König Heinrich, weckte,
Er irrt jetzt hungrig, abgezehrt, verlassen,
verhöhnt, ein Spott der Knaben, durch die Gassen.
Er, der durch Schönheit, Muth, durch jede Tugend,
Dein Liebling war in seiner kräft'gen Jugend,
er lebt nur noch, daß er das Wort erneue:
So lohnen Fürsten die erprobte Treue!" *)

Auf des Königs Gesicht hatte bei Lesung dieser Verse so manche Empfindung gewechselt, und nachdem er geendet, ruhte sein Auge auf dem Hunde, der, als ob er sein Schicksal von dem König erwartete, nach ihm

*) Le fidèle Citron qui couchoit autre fois
sur votre lit sacré, couche ores sur la dure,
c'est ce fidèle chien, qui apprit de nature
à faire des amis et des traîtres la choix.

C'est lui qui les brigands effrayoit de sa voix,
des dents les assassins; d'où vient donc qu'il endure
la faim, le froid, les coups, les dedains et l'injure,
payement contumier du service des Rois.

Sa fierté, sa beauté, sa jeunesse agréable,
le fit chérir de Vous, mais il fut redoutable,
à Vos haineux, aux siens par sa dextérité.

Courtisans qui jettez vos dédaigneuses vues
sur ce chien delaissé, mort de faim par les rues,
attendez ce loyer de la fidélité.

Agrippa d'Aubigny.

aufſah. — Breitet ein Bärenfell in mein Zimmer aus, — ſagte er — führt Citron auf ſeine alte Lagerſtätte, und gebt ihm ſattſame Koſt! D'Aubigny, von ihm ſind dieſe Worte gewiß, ſoll ſich in mir geirrt haben. — Er grüßte die Umſtehenden, und wollte das Zimmer verlaſſen.

Sire! — begann Favas, ſich dem Könige nähernd, — erlaubet Ihr wohl, Euch im Geheim zu ſprechen?

Der König beſann ſich; als jedoch ſein Auge den Brief in Hypolits Hand erblickte, ſagte er: Ich weiß ſchon; komm, Hypolit! — Favas und Citron folgten dem Könige.

Du kommſt von ihr? — begann Heinrich, ehe Hypolit ſeine Rede anfangen konnte, — bringſt mir Antwort?

Nein, Sire! — erwiderte er — D'Aubigny beauftragte mich, Euch zu benachrichtigen, daß er von hier ziehe.

Glück auf den Weg, Murrkopf! — rief Heinrich — Doch von wem der Brief, den Du immer noch feſt hältſt, als könnteſt Du Dich nicht von ihm trennen?

Es iſt der Eurige, erwiderte Favas, ihm ehrfurchtvoll den Brief überreichend.

Sie nahm ihn nicht an?

Nein, Sire!

Sie widerſtand Deinen Bitten, Deiner Ueberredung?

Ich bat nicht — ich ſuchte ſie nicht zu überreden.

Hypolit! fuhr der König auf.

Sire! — ſetzte dieſer ſeine Rede mit ruhigem, aber beſcheidenem Stolze fort, — ich fühle, daß ich nicht mehr zu dergleichen Aufträgen tauge, am wenigſten bei Victoire Beaupré.

Der König war durch dieſe kecke Rede überraſcht, ſein Auge heftete ſich zornig auf Favas, der, ehrfurchtvoll ſeine Knie beugend, mit Feuer zu ihm ſprach: Sire! Alles, was Ihr von mir verlangt, thue ich mit Freuden; fordert mein Blut, fordert mein Leben, ich opfere es Euch willig. — Euch, nur Euch, meinem Könige, habe ich mich geweiht, Ihr ſeid meines Lebens hohes, erhabenes Vorbild; ſo lange ich denken kann, iſt Heinrich von Navarra das Höchſte mir auf Erden — aber keinen Auftrag mehr, Sire! wo mein Stolz gekränkt, mein Ehrgefühl gedemüthigt wird. — Er ſchwieg, auch der König. — Dieſer wußte nicht, ſollte er Hypolits Kühnheit bewundern, oder ſollte er glauben, ſeine Schatten-Majeſtät gebe dem Jünglinge den Muth; denn außer dem Titel blieb ihm wenig von des Thrones Glanz, und der Prinz aus königlichem Geblüte ſtand in den Augen der Franzoſen höher, als der König von Navarra. So oft dem Uebermuthe der franzöſiſchen Großen ausgeſetzt, gewohnt, oft die bittere Wahrheit von einem ſchlichten Edelmanne zu hören, glaubte er den Widerhall eines d'Aubigny aus Hypolits Munde zu vernehmen. — Dies erbitterte ihn, beſonders da Favas, dem des Königs Schweigen zu lange

gekauert, aufgestanden war, und, ihm gegenüber stehend, mit kühner Entschlossenheit sein Schicksal erwartete.

Helfe mir Gott! — rief Heinrich endlich, als er den jungen, kräftigen Mann vor sich sah. — Dein Stolz, Deine Kühnheit geht zu weit. In Bearn geboren, an meinem Hofe erzogen, hält der Knabe es unter seiner Würde, einer Dame den Brief seines Königs zu übergeben; eine Gunst, ein Zeichen meines Vertrauens, wozu Tausende sich drängen würden. Bist Du zu stolz mir zu dienen, so bedarf ich Deiner nicht mehr!

Ich werde gehen, — erwiderte Hypolit. — Sucht unter den Tausenden einen, der mit mehr Treue und weniger Stolz an Euch hängt; schickt ihn zu Victoire Beaupré, nur mich nicht! — Citron! — rief der Jüngling — komm, armes, hülfloses Thier! wir wandern beide verstoßen aus des Königs Hause, wir, die so oft neben einander vor seinem Bette gewacht haben. Komm!

Der Hund, des Pagen Stimme noch kennend, sah auf, jedoch zu schwach, vielleicht auch seinem Herrn zu treu, um ihn verlassen zu wollen, blieb er ruhig liegen. Der König lächelte!

Sire! — begann Hypolit, der in dem Lächeln des Königs Hohn zu sehen glaubte, — Euer Befehl trennt mich von Euch, ich gehe; aber eine noch weitere Kluft hat das Schicksal zwischen uns geöffnet als Ihr selbst wißt. Auch ich liebe Victoire! — Er verbeugte sich und ging.

Die Gräfin von Grammont befand sich eben bei der Prinzessin von Bourbon, als Hypolit angemeldet wurde. Katharina, welche glauben mußte, er sei von dem König zu ihr gesendet, befahl, ihn sogleich einzulassen, und erstaunte nicht wenig, als er in der heftigsten Gemüthsbewegung in das Zimmer trat, und, sich ehrfurchtvoll neigend, sprach: Hoheit! der König, mein Herr, hat mich aus seiner Nähe verbannt; Ihr hattet die Gnade, mich zu Eurem Stallmeister zu ernennen, deshalb durfte ich nicht von hier, ohne mich bei Euch beurlaubt zu haben. Erlaubt daher, Hoheit! daß ich mich von Nerac entfernen darf.

Was ist vorgefallen? fragte die Prinzessin besorgt.

Darüber muß ich schweigen, erwiderte Hypolit.

Vielleicht, daß ich meinen Bruder mit Euch aussöhne; verweilt noch, Favas!

Hoheit! — erwiderte er, und auf dem Gesichte drückte sich der tiefe Schmerz seines Innern aus, — mich treibt mein Schicksal von hier, selbst des Königs Gnade würde mich nicht zurückhalten.

Sonderbarer Mann! — sagte die Prinzessin — ich glaube Euch zu verstehen. Nun, dann zieht mit Gott, und vergeßt nie, daß Ihr dem Hause Bourbon angehört!

Nie werde ich das vergessen, in keiner Lage meines Lebens! — erwiderte er — Nur für Heinrich von Bourbon, nur für meinen Glauben ziehe ich das Schwert!

Und ehe Ihr Nerac verlass't, — unterbrach ihn die Gräfin von Grammont — erwarte ich Euch auf meinem Zimmer.

Ihr seid arm, — fiel ihr die Prinzessin in die Rede — ich weiß es, und da mein Bruder bei Eurer Entlassung wohl nicht daran gedacht haben mag, so wird mein Stallmeister diesen Beutel nicht verschmähen; er enthält nur wenig, Katharina von Bourbon vermag nicht viel zu geben.

Die Prinzessin von Bourbon giebt immer viel, denn sie giebt mit Engelmilde, — erwiderte er — aber sie wird mir verzeihen, daß ich nichts annehmen darf. Arm an Allem will ich von hier ziehen, arm an Geld und Gut und — Hoffnung.

Auf jeden Fall werdet Ihr an dem Grafen von Soissons einen gütigen Herrn finden, unterbrach ihn Katharina. Hypolit trat bei diesen Worten rasch auf die Prinzessin zu, streckte seine Hand aus, als ob er die ihrige ergreifen wollte, die Lippen öffneten sich zur Rede; — doch schnell trat er zurück, senkte erröthend den Blick, wie jemand, der sich etwas Unüberlegten bewußt ist, und schwieg.

Der Prinzessin war dies nicht entgangen; sie mochte ahnen, was er sagen wollte. — So lebt wohl, Hypolit! sagte sie freundlich, und brach die Unterredung schnell ab.

Ich ahne, was den König bewogen hat, den treuen Favas zu entfernen, was ihn von hier treibt, — begann jetzt die Prinzessin, als dieser sich entfernt hatte. — Nur ein Mittel kenn' ich, dem abzuhelfen. — Mich dauert der junge Mann, und Euch, Gräfin von Grammont, muß die Sache aus so mancherlei Gründen noch mehr am Herzen liegen als mir. — Die Gräfin seufzte. — Laßt uns vereint handeln! — fuhr Katharina fort — Ich glaube zu wissen, weshalb Ihr Favas zu Euch beschieden habt. Seid vorsichtig, Diana! und — verzeiht meiner Warnung — setzt nicht fremdes Glück aufs Spiel, das Eurige zu erhalten.

Als die Gräfin in ihr Zimmer trat, fand sie Victoire nachdenkend am Stickrahmen sitzen. — Victoire! — sagte sie nach einigen gleichgültigen Worten — Weißt Du, daß Hypolit Favas den Hof verläßt?

Victoire sah auf und erröthete.

Er ist beim Könige in Ungnade gefallen.

Ha! rief das Fräulein aus, und über ihr Gesicht strahlte Freude.

Dies scheint Dir angenehm zu sein, — fuhr die Gräfin fort. — Ich glaubte freilich, Favas Anwesenheit wäre Dir nicht unlieb, doch nach dem, was Du mir von den Begebenheiten dieser Nacht erzählt hast, nach dem, was ich jetzt sehe, muß ich fast glauben, er sei Dir gleichgültig geworden. — Das Fräulein schwieg. — Victoire! — fuhr Diana fort — der Augenblick ist entscheidend, deshalb sei wahr. Oeffne mir Dein Herz, sag' mir

frei, liebst Du ihn noch; liebtest Du ihn, ehe er Dir den Brief des Königs übergab?

Die Geängstete küßte schweigend der Gräfin Hand.

Ich verstehe Dich. — Und des Königs Bewerbung hat keinen Eindruck auf Dich gemacht, Dich kalt gelassen?

Mutter! rief Victoire mit schmerzlichem Tone.

Prüfe Dich genau. Glaubtest Du ihn zurückweisen zu müssen, weil Dir die Pflicht gegen mich es gebot, oder war es Dein Herz?

Mein liebendes Herz!

So geh' in dies Cabinet, mein Kind! — sagte sie, Victoire an sich drückend. — Ich höre ihn kommen. — Ich erlaube Dir, von dort unsere Unterredung anzuhören. — Das Fräulein eilte hoch erröthend in das Cabinet, als man Favas meldete.

Ihr zieht von hier, Herr von Favas? — redete ihn Diana freundlich an — Ihr zieht von hier, weil Euch der König im Unmuthe entlassen hat, weil Ihr glaubt, die Hoffnung habe Euch betrogen?

Die Hoffnung hat mich nicht betrogen, gnädige Frau! — erwiderte er feurig — ich selbst betrog mich!

Wohin werdet Ihr ziehen?

Gott weiß es! — Nur dahin, wo ich der guten Sache nützlich sein kann.

Und laßt Ihr nichts zurück, was Euch werth und theuer ist?

Viel, o viel! — rief er mit Feuer — Einen Herrn, den ich liebe, den ich anbete, der mir das Vorbild ritterlichen Muthes ist, dem ich mein ganzes Leben geweiht habe, an dem mein Herz auch dann noch mit Begeisterung hängt, da er mich von sich wies; Freunde, Waffengefährten lasse ich hier, die in manchem Kampfe treulich an meiner Seite aushielten. Und mehr als dies — Er stockte.

Nun, und mehr als dies?

Hypolit schwieg.

Favas! — begann die Gräfin mit herzlichem, zutraulichem Tone, — Ihr glaubt die Hoffnung zurückzulassen? Nehmt sie mit Euch; sie beglücke Euch in der Gestalt Victoire Beaupré's! Nehmt sie mit Euch und verwahrt sie in einem treuen Herzen!

Gräfin von Grammont! — rief Hypolit mit schmerzlichem Lächeln — Spott ist bitter!

Nein, Favas! ich spotte Eures Herzens nicht; Victoire liebt Euch. — Dies zu wissen, sei hinreichend, Eure Tage zu verschönern, Euer Exil zum Paradiese Euch zu schaffen!

Noch einmal blickte Favas umher, er glaubte, Victoire müsse ihm erscheinen; dann küßte er stürmisch der Gräfin Hand und sagte: Und darf ich den Himmelstrost nicht aus ihrem Munde vernehmen? darf ich nicht Gewißheit —

Nein, Hypolit! Trennung prüfe Euer Herz und das ihrige. Vertraut meinen Worten, und zieht noch heute guten Muthes von hier. Seid meiner Theilnahme, seid Victoire's Liebe gewiß. Lebt wohl und gebt mir zuweilen Nachricht von Euch! —

Mit freudeklopfendem Herzen jagte Favas durch das Thor von Nerac. Er ließ seinem Rosse den Zügel, es war ihm ganz gleich, wohin es ihn trug; der Gedanke: sie liebt Dich! hatte ihn so gewaltig ergriffen, daß er Alles um sich vergaß und, nur in diesem Gedanken lebend, dahin zog, wohin ihn sein Roß trug.

So mochte er wohl schon eine Stunde geritten sein, als eine rauhe Stimme ihm zurief: Wohin, Favas?! — Er blickte auf und sah an der Straße d'Aubigny vor einer Herberge, einen Becher Wein vor sich, sitzen. — Wohin, Favas!? — rief er — und so allein, nur von einem Diener begleitet? Da Ihr nicht Eile zu haben scheint, so lade ich Euch ein, abzusteigen und mir Gesellschaft zu leisten. Mein Streitroß hat ein Eisen verloren und so muß ich hier in schlechter Gesellschaft sitzen und schlechten Wein trinken, da mir doch am Ufer der Garonne auf meines Freundes Schloß gar köstlicher entgegen lacht. — Hypolit stieg ab. — Ihr seht so sonderbar ernst aus, als habe Euch der König zu irgend einem wichtigen Auftrage gesendet. — Wohin zieht Ihr?

Das weiß ich nicht.

Junger Mann! diese Antwort paßt nicht für mich.

Nun, so beantwortet Euch Eure Frage selbst, wenn Euch meine Antwort nicht genügt! erwiderte Favas unmuthig.

D'Aubigny lachte. — Ihr seid ein kecker Bursche, und dergleichen mag ich wohl leiden. — Und nun, da ich Eure Frage beantworten soll, so will ich es auch. Ihr geht mit mir.

Gern! erwiderte Hypolit.

Ihr wollt mit mir ziehen, und wißt nicht, wohin mein Weg mich führt.

Mir gleichviel, nur fern von Nerac!

Nun vor der Hand, Favas, führt er uns nicht weit, nur auf Chappelains Schloß an der Garonne. Da erwarte ich einige Freunde, und dann ziehen wir nach Tarbes, wo sich die übrigen aus Gascogne versammeln. Von da — doch das hat Zeit, Euch dies zu vertrauen. Trinkt den schlechten Wein, bis ich Euch bessern vorsetzen kann, und sagt mir, was Euch von Nerac entfernte.

Ohne d'Aubigny Alles zu berichten, erzählte Favas ihm doch genug, daß er wissen konnte, auch er sei in des Königs Ungnade gefallen. — So reicht mir Eure Hand, Schicksalsgesell! — rief er ihm zu — und bis uns wieder die Sonne des Hofes lächelt, bleibt bei mir; zu thun sollt Ihr schon finden.

Während dieſes Geſpräches war das Streitroß beſchlagen; ſie ſetzten ſich auf und ritten nach Chappelains Burg.

Indeſſen war auf dem Schloſſe zu Nerac mancherlei vorgefallen. Der Baron von Rosny, der nachher ſo berühmte Herzog von Sülly, war mit wichtigen Nachrichten von einer Sendung zu dem Prinzen Conti zurückgekehrt. Er hatte dieſen nicht getroffen, das Heer der Deutſchen ſchon geſchlagen gefunden, und von dieſer Seite wenig Hoffnung mitgebracht. Doch war er einer guten Nachricht Ueberbringer, daß nemlich der König von Frankreich und die Ligue mit jedem Tage feindlicher gegen einander über ſtänden, und eine baldige Annäherung der beiden Könige wohl vorauszuſehen ſei. Auch hatte dieſer liſtige Freund Heinrichs von Navarra, unweit Aurillac, einen ihm verdächtig ſcheinenden Edelmann am Fuße des Cantals überfallen laſſen, — etwas in dieſer Zeit ſehr Gewöhnliches, wo jeder Edle den Krieg auf eigene Hand führte — und mehrere Briefe an den Grafen von Soiſſons bei ihm gefunden. Dieſe brachte er uneröffnet dem Könige, den er eben auf der Jagd antraf. Sie waren von Heinrich von Guiſe und des Königs Ohm, dem Kardinal von Bourbon, und gaben Heinrich die Gewißheit, daß den Bewerbungen des Grafen von Soiſſons um ſeine Schweſter nur eigennützige Abſichten zu Grunde lägen, und ſeine Furcht, der Graf halte es mit der Ligue, gegründet ſei. In dem erſten Aufbrauſen ſeiner Heftigkeit wollte der König den Grafen gefangen nehmen, und gegen ihn nach aller Strenge, welche ihm der Zorn eingab, verfahren laſſen; doch der bedachte Rosny ſuchte ihn zu beruhigen, und da der Ueberbringer der Briefe in ſichern Gewahrſam gebracht worden war, der Graf von Soiſſons es nicht ahnen konnte, daß der König ſein Geheimniß kenne, ſo meinte Rosny, daß Heinrich ſich verſtellen, ſeine Vorkehrungen im Geheim treffen, und den Grafen ſo lange täuſchen müſſe, als er und ſeine Partei dem Könige nothwendig ſeien. Heinrich von Navarra ſah dies ein, verſprach, ſich wo möglich zu verſtellen, und kehrte bald, nicht in der beßten Laune, nach Nerac zurück. Favas Entfernung und der Vorfall mit Victoire hatten ihn ſchon früher verſtimmt, die Briefe des Grafen Soiſſons nicht wenig dazu beigetragen, dieſe Stimmung zu vermehren. Die gezwungene Freundlichkeit, mit welcher ihn Diana von Grammont empfing, die ihn vermuthen ließ, daß ſie von Allem unterrichtet ſei, war auch nicht geeignet, ihn zu erheitern.

Der König hatte ſich den ganzen Tag über mit Rosny in ſein Cabinet eingeſchloſſen, welches niemand auffiel, da dies ſchon häufig, beſonders nach einer langen Abweſenheit des Barons geſchah, überdies war es faſt Allen lieb. Die Gräfin, welcher es ſchwer wurde, ſich zu verſtellen, gewann dadurch Zeit, die Anſtalten zur Ausführung ihres Planes zu treffen, und die Prinzeſſin fand endlich Gelegenheit, den Grafen von Soiſſons

allein zu ſprechen. Den König beſchäftigten die Nachrichten, die ihm Rosny mittheilte, und die meiſt nicht erfreulich waren, ſo ſehr, daß er nicht an Favas, nicht an Victoire dachte, und ſeinem Freunde nur zufällig erzählte, daß d'Aubigny ihn ſchon wieder verlaſſen habe.

Rosny ſchien ſich darüber nicht zu freuen. So wenig er auch dieſen rauhen Mann liebte, ſo wenig ſah er ihn gern vom Könige entfernt, ſich zu dem Vicomte von Turenne wenden; denn war auch d'Aubigny arm und ohne alle Mittel, wußte doch ſein faſt romantiſcher Geiſt eine Menge Abenteurer um ſich zu verſammeln, und mit ihnen die kühnſten Sachen auszuführen, ſo daß ſtets dreißig bis vierzig Wagehälſe um ihn waren, die mit den Ihrigen einen nicht unbedeutenden Haufen bildeten. Auch war ſein Rath ſtets überdacht, und ſeine Meinung, wenn ſie nicht von Parteihaß geleitet war, faſt immer die richtige. — Nun, ich hoffe, — ſagte Rosny — bei dem erſten Gefechte ihn doch in Euren Reihen wieder zu ſehen, denn der Schall Eurer Trompeten rief ihn noch ſtets unter Eure Fahnen zurück. Aber ſchont Eure Freunde, Sire! in dieſer Zeit, wo jeder von allen Parteien mit offenen Armen empfangen wird, wo überall, über welche Brücke der Loire er auch reitet, er einen Herrn, Krieg und Sold findet, da iſt ein Freund viel werth.

Du haſt Recht! — erwiderte der König — aber iſt es möglich, den Trotz dieſer Menſchen geduldig zu ertragen?

Ertragt ihn, Sire! ſo lange die Klugheit es räth. — Habt nur Frankreichs Krone im Auge; iſt ſie erſt auf Eurem Haupte befeſtigt, dann iſt es Zeit, mit ernſtem Blick und ſtrengem Zepter auf dem Throne Eurer Ahnen zu ſitzen, und jedes Wort ſtreng zu wägen. Jetzt ſeid den Euren nur Soldat, nicht König. Den ritterlichen Heinrich von Bearn achten die Krieger mehr als den König von Navarra.

Der König lächelte. — Daß doch immer dieſer Traum von Frankreichs Krone vor Dir ſchwebt, Maximilian!

Es iſt das Ziel, Sire, wohin ich Euch führe, und daß Ihr im Schloſſe zu Nerac ſo wenig aus den Augen laſſen müßt als im Louvre.

Unter dieſem Geſpräch hatte es zu dämmern begonnen, die Nacht nahte. Der König trat an das Fenſter, und ſah in den Garten. Hier erblickte er den Grafen von Soiſſons, der durch die Laubgänge dem Schloſſe zuſchlich. — Ha! gewiß eine Zuſammenkunft! — rief er und ergriff ſeinen Hut. — Sieh, Rosny! wie er ſchleicht; erkennſt Du in dieſem Schritte den Enkel Karls, den Sohn Ludwigs von Bourbon? — Ich haſſe ihn, und werde ihn ewig haſſen!

Rosny ſuchte ihn zu beruhigen und abzuhalten, in den Garten zu gehen, vergebens; es glückte ihm nur, den König aufzuhalten.

Als er zornentbrannt in den Garten trat, fand er den Grafen von Soiſſons nicht mehr, verfolgte aber doch den Weg, den dieſer gekommen

war, und, ohne in ſeiner Heftigkeit zu beachten, wohin er führe, ſtand er hinter der Prinzeſſin, ſeiner Schweſter, an dem Denkmale Fleurette's.

Katharina war zu tief in ihren Betrachtungen verſunken, als daß ſie die Ankunft des Königs bemerkt hätte; auch er ſtutzte, als er den Ort und ſeine Schweſter, den Arm auf das Denkmal geſtützt, ſtarr in die Fluth hinabblickend, ſah, aus welcher er leiſe Töne zu hören glaubte. Es waren nicht die ſchmelzenden Töne, womit die Töchter der Fluth die Sterblichen zu ihrem feuchten Bette locken, es war, als wenn aus gepreßter Bruſt unwillkürlich der Seufzer ſich drängt, und von dem leiſen Murmeln der Wellen begleitet, erfüllten dieſe Töne ſchauerlich das Herz. — Lange hatte der König ſtill und unbeweglich hinter dem Denkmale geſtanden, lange ſeine Schweſter angeblickt, die jetzt, als unterhielte ſie ſich mit ihrem Bilde in der ſpiegelnden Fluth, freundlich den Wellen entgegen nickte.

Ach! — rief ſie endlich ſeufzend aus — unausſprechliche Sehnſucht zieht mich heute nach Dir, Du armes, unglückliches Mädchen! In dieſer heiligen Stunde, wo ich mein Herz für die Ewigkeit gebunden habe, erſcheine mir, zeige Dich, damit Deine Geſtalt mir künde, ob dieſer Stunde Freude oder Schmerz entblüht!

Und als ſie dies geſagt, rauſchten die Wellen ſtärker, die Wolken zogen an der Mondſcheibe vorüber, ſo daß ihr ſtrahlendes Licht unverhüllt den Spiegel des See's ſchauen konnte, Nebel entſtieg wieder der Waſſerfluth, und im Mondlichte erglänzend bildeten ſich, anfänglich wie ein Schattenbild, dann immer deutlicher und deutlicher, die Formen einer Geſtalt; jetzt ſtreckte ſie einen Pfeil, der eine Roſe durchbohrt hatte, aus dem Nebel — er verrann — Fleurette ſchwebte über der Fluth, den Pfeil in der Hand.

Fleurette! ſchrie der König laut auf, und ſtürzte hinter dem Denkmale hervor. Die Geſtalt tauchte in die Wellen und verſchwand.

Wie haſt Du mich erſchreckt, Henriot! — ſagte jetzt leiſe die Prinzeſſin, die ſich zitternd auf das Denkmal ſtützte. — Ich bitte Dich, geleite mich ins Schloß zurück, meine Kniee beben, ich kann nicht mehr! — Sie wankte nach dem Raſenſitze, und ſank dort bewußtlos nieder. Während der König beſchäftigt war, ſie zum Leben zurückzubringen, glaubte er, aus den Wellen töne ein ſanftes klagendes Lied, das Fleurette ſo oft unter jenen Thränenweiden ihm geſungen hatte; doch unterbrach das ſtete Murmeln der Wellen den leiſen Geſang, ſo daß er dieſe Weiſe des Liedes nicht recht vernehmen konnte. Noch lauſchte er auf die ſonderbaren Töne, als die Gräfin von Grammont und Rosny herbeieilten. Schnell wurde nun Hülfe geſchafft, und die Prinzeſſin in das Schloß zurückgebracht; der König verweilte am See. — Der Anblick der Geſtalt Fleurette's hatte die wehmüthige Erinnerung an dies holde Mädchen in ihm zurückgerufen, und die Sehnſucht, ſie noch einmal zu ſehen, erwachte heftig. Er rief ihren Namen, er trat an die Stelle, wo er ſie in jener Unglücksnacht gefunden,

er lehnte sich an das Denkmal, welches die Freundschaft ihr gesetzt, und blickte, nach ihr verlangend, in die Fluth; aber sein Sehnen und Harren war vergebens. — Wolken jagten dem Monde vorüber, die Sterne funkelten in dem spiegelnden See, die Wellen netzten die Herbstblumen, aber sie tönten nicht mehr, nur murmelnd brachen sie sich am Ufer. Ihm zürnte Fleurette, für ihn schlummerte sie in ihrem Wellengrabe.

Der König kehrte in's Schloß zurück; die Prinzessin hatte sich wieder erholt, Heinrich sie nur einen Augenblick gesehen, und dann Rosny zu sich rufen lassen.

Uebermorgen reisen wir ab, Maximilian! — rief er ihm entgegen — Ich will nach Pau zu meinen lieben Bearnern, will den Schauplatz meiner Kindheit noch einmal sehen; wer weiß, ob es nicht zum letzten Mal ist!

Rosny lächelte. — Ihr wollt nach Westen ziehen, und im Osten ist der Feind? Folgtet Ihr meinem Rathe, Sire, so zöget Ihr gegen die Loire, und verließet Guyenne, ohne noch die Pyrenäen zu besuchen. So zöget Ihr den Grafen von Soissons von hier; das Bild der leidenden Schwester stände nicht traurig mahnend vor Euch, und die Gräfin von Grammont scheint auch, seit die Trophäen von Contras zu ihren Füßen liegen, nicht in so heiterer Stimmung zu sein, daß ihre fröhliche Laune Euch hier festhalten könne; — und die schönste Blume aus ihrer Umgebung, Victoire von Beaupré, hat gestern Abend Nerac verlassen.

Der König horchte auf. — Victoire hat Nerac verlassen?! rief er.

So ist's, Sire! erwiderte Rosny, den König scharf beobachtend, der über etwas zu sinnen schien, und dessen Ernst auf seinem Antlitz nach und nach in Freundlichkeit überging.

Schicke zu Fervagues! — fuhr der König plötzlich auf — Er soll sogleich zu mir kommen! — Rosny zauberte. — Freund! — sagte Heinrich lächelnd — auch Du scheinst mich nicht zu kennen.

Fervagues kam, der König sprach lange im Geheim mit ihm. Mit Tages Anbruch verließ er nebst zwanzig Reisigen Nerac. Auch der Hof erhielt am Morgen die Weisung, Alles zur Abreise bereit zu halten.

D'Aubigny hatte sich indeß mit Favas, nach kurzem Aufenthalte auf Chappelains Burg, in Begleitung des Herrn von St. Maur und der Reisigen, auf den Weg über Auch nach Tarbes gemacht. Die wenigen Plätze, welche die Katholischen in dortiger Gegend noch inne hatten, vermeidend, gelangten sie glücklich in Tarbes an, fanden aber ihre Freunde noch nicht versammelt. — Der unruhige d'Aubigny, der nicht lange an einem Orte unthätig verweilen konnte, beschloß, bei einem Verwandten auf der alten, halb verfallenen Burg Beaudean, die unfern des Adour bei

der Priorie St. Paul liegt, einzukehren, und von dort, wie er es ſchon lange gewünſcht, einige Streifereien in die Thäler der Pyrenäen zu machen. Favas begleitete ihn, und nur mit wenigen Dienern zogen ſie die Straße nach Bagneres.

Es war ein herbſtlicher Morgen, als ſie Tarbes verließen; die Pyrenäen waren noch in Nebel gehüllt, die Sänger des Waldes ſchwiegen, und ein rauher Oſtwind rauſchte durch das bunte Laub der hohen Bäume. Die zahlreichen Thautropfen, welche in den bereiften Blumen und Blättern am Wege hingen, glichen Thränen; denn noch hatte die Morgenſonne ſie nicht beſtrahlt, und den Reif funkelnder Diamanten aus ihnen gebildet, der, über die grüne Flur ſich breitend, den niedern Boden der Erde, wie die Nacht ihren dunkeln Himmelsdom, mit Sterngeflimmer beſäet. — Nach und nach traten die Spitzen der Berge aus dem Nebel hervor, die Strahlen der Sonne, ihn niederdrückend, rollten ihn in kräuſelnden Wogen durch die blumigen Thäler. Finſterer ward es um ſie, aber durch die Dämmerung brach das ſtrahlende Licht. — So, Hyppolit! — ſprach d'Aubigny — ſo iſt des Menſchen Schickſal; am Morgen des Lebens, wenn auch der Nebel uns umzieht, dringt der Sonne Strahl hindurch, und die Nebel verſchwinden bald. Am Abende jedoch, wenn ſie den Purpurglanz der Heimkehrenden umwölken, geht das Glück mit ihnen unter, und es hat keine Kraft mehr, des Schickſals Wolken zu durchdringen.

Seht nur, — unterbrach ihn Hyppolit, als ſie eben eine ſanfte Höhe hinaufritten, — ſeht, wie herrlich treten dort die Berge aus ihrer Hülle hervor! hier grün bekränzt, dort mit ihren Gipfeln voll Schnee, der im Morgenſtrahl wie eine Roſenbinde ihnen das Haupt umzieht. Seht hier dicht vor uns auf der Höhe das freundliche Haus mit ſeiner Baumgruppe zur Seite, und ſeinem rothen Dache, nach welchem ſich der immergrüne Epheu an den grauen Wänden hinaufſchlängelt. Laßt uns in jener Laube unſer Frühſtück nehmen; von hier muß ſich dem Auge das Thal des Adour und Bagneres reizend zeigen.

Gern, Favas! — erwiderte d'Aubigny — Auch mich begeiſtert noch die ſchöne Natur, wenn auch meine Jahre ſich mehr nach dem Untergange, als nach dem Aufgange neigen, und mein Schickſal mir Alles gar trübe und unfreundlich zeigt. — Er gab ſeinem Streitroſſe die Spornen, bald waren ſie vor dem freundlichen Häuschen, ſaßen in der offenen Laube, ſtärkten ſich mit Speiſe und Trank, und erquickten ſich in der friſchen Morgenluft, die, von den Sonnenſtrahlen erwärmt, ſie jetzt nicht mehr kalt anwehte.

Der reizende Anblick der ſich vor ihnen ausbreitenden Landſchaft erhob ihr Gemüth; freundlich, zufrieden, als habe er nie einen Wermuthbecher an die Lippen geſetzt, ergriff d'Aubigny ſeinen Pokal, und leerte ihn. Favas that ein Gleiches, und ſagte dann zu ihm: Herr Agrippa

d'Aubigny! wir beide ſind Verbannte, ſitzen hier an Frankreichs Grenze, und ſchauen hinüber nach dem Lande unſrer Feinde, der Spanier, und doch: ſagt, auf weſſen Wohl könnten wir wohl einen Becher leeren, als auf das Wohl des königlichen Helden, der zwar nur mit einer Scheinkrone geſchmückt, doch die edelſte Krone der Welt verdiente. Dem Wohle Heinrichs von Navarra, Herr von Aubigny!

Sein Wohl! — rief der Finſtere — Und ſtieße er mich auch zehn Mal von ſich, ſo kehrte ich doch wie der treue Citron zu ihm zurück, und harrte, bis die Pforte zu ſeinem Herzen ſich mir wieder öffnete, und ſchlöſſe mich an ſein Geſchwader, wenn die Kriegstrompete tönte. Ein unausſprechlicher Zauber liegt in ihm. Aus ſeinem Kreiſe gebannt, ſehnt man ſich dahin zurück; man muß Heinrich lieben, wenn man ihm auch zürnt. Doch Ihr, junger Freund! — fuhr d'Aubigny fort — Euch trennt eine Kluft, wo keine Rückkehr denkbar iſt. Euch trennt Victoire Beaupré!

Sie wird ihm widerſtehen, und er mir dann nicht zürnen meinte Hypolit.

Seid deſſen nicht ſo gewiß, Favas! — erwiderte d'Aubigny — Zu dem Göttlichen, womit dieſer Seltene von der Natur ausgeſtattet wurde, legte ſie ihr irdiſches Erbtheil, damit er wiſſe, daß er Menſch ſei. Weiberliebe iſt die Klippe, an der er ſcheitert. Schmetterlingartig ſchwirrt er von Blume zu Blume. — Um Diana von Grammont verläßt er das Heer, legt die mit Blut erkauften Trophäen auf ihrem Altare nieder; ein junges Mädchen, das ihn als Siegesgöttin zu bekränzen erſcheint, beſiegt ihn, und Diana iſt vergeſſen. — Doch was ſeh' ich! — unterbrach d'Aubigny ſeine Rede — Dort ziehen Frauen den Hügel herauf. Sie ſcheinen mir eilig. — Ja, ja, ſeht, Favas! zwei Frauen auf Maulthieren, ein Gewaffneter und einige Knechte. — Wie mögen dieſe in ſolch' rauher Jahreszeit nach den Thälern der Pyrenäen reiſen. Wär' ich noch ein Jüngling, oder trügt Ihr nicht die Feldbinde Eurer Dame, bei Gott! wir ſollten uns mit eingelegter Lanze dem Zuge entgegen ſtellen, und auf echt ſpaniſch ein Abenteuer beſtehen. — So mögen ſie immer ruhig vorüberziehen.

Hypolit hatte kaum auf d'Aubigny's Rede gehört. Seinen Blick auf die Frauen gerichtet, die jetzt den Hügel heraufzogen, war er zu ſehr mit ihrem Anblick beſchäftigt. Die Geſtalt der Einen rief ihm Victoire zurück, ſo ſchlank, ſolche Grazie, gleich dieſer Holden. — Träume, — ſagte er ſtill für ſich hin — leere Träume! mich täuſcht meine Sehnſucht. — Doch trat er ihnen näher. Ob ſie der Jugend, ob ſie dem Alter angehörten, konnte er nicht ſehen, denn Masken von Sammet deckten nach damaliger Sitte Geſicht, Hals und Bruſt; nur das bemerkte er, daß die Eine, als ſie an ihm vorüber zog, ihr Thier anhielt, ihn genau zu betrachten ſchien, und dann verbindlich grüßend weiter ritt. Noch einmal ſtieg der Gedanke in ihm auf, ſie könne es ſein, und da der Zug unter einem Ahorn unten im

der Priorie St. Paul liegt, einzukehren, und von dort, wie er es schon lange gewünscht, einige Streifereien in die Thäler der Pyrenäen zu machen. Favas begleitete ihn, und nur mit wenigen Dienern zogen sie die Straße nach Bagneres.

Es war ein herbstlicher Morgen, als sie Tarbes verließen; die Pyrenäen waren noch in Nebel gehüllt, die Sänger des Waldes schwiegen, und ein rauher Ostwind rauschte durch das bunte Laub der hohen Bäume. Die zahlreichen Thautropfen, welche in den bereiften Blumen und Blättern am Wege hingen, glichen Thränen; denn noch hatte die Morgensonne sie nicht bestrahlt, und den Reif funkelnder Diamanten aus ihnen gebildet, der, über die grüne Flur sich breitend, den niedern Boden der Erde, wie die Nacht ihren dunkeln Himmelsdom, mit Sternengeflimmer besäet. — Nach und nach traten die Spitzen der Berge aus dem Nebel hervor, die Strahlen der Sonne, ihn niederdrückend, rollten ihn in kräuselnden Wogen durch die blumigen Thäler. Finsterer ward es um sie, aber durch die Dämmerung brach das strahlende Licht. — So, Hypolit! — sprach d'Aubigny — so ist des Menschen Schicksal; am Morgen des Lebens, wenn auch der Nebel uns umzieht, dringt der Sonne Strahl hindurch, und die Nebel verschwinden bald. Am Abende jedoch, wenn sie den Purpurglanz der Heimkehrenden umwölken, geht das Glück mit ihnen unter, und es hat keine Kraft mehr, des Schicksals Wolken zu durchdringen.

Seht nur, — unterbrach ihn Hypolit, als sie eben eine sanfte Höhe hinaufritten, — seht, wie herrlich treten dort die Berge aus ihrer Hülle hervor! hier grün bekränzt, dort mit ihren Gipfeln voll Schnee, der im Morgenstrahl wie eine Rosenbinde ihnen das Haupt umzieht. Seht hier dicht vor uns auf der Höhe das freundliche Haus mit seiner Baumgruppe zur Seite, und seinem rothen Dache, nach welchem sich der immergrüne Epheu an den grauen Wänden hinaufschlängelt. Laßt uns in jener Laube unser Frühstück nehmen; von hier muß sich dem Auge das Thal des Adour und Bagneres reizend zeigen.

Gern, Favas! — erwiderte d'Aubigny — Auch mich begeistert noch die schöne Natur, wenn auch meine Jahre sich mehr nach dem Untergange, als nach dem Aufgange neigen, und mein Schicksal mir Alles gar trübe und unfreundlich zeigt. — Er gab seinem Streitrosse die Spornen, bald waren sie vor dem freundlichen Häuschen, saßen in der offenen Laube, stärkten sich mit Speise und Trank, und erquickten sich in der frischen Morgenluft, die, von den Sonnenstrahlen erwärmt, sie jetzt nicht mehr kalt anwehte.

Der reizende Anblick der sich vor ihnen ausbreitenden Landschaft erhob ihr Gemüth; freundlich, zufrieden, als habe er nie einen Wermuthbecher an die Lippen gesetzt, ergriff d'Aubigny seinen Pokal, und leerte ihn. Favas that ein Gleiches, und sagte dann zu ihm: Herr Agrippa

d'Aubigny! wir beide sind Verbannte, sitzen hier an Frankreichs Grenze, und schauen hinüber nach dem Lande unsrer Feinde, der Spanier, und doch: sagt, auf wessen Wohl könnten wir wohl einen Becher leeren, als auf das Wohl des königlichen Helden, der zwar nur mit einer Scheinkrone geschmückt, doch die edelste Krone der Welt verdiente. Dem Wohle Heinrichs von Navarra, Herr von Aubigny!

Sein Wohl! — rief der Finstere — Und stieße er mich auch zehn Mal von sich, so kehrte ich doch wie der treue Citron zu ihm zurück, und harrte, bis die Pforte zu seinem Herzen sich mir wieder öffnete, und schlösse mich an sein Geschwader, wenn die Kriegstrompete tönte. Ein unaussprechlicher Zauber liegt in ihm. Aus seinem Kreise gebannt, sehnt man sich dahin zurück; man muß Heinrich lieben, wenn man ihm auch zürnt. Doch Ihr, junger Freund! — fuhr d'Aubigny fort — Euch trennt eine Kluft, wo keine Rückkehr denkbar ist. Euch trennt Victoire Beaupré!

Sie wird ihm widerstehen, und er mir dann nicht zürnen meinte Hypolit.

Seid dessen nicht so gewiß, Favas! — erwiderte d'Aubigny — Zu dem Göttlichen, womit dieser Seltene von der Natur ausgestattet wurde, legte sie ihr irdisches Erbtheil, damit er wisse, daß er Mensch sei. Weiberliebe ist die Klippe, an der er scheitert. Schmetterlingartig schwirrt er von Blume zu Blume. — Um Diana von Grammont verläßt er das Heer, legt die mit Blut erkauften Trophäen auf ihrem Altare nieder; ein junges Mädchen, das ihn als Siegesgöttin zu bekränzen erscheint, besiegt ihn, und Diana ist vergessen. — Doch was seh' ich! — unterbrach d'Aubigny seine Rede — Dort ziehen Frauen den Hügel herauf. Sie scheinen mir eilig. — Ja, ja, seht, Favas! zwei Frauen auf Maulthieren, ein Gewaffneter und einige Knechte. — Wie mögen diese in solch' rauher Jahreszeit nach den Thälern der Pyrenäen reisen. Wär' ich noch ein Jüngling, oder trügt Ihr nicht die Feldbinde Eurer Dame, bei Gott! wir sollten uns mit eingelegter Lanze dem Zuge entgegen stellen, und auf echt spanisch ein Abenteuer bestehen. — So mögen sie immer ruhig vorüberziehen.

Hypolit hatte kaum auf d'Aubigny's Rede gehört. Seinen Blick auf die Frauen gerichtet, die jetzt den Hügel heraufzogen, war er zu sehr mit ihrem Anblick beschäftigt. Die Gestalt der Einen rief ihm Victoire zurück, so schlank, solche Grazie, gleich dieser Holden. — Träume, — sagte er still für sich hin — leere Träume! mich täuscht meine Sehnsucht. — Doch trat er ihnen näher. Ob sie der Jugend, ob sie dem Alter angehörten, konnte er nicht sehen, denn Masken von Sammet deckten nach damaliger Sitte Gesicht, Hals und Brust; nur das bemerkte er, daß die Eine, als sie an ihm vorüber zog, ihr Thier anhielt, ihn genau zu betrachten schien, und dann verbindlich grüßend weiter ritt. Noch einmal stieg der Gedanke in ihm auf, sie könne es sein, und da der Zug unter einem Ahorn unten im

Thale anhielt und ſich lagerte, wäre er gewiß hingeeilt, wenn ihn nicht d'Aubigny's Neckereien zurückgehalten hätten. Dieſer meinte, das Bild Victoire's müſſe nicht tief in ſeinem Herzen ſtehen, da er ſchon jetzt vermummten Frauen zu einem Abenteuer nachjagen wolle. Er ſetzte ſich daher wieder in die Laube, doch zog die Gruppe unter dem Ahorn ſeine Blicke noch immer nach ſich.

D'Aubigny's Aufmerkſamkeit ſchien indeß von etwas ganz Anderm gefeſſelt. Auf dem Wege von Tarbes ſah er einen ganz Geharniſchten im ſcharfen Trott heranreiten; hinter dieſem wohl tauſend Schritte folgte ein Haufe von etwa zwanzig leichten Reitern. D'Aubigny betrachtete die Ankommenden genau, und obgleich in dieſer Gegend vom Feinde nichts zu fürchten war, ſo hatte doch der bürgerliche Krieg eine ſo ſonderbare Geſtalt, daß man überall auf ſeiner Hut ſein mußte. — Er befahl daher ſeinen Knechten, aufzuſitzen; er ſelbſt ſchnallte den Helm feſt. — Seid auf Eurer Hut! — rief er Favas zu — ein Trupp Reiter nahet von Tarbes!

Dieſer ſprang auf, richtete den Blick nach jener Gegend, und ſein ſcharfes Auge erkannte bald die weiße Binde, das Zeichen von Bourbon. — Es ſind Freunde! — rief er d'Aubigny zu, der noch einmal den voranſprengenden Geharniſchten ſcharf in's Auge faßte, und dann: Mein Streitroß, Etienne, meine Lanze! ausrufend, ſich mit Blitzesſchnelle auf das herbeigeführte Roß ſchwang und ſich bügelfeſt ſetzte.

Auch Hypolit hatte bei dieſem Anrufe d'Aubigny's ſein Roß beſtiegen; doch dieſer rief ihm zu: Laßt mich nur allein gewähren, Favas, und kümmert Euch nicht um meinen Streit!

Während deſſen war der Geharniſchte den Hügel heraufgetrabt, d'Aubigny ritt ihm mit geſchloſſenem Viſire entgegen. — Fervagues! — rief er ihm zu — ſetzt Euch bügelfeſt, eine Lanze mit mir zu brechen!

Wer ſeid Ihr?! rief Fervagues, indem er ſeine Lanze faßte, die ihm ein Diener reichte.

Nicht Euer Freund, — erwiderte d'Aubigny — darum haltet Euch bereit! — Er wandte ſein Roß, und ſprengte einige hundert Schritte zurück.

Wie es Euch beliebt! rief ihm Fervagues nach, ſchloß ſein Viſir, ſetzte ſich bügelfeſt, und, als habe ein Trompetenſtoß das Zeichen zum Angriffe gegeben, ſo zu gleicher Zeit rannten ſie auf einander. — Fervagues flog weit hin in den Sand. — D'Aubigny winkte den Seinen, ihm beizuſtehen, auch Hypolit eilte hin. Sie fanden ihn von dem Falle betäubt, und, als ſie ihn entwaffneten, nur leicht in der Schulter verwundet.

Indeſſen war der Trupp Reiter, welche den Kampf von weitem geſehen, herbeigeeilt, der junge St. Leu an ihrer Spitze. Er erkannte Favas ſogleich, und glaubte, dieſer ſei Fervagues Gegner geweſen. — Der König wird es Euch ſchlecht danken, — ſagte er zu Hypolit — daß Ihr Fervagues niederwarft, den er eben in ſeinem Dienſte abgeſandt hatte.

Ich habe mit Fervagues nichts zu thun, — erwiderte Hypolit — fragt Jenen! — Er wies auf d'Aubigny, der immer noch zum Streite gerüſtet, jedoch mit aufgeſchlagenem Viſir auf dem Kampfplatze hielt.

Der Name d'Aubigny, ſein toller Muth war zu bekannt, als daß der junge St. Leu ihn hätte zur Rechenſchaft ziehen wollen. Er ſorgte in der Eile, daß der Verwundete in das Haus gebracht wurde, und als er damit beſchäftigt auf die Höhe trat, unten im Thale die reiſenden Frauen mit ihren Begleitern gelagert ſah, verließ er plötzlich Fervagues, eilte zu ſeinem Haufen, und ehe Favas oder d'Aubigny um die Urſache fragen konnten, jagte er mit den Seinen die Höhe hinab.

D'Aubigny, mir nach! — rief in dieſem Augenblick Favas. — Mir nach, d'Aubigny; es iſt Victoire! — Und wie ein Sturmwind jagte er die Höhe hinab. D'Aubigny, der ſeine Abſicht ahnete, folgte ihm eiligſt, ihn von dieſer Thorheit abzuhalten.

Als die unter dem Baume Gelagerten, die von dem Kampfe d'Aubigny's und der Ankunft des Reiterhaufens nichts hatten bemerken können, die Reiter auf ſich zuſprengen ſahen, warfen ſie ſich ſchnell auf ihre Roſſe, und jagten Bagneres zu. Die Maulthiere jedoch, auf welchen die Frauen ritten, waren nicht ſo flüchtig als die Roſſe. Die Begleiter mußten ihre muthigen Thiere anhalten, und ſo waren ſie bald von St. Leu und ſeinen Reitern eingeholt.

Im Namen des Königs von Navarra! — rief St. Leu dem Stallmeiſter der Gräfin von Grammont zu — übergebt uns die Damen, und zieht wohin Ihr wollt; wo nicht, ſo wehrt Euch Eurer Haut! — Der Stallmeiſter, der ſich umringt ſah, dachte nicht an Widerſtand, und St. Leu ergriff eben ehrerbietig den Zügel des Maulthieres einer der Frauen, als ein Lanzenſtoß ihn vom Pferde warf; Hypolit hatte ihn niedergeworfen. Die Reiter, den Fall ihres Führers zu rächen, umzingelten Favas. D'Aubigny, obgleich nur herbeigeeilt, ſeinen jungen Freund von dem tollen Vorhaben abzuhalten, konnte doch ſeinen Waffengefährten nicht in Gefahr laſſen, überdies begeiſterte ihn ſtets das Geklirr der Waffen, dieſer ihm ſo angenehme Ton; er zog das Schwert, bahnte ſich den Weg zu Hypolit, und ſeine Diener, an ſolche Abenteuer ſchon gewöhnt, folgten ſeinem Beiſpiele. Der Stallmeiſter der Gräfin von Grammont, durch die ſo thätige Hülfe ermuthigt, half mit den Seinen treulich; bald flohen die Reiter, und ließen ihren Anführer ſchwer verwundet auf dem Wahlplatz zurück.

Aus manchen, jedoch nur leichten Wunden blutend, nahte ſich Hypolit der Dame, deren Maulthier St. Leu vorher gefaßt hatte. — Dame! — ſagte er, ſich vor ihr neigend, — habt die Güte, Eure Maske abzunehmen, damit ich weiß, für wen ich gefochten habe, für wen ich blute. — Die Dame wollte eben die Maske lüften, als eine ihm wohlbekannte Stimme

hinter ihm rief: Hypolit Favas, ich danke Euch! — und als er sich umschaute, hielt Victoire Beaupré hoch erröthet vor ihm.

Hypolit beugte seine Knie vor der lieblichen Himmelsgestalt. — Ich danke Euch Favas! — wiederholte sie — auch Euch, werther d'Aubigny! Ihr habt uns aus großer Gefahr gerettet.

Ob wir klug daran gethan haben, weiß ich nun eben nicht, — erwiderte dieser, — während Hypolit die Hand Victoire's an seine glühenden Lippen drückte. — Eile ist nöthig. Fort, Hypolit, nach Beaudeau zu meinem alten Freunde! nur nicht über Bagneres, dorthin ist die Nachricht von Eurem tollen Unternehmen schon gelangt, und die Bürger würden uns die Schmach, die wir den Reitern ihres Henriot angethan haben, theuer bezahlen lassen. Nehmt meinen Etienne mit, er war lange in diesen Thälern; setzt durch die Furt des Adour, und zieht Euch auf seinem rechten Ufer längs den steilen Felsen. Ich will hier für St. Leu und die anderen Verwundeten sorgen, und das Ungewitter abwarten, das aus Bagneres und den Thälern über uns zusammenziehen könnte. Nun eilt, ehe es zu spät wird! —

Favas befolgte den Rath, und zog mit Victoire und ihrer Begleiterin nach der Furt des Adour, während d'Aubigny St. Leu und noch drei andere Verwundete nach dem Häuschen auf der Höhe bringen ließ. Hier trat ihm Fervagues entgegen, der sich von seinem Falle erholt, und die Wunde hatte verbinden lassen. — D'Aubigny! — sagte er mit verbissenem Grimme — was Ihr heute gethan, ist von der Art, daß ich nicht weiß, wie ich es deuten soll. Daß Ihr mich zum Zweikampfe genöthigt, da ich in Angelegenheiten des Königs von Navarra gesendet war, mag der Haß entschuldigen, den wir schon lange gegenseitig in Wort und That aussprachen; was Euch aber bewegen konnte, St. Leu und die leichten Reiter von des Königs Compagnie anzugreifen, niederzuwerfen und zu zerstreuen, ist mir unerklärbar, und wenn Ihr nicht zur Ligue übergetreten seid, was ich doch fast bezweifeln sollte, so ist dies das tollste Stück Eures abenteuerlichsten Lebens. — Ich bin verwundet, bin gewissermaßen in Eurer Gewalt, doch fordre ich von Euch, daß Ihr, aus Achtung für Heinrich von Navarra, mir einen sichern Mann stellt, den ich zu dem Könige schicken kann, ihn von dem Vorfalle zu benachrichtigen.

Fervagues! — erwiderte d'Aubigny — was unsern persönlichen Zwist angeht, so ist er noch nicht beendet, jedoch auf andere Zeiten aufgeschoben, da Ihr verwundet seid; nur so viel wißt, daß ich Euer Feind war und bleiben werde. Was mein tolles Unternehmen gegen St. Leu und des Königs Reiter betrifft, so mögt Ihr wohl Recht haben, jedoch hoffe ich, es bei dem galanten Heinrich von Navarra noch entschuldigen zu können. — Ein treuer Mann, der gut beritten ist, soll Euch werden; ich selbst will dem Könige schreiben, und mein Brief wird St. Leu über seinen Unfall entschuldigen. — Er schrieb Folgendes:

„Sire!

d'Aubigny hat schon wieder tolle Streiche gemacht; er trifft Fervagues, rennt ihn vom Pferde, und als St. Leu mit Euren Lenten hinter Victoire von Beaupré herjagt, als sei es zur Hetze, folgt er Hypolit Favas, welcher, die Gefahr seiner Dame ahnend, mit eingelegter Lanze in den Haufen stürmt, und den armen St. Leu durchrennt, daß er wohl schwerlich mit dem Leben davon kommen wird. Ich sah meinen Waffengefährten und Schicksalsbruder in Gefahr; was konnt' ich thun als ihm beistehen, und ihn mit meinen Dienern aus dem Haufen Eurer Reiter heraushauen. Ihr, Sire, hättet Euren Waffengefährten das Nemliche gethan, deshalb verzeiht mir, denn ich that nur, was ein Soldat dem andern schuldig ist. Auch Hypolit Favas verzeiht; er hat in Eurer Schule sich gebildet, sich dort Galanterie, Ritterſinn und Muth zu eigen gemacht, und Victoire Beaupré ist wohl ein tolles Abenteuer und einige Wunden werth, die Eure Reiter ihm geschlagen haben. Der Streich wird Euch ärgern, Sire, aber wenn Euer erster Unwille vorüber ist, werdet Ihr deshalb weder Favas noch d'Aubigny zürnen; denn, Sire, Ihr hättet an unsrer Stelle eben so gehandelt.

Uebrigens, Sire, seid überzeugt, an Eurem Hofe, um Eure Person, findet Ihr nicht zwei Menschen, die Euch so mit Leib und Seele und mehr Treue zugethan sind, den Rosny will ich ausnehmen, als die zwei Verbannten, die in den Thälern der Pyrenäen wandern, und Euer Bild selbst auf den Pont de Belasquez mit hinaufnähmen, sähen sie sich gezwungen, den feindlichen Boden zu betreten. — Schenkt dem getreuen Hypolit Euer Vertrauen wieder, macht ihn glücklich. — D'Aubigny ist stets der Eure, auch wenn Ihr ihm zürnt."

Als dieser Brief abgeschickt, und eine Sänfte für St. Leu herbeigeschafft war, die ihn zurück nach Tarbes führte, setzte d'Aubigny den Weg nach dem Schlosse seines Freundes fort. Die von Bagneres, da sie hörten, d'Aubigny sei bei dem Gefechte gewesen, wußten sich den ganzen Zusammenhang nicht zu erklären, und da er wohlbedächtig um ihr Städtchen herumritt, ließen sie ihn ungehindert ziehen, so daß er noch am Nachmittage auf Beaudean bei seinem Freunde eintraf, und dort Favas und die Frauen bereits vorfand.

Nur die Pflichten der Gastfreundschaft und die Versicherung d'Aubigny's, daß Heinrich von Navarra das ganze Abenteuer nur belachen und nicht ahnden würde, konnten den alten, von der Welt zurückgezogenen Philipp Belzunie, den Jugendfreund seines Vaters, bewegen, den Frauen und Favas den Aufenthalt auf seiner Burg zu gestatten. Ihm waren in seiner Abgeschiedenheit dergleichen Vorfälle neu, und vielleicht die Erinnerungen aus seiner Jugend von der Art, daß er in dem Verhältnisse Hypolit's und

Victoire's, die ſich ganz der Wonne der erſten Liebe hingaben, nur Strafbares fand.

Aber bald gewöhnte ſich der alte Mann an das neue, auf Beaudean eingetretene Leben, und die kindliche Aufmerkſamkeit, mit der ihm die jungen Leute entgegen kamen, wurde ihm bald ſo zum Bedürfniſſe, daß er ſchon nach wenigen Tagen traurig an die Zeit dachte, wo ihn Hypolit und ſeine Geliebte verlaſſen würden.

Der nach Nerac an die Gräfin von Grammont abgeſchickte Vertraute, welcher dieſer auf ihrer Reiſe nach Pau begegnet war, kam bald mit der Nachricht, zurück, daß ſie ſich freue, ihre geliebte Victoire in Sicherheit zu wiſſen, ihr den Rath gab, auf Beaudean zu bleiben, und nicht zu ihrer Freundin nach Montgaillard zu gehen, wohin ihre erſte Beſtimmung geweſen war. Mütterlicher Rath, ſich vor ihrem Herzen zu hüten, und die an Favas gerichtete Bitte, ſich unter dieſen Umſtänden wenigſtens auf kurze Zeit von Victoire zu trennen, ſchloſſen das Schreiben.

Victoire liebte ihre Pflegmutter ſchwärmeriſch, jedes ihrer Worte war ihr heilig, jeder Rath Diana's war tief beherzigt; auch fühlte ſie wohl, daß Hypolits Entfernung aus ſo manchen Gründen nothwendig ſei. Sie hatte den Muth, in einer jener ſeligen Stunden, wo die erſte Liebe die reinen ätheriſchen Tropfen einſaugt, wo man wähnt, das Gefühl, jeder Gedanke ſei für die Ewigkeit empfunden, gedacht, wo die kaum geahnete Blüthenwelt ſich ſo wunderzart dem Herzen entſchließt, ihn zu bitten, ſie zu verlaſſen. Das Verſprechen ewiger, unwandelbarer Treue verſüßte dieſe bittere Forderung, die ihn aus einer Welt voll Seligkeit riß, und ihre Gründe, der Beweis von uneigennütziger Liebe, den ſie darin fand, beſtimmten ihn endlich, ſich, wenn auch nur auf Tage, von ihr zu trennen und ſie dem alleinigen Schutze d'Aubigny's zu überlaſſen.

Der alte Belzunie, dem es eigentlich unlieb war, ſchon jetzt die Unterhaltung des freundlichen, kühnen Jünglings zu entbehren, fand es doch ſelbſt wohlgethan, und gab ihm noch an demſelben Abend ein Schreiben an ſeinen bewährten Freund, den Prior der Abtei St. Paul, faſt der einzigen, die durch Jeanne d'Albret nicht aufgehoben worden war, mit. Dort, in der Priorie, ſollte er eine Zuflucht finden, und ſo lange verborgen bleiben, bis das Ungewitter vorübergezogen und der König beſänftigt ſei.

Unter heißen Thränen trennten ſich die Liebenden. Favas verließ, noch ehe der Morgen dämmerte, die Burg; einen Jagdſpieß in der Hand, ein kurzes breites Schwert an der Seite, begann er ſeine Wanderung nach St. Paul.

Es war ein heiterer, ſchöner Morgen, der Herbſt hatte ſchon das Grün der Blätter zu röthen begonnen, nur die ſpäten Frühlingkinder hoben noch ihr thaubeträufeltes Haupt auf Wieſen und Matten empor. Die erwachte Natur lag nicht mehr in Jugendfriſche vor ihm, doch warf die Frühſonne ihren roſigen Glanz noch ſtrahlend auf die ſteilen Felsmaſſen, die von der

einen Seite den Adour begrenzten. Vor dem Blicke des Wanderers lag am Fuße des hohen, maleriſchen Berges das alte Gemäuer der Priorie, das, in zwei Thäler blickend, von den ſchönſten Baumgruppen und Wieſen umgeben, wie ein Memento mori in dem lieblichſten Garten der Natur lag.

Bei ihrem Anblicke vergaß Hypolit auf einen Augenblick das halb verfallene Schloß Beaudeau und die liebliche Victoire, die es barg. Das Geläute zu Hora, welches durch das ſtille Thal ihm entgegen tönte, die heilige, über die ganze Landſchaft verbreitete Stille, der roſige Schein, womit die Morgenſonne die kahlen Felswände überzog, der ehrwürdige Anblick der hohen, finſtern Mauern, erregten in ſeiner Bruſt eine, noch nie gefühlte Ahnung, die wohlthuend und mit heiliger Ruhe ihn durchſchauerte. Er ſchritt getröſtet der Priorie zu, und klopfte an die kleine Pforte des Vorhofes. Ein Laienbruder öffnete ſie, und da er den Prior zu ſprechen wünſchte, wurde er ſogleich eingelaſſen.

Nach kurzem Harren trat ihm ein ehrwürdiger Greis entgegen und hieß ihn freundlich willkommen; es war der Abt, welchem er den Brief des alten Ritters übergab. — Was Ihr ſucht, Ruhe und Verborgenheit, — ſprach er, nachdem er den Brief geleſen, — ſoll Euch werden, Herr von Favas! Tretet ein in unſer ſtilles Haus, wo wir Euch keine Freuden bieten können, als die herrliche uns umgebende Natur!

Hypolit trat ein und bezog ein kleines Zimmer, welches ihm eine freundliche Ausſicht nach dem Thale von Campan bot. Aber die Schönheiten der Natur, die vor wenig Augenblicken den Sturm ſeines Innern beſchwichtigt hatten, vermochten es nun nicht mehr. Er fühlte ſich in der kleinen Zelle ſo einſam, die Sehnſucht konnte nicht der rauſchende Adour, konnten nicht die Schatten der hohen Kaſtanien kühlen, die, in dem Garten der Priorie an die Felſen ſich lehnend, ihre hohen, ſchattigen Wipfel emporſtreckten; die herzlichen Worte des Priors erſetzten ihm nicht die des alten Ritters Belzunie, denn überall fehlte ihm der Hauch der Liebe, fehlte ihm Victoire's Nähe, und mit jedem Tag wurde er trüber, trauriger. —

Da meinte der alte Prior ſelbſt, daß ſeinem Gemüthe die Einſamkeit nichts tauge, und er einen Ausflug in die herrlichen Thäler der Pyrenäen wagen ſolle, damit die großartige Natur der Gebirge ſeinen Muth vielleicht erheben, ſein Vertrauen ſtärken, und ſeine Gedanken auf andere Gegenſtände leiten möge. Hypolit ſehnte ſich nach Freiheit; er befolgte den Rath des ehrwürdigen Mannes, und begann am Mittag ſchon, einen treuen Führer an der Seite, ſeine Wanderung. An den Ufern des Adour geboren, hatte er doch nie ſeine Quellen und die Thäler und Höhen der Pyrenäen beſucht; von früheſter Jugend ſchon an die Perſon Heinrichs von Navarra gekettet, hatte er nie dazu Gelegenheit gefunden, aber jetzt, wo es ihn hinaustrieb, wo nur der reine Aether der Berge ſeine gepreßte Bruſt frei athmen ließ, beſchloß er, die Sehnſucht zu ſtillen, die er als

Knabe, wenn er an den rauſchenden Wellen des ſtolzen Fluſſes geſtanden, ſchon gefühlt, die Sehnſucht, ſich mit ihm in die Meerfluth zu ſtürzen, oder an ſeiner ſprudelnden Quelle den wild über Felſen ſich ſtürzenden Wellen zu folgen, und mit ihnen in ſeine Heimath zurückzukehren.

Er trat in das Campaner Thal. Mit Rieſenkraft thürmten ſich hier auf der einen Seite die dunkeln Felsmaſſen empor, über deren herabgerollte Felsſtücke der Adour brauſend ſchäumte, während auf der anderen Seite ſanfte Höhen, die bis zu den ſteilen Felsmaſſen ſich zogen, mit ſchattigen Bäumen bepflanzt, durch freundliche Wohnungen und Hütten belebt, vom ſchönſten Grün, das dem Herbſte getrotzt hatte, bedeckt, den Schauer milderten, den das jenſeitige öde, furchtbare Ufer erweckte. Im Thale ſelbſt ſchlängelte ſich der Adour durch fruchtbare Wieſen, die noch nicht alles Blumenſchmuckes beraubt waren, und als er höher hinauf nach Grip dem Tourmalet entgegen zog, er ſich plötzlich wendete und nun das herrliche Thal im Golde der Abendſonne glühend vor ihm lag, da verdrängte dieſer Anblick jedes andere Gefühl aus ſeiner Bruſt. Nur die Schönheiten dieſes herrlichen Thales einſaugend, ſich nur an dem Anblicke dieſer majeſtätiſchen Berge weidend, war er ganz im Anſchauen verſunken.

Aber nicht lange währte dieſe Abgezogenheit ſeiner Gedanken von ihr, denn aus einem jener niedlichen Hüttchen, die am Fuße des Abhanges ſo maleriſch zerſtreut liegen, trat jetzt eine reizende Baskin, den Waſſerkrug im Arme, und bei ihrem Anblicke gedachte er Victoire's, ſah er nur ſie. Raſcher ſchritt er nun über die rauhen Felsſtücke, ſeine Phantaſie pflückte mit ihr im Thale die Blumen, ſie damit zu ſchmücken, und ein neues Zauberleben durchhauchte das herrliche vor ihm liegende Thal.

Die großartige Natur erhebt den Geiſt; ſtaunend ſehen wir auf ihre Wunder. Die hohen Felſen mit ihren beſchneiten Gipfeln, dieſe mächtigen Säulen der Erde, erheben unſer Herz; ihre freundlichen Thäler, ihre ſanft ſich windenden Gewäſſer ſtimmen in des Menſchen Bruſt den rauhen, wilden Ton ſanfter, milder. Wir fühlen bei ihrem Anblicke, wenn die Himmelstochter ſie roſig begrüßt, oder im dunkeln Golde ihr Lebewohl ſagt, uns von Staunen, von Anbetung ergriffen. Wir glauben uns in die Geiſterwelt verſetzt, wenn wir als nächtliche Wanderer, auf einſamen Klippen ruhend, über uns den dunkeln Dom mit ſeinen Millionen Sternen erblicken, durch welchen der Mond wie ein freundlicher Geiſt ſchreitet und die dunkeln Thäler unter uns mit ſeinen ſchauerlichen Gemälden belebend erhellt. — Aber was dieſen Empfindungen, die wir von außen nach innen uns zu eigen machen, erſt Leben und Gluth giebt, was dann wie ein electriſcher Funke aus uns ſtrömt, leuchtet und flammt, das weckt nur ein mitfühlendes Weſen, ein theilnehmendes Herz, das weckt der Menſch im Menſchen; denn nur den Geiſt erhebt die todte Natur, an der Hand der Freundſchaft und Liebe aber belebt ſich Thal und Flur; das Herz erbebt vor Wonne, das Gemüth wird ergriffen, und nur erſt dann verſtehen wir

das Murmeln des Gießbaches, fühlen den Gruß der Morgensonne, dann erst schleicht bei ihrem Niedergange die Wehmuth mit den süßen Schmerzen in unser Herz, dann erst sehen wir in den geisterhaften Gebilden des Mondlichtes die ferne hoffnungreiche Zukunft mit ihren Nebelgestalten vor uns schweben. Nur an der Hand der Liebe breitet sich der Schmelz über die Natur, der uns hier schon die irdische Heimath mit den Farben Edens schmückt.

Das fühlte auch Hypolit, seit Victoire's geliebtes Bild im Thale auf dem Felsen ihm erschienen war, er in dem Säuseln der Bäume, im Gemurmel der Wellen ihre Stimme zu vernehmen glaubte. Er war so tief in diese holden Träume versunken, daß ihn sein Führer nur mit Mühe daraus wecken und ihn bewegen konnte, hinauf nach Grip zu eilen, da sonst die Nacht sie hier überraschen würde. Er folgte endlich; eine freundliche Hütte nahm sie dort auf.

Als er am andern Morgen aufbrechen, den Tourmalet ersteigen und die Quellen des Adour mit ihren Cascaden aufsuchen wollte, sah der Führer in der Ferne einen Mann mit eiligem Schritte die Höhe ersteigen. — Irr' ich nicht, — rief er — so ist es der Jäger der Priorie! Laßt uns hier verweilen, denn gewiß sucht er uns; ich wüßte nicht, was ihn sonst in diese Wildniß führen sollte.

Statt ihn zu erwarten, eilte Hypolit hinunter, dem Kommenden entgegen. Des Führers Vermuthung war gegründet. Der alte Prior hatte ihn geschickt, Favas aufzusuchen, und glücklich, daß er ihn noch hier fand. Er gab ihm zwei Briefe, die Favas erbrach; der eine — er war von ihr, und enthielt nur die flüchtig geschriebenen Worte: „Hypolit, eile, mich zu retten, ich bin in Heinrichs Gewalt!" Der andere war von d'Aubigny, der ihn ausführlicher von dem, was sich zugetragen, benachrichtigte. Der König hatte Victoire's Aufenthalt erfahren, hatte, während d'Aubigny auf der Jagd war, den Baron Rosny an Belzunie mit dem Befehle geschickt, ihm unverzüglich das Fräulein von Beaupré auszuliefern. Der Greis, zu sehr seinem Henriot ergeben, hatte die Befehle seines Lehnherrn befolgt, und sie dem Baron ausgeliefert, der mit ihr davon gezogen, niemand wisse wohin; denn von Tarbes aus, bis wohin seine Kundschafter Rosny gefolgt, wäre ein Haufen königlicher Reiterei auf verschiedenen Wegen nach Pau, St. Gaudens, nach Auch und Oleron gezogen. —

Wie von Blitz getroffen stand Hypolit. — Zurück! — rief er plötzlich — zurück nach St. Paul! — Er stieg mit hastiger Eile die Höhe hinab in das Thal von Campan, dort begegneten ihm Schaaren fröhlicher Kinder, Frauen und Männer, die singend auf der Straße nach Bagneres zogen. Die Morgenröthe hauchte ihren Rosenschimmer über das Thal, und tausend Thautropfen funkelten wie Rubinen in ihrem freundlichen Lichte. Er sah von alle dem nichts, erwiderte kaum den Gruß derer, denen er in Hast vorüber eilte — erstorben war für ihn die erwachte herrliche Natur.

Nur seine Schritte beflügelnd, nur die Berge vor Augen, an deren Fuße die Priorie liegt, hatte er nur Gedanken für Victoire. — Grüßt den ehrwürdigen Prior! — rief er, als der Weg ihn bis zu der kleinen Pforte geführt, — ich muß weiter! — Und ohne sich um seinen Führer zu bekümmern, eilte er dem alten Schlosse Beaudean zu.

Hier fand er alles wie ausgestorben. Die Frauen hatte der Baron Rosny mit sich geführt, auch d'Aubigny hatte sich aufgemacht, Victoire's Spur zu verfolgen. Ohne dem alten Ritter irgend einen Vorwurf zu machem, ohne sich im mindesten über sein Schicksal zu beklagen, waffnete er sich, ließ sein Pferd vorführen nnd trabte nach Tarbes.

Hier erfuhr er, daß d'Aubigny am frühen Morgen dort gewesen, und die hier versammelten Edelleute gebeten hatte, nur noch einige Tage auf seine Zurückkunft zu warten, dann habe er sie schnell verlassen; wohin er aber gezogen, wußten sie nicht. Hier erst erfuhr Favas, daß der König seit gestern in Pau sei, und die Prinzessin Katharina nebst der Gräfin von Grammont ihn dahin begleitet hätten. Er freute sich dieser Nachricht, und setzte den Weg nach Pau fort. Sein Pferd antreibend, befand er sich schon am Abend vor den Thoren.

Sein Herz klopfte bei dem Anblick dieser ihm so wohl bekannten Stadt, denn so fest auch sein Entschluß stand, so bangte ihm doch, als der Augenblick der Entscheidung nahte; noch heftiger aber klopfte es, als er unter den Pappeln am Thore den Baron Rosny, nur von einem Diener begleitet, lustwandeln sah. Schnell sprang er vom Pferde. — Herr von Rosny! — rief er diesem zu, der, ohne sich über seine Anwesenheit zu verwundern, ihm freundlich grüßend zunickte. — Schickt Euren Diener zurück, ich wünschte Euch allein zu sprechen! — Rosny winkte dem Diener, sich zu entfernen.

Ihr scheint in heftiger Gemüthbewegung, junger Mann! — begann der Baron, da Hypolit, von Zorn bebend, sich zwar zu beherrschen suchte, jedoch nicht zu sprechen vermochte. — Beginnt das, was Ihr mir zu sagen habt und das ich fast ahne, mit Gelassenheit; Heftigkeit führt immer auf Abwege.

Herr von Rosny! — begann Hypolit endlich, jedoch noch immer im Kampfe mit sich und seinem tobenden Blute, — unter allen Hofleuten, unter Allen, welchen der König von Navarra sein Vertrauen schenkte, war't Ihr derjenige, den ich am höchsten schätzte, dem ich wegen seiner Sitten, seiner Redlichkeit, seiner Treue an unserm Herrn, mit wahrer Neigung zugethan war. Nie habt Ihr den Schwächen des Königs gehuldigt, und oft glaubte ich Mitleid in Euren Augen zu lesen, wenn mir ein Auftrag wurde, dessen Entehrendes mein leichtes kindliches Gemüth damals noch nicht erkannte. Und jetzt — Rosny lächelte — jetzt zieht Ihr selbst aus, dem Könige die Jungfrauen zu stehlen, übernehmt selbst das entehrende Amt, der Kuppler des Königs von Navarra zu sein! —

Junger Mann! — unterbrach ihn Rosny mit Ernſt und Würde — ſeid nicht zu raſch in Eurem Urtheile, bedenkt was Ihr ſprecht, und daß, wo ich handelte, mit Gott noch immer das Recht und die Ehre neben mir ſtand.

Hypolit lachte bitter. — Wo ſtand die Ehre, wo ſtand das Recht neben Euch, — rief er bebend vor Zorn — als Ihr die weinende Victoire Beaupré ihrem Zufluchtorte entriſſet, und ſie in die Hände dieſes Heinrichs gabt?!

Ich erfüllte meines Königs Befehl, junger Mann! und that mithin meine Pflicht — erwiderte Rosny — Wer aber gab Euch das Recht, wo ſtand die Ehre neben Euch, als Ihr St. Leu von hinten niederrranntet, Eures Königes, Eures Wohlthäters Reiter feindlich anfielet, und mit dem tollen d'Aubigny ein Abenteuer beſtandet, das Euch den Kopf koſten kann? Hattet Ihr d'Aubigny's ritterliches Beiſpiel vergeſſen, der Ferbagues offen zum Zweikampfe forderte, als Ihr St. Leu niederwarft? Kanntet Ihr die Abſicht des Königs, weshalb er dieſen abgeſchickt, Victoire Beaupré an den Hof zurückzuführen? — Wer gab Euch das Recht, Euch den Anordnungen Eures Herrn zu widerſetzen?

Meine Liebe!

Und wenn der König nun ein Gleiches ſagte?

Der König! — Für wie viele Damen hat das königliche Herz Platz? — Rosny ſchwieg, ihn mit Unmuth anblickend. Hypolit fühlte das Unvorſichtige ſeiner Rede. — Ich würde ihm erwidern, — lenkte er ein — Sire! Ihr ſtreckt Eure Hand nach fremdem Gute, denn mir gehört Victoire von Beaupré, mir durch Herz und Wort!

Und was wollt Ihr jetzt hier?

Victoire von Euch, von dem Könige zurückfordern:

Macht Euch nicht vergebliche Mühe, Favas! — erwiderte Rosny mit mitleidigem Lächeln — Was würde Euch dies helfen. Worte ſchweben ſchnell und leicht über unſere Lippen, aber die That iſt ſchwer — und wie wollt Ihr dies ausführen?

Dem Könige will ich als franzöſiſcher Edelmann entgegen treten, ihn an die Pflichten eines Ritters erinnern, ſeinen edlen Sinn aufrufen, einer Leidenſchaft zu entſagen, die er nur hoffnunglos nährt, und, auf des Fräuleins Liebe vertrauend, mich ihm kühn entgegen ſtellen; — und Euch, Herr von Rosny, ſchon hier mit dem Degen in der Hand zwingen, mir zu ſagen, wohin Ihr Victoire Beaupré geführt!

Hypolit! — erwiderte Rosny nach einigem Nachdenken, — wohin ich Eure Geliebte geführt, kann ich Euch ſagen, ohne daß Ihr das Schwert gegen mich zu ziehen braucht; den Händen des Königs habe ich ſie geſtern übergeben, wohin er ſie geſchickt, weiß ich nicht.

So fordre ich ſie denn von Euch zurück! rief der Erzürnte und zog ſein Schwert.

Junger Mann! — begann Rosny mit Ruhe, doch nicht ohne Theilnahme, — Ihr dauert mich; Eure Leidenschaft macht Euch blind. Ihr vergeßt, daß Ihr vom Kopfe bis zum Fuße bewaffnet seid, ich nur das Schwert an meiner Seite habe; der Kampf wäre zu ungleich und für Euch nicht ehrenvoll. Morgen stehe ich Euch Rede mit Schwert und Lanze, wo und wie Ihr wollt; Ihr kennt Rosny, daß er, wie immer, auch hier sein Wort hält. Heute aber schützen mich vor Euren Thorheiten jene, die Ihr am Thore uns aufmerksam beobachten seht. Deshalb steckt Euer Schwert ein und beherzigt das warnende Wort eines Freundes, den Ihr als solchen immer erkannt habt, und in dessen Redlichkeit Ihr wohl keinen Zweifel setzen werdet. Geht heute nicht nach Pau, reitet hinüber nach Castell Beziat zu der Prinzessin; dort findet Ihr die Gräfin von Grammont, sucht ihre Theilnahme, ihre Fürsprache zu gewinnen, und erst, wenn des Königs Zorn über Eure rasche That bei Bagneres gemildert ist, dann tretet, bescheiden bittend, unter dem Schutze jener Damen vor Euren Herrn.

Hypolits Heftigkeit war durch Rosny's Ruhe, durch die Theilnahme, mit welcher er zu ihm sprach, gemildert; er hatte diesen Mann so lange hochgeachtet, erinnerte sich so manchen Beweises seines Wohlwollens. — Auch die Gewaffneten, die am Thore ihn zu beobachten schienen, entgingen ihm nicht, und zeigten ihm, daß es wohl Thorheit sei, von Rosny das Unmögliche mit den Waffen in der Hand zu fordern. Er steckte das Schwert wieder ein.

Recht so, Hypolit! — sagte Rosny — das ist der erste Schritt zur Vernunft. — Aber eilt jetzt nach Castell Beziat, ehe ein geschäftiger Diener den König von Eurer Anwesenheit unterrichtet. Lebt wohl bis morgen! — Er nickte Favas im Weggehen freundlich zu, der keinen Augenblick säumte, sich auf sein Pferd schwang, und nach Castell Beziat zuritt.

Auf dem kurzen Wege bis zu diesem Lieblingsaufenthalte der Prinzessin kreuzten sich mancherlei Gedanken in Hypolits Seele. Gedachte er des zuversichtlichen Tones, mit dem ihm Rosny den Rath gegeben, die Prinzessin aufzusuchen, so schimmerte ihm von fern die Hoffnung entgegen, dort Victoire zu finden. Die Gräfin von Grammont, von Allem unterrichtet, konnte sie zurückgefordert haben; der König durfte seiner Geliebten, ohne mit ihr zu brechen, dies gerechte Verlangen nicht abschlagen. — Ja, — rief er — ich finde sie dort! — und der treue Rappe mußte die letzten Kräfte anstrengen, den steilen Felspfad hinauf zu jagen.

Die Prinzessin setzte seine Ungeduld auf keine lange Probe; er wurde sogleich vorgelassen, und fand Katharina von Bourbon sehr traurig. Der Graf von Soissons war von Nerac aus, im Auftrage des Königs, zu seinem Bruder, dem Prinzen von Condé, gegangen, und die Briefe, welche

Rosny seinem Herrn überbracht, und welche er ihr nach des Grafen Abreise mitgetheilt hatte, waren wohl nicht geeignet, sie über seine Abreise zu trösten. Sie glaubte zwar dieser verläumderischen Nachricht nicht, sie wollte sich überreden, daß sie ihm fest vertrauen könne, und doch fürchtete ihr geängstetes Herz. — Auch die Gräfin von Grammont war niedergeschlagen. — Victoire fand er nicht.

Aber wie erstaunte er, als weder Katharina von Bourbon, noch Diana irgend etwas von dem Vorgefallenen wußten, und Victoire noch auf der Burg des alten Ritters unter d'Aubigny's Schutz in Sicherheit glaubten, und er nun sah, daß er sich durch Rosny's Verstellung habe täuschen lassen. Sogleich wollte er nach Pau zurück, hin zu dem Könige, und eher sterben als Victoire länger in dessen Gewalt lassen. Die Prinzessin befahl ihm jedoch, ruhig auf Castell Beziat zu bleiben, sie und die Gräfin wollten hin, seine und Victoire's Sache bei dem Könige zu führen.

Diana war tief erschüttert; sie fürchtete Alles für ihre geliebte Pflegetochter, sie fürchtete Alles für sich; kaum, daß ihr die Kraft blieb, ein Roß zu besteigen und der Prinzessin nach Pau zu folgen.

Stunden vergingen für Hypolit in qualvoller Einförmigkeit; die Prinzessin kehrte nicht zurück. Es war Nacht, sie kamen immer noch nicht; endlich sah er unten im Thale den Schein der Fackeln, der sich immer mehr und mehr dem Schlosse näherte. Sein Herz klopfte laut, seine Brust wollte vor Ungeduld zerspringen, denn die Entscheidung, die er durch sie erwartete, sprach das Schicksal seines ganzen Lebens aus. Da hörte er Pferdegetrappel im Hofe. Sie waren es — sie nahten über den langen Gang — er wollte ihnen entgegen, und fühlte sich wie gebannt; starr blickte er auf die Thür, um bei ihrem Oeffnen sein Geschick auf dem Antlitz der edlen Frauen zu lesen. — Sie öffnete sich, und — Hoffet nichts! — rief ihm die Gräfin entgegen.

Sprachlos stand er ihnen gegenüber, die Kniee wankten, er mußte sich an die Lehne eines Sessels halten, und der Schmerz nahm ihm die Worte.

Ich erkenne meinen Bruder nicht mehr! — sagte Katharina von Bourbon — Er, von dem ich glaubte, er verstehe ein Herz, spielt jetzt mit dem blutenden, als ob die geschlagenen Wunden durch sein allmächtiges Wort sich nach seinem Belieben wieder schlössen.

Und mir, mir versagt er solche gerechte Bitte; mich, Diana von Grammont, kann er so tief kränken! — rief die Gräfin — O, Prinzessin, Ihr sagtet wahr als Ihr mich an das Denkmal Fleurette's führtet! — Er liebt mich nicht mehr — er hat mich getäuscht!

Gnädige Frau! — fuhr Hypolit plötzlich aus seinem starren Schweigen auf — noch verlier' ich die Hoffnung nicht. Heinrich von Navarra kann nicht unedel handeln; ich vertraue seinem Herzen, seinem königlichen Sinne. Ich gehe morgen zu ihm, fordere Victoire zurück, —

Und wagt Euer Leben! — unterbrach ihn die Prinzessin.

Wie Gott will, Hoheit! — Welchen Werth hat es für mich ohne sie! Der König setzt mehr auf's Spiel als ich. — Morgen gehe ich.

Begleite Dich Gott und der Schutzgeist treuer Liebe! rief ihm die Prinzessin nach, als er sich entfernte.

Katharina von Bourbon, selbst die Gräfin, welche den König bestürmte, war in ihren Bemühungen nicht glücklich gewesen. Heinrich hatte ihnen versichert, den Aufenthalt Victoire's nicht zu wissen, sogar leugnete er, als die Gräfin von Grammont heute zum ersten Male darüber sprach, Fervagues und St. Leu abgeschickt zu haben, um Victoire mit Gewalt zurückzubringen. Und als ihn Diana mit Thränen bestürmte, ihr das Mädchen zurückzugeben, und ihn endlich durch ihre Bitten belästigte, wurde er ungeduldig und verließ plötzlich das Zimmer, so daß der Prinzessin, die im Schlosse zu Pau unter diesen Umständen nicht bleiben wollte, nichts übrig blieb, als noch in dieser Nacht nach Castell Beziat zurückzukehren. Diana folgte ihr, durch das liebloſe Betragen des Königs tief gebeugt.

Mit dem Grauen des Morgens eilte Hypolit nach Pau. Seine alten Bekannten waren erstaunt, ihn, den Verbannten, nach der Begebenheit bei Bagneres im Vorzimmer des Königs zu sehen. Wer es wohl mit ihm meinte, und das thaten fast Alle, rieth ihm, Pau schnell zu verlassen und dem Zorne des Königs auszuweichen. Selbst Bontemps, der vertraute Kammerdiener, dem die Unterredung mit der Prinzessin und der Gräfin von Grammont am vorigen Abend nicht entgangen war, warnte ihn. — Er blieb; es that ihm wohl, daß der alte Citron, der auch mit nach Pau gewandert war und, ihn bald erkennend, an ihm aufsprang, nicht das einzige Wesen war, welches ihn freundlich empfing, daß er so viel theilnehmende Freunde fand, die sich auch dem Verbannten, dem Unglücklichen freundlich näherten. —

Der König war jetzt aufgestanden, Bontemps trat aus seinem Zimmer. — Die Laune des Herrn ist noch nicht besser, — raunte er Hypolit zu — noch ist es Zeit, Euch zu entfernen; eilt von hier!

Meldet mich dem Könige! — bat Favas — in seinem Dienste hab' ich nicht gelernt, der Gefahr auszuweichen.

Bontemps zuckte die Achseln, sagte einem Offizier der königlichen Leibwache etwas leise in's Ohr, der sich schnell entfernte. — Ihr wollt es, nun so sei's! — sprach er theilnehmend, und kehrte in das Zimmer des Königs zurück. Nicht lange verweilte er dort. — Herr von Favas! — rief er laut — der König erlaubt Euch einzutreten! — Hypolit folgte Bontemps; alle Herzen bangten für ihn.

Der König stand der Thür gegenüber an einen Tisch gelehnt. Er winkte dem Kammerdiener sich zu entfernen, und heftete sein Auge fest auf

den Eintretenden, der ſich ehrfurchtvoll neigte und mit feſtem Schritte ihm nahte. — Der König ſchwieg, ſeine Augenbrauen zogen ſich zuſammen, wie er es wohl bei heftiger Gemüthbewegung zu thun pflegte, ſein Blick ruhte zornig auf Hypolit.

Sire! — begann Favas — ich trete vor Euch, meinen Richter, ich fordre Recht von dem König von Navarra; verweigert er es mir, ſo nahe ich mich Heinrich von Bourbon; iſt auch der für meine Bitten taub, dann wende ich mich an den edelſten Ritter Frankreichs, an den, der nach Bayard allein den ehrenwerthen Titel ohne Furcht und Tadel verdient — an Euch!

Und welches Recht fordert Ihr? — unterbrach ihn der König, ohne daß man den Eindruck, den Hypolits kühne Rede auf ihn gemacht, in ſeinem Antlitze leſen konnte.

Ich fordre Victoire von Beaupré zurück, welche der Baron von Rosny auf Euren Befehl von Beaubean abgeführt hat. Ich fordre ſie zurück als meine Verlobte. Die Gräfin von Grammont, ihre Pflegemutter, hat den Segen über unſere Liebe geſprochen und ſie geheiligt. Ich fordre ſie zurück als Ritter, und da ich zu ihrem Schutze mein Leben zu opfern verpflichtet bin, ſo trotze ich ſie jedem ab, der ſie mir vorenthalten würde. Ich fordre ſie von Euch, Sire!

Helfe mir Gott! — rief Heinrich mit Heftigkeit — Der edle, mannhafte Ritter wagt es noch, nachdem er meinen Lieutenant niedergerannt, meine Reiter zerſtreut hat, ſeinen König auf dieſe Weiſe zur Verantwortung zu ziehen?!

Hätte ich nicht Vertrauen zu Euch, zu Eurem edlen Herzen, wüßte ich nicht, Heinrich von Navarra ſei keiner unedlen Handlung fähig, ich ſtände hier nicht mit Muth, feſt auf den ritterlichen Sinn meines Königs vertrauend; ich wäre zu Heinrich von Guiſe gezogen, hätte in den Reihen der Ligue im erſten Treffen Euch aufgeſucht, und meiner Rache ein Opfer gebracht.

Der König ſchellte, Bontemps trat ein. Heinrich winkte; der gewandte Kammerdiener verſtand ſeinen Herrn, und nach einigen Augenblicken trat der Herr von Senapons mit Gewaffneten ein.

Entwaffnet ihn, — ſagte der König — und führt ihn in Gewahrſam!

Einen Augenblick überraſcht blickte Favas ſtarr auf den König, dann nahm er ſein Schwert, übergab es Senapons, und ſagte: Muß ich mich auch von meinem Schwerte trennen, bleibt doch der Glaube an meines Königs Herz unerſchütterlich. — Führt mich, wohin Ihr wollt, ich folge Euch! — Senapons führte ihn ab.

Kurze Zeit nach dieſem Vorfalle, der den König ergriffen zu haben ſchien, kam die Prinzeſſin von Bourbon mit der Gräfin von Grammont auf das Schloß. — Ihr habt mich hierher beſchieden, — begann Katha-

rina, als ſie in des Königs Zimmer trat, — Eurem Befehl zu Folge bin ich hier.

Der König reichte ihr freundlich die Hand und umarmte ſie. — Und wo iſt Diana von Grammont? fragte er verwundert.

Auf ihrem Zimmer, — erwiderte die Prinzeſſin. — Nach dem, was geſtern Abend vorgefallen, mußte ſie fürchten, ihre Nähe ſei Euch läſtig.

O, über die Weiber! — rief der König — Zart und weich wie Flaum, der leiſeſte Hauch bewegt ſie! Doch verweilt einen Augenblick, bis ich zurückkehre; ich muß eilen, ſie zu verſöhnen. — Ohne die Antwort ſeiner Schweſter abzuwarten, ging er durch einen geheimen Gang die Wendeltreppe hinauf, und überraſchte die Trauernde.

Diana! — rief er, ſie feurig in ſeine Arme ſchließend, — zürnt nicht mit mir, kommt hinunter in mein Zimmer, wo die Prinzeſſin uns erwartet. — Kommt, ich bitt' Euch! — Die Gräfin war überraſcht, ſie wollte reden, aber der König ſchloß ihren Roſenmund und nahm ihren Arm. — Kommt, meine Geliebte! rief er.

Wider Willen mußte die Gräfin folgen. Es lag ja in ſeinem Tone, in ſeiner Stimme der Zauber, der ſie immer ſo unwiderſtehlich nach ihm zog; aus ſeinem Auge ſtrahlte ja der Blick, dem niemand etwas verſagen konnte. Sie folgte — die Prinzeſſin war höchſt verwundert, den Zwiſt ſo bald beendet und das tief verwundete Herz der Gräfin ſo bald verſöhnt zu ſehen.

Als Diana neben der Prinzeſſin ihren Platz genommen hatte, und beide mit geſpannter Aufmerkſamkeit erwarteten, was der König ihnen ſagen würde, umzog Ernſt, faſt Unmuth ſeine Stirn. — Euch beide — begann er — hat Euer Genius verlaſſen. Dich, meine Schweſter, der Geiſt der Verkündigung. Victoire weihte dieſer die friſche, dornloſe Roſe, die den Stürmen des Lebens am Grabe noch trotzt; wo könnte ſie dieſe Blume finden als in Hypolits Arm. Euch, Diana, verließ der Genius des Vertrauens, der einſt Eures Lebens Glück auf die Treue meines Herzens bauete — und nur er, — fuhr er nach einer Pauſe fort — er, den nicht Verwandtſchaft, nicht Liebe, den nur Dankbarkeit und Neigung an mich kettet, er verlor das Vertrauen zu meinem Herzen nicht, — Hypolit Favas verlor es ſelbſt unter Stürmen nicht, die um ihn tobten. Er allein — nicht Ihr — hielt mich keiner unedlen That fähig. Er hat Euch beide beſchämt!

Staunend ſah die Prinzeſſin auf Diana, beide konnten ſich des Königs Worte nicht deuten, der die Flügelthür zur Linken öffnete. — Hypolit trat an Rosny's Hand in das Zimmer.

Favas! — rief ihm der König entgegen, und kaum vermochte er die Rührung des Herzens zu unterdrücken. — Du haſt Dich als meinen Freund bewährt, Du haſt, wenn auch Dein Herz zerriſſen war, und alle Umſtände dagegen ſprachen, Deinen Glauben an mich unerſchüttert erhal-

ten, Dir gebührt der Platz an diesem Herzen, welches Du nicht verkanntest. Sei fortan mein Freund! — Er drückte den Erstaunten an seine Brust. — Und wie könnt' ich Dich schöner belohnen, — fuhr er fort — als durch sie! — In diesem Augenblick öffnete sich die Thür ihm gegenüber, d'Aubigny trat, Victoire in der Hand, heraus. — Die Liebe beglücke, belohne Dich! sagte der König, das Fräulein Hypolit entgegen führend.

Während die Liebenden, kaum ihrem Glücke trauend, sich umschlungen hielten, küßte der König Diana von Grammont die Hand. In diesem Kusse, in diesem Drucke öffnete sich ihr von neuem der Himmel. — Heinrich, Ihr habt mich beschämt! lispelte sie ihm leise zu.

Sire! — sagte jetzt d'Aubigny zu dem Könige tretend — endlich sehe ich doch einmal einen Eurer Diener belohnt; zwar kostete es Euch wenig, etwas Ueberwindung und Geduld, weiter nichts, aber er ist doch belohnt. — Nun hoffe ich, daß auch an mich die Reihe bald kommen wird, denn so ganz fern im Hintergrunde Eurer Diener steht d'Aubigny doch nicht.

Nein, — rief der König, ihm die Hand treuherzig schüttelnd, — im Hintergrunde meiner Freunde stehst Du wahrlich nicht! aber um Dich recht innig an mein Herz zu drücken, Agrippa, fürcht' ich immer die Stacheln, mit denen Du gewappnet bist. Hoff' auf bessere Zeiten, und vertraue diesem Worte, wie Du meinem Worte vertrautest, als Dir Rosny Victoire abforderte! — D'Aubigny drückte gerührt die dargereichte Hand an sein Herz. — Und nun nach Nerac zurück! — rief der König — dort das Fest der Liebe und zugleich das Fest der Trauer zu feiern, und dann — zum Heere! — Niemand verstand des Königs Rede ganz, niemand konnte es sich deuten; erst in Nerac ward es ihnen klar.

Dort angelangt, wurden schnell alle Anordnungen gemacht, um Hypolits Glück durch priesterlichen Segen für immer zu knüpfen. Aber auch zu dem Feste der Trauer, wie der König es nannte, ward Alles bereitet. Auf dem Friedhofe der Hauptkirche hatte der König schon vor seiner Abreise eine Gruft zu bauen befohlen, einfach und klein; sie war beendet. Der König begab sich, nur von seiner Schwester begleitet, im Dunkel der Nacht an den See; er hoffte, noch einmal werde Fleurette erscheinen, und dann wollte er ihre Gebeine an heiliger Stätte zur Ruhe geleiten.

Katharina folgte dem Könige mit bewegtem Gemüthe; sie bat ihn auch jetzt, wie schon früher, seinen Vorsatz aufzugeben, und den Sarg, der die Hülle des lieblichen Mädchens verschloß, an dem Orte ruhen zu lassen, wo sie den Tod gesucht. Ihr war der Gedanke so wehmüthig, vielleicht dann die Gemeinschaft mit ihrer Jugendfreundin gestört zu sehen. Aber der König erwiderte ernst: Dein Geist überspannt sich durch dergleichen Dinge; Dir thut Ruhe noth, — und auch ihr, der Unglücklichen!

Nun, so sei's! — sagte Katharina — Nur geweihte Erde verschließt

den Sarg fest, der die irdische Hülle deckt, und der Himmel öffnet dann nicht mehr den Geistern die Pforte!

Katharina's Sehnsucht rief auch bald die murmelnden Wellen herbei; der Nebel schwebte wieder aus den Wassern empor, Fleurette's Bild trat aus ihm hervor, deutlicher als je — doch nicht den Pfeil in der Hand, der die Rose durchbohrte. Nur die Rose allein schwebte in ihrer Hand; sie schien freundlich zu lächeln, und als Heinrich, sich vergessend, ihren Namen ausrief, versank sie, die Rose zurücklassend, wieder in die Fluth.

Lange, wie von der Nachtluft getragen, schwebte die Blume über den Wogen, dann nahm ein leiser Wind Blatt für Blatt auf seine Schwingen, und trug es in das dunkle Reich der Sternnacht, und als das letzte Blatt sich vom Kelche lös'te, sank der entblätterte Stengel in die Fluth; die Wellen trieben ihn zu des Königs Füßen. Er nahm ihn auf und verwahrte ihn heilig an seiner Brust; dort soll er immer grünend geblieben sein, bis Ravaillacs Messer ihn mit Heinrichs Herzblut tränkte.

Am andern Morgen wurde der rosenbepflanzte Hügel geöffnet, der Sarg dem Lichte der Sonne wiedergegeben, doch nicht geöffnet. Mädchen bekränzten ihn mit frischen Blumen, Jünglinge trugen ihn zur Gruft, Heinrich begleitete ihn von fern. Er wurde hinabgesenkt, ein Stein verschloß den Eingang, auf welchem die einfachen Worte standen: „Henriot, Fleuretten." Die Thür der Gruft ward vermauert. Fleurette schlummerte dort sanft und ruhig. Die Wellen plätscherten nur noch an der Thränenweide, und suchten vergebens den Hügel, den sie sonst bespült; kein Seufzer stieg mehr aus ihrem eintönigen Schlagen herauf, kein Nebel umhüllte mehr Fleurette's Gestalt. Sie ruhte. —

Das Fest der Liebe folgte dem Feste der Trauer. Hochbeglückt waren die Liebenden, nur Katharina nicht. — Das Fest der Trauer und der Wonne folgen zu nahe, sie einen sich zu bald — ich kann keinen Theil an dem Glücke Victoire's nehmen, — sagte sie am Abend zu Diana, als diese ihrem geliebten Pflegkinde leise eine gute Nacht zugeraunt. — Das Glück ist wandelbar — ihr Glück nur kurz!

Auch hier betrog der Geist der Verkündung die Prinzessin nicht. — Für seinen König und Frankreichs Wohl sank Hypolit an Heinrichs Seite in der Schlacht von Ivry. — Victoire ehrte sein Andenken lange — keine neue Liebe trübte die Erinnerung an den Gefallenen. Mit ihrer mütterlichen Freundin, deren Rose bald der Schmetterlingsflügel entblätterte, zog sie sich abgeschieden von der Welt nach Guyenne zurück.

Auch Katharina nährte noch lange ihre hoffnungslose Liebe. — Die Knospe entfaltete sich nie.

Die

Schlacht von Marignano.

In den Zimmern der Mutter des Königs, in dem Schloſſe des Tournelles zu Paris, war es ſtill, wie ausgeſtorben, denn ein kleines Windſpiel, welches auf einem grünſeidenen Kiſſen neben dem Marmorkamine lag, war das einzige lebende Weſen, welches ſich in den weiten, hohen Gemächern befand. Wer jetzt herein getreten wäre und ſich unter den mannigfaltigen Schönheiten umgeſchaut hätte, womit die ſorgſame Hand Franz des Erſten in den wenigen Tagen ſie hatte ſchmücken laſſen, in welchen Louiſe von Savoyen, von dem Connetable von Bourbon begleitet, nach St. Germain ſich begeben hatte, der würde manches Köſtliche und Bewundernswürdige dort gefunden haben.

Es war zwar nur das Wohnzimmer der Herzogin von Angoulême, ihr Schlafgemach und ein kleines Cabinet, welches neu eingerichtet und durch königliche Freigebigkeit geſchmackvoll verziert worden war; aber auch dies ſchon hatte bedeutende Summen gekoſtet. In dem Wohnzimmer prangten die prächtigſten Hautelisſe-Tapeten, goldene Leiſten ſchloſſen wie in einem Rahmen dieſe herrlich gewirkten Gemälde ein, deren Farbenpracht und treffliche Zeichnung nichts mehr zu wünſchen übrig ließen. Karl der Siebente, auf einem ſtolzen, kaſtanienbraunen arabiſchen Hengſte, im königlichen Ornate, ganz an Geſtalt und Anſtand dem ritterlichen Franz ähnlich, war unſtreitig die ſchönſte Figur auf der Tapete, und die Höflinge, als ſie ſpäterhin dieſe Gemälde ſahen, wollten finden, daß der Zeichner gar künſtlich das Geſicht Karls des Siebenten mit dem Franz des Erſten verſchmolzen habe, ſo daß es, ohne der Aehnlichkeit des Einen zu ſchaden, doch dem Andern glich. Auch die Herzogin von Chateaubriant war in der Geſtalt der Agnes Sorel, die auf einem weißen Zelter im Gefolge der Königin ritt, durch Schönheit und Stellung unter Allen hervorgehoben, und leicht als die königliche Geliebte zu erkennen.

Das Geräth, welches dieſe Zimmer ſchmückte, zeigte von dem Geſchmacke des Königs. — Vor allem zeichnete ſich ein Kamin von carrariſchem Marmor von Buonarotti's Meiſterhand aus. Genien, künſtlich in einander verſchlungen, hielten den Sims, der aus einem Gewinde der ſeltenſten Blumen gebildet war. Alles hatte der Meißel zart und weich ausgeführt, und man glaubte, die kleinen Knabengeſtalten leben; die Blumen blühen zu ſehen. Auch für den Nachttiſch von Cedernholz waren Gefäße,

von ſeinem Silber getrieben, aus Buonarotti's Werkſtatt hervorgegangen, wo der Kenner beſonders das große Handbecken bewundern mußte, welches eine Muſchel, von drei Delphinen getragen, vorſtellte.

Ein großer venetianiſcher Spiegel, vor welchem ein maſſiv ſilberner Tiſch ſtand, zeigte dem Eintretenden ſeine ganze Geſtalt, und eines Jeden Blick fiel wohl zuerſt auf dieſes Geſchenk des Doge, womit der kriegluſtige junge Monarch für die bedrängte Republik gewonnen werden ſollte. Der König hatte ihn ſeiner beſonderen Größe und Seltenheit wegen ſeiner Mutter verehrt. Das übrige Hausgeräth war von Cedernholz, reich mit Gold verziert, die Seſſel mit grünem Damaſt überzogen, mit goldenen Quaſten beſetzt, und ſelbſt die Tabourets für die Hoffräulein waren köſtlich und geſchmackvoll.

In dem Cabinet waren Gemälde italiſcher Meiſter aufgehängt, welche der Cardinal von Ferrara dem Könige aus Rom geſchickt hatte. Nur von den Meiſtern der florentiniſchen Schule waren dieſe koſtbaren Schildereien gemalt, wovon die meiſten noch jetzt die Galerie des Louvre ſchmücken. Doch nichts glich der Pracht des hohen Himmelbettes, welches mit der ſchönſten vergoldeten Bildhauerarbeit verziert war, und deſſen carmoiſinſeidene Vorhänge auf jeder Seite von einem Amor zurückgehalten wurden, ſo daß das Ganze ſich wohl mehr zum Geſchenk für die Geliebte, als für die Mutter des Königs eignete.

Die Stille, welche heute in dieſen prachtvollen Gemächern herrſchte, ward jetzt unterbrochen. Vom Hofe herauf ſtieg ein ſchallender Lärm, Roſſe wieherten, Hunde bellten. Der König war von der Jagd zurückgekehrt, und das ganze Schloß wurde lebendig. Auch im Vorzimmer der Gemächer der Herzogin von Angoulême ließ ſich St. Marent, des Caſtellans Stimme vernehmen, der zwei Damen hinein zu treten bat, um hier die Mutter des Königs zu erwarten, zugleich um Verzeihung bittend, daß er, mancher weitern Anordnung wegen, ſie verlaſſen müſſe.

Die beiden Damen, wovon die ältere eine Frau in den Funfzigen war, die jüngere kaum achtzehn Sommer geblüht haben konnte, ſtanden mit einer gewiſſen Beklemmung in dem großen Gemache; ſie ſchienen aus der Provinz zu ſein. Die Tracht der älteren erinnerte ganz an die Jugendjahre der Königin Anna, als ſie noch in Bretagne als Herzogin Hof hielt; die der jüngern war ſchon mehr der jetzigen Zeit anpaſſend, aber die langen Aermel, welche auf beiden Seiten herabhingen, der hohe Spitzenkragen, die Puffen von grauſeidenem Zeuge, womit das gelbe Corſet beſetzt war, zeigten, daß der Geiſt des lebenluſtigen Hofes Franz des Erſten noch nicht bis zu dieſen Frauen gedrungen ſei.

Wirf den Schleier nur zurück, Adelaide! — ſagte die Aeltere — Hier in der Herzogin von Angoulême Gemach begegnet uns kein Mann, deſſen frecher Blick Dir das Blut auf die Wangen jagen könnte. Faſſe Muth, mein Kind! ich fühlte mich ſo bedrängt wie Du, als ich zum erſten Male

am Hofe der Anna von Bretagne erſchien; mir beengten die Hofzimmer tauſend Mal mehr die Bruſt, als die niedern, finſtern, engen Zellen der Urſulinerinnen in Nantes, aus denen ich in die Welt trat. Trittſt Du doch aus Deiner Aeltern Hauſe, von der Burg Deiner Väter an den Hof, und zwiſchem einem klöſterlichen Leben und dem, was Du bei uns führteſt, Adelaide, iſt wahrlich ein großer Unterſchied!

Und doch fühl' ich, aller Muth iſt dahin! — erwiderte Adelaide d'Armencourt — Ich freute mich ſo, an den Hof zu kommen und in dies fröhliche, ſorgenfreie Leben einzutreten, ich ſchenkte meine Spindel ſo freudig der kleinen Manon, nahm von Allen, ſelbſt von meinem alten Vater, ſo fröhlichen Herzens Abſchied — und ſchon jetzt ſchmerzt es mich, daß ich ſo leicht mich von der Vaterbruſt losreißen, ſo gern die freundlichen Gewohnheiten meines Jugendlebens verlaſſen konnte; o, ich möchte weinen bei dem Anblicke aller dieſer Herrlichkeiten! das leichte, lebensfrohe Herz, das ſonſt nur immer der Luſt entgegen ſchlug, klopft jetzt angſtvoll in meiner Bruſt. Ich wollte, Mutter, wir wären noch auf Mont Aubert.

Die Mutter lächelte, ſtrich ſanft über Adelaide's ernſte Stirn, und dachte in dieſem Augenblicke an ihre Empfindungen auf dem Schloſſe Anna's von Bretagne, gedachte der Tage der Jugend, und dieſe kurzen Tage des Hoflebens blühten ihr gar ſchön wieder in der Erinnerung auf. — Beruhige Dich nur, mein Kind! — ſagte die Mutter — beſieh die ſchönen Tapeten, die herrlichen Gemälde, faſſe Muth! Louiſe von Savoyen ſoll eine gnädige, liebreiche Dame ſein, wie mir der Vater, der ſie aus frühern Zeiten kennt, geſagt hat. Ich ſah ſie noch nie, — fuhr ſie ſeufzend fort. — Ach, auf Mont Aubert blieb mir der Hof mit ſeinen Freuden fremd!

Adelaide befolgte den Rath der Mutter und beſah ſich nun die Herrlichkeiten, welche das Zimmer enthielt. Die kleinſte Sache war ihr neu, und daher für ſie anziehend. Beſonders aber gefielen ihr die Tapeten, wovon die eine die Krönung Karls des Sechſten in Rheims, die andere die Vermählung Ludwigs des Elften mit der Prinzeſſin von Savoyen vorſtellte. Auch die Gemälde, welche über der hohen Flügelthür hingen, zogen ſie an. Es waren Bildniſſe ſchöner Frauen vergangener Zeiten. Jetzt trat ſie vor ein großes Gemälde, welches der Thüre, durch die ſie eingetreten waren, gegenüber hing. Ein Vorhang von grünwollenem Zeuge verdeckte es dem ſchauluſtigen Auge; eine ſeidene Schnur ſchien die Neugier einzuladen, ihn hinweg zu ziehen. Auch Adelaide konnte ihr nicht widerſtehen; ſie faßte die Schnur, doch indem ſie den Vorhang aufzog, blickte ſie ſorgſam ſich um, ob auch niemand ihren ſtrafbaren Vorwitz bemerke. Da ſah ſie drei Herren vom Hofe eben in die geöffnete Thür treten; ein lauter Schrei entfuhr ihr, ſie wandte ſich ſchnell, ihr Blick traf das jetzt offen hängende Gemälde. Es war eine Danae in üppiger Stellung — ſchnell ließ ſie die Schnur los, der Vorhang rollte wieder herunter.

Während dessen hatte sich die Mutter mit aller Zierlichkeit und allem Anstande, die ihr noch aus jener glücklichen kurzen Zeit des Hoflebens übrig geblieben waren, vor den drei Herren verneigt, welche der Matrone mit Anstand dankten. Der Eine, der zuerst eingetreten war, nickte vertraulich und freundlich mit dem Kopfe, und schien keine Muße zu haben, sich länger bei der Mutter aufzuhalten, sondern schritt rasch auf Adelaide los, welche ihn nahen hörte und mit klopfendem Herzen, aber abgewandtem Gesicht, erwartete.

Dame! — sagte er, ihr näher tretend, — Ihr scheint mehr Freude daran zu finden, zu sehen, als gesehen zu werden, denn immer seid Ihr nach dem verschleierten Bilde gewendet, und entzieht uns Euern Anblick. Darf man Euer holdes Antlitz nicht sehen?

Hoch erröthend wandte sich das Fräulein und sagte nicht ohne Beklemmung: Herr! Euer Eintritt hat mich so überrascht.

Gewiß nicht mehr, als Euer Anblick mich! — Wer seid Ihr, schöne Dame! und wie kommt Ihr hierher?

Gern hätte die sorgsame Mutter für Adelaide, die sie in höchster Verlegenheit vor dem Fremden stehen sah, das Wort geführt, hätten nicht die beiden andern Herren sich so mit ihr beschäftigt, daß sie, ohne unbescheiden zu sein, sich nicht von ihnen losmachen konnte. Sie mußte daher ihre Tochter sich selbst überlassen.

Nun, Fräulein! — fuhr der Ritter fort — was verschafft unserm Hofe das Glück, eine so frische, kaum aufgeblühte Rose in seiner Mitte zu sehen?

Der Jüngling sah so freundlich aus, es lag so viel Theilnahme in seinen Worten, daß der Muth wieder bei ihr zurückkehrte. — Herr! — erwiderte sie — meine Mutter und ich sind auf Befehl der Herzogin von Angoulême hier. Mein Vater konnte uns nicht begleiten, da ihn die Wunden, die er in der Schlacht von Ravenna erhielt, zu Haus zu bleiben zwingen. Des Königs Mutter ist so gnädig, mich unter die Zahl ihrer Hoffräulein aufzunehmen, und hat meinem Vater eine Pension auf den Zoll in Rennes bewilligt.

So? — sagte der junge Edle — Doch von der Pension weiß der König nichts.

Das schadet nicht! — unterbrach ihn die schon Ermuthigte — was des Königs Mutter will, muß der König wohl thun.

Fräulein, Fräulein! — sagte der Jüngling, mit dem Zeigefinger drohend, — wenn der König das hörte! — Adelaide schlug erröthend und verlegen die Augen nieder.

Nun, meine Damen! — fuhr der Ritter fort, nachdem sein Blick sich lange an der Verlegenheit der erröthenden Jungfrau geweidet hatte, — kommt in jene Zimmer, welche der König seiner Mutter hat einrichten lassen, beschaut sie, und sagt mir dann, wie sie Euch gefallen. — Er

öffnete die Thür, eine Bewegung seiner Hand bat Adelaide, voran zu gehen; er folgte, die Mutter und die beiden andern Herren traten gleichfalls ein.

Hatte der Glanz des Vorzimmers Adelaide geblendet, so staunte sie jetzt über diese Pracht, und da ihr Begleiter mit theilnehmender Freundlichkeit sie auf alles aufmerksam machte, und ihr Urtheil ihm nicht gleichgültig zu sein schien, wurde sie mit jeder Minute offener, unbefangener, und ihr natürlicher Verstand ließ sie manche Anmerkungen machen, die, wenn auch nicht einen hohen Geist, doch ein tiefes Gefühl verriethen. Bei dem Anblicke Karls des Siebenten sah sie unwillkürlich ihren Begleiter forschend an. Die herrlich geschliffenen Kristalle, die schön gearbeiteten goldenen und silbernen Gefäße schienen ihr ausnehmend zu gefallen, und sie unterdrückte ihre Freude nicht mehr; wie ein unbefangenes, fröhliches Kind gab sie sich ihren Eindrücken hin.

Jetzt verließen sie das Cabinet und traten in das Schlafgemach. Als Adelaide's Auge das prachtvolle Bett erblickte, wurde ihre Wange noch röther als die Vorhänge von schwerem Stoffe; sie entzog schnell ihre Hand der Hand ihres Führers und wollte das Zimmer verlassen, als ein lautes Gerassel sich auf dem Schloßhofe vernehmen ließ. — Die Herzogin! rief einer der Herren, der an's Fenster getreten war; und in diesem Augenblicke neigte Adelaide's Begleiter flüchtig den Kopf. — Auf Wiedersehen, schöne Dame! rief er und eilte davon; die andern folgten ihm.

Sehr artige Herren! — sagte die Mutter, als sie sich nun allein im Schlafgemache befanden. — Wie angelegentlich unterhielten sie sich mit einer alten Frau, während Dein Begleiter Dich gewiß nicht gelangweilt hat! — Doch komm! laß uns schnell wieder in's Vorzimmer treten, dort die Ankunft unserer Gebieterin abzuwarten. Schnell, daß uns niemand hier findet!

Sie ging rasch durch die Zimmer wieder in das zurück, welches der Castellan, die Herzogin zu erwarten, ihr angewiesen. Adelaide folgte, immer noch an die Herrlichkeiten denkend, die sie so eben gesehen. Von den Herren war sie nicht so entzückt als ihre Mutter. Ihr Begleiter hatte ihr gefallen, das mußte sie sich gestehen, seine Figur, sein edles Aeußere konnte seine Wirkung nicht verfehlen; doch hatte ein gewisses Etwas in seinem Betragen gelegen, das ihr Zartgefühl nicht angesprochen; die Freiheit, mit welcher er ihr genaht, die Scherze, mit denen er sie in Verlegenheit gesetzt, hatten keinen wohlthuenden Eindruck auf sie gemacht, und sie war gewissermaßen froh, als er sich entfernte.

Kaum waren jedoch diese Gedanken wie ein Hauch an ihr vorüber geflogen, als das Gefühl, der Augenblick sei da, wo die allgefürchtete Mutter des Königs erscheinen, wo sie im Angesichte des Hofes ihrer Gebieterin nahen würde, ihr Herz mit noch stärkerer Beklemmung erfüllte, als bei dem Eintritt in das Schloß und in diese Zimmer. Sie faßte un-

willkürlich der Mutter Hand, und als es jetzt draußen in der langen Halle laut wurde, die Flügelthüren aufrauſchten, reich gekleidete junge Edle hereintraten, die mit neugierigen Blicken ſie anſtarrten, da zitterte ihre Hand in der Hand der Mutter, welche die Faſſung auch zu verlieren begann.

Jetzt traten zwei rieſenhafte Schweizer mit ihren weiten Unterkleidern und engen Kollern, die gewaltigen Hellebarden auf den Fußboden vor ſich ſtoßend, in das Zimmer, ſtellten ſich an die Thür, und Adelaide konnte ihre Scheu vor den bärtigen Männern nicht unterdrücken, die wie ſteinerne Bildſäulen unbeweglich den Eingang bewachten; mehrere Hofleute folgten ihnen, und jetzt, ſie ahnete es, da Alles ſich beugte — nahte die Mutter des Königs, Louiſe von Savoyen, Herzogin von Angoulême.

Sie trat ein, und wie erſtaunte Adelaide, als ſie in ihrem Führer den jungen Ritter erkannte, der ſich vor kurzem mit ihr ſo angelegentlich unterhalten hatte. — Als Louiſe von Savoyen die beiden Frauen erblickte, hielt ſie an und winkte ihnen, näher zu treten. — Wer ſeid Ihr? fragte ſie mit gnädiger Herablaſſung.

Die Gattin des Ritters d'Armencourt ſteht mit ihrer Tochter vor Ew. Hoheit!

So ſeid mir willkommen! — ſagte Louiſe von Savoyen — Euer Eheherr war ſtets ein treuer Anhänger des Hauſes Angoulême. Ich empfehle den würdigen Greis der Gnade Ew. Majeſtät, ſo wie auch dieſes junge Fräulein, welches ich in meinem Hofſtaate aufgenommen habe! — Sie faßte bei dieſen Worten die Hand Adelaide's, die kaum den Blick nach dem jungen Könige aufzuſchlagen wagte.

Wir kennen uns ſchon! — ſagte dieſer lächelnd — kurz vor Eurer Ankunft, Mutter, habe ich die Bekanntſchaft dieſer hochergluhten Roſe gemacht, die wirklich verdiente, aus der Bretagne an Euern Hof verſetzt zu werden.

Adelaide vermochte nicht ein Wort zu ſagen, nicht einmal die Augen nach dem Könige aufzuheben; aber eben dieſe Verlegenheit machte ſie noch ſchöner, und der Blick des jungen Königs ruhte lange mit Wohlgefallen auf der jugendlichen, verſchämten Geſtalt.

Verweilt nur hier, bis ich Euch werde rufen laſſen! ſagte jetzt die Herzogin von Angoulême, und gab lächelnd dem Könige die Hand, der ſie nun in die prachtvoll eingerichteten Zimmer führte.

Hatten früher nur die neugierigen Edelknaben mit kecken Blicken Adelaide betrachtet, ſo ruhten jetzt Aller Augen auf ihr, und ſelbſt die Neugier, die Alles nach den Zimmern der Herzogin trieb, verweilte gern einige Augenblicke bei dem neuen Hoffräulein, welches ſo gnädig von der mächtigen Louiſe von Savoyen, ſo freundlich von dem ritterlichen Könige empfangen worden war.

Nach und nach hatten ſich die Neugierigen entfernt und nur die näheren Umgebungen des Königs waren zurückgeblieben; einer aber der Ritter folgte der Menge nicht, ſondern blieb in ſich gekehrt an der Thüre des Gemaches ſtehen. Auch er ſah zuweilen nach Adelaide, jedoch nicht mit keckem, unbeſcheidenem Blicke; theilnehmend ruhte ſein Auge auf den lieblichen Zügen des Mädchens, welches jetzt in das Fenſter getreten, ihre Verlegenheit zu verbergen, hinunter auf das Gewühl im Schloßhofe ſah.

Noch weilte der Mann, mit ſeinen Blicken zuweilen Adelaide treffend, als Bonnivet, des Königs Liebling, zu ihm trat. — Schon wieder ſo in Gedanken, Chevalier! — ſagte er lächelnd — wäret Ihr nicht ein abgeſagter Feind aller ſchönen Frauen, ich glaubte wirklich, die Roſe aus Bretagne, wie ſie der König nannte, habe Euch hier feſtgebannt.

Wann geht der Zug nach Lyon? fragte der Ernſte, ſtatt Bonnivet auf die ſpöttiſche Frage zu antworten. — Weiß ich's? — erwiderte dieſer — frage Lautrec oder den Connetable, die wiſſen mehr als ich. Denn was wüßte Louiſe von Savoyen, was wüßte die ſchöne Chateaubriant nicht! So lange die uns hier brauchen, iſt an keine Abreiſe zu denken. So lange den Connetable ſeine Suſanne von Beaujeu langweilt, er der Herzogin von Angoulême huldigt, und die Chateaubriant ſich mit dem Könige begnügt —

Herr Admiral! — unterbrach ihn der Chevalier ernſt — laßt Eure gekränkte Eitelkeit ſchweigen, und wirkt lieber wohlthätig auf den Geiſt unſers Herrn, daß er ſich zum Heile Frankreichs lenke.

Eben das, mein junger Mentor! — erwiderte Bonnivet lächelnd — das habe ich vorhin bedacht. Als ich den König vor jener Bretagner Roſe ſtehen ſah, raunte mir Brion leiſe in's Ohr: Man muß Gift mit Gift vertreiben! — Es war ein kluger, verſtändiger Gedanke.

Herr Admiral! — ſagte der Ritter und faßte ſeine Hand — Auch dieſes Auge, auch dieſes zarte, ſittige Weſen, die Anmuth und Unſchuld flößt Euch nicht Achtung ein, auch ſie könntet Ihr Euren ehrſüchtigen Planen opfern?

Da trat ein Mann von edler, hoher Geſtalt, doch ſchrecklich im Geſichte zerſetzt, zu ihnen. Bonnivet brach das Geſpräch ſchnell ab. Doch ohne ſich lange bei ihnen aufzuhalten, wendete jener ſich zu den beiden Frauen, und mit einem Blicke raſch Adelaide's Geſtalt überſchauend, ſagte er mit zutraulichem Tone: Ihr ſeid, würdige Frau, die Gattin Heinrichs d'Armencourt? Ich erinnere mich ſeiner, wir fochten beide bei Ravenna. Kann ich Euch hier auf dem glatten, ſchlüpfrigen Boden des Hofes nützlich ſein, ſo könnt Ihr auf mich, als den Freund Eures Gemahls, ſicher rechnen.

Und wer iſt der Mann, der mir ſo freundlich entgegen kommt? erwiderte die Matrone.

Ich bin der Marſchall Lautrec!

Kaum hatte die Dame d'Armencourt dieſe Worte vernommen, als ſie ſich tief und ehrfurchtvoll vor dem Bruder der Chateaubriant, dieſer allmächtigen Geliebten Franz des Erſten verneigte. — Gnädigſter Herr! — ſagte ſie im unterwürfigſten Tone — Ihr erzeigt mir zu viel Ehre; wollt Ihr aus Freundſchaft für meinen Gatten Euch meiner Tochter annehmen, ſo werde ich Eure Huld dankbar erkennen.

Nun, mein Fräulein! — fuhr der Marſchall fort — wollt Ihr Euch mir anvertrauen? Meine Schweſter, die Herzogin von Chateaubriant, wird als Freundin für Euch ſorgen.

Im Dienſte der Herzogin von Angoulême, — erwiderte Adelaide, und ihre Wangen umzog Purpur, — wär' es übereilt, Herr Marſchall, mich anderem Schutze anzuvertrauen, als dem meiner Gebieterin!

Ihr kennt den Hof noch wenig, mein Fräulein! kennt die Verhältniſſe noch nicht, in welche Ihr tretet, — ſagte jetzt Lautrec, und konnte kaum ſeine Empfindlichkeit unterdrücken. — Ihr würdet ſonſt meine Höflichkeit nicht ſo zurückweiſen.

Adelaide verneigte ſich und ſchwieg.

Das Mädchen aus der Provinz ſcheint mehr Muth und mehr Stolz zu beſitzen, als ich ihr zugetraut! ſagte Bonnivet leiſe zu dem Chevalier de Theis; dieſer ſchwieg, den Blick unverwandt auf Adelaide gerichtet.

Nach einigen verbindlichen Worten, die der Marſchall der Frau von Armencourt geſagt hatte, empfahl er ſich und wollte wieder in das Zimmer der Herzogin von Angoulême zurückkehren, als der König heraustrat.

Folge mir, Bonnivet! — ſagte er raſch zu dieſem. — Ah! Lautrec hat wohl, indeß ich meiner Mutter alle das Schöne zeigte, wodurch Italien ihr gehuldigt, auch das Schöne aus der Bretagne bewundert? — Ihr ſeid ein Kenner! — fuhr er halblaut fort — und müßt geſtehen, daß dieſe Friſche, dieſer liebliche Mund, dieſe dunkeln Augen nicht leicht ſchöner an unſerm Hofe zu finden ſind. — Die Penſion auf die Zölle von Rennes iſt Eurem Gatten verſichert, — ſagte er jetzt, ſich huldreich zu der Dame d'Armencourt wendend, — und für die Bedürfniſſe Eurer Tochter wird meine Mutter ſorgen. Gehabt Euch wohl! — Er warf noch im Abgehen einen durchdringenden Blick auf Adelaide und verließ das Zimmer.

Ich wünſche Euch Glück! ſagte im Vorbeigehen Bonnivet zu dieſer. — Gott ſchütze Euch! murmelte dumpf für ſich der Chevalier und verließ die Gemächer der Herzogin von Angoulême.

Dieſe letzten Worte waren Adelaide nicht entgangen. Die neue Welt, in die ſie treten ſollte, und welche ihr heitrer Sinn ſich ſo lieblich ausgeſchmückt hatte, erſchien ihr ſchon jetzt lange nicht mehr ſo lockend, als während des beſchwerlichen Weges von Mont Aubert bis Paris. Der Gedanke, unter dem beſondern Schutze der Chateaubriant zu ſtehen, von der das Gerücht ſelbſt bis auf das einſame Bergſchloß in Bretagne gedrungen war, erweckte in ihr eine qualvolle Angſt, und ohne eigentlich zu

wiſſen, weshalb, ſchauderte ſie bei dem Gedanken, einer Chateaubriant nahe zu ſtehen.

Die Hofleute verließen die Gemächer der Herzogin, und als es nun ſtill in den Zimmern wurde, ſchlug auch Adelaide das Herz bänger. Jetzt trat ein Hoffräulein ein und brachte ihnen den Befehl, vor ihrer Gebieterin zu erſcheinen. Sie folgten, fanden jedoch die Herzogin nicht in dem großen Gemache; ſie ſaß nachläſſig auf einem Ruhebett in dem Cabinet, und legte bei ihrem Eintritt ein Buch aus der Hand.

Adelaide hatte jetzt Zeit, ſie näher zu betrachten. Es war eine Frau, kaum vierzig Jahre alt. Die Friſche der Jugend hatte ſie auch in ihr reiferes Alter begleitet, und manches Schickſal aus früherer Zeit, manchen Kummer, den ihr Anna von Bretagne bereitet, hatte das Glück, ihren geliebten Sohn auf dem Throne Frankreichs, und ſich durch ihn als Beherrſcherin dieſes ſchönen Reiches zu ſehen, wieder verwiſcht. Ihr großes, dunkles, ſprechendes Auge glühte noch feurig, noch war ſie nicht Herr ihrer Leidenſchaft, nahte ihr Karl von Bourbon, der Connetable. An Geiſt und Körper in voller Kraft, ſchien ſie den Jahren zu trotzen und der Zeit zu ſpotten.

Willkommen in Paris! — ſagte ſie freundlich zu der Frau von Armencourt. — Willkommen, Adelaide. Seit ich Dich ſah, freu' ich mich, die Tochter eines ſo wackern Mannes, der immer unſerm Hauſe treu ſich bewährte, hierher beſchieden zu haben; denn wahrlich, Du macheſt meinem Hofſtaat Ehre, und ich wüßte nicht, wen ſelbſt die Königin Claudia unter ihren Hoffräulein Dir gleich ſtellen könnte! — Sie reichte der Mutter die Hand zum Kuß, und ſtrich Adelaide's erglühte Wange.

Deiner ſtillen Einſamkeit zu Mont Aubert — fuhr ſie fort — biſt Du jetzt entriſſen; an dem Hofe des Königs, meines Sohnes, wird Dir die Welt ganz anders entgegen treten, als in den Mauern Deiner väterlichen Burg. Was Du Dir herrlich und glänzend geträumt haſt, wird Dir trübe erſcheinen, manches, das Du noch nicht ahneſt, Dich mit unbekannter Wonne beglücken. Es giebt der Freuden hier ſo viele, mein Kind! die Leidenſchaften finden hier ihre Quellen und ihre Nahrung, aber das Herz bleibt oft leer bei allen Genüſſen, bei allen Freuden. — Hüte Dein Herz, denn noch leſ' ich in deſſen Spiegel, daß es frei und ſorglos in Deinem Buſen ſchlägt, — und naht der Augenblick, ſo vertraue mir!

Adelaide neigte ſich vor der fürſtlichen Frau, die ihre zweite Mutter zu werden verſprach. Thränen der Freude entrannen der alten Matrone, und die Herzogin ſegnend, bezogen ſie die ihnen angewieſenen Zimmer.

Von ihrer Mutter, welche nach Mont Aubert zurückgekehrt war, ſchon ſeit mehreren Tagen verlaſſen, hatte Adelaide ihren Eintritt in die große Welt, in das Leben des Hofes begonnen. Schön, liebenswürdig, voll An-

muth des Geistes, mit einer Lebendigkeit, die alles schnell auffaßte und sich zu eigen machte, mußte sie die Aufmerksamkeit der Männer auf sich ziehen. Auch Franz der Erste schien fortdauernd ihr sein Wohlwollen zu schenken, und die ängstliche Scheu, mit welcher sie jeder Auszeichnung sich zu entziehen suchte, schien den jungen, feurigen, an keinen Widerstand gewöhnten Monarchen immer noch stärker an sie zu fesseln, so daß die eine Hofpartei, an deren Spitze der Günstling des Königs, der Admiral Bonnivet, stand, schon die Hoffnung nährte, in ihr eine Stütze gegen die Macht der gefürchteten Chateaubriant zu finden.

Die Herzogin von Angoulême, welche sonst auf alles, was den König, seine Neigungen und Entschlüsse betraf, ein ängstlich-wachsames Auge hatte und jeden Vorfall, jede Begebenheit zu ihrem Zwecke zu lenken suchte, schien bei seinen Aufmerksamkeiten für Adelaide gleichgültig. Sie wollte den König weder von ihr ablenken, noch sie im entgegen führen, und jedermann wunderte sich über ihre gleichmüthige Unthätigkeit, die doch nicht im mindesten in ihrem Charakter lag. Zu gutmüthig, ein junges Mädchen ihrer Politik zu opfern, welches ihr Vater, ein alter Diener ihres Hauses, in ihren mütterlichen Schutz gegeben, freute sie sich doch, in Adelaide ein Mittel zu finden, der Chateaubriant, die so ganz des Königs Herz gefesselt, wehe zu thun; und da überdies die Abreise Franz des Ersten nach Lyon, von wo er mit dem Heere nach Italien ziehen wollte, so nahe bevorstand, glaubte sie auch nicht für Adelaide fürchten zu müssen.

Diese aber schwebte in der peinlichsten Unruhe Ihr entging die Auszeichnung nicht, die ihr der König bewies, ihr entging die Regung nicht, welche diese Aufmerksamkeit wohlthuend in ihrem Innern erweckte, und wo hätte auch ein Mädchen bei der Galanterie eines zwei und zwanzigjährigen ritterlichen Königs ganz gleichgültig bleiben können! Aber Adelaide's Selbstgefühl, ihr Stolz, ihre Tugend unterdrückten diese Regung, und jedes Bild, welches sich von ihm ihrem Busen aufzudringen suchte, verwischte schnell ihr stolzer Sinn.

Im steten Kampfe mit sich, in steter Aengstlichkeit, in ihr Benehmen gegen den Monarchen zu viel oder zu wenig Kälte zu legen, mußte ihr jeder Tag, jedes Fest drückend sein, und nur zu oft wünschte sie sich dann in ihr väterliches Schloß nach Mont Aubert zurück. Sie hatte hier keine Freundin, welcher sie ihre Verlegenheit hätte mittheilen, kein weibliches Herz, in das sie ihre quälenden Sorgen ausschütten konnte; allein stand sie, denn sich ihrer Gebieterin vertrauend zu nahen, hatte sie nicht den Muth, und konnte ihn auch nicht haben.

Mit diesem Gefühle befand sie sich an einem der Feste, welche die kriegerischen Bewegungen des Hofes verbergen sollten, in tiefes Nachdenken versunken in einem Fenster. Eben hatte sie Bonnivet verlassen, der zwar nur leise und behutsam, doch ihr verständlich genug, sie von dem Könige, seiner Liebenswürdigkeit und Theilnahme für sie unterhalten hatte, als der

Chevalier de Theis zu ihr trat. — Fräulein! — ſagte er ſo freundlich, als ſein ernſter Blick es vermochte, — Ihr ſcheint in Gedanken, wahrſcheinlich über das, was Euch der Admiral Bonnivet ſo eben ſagte; nehmt Euch das nicht ſo ſehr zu Herzen, bleibt nur Euren Grundſätzen getreu, und Ihr werdet in Euch ſelbſt den ſicherſten Schutz gegen dergleichen lockende Reden finden. Doch darf ich Euch rathen, ſo vertraut lieber dem zerfetzten Geſicht des Marſchalls, als dem des ſchönen Bonnivet, und haltet Euch mehr zu der Chateaubriant, dieſer Belladonna; ſie ſei Euch ein Gegengift. Scheuet nicht, ihr zu nahen, wenn auch Euer beſſeres Ich ſich dagegen ſträubt. Am Hofe Franz des Erſten bedarf man der Verſtellung. —

Erſtaunt ſah Adelaide dem ernſten, ſchönen Mann ins Geſicht, und fand keine Worte, ihm zu antworten. —

Ihr ſtaunt, — fuhr er fort — daß ich ſo offen, ſo frei Euch meinen Rath faſt aufdringe, ich, den Ihr bis jetzt wohl nur wenig mit Frauen des Hofes ſprechen ſaht. Ich nehme Theil an Euch, Ihr dauert mich, ich ſchaue in Euer reines Gemüth, dort ſehe ich den Kampf, und würde Euch gern beiſtehen, wenn ich es vermöchte. Ihr ſeid eine ſeltene Blume am Hofe zu Paris, ſelten an Liebreiz und Unſchuld! — Bei dieſen Worten verbeugte er ſich ſchnell, verließ die noch Staunende, und trat zu ſeinem Jugendfreunde Philipp de la Tour, Herrn von Vatillen, der eben eingetreten, heute nach langer Abweſenheit wieder am Hofe erſchien, um dem Könige für die Compagnie Avanturirer zu danken, die ihm der Monarch, auf Vorſprache des Connetables, in der neu errichteten Abtheilung Fußvolks unter Peter von Navarra verliehen hatte.

Pierre de Theis und Philipp de Vatillen, aus einer Provinz, der Dauphiné, gebürtig, von ihrer Kindheit an innige Freunde, freuten ſich herzlich, ſich hier und in gleicher Lage zu finden; denn auch Erſteren hatte ſich Peter von Navarra vom Könige zu den Avanturirern, wie man dieſe Heerabtheilung nannte, ausgebeten. Schon nach der erſten Bewillkommnung äußerte Philipp ſeine Verwunderung, daß er ſeinen Freund ſo lange mit einer jungen Dame habe ſprechen ſehen, da er ihn ſonſt nur als einen Weiberfeind kenne. — Wer iſt dieſe Glückliche? — fragte er den Chevalier — Noch ſteht ſie ſinnend auf der Stelle, wo Du ſie verließeſt; ſie iſt bei Gott ſchön, und wohl werth, von Dir beachtet zu werden. Es iſt Adelaide d'Armencourt aus der Bretagne, erſt kürzlich am Hofe, wie Du leicht wirſt ſehen können; ſoll ich Dich ihr vorſtellen?

Wenn Du willſt, mit Freuden nahe ich mich ihr! — rief Philipp — Du weißt, ich fürchte bei den Roſen die Dornen nicht ſo wie Du; ich nahe mich vorſichtig, pflücke, wo ich kann, und hüte mich wohl, mich zu ſtechen.

Hoffentlich wird hier die Unſchuld Dir zu viel Achtung einflößen, um die Hand nach ihr auszuſtrecken, erwiderte der Chevalier ernſt.

Lächelnd folgte Vatillen ſeinem Freunde, welcher ihn dem Fräulein vorſtellte. Adelaide, aus ihrem Sinnen aufgeſchreckt, empfing ſie zerſtreut,

und ſchien es gar nicht zu bemerken, daß Batillens Blicke feſt und mit Wohlgefallen auf ihr ruhten, während der Chevalier beide mit ernſtem Auge betrachtete. Lautrec, der ſich ihnen nahte, ſtörte die kaum begonnene Unterhaltung, und da es ſchien, dieſer gefürchtete Bruder der Herzogin von Chateaubriant wünſche mit dem Fräulein allein zu ſprechen, zogen ſich die beiden Edeln aus der Dauphins beſcheiden zurück.

Adelaide's Auge folgte ihnen. — Tiefen Eindruck hatten des Chevaliers Worte auf ſie gemacht; auch Philipp von Batillens hohe Geſtalt, die ſie jetzt erſt im Abgehen bemerkte, ſchien ihre Aufmerkſamkeit zu feſſeln, ſo daß der Marſchall, den ſie unbeachtet ſtehen ließ, faſt unwillig fragte: Wem gelten Eure Blicke? dem Schmetterlinge oder der Eule aus der Dauphins? Ihr ſaht beiden ſo ſinnend nach, daß ich faſt nicht weiß, ob ich es wagen darf, Euch mit meinem Auftrage in Euren Betrachtungen zu ſtören.

Ich bitte, Herr Marſchall! — erwiderte das Fräulein, ſich ſchnell faſſend, — ihn mir mitzutheilen, ich bin ganz Ohr.

Meine Schweſter wünſcht Euch zu ſprechen, findet Euch heute Abend gegen acht Uhr in ihrem Gemache ein. Was ſie Euch zu ſagen hat, iſt zu Eurem Beſten. Erfüllet die Wünſche der Herzogin von Chateaubriant, hofft dann alles von ihr, wo nicht, ſo fürchtet alles! — Ohne ihre Antwort abzuwarten, verließ er ſie, die in neuer Verlegenheit da ſtand, als die Herzogin von Angoulême ihr winkte. Sie folgte der Gebieterin auf ihr Zimmer, welche ſie dort ſogleich fragte: Was wollte Lautrec von Dir?

Verlegen erröthend, ſäumte das Fräulein einen Augenblick mit der Antwort.

Biſt Du ungewiß, Adelaide, — ſagte Louiſe von Savoyen nicht ohne Heftigkeit — ob Du mir Dein Vertrauen ſchenken willſt, oder legſt Du der Chateaubriant Gunſt gegen die meine auf die Wagſchale? Thörigtes Kind! Gunſt des Königs, die nur auf Reize ihre Hoffnung gründet, iſt ein wandelbares Gebäude. Die Macht der Chateaubriant iſt die Macht der Sinne, ſelbſt Du wärſt vielleicht im Stande, ſie jetzt zu zertrümmern.

Von Scham und Angſt getrieben, beugte ſich Adelaide ſchnell und küßte der Herzogin Hand, die jetzt, nach ihr niederblickend, auf etwas zu ſinnen ſchien. — Laß dies! — ſagte ſie endlich, die immer noch Gebückte aufhebend. — Laß, Kind! ich glaube Dein Herz zu kennen, das noch unverdorben, wohl zu ſchuldlos für dieſen Hof iſt. — Du biſt zur Chateaubriant geladen?

Ja, Hoheit, erwiderte das Fräulein.

So geh' zu ihr. Höre, was ſie Dir ſagt, und gieb ihr auf alles, was ſie von Dir verlangt, nur unbeſtimmte Antwort, vertraue es mir und befolge dann meinen Rath.

Mit einem bittenden Blicke, in welchem aber doch eine verneinende Antwort lag, ſtand Adelaide vor der Herzogin und ſchien nicht Worte für das finden zu können, was in ihrem Innern laut geworden war.

Nun, Adelaide! — begann die Herzogin — scheint Dir mein Rath nicht wichtig genug, um ihn befolgen zu können, oder fühlst Du kein Vertrauen zu mir in Deiner Brust?

Ich fühle nur, Hoheit! — sagte das Fräulein schnell, als fürchte sie, ihre Empfindungen aussprechend, den Muth zu verlieren, — ich fühle, daß ich wohl das, was die Herzogin von Chateaubriant mir anvertrauen könnte, in mir verschließen müßte.

Lächelnd strich Louise von Savoyen Adelaide's Stirn. — Armes Mädchen! — sagte sie — Hier am Hofe ist es anders, wie in Mont Aubert. Der gerade Sinn führt selten zum Ziele. Indessen — fuhr sie fort, und auf ihrem Gesichte blieb der freundliche Zug, der sie auch noch in ihren spätern Jahren so anziehend machte, — Du willst Deinen eigenen Weg gehen? Gut! — schreite vorwärts, ich werde Dich beobachten; stehst Du hülflos, werde ich Dich nicht verlassen. — Sie reichte ihr die Hand und entließ sie.

Ueber den langen Gang, der aus dem Hauptgebäude des Schlosses nach dem Flügel führte, in welchem die Gemächer der Herzogin von Chateaubriant waren, ging jetzt Adelaide nicht ohne Beklemmung. Die wenigen Lampen, die hier, vielleicht vorsätzlich, spärlicher angebracht waren, als in jedem andern Theile des Schlosses, erleuchteten nur schwach den gewölbten Gang. Die einzelnen Statüen, welche hier und da zu seinem Schmucke in Nischen standen, wurden gar sonderbar von ihrem Scheine erhellt und warfen ihre langen Schatten wie dunkle Todtentücher über den getäfelten Fußboden, der jeden Schall, selbst den des leisesten Trittes, dumpf wiedergab.

Leise, aber eilig, als müsse sie dem Beobachter sich entziehen, schwebte das Fräulein über den Gang. Schon sah sie von ferne durch eine der Glasthüren das hell erleuchtete Vorzimmer der Herzogin, und das Wogen der Diener, welches, hinter den Scheiben aus der Dunkelheit des einsamen Ganges gesehen, wie ein Zauberleben ihr vorkam, gab ihr neuen Muth, als von den Stufen eines Fußgestelles eine Knabengestalt sich erhob und ihr nahte; Adelaide erschrak. Der Knabe reichte ihr eine Rose. — Der Schönsten — sagte er — schickt mein Gebieter die Königin der Blumen! Er weiht Euch hiermit zur Königin seines Herzens, und hofft Euch morgen bei dem Feste damit geschmückt zu sehen. — Der Kleine neigte sich, und ehe noch Adelaide von ihrem Staunen sich erholen konnte, war derselbe verschwunden, die Rose in ihren Händen.

Wer kann mich auf diesem Wege suchen und mir huldigend seine Boten senden? Sollte meine Gebieterin, sollte der König? — Aber bevor sie diese Gedanken ordnen konnte, trat eine Kammerfrau der Chateaubriant zu ihr, bat sie, ihr zu folgen, und führte sie durch eine geheime Thür in die Gemächer der Herzogin.

Staunend folgte ihr Adelaide, denn in einen Feenpalast schien sie eingeführt. — Geht nur bis in's dritte Zimmer, — sagte die Zofe — und erwartet dort die Herzogin. — Sie neigte sich und ließ Adelaide allein, die jetzt nur langsam vorwärts schritt und alles ringsum neugierig beschaute. Nicht die Pracht, wie in den Zimmern der Königin Claudia, nicht die Kunstschätze, wie in den Gemächern der Herzogin von Angouleme, fand sie; ein anderes Wesen ergoß sich hier. Pracht und Geschmack vereinigten sich zwar auch, aber ein sonderbarer Hauch breitete sich über das alles, ein Hauch, welcher die Brust der Jungfrau beengte, und Ahnungen und Bilder in ihr erweckten, die sie selbst nicht zu deuten wußte. Es war ihr, als ob hinter jedem Vorhange ein Knabe mit seinem Geschenke wieder hervortreten, die Figuren auf den Tapeten Leben bekommen müßten, als ob sie hier in diesem Rosendufte nicht allein sein, ein ihr liebes Wesen sie begleiten müßte. Tief holte sie Athem, sich von der Beklemmung zu erholen, die das alles in ihr erweckte; weit öffnete sich ihr Auge, um durch das Halbdunkel zu schauen, das dämmernd die Gegenstände nur magisch zu erhellen schien. — So schritt sie bis in das letzte Zimmer, wo ihr Auge über einem Ruhebette die Gemälde des jugendlichen Königs erblickte. Dies schöne Bild fesselte plötzlich ihren umherschweifenden Blick, mit Wohlgefallen sah sie nach ihm auf, sonderbare Gedanken, Wünsche drängten sich in ihr, — und wenn nun der ritterliche Fürst mit seinem offenen, freundlichen Auge wohl einen kühnen Wunsch in ihrer jungen Brust erweckt hatte, dann stand immer der ernste Chevalier mit strafendem Blicke neben ihr, und sonderbar, ihm zur Seite auch Batillen, den sie doch heute zum ersten Male gesehen hatte; er lächelte ihr freundlich entgegen.

Noch stand sie so, als eine liebliche, sanft tönende Stimme ihr sagte: Gefällt Euch das Bild?

Adelaide wandte sich erschrocken. Hinter ihr stand die Herzogin von Chateaubriant.

Gefällt Euch das Gemälde? fragte diese noch einmal.

Wem sollte das Bild unsers Königs nicht gefallen! antwortete Adelaide, denn schon war ihre Fassung wiedergekehrt.

Die Herzogin sah ihr noch einen Augenblick forschend in's Auge, dann warf sie sich nachlässig auf das Ruhebett, und sagte zu dem Fräulein: Setzt Euch, Adelaide d'Armencourt!

Adelaide setzte sich auf ein kleines Tabouret, welches zu den Füßen des Ruhebettes stand. Die Herzogin schwieg; das Fräulein wagte nicht, die Unterhaltung zu beginnen.

Fräulein d'Armencourt! — sagte endlich die Herzogin, nachdem sie diese lange mit durchdringendem, aber freundlichem Blicke betrachtet hatte. — Ihr kommt aus der Provinz, wo ihr, wie ich vernommen, einfach, in der Stille erzogen seid. Mont Aubert war Euch die Welt, der Mutter

Sorge, des Vaters Vorſicht leitete Euch leicht auf dem ebenen Pfade der Alltäglichkeit, und ſo glaubtet Ihr vielleicht überall, ſelbſt an des Königs Hofe, ſicher zu gehen. — Sie ſchwieg. — Adelaide ſah unbefangen in ihr leuchtendes Auge und ſchien noch mehreres zu erwarten. — Auf Mont Aubert — fuhr die Herzogin fort — war Euer Spiegel wohl der einzige, der Euch zuweilen etwas Schönes ſagte, und Ihr glaubtet ihm gern; hier, wo jede neue Blume der Neuheit wegen ſchon anzieht, ſchmeicheln Euch vielleicht ſo Manche, und Ihr glaubt, die Lippe meine es ſo treu, wie Euer Spiegel. Arme Adelaide, Ihr täuſcht Euch!

Und worin, gnädige Frau? fragte das Fräulein.

Verſteht Ihr mich wirklich nicht? — antwortete die Herzogin — oder hat Euch der Geiſt der Verſtellung in dieſer kurzen Zeit ſo ſchnell erfaßt, daß das offene Auge ein falſcher Spiegel des Herzens wäre?

Nein, nein! — rief das Fräulein erröthend, aber zutraulich. — Was das Auge Euch ſagt, iſt die Sprache des Herzens!

Iſt ſie es wirklich?! rief die Chateaubriant.

Wirklich! erwiderte Adelaide.

So ſagt mir — doch plötzlich hielt ſie ein, Purpur überzog ihr Geſicht, — Wie gefällt es Euch am Hofe? fuhr ſie einlenkend fort.

Meinem Frohſinn gefällt alles, Turnier, Ringelrennen, Tanz und Spiel.

Und Eurem Herzen?

Nicht alles!

Die Herzogin erhob ſich, doch ſo, daß ſie noch auf dem Ruhebette vor Adelaide ſitzen blieb. — Und was gefällt ihm nicht? fragte ſie nun.

Ach! — erwiderte das Fräulein — mein Herz iſt ein thöriges Kind, unerfahren und vorlaut, weiß oft ſelbſt nicht, was es will; klopft zuweilen, wo es ruhig ſchlagen ſollte und bleibt im ruhigen Gange, wo ich mir wohl ſage, es könnte lauter ſchlagen. Auch giebt es mir nur wenig Kunde von ſich, noch blieb es ſtumm.

Mädchen! — rief die Herzogin und ſtand auf; auch Adelaide verließ ihren Sitz. — Liegt dieſe Reinheit des Gemüthes wirklich in Deinem Herzen, ſo bewahre ſie Gott! — Träume nur immer ſo fort; mögeſt Du nie erwachen, und die blendende Sonne mit ihren lockenden Strahlen Deinen Unſchuldtraum nie verſcheuchen! — Kind! — fuhr ſie fort, und ſtrich ihr die herabgefallenen Locken von der Stirn, — ſei meines Schutzes gewiß, und wird Deinem Herzen die Sprache, ſo theile mir mit, was es Dir ſagt; die Herzogin von Chateaubriant hat für die Freundſchaft ein Herz, wie für die Liebe!

Adelaide neigte ſich, und wollte ihr die Hand küſſen, doch die Herzogin zog ſie zu ſich auf und küßte der Jungfrau Stirn.

Gnädige Frau! — ſagte ſie — Ihr habt mir ſo herzliche Worte geſagt, und doch weiß ich noch nicht, weßhalb Ihr mich zu Euch beſchieden.

Die Herzogin ſchwieg einen Augenblick, eine leichte Röthe überflog ihr ſchönes Geſicht, dann ergriff ſie Adelaide's Hand, führte ſie einige Schritte in das Zimmer, und blieb vor dem Bilde des Königs ſtehen. — Männerliebe, Adelaide! — ſagte ſie ernſt — iſt Sinnenrauſch, je glühender, deſto ſchneller iſt die Flamme verloſchen. Nicht eine einfache Blume, wie dieſe, die an Deinem Buſen ruht — Adelaide gedachte des Liebesboten und erröthete — nicht eine einfache Blume genügt ihrem veränderlichen Sinne. Kränze müſſen ſie ſich winden zu ihrem Lebensglücke, Kränze von Blumen aller Arten; das Haideblümchen, wie die Roſe, flechten ſie ein, und ob die Geknickte verwelkt, ob ſie entblättert im Kranze trauert, was kümmert ſie das! Eine neu Erblühte erſetzt ihre Stelle, jene wird weggeworfen und vergeſſen.

Adelaide hatte während deſſen ihr Auge geſenkt. Ohne der Männer Herz zu kennen, ſchien ſie doch den Worten der Herzogin zu glauben, und aus dem Dunkel ihrer Gedanken trat der Chevalier vor ſie. — Unwillkürlich ſagte ſie ſich: dieſer Ernſte pflückt nicht Blume auf Blume zum Kranze, und hätt' er mich gewählt, ſo wahrt' er mich auch treu. — Ihr Blick hob ſich erglühend, traf das Bild des Königs, und ſie erinnerte ſich ſo Manches, welches dieſer ihr geſagt, und es ſchien auch jetzt noch ihre Gedanken zu feſſeln.

Wo waren Eure Gedanken jetzt? — fragte die Herzogin, und ein gewiſſer Ernſt trat auf ihr Geſicht. — Höre mich, Mädchen! — fuhr ſie fort — Die Lockung der Großen iſt ſüß, iſt bethörend, die Eitelkeit ruft durch ſie uns zu: folge, du ſchwaches Herz — doch —

Der Stolz gebietet, feſt zu ſtehen! — unterbrach Adelaide die Herzogin ſchnell, welche, über die Würde, mit der das Fräulein vor ihr ſtand, erſtaunt, faſt die Faſſung verlor. — Ja, gnädige Frau! — fuhr Adelaide einlenkend fort — ich fürchte die Großen nicht und ihre Lockungen, nur die tiefe, innige Sprache des Herzens würde mein Herz verſtehen können, wie ich faſt glaube — und ſie erwidern — und dieſe kennt man am Hofe nicht.

Sonderbares Weſen, das ſo viel Beſcheidenheit mit ſolchem Stolze eint! — ſagte die Herzogin, als Adelaide ſchwieg. — Gehe nicht ſo kühn Deinen Weg; oft glauben wir, uns töne die Sprache des Herzens, und wir täuſchen uns bitter; oft glauben wir, das Herz nahe uns, und es ſind nur die Sinne.

Gnädige Frau! — erwiderte Adelaide mit inniger Gutmüthigkeit — Ich ſollte glauben, zu heilig ſei die Sprache des Herzens, um ſich durch Trug täuſchen zu laſſen, wenn man nicht ſelbſt täuſchen will. Ich kenne die Liebe nicht, kenne kaum mein Herz, das bis jetzt nur der Kindespflicht und der Freude entgegen ſchlug; aber ich glaube, mich ſollten die Lockungen der Großen nicht trügen, weil ich nicht betrogen ſein will.

Die Herzogin lächelte. — Arme Blinde! — ſagte ſie, und ſtreichelte Adelaide's Wangen. — Du ſprichſt von Liebe, und kennſt ſie nicht, Du

trauest Deinem Herzen, und es ward noch nicht geprüft, Du glaubst Dich gewaffnet gegen Eitelkeit, und wenn —

Und wenn selbst der König sich bemühen wollte, mich zu bethören, wäre Adelaide d'Armencourt zu stolz, seinen Lockungen zu folgen! unterbrach sie die Herzogin schnell.

Die Chateaubriant erröthete. Die Worte Adelaide's hatten ihr wohl und wehe gethan, sie war beleidigt und beruhigt; sie zürnte dem Mädchen und freute sich ihrer. — Nun habe ich Dir nichts mehr zu sagen, — sagte sie mit holder Freundlichkeit. — Dein Selbstgefühl wird Dich besser schützen, als meine Warnung. Hüte Dich vor Bonnivet, er ist ein galanter Jäger; fehlt sein Wild, dann erst legt er an und trifft es sicher. Er ist schön, der schönste Mann Frankreichs! —

Adelaide schüttelte lächelnd ihr Haupt.

Sei meines Schutzes gewiß! — fuhr die Herzogin fort — Bleib' freundlich an meiner Seite, und Du wirst an mir eine treue Freundin finden.

Ich werde in der Entfernung bleiben, gnädige Frau, die Euer hoher Stand mir vorschreibt! erwiderte Adelaide, sich neigend; und als die Herzogin noch über diese demüthig-stolzen Worte nachdachte, stürzte durch eine Tapetenthür die Kammerfrau herein. — Der König! rief sie und verriegelte schnell hinter sich die Thür.

Schnell, Fräulein! — rief die Chateaubriant mit seltener Geistesgegenwart — schnell in mein Cabinet, dort hinter jenen Vorhang! — Die Kammerfrau führte sie hin. — Zitternd, über die Ankunft des Königs erschrocken, trat Adelaide in das Schlaf-Cabinet, während die Herzogin mit lauter Stimme der Kammerfrau zurief: Oeffne die Thür, Babette!

Foi de gentilhomme! — rief der König im Hereintreten halb lächelnd, halb verdrießlich. — Sperrt Ihr mich doch aus, und laßt mich warten, als ob ich erst durch das Fegefeuer müßte, um in den Himmel eingelassen zu werden! — Und Ihr, Herzogin! seid so erhitzt, seht so verlegen aus. Waret Ihr nicht allein? — oder ist Euch sonst etwas begegnet?

Die Herzogin winkte der Kammerfrau, sich zu entfernen. — Mir ist nichts Unangenehmes begegnet, Sire! — sagte sie freundlich — nichts, was mich betrüben könnte. Ihr überraschtet mich; meinen Anzug zu ordnen, bedurfte es einiger Augenblicke, deshalb verzeiht! —

Wer müßte der schönen Chateaubriant nicht verzeihen, — sagte der König lächelnd — zumal, wenn er die Verzeihung auf so schöne Lippen drückt! — Er umschlang und küßte sie. — Ihr scheint mich heute so kalt zu empfangen, was ist Euch? Fürchtet Ihr, daß uns jemand belauscht, da Ihr meine Küsse kaum erwidert? Glaubt Ihr, meine Mutter bewache meine Schritte und folge mir? Ach, die gute Frau von Savoyen hat genug mit ihrem Connetable und der Erziehung ihrer Hoffräulein zu thun, besonders seid Adelaide d'Armencourt am Hofe ist. Ihr habt sie doch

bemerkt; nicht wahr, sie ist ein Engel? Stünde nicht Euer Bild, liebe Françoise, so fest, so wunderlieblich hier in meinem Herzen, die kleine Bretagnerin könnte mir wahrlich gefährlich werden, denn noch nie sah ich, als bei Euch, solche sprechende Augen, solchen Wuchs! —

Schnell flog die niedliche Hand der Herzogin auf des Königs Lippen und schloß sie. — Ich bitt' Euch, Sire, schweigt! Kennte ich das Fräulein nicht so genau, wüßt' ich nicht, daß ihr Herz schon versagt sei —

Ihr Herz?! — unterbrach sie der König — Weiß denn die Sittsame schon, daß sie ein Herz hat? — und wer ist der Glückliche?

Schnell durchlief die Herzogin alle Ritter, die sich Adelaide wohl zuweilen genaht hatten, um den Glücklichen aufzufinden. — Der Chevalier de Theis! sagte sie endlich.

Was?! — rief der König lachend — der Weiberhasser, der ernste Herr aus der Dauphiné?! — Nun, Glück auf, Ritter der düstern Gestalt! hast Du Deinen Schild nur zum Preise dieser Schönen erhoben, so hast Du Recht gethan. Françoise! — sagte der König lächelnd — kehren wir siegreich aus Italien zurück, so wollen wir die Hochzeit ausrichten; prächtige, geschmackvolle Turniere sollen sie verherrlichen, und den Chevalier, diesen ernsten Krieggefährten Bayards, wollen wir mit Rosen schmücken, und doch — bald hätte ich über Adelaide d'Armencourt und ihren Ritter vergessen, weßhalb ich heute eigentlich zu Euch kam. Nicht Euch allein gilt mein Besuch. Ich war bei meiner Mutter; Gott weiß, wie wir auf die heilige Schrift und auf die Magdalene kamen, und sie behauptete, noch keine habe sie gesehen, in welcher die vergangenen Sünden durch die heilige Andacht schimmerten. Die Meister hätten sie stets bekehrt, und nicht auf dem Wege der Bekehrung erst begriffen, aufgefaßt; da dachte ich des herrlichen Bildes in Eurem Schlaf-Cabinet — mußte ich mich dessen nicht erinnern? — und eilte deshalb hierher, um es zu holen. Marot wartet draußen, es meiner Mutter zu bringen.

Die Chateaubriant konnte kaum ihre Verlegenheit bergen, doch behielt sie Gegenwart des Geistes genug, zu klingeln.

Was wollt Ihr?! sagte der König aufspringend.

Babette soll das Gemälde holen und es Marot geben.

Laß Babette nur draußen! — unterbrach sie der König — Zu lieb ist mir der Gang in dies Cabinet, als daß ich ihn einem Andern übertragen sollte! — Er wollte hinein.

Erlaubt! — rief die Herzogin, ihn aufhaltend. — Geht nicht hinein; ich bitt' Euch, Sire!

Und weßhalb? fragte der König, und sein Gesicht schien ernst zu werden. — Ihr erröthet, Ihr seid verlegen? Ich ahne ein Geheimniß; laßt mich! — Bei diesen Worten eilte er nach dem Cabinet, öffnete den Vorhang, der es von der Herzogin Boudoir trennte, und Adelaide trat ihm schüchtern und erröthend entgegen.

Wie, Fräulein d'Armencourt! Ihr hier, und in der Herzogin Cabinet?! rief der König.

Ja, Sire! — erwiderte das Fräulein, ſich ehrerbietig neigend. — Auf Befehl der Herzogin ſteht Eure Majeſtät mich hier.

So habt Ihr uns belauſcht? — fuhr der König lächelnd fort — habt unſre Unterhaltung, die Euch betraf, gehört?

Adelaide ſchwieg, und Purpurgluth überzog ihre Wangen.

Ihr glüht ja wie eine Provencer Roſe, Fräulein! und beſchämt jene eben Entknospete, die, ich wollte ſchwören, irgend eine ſinnige Deutung für Euch hat!

Wie ein Blitzſtrahl durchfuhr der Gedanke Adelaide, der Knabe ſei ein Bote des Königs geweſen. Sie nahm lächelnd die Roſe. — Sire! — ſprach ſie, ſelbige dem Könige mit würdevollem Anſtande reichend. — Die Königin der Blumen gebührt dem Könige, nur als ſolche hat ſie Werth für mich, und ich fühle mich geehrt, wenn Ew. Majeſtät ſie von mir annehmen.

Wahrlich, — rief Franz — ein freundlich, liebes Geſchenk! Die Roſe, das Bild der Liebe, mir vom Altar der Unſchuld gereicht, muß mir Freude machen. Ihr erlaubt doch, Herzogin! — rief er, ſich zu der Chateaubriant wendend, — daß ich es annehmen und mich morgen damit ſchmücken darf?

Die Herzogin konnte ihren innern Unmuth nicht ganz verbergen; doch zu gewandt, um die Sache nicht ſchnell von der leichten Seite zu nehmen, betrachtete ſie die Roſe, und da ſie zufällig keine Dornen an ihr fand, ſagte ſie lächelnd: Nun wohl, Sire! nehmt ſie, ſie iſt dornlos und wird Euch nicht verwunden.

Ich danke Euch, Fräulein d'Armencourt! — ſagte der König, ſich leicht gegen Adelaide neigend, — ich werde mich noch oft der freundlichen Ueberraſchung erinnern, die Ihr mir heute doppelt bereitet habt. — Er neigte ſich verbindlich vor der Herzogin, und ſagte ihr leiſe: Verzeiht, wenn ich Euch überraſchte! ich wußte, daß Adelaide bei Euch war, und konnte mir die Freude nicht verſagen, Euch in Verlegenheit zu ſetzen. — Dann begrüßte ein freundlicher Blick das Fräulein; die Tapetenthür ſchloß ſich hinter ihm, ohne daß er weiter der Magdalene gedachte.

Adelaide! — ſagte die Herzogin nach einer Pauſe — Ihr habt Euch mit Feinheit aus einer Verlegenheit gezogen; ich glaube aber faſt, Ihr hättet beſſer gethan, die Roſe dem Könige nicht zu geben.

Ich glaube es ſelbſt! erwiderte Adelaide nach einigem Nachdenken. Es lag eine Deutung in dieſem Geſchenke. — Das Bild der Liebe vom Altar der Unſchuld!

Ihr erſchreckt mich, gnädige Frau!

Seid vorſichtig, Fräulein! — fuhr die Herzogin fort — Vertraut nicht zu ſehr auf Euch ſelbſt, Ihr ſteht auf ſchlüpfrigem Pfade!

Ich werde nicht fallen! erwiderte das Fräulein mit Zuverſicht.

Wohl Euch! aber vergeßt meine Warnung nicht. Schlaft wohl!

Adelaide neigte ſich und wollte eben gehen, doch ſchnell wendete ſie ſich. — Gnädige Frau! — ſagte ſie zu der Herzogin — Ihr ſagtet dem Könige von einem Verhältniſſe zwiſchen mir und dem Chevalier de Theis. Was konnte Eure Abſicht ſein, mich zu beſchämen, was konnte es Euch nützen, dem Könige etwas zu berichten, das nicht iſt?

Adelaide! entgegnete die Chateaubriant, und es ſchien ſie zu gereuen, daß ſie ſich auf Unkoſten des Mädchens, das wie ein zürnender Engel vor ihr ſtand, aus einer Verlegenheit gezogen hatte. — Ich will ſchon eine Gelegenheit ergreifen, dem Könige die Wahrheit zu berichten, werdet deshalb nicht böſe auf mich! — Sie ſchellte, Babette trat ein. — Schlaft wohl, ſchlaft ruhig! — ſagte ſie, Adelaide küſſend, die der Babette folgte und ſie verließ.

Als ſie durch den langen Gang ſchritt und an die Statüe kam, auf deren Fußgeſtell der Knabe geſeſſen, ward ſie ängſtlich. Der König hatte ihn nicht geſandt, deſſen war ſie jetzt gewiß; wer konnte es aber gewagt haben?

Während Adelaide bei der Herzogin von Chateaubriant war, ſaßen die beiden Freunde traulich beiſammen. Batillen erzählte von ihrem lieben Vaterlande, der Dauphins, von den Freunden und Verwandten, die ſie dort zurückgelaſſen. Die Rückerinnerung an ſo manche frohe Stunde der Jugend trieb die Zeit auf raſchen Flügeln an ihnen vorüber. Endlich kamen ſie unvermerkt auf den bevorſtehenden Feldzug, wo beide, unter dem kriegerfahrenen Peter von Navarra, zum erſten Male unter den Augen ihres jugendlichen Königs fechten ſollten. Der Rittergeiſt erfaßte ſie bei dieſem Gedanken, begeiſtert hob der Chevalier den Becher und rief: Philipp! wir waren Freunde von unſerer Kindheit an, Freunde im Jünglingalter; jetzt ſind wir Waffenbrüder, meine Fahne weht neben der Deinigen, mein Auge kann im Kampfe das Deine ſehen! Brüder alſo in Noth, Gefahr und Tod! — Die Becher klangen, innig ruhte Hand in Hand.

Nach einem ernſten Schweigen ergriff der frohgemuthete, lebeluſtige Batillen ſeinen Becher. — Freund! — rief er — dem fröhlichen Sinne dieſen Becher; er gegleite uns auf das Schlachtfeld, und verlaſſe uns nicht in der Einſamkeit! — Der Chevalier leerte den ſeinigen lächelnd. — Nun, bei Gott! — rief Batillen — das erſte Lächeln, welches ich bei dieſer Geſundheit von Dir ſehe. Du biſt auf guten Wegen, darum noch einen Becher — und wenn die roſenumkränzte Fee, der ich ihn weihe, Dir auch ein Lächeln abgewinnt, dann drück' ich Dich noch einmal ſo innig an meine Bruſt, denn dann verſtehſt Du mich ganz!

Gefüllt iſt der Becher, — ſagte der Chevalier, und hob ihn in die Höhe, — nun, nenne mir Deine Roſenfarbene, damit ich wiſſen kann, ob ſie meiner Huldigung werth iſt!

Ob ſie Deiner Huldigung werth iſt?! — rief Vatillen — Armer Freund, wenn Du bei ihrem Namen nicht erbebſt! — Doch ich will nicht ſchon vorher den Stab über Dich brechen. Der Liebe gilt dieſer Becher, und — Adelaide d'Armencourt, der Huldin! denn nie ſah ich ſolchen Engel, nie gleichen Liebreiz in weiblicher Geſtalt, nie dieſen Ernſt mit ſolcher Milde verſchmolzen. — Adelaide! — rief er noch einmal, leerte den Becher, und als nun ſein Auge den Freund traf, und er dieſen, finſter vor ſich hinblickend, den Becher niederſetzen ſah, fuhr er heftig auf. — Nein, Pierre! daß Du bei dieſem Namen kalt wie der Montblanc daſtehſt, und Dein Blut nicht einmal, wie dieſer Gletſcher beim Strahl der Mittagſonne, tropfenweis durch Deine verſchrumpften Adern ſich drängt, das vergebe Dir Gott, Du kalter Menſch! Du haſt das Engelbild ſchon wochenlang angeſtarrt, wie der Bauer aus den Cevennen ein heiliges Madonnenbild anſtaunen würde, und haſt nichts dabei gefühlt; Du haſt ihre Stimme gehört, dieſe ſchmelzenden Accorde von Sphärenharmonieen, und die Trompete, die zur Tafel rief, ſchallte Dir lieblicher. Und wiſſe — einmal nur habe ich ſie geſehen, einmal nur den Zauberklang ihrer Stimme gehört, und dieſer Ton, dieſer Blick hat für das Leben mein Schickſal beſtimmt. Die Gluth, die ſie in mir angefacht, iſt die Flamme meines Daſeins, mit ihr höre auch ich auf zu ſein! —

Menſch, Freund, Bruder! — Sieh nicht ſo ſtarr in Deinen Becher, hebe Dein Auge nach mir, dem Entzückten, theile meine Freude; und wenn Du auch kalt bleibſt bei Adelaide's Reizen, bleibe es nicht bei Deines Philipps Entzücken!

Schweigend ſtreckte bei dieſen Worten der Chevalier ſeine Rechte über die Tafel nach dem wonnetrunkenen Freunde, herzlich drückte er Vatillens Hand — aber ſchwieg.

Pierre! — rief er, als er des Chevaliers Auge feucht ſah und er das Zittern der Freundeshand in der ſeinen fühlte. — Was iſt Dir? Soll mir Dein Schweigen beredter ſein als Worte? Du biſt bewegt! — Er trat zu ihm. — Mein Bruder! ſprich, was erſchüttert Dein Gemüth, was geht in Deinem Innern vor?

Laß mich! — ſagte der Chevalier — laß mich, guter Philipp! Du meinſt es treu und gut mit mir, Du haſt ein Recht, auch die geheimſten Falten meines Herzens zu durchſchauen; aber das eine, was tief verborgen bleiben muß, das drückende Geheimniß laß mir allein. Du weißt, ich kann dem Schickſale trotzen und beuge mein Haupt nicht vor dieſem Mächtigen, doch trag' ich ſeine Leiden gern allein!

Und willſt mein Freund ſein?! — rief Vatillen lebhaft — Haſt die Thorheiten, die Sünden meines Leichtſinns mit mir getragen und das Unglück, und ich ſollte nicht Gleiches mit Gleichem vergelten, da Du edler, guter Menſch wahrlich nur die Launen des Schickſals, nicht die Schuld zu

tragen haſt. Sag', was Dich quält! es muß viel ſein, da es Dich ſo weich ſtimmen kann. Ich habe Dir das erwachte Gefühl meines Herzens im Augenblicke ſeines Entſtehens mitgetheilt, es Dir aufgeſchloſſen, meine Liebe Dir entdeckt, Dir geſagt, daß Adelaide, von der ich nicht einmal weiß, ob ich hoffen darf, das ganze Glück meines Lebens macht — und Du —

Ich ſchweige, Philipp! meine Worte würden Dich nicht beglücken.

Starr ſah ihn Batillen an, immer geſpannter wurde der Ausdruck ſeines Geſichtes, immer ſtarrer ſein Auge. — Pierre! — rief er jetzt, und ergriff des Freundes Hand. — Ich weiß, was Dir iſt, ich kenne die Qual; Du liebſt, liebſt Adelaide d'Armencourt!

So iſt es! — ſagte der Chevalier dumpf vor ſich hin — ich liebe ſie!

Hand in Hand ſtanden nach dieſen ernſten Worten die Beiden, den Blick zur Erde geſenkt. Noch hielt die Freundſchaft feſt die Hände in einander, noch drängten ſich die Herzen liebend entgegen. Doch wie lange, ſo ſtand Adelaide, dieſer Engel, wie ein Dämon zwiſchen beiden, zerriß das ſchöne Band der Jugend, und trennte zwei Herzen, die für einander geſchaffen zu ſein glaubten! Noch ſtanden ſie ſo, noch zitterte Hand in Hand, als Pierre de Theis den ernſten Blick erhob und, ihn auf ſeinen Freund richtend, mit feſtem Tone begann:

Philipp! mein Weg war ſtets rauh, mein Sinn hat ſich ſchon lange an das Entſagen gewöhnt; ich mache keine Anſprüche an das Leben und ſein Glück, und die erſten, die ich machte, ſollte ich ſie mir mit dem Freunde erkaufen? Nein! Adelaide's Zauber ſoll nicht zerreißen, was ſchon die Kinderjahre knüpften — ich habe dulden gelernt. Sei glücklich, mein Philipp! — Er drückte innig, herzlich dem Freunde die Hand, der ſtürmiſch an ſeine Bruſt ſank, und ſprachlos lange dort ruhte.

Endlich riß Batillen ſich los. Heiter blickte er auf. Ein ſanftes Lächeln ſchwebte auf ſeinen Lippen und ſchien der freundliche Bote tröſtender Worte zu ſein. — Pierre! — ſagte er, und ſein ganzes Herz ſchwebte auf dieſem Worte dem Freunde entgegen. — Mein Pierre! ſoll Dein Philipp ſchlechter ſein, ſoll er weniger über ſich vermögen als Du, mein edler Bruder? Nein, wahrlich nein! — Erſt heute ſah ich Adelaide, nur der Augenblick trug auf ſeinen flüchtigen Schwingen ihr Bild zu meinem Herzen, und mein leichter, froher Sinn vermochte ja ſo ſchnell tiefere Eindrücke zu verwiſchen, wie vielmehr den flüchtigen eines Augenblicks! Du aber, verſchloſſen für Alles, was des Menſchen Herz mit leidenſchaftlicher Gluth erfüllt, Du haſt jetzt Deinen Tempel geöffnet; die Göttin trat ein, und ſchreitet ſie je wieder von dannen, ſtürzt der Tempel hinter ihr in Trümmer. Nein, mein Bruder! ſchon oft fand ich eine Roſe, von der ich glaubte, ohne ſie blühe mir keine Blume mehr auf Erden; ſie ward mir nicht, und Tauſende entſproßten wieder um mich Fröhlichen her. Deshalb, doch ich habe ja nichts Dir zu opfern, weiß ich doch nicht, ob das

Mädchen Batillen nur beachtet hat, und Dir ist sie gewiß schon liebend genaht.

Sie mir nicht, so wenig, als ich ihr! — unterbrach ihn der Chevalier — Ich habe meine Gefühle in meinem Herzen verschlossen, und ohne Dich hätte ich sie verborgen mit über die Alpen genommen. Auch ich habe Dir nichts zu opfern. — Wir stehen uns gleich. Was Dein leichter Sinn zu verscheuchen glaubt, dem hoffe ich mit festem, kühnem Sinne entgegen zu treten.

Wohlan! — rief Batillen nach einigem Nachdenken plötzlich aus — Wohlan, Pierre! höre nun mich! Wir lieben beide; beide hat bis jetzt die Hoffnung noch nicht beglückt. Laß uns nach dem Preise ringen. Wer von uns den Kranz sich erkämpft, drücke die Liebe an sein Herz, den Freund an seine Brust, und die Freude über des Bruders Glück trockne die Thräne getäuschter Hoffnung! Laß uns um Adelaide's Gunst werben, aber laß uns Freunde sein und bleiben bis in den Tod. Sind wir beide nicht glücklich — dann tröste der Freund den Freund!

Es sei! — rief der Chevalier — auch die Liebe trenne nicht unsern Bund; auch zum Altare begleite der Bruder den Bruder! — Noch einmal ruhten sie Arm in Arm und schieden fester verbunden, als je.

Das heutige Fest war glänzend. Es war der Namenstag der Herzogin von Alençon, der Schwester des Königs, der in der Folge so berühmten Königin Margarethe von Navarra. Der ganze Hof hatte sich mit besonderer Sorgfalt geschmückt, und unter Allen strahlte Adelaide d'Armencourt glänzend hervor. Selbst der Herzogin von Angoulême war dies nicht entgangen, als Adelaide in ihr Gemach trat; sie hatte sie mit den Worten empfangen: Wie schön bist Du heute, Adelaide! schön, wie eine Rose! Senke heute Deinen Blick, sonst verwundest Du tausend Herzen. — Doch diese Worte hauchten nur eine leichte Röthe über die Wangen des Fräuleins, bis zum Herzen drangen sie nicht. Einen tiefen Blick hatte sie in selbiges gethan, und mit ihm sich berathen, als sie gestern die Herzogin von Chateaubriant verlassen. Louise von Savoyen, die Herzogin, der König und Bonnivet, selbst Lautrec schwebten vor ihr, und so mancher Ritter des Hofes, der, sie auszeichnend, sich ihr genaht hätte. Aber das Bild der beiden Frauen erschien ihr unfreundlich; sie fühlte, daß sie in ihren Händen nur als Mittel dienze, zu ihren Zwecken zu gelangen. Der König — wenn ihn Frankreichs Krone nicht geschmückt, nicht die Königin ihm zur Seite gestanden, und sein Benehmen mehr jene zarte Achtung für Frauen ausgedrückt hätte, die so selten da hervortritt, wo der Wunsch allein schon hinreicht, des Herzens Thore sich zu öffnen — hätte ihr wohl werth und theuer werden können. Bonnivet, der schöne, unwiderstehliche Günstling, war ihr zuwider. Die Eigenliebe, welche aus

jedem seiner Worte sprach, das Bewußtsein seiner Allmacht auf des Königs und der Frauen Herzen, gaben ihm fast die nemliche kühne Stellung gegen diese als dem Könige, nur daß hier die Majestät milderte, was dort des Günstlings Dünkel noch greller machte. — Der Marschall Lautrec mit seinem von vierzehn Wunden entstellten Gesichte, die ihn neben dem sterbenden jugendlichen Helden Gaston de Foix in der Schlacht von Ravenna ehrenvoll gezeichnet, war mehr im Stande abzuschrecken als anzuziehen; auch war der Ehrgeiz ganz an die Stelle der Liebe getreten, sie war ihm nur wichtig, in sofern sie seiner Schwester die Netze flocht, womit sie den König festhielt. Er konnte auf Adelaide keinen Eindruck machen; jedoch war ihr der herzliche Ton, mit dem er zu ihr sprach, nicht unangenehm. Aus den übrigen Rittern trat in ihren Augen keiner glänzend hervor. Vatillens Gestalt, sein sprechendes Auge hatten sie überrascht; doch flüchtig, wie diese Ueberraschung, war auch der Eindruck wieder verschwunden. — Nur der Chevalier de Theis, dieser ernste, schöne Mann, der schon, als sie an dem ersten Tage ihres Aufenthalts am Hofe in den Zimmern der Herzogin von Angoulême erwartungsvoll, verlegen stand, mit Theilnahme sich ihr genaht, und seitdem immer als warnender Freund ihr zur Seite gestanden hatte, nur der Chevalier trat aus diesem bunten Kreise als eine edle Gestalt hervor, die, mit Jugend und Schönheit geschmückt, auch trotz des Ernstes ihr als eine freundliche erschien. Sie glaubte aus ihres Herzens Tiefe seinen Namen lauter, öfter zu hören, als die Namen aller Andern; doch war die Stimme so ernst, nicht lockend genug, um sie glauben zu lassen, es könne wohl die Liebe sein, die seinen Namen ihr entgegen riefe.

In dieser Stimmung hatten die schmeichelhaften Worte der Herzogin sie getroffen, und ihr nicht wohl, nicht wehe gethan. In ihrem Gemüthe, in ihrem Herzen wollte sie den Born ihres Glückes finden, nicht in ihren leicht vergänglichen Reizen; sie war zu stolz, um Werth auf das wandelbare Geschenk der Natur zu legen, und es war ihr oft ein lästiger Schimmer, der die Männer anzog, und um welchen sie, den Mücken gleich, flatterten. Sie trat daher kalt und gleichgültig in das Gefolge der Herzogin zurück, die sich nun in den Versammlungsaal begab, wo sie, bis auf den König und sein Gefolge, Alle beisammen fand.

Der Herr von Vatillen und der Chevalier waren eben im ernsten Gespräche mit dem Ritter Bayard, ihrem Landsmann, begriffen, und unterhielten sich wahrscheinlich von dem italienischen Kriegszuge, als die Herzogin von Angoulême mit ihren Frauen hereintrat. War es Zufall, war es einer jener Schicksalsaugenblicke — Adelaide's Auge traf unter der großen Menge diese beiden, deren Blicke wohl natürlich schnell auf ihrer holden Gestalt ruhten. Der Chevalier grüßte sie freundlich, Vatillen verbeugte sich ernst, als sie an ihnen vorbeischritt, faßte seines Freundes Hand und sagte leise zu ihm: Pierre! die Vorbedeutung, die ich mir selbst aufgestellt habe, ist nicht erfüllt, ich bin der Glückliche nicht.

Sagt mir Batillen! — unterbrach ihn der Ritter Bayard — was iſt Euch? Sonſt glühte bei dem Anblick der Schönheit Euer Auge, und ich habe Euch oft bewundert, wie Ihr, ein ſo ernſter, wackerer Krieger, ſo leicht, ſo flatternd um Weiber buhlen konntet; und jetzt, wahrlich bei dem eben beſprochenen Zuge über die Alpen waret Ihr nicht ſo finſter als in dieſem Augenblicke! Hat Euch vielleicht das Herz einer Jungfrau unſrer Dauphins ſo umgeſtimmt?

Wahrlich nicht! — erwiderte Batillen — ich war noch der Alte als ich an den Hof kam, um nichts beſſer, um nichts ſchlechter.

Nun, Ihr habt ein Geheimniß in Eurer Bruſt verſchloſſen, — ſagte Bayard — darum ſchweig' ich. Nach der Tafel alſo ſtelle ich Euch Don Pedro von Navarra vor; Ihr werdet an ihm einen tüchtigen Feldherrn finden, groß in ſeinen Planen, feſt in ihrer Ausführung. — Er nickte ihnen freundlich, und wollte ſie verlaſſen, als eben die Flügelthüren ſich öffneten, und der König eintrat.

Der Monarch war zu dem Feſte, welches er ſeiner geliebten Schweſter gab, ſorgfältig geſchmückt. Um ein aufgeſchlitztes, weißſammetnes Gewand hing der hellblaue, mit goldenen Lilien geſtickte Mantel, der ſchwarzſammetne Hut, auf welchem in einer koſtbaren Diamanten-Agraffe eine kleine Reiherfeder ſchwankte, bedeckte nur leicht ſeine braunen, üppig herabfallenden Locken, und zu Aller Erſtaunen war unter dieſem Diamantenſchmuck eine einfache, faſt verwelkte Roſe geheftet, die, wenn auch ſchon halb entblättert, doch trotz ihrer Beſcheidenheit noch zu ſagen ſchien: Ich bedeute mehr als alle ſtrahlenden Juwelen über mir.

Niemand konnte ſich dieſe Roſe deuten, nur für die Herzogin von Chateaubriant und Adelaide d'Armencourt war ſie kein Geheimniß, und noch für Einen, der erbleichend nach ihr ſtarrte, und dem mit dem eben ihr entfallenen Blatte die Hoffnung entſank. Batillen war dieſer Unglückliche. Alles von der leichten Seite erfaſſend, hatte der Eindruck, den Adelaide's Anblick geſtern auf ihn gemacht, ihn, ehe er es reiflich überlegte, zu einerr Thorheit verleitet. Ohne ſelbſt eigentlich zu wiſſen, warum, vielleicht nur die Eitelkeit des Mädchens zu prüfen, war, da er Lautrecs Unterredung mit Adelaide belauſcht und ihren Beſuch bei der Herzogin erfahren hatte, der Knabe mit der Roſe von ihm in den Gang geſtellt, welcher zu der Chateaubriant Gemächern führte, und ſo ſeiner Meinung nach ein Liebesabenteuer gewöhnlicher Art eingeleitet. Aber kaum war er auf ſein Zimmer zurückgekehrt, als er nach einiger Ueberlegung fand, daß Adelaide d'Armencourt wohl eines ernſteren Blickes werth ſei, und als er dieſen auch in ſein Inneres gethan, gereute es ihn, daß er den Knaben und die Roſe geſendet. — Nun wohl! — rief er eben aus, da der Chevalier geſtern bei ihm eintrat, — ſo ſei die Roſe mir eine Schickſalsblume; trägt ſie ſie morgen, ſo blühet mir Hoffnung aus ihr entgegen!

Und ſie trug ſie nicht, aber wahrſcheinlich war es die Schickſalsroſe,

welche den Hut des Königs ſchmückte. — Dieſer ſchien heute beſonders gnädig. Huldreich nahte er ſeiner Schweſter und ihrem Gatten, dem Herzoge von Alençon, den er ſonſt nicht ſehr auszuzeichnen pflegte; in den verbindlichſten Ausdrücken dankte er ſeiner Mutter für die geſchmackvolle Anordnung des Feſtes, und war gegen den Connetable, Karl von Bourbon, ausgezeichnet freundlich. Als er jetzt mit dem Ritter Bayard ſprach, und der Chevalier de Theis neben ihm ſtand, der ſich bei des Königs Annäherung ſchnell zurückziehen wollte, befahl er ihm zu bleiben, ſprach über ſo manchen ernſten Gegenſtand mit dem Ritter ohne Furcht und Tadel, und wandte ſich dann zu dem Chevalier de Theis. — Foi de gentilhomme, Chevalier! — ſagte er lächelnd — Ihr habt noch den Dank für den Tag bei Terouénne zu fordern, wo Ihr unter Bayard ſo heldenmüthig die Brücke vertheidigtet. Ich wüßte Euch nichts Beſſeres zu geben, als dieſe Roſe; — Er nahm ſie von ſeinem Hute und gab ſie dem Chevalier, der, verwundert über dies ſonderbare Geſchenk, dem Könige durch eine tiefe Verbeugung ſeinen Dank auszudrücken ſuchte.

König Franz lächelte, als er den Chevalier die Roſe mit ſonderbar ernſtem, faſt verdrießlichem Blicke an ſein Kleid heften ſah; er nickte ihm noch einmal freundlich zu. — Verwahrt ſie gut! rief er, und ging eilig zu der Herzogin von Chateaubriant.

Nun wahrlich! — rief der Ritter Bayard mit Unmuth — Ein köſtlicher Lohn für Deine Thaten, armer de Theis! Für Bonnivet paßte ein ſolcher eher als für Dich, Du ernſter Krieger! Tröſte Dich! Wirf die Roſe weg, wenn Du nach Hauſe gehſt, und denke: Auch ohne Belohnung alles für Gott und König!

Seid Ihr nun mit mir zufrieden, ſchöne Adelaide? — ſagte der Monarch halb leiſe, als er jetzt an dem Fräulein d'Armencourt vorbeiging. — Und Ihr — wendete er ſich ſchnell zur Herzogin von Chateaubriant, die eben mit Margarethe d'Alençon in einem ceremoniellen Geſpräche begriffen war, — zürnt mir doch nun der Roſe wegen nicht mehr?

Wer dürfte auf Euch zürnen? erwiderte die ſchöne Chateaubriant. — Wer könnte es? unterbrach ſie die Herzogin von Alençon. Auch Louiſe von Savoyen trat zu ihnen, und da ſie die Roſe am Hute des Königs vermißte, fragte auch ſie: wo er dieſe Blume, die dem ganzen Hofe an ſeinem Hute ſo auffallend geweſen ſei, gelaſſen habe?

Sie iſt an den rechten Mann gebracht, — erwiderte er lächelnd — und der verwahrt ſie beſſer als ich! — Er zeigte auf den Chevalier de Theis, bot ſeiner Mutter den Arm, und führte ſie zur Tafel.

Der Zufall, dieſer blinde, launige Gott, brachte Batillen an Adelaide's Seite. Es war nicht ſeine Abſicht geweſen, ſich um den Platz neben ihr zu bemühen; er war noch zu ſehr wegen der Roſe aufgeregt, die er jetzt an des Chevaliers Bruſt ſah, und dieſen nun als den vom Schick-

ſal Erwählten erkennen mußte. Aber mit einem Bekannten in ein Geſpräch verwickelt, fand er, und eben ſo Adelaide, nur noch die beiden leeren Plätze, und ſo brachte der Zufall zuſammen, was Batillen vom Schickſal getrennt glaubte.

Schweigend ſaß der ſonſt ſo Beredte neben dem reizenden Mädchen. Die Roſe, welche er ihm gegenüber an des Freundes Bruſt erblickte, leitete jedoch ſeine Gedanken ſchnell wieder auf dieſe; je mehr er aber darüber nachdachte, deſto weniger ſchien ihm die Roſe eine böſe Vorbedeutung ſein zu können; denn durfte wohl ein ſittſames Mädchen, der Aufforderung eines Unbekannten folgend, das Geſchenk am heutigen Feſte tragen? — Wie ſie aber in die Hände des Königs gekommen, weshalb ſie dieſer dem Chevalier gegeben, dies war und blieb ihm ein Räthſel. Es zu löſen, nahm er ſich vor; ſein leichter Sinn kämpfte nicht lange ohne Erfolg gegen ſeinen Unmuth, und ſo begann die Unterredung mit Adelaide, welche die gütige Abſicht des Königs, als er dem Chevalier das ſonderbare Geſchenk machte, leicht errathen hatte.

Mein Freund, der Chevalier de Theis, der geſtern ſo gütig war, mich Euch vorzuſtellen, Fräulein! — hub Batillen an — iſt heute ſehr glücklich. Das Geſchenk des Königs, ob er gleich ſo wenig als ich deſſen Deutung verſtehen mag, muß viel Werth haben. In jeder Gabe des Monarchen liegt ein wohlwollender Sinn, wie vielmehr in einer Blume, welche die Liebe zu ihrem Sinnbilde erwählte!

Ich hätte mir ein anderes erwählt, — erwiderte Adelaide dem Ritter — könnte ich die Liebe ſein.

Und welches? fragte dieſer ſchnell.

Die Immortelle! — antwortete das Fräulein — Seht nur, ein Blatt nach dem andern fällt ſchon ab, und ehe die Tafel aufgehoben iſt, bleibt dem Chevalier von dem königlichen Geſchenke nur der blätterloſe Kelch; ſeht nur, wie ſie umher fliegen, die leicht Verwehten, als hätten ſie Schmetterlingflügel!

Dieſe Worte, wohl nicht mit Abſicht geſagt, jagten doch das Blut in Batillens Wangen, der, ſeiner Schmetterlingnatur eingedenk, die Deutung der Rede auf ſich zog und ganz vergaß, daß ihn Adelaide noch gar nicht kenne. Zum Streite mit ihr glaubte er ſich dadurch aufgefordert und vergaß ſeinen Unmuth und ſeinen Plan.

Wenn Ihr die Liebe wäret, Dame! — ſagte er mit Galanterie — die Ihr doch wirklich zu ſein ſcheint, warum Euch ein Sinnbild wählen, das erſt im Herbſt erblühet, dem Winter trotzt, und wenn alles um daſſelbe wieder grünt und blüht, das neue Leben in friſchen Farben erglüht, welkt und verdorrt, und wie eine Mumie ſeine Todtenfarbe und ein lebloſes Sein ſich erhalten hat! Lieber mit der Roſe aufblühen und ſich entfalten, lieber, von ihrem zarten Aurorahauch angeweht, wonnig die wenigen Tage des Lebens verträumen, und dann auf Schmetterlingflügeln der

Vernichtung entgegen ſchweben, als dies eintönige, langweilige Sein einer Immortelle, die ohne Duft, ohne Glanz, als ein Todtenbild nur der trüben Erinnerung geweiht, ihr Leben nie gelebt hat!

Adelaide lächelte.

Wer ſo wie Ihr — fuhr Batillen fort — der Roſe gleicht, wer ſo wie Ihr ein holdes Bild der Liebe iſt, der iſt Roſe und Immortelle zugleich!

Schade, — unterbrach ihn das Fräulein, von der Lebendigkeit ſeiner Rede, die wohl den Nachbarn ſo verſtändlich ſein mußte, wie ihr, nicht wenig in Verlegenheit geſetzt. — Schade, daß Marot nicht hier iſt, er fände in Euren Worten trefflichen Stoff zum Liede. Ich freue mich, in Euch einen Sänger zu finden, denn nur dieſer vermag ſich ſelbſt zu täuſchen.

Nein, Fräulein! — rief Batillen — der bin ich nicht, die Gabe ward mir nicht! Das Schwert weiß ich zu führen, meine Empfindungen in Worten auszudrücken, aber der Reim iſt mir eine Feſſel, die Feder ein Dolch; ich verſtehe nicht, ihn zu führen. — Aber ſeht nur, wie der Chevalier uns beobachtet; ich fürchte faſt, er füllte beſſer dieſen Platz aus als ich, und die Immortelle wär' ihm lieber als die Roſe.

Wirklich ſah dieſer mit ernſt-wehmüthigem Auge nach Adelaide, zufällig, wohl ohne es zu wollen, faßte er nach ſeinem Herzen, drückte die Roſe an ſich, und mit der Hand ſanken auch ihre letzten Blätter.

Ihr habt wahr geſagt! — raunte ihr Batillen leiſe zu — Sie iſt entblättert durch des Chevaliers kräftige Hand, und dieſe iſt doch wahrlich kein Schmetterlingsflügel, auf dem ſie entfliehen konnte.

Adelaide mußte lächeln, ſo ernſt auch der düſtere Blick des Chevaliers ſie ſtimmte. Sein Bild war ihr durch die unüberlegte Rede der Chateaubriant näher getreten, faſt lieber geworden, doch wußte ſie ſelbſt nicht, wodurch; ſie glaubte, ſich mehr mit ihm beſchäftigen zu dürfen, ſie beobachtete ihn genauer, und eine Ahnung ſtieg in ihr auf, ſo ſehr ſie ſich auch dagegen ſträubte, daß unter dem ernſten, gleichmüthigen Geſichte der Freundſchaft die Liebe ſich berge. Sein wehmüthiger Blick, der ſie heute zum erſten Male traf, that ihrem Herzen wohl und wehe.

Fräulein! — unterbrach Batillen ihr Sinnen — Eure Gedanken ſchweifen umher, oder ſind nur auf einen Gegenſtand gerichtet. Wohl dem Glücklichen, mit dem ſie ſich beſchäftigen — wehe dem Armen, an welchem ſie kalt vorüberziehen!

Adelaide ſah auf. Batillens Blick ruhte in dieſem Augenblick ſo ſonderbar auf ihr, daß ſie verlegen die Augen niederſchlug. Nicht unbeſcheiden glühte ſein Auge, aber ſo ſeelenvoll, daß ſie eine innere Bewegung nicht unterdrücken konnte, und es ihr nicht unlieb war, als er von neuem das Schweigen brach und mit Gutmüthigkeit zu ihr ſagte: Fräulein! der Zufall hat Euch heute Euren Platz neben einem fröhlichen Ritter der Dauphins angewieſen, der nur zu leicht für jede ſeiner Empfindungen Worte

findet und nicht karg mit ihnen iſt. Verzeiht und zürnt ihm nicht, wenn er vielleicht zu frei, zu laut, zu lebendig ſich ausdrückte; er fühlt, daß er dieſer Verzeihung bedarf, und daß der Ernſt, der ſich ſeiner bemeiſtert hat, wohl nicht ſo leicht ſich wegſcherzen läßt, als er es ſonſt gewohnt war. Er wird ſchweigen und Euch nicht mehr in Euren Betrachtungen ſtören.

Dieſe Worte, mit Herzlichkeit geſprochen, mußten Adelaide befremden, die bis jetzt in ihrem Nachbar nur einen Neckenden erkannt und ihm nicht leicht eine ernſte Rede zugetraut hätte. — Ich bitte Euch — erwiderte ſie freundlich — ſich nur Eurer fröhlichen Laune zu überlaſſen. Der Frohſinn, wenn er in ſeinen Schranken bleibt, iſt ein freundliches Geſchenk der Natur, das nur dann läſtig wird, wenn es nicht mit Gutmüthigkeit vereint iſt. Ich liebe den Scherz, ich liebe ein fröhliches Gemüth, mir die Stunden des geſelligen Lebens zu verkürzen, fordere aber von dem wirkenden Leben des Mannes Ernſt.

Die Tafel wurde jetzt aufgehoben. Batillen, ohne Zeit zu haben, auf Adelaide's Rede zu antworten, verbeugte ſich ehrerbietig; ſie trennten ſich — er den Pfeil noch tiefer im Herzen, ſie mit dem Gedanken, daß die beiden Freunde aus der Dauphiné wohl ihrer Beachtung werth wären.

Bonnivet! — ſagte der König nach aufgehobener Tafel, und trat mit dem Admiral in ein entferntes Fenſter. — An des ernſten Chevaliers Bruſt iſt mein Geſchenk ſchon verwelkt; Bayard ſteht neben ihm und ſucht ihn zu tröſten. Ich glaube wahrlich, der Thor würfe zürnend die Ueberbleibſel weg, ſcheute er meine Ungnade nicht. Geh' und laß ihm merken, welchen Werth dieſe Roſe für ihn haben muß! — Ich gönne ihm ſein Glück.

Sire! — erwiderte der Admiral lächelnd — wär' ich König, ich gönnte mir es ſelbſt. Zu ſchön, zu reizend iſt die Bretagnerin!

Nein, Bonnivet! — erwiderte der Monarch — Es liegt mir ein Etwas in dieſem Mädchen, das ich wider Willen achten muß, und überdies würden bei dem kleinſten Schritte die Herzogin und meine Mutter mir zürnen; auch meine Gemahlin, welche ſie vor ihrer Krankheit nur einmal geſehen, hat ſie mir empfohlen. — Deshalb ſchweig', ich gab mein Wort!

Nun, Sire! ſtreckt Ew. Majeſtät die Hand nicht nach dieſer Blume, ſo erlaubt, daß ich —

Daß Du ſie auf Chatelleraud als Deine Gemahlin einführeſt. Gern! — Ohne Bonnivets Antwort abzuwarten, verließ der König den Günſtling, und ließ ihn verlegen ſtehen.

Chevalier! — ſagte dieſer zu de Theis, als Bayard ihn verlaſſen hatte. — Ihr ſcheint das Geſchenk des Königs nicht ſehr zu achten; ſeht, nur noch die traurigen Reſte habt Ihr bewahrt! Kenntet Ihr die gnädige Abſicht des Monarchen, Ihr würdet von der Gunſt, Euch dieſe Roſe gegeben zu haben, entzückter ſein, als wenn Euch der Connetable das königliche Patent der Lieutenance der Dauphiné überreicht hätte.

Herr Admiral! — erwiderte der Chevalier lächelnd — Es mag ein geheimer Zauber in dieſer Roſe liegen; mir, der ich mich ſo wenig auf Blumen und ihre Deutung verſtehe, mir bleibt er verborgen.

Sagte Euch Euer Herz nichts, als Ihr ſie dicht neben daſſelbe heftetet?

Wahrlich nichts, als daß es verwundert fragte, wie der Chevalier de Theis zu dieſem königlichen Geſchenke kam! — antwortete dieſer ſchnell und mit Unmuth. — Nie habe ich für den König Roſen gepflückt; dies Amt überlaſſe ich Euch, Herr Admiral! Ihr verſteht das beſſer, als ich.

Meint Ihr? — fragte Bonnivet gedehnt, — und dieſer Augenblick befeſtigte wohl den ernſten Chevalier nicht in der Gunſt des allgefürchteten Admirals. — Nun wißt, die Roſe an Eurem ſorgloſen Herzen ruhte auch an Adelaide d'Armencourts Buſen!

Herr Admiral! fuhr der Chevalier auf.

Sie ruhte dort; darum wohl Euch, daß der König Euer Herz kannte, und ihm den ſchönſten Lohn abtrat!

Abtrat? — wiederholte de Theis — Und wie kam die Roſe in des Königs Hand?

Für wen, ſo wie Ihr eben ſagtet, ſelbſt der Admiral von Frankreich die Roſen pflückt, dem können ſie nichts ſeltenes ſein! ſagte er mit Bosheit. Er wandte ihm ſchnell den Rücken und ging.

Herr Admiral! — rief der Chevalier entrüſtet, und wollte ihm folgen; doch Batillen, der ſchon aus der Ferne des Freundes Heftigkeit bei dieſer Unterredung beobachtet hatte, war ihm näher getreten und hielt ihn jetzt zurück. — Mäßige Dich, Freund! — rief er ihm zu — Der Raſche fällt leicht auf dieſem glatten Boden. Keine offene Fehde mit dem Mächtigen! — Komm; ich bitte Dich!

Als er ſeinen Freund aus dem Saale geleiten wollte, mußten ſie an Adelaide vorbei. Plötzlich hielt der Chevalier an. — Dame! — ſagte er, ſich vor ihr neigend, und die Ueberreſte der Schickſalsroſe von ſeiner Bruſt nehmend, — erlaubt, daß ich Euch Euer Eigenthum zurückgebe. Spart Eure Blumen für den auf, der Eure Gunſt zu ſchätzen weiß! — Er neigte ſich noch einmal vor dem Fräulein, und verließ mit Batillen den Saal.

Noch hielt Adelaide ſinnend die Roſe in der Hand, als die Herzogin von Angoulême den Saal verließ und ſie ihr folgen mußte. In ihrem Gemache angekommen, entließ die Herzogin ihre Frauen, nur Adelaide befahl ſie, bis ſie aus ihrem Cabinet zurückkäme, zu warten.

In dem nemlichen Zimmer, wo ſie bei ihrem erſten Auftreten am Hofe angſtvoll und unruhig neben ihrer Mutter geſtanden, vor dem Bilde, wo der König ſie damals überraſcht, auf der nemlichen Stelle, wo der ernſte Chevalier, ſie betrachtend, verweilt hatte, ſtand ſie jetzt und dachte

über ihre Verhältniſſe nach. Wie ſehr hatte ſich alles ſeit jener Zeit geändert, wie anders waren die Gefühle in ihrer Bruſt!

Er hat Recht, der Ernſte! — rief ſie aus — er hat Recht, mir zu zürnen! Zu übereilt habe ich gehandelt, und meine Eitelkeit, die mich glauben ließ, aus der Hand des Knaben nähm' ich das Geſchenk des Königs, hat mich einen Mißgriff thun laſſen, der mich in den Augen des ſtrengen Mannes entwürdigen muß. Deshalb bin ich ihm Aufklärung ſchuldig; ſie ſoll ihm werden!

Biſt du wieder zurückgekehrt, du früh Entblätterte?! — rief ſie jetzt, die Roſe in ihrer Hand wiegend, — von dem Könige zu dem Freunde, von dem Freunde zu mir zurückgewandert, und immer weiß ich noch nicht, wer dich mir ſandte. Nun, ſei für mich eine mahnende Erinnerung der Vorſicht, ich will dich ſo theuer verwahren, als wäreſt du mir aus der Hand des Geliebten geworden! — Da hörte ſie im Vorzimmer Tritte nahen; ſchnell verbarg ſie die Roſe in ihrem Buſen, und als ſie ſich wandte, ſtand der Connetable und Batillen vor ihr.

Iſt die Herzogin zu ſprechen? fragte Karl von Bourbon die Erröthende.

Ich glaube kaum! — erwiderte dieſe — ſie befahl mir, ſie hier zu erwarten.

So erlaubt, daß wir Euch Geſellſchaft leiſten! — Dies iſt Philipp von Batillen aus der Dauphiné, — fuhr er fort, ihr den Ritter vorſtellend — Er iſt meinem Hauſe zugethan; ich komme, ihn der Gnade der Herzogin zu empfehlen.

Ich kenne den Ritter ſchon, gnädiger Herr! — erwiderte Adelaide — Er war heute bei Tafel mein Nachbar.

Auch Euch empfehle ich ihn! — ſagte der Connetable — Ihr könntet Euch um Euer Geſchlecht verdient machen, wenn Ihr vermöchtet, dieſem Schmetterlinge die Flügel zu binden.

Gnädiger Herr! — rief Batillen ſchnell — dazu bedarf es nur eines huldvollen Blickes der Dame!

Glaubt ihm nicht, Fräulein d'Armencourt! — unterbrach ihn der Herzog von Bourbon — er iſt zwar einer der tapferſten, aber gewiß auch der flatterhafteſten Ritter Frankreichs.

Adelaide verbeugte ſich ſchweigend. Sie vermied, weiter in das Geſpräch einzugehen, welches ihre Verlegenheit nur vermehren konnte, und als eben die Kammerfrau aus der Herzogin Gemach trat, und ihr den Befehl brachte, zu der Gebieterin zu kommen, verneigte ſie ſich ſchnell, froh, dieſe Unterredung abbrechen zu können. Aber kaum hatte ſie den Connetable und Batillen verlaſſen, ſo kehrte ſie ſchon wieder zurück, bat den Herzog, bei ihrer Gebieterin einzutreten, und ſah ſich nun mit Batillen allein.

Fräulein! — ſagte dieſer ſchnell, als ob er fürchtete, ungenutzt den

glücklichen Augenblick davon eilen zu ſehen. — Verzeiht, wenn ich Euch zudringlich erſcheine! Sagt mir, wie kam die Roſe, welche mein Freund, der Chevalier, Euch zurückgab, in des Königs Hand?

Dem Chevalier will ich es ſagen! erwiderte das Fräulein mit Ernſt.

Auch dies! — rief er freudig, und ſein leichter Sinn trat ſchnell wieder in die alten Rechte. — Nun wohl, Ihr wollt mir von der Roſe nichts ſagen, und doch bin ich in ihr Geheimniß ganz eingeweiht. Ich kenne den, der ſie Euch ſandte.

Hohe Gluth überzog Adelaide's Geſicht; ihr ſchien dieſe Aeußerung Batillens, wahr oder erdichtet, nicht zart. — Mir gleich, wer ſie mir zu ſchicken ſich bemühte, — ſagte ſie mit Stolz — ich erhielt ſie von unbekannter Hand, und ſie war mir werthlos!

Batillen verbeugte ſich tief. — Ich ſehe wohl, Fräulein d'Armencourt! — begann er jetzt — daß der fröhlich-neckende Geiſt, der mich bald da, bald dort hin treibt, Euch nicht gefällt, daß Ihr meinen ſcherzhaften, und doch ſo wohlgemeinten Worten eine zu leichte, eine falſche Deutung gebt. Darum, um Euch zu zeigen, daß die Schmetterlingflügel gebunden ſind, will ich ernſt und feſt gebunden an Eure Schritte ſein; aber auch beſcheiden. Erlaubt, daß ich und mein Freund unſere Dienſte Euch weihen, daß die Ritter der Dauphins, dem Stern der Bretagne huldigend, ihn zum Stern ihres Lebens erkieſen dürfen, daß —

Batillen! rief der Connetable, der eben die Thür des Gemaches der Herzogin öffnete; und er mußte eintreten. — Ein ſonderbarer Mann! — ſagte Adelaide ſtill für ſich — Dieſer leichte Sinn, der das Ernſthafte nur ſpielend ergreift, dieſe Wärme, mit der er ſpricht, dieſes eigene, ſonderbare Benehmen, ſich mit ſeinem Freunde zugleich meinem Dienſte zu weihen! Sonderbar! — Und doch liegt etwas Anziehendes in dem offenen Blicke, in dem freundlichen Zuge ſeines Mundes, in ſeiner edlen Geſtalt, und wenn ich achtungvoll dem Chevalier gegenüber ſtehe, weiß ich nicht, ob ich mich nicht mehr nach der leichten Unterhaltung Batillens hingezogen fühle. Doch, Adelaide! — rief ſie plötzlich — wozu dieſe Betrachtungen?! warum nur auf dieſe beiden dein Auge richten, warum den ſtillen Wunſch hegen, des Einen Flügel zu binden, und dem Andern ſie zu lüften? — Scheint es doch faſt, als ob du glaubteſt, nur an dieſe beiden kette dich dein Schickſal!

Ein Befehl von ihrer Gebieterin, zu ihr zu kommen, ſtörte ſie in ihren Betrachtungen. Eben als ſie eintrat, neigte ſich Batillen tief vor der Herzogin, und ſchien ihr für etwas zu danken; der Connetable ſtand an einem Tiſche, auf welchem allerlei Papiere lagen, und ſein Blick war aufmerkſam auf dieſe gerichtet.

Adelaide! — rief ihr die Herzogin entgegen — welche iſt Deine Farbe?

Grün und roth ist die Farbe des Wappens der d'Armencourts! erwiderte Adelaide, sich verbeugend.

Nein, — unterbrach sie die Herzogin — nicht die Farbe Deines Hauses, die Farbe Deines Herzens will ich wissen!

Die kenn' ich selbst nicht, Hoheit! erwiderte Adelaide erröthend.

Kind! — sagte die Herzogin lächelnd — so unwissend bist Du mit den Gebräuchen der Galanterie wohl nicht, um meine Frage nicht zu verstehen. — Also, welche Farbe ziehst Du den andern vor, welche Farbe ist Deine Leibfarbe?

Blau und weiß! — erwiderte das Fräulein. — Blau ist das Sinnbild der Treue; treu meiner Gebieterin zu sein, treu bis in den Tod sei mein Bestreben, und darum eine sich die Farbe der Unschuld und Reinheit mit ihr, damit ich würdig bin, die Erste für Euch zu tragen!

Ihr seht, Batillen! — sagte nun die Herzogin mit Bedeutung — auf welche feine Art das Fräulein Euch an die Pflichten des Ritters erinnert. Treu und rein sei künftig Eure Devise! denn ich hoffe, Adelaide wird meinem Wunsche nicht entgegen sein, daß der Ritter Philipp von Batillen ihre Farben trägt.

Wenn es meine Gebieterin so befiehlt, und es der Wunsch des Ritters ist! erwiderte das Fräulein, sich verneigend.

Wer könnte nicht diesen Wunsch hegen, wen könnte nicht dessen Gewährung beglücken! — rief Batillen — und erlaubt es Ew. Hoheit, daß ich hier in ihrem fürstlichen Gemache vor ihren Augen es wagen darf, der Dame meines Herzens die erste Huldigung zu bringen?

Thut es, Herr Ritter! sagte die Herzogin von Angoulême, während der Connetabe von den Papieren weg zu ihnen trat.

Dame! — rief jetzt Batillen, und beugte sein Knie vor Adelaide, die, ohne verlegen zu sein, ihn vor sich in dieser Stellung sah. — Erlaubt, daß ich hier in Gegenwart der durchlauchtigsten Frau Herzogin von Angoulême und meines gnädigen Herrn von Bourbon mich für ewig Eurem Dienste weihe. Gut, Blut und Leben, alles weihe ich Euch und setze es für Euch auf's Spiel, nur nicht meine ritterliche Ehre!

Philipp von Bantillen! — sprach jetzt das Fräulein, und die Herzogin war über die Würde erstaunt, mit welcher sie vor dem Ritter stand. — Ihr kennt meine Devise, sie sei auch die Eurige! und indem ich Euch erlaube, meine Farben zu tragen, binde die Treue Eure Flügel, und nur die Reinheit und Unschuld stelle mein Bild in Eurem Herzen auf, wo ich selbst mir noch kein Plätzchen wähle, da ich es noch zu wenig, noch gar nicht kenne. Steht auf!

Dame! — rief Batillen, noch vor Adelaide kniend. — Ihr müßt nach unsrer Sitte mir meine erste Bitte gewähren, in sofern sie nicht gegen Zucht und Ehre ist; erlaubt, daß ich sie Euch vortrage!

Redet! sagte Adelaide.

Mich und den Chevalier de Theis verbindet innige Freundschaft. Auch er hat sich in der Stille Eurem Dienste geweiht. Erlaubt, daß auch er Eure Farben tragen und sich Euren Ritter nennen darf! Ein edler Wettstreit wird dann zwischen uns entstehen, wer von uns am ritterlichsten, am treuesten sich Euch weiht.

Der Chevalier de Theis — erwiderte Adelaide schnell — ist ein so ehrenwerther Ritter, daß ich ihn mit Freuden zu dem meinen neben Euch ernenne!

Batillen stand auf, küßte die Hand seiner Dame, neigte sich vor der Herzogin, und als der Connetable dieser einiges leise zugeflüstert hatte, verließ derselbe mit Batillen das Zimmer.

Adelaide! — begann nun die Herzogin, und das Lächeln, welches sich hierbei um ihren Mund zog, drückte wohl mehr Hohn als Wohlwollen aus. — Hast Du doch so eben eine Scene mit dem Ritter aus der Dauphiné gespielt, als ob Du den Amadis de Gaule erst heute gelesen hättest! Viel zu ernst, mein Kind, hast Du die Sache genommen, welche in unsern Tagen mehr der Galanterie als dem Herzen angehört, und die zur allgemeinen Sitte am Hofe des Königs geworden, so daß mehr der Ton und Gebrauch, als das Interesse dabei im Spiele ist.

Gnädige Frau! — erwiderte Adelaide mit stolzer Bescheidenheit — Wer sich meinem Dienste weiht, muß es treu und ernstlich meinen, er muß mich werth und theuer halten; auch kann er dann meiner Achtung und Dankbarkeit, wenn auch nicht meiner Neigung, gewiß sein. Was meine Ehre, was mein Herz angeht, wird immer eine ernste Seite für mich haben, — und, ich gestehe es Ew. Hoheit — der so eben vergangene Augenblick hatte etwas feierlich Wichtiges für mich, denn es war mir, da der Ritter Batillen sein Knie vor mir gebeugt hatte, als sähe ich mein Schicksal vor mir.

Du schwärmst! — erwiderte die Herzogin — Du kennst die Welt und die Männer nicht, und suchst in ihren flüchtigen Tändeleien den Ernst, der sie nur selten zu uns begleitet. Du bist schön — wie Schmetterlinge um die duftende Blume flattern sie um Dich, und ihre Eitelkeit, nicht ihr Herz legt sie Dir zu Füßen. Der König zeichnet Dich aus; doch nicht genug, sie von Dir abzuschrecken. Der Geschmack des Monarchen ist dem Sklavenvolke Regel; Dir huldigend, huldigen sie ihm. — Und Du stehst mit hohem Ernste in dieser Wolke von Weihrauch, und bist nur das Götzenbild, nicht die Gottheit, welcher sie opfern. Frage diesen Batillen, wie vielen Damen er sich schon zum Dienste geweiht; frag' ihn, aus wie vielen Wunden er für seinen Ehrgeiz, für seinen Muth geblutet hat, und aus welcher Wunde für seine Dame es strömte? Lerne die Männer kennen, und spiele mit ihnen, sonst spielen sie mit Dir!

Meine Gebieterin! — rief Adelaide bei diesen Worten, ergriff der Herzogin Hand und küßte sie mit Heftigkeit. — Raubt mir das schönste Bild meines Lebens nicht, raubt mir nicht das Vertrauen, daß es edle

Herzen giebt und Männertreue, und — verzeiht, wenn ich meiner Gebieterin zu widerſprechen wage, nicht alle Männer ſind wohl, wie Ihr ſie ſchildert, nicht alle gleichen dem ſelbſtſüchtigen Bilde, das Ihr ſo eben entworfen habt!

Du glaubſt, Adelaide, — unterbrach ſie die Herzogin — Du ſeieſt eine Ausnahme Deines Geſchlechts, begabt mit unwiderſtehlichem Zauber; Deiner Augen Strahl ziehe mit ſolcher magiſchen Kraft an, daß aus Deinen Banden ſelbſt der Flatterſinn, die Unbeſtändigkeit ſich nicht zu löſen vermag? Du wirſt es erfahren, wie wenig die Männer die Blume achten, deren Duft ſie tagelang einathmen; Dein ſtolzes Selbſtgefühl wird ſich bitter getäuſcht finden!

Das wird es nie, Hoheit! Beſcheiden in meinen Wünſchen, werde ich wenig erwarten; aber wo das Herz mir entgegen tritt, wo die innere Stimme zu mir ſpricht und ich ſie verſtehe, da werd' ich vertrauen!

Vertraueſt Du Deinem Ritter von heute, vertraueſt Du Batillen?

Ja, meine Gebieterin!

Ihm, den der Hof als den flatterhafteſten Ritter kennt, den Marot ſelbſt den ſchönen Schmetterling nennt, deſſen Empfindungen nur ein ephemeres Leben zu Theil wurde?

Ich vertraue ihm, denn was er mir ſagte, kam aus dem Herzen!

Auch daß er ſeinen Freund, den ernſten Chevalier, zugleich zu Deinem Dienſte anbietet, auch das macht Dich nicht an ihm irre?

Nein, Hoheit!

Adelaide! Wo der Mann einen Andern neben ſich duldet, da führt ihn die Liebe nicht zu Dir; allein will ſie ſtehen, allein herrſchen!

Wohl möglich!

Und glaubſt Du, den Chevalier, den Weiberfeind, zu Deinen Füßen zu ſehen!

Vielleicht!

Und was willſt Du mit beiden?

Prüfen, ſie und mich!

Die Herzogin von Angoulême lächelte und ſchwieg. — Adelaide! — ſagte ſie endlich, und zog das Fräulein näher zu ſich. — Ich ſchätze Deinen Vater, ich bin ihm manchen Dienſt zu zahlen noch ſchuldig, welches ich durch Dich abzutragen hoffe; ich bin Dir gut, ich wünſche Dein Glück, möchte Dich gern auf Deinem Lebenswege leiten und vor Irrungen bewahren und warnen; aber Du gehſt mit zu viel Feſtigkeit, und ich muß es geſtehen, dennoch beſcheiden Deinen eigenen Weg, ſo, daß ich ſchweigen und Dich Dir ſelbſt überlaſſen muß, jedoch ohne Dir zu zürnen. Geh' und prüfe Dich und Deine Kraft genau! — Geh', mein Kind! — Sie küßte ihre Stirn; das Fräulein entfernte ſich.

Als Adelaide am andern Morgen, an einer weiß und blauen Feldbinde stickend, im Zimmer saß, und die Zofe den Chevalier de Theis anmeldete, klopfte ihr Herz, ohne daß sie wußte, warum, und sie hätte sich gern verleugnen lassen, doch es war zu spät; er trat ein.

Fräulein d'Armencourt! — sagte er verbindlich — mein Freund Batillen hat mich hierher beschieden und mir gesagt, daß Ihr mir etwas zu vertrauen hättet. Ich komme, Eure Befehle zu vernehmen.

Wüßte ich doch nicht, Herr Chevalier! — erwiderte Adelaide verlegen — daß ich dem Herrn von Batillen einen solchen Auftrag gegeben hätte! Er machte mich gestern in dem Gemache der Herzogin von Angoulême mit einem Wunsche bekannt, der Euch betraf; — doch in wiefern Ihr deshalb hier seid, Herr Chevalier! wage ich nicht zu bestimmen.

Und welchen Wunsch, Fräulein?

Ist er Euch fremd, muß er auch von mir vergessen sein.

Ich habe manchen Wunsch, der Euch betrifft, — unterbrach der Chevalier die eingetretene Stille — doch ehe Ihr den einen erfüllt, würde ich die andern nicht aussprechen dürfen.

Macht mich mit diesem ersten bekannt! sagte das Fräulein.

Es ist die Beantwortung der vielleicht unbescheidenen Frage: Wie kam die Rose in des Königs Hand?

Das Euch zu sagen, hatte ich schon Eurem Freunde die Versicherung gegeben. Ich bin es mir schuldig, — wenn auch nicht Euch. Auf dem Wege durch die Galerie, welche nach den Zimmern der Herzogin von Chateaubriant führt, zu der ich beschieden war, trat im Halbdunkel ein feiner Knabe auf mich zu, und gab mir die Rose von einigen bedeutungsvollen Worten begleitet, mit der Bitte, sie an dem folgenden Tage bei dem Feste zu tragen. Während ich bei der Herzogin war, erschien der König. Er bemerkte die Rose, und wie absichtlich leitete er das Gespräch so sonderbar auf sie, daß ich glauben mußte, sie sei von ihm. Dies war mir unlieb, und ich ergriff die Gelegenheit, sie zurück zu geben; leicht konnte ich jedoch aus der Art, wie er sie annahm, bemerken, daß er sie mir nicht gesandt hatte. Was ich gethan hatte, gereute mich, doch es ungeschehen zu machen war unmöglich.

Ich danke Euch, Fräulein! — sagte der Chevalier, und sein ernstes Gesicht erheiterte sich, — ich danke Euch für diese Aufklärung, durch welche Ihr wo möglich noch höher vor mir steht. — Aber wißt Ihr nicht, was den König bewog, mir Euer Geschenk zu weihen?

Ich weiß es, muß es Euch jedoch verschweigen; nur das darf ich Euch sagen: die Absicht des Monarchen war gut.

Und ich Thor gab Euch dies Geschenk zurück! — rief der Chevalier — Nun, Fräulein Adelaide d'Armencourt! — sagte er nach einer Pause — nun darf ich meinen zweiten Wunsch Euch vortragen. Erlaubt, daß ich Eure Farben tragen, mich Euren Ritter nennen darf!

Chevalier! — erwiderte das Fräulein, in dieſem Augenblick der Herzogin von Angoulême Worte gedenkend. — Es iſt Sitte, beſonders ſeit König Franz den Thron beſtieg, die Galanterie mit dem Ritterthume wieder zu verbinden. Jeder Edle am Hofe weiht ſich einer Dame, jeder folgt der Sitte, zufrieden, wenn nur ſeine Eitelkeit Nahrung dabei findet. Ihr liebt unſer Geſchlecht nicht, ſeid ein ſo ernſter Krieger — warum dem allgemeinen Gebrauche folgen, da er Euch läſtig ſein muß? Ueberdies hat Euer Freund, der Herr von Batillen, ſich ſchon meinem Dienſte geweiht. Wählt Euch lieber, wollt Ihr der Sitte folgen, eine Dame, welcher Ihr allein Eure Dienſte weihen könnt!

Ihr verweigert mir dieſe Gunſt? fragte der Chevalier finſter.

Ich verweigere ſie Euch nicht, nur möchte ich nicht gern der Sitte Spielwerk ſein. Macht es Euch Freude, meine Farben zu tragen, wollt Ihr gern mein Ritter ſein, ſo erkenne ich Euch mit Stolz für einen ſolchen, und es freut mich, daß der edle Chevalier de Theis ſich meinem Dienſte weiht!

Mit Leib und Blut, von ganzer Seele! ſagte er lebhaft, und beugte ſein Knie.

Steht auf, Chevalier! — rief Adelaide — Steht auf als mein Ritter!

Und da er ſich erhob, die hohe, edle Geſtalt vor der Jungfrau ſtand, und ſein Auge verklärt in die Himmelsſterne des Mädchens ſah, ſprach er mit ruhigem Ernſte: Fräulein d'Armencourt! Nie habe ich mich dem Dienſte der Frauen geweiht, Ihr ſeid die erſte, für die ich bluten, ſterben mag; denn Ihr ſeid auch die erſte, die dem Bilde gleicht, welches in meiner Seele, in meinem Herzen bis jetzt unerreichbar ſtand. Ich ehre Euch, — Ihr ſeid der Tugend Bild, das Bild der weiblichen Würde; für Euch opfere ich Alles — Alles, ſelbſt den Einen Wunſch meines Herzens, in dem ſich alle andern vereinen. — Adelaide! — rief er begeiſtert — für Euch zu ſterben, wäre mir Wonne! — Er ſtürzte bei dieſen Worten davon.

Lange ſah ihm Adelaide nach; ihr Auge ward feucht. — Edler Mann! rief ſie, und legte die Hand auf das klopfende Herz.

Der Hof war erſtaunt, als nach einigen Tagen der Chevalier in die Farben des Fräuleins d'Armencourt gekleidet erſchien. So wenig der Ernſte ſonſt auch den Frauen des Hofes wichtig geweſen war, ſo bedeutend wurde er jetzt, da er ſich für den Ritter des Fräuleins öffentlich bekannte, mit ausgezeichneter Aufmerkſamkeit ſich ihrem Dienſte weihte, und dadurch ſich von der Liebe überwunden erklärte. Eben ſo auffallend war Batillen dem Hofe. Dieſer Lebensfrohe, ewig von Blume zu Blume Schwärmende, war jetzt ſtill und in ſich verſchloſſen, verſäumte zwar keine Gelegenheit, um Adelaide zu ſein, doch nur zagend, nur ſchüchtern nahte

er ihr, die gegen ihn mit besonderm Ernste sich benahm. Augenscheinlich war sie gegen den Chevalier viel zuvorkommender, oft schien sie sogar sich innig mit ihm zu unterhalten; doch gegen Batillen blieb sie stets ernst und abgemessen, und jede Aeußerung, die seinem aufgeregten Herzen entschlüpfen wollte, wies sie immer kalt und streng zurück. Und doch blieben bei diesem Verhältniß die beiden Ritter herzlich verbunden, Batillens Freundschaft sprach sich immer lauterer aus, und der Chevalier, welcher es gleichfalls fühlen mußte, daß Adelaide seit dem Augenblicke, wo er sich ihrem Dienste geweiht, sich mehr zu ihm neigte, berührte nie diese empfindliche Saite.

Da Batillen, welcher sich dem Hofstaate des Connetable angeschlossen hatte, von diesem begünstigt wurde, so hielt es die Herzogin von Angoulême für ihre Pflicht, sich auch hierbei seiner anzunehmen. Bonnivet, der sich schon längst auf die Seite der Mutter des Königs geneigt hatte, suchte auch den König für Batillen zu stimmen. Aber Lautrec, der Schlacht von Ravenna eingedenk, wo der Chevalier ihn, den Todtgeglaubten, vom Schlachtfelde trug und thätig für seine Pflege sorgte, empfahl ihn seiner Schwester, der Herzogin von Chateaubriant, und es hätte dieser Empfehlung nicht bedurft. Durch ein sonderbares Zusammentreffen von Umständen hatten die beiden Freunde, die selbst so innig verbunden waren, den Hof getrennt, wo die Bewerbung um das Fräulein d'Armencourt niemand mehr ein Geheimniß war. Die Herzogin von Angoulême bemühte sich hierbei für Batillen; dies war schon hinreichend, um die Herzogin von Chateaubriant für den Chevalier zu stimmen, der, wenn er dies hätte ahnen können, wenig Ehrenvolles in diesem Schutze gefunden haben würde. Der König, von beiden Herzoginnen bestürmt, wollte keine Parthie ergreifen, und zu sehr die Liebe und das Herz kennend, fühlte er, daß es grausam sein würde, dem Herzen Adelaide's auf irgend eine Art, durch seine Einmischung und durch seinen ausgesprochenen Wunsch, Fesseln anzulegen.

Die Herzogin von Angoulême hatte schon einige Male in dieser Angelegenheit mit dem Fräulein gesprochen; aber diese versicherte dann immer ausweichend, Batillen, den ihre Gebieterin ja selbst als den flatterhaftesten Ritter Frankreichs geschildert hatte, noch nicht genug zu kennen, um ihm ganz zu vertrauen. Von dem Chevalier sprach sie mit hoher Achtung, lobte seine Bescheidenheit, war von der Theilnahme hingerissen, welche er ihr zeigte, doch konnte Louise von Savoyen keinen Funken der Gluth erkennen, welcher aus der stillen Flamme der ersten Liebe so leicht aufsprüht. — Auch die Chateaubriant hatte einige Male bei Adelaide versucht, diese Verhältnisse zu berühren; jedoch hatte diese stets die Unterhaltung mit Feinheit abgebrochen, und beide Herzoginnen, die nun aus gegenseitiger Feindschaft die Sache der Ritter als die ihre betrachteten, mußten gestehen, die junge Bretagnerin in der kurzen Zeit, daß sie am Hofe das Leben

aus einem andern Geſichtspunkte geſchaut hatte, ſich mit einer Feinheit und einem Takte zu benehmen gelernt habe, welche dem Gewandteſten des Hofes Ehre machen würde. Nur Lautrec, zu dem Adelaide Zutrauen zu haben ſchien, war es erlaubt, mit ihr von dem Chevalier zu ſprechen, und gegen ihn äußerte ſie ſich mit Wärme über deſſen edlen Charakter, über ſeine männliche Würde und ſein untadelig Betragen; doch ihr Herz ſchloß ſie auch dem Marſchall nicht auf.

Die Herzogin von Angoulême, welche wußte, wie ſehr Adelaide an ihrer Mutter hing, kam auf den Gedanken, dieſe zu ihrem Zwecke zu gebrauchen; ſie ließ ſie daher eiligſt von Mont Aubert nach Paris kommen. Der Zug nach Mailand war beſtimmt, der Aufenthalt des Königs in Paris nur noch kurz; ſie wünſchte, ehe die Ritter den Hof verließen, den Sieg über die ſtolze Chateaubriant davon zu tragen, und ſo beruhte das Schickſal Adelaide's auf dem Ausgang des Kampfes zweier Frauen, die um den Einfluß auf den jungen Monarchen ſtritten.

Während deſſen hatten beide Freunde, jeder nach ſeiner Art, um die Gunſt des Fräuleins geworben. Der Chevalier, ſeinem Charakter gemäß, wie ein treuer Freund Adelaide bewachend, hatte die auflodernde Neigung, ſo viel er vermochte, in ſeinem Innern verſchloſſen, und war, ſobald er zu bemerken glaubte, der fröhliche Sinn Adelaide's ſehne ſich nach dem Fröhlichen, beſcheiden zurückgetreten, um nicht mit ſeinem Ernſte ihrem Frohſinne im Wege zu ſtehen. Zwar nur mit der höchſten Gewalt, mit dem feſteſten Willen war es ihm möglich, die Gluth in ſeinem Innern zurückzuhalten; aber es gelang ihm, und Adelaide, welcher dieſer Kampf nicht entging, ſchien ſeine Beſcheidenheit dankbar zu erkennen.

Vatillen hingegen hatte ſeinen Frohſinn verloren; er glaubte, der hohe Ernſt, den er auf Adelaide's Stirn thronen ſah, könne ſein fröhliches, offenes Gemüth nicht verſtehen. Er glaubte ſich ſeinem Freunde nachgeſetzt, und rief ſehnſuchtvoll den Flatterſinn zurück, der die Feſſeln löſen und ihm die Freiheit wiedergeben ſolle; er rief jedoch vergebens. Zu feſt war der Zauber, mit welchem das Himmelsauge Adelaide's ihn gebannt hielt, zu ſchwach war ſein ohnmächtiger Wille. Er mußte ihr folgen, mußte, wie er wähnte, den ungleichen Kampf beginnen, und verbarg es dem Freunde nicht, daß keine Hoffnung des Sieges ihn mehr belebe. Aber auch der Chevalier vertraute ſeinem Schickſale noch nicht. — Ich glaube, Vatillen! — ſagte er bei einer traulichen Unterredung zu dieſem — ich darf nur von der Freundſchaft hoffen, die Liebe verſagt mir den Preis. — Vatillen ſchüttelte ungläubig den Kopf; beide waren in den Farben der Treue und Unſchuld nicht glücklicher, und jeder glaubte ſich noch weit vom Ziele entfernt.

In dieſer Zeit, noch waren vier Tage bis zur Abreiſe des Königs von Lyon, kam die Frau von Armencourt nach Paris, und ihr wurde das Glück, unter ſo glänzenden Verhältniſſen am Hofe zu erſcheinen, wie

sie wohl nie hätte hoffen können. Sie fand ihre Tochter im Aeußeren noch mehr ausgebildet, im Benehmen aber ungemein verändert. Mit unaussprechlicher Liebe empfing Adelaide ihre Mutter, die bei allen kleinen Schwächen wohl diese Liebe verdiente; als sie jedoch vernahm, die Mutter sei auf Verlangen der Herzogin von Angoulême nach Paris gekommen, durchschaute sie schnell den Plan, waffnete sich dagegen, und war selbst gegen ihre Mutter, welche der Tochter Zurückhaltung befremden mußte, auf der Huth. Noch nicht lange war die Frau von Armencourt auf dem Schlosse der Tournelles, als die Herzogin von Angoulême sie zu sich beschied. Von der Aufmerksamkeit der Fürstin durchdrungen, klopfte der alten Dame das Herz; denn wie ein Lichtpunkt ihres Lebens standen die Tage in Nantes vor ihr und der Aufenthalt am Hofe Anna's von Bretagne, diese kurzen Freudentage ihrer Jugend. Dankbar fiel sie Adelaide um den Hals, denn sie glaubte, nur ihr diese Auszeichnung zu verdanken, und in einem Meere von selbst geschaffener Wonne schwimmend, betrat sie das Zimmer der Herzogin.

Freundlich hieß diese sie willkommen, wies ihr ein Tabouret an, auf welches sie sich niederlassen durfte, fragte dann theilnehmend nach ihrem Eheherrn und seiner Gesundheit, versprach alles für ihn zu thun, er solle nur weniger bescheiden seine Wünsche mittheilen, und schloß mit dem Lobe Adelaide's, deren Geist und Körper sich so vortheilhaft am Hofe entwickele.

Die gute alte Dame konnte hierbei wenig von der Erlaubniß, sich auf das gestickte Tabouret niederzulassen, Gebrauch machen; denn bei jeder gnädigen Aeußerung der Herzogin erhob sie sich, verbeugte sich, und das Entzücken, welches ihr diese Unterredung bereitete, setzte sie außer sich. — Auch — fuhr die Herzogin fort — steht Eurer Tochter ein großes Glück bevor; der Ritter Philipp de la Tour, Herr von Batillen, ein sehr bemittelter Edler aus der Dauphiné, welchem mein Sohn, der König, eine Compagnie von 500 Avanturiers anvertraut hat, wirbt um Adelaide. Ich werde mit Freuden für ihre Ausstattung, der König, dem Herrn von Batillen sehr gewogen, wird für eine anständige, ehrenvolle Anstellung sorgen.

Gnädige Frau! — rief die Matrone voll Entzücken, küßte die dargereichte Hand, und die Thräne der Mutterfreude benetzte sie. — Wodurch verdiene ich, wodurch verdient meine Tochter das Glück, welches sie gewiß nur der Vorsorge, der Gnade Ew. Hoheit verdankt?!

Es würde mich freuen, — unterbrach sie die Herzogin — wenn Eure Tochter meine mütterliche Sorge so wie Ihr erkennen und durch Gehorsam zu verdienen suchte. Doch will sie sich meinen Wünschen nicht fügen, sie weicht jeder Aufforderung aus, und behandelt den Ritter mit ausgezeichneter Kälte.

Die Frau von Armencourt schlug bei diesen Worten die Augen nieder. Ihr Entzücken war dahin, das so nahe geglaubte Glück war in weite

Ferne verſetzt, und unwillkürlich hatte das Mutterherz ſich auf die Seite der Tochter gewendet.

Gnädige Frau! — begann ſie nach einem bedeutend langen Schweigen, während deſſen ſie Muth ſammelte, das Benehmen ihrer Tochter zu entſchuldigen. — Gnädige Frau! dem Herzen iſt ſchwer zu gebieten; ein jedes hat ſeinen eigenen Spiegel, in dem es die Gegenſtände ſieht, wie er ſie zeigt. Vielleicht iſt der Herr von Batillen nicht ſchön, nicht liebenswürdig in den Augen meiner Tochter!

Hätte ich doch nicht geglaubt, Frau von Armencourt, daß in Euren Jahren das Aeußere noch ſo viel Werth haben könne, — unterbrach ſie die Herzogin mit Unmuth — daß Ihr glaubt, dies dürfe die kindiſche Thorheit Eurer Tochter entſchuldigen! und überdies ſollte ich meinen, Ihr trautet mir mehr Geſchmack zu, als daß ich einen Ritter begünſtigen würde, deſſen Aeußeres, deſſen liebenswürdige Eigenſchaften nicht denen Eurer Tochter werth wären.

Die Matrone war ſchon mehre Male verlegen aufgeſtanden und hatte ſich demüthig verneigt, die Herzogin ſchien es nicht zu bemerken; jetzt aber, da ſie inne hielt und ihr Auge wieder freundlicher auf Adelaide's Mutter ruhte, faßte dieſe ein Herz und wagte mit weitläufiger Rede ſich zu entſchuldigen.

Hoheit! — ſchloß ſie und glaubte eine Wendung gefunden zu haben, wodurch ſie auf das fühlende Herz der Fürſtin Eindruck zu machen nicht verfehlen konnte. — Was in meiner Macht ſteht, das Herz meiner Tochter nach den Wünſchen ihrer gnädigen Gebieterin zu lenken, werd' ich thun — aber Ew. Hoheit haben ein zu liebevolles Herz, um nicht zu wiſſen, wie ſonderbar launig es oft iſt, und wie ſehr es eigenſinnig ſeine Neigung oft auf einen Gegenſtand wirft, wo die Vernunft wohl eines Beſſern rathen müßte.

Wie meint Ihr das?! rief Louiſe von Savoyen entrüſtet.

Wie ich es meine, gnädige Frau? — erwiderte die Matrone verlegen, da ihr die Verhältniſſe des Hofes unbekannt und deshalb der Unmuth der Herzogin unbegreiflich war. — Ich meine, daß oft das Herz anders handelt, als es ſollte; oft zieht die Laune der Liebe, ſo wie ich vernahm, das Schöne zum Häßlichen, das Erhabene zum Niedrigen, das Alter zur Jugend.

Die Herzogin fuhr bei dieſen Worten entrüſtet auf. Sie gedachte des Connetable, der um ein Jahrzehend jünger war als ſie; ſie gedachte ihrer Neigung zu ihm, wodurch ſie ſich ſelbſt den Spott des Königs oft zuzog, und glaubte, die thörige Alte unterfange ſich, dies Verhältniß zu dem Herzoge von Bourbon auf eine lächerliche Art zu berühren. Dieſe war gleichfalls aufgeſtanden; der Herzogin Zorn zeigte ihr wohl, daß ſie etwas geſagt haben müſſe, welches dieſer mißfalle, aber was dies ſein konnte, war ihr räthſelhaft.

Gnädige Frau! — hub ſie endlich verlegen an — habe ich vielleicht

irgend einen Ausdruck gewählt, der Ew. Hoheit mißfällig sein könnte — habe ich vielleicht sonst etwas versehen, so vergebt einer alten Frau, welcher so lange auf dem einsamen Mont Aubert der Ton der jetzigen Welt unbekannt blieb, welcher die Sitten des Hofes nur noch von den Jugendzeiten der verstorbenen Königin Anna von Bretagne, glorreichen Andenkens, bekannt sind!

Kennt Ihr den Connetable von Bourbon? fragte die Herzogin, sie genau betrachtend.

Ich habe nicht die Gnade, ihn persönlich zu kennen, — erwiderte die alte Dame unbefangen — doch viel von ihm gehört —

Auch er, der so viel Einfluß bei Hofe und bei dem Herrn hat, begünstigt den Ritter Batillen, — fuhr die Herzogin freundlicher fort, da die Unbefangenheit der Frau von Armencourt ihr die Versicherung gab, sie habe bei ihrer Sentenz keine böse Absicht gehabt. — Auch der König wünscht diese Verbindung, deshalb glaube ich Euch rathen zu müssen, Eure Tochter ernstlich zu ermahnen, sich unserm Willen zu fügen; mich dünkt, ihr Herz neige sich zu dem Chevalier de Theis, einem finstern, mürrischen Manne, der keinen Freund am Hofe hat und dessen Güter in der Dauphins so verschuldet sind, daß die Verbindung mit ihm den alten Glanz des Hauses d'Armencourt nicht wieder herstellen würde. Sucht deshalb Eurer Tochter Herz nach meinem und des Königs wohlgemeintem Willen zu lenken, und nehmt dann die Versicherung, daß ich für Euer Kind mütterlich sorgen, der König ihres Gemahls gnädigst gedenken werde! — Sie entließ die gute Dame, die mit schwerem Herzen, doch ganz für den Plan der Herzogin gewonnen, zu ihrer Tochter zurückkehrte.

Sie fand Adelaide am Stickrahm, wo sie eine blaue Schärpe mit silbernen Blumen verfertigte. Obgleich sie sich vorgenommen hatte, ihrem Herzen gleich Luft zu machen, trieb sie doch die Neugierde erst an den Rahm, die Arbeit zu besehen.

Was arbeitest Du da, Adelaide? fragte sie die Tochter, die bei ihrem Eintritte aufgestanden war.

Eine Feldbinde für meinen Ritter!

Den Chevalier de Theis, diesen ernsten, finstern Mann, dessen verschuldete Burgen auf den öden Bergen der Dauphins liegen?

Für den Chevalier de Theis, Mutter! den ersten edlen Ritter, dessen Reichthum an Gold und Burgen ich nicht kenne, dessen Reichthum an Seelenadel mir aber wohl bekannt ist, und den ich mit Stolz meinen Ritter nenne!

Liebst Du ihn? fragte mit ängstlicher Erwartung die Mutter.

Ich ehre, ich achte ihn, denn er ist mein treuster Freund!

Du liebst ihn nicht?

Ich kenne die Liebe nicht, Mutter! kann Euch daher auch nicht sagen, ob das, was ich für den Chevalier fühle, Liebe sei. Nur das weiß ich, daß mein Herz auch an dem Hofe des Königs von Frankreich seine Freiheit behaupten wird.

Und wenn Deine Gebieterin, die Herzogin von Angoulême, Dein Herz zu Deinem Wohle leiten, der König Dir einen edlen Gatten bestimmen, Deine Mutter Dich bitten würde, ihnen, ihr zu folgen, und Dein Glück nicht von Dir zu stoßen?

Dann würde ich Euch, liebe Mutter, um den Hals fallen, Euch bitten, mein Glück, mein Herz mir selbst zu überlassen; des Königs Edelmuth würde ich auffordern, seine Gewalt nicht über meine Gefühle auszudehnen, und meine Gebieterin in Demuth erinnern, daß der Frauen Herz ihr Eigenthum ist, über das nur die Liebe zu schalten vermag.

Erstaunt sah die Mutter Adelaide an. Diesen festen, diesen bestimmten Ton kannte sie nicht an ihrem Kinde, das, von jeher sanft und nachgebend, nie dem eignen, nur der Aeltern Willen gefolgt war. — Adelaide! — sagte sie endlich — bist Du meine sanfte, meine geliebte Tochter, bist Du das fromme, folgsame Kind, welches mir auf Mont Aubert so manche süße Hoffnung der Zukunft bereitete, dann höre auf meine Worte und befolge sie! Der Ritter Bataillen, schön und liebenswürdig, wie ihn die Herzogin mir schildert, wirbt um Deine Hand. Die Gnade des Königs wird Dich zum Altar begleiten, die Gnade der Herzogin Dich fürstlich ausstatten. Von ihr hängt Deiner Aeltern Glück ab, setze es nicht auf's Spiel. Folge der Herzogin von Angoulême!

Mutter! — erwiderte Adelaide, und ein schmerzliches Lächeln umfloß ihre lieblichen Züge, — Mutter! was in meinem Innern vorgeht, kann ich Euch nicht kund thun; kenn' ich mich doch selbst nicht und weiß nicht die die streitenden Empfindungen zu ordnen, nicht zu deuten. Wenn mein Entschluß gereift und fest in mir steht, dann will ich ihn Euch mittheilen, und kann ich, darf ich es, Eure liebende, folgsame Tochter sein.

Aber, Kind! — sagte die Mutter, und die Thräne in der Tochter Auge hatte sie schon weich gestimmt. — Was hat Dich in dieser kurzen Zeit so verändert, Dir diesen festen, muthigen Sinn gegeben, hier, wo die Großen, die Dir entgegen treten, wo der Glanz, der Dich umgiebt, Dich eher demüthigen sollten? — Ich fühle meinen Werth auf Mont Aubert, doch hier drückt mich alles nieder, und wie ich dort stolz mein Haupt erhebe, senke ich es hier demuthvoll.

Mutter! — erwiderte Adelaide lächelnd — auf Mont Aubert neben Manon und Blanche, die in mir ihre Herrin sahen, und die sich schon hochbeglückt fühlten, zog ich sie freundlich zu mir auf, da wandelte ich demüthig. Hier aber fand ich schon in den ersten Tagen, daß wahre Demuth nicht ausreicht, daß man handeln oder dulden müsse, und man

nur auf dem Platze steht, auf welchen man sich selbst gestellt. Treu üb' ich meine Pflichten, doch wo diese mich nicht binden, da bestimmt mir mein inneres Gefühl meinen Platz, und ich stehe bescheiden, aber fest auf ihm.

Die Trompete gab das Zeichen zur Tafel. — Auch Frau von Armencourt war eingeladen und folgte der Tochter in das Vorzimmer der Herzogin von Angoulême, um sich deren Gefolge anzuschließen. Es war zum ersten Mal, daß sie bei versammeltem Hofe erschien, daß sie an königlicher Tafel sitzen und alle die Pracht und Herrlichkeit, wodurch sich der Hof Königs Franz so auszeichnete, erblicken sollte. Als sie eintrat, nickte ihr die Herzogin freundlich zu, winkte der Gräfin St. Pol und empfahl ihr, so daß es alle Umstehenden hören konnten, die Frau von Armencourt, die würdige Gattin eines alten treuen Dieners ihres Hauses; und als die Gräfin, welche dem Hause Bourbon nahe verwandt war, ihr die Hand bot, und sie, eine der ersten, der Herzogin folgte, war das Glück fast zu groß, sie glaubte es nicht ertragen zu können. Die Herzogin stand wie ein leuchtender Seraph vor ihr, der sie in das Paradies des Lebens einführte, und fest beschloß sie jetzt aus Dankbarkeit, ihr Leben nur ihr zu weihen, und, es koste, was es wolle, Adelaide zu vermögen, dem Schützling der erhabenen Gebieterin, dem Ritter Batillen, ihre Hand zu reichen.

In den hohen Saal eingetreten, der mit den Bildern der Valois geschmückt war, fanden sie den Hof schon versammelt, nur wie gewöhnlich fehlten der König und seine nächsten Umgebungen noch, welcher immer erst dann erschien, wenn er wußte, seine Mutter sei schon zugegen. Heute war auch die Herzogin von Chateaubriant noch nicht da; ein außerordentlicher Fall, da sie, obgleich ihre Feindin, nie die schuldige äußere Achtung gegen die Herzogin von Angoulême vergaß. Die Königin Claudia verließ, da sie noch krank war, ihr Zimmer nicht.

Alles beeilte sich, der Mutter des Königs seine Ehrerbietung zu beweisen; jede Huldigung, welche diese empfing, und die sie, nachdem der Gegenstand war, welcher sie brachte, bald gnädig oder kalt aufnahm, hatte die Dame von Mont Aubert wie für sich aufgenommen, jede Verbeugung im Stillen erwidert. Jetzt nahte ein Ritter und verneigte sich tief, jedoch schweigend. — Herr von Batillen! — sagte die Herzogin zu diesem — dort steht die Frau von Armencourt, Ihr werdet wohlthun, ihr die schuldige Hochachtung zu bezeigen; seid für heute ihr Begleiter! — Batillen begrüßte die Frau von Armencourt mit Anstand, die mit forschendem, aber sehr freundlichem Blicke den Ritter betrachtete, schon bei diesem ersten Blicke ihm gewogen war, und nicht begreifen konnte, wie Adelaide nur einen Augenblick anstehen könne, diesen liebenswürdigen, schönen Mann zu wählen. Sie war von seinem Benehmen so sehr eingenommen, fand so viel Geist, so viel Liebenswürdigkeit in seinen Reden, seine Haltung so edel, daß sie fast im Uebermaße ihrer Freude, als Batillen sich zurückzog, der Gräfin von St. Pol ihre Ansichten und Wünsche mitgetheilt hätte.

Doch sie fühlte das Unschickliche dieser Mittheilung, schwieg eine Weile, und fragte dann die Gräfin: Wer ist der schöne Mann mit dem stolzen Blicke, zu welchem der Herr von Batillen so eben tritt?

Kennt Ihr den Chevalier de Theis nicht? erwiderte die Gräfin.

Dies der Chevalier de Theis aus der Dauphins?

Der nemliche, den Eure holde Tochter vor allen Rittern des Hofes auszeichnet.

Erstaunt, betroffen, von dem edlen Anstande des Chevaliers wider Willen angezogen, sah die gute Dame starr auf den Ritter, als die Flügelthüren sich öffneten, die Herzogin von Angoulême sich plötzlich nach einer andern Seite wandte, dem Eingange des Saales den Rücken zukehrte, und schnell mit der Herzogin von Alençon ein Gespräch begann. An der Hand des Herrn von L'Escu, ihres Bruders, trat jetzt die Herzogin von Chateaubriant, prächtig in Purpur-Sammet gekleidet, ein. Alles neigte sich vor der königlichen Geliebten, die mit Anstand und Würde auf die Herzogin von Angoulême zuschritt, welche erst, als die Chateaubriant dicht vor ihr stand, sich wie zufällig umdrehte, die Verbeugung höflich, aber kalt erwiderte, ihr flüchtig einige Fragen that, und dann schnell das Gespräch abbrechend, es wieder mit der Herzogin von Alençon anknüpfte.

Die Frau von Chateaubriant wandte sich nun nach einer andern Seite, wo ihr Bruder, der Marschall Lautrec, mit dem Herzoge von Bourbon sprach. Ohne irgend eine Absicht hierbei zu zeigen, wußte sie es geschickt so einzuleiten, daß der Connetable, vielleicht selbst wider Willen, in ein Gespräch mit ihr verwickelt wurde; sie wußte so fein dem Gespräche eine dem Herzog interessante Wendung zu geben, daß noch, ehe der König erschien, die Herzogin von Angoulême unruhig wurde, das Gespräch mit ihrer Tochter abbrach, und froh zu sein schien, als der König in den Saal trat.

Es war ein imponirender Anblick, die Gruppen von Rittern und Frauen zu sehen, die plötzlich, wie von einem Zauberschlage berührt, sich neigten, als die jugendliche Gestalt des Königs in ihre Mitte trat; doch niemand neigte sich tiefer und fühlte sich so von Demuth durchdrungen, als die gute Dame vom Schlosse Mont Aubert; niemand war glücklicher als sie, da der König, nachdem das Ceremoniel ihm Freiheit gab, wieder zu seiner Mutter trat, dort sie erblickte und ihr freundlich zunickte; niemand war seliger als sie, da er mit Adelaide lange und, wie es schien, angelegentlich sprach. — Anfangs zwar sah die gute Frau ängstlich nach der Herzogin von Chateaubriant; da diese jedoch gar nicht darauf zu achten schien, konnte sie ihr Glück wieder ganz genießen.

Noch sprach der König mit Adelaide, noch sog die Frau von Armencourt ihr Glück in vollen Zügen ein, als der Herr von Imbrecourt zu ihr trat und sie im Namen der königlichen Geliebten bat, zu dieser einen Augenblick sich zu begeben. — Ein neues Glück! — Aber plötzlich erinnerte sie

ſich einiger Verhältniſſe, mit denen Adelaide am Morgen ſie bekannt gemacht hatte, ſie ſah die Gräfin St. Pol fragend an; doch ſchnell raunte ihr Batillen, der ihre Unentſchloſſenheit bemerkt hatte, in's Ohr: Ihr dürft nicht länger verweilen, eilt! — Sie folgte dem Herrn von Imbrecourt, welcher ſie der Herzogin vorſtellte, die allein in einer Niſche neben der Bildſäule des Merkur ſtand.

Ich freue mich, Euch in Paris zu ſehen, Frau von Armencourt! — begann die Herzogin — Ihr thut Recht, dem Triumphe beizuwohnen, welcher Eurer Tochter hier am Hofe wird; Ihr könnt ſtolz auf Adelaide, der Zierde unſrer Jungfrauen, ſein! — Die Dame neigte ſich. — Sie ſcheint — fuhr die Herzogin fort — den Chevelier de Theis, einen der edelſten Ritter des Hofes, auszuzeichnen.

Aber arm — unterbrach ſie die Frau von Armencourt, erſchreckend, daß ihr das Wort entſchlüpft war.

Nicht ganz arm an Glücksgütern, aber reich an Achtung, die ihm das Heer zollt, reich durch die Gnade des Königs, welche ihm in vollem Maße werden ſoll. — Kaum hatte die Herzogin dies geſprochen, als ſie ſich tief und ehrfurchtvoll neigte.

Die Frau von Armencourt, die zwar nicht wußte, was dieſe Verneigung bedeuten ſollte, erwiderte ſie jedoch, indeß die Chateaubriant mit dem ihr eigenen Silbertone ſagte: Sire! ſo eben ſprach ich mit Frau von Armencourt; nicht wahr, kein ſchöneres Paar könnte man ſehen, als den Chevalier de Theis und Adelaide?

Schon bei dem Worte „Sire" hatte ſich die gute Frau ſchnell umgeſehen, und den König dicht hinter ſich erblickt, der, ehe ſie ſich noch von ihrem Schreck erholen konnte, der Herzogin lächelnd erwiderte: Gewiß, es wäre das ſchönſte Paar, welches in der Kirche Notre Dame getraut werden könnte!

Und deshalb, Frau von Armencourt! müßt Ihr den Wünſchen, dem Willen Seiner Majeſtät — ſagte die Herzogin ſcharf betonend — nicht entgegen ſein, und dieſe Heirath zu befördern ſuchen, welche der König wünſcht, welche der ganze Hof ſo vortheilhaft für Eure Tochter anerkennt und durch die Ihr mich ungemein verbinden würdet, da ich Theil an dem Schickſale Adelaide's nehme und der Chevalier meines Bruders, des Marſchalls, Freund iſt. — Nicht, Sire? begann ſie nun, ſich zum Könige wendend, da die Verlegenheit der Dame von Mont Aubert dieſer zu antworten nicht erlaubte und die Herzogin ſtärkerer Waffen noch zu bedürfen glaubte, um ein beſtimmtes Ja ihr abzunöthigen. — Nicht, Sire? Die Gnade Ew. Majeſtät wird den Chevalier in den Stand ſetzen, die Tochter des Hauſes d'Armencourt mit Glanz am Hofe aufzuführen?

Gewiß! ſagte der König, welcher leicht den Plan der Chateaubriant durchſchaute, und den die Verlegenheit der Matrone, welche nur durch

ſtumme Verbeugungen den Willen der Herzogin zu befolgen verſprach, zu beluſtigen begann.

Nun, Frau von Armencourt! — ſagte jetzt die Chateaubriant, welche die Herzogin von Angoulême ſich nahen ſah, — wollt Ihr den Willen Sr. Majeſtät erfüllen? Sprecht!

Sire! — begann die Matrone, die in dem entſcheidenden Momente einen glücklichen Gedanken feſthielt, indem ſie ſich zu dem Könige wandte. — Sire! wenn Ew. Majeſtät es befehlen, ſo wird Guillaume d'Armencourt, mein Gatte, der nur allein über die Hand unſrer Tochter beſtimmen kann, ſich nicht unterfangen, dem Willen ſeines Königs entgegen zu handeln.

Dame! — rief der König — Ihr habt Euch trefflich aus der Verlegenheit gezogen! — Bonnivet! — rief er dem Admiral zu, welcher nicht weit entfernt ſtand, während ein bittender Blick aus der Chateaubriant ſchönem ſprechenden Auge den König traf, — ruf' mir den Chevalier de Theis!

Des Königs Mutter, welche dies alles beobachtet hatte, glaubte, daß ſie eilen müſſe; ehe ſie jedoch bis zum König gelangte, ſtand der Chevalier ſchon vor ſelbigem, und die Herzogin von Chateaubriant ſtellte ihn der Dame von Mont Aubert vor. Der Chevalier begrüßte die Mutter Adelaide's freundlich und mit Anſtand, und ſagte: Frau von Armencourt! Ihr könnt auf Eure Tochter ſtolz ſein; ſie iſt den Frauen ein Muſter, den Männern eine anbetenswürdige Heilige!

Brav, Chevalier! — ſagte ſchnell der König — Brav, daß auch Ihr an meinem Hofe die Galantrie lernt! — Aber, foi de gentilhomme! — rief er der Frau von Armencourt zu — was er von Eurer Tochter ſagt, iſt wahr!

Sire! ſchon lange iſt alles bereit, — unterbrach ihn in dieſem Augenblicke die Herzogin von Angoulême. — Iſt es Ew. Majeſtät gefällig?

Dieſer, den die kleinen Fehden der Mutter und der Geliebten zuweilen, wenn ſie nicht zu heftig wurden, vergnügten, hätte gern dieſe Scene noch länger fortſpielen laſſen, doch nöthigte ihn der Ernſt, den er auf dem Geſichte der Mutter ſah, ihr den Arm zu bieten. Der Hof folgte, und Batillen, des erhaltenen Befehles eingedenk, führte Frau von Armencourt zur Tafel, die in einer qualvollen Unruhe war, wie ſie nun, da der König ſich ſo beſtimmt für den Chevalier ausgeſprochen hatte, ſich gegen den Herrn von Batillen benehmen ſollte.

Es ſcheint mir, theurer Freund! — ſagte am Abend der Chevalier zu Batillen — daß ſich der Hof in unſre Angelegenheiten miſcht; das iſt mir unlieb. Dich begünſtigt des Königs Mutter, und deshalb mich die Herzogin von Chateaubriant, und das iſt mir demüthigend; ſoll ich mir ein Herz, wie das Herz Adelaide's, erringen, ſo will ich es mir allein ver-

danken; soll ich es verlieren, will ich es nicht durch Hofkabale. Mich ärgert dieses Treiben, wo wir gleich zwei Bällen hin und her geworfen, aus einer Hand in die andere, aus einem Mund in den andern gehen. Selbst der Mutter Gegenwart, die Du heute Mittag so angelegentlich unterhalten hast, ist mir unangenehm, denn sie ist zu irgend einem Zwecke hierher beordert.

Freund! — unterbrach ihn Batillen — wer wie Du der Hoffnung so nahe steht, der verschmäht alle fremde Hülfe; wer wie ich so weit von ihr entfernt ist, dem ist jede willkommen.

Streng und ernst sah der Chevalier auf seinen Freund, der lächeln wollte, und es doch nicht vermochte. — Batillen! — rief er endlich — könnte Dir wirklich Adelaide's Besitz von so wenigem Werthe sein, daß Du Dir ihn erschleichen möchtest? Genügte Dir ihre Hand, wenn das Herz sie Dir nicht reichte?

Ohne ihrer Liebe gewiß zu sein, entsage ich Allem! erwiderte Batillen.

Und glaubst Du, ich stehe ihrem Herzen näher als Du? fragte der Chevalier.

Gewiß!

Du irrst! Ich kenne nur wenig der Frauen Herz; ich habe nie mit ihnen getändelt und gekoset. Die schlummernden Gefühle sind nur durch diese Jungfrau in mir geweckt, und die Sprache der Liebe, welche sie in mir zum Leben aufrief, wie die Abendluft die Saiten der Aeolsharfe mit Tönen belebt, spricht zu laut in mir, als daß ich nicht fühlen sollte: Alles, was aus Adelaide's Augen, aus ihrem Herzen, von ihren Lippen zu mir spricht, ist nicht die Liebe, ist Freundschaft auf Achtung begründet, ist Vertrauen des jugendlichen Herzens zu dem ältern verständigern. Schüttle nicht Dein Haupt, die Schwingen der Eitelkeit entführen mich nicht in's Land der Träume; klar, deutlich bleibt alles vor mir, denn in mir ist die Liebe eine heilige Begeisterung, kein trunkener Wahn! — Batillen! — sagte er nach einer Pause, und ergriff traulich des Freundes Hand, — des Weibes Sinn ist weich, an den festen männlichen schließt er sich gern, doch nicht an den rauhen. Die edelste Jungfrau bleibt ihrem Geschlechte treu; nur schmeichelnd schleicht sich die Liebe in ihr Herz, nur tändelnd muß sich das Ernste ihnen nahen, und das vermag ich nicht. Glaube mir, Freund! Du stehst ihrem Herzen näher als ich. Sie vermeidet Dich und ist gegen mich traulicher; das liegt in meinem Ernste, bei dem sie nichts auf's Spiel setzt; das liegt in Deinem Rufe, der sie warnt, Dir zu vertrauen, und sie bestimmt, ihre Würde gegen Dich und vor der Welt zu behaupten. Aber selbst in dieser Furcht, in dieser Behutsamkeit, in dieser Scheu vor Dir liegt das Gefühl, Du könntest ihrem Herzen gefährlich werden; mir vertraut sie, denn sie ist mit sich einig, daß ihr Herz hierbei nichts wagt. Vertraue meinem Gefühle, vertraue der innern Stimme, die

mir bei Adelaide's freundlichſtem Blicke zuruft: — Dies gilt nur Deinem Freunde!

Sonderbarer Menſch, dem auch nicht das mindeſte der Bienennatur zu Theil wurde, kein Stachel, heimtückiſch zu verwunden, kein Stachel, den Honig aus dem Blumenkelche zu ſaugen! Ich glaube, wenn das Mädchen in Deinen Armen läge, Du zweifelteſt doch noch an ihrer Liebe, und glaubteſt, die Freundſchaft preßte die glühenden Lippen auf die Deinigen. Armer Freund, zerſtöre Dir Deinen Himmel nicht! Oder willſt Du vielleicht aus Mitleid dem Freunde einen Tropfen Balſam reichen? — Die Wunde brennt zu heftig, nur ſie kann heilen und wird es nie!

Gelobt ſei Gott! — rief nun der Chevalier — daß die Kriegstrompete bald ſchmettern und uns zum Kampfe rufen wird, wir gingen hier ſonſt beide unter. Mir hat Adelaide die Funken, welche in mir ſchlummerten, zur Flamme angefacht. Dir des Frohſinns Fackel verlöſcht. Aber ermanne Dich; ſo wie die Flamme mich nicht verzehren ſoll, mag ſie auch für Dich wieder auflodern! — Die Liebe begleite uns zum Kampfe! entmuthigen ſoll ſie Dich nicht, mich nicht in Verzweiflung jagen, denn ich glaube, ehe wir über die Alpen klimmen, iſt unſer Schickſal hier entſchieden. Die Fehde der beiden mächtigen Frauen, welche uns, ohne daß wir es wollen, beſchützen, und die ihrer Eitelkeit, nicht uns gilt, verlangt Entſcheidung. Ich wette, die Herzogin von Angoulême führt ſie herbei, ehe wir Paris, wenigſtens ehe wir Lyon verlaſſen, und das wäre gut, denn die Würfel müſſen liegen, ehe wir von dannen gehen. Und deshalb, Batillen, mein Freund, mein Bruder! unſer Schickſal geſtalte ſich freundlich oder trübe, ſo wollen wir nicht entmuthigt über die Alpen ziehen, und als Freund und Waffenbrüder ſoll uns Bayards Wahlſpruch: Für Gott und König! zum Schlachtfelde begleiten.

Und Du, Chevalier! — rief Batillen, und ſank mit inniger Rührung in des Freundes Arme, — Du füge noch: Auch für Deine Dame! hinzu.

Der Chevalier ſchüttelte verneinend den Kopf. — Du irrſt! Doch freilich, bleibt unſer Schickſal unentſchieden, treten wir beide nicht ganz hoffnunglos unſern Kriegszug an, dann ſchließen wir auch die Dame unſers Herzens in den Wahlſpruch ein, und es kämpfe dann für Gott unſer Glaube, für den König unſre Ehre, für das Vaterland unſer Muth, und für ſie — unſer Herz!

Es ſei! — rief Batillen, und hob den gefüllten Becher. — Auch wenn ſie uns verſchmäht, lebe einzig in unſerm Herzen die Krone der Frauen, Adelaide d'Armencourt! — Er leerte das Glas bis auf die Neige. Auch in dem Pokale des Chevalier blieb kein Tropfen.

Hätten die beiden Freunde lauſchen, hätten ſie hören können, was Adelaide mit ihrer Mutter indeſſen ſprach, als ſie von ihrer Gebieterin entlaſſen auf ihrem Zimmer waren, ſo wären vielleicht die Becher nicht bis auf den letzten Tropfen geleert worden; denn nicht für den Einen,

nicht für den Andern entschied sie sich; sie gestand der Mutter, daß das Gefühl, welches sie für beide in ihrem Herzen trüge, nicht dem gleiche, welches sie wohl zuweilen als das Gefühl der Liebe ahne. — Auch quält Euch nicht, Mutter! — fuhr sie fort — fürchtet nicht, daß des Königs Ungnade auf mich, auf Euch zurückfalle, wenn ich dem Chevalier meine Hand nicht reiche; dem Könige ist es gleichgültig. Der Herzogin von Chateaubriant zu Gefallen äußerte er sich für diesen; seiner Mutter nicht zu widersprechen, wird er eben so den Herrn von Vatillen begünstigen, deshalb — Aber überlaßt mir nur die Leitung dieser Angelegenheit, überlaßt mein Herz nur sich selbst, das über das stürmische Meer der Hofkabale muthig dahin fährt; und wo durch die Klippen sich zu winden dem Steuermanne die Erfahrung fehlt, ersetze sie Muth und Festigkeit!

Die Mutter zagte dennoch; sie glaubte in dem Sturme untergehen zu müssen, den sie über ihr Haupt sich zusammenziehen sah, da am andern Tage Agelaide ihrer Gebieterin bestimmt erklärte, sie fühle keine Neigung, jetzt schon über ihre Hand zu bestimmen, und sie schmeichelnd bat, ihrem Herzen keine Fesseln anzulegen. Sie glaubte untergehen zu müssen, als Lautrec am andern Abend über die Wünsche seiner Schwester sich bestimmt erklärte, und ihm die nemliche Antwort wurde. Sie zitterte vor dem Tage, wo sie Paris wieder verlassen und der Herzogin sich empfehlen sollte. Aber gnädig entließ sie des Königs Mutter, freundlich höflich die Herzogin von Chateaubriant; und als am Abende der Abreise Florimond Robertet, der Secretair des Herrn von Boissy, mit der Nachricht zu ihr kam, der König habe die Rente auf die Zölle von Rennes um tausend Livres vermehrt, als die Herzogin von Angoulême ihr eine Perlenschnur, die Herzogin von Chateaubriant mehre kostbare Geschenke zum Andenken überreichen ließ, da verschwand die Sorge, beruhigt schloß sie ihre Tochter, der sie alle diese Herrlichkeiten verdankte, in die Arme, und verließ mit frohem Blicke in die Zukunft Paris, wo sie noch in ihren alten Tagen die Wonne genossen hatte, am Hofe Königs Franz des Ersten, der ihr gegen den Anna's von Bretagne wie eine Feenwelt vorkam, mit Auszeichnung aufgetreten zu sein.

Auch der Hof verließ am andern Tage das Schloß der Tournelles und begab sich nach Lyon.

In dieser volkreichen Stadt wogte es von Kriegern und Heerhaufen, die aus dem Innern des Reiches kamen und auf der Straße nach Italien weiter südwärts zogen. Lyon war der Sammelplatz des Heeres. Hier erst war es für Europa entschieden, wohin der jugendliche, kriegerische König die Masse von Streitkräften wenden würde, welche schon sein Vorfahr, Ludwig der Zwölfte, in den letzten Tagen seiner Regierung in der Stille versammelt, und König Franz seit seiner Thronbesteigung mit regem

Eifer vermehrt hatte. Dem Heere ſelbſt ein Geheimniß, hatten nur die vornehmſten Heerführer deſſen Beſtimmung gewußt, und es war bisher immer noch unbeſtimmt geblieben, ob der Krieg ſich gegen die Niederlande, gegen Ferdinand von Arragonien, oder nach Italien wenden würde. Die Zuſammenziehung der Truppen in Lyon zeigte den Fürſten, daß es die Eroberung Mailands gelte, wo der König keinen andern Widerſtand finden konnte, als die Schweizer, die wenigen Soldaten des Papſtes und einige Truppen der Spanier.

Die Herzoginnen von Angoulème und Alençon hatten den König hierher begleitet, auch die Herzogin von Chateaubriant war nach Lyon gekommen, ihrem königlichen Geliebten ein Lebewohl zu ſagen; der Connetable, welcher, vermöge ſeines Amtes, die Vorhut befehligte, war ſchon früher eingetroffen, um alles zum Abmarſche des Heeres zu ordnen, und Lyon ſchien mehr ein Waffenplatz als ein Hoflager zu ſein.

Auch hier ſetzten die Freunde ihre Bewerbungen bei Adelaide fort, die, wie in Paris, ihr Benehmen ſo ſicher abmaß, daß keinem der Hoffnung Schwingen gehoben, keinem ſie gelähmt wurden. Indeſſen mußte der kalte Beobachter bemerken, daß, je mehr der Tag der Abreiſe nahte, je herzlicher ihr Benehmen gegen den Chevalier ward, ſie deſto nachſichtiger die ſo lebhaften Bewerbungen Batillens duldete. Die bevorſtehende Trennung ſchien ſie weicher zu ſtimmen, und wenn auch die Ahnung ſie beunruhigte, daß die Stunde, wo ſie ſich beſtimmt ausſprechen müſſe, nahe ſei, ſo mochte doch ſo manche Erinnerung an die beiden Freunde ihre Gefühle aufregen, und das Trennen noch ſchmerzlicher ſein als das Entſcheiden.

Mußte ihr nicht des Chevaliers Biederkeit, ſein beſcheidenes Nahen, das unterdrückte Gefühl, die ſtumme Sprache ſeines Herzens, mußte ſein edles Benehmen, der innige Antheil, welchen er an ihrem Schickſale nahm, das Feuer, mit dem er von ſeinem Freunde Batillen ſprach, ihre Achtung nicht vermehren, mußte ſie die treue Freundſchaft der beiden Nebenbuhler nicht bewundern? Sah ſie jetzt Philipp Batillen, dieſen Flatterhaften, der ſonſt von Blume zu Blume geſchwärmt, der jedes Frauenherz für ſein Eigenthum gehalten, und welcher der Frauen Werth nur nach der Theilnahme abgewogen hatte, die ſie an ihm nahmen — ſah ſie dieſen träumend, ſinnend, ſah ſie, wie ein einziger Blick von ihr den Ausbruch ſeiner Leidenſchaft unterdrückte, wie er, feſt gebannt an ſie, ſeine Flügel ſelbſt gebunden hatte, ſo mußte die Eitelkeit ihr ſchmeichelnd zurufen: das iſt Dein Werk! der Mann, der für ſie ſein Inneres umzugeſtalten vermochte, konnte ihr nicht gleichgültig bleiben. — Aber prüfte ſie ſich auch noch ſo genau, wollte ſie auch noch ſo bedächtig ihre Empfindungen wägen, ſo ſank keiner in der Schale ihrer Gunſt, für keinen neigte ſich ihr Herz, und ſie glaubte daher, daß das wohlwollende Gefühl, welches ſie nach den Freunden zog, nicht Liebe ſei, ſie müſſe ungetheilt nur für einen entflammen.

Der Chevalier hatte die Ueberzeugung, selbst Batillen fürchtete, daß keiner von ihnen den Platz in Adelaide's Herzen eingenommen habe, der ihnen in diesem irdischen Himmel genügen konnte, und beide beschlossen, sie um eine Unterredung für den Morgen vor ihrer Abreise zu bitten, um dann ihr Loos entschieden zu sehen.

Noch am selbigen Abend baten sie Adelaide um Erlaubniß, ihrer Dame ein Lebewohl sagen zu dürfen; sie bewilligte es beiden.

Als die Morgensonne strahlend über die Fluthen der Rhone schien und die Freunde aus ihren unruhigen Träumen weckte, trieb diese Verkünderin eines verhängnißvollen Tages sie von ihrem Lager, wo der Schlaf sie geflohen und nur ein leiser Schlummer ihnen die neckenden Morgenträume zugeführt hatte. Schnell kleideten sie sich an, und selbst der ernste Chevalier that es mit besonderer Sorgfalt. Er sah diesen Tag als den Schlußstein seines freudelosen Lebens an, Batillen glaubte durch ihn das längst vollendete Gebäude eines fröhlichen Lebens in Trümmern zu sehen. Jeder fürchtete, in der verhängnißvollen Morgenstunde stehe sein Schicksal entscheidend vor ihm, und beide betrogen sich, denn kaum waren sie angekleidet, so traf sie der unerwartete Befehl, dem Könige auf die Jagd zu folgen. Noch nie war ihnen diese Ehre zu Theil geworden, um so auffallender mußte es für sie sein, daß sie ihnen heute wurde; und als Batillen schnell zur Jagd angekleidet in des Chevaliers Wohnung trat, um ihm sein Erstaunen und seinen Unmuth mitzutheilen, rief ihm dieser entgegen: Da auch Du geladen bist, so liegt eine Absicht zum Grunde. Sei auf Deiner Huth!

Sie schickten beide ihre Diener zu Adelaide, ließen sich mit dem königlichen Befehle bei dieser entschuldigen, und fanden sich zur bestimmten Stunde unter dem Jagdgefolge des Königs ein. Dieser erschien, grüßte die Anwesenden freundlich; sie jedoch schien er nicht besonders zu beachten. — Der Zug setzte sich in Bewegung, Lyon lag bald weit hinter ihm. Die Jagd begann; der flüchtige Hirsch wurde gejagt, er sank zu des Königs Füßen. Nur Wenige hatten der Meute folgen können, unter diesen war Batillen. Ganz nahe war er dem Monarchen. — Ein köstlicher Hirsch! sagte dieser zu ihm, sprengte fort, die Hörner erschallten von neuem, bald schlug die Meute wieder an, ein anderer Hirsch ward aufgejagt und verfolgt.

Schon waren drei dieser edlen Thiere eine Beute der gierigen Hunde geworden, oft war der Chevalier, oft Batillen nahe dem König, der ihrer nicht achtete, oder nur ein flüchtiges, die Jagd betreffendes Wort mit ihnen sprach. Jetzt — ein Eber wurde verfolgt, da nahte Lautrec dem Chevalier. — Hört! — rief dieser ihm zu, und hielt sein normännisches Roß an. — Hört, Chevalier! heute ist der Tag, wo das Fräulein d'Armencourt sich entscheiden soll; ich hoffe an diesem Tage einen Theil meiner Schuld von Ravenna zu bezahlen, denn ich glaube Euch versichern zu können, daß Ihr [illegible]t jeder Stunde der Hoffnung entgegen geht. Doch Frauengunst ist lau-

nisch wie ein stürmischer Aprilmorgen, und wenn das Glück, trotz dem festen Glauben meiner Schwester, aus dem Rosenmunde dieser Holden Euch nicht würde, so seid überzeugt, daß es mich schmerzen, und daß ich jede Gelegenheit ergreifen werde, Euch zu zeigen, daß Lautrec nicht undankbar ist.

Gnädiger Herr! — erwiderte der Chevalier — nur gezwungen jage ich dem Hirsche, wider Willen dem Glücke nach. Tritt es mir aus dem Munde des Fräuleins d'Armencourt freundlich entgegen, dann will ich es willkommen heißen, wenn es meinem Rufe allein folgend ihren Lippen entschwebte und keine Intrigue, kein königliches Machtwort es hervorrief. Uebrigens, Herr Marschall! hat mich für den Reiterdienst, den ich Euch bei Ravenna that, das Bewußtsein belohnt, dem Vaterlande einen edlen Krieger erhalten zu haben.

Ihr seid sehr stolz! — sagte der Marschall empfindlich — Doch bleiben Euch mein Dank und meine Dienste, wenn Ihr auch beide zurückweist. — Er jagte dem Hörnerschalle nach und ließ den Chevalier allein, der, dieses Treibens müde, abstieg und, sein Roß am Zügel, sich dem Nachdenken überließ.

Noch war er in tiefen Gedanken, als er einen Reiter über Stock und Stein daher sprengen sah. Das Roß, so schien es dem Chevalier, ging mit ihm durch, denn obgleich der Reiter fest im Sattel zu sitzen schien, so zeigte doch der ungebahnte Weg, auf dem er ritt, und das wilde Jagen und Wiehern des Rosses, daß kein Zügel dessen Muth bändige. Es jagte gerade auf den Chevalier zu, der, schnell aufspringend, mit kräftiger Faust des Pferdes Zügel ergriff und es aufhielt, daß es sich bäumend überschlug und seinen Reiter weit wegwarf.

Helfe mir Gott, Chevalier de Theis! rief dieser, sich aufraffend. — Ihr habt Kraft für Zehn, und Eure Faust wirft ein wildes Roß um, als wäre es ein Stecken, aber mich mit; und dafür kann ich Euch nicht danken.

Der Chevalier trat näher. — Ei, mein werther Herr Clement Marot! — sagte er, den Kammerdierer der Herzogin von Alençon vor sich sehend. — Was bringt Euch hierher? Ich glaube wahrlich, Ihr solltet kein Roß besteigen, denn wie ich sehe, gehen sie alle mit Euch durch, selbst der Pegasus, doch sonst ein frommes Thier!

Seht, mein ernster Ritter! — erwiderte Clement Marot, in damaliger Zeit Frankreichs berühmtester Dichter, — da jage ich dem Haufen Jäger nach, die, wie toll, den edlen Hirsch verfolgen; ein göttlicher Gedanke fährt mir durch den Sinn, ich sehe in der Meute das Schicksal, in dem Hirsch den Menschen. Ich halte mein Roß an, Gedanke folgt auf Gedanke, eine Stanze der andern, und wie ich nun eben am Schlusse bin, wo das Schicksal mit unerbittlicher Faust seine Geißel über den Erdensohn schwingt, fährt aus dem Dickicht ein furchtbarer Eber hervor; mein Roß wird scheu, fährt seitwärts, ich erschrecke, die Zügel entfallen mir, und ehe ich sie wieder fasse, führt meines Rosses toller Muthwille mich über

Stock und Stein, wie meine Phantaſie, unaufhaltſam weiter. Hinter mir ließ ich den ſchnaubenden Eber und alle ſchönen Gedanken und Verſe, verlor meinen Mantel an dem Geſtrüppe, und mit jedem angſtvollen Klopfen meines Herzens entfloh mir ein Reim, ſo daß Ihr Clement Marot ohne ſeinen Mantel und ohne ſeine göttliche Idee vor Euch ſeht.

So wenig heiter geſtimmt auch der Chevalier war, ſo konnte er ſich doch eines Lächelns nicht erwehren. — Armer Clement! — ſagte er, das immer noch ſchnaubende Roß zurückgebend, — könnte ich Euch die Begeiſterung ſo leicht wieder ſchaffen als dieſes Roß, ich würde bitten, Euch unter dieſen Eichbaum zu ſetzen, und noch einmal Euer Gedicht zu beginnen, wie der Menſch, vom Schickſal gehetzt, immer auf ſeinem finſtern Pfade fortgetrieben wird.

Nein, Chevalier! — ſagte Marot — nicht noch einmal verſuche ich das Furchtbare, das meine Dichtung ſo ſchnell in Wahrheit umwandelte; überdies klopft mir das Herz noch zu gewaltig, und ich bedarf einer Stärkung. — Er band ſeinen Klepper an einen Baum, nahm aus einer großen Piſtolenhalfter ſeines Sattels eine längliche Flaſche mit Cyperwein, aus der andern einen gebratenen Kapaun, ſetzte ſich unter den Baum und lud den Ritter ein, gleiches zu thun. — Wenn der Kopf ruht, Chevalier! muß der Magen arbeiten; ein Glas Cyperwein ſtärkt beides. Trinkt, laßt die Jagd ohne uns immer waldeinwärts gehen; hier im Schatten der alten Eiche ruht ſich's wohl!

Der Chevalier, welchem der ewig heitere Clement wohl bekannt war, nahm die Einladung an, ſetzte ſich und trank. Doch während Marot ſeinen Kapaun verzehrte, ſprach der Chevalier kein Wort, welcher, Eber und Roß, den flüchtigen Dichter und ſeine Elegie vergeſſend, nur Adelaide's gedachte.

Seht! — rief plötzlich Marot, und ſetzte die Flaſche ab, — da kommt noch ein Geſelle zu uns geritten; aber wenn ich auf Flügeln des Windes daher jagte, naht dieſer langſam, als wär' er der Ritter Perſante auf ſeiner Schnecke; und doch ſcheint ſein Roß ein edles Thier. Fürwahr, Chevalier! helfe mir Gott, der Ritter Papillon iſt es, der, um die Strahlen einer heiligen Glorie ſchwärmend, ſich die Flügel verſengte und jetzt kriechen muß, ſtatt zu flattern!

Es war Batillen, der, ohne ſie bemerkt zu haben, langſam auf ſie zuritt.

Wo biſt Du geblieben, Du Stern aller luſtigen Ritter! — rief Marot ihm zu, der ſie jetzt plötzlich gewahrte. — Wo biſt Du geblieben, Du Honigſauger aus jeder Blume! wo iſt Dein Stachel, wo ſind Deine Schmetterlingflügel, Du Zierde galanter Ritter?!

Behaltet Euren Witz für Euch, und zieht Euren Stachel ein, Herr Clement Marot! — erwiderte Batillen — Ihr könntet ihn wohl im Vor-

zimmer Eurer Gebieterin für die Zofen gebrauchen, mich laßt meiner Wege ziehen!

Nur nicht so unmuthig, Herr Ritter! — rief Marot schäkernd — In dem Vorzimmer meiner Gebieterin hört man manches, was Euch wohl lieb zu vernehmen wäre.

Ich unmuthig! o wie schlecht versteht Ihr Euch auf den innern Menschen; ich bin glücklich, ich bin selig!

Wohl bekomm's, doch fürcht' ich sehr —

Pierre! — sagte jetzt Batillen, ohne auf Marot weiter zu hören, zu dem Chevalier, der aufgestanden und ihm entgegen getreten war, — Pierre! komm einen Augenblick bei Seite, ich muß mit Dir reden. — Der Chevalier folgte ihm, indeß Marot seines Rosses Zügel in Ordnung brachte.

Bonnivet hat mir im Geheim gesagt, heute würde Adelaide sich entscheiden; er hat mir Hoffnung gemacht, daß — mögen die Würfel auch fallen, wie das launische Schicksal es will, wir bleiben unserm Schwure treu! — Er reichte ihm die Hand, der Chevalier drückte sie innig. Ihres Herzens Empfindungen schütteten sie aus. — Da unterbrach sie Marot, der indessen wieder seinen Klepper bestiegen und das Roß des Chevaliers am Zügel hielt. — Nun endet Euren Sermon; wobei der Eine mit den Händen die Luft durchschneidet und mit glühenden Augen aufwärts starrt, als hätte ihn Frau Hoffnung zur Taufe gehoben, der Andere finster niederblickt, als könne er diese nur in der Erde finden! Aus dem Dickicht sehe ich den Keuler stürzen, hört nur das Geheul der Meute, das Rufen der Hörner; die Jagd naht, sie soll uns nicht lässig finden. Auf! dem Keuler nach, mein Klepper mag noch einmal über Stock und Stein jagen! — Er gab seinem Rosse die Sporen und sprengte davon. — Auch der Chevalier bestieg sein Roß; und als sie in der Ferne die Jagd sich nahen sahen, folgten sie beide dem Kammerdiener der Herzogin von Alençon, der, als ob sein Klepper noch einmal mit ihm durchgehe, mit der Meute zugleich hinter dem Eber herjagte.

Die Tafel war aufgehoben, Adelaide die ganze Zeit über still und nachdenkend gewesen; man sah deutlich, daß ihr Inneres beengt war. Beide, der Chevalier und Batillen suchten Gelegenheit, mit Ihr allein zu sprechen, doch schien sie dies absichtlich zu vermeiden. Endlich, als sie in einem Kreise von mehren Frauen umgeben stand, traten beide auf sie zu. — Dame! — sagte Batillen — mein Freund, der Chevalier, und ich, denen Ihr erlaubt habt, uns Eure Ritter zu nennen, ziehen morgen mit dem Heere von hier. Erlaubt, daß wir noch heute uns beurlauben und ein Zeichen der Huld von unsrer Dame empfangen dürfen, das uns in Kampf und Gefahr stärken und unsern Muth erhöhen möge!

Herr Ritter! — erwiderte Adelaide mit sichtbarer Bewegung — ein

Befehl meiner Gebieterin fesselt mich heute an ihre Person, ich kann Euch daher nicht noch einmal sehen, und wenn Ihr morgen früh von dannen zieht, muß ich Euch schon jetzt Lebewohl sagen. — Sie hielt einen Augenblick inne; die Ritter schwiegen. — Es gehe Euch wohl! — fuhr sie fort — kehrt siegreich wieder, meine innigsten Wünsche begleiten Euch!

Sie neigte sich, der Chevalier bemerkte eine Thräne, die sie zurückzuhalten sich vergebens bemühte. — Ich sehe Euch noch, ehe wir scheiden! — rief er — noch sage ich Euch nicht Lebewohl! — Sie nickte ihm freundlich zu, als ob sie seinen Vorsatz billige, und begab sich dann schnell zur Herzogin, die sie so eben zu sich beschieden hatte.

Und Du bist so ruhig bei ihrer Kälte! — rief Vatillen, als sie in einem Fenster allein standen. — Dein Auge folgt dieser Zauberin so heiter, als ob das Lebewohl von ihren Lippen Dir süß wie ein Flötenton geklungen hätte.

Das hat es mir! — sagt der Chevalier bewegt — denn in diesem Lebewohl lag ihre ganze Seele, auf diesem Scheideworte schwebte ihr Herz mir entgegen. Darum laß uns, ehe wir morgen scheiden, noch einmal zu ihr gehen, noch einmal sie sehen, denn wer weiß, ob wir wiederkehren und das Schicksal nicht den Knoten blutig lös't, den wir vergebens zu lösen uns bestreben!

Vatillen schien auf des Freundes Wort wenig zu hören. — Zu mir klang das Lebewohl nicht so süß, — sagte er endlich still vor sich hin — und was mir Bonnivet so täuschend, so lieblich malte, war wohl nur ein Trugbild, den Thoren zu locken; aber Gewißheit muß ich haben, über mein Schicksal! Glücklich muß ich sein oder vergehen! — Er eilte fort; vergebens wollte ihn der Chevalier aufhalten, schnell, als trieb ihn sein Schicksal, verließ er den Saal, um in den einsamen Zimmern seinem gepreßten Herzen Luft zu machen.

Eben ging er eiligst über einen langen Gang, der zu einer Hintertreppe führte, als ihn jemand am Mantel festhielt. Es war Clement Marot. — Herr von Vatillen! — sagte er leise — verweilt nur einen Augenblick und hört mich an. Ich bin von Eurer Partei, mag den grämlichen Chevalier nicht, der mein Dichterroß mit meinem wilden Jagdklepper vergleicht; und wär' ich auch nicht an die Herzogin von Alençon durch meine Pflicht gebunden, so wär' ich doch aus Neigung der Eurige, denn Euer lebhafter Sinn spricht mich mehr an, als der finstere des Chevaliers, welcher der Dichterphantasie die farbenreichen Gemälde nicht verzeihen, meinen Gefühlen ihre irdische Geburt nicht vergeben kann. Ihr sucht beide noch heute Adelaide d'Armencourt allein zu sprechen? Ihr sucht vergebens, doch Euch soll dies Glück werden! Um acht Uhr Abends werdet Ihr beide zum Könige beordert werden, doch seid schon um sieben Uhr in der Galerie vor den Zimmern meiner Gebieterin, dort findet Ihr mich

und Euer Glück. Ade! — Er entſchlüpfte und ließ den Herrn von Batillen ſtaunend zurück.

Nicht lange war er in ſeinem Zimmer, als ihm auch wirklich der Befehl wurde, mit dem Schlage acht Uhr ſich in dem Vorzimmer des Königs einzufinden. Tauſend Fragen, was er dort ſolle, durchkreuzten ſich in ihm, während er mit Unruhe die von Marot ihm beſtimmte Stunde erwartete. Endlich ſchlug ſie. Er eilte zu der Wohnung der Herzogin von Alençon.

Hier durfte Batillen nicht lange in der Galerie warten. Marot erſchien bald. — Benehmet Euch klug, ich werde lauſchen, um Stoff zu einem Madrigal zu ſammeln, ich bedarf ſeiner jetzt; denn weht es mich nicht von außen an, bin ich verloren. Ausgedorrt iſt mein Inneres wie die Steppen Arabiens. Kommt, folgt mir!

Durch mehre Zimmer führte er ihn in ein kleines freundliches Cabinet. — Hier verweilt! Wenn ſich dieſe Thür öffnet, tritt Adelaide d'Armencourt ein. Sie kehrt von der Herzogin von Alençon, wo ſie jetzt iſt, zurück, und vermuthet Euch nicht hier. Benutzt den Augenblick mit Klugheit, die achte Stunde iſt für Euch die entſcheidende; die Minuten, die zwiſchen ihr und dem Jetz, liegen, ſind wichtig. Ich höre die Thür der Herzogin; lebt wohl! — Er ließ ihn allein.

Aber die Minuten ſchwanden, ohne für Batillen wichtig zu werden, und ließen ihn vor Ungeduld vergehen. Da hörte er endlich leiſe Schritte, ein ſeidenes Gewand rauſchte, die Thür knarrte, ſie öffnete ſich — Adelaide trat ein.

Erſtaunt, Batillen hier zu ſehen, ſtutzte ſie, und wollte umkehren. — Fräulein! — rief dieſer, und ergriff ihre Hand, die ſie ihm ſchnell entzog, — raubt mir nicht die Wonne, die ich dem Zufalle verdanke, Euch Lebewohl ſagen zu können!

Dem Zufall? — unterbrach ihn Adelaide ernſt. Batillen ſchlug erröthend die Augen nieder. — War es der Zufall, — fuhr ſie fort — der Euch hierher führte, ſo verzeihe ich Euch. — Sie wollte ſich entfernen.

Adelaide! — rief Batillen — ſeid nicht ſo grauſam! Hört mich an; laßt mir den Augenblick, den lang erſehnten Augenblick, nicht herzlos entſchweben, hört, was meine Lippen ſchon ſo oft ſtammeln, mein Herz ausſtrömen wollte. Hört mich an!

Herr von Batillen! — unterbrach ihn das Fräulein mit ſcheinbarer Ruhe, doch konnte der Ernſt ihres Auges die Bewegung ihres Herzens nicht ganz verbergen. — Hier in den Zimmern der Herzogin von Alençon iſt wohl nicht der Ort, mir dergleichen zu ſagen.

Ich muß reden, ich muß! — rief der Erglühte — und ſtünde ich vor dem Könige und vor dem verſammelten Hofe, ſo müßt' ich es ſagen, daß ich Euch liebe, ewig lieben werde, daß Ihr der Stern meines Lebens ſeid, der mich an ſeine Strahlen feſt bannt. Gebt mir nur den leiſeſten Schim-

mer von Hoffnung! — rief er und beugte seine Knie — Laßt mich nicht in Verzweiflung zum Kampfe, zum Tode ziehen!

Steht auf! — sagte das Fräulein — steht auf, Batillen! Ich schätze Euch, Ihr seid mir werth; doch mir selbst ein Räthsel, vermöchte ich eben so wenig Euch die Hoffnung zu geben, als sie Euch zu rauben, Lebt wohl! — Sie eilte davon.

Ich schätze Euch, Ihr seid mir werth! sagte sie dies nicht? Die Hoffnung ist mir nicht genommen, jedoch auch nicht gegeben, — murmelte er vor sich hin, immer noch das Knie gebeugt, immer noch den Blick nach der Thüre, durch welche sie entschwand. — Und kann dir dies nicht genügen, verlangst du noch mehr, du ungestümes Herz? Pierre, Du hast Recht! — rief er aufspringend — Du durchschauteſt sie besser als ich! Liebe ist es nicht, was in ihrem Busen sich regt. Mitleid ist es, was dem Engelherzen entströmt. Leb' wohl, leb' wohl! Meine Liebe sei unvergänglich, die Erinnerung an Dich schmerzlos; und sehe ich Dich wieder, dann öffene sich mir von neuem ein irdischer Himmel, wenn ich auch an seinen Pforten, ein Bettler, stehen und harren muß! — Er kehrte auf dem nemlichen Wege zurück, den er gekommen war, und fand Marot, der seiner wartete, im Vorzimmer.

Nun, Freund! — rief dieser ihm zu — war die Minute mit Rosen bekränzt oder nur mit ihren Dornen?

Ich dank' Euch, Marot, für Euren freundlichen Dienst! — erwiderte Batillen — Ihr habt mir eine Stärkung bereitet, die mir wohlthun wird durch's Leben. — Er drückte ihm die Hand, und kehrte mit ihm über die Galerie zurück.

Die Thorheit ist bei dem Narren zur Weisheit geworden, — sagte Marot — und doch hat er die Schäferstunde verträumt, der Alltagmensch; sie kehrt ihm nie wieder!

Auf ihrem Zimmer saß die Herzogin von Angoulême, neben ihr Margarethe von Alençon, ihre Tochter; sie sprachen beide leise. In einer Fensiervertiefung saß Adelaide d'Armencourt mit ihrer Arbeit beschäftigt, und schien an der Unterhaltung der Herzoginnen keinen Theil zu nehmen; sonst war niemand im Zimmer. Zuweilen traf der Blick der fürstlichen Frauen das Fräulein, welches sinnend auf ihre Arbeit blickte und mit sich selbst zu kämpfen schien.

Warum heute so still, so traurig, Adelaide? — begann die Herzogin von Angoulême — Du bist ja sonst so heiter und lebensfroh. Zieht denn wirklich Dein Herz mit Deinen Rittern über die Alpen, und hat das Lebewohl, welches Du ihnen heute Mittag sagtest, die Thränen in Dein Auge gepreßt, die Du jetzt zu verbergen strebst? Sonderbares Mädchen, warum so verschlossen? warum mir, die so innigen Antheil an Deinem Schicksale nimmt, warum mir Dein Herz verschließen? Tritt näher! — Das Fräu-

lein legte die Arbeit bei Seite und trat zu ihrer Gebieterin, die lächelnd das gesenkte Köpfchen Adelaide's hob. — Muth, nur Muth! Prüfe Dich und entscheide!

Ich habe mich geprüft, Hoheit! lange und ernst geprüft; ich werde nicht entscheiden.

Kind! — sagte die Herzogin lächelnd — vergiß nie, daß meine Nachsicht ihre Grenzen haben muß, daß des Königs Befehl wohl Dein verschlossenes Gemüth öffnen und Deine launenhaften Grillen verscheuchen wird.

Des Königs Herz, gnädige Frau! — erwiderte Adelaide mit der ihr eigenen Würde und Bescheidenheit — kennt, wie ich glaube, die Liebe, und wird ihre Rechte achten.

Adelaide! — rief die Herzogin heftig — Dein unbeugsamer Sinn fängt an mir lästig zu werden. Deine Laune verliert mit dem Reize der Neuheit ihr Interesse, und ich bitte Dich, wenn Du meine Laune nicht aufregen willst, die Deinige zu zügeln!

Eben als Adelaide die Herzogin zu besänftigen suchen wollte, öffnete sich die Thür, und der König, vom Marschal Lautrec, Admiral Bonnivet, Ritter Bayard, Vatillen und dem Chevalier de Theis begleitet, trat ein.

Er nahte sich seiner Mutter und küßte ihr ehrerbietig die Hand. — Mutter! — sagte er, ohne den finstern Blick, mit welchem sie auf Lautrec und de Theis sah, bemerken zu wollen. — Ich komme heut nicht in ernsten Angelegenheiten, ich komme, um die Liebe zu Gericht sitzen zu lassen, mit einem Worte, um einen Liebeshof zu halten. Ihr werdet es doch erlauben? Lautrec und Bonnivet, diese beiden Rechtsverständigen in dergleichen Angelegenheiten, werden Beisitzer sein, und der Ritter Bayard, der besser mit Lanzen zu spielen weiß, als mit Blumen, sehe auf das Recht. Ihr, theure Mutter! und Du, Schwester von Alençon! nehmt wohl den Platz ein, der Euch, als den Kronen der Frauen, bei diesem Gerichte gebührt.

Des Königs Mutter, da sie den König so vielen Antheil an der Sache nehmen sah, bekämpfte ihren Unmuth, der besonders durch Lautrecs Anblick erregt war, in welchem sie leicht einen Abgesandten der Chateaubriant erkannte. Die Herzogin von Alençon, welcher die Neuheit der Sache Vergnügen machte, schob lächelnd ihren Sessel näher herbei, und Adelaide, welche mit klopfendem Herzen den Augenblick hatte nahen sehen, nahm allen Muth zusammen, die Beklemmung ihres Innern nicht laut werden zu lassen. Vatillen, den Blick wie zu einer Heiligen nach dem Fräulein gehoben, erwartete in dumpfer Verzweiflung sein Schicksal, während der Chevalier de Theis unmuthig vor sich hin sah. Ihn kränkte des Königs Verfahren, ihm war der Augenblick zu heilig, um zur Belustigung zu dienen; sein Schicksal wollte er nur aus Adelaide's Munde allein vernehmen, nicht vor lästigen Zeugen. Lautrec und Bonnivet, die Champions beider

Parteien, ſchienen äußerlich die Sache leichter zu nehmen, als ſie ihnen in der That war. Nur der ritterliche Bayard, mit all' ſeinem Ernſte und Gleichmuth für Frauen, ſah in der Scene, wo der König ſelbſt, dieſe ihm ſo heilige Perſon, ſich auf den Richterſtuhl ſetzte, einen wirklichen Liebeshof, der über Adelaide und ihre Ritter ſprechen ſollte.

Adelaide d'Armencourt! — begann nun der König, und auf ſeinem Geſichte ſtrahlte der ihm ſo eigenthümliche Liebreiz. — Hier vor Euch ſtehen zwei Ritter, beide ſich gleich an Verdienſt und Kriegerruhm, an Tapferkeit und Rang, beide in der Blüthe des Alters und von männlich ſchöner Geſtalt, beide gleich in meiner Gunſt. Ihr habt ſie zu Euern Rittern gewählt, und ſie tragen Eure Farben mit Ehren. Rein war ihr Wandel, treu ihre Liebe; beide bewarben ſich um Eure Gunſt, und doch könnt Ihr ſie nur Einem ſchenken. Beide wünſchen die Entſcheidung noch heute aus Euerm Munde, da ſie morgen unter meinen Fahnen dem Ruhme und der Ehre nachziehen. Deshalb habe ich hier einen Hof der Liebe verſammelt, klein zwar, doch aus ihren würdigſten Dienern gebildet. Sprecht! welchem von beiden Rittern, dem edlen Chevalier Pierre de Theis, oder Phillipp, Herrn von Batillen, wollt Ihr Eure Hand, Euer Herz weihen?

Sire! erwiderte Adelaide, und die liebliche, zarte Farbe der Jungfräulichkeit umfloß wie ein Roſenduft ihre Wangen, als ſie mit Anſtand, aber beſcheiden, vor den König trat, der, ohne ihre Rede abzuwarten, ausrief: Foi de gentilhomme! Ihr Herren aus der Dauphiné! Eure Dame iſt ſchön, ſchön wie eine Frühlingsknospe, die, vom Thau getränkt, von einem Morgenlüftchen geſchaukelt, das Auge entzückt! — Doch verzeiht, Dame! — ſagte er, ſich zu Adelaide wendend, die durch dieſen Ausruf des Königs, durch den flammenden Blick, den er auf ſie warf, noch verlegener geworden war, — verzeiht, daß ich Euch in dem entſcheidenſten Augenblicke Eures Lebens unterbrach; aber wahrlich, Euer Anblick ergriff mich ſo, daß ich nicht wußte, ſtand eine Madonna, ſtand eine Grazie vor mir!

Sire! — begann das Fräulein von neuem — Der Jungfrauen Herz iſt zart wie die Blume, die ſich jeder Berührung ſchließt. Erlaubt deshalb, daß hier im Angeſichte meines Königs, vor deſſen hohem Blicke wohl das Schickſal der Reiche jetzt ſchweben mag, die Gefühle eines jungfräulichen Herzens ſich demuthvoll und beſcheiden in ſich zurückziehen.

Ihr weicht mir nicht aus, Fräulein! — rief König Franz lächelnd — wir gehen nicht von hier ohne Eure Entſcheidung!

Ende Dein Spiel, Adelaide! — rief die Herzogin von Angoulême mit Heftigkeit — denn ſo thörig wirſt Du nicht ſein, vor Deinem Monarchen ſchweigen zu wollen, wenn er Dir zu reden befiehlt. Darum ſprich! — Dein Schweigen erregt meinen Zorn!

Mutter! — ſagte der König mit ernſtem Blicke — im Gebiete der Liebe und vor ihrem Richterſtuhle iſt alles zart; greift nicht hart in des Fräuleins Herz, das jetzt wohl laut klopfen mag.

Noch kämpfte Adelaide mit sich — die ganze Scene glaubte sie für sich erniedrigend, und sie theilte hierin des Chevaliers Gefühl, als der Ritter Bayard, der ihre Verlegenheit nicht allein bemerkte, der sie auch fühlte, zu ihr trat. — Nichts Schöneres — sagte er — bestrahlt die irdische Sonne, als die Wangen der Jungfrau, wenn sie von zarter Sitte und Scham erröthen, nichts ehrt des Mannes rauher Sinn so heilig, als das sittliche Gefühl, welches sich in diesem Augenblicke so lieblich in dem Roth Eurer Wangen ausspricht. Deshalb wird mein König und Herr, der mir befahl, auf das Recht zu sehen, wird meine gnädige Frau von Angoulême der Dame Zeit gönnen, sich zu fassen, ihre Gedanken und Gefühle zu ordnen, um dann mit dem Muthe, den das Bewußtsein giebt, vor ihrem Könige zu reden.

Ihr habt Recht, wie immer! — rief der König — im Gerichtshof der Liebe, wie im Kriegsrathe. Darum, Adelaide! fasset Muth, scheut Euch nicht, vor uns Eure Empfindungen laut werden zu lassen; habt Zutrauen und macht uns mit den Schwächen Eures liebenden Herzens bekannt!

Bei diesen Worten überflog Purpurröthe, ein holder, zarter Hauch jungfräulicher Verlegenheit Adelaide's Wangen. — Sire! — sagte sie, dem Könige einen Schritt näher tretend, und mit Würde vor ihm stehend. — In meinem Herzen suche ich die Liebe mit ihren Schwächen vergebens, denn wo das Wohlwollen sich theilt, mag wohl die Liebe nicht heimisch sein. Beide Ritter acht' ich meiner Liebe werth, beider Bewerbung ist mir ehrenvoll, beiden folgen meine Wünsche, für beide würden die Thränen fließen, kehrten sie nicht wieder. Aber so genau ich auch meine Empfindungen jetzt wägen mag, so sinkt keine Schale; wie ernstlich ich mich auch prüfe, acht' ich beide gleich — und deshalb —

Liebt Ihr keinen! unterbrach sie der König fast unwillig.

Wohl möglich, Sire! ich pflichte Euch bei, — sagte das Fräulein, während auf den Gesichtern der Ritter die Leidenschaft und der Schmerz sich ganz verschieden äußerten. Bayllens Auge sah zum Himmel, die Hand preßte er auf das Herz, und in seinem Gesichte drückte sich Verzweiflung aus, während der Chevalier, sich ganz vergessend, verklärt, und doch wehmuthsvoll Adelaide anblickte. Alle schwiegen, kein Laut erscholl.

Foi de gentilhomme, Bayard! — unterbrach jetzt der König das allgemeine Schweigen — ich weiß hier keinen Rath, weiß den Rittern nicht zu helfen, wenn dem so ist, wie das Fräulein sagt. Wißt Ihr auch hier Rath, so führt die Sache weiter!

Bayard verneigte sich vor dem Könige und trat zu Adelaide. — Fräulein! — sagte er, und der Ausdruck seines Gesichts zeigte, daß er mit inniger Theilnahme sprach. — Fräulein! wollt Ihr mir wohl recht offen meine Fragen beantworten, die nach dem Auftrage Seiner Majestät Euch nicht unbescheiden erscheinen dürften?

Redet, edler Herr! erwiderte Adelaide.

Hättet Ihr nie Philipp von Batillen gesehen, gekannt, hätte sich der Chevalier de Theis nur allein um Eure Hand beworben, würdet Ihr sie ihm verweigert haben?

Ich würde, glaub' ich, dann seine ehrenvolle Bewerbung nicht von mir gewiesen haben, erwiderte sie erröthend.

Und hättet Ihr Herrn Philipp von Batillen gekannt, ehe Ihr den Chevalier kennen und achten gelernt, würdet Ihr seinen heißen Wünschen entgegen gewesen sein?

Ich würde den Herrn von Batillen nicht zurückgewiesen, ich würde ihn geprüft haben, ob seine Empfindung rein und wahr sei.

Ihr seht, Sire! die Wahl nur ist dem Fräulein schwer, — sagte Bayard, sich ehrfurchtvoll zum Könige wendend. — Sie liebt, ohne es zu wissen — beide. Deshalb erlaubt mir, den Ausweg aus diesem Labyrinthe zu suchen.

Gern, Bayard! sagte der König.

Erlaubt Ihr es, mein Fräulein?

Adelaide's stumme Verneigung bejahte die Frage.

Und Ihr, — fuhr er fort, sich zu den Rittern wendend, — unterwerft Ihr Euch meinem Ausspruche, wenn die Dame ein Gleiches thut?

Des Ritters Bayard Entscheidung war stets gerecht! — rief der Chevalier — Seinem Ausspruche unterwerfen sich alle Ritter Frankreichs!

Auch ich! sagte Batillen finster.

Nun, so hört! — begann Bayard — und meine gnädigen Frauen von Angoulême und Alençon mögen mich zurechtweisen, wenn mein Vorschlag die Liebe und die Zartheit des weiblichen Herzens beleidigen könnte. Beide Ritter sind in ihren Rechten sich gleich, beide würdig, zu dem Besitze dieser Dame zu gelangen, beide stehen ihrem Herzen gleich nahe. So entscheide Gott! — Nicht im tollen, wahnsinnigen Zweikampfe, der zwei Freunde gegen einander waffnete und dem Vaterlande einen tapfern Krieger rauben könnte. Nein, im Kampfe für seinen König entscheide die Tapferkeit und das Glück; und hierdurch Gott! — Wer von Euch — so begann er feierlich — in der ersten Schlacht die schönste Waffenthat verübt, wen sein König als den Tapfersten bezeichnet, dem gebe König und Vaterland das Fräulein zum Lohne! Sire! ist es Euch also genehm? — Der König nickte bejahend. — Habt Ihr nichts dagegen, Fräulein d'Armencourt, und Ihr, meine Ritter?

Das Fräulein neigte sich demuthvoll. — Wir sind es zufrieden! riefen beide.

Und ist in meinem Ausspruche nichts gegen Zucht und Ehre und die Rechte der Minne? fragte er, sich gegen die Herzoginnen wendend.

Die Herzogin von Angoulême schwieg. Margarethe von Alençon nahm endlich das Wort und sagte: Nichts finde ich darin, Ritter Bayard! was gegen die Minne und ihre Rechte sei.

So tretet zu mir, edles Fräulein! und Ihr, werthe Ritter! — sagte er, das Schwert mit der Scheide aus dem Wehrgehänge nehmend, — legt Eure Hand auf des Schwertes Griff, das heilige Zeichen des Kreuzes, und schwört, unverbrüchlich das zu halten, was Ihr eben bewilligt!

Wir schwören! riefen die Ritter. Adelaide schwieg.

Und Ihr, mein Fräulein? sagte Bayard zu Adelaide. Ihre Knie wankten, das Herz schlug ihr gewaltig, die Wangen erbleichten.

Es bedarf nicht ihres Schwures, — erwiderte der Chevalier. — Wehe dem, der ihre Hand nur ihrem Schwure verdankt!

Ja, wehe ihm! rief Batillen.

So dank' ich meinen Rittern für ihr Vertrauen und ihren zarten Sinn! sagte Adelaide und trat zurück.

Doch noch eins! — rief der König, der von dem Feierlichen dieser Scene tief bewegt war. — Ein Fall ist noch möglich. Der Ritter, welcher den Preis sich errungen, könnte in der Schlacht fallen, an seinen Wunden sterben, dann gehe sein Recht auf den Lebenden über!

Jedoch nur, wenn er durch seine Tapferkeit den schönen Preis verdient! bemerkte Bonnivet.

Ihr vergeßt, Herr Admiral! — unterbrach ihn Bayard, und sein Blick sah mit Stolz auf den Günstling. — Ihr vergeßt, daß beide die Dauphins ihr Vaterland nennen! — Unterwerft Ihr Euch dem, Fräulein? fuhr er fort, sich zu Adelaide wendend, welcher Margarethe von Alençon einen Sessel neben sich angewiesen hatte.

Allem, was mein König befiehlt! stammelte sie, und eine Thräne drang in ihr Himmelsauge, denn sie gedachte des traurigen Falles.

Nun, Sire! — rief Bayard — so wäre die Sache beendet, wenn Ew. Majestät mir nichts weiter zu befehlen hat! — Er steckte sein treues Schwert wieder in das Wehrgehänge.

Erlaubt! — rief die Herzogin von Alençon jetzt — Erlaubt auch mir eine Bedingung hinzuzufügen! Beide Ritter sind, so wie ich vernehme, innige Freunde. Versprecht mir, Ihr edlen Herren, daß dieser Wettstreit Eure Freundschaft nicht trenne, nicht blutig trenne!

Gnädige Frau! — begann der Chevalier — Schon als der Freund dem Freunde sein Herz aufschloß, reichten wir uns die Hand und schwuren, daß die Liebe die Freundschaft nicht trennen solle; wir haben den Schwur gehalten bis jetzt, wir werden ihn halten bis zum Tode! Nicht, mein Bruder?

Bis zum Tode! rief Batillen. Sich vergessend, umschloß er mit Gluth des Freundes Brust und drückte ihn in seine Arme. Doch plötzlich riß er sich los, beugte sein Knie vor dem Könige und sagte bittend: Sire! verzeiht, daß meine Empfindungen sich so stürmisch, so ungeziemend vor Euren Augen aussprachen, daß ich über den Anblick meines theuren Freundes die Gegenwart meines Königs vergaß.

Steht auf! — ſagte König Franz mit Huld — treue Freunde ſind auch treue Diener ihres Herrn. Ich ehre, ich ſchätze Euch um dieſes Auftrittes willen doppelt! — Er erhob ſich, trat zu der Herzogin von Angoulême und führte ſie ſeitwärts in ein Fenſter. — Mutter! — ſagte er — Ihr ſcheint mit dem Ausgange nicht zufrieden; ich bitte Euch, zürnt niemand deshalb; denn wißt, die Ritter und das Fräulein ſtehen in meinem beſondern Schutze. — Er küßte ihre Hand, grüßte ſeine Schweſter freundlich. — Schlaft wohl! — rief er Adelaide zu — Ich wünſchte wohl die Träume Eures Morgenſchlummers zu wiſſen! — grüßte die Ritter, und verließ mit Bayard, Lautrec und Bonnivet das Zimmer.

Auch die Ritter empfahlen ſich der Gnade der Herzoginnen; und als ſie ſich Adelaide nahten, ſagte der Chevalier: Erlaubt Ihr, Dame! daß wir uns noch morgen bei Euch beurlauben dürfen?

Wenn meine Gebieterin es erlaubt, — erwiderte dieſe — gern!

Wie es Euch beliebt! ſagte die Herzogin mit ſchneidendem Tone, und entließ ſie.

Vereint Adelaide Lebewohl zu ſagen, hatten beide beſchloſſen. Batillen kam deshalb ſchon früh zu ſeinem Freunde, ihn abzuholen, und als ſie ſich wieder ſahen, bekräftigte von neuem ein Druck der Hand ihren Schwur. Sie gingen den ſchweren Gang, und fanden Adelaide allein.

Wir kommen, — ſagte der Chevalier, der mehr Faſſung zu haben ſchien als Batillen, deſſen Empfindung die Bruſt zu zerſprengen drohte. — Wir kommen, Fräulein! Euch, wie es unſere Pflicht heiſcht und unſer Herz uns befiehlt, Lebewohl zu ſagen. Nehmt die Verſicherung, daß Eure Farben auf unſerm Banner ſiegreich flattern werden, ſo lange wir athmen. Rein ſei unſer Wandel, treu unſer Herz. Und nun lebt wohl! Der Glückliche, der zurückkehren und Euch nahen darf, den heißt willkommen und ſchenkt ihm einen der Himmelsblicke, mit denen die Natur Euch herrlich begabte; dem Unglücklichen aber, den ſein Geſchick fern von Euch dem Leben oder dem Tode weihte, ſchenkt eine Thräne, er verdient ſie gewiß!

Ja, verdienen wird er ſie, Adelaide! — rief Batillen mit Feuer — Kämpfen wollen wir mit Löwenmuth, denn um ſolch' herrlichen Preis, wer wagte da nicht alles, und was wäre der Tod für den, der hoffnungslos zurückkehren ſollte! Weiht mein Schwert, Dame! Eure Hand gebe ihm Zauberkraft, Eure Worte ihm den Sieg! — Er zog ſein Schwert und kniete vor dem Fräulein nieder.

Bleib' rein vom Blute der Wehrloſen, treu deinem Herrn, wie er ſeiner Dame bleiben möge, das iſt die Weihe meiner Farben, ſie werde dir jetzt! Nehmt Euer Schwert zurück, Herr! — ſagte ſie nun, es dem Ritter reichend. — Denkt, wenn Ihr es gegen den Feind zieht, es gilt Ehre, König, Vaterland und Eurer Dame!

Batillen küßte das Schwert da, wo Adelaide's Roſenfinger es berührt, erhob ſich und ſteckte es wieder in die Scheide. — Und Ihr, Chevalier! — ſagte Adelaide, ſich zu dieſem wendend, der ſinnend auf die Stelle blickte, wo Batillen gekniet hatte. — Wollt Ihr mir nicht auch Euer Schwert reichen, daß ich den Spruch der Weihe darüber ſpreche?

Fräulein! — ſagte der Chevalier, und ſeine Wange glühte, ſein Auge ſah gen Himmel. — Verzeiht, wenn ich dies nicht darf! Es ſind vier Jahre, da ſtand ich am Sterbelager meines Vaters auf meiner alten Burg zu Comartin. „Wenig laß ich Dir der Erbengüter zurück, mein Sohn!“ ſagte er mit matter Stimme, „doch eins, das ich werth halte über alles, mein Schwert, es bleibe Dir! Von dem Tage, wo Dein Ahn es mir zum erſten Mal umgürtete, bis zum Augenblicke des Scheidens, wo ich es zum letzten Mal an mein Herz drückte, hat es mich nie verlaſſen und blieb mir treu. — Führe Du es fortan!“ — Unwillkürlich war ich auf meine Knie geſunken, und als mein Vater es mir reichte, ich es erfaßte und es an mich drückte, legte er ſeine zitternde Rechte auf dieſen Griff: „Ich weihe es dem Feinde zum Verderben, Dir zur Ehr' und Preis!“ rief er, blickte noch einmal auf ſein Schwert, dann auf mich, und verſchied. — Deshalb, edles Fräulein! was der Tod mir geweiht, dürft Ihr, des Lebens edelſtes Bild, nicht berühren!

Adelaide trat bei dieſen Worten zurück, faſt ſchien es, als habe des Chevaliers Weigerung ihr wehe gethan; ſie ſah ernſt zu Boden.

Fräulein! — rief dieſer mit Feuer — zürnt mir nicht! Was ich habe, was ich mein nenne, Seele und Leib, Blut und Herz, gehören Euch. Euer Blick, Euer Engelblick hat mich ja dem Leben oder dem Tode geweiht; zürnt mir nicht!

Wie könnte ich dies! ſagte ſie freundlich und nahm von einem Seſſel zwei blaue Feldbinden, in welche Blumen von Silber künſtlich geſtickt waren. — Edle Herren! — begann ſie — nehmt als meine Ritter dieſe Feldbinden, tragt ſie mir zur Ehre und Liebe! — Sie hing die Feldbinden ſelbſt über ihre Schultern, und als die Ritter ſich neigend ihre Hand küßten, ſagte ſie gerührt: Lebt wohl, edle Herren! Gott und alle Heiligen mögen Euch ſchützen; lebt wohl, gedenkt meiner mit Herzlichkeit!

Mit Herzlichkeit und Liebe! riefen die Ritter.

So lebet wohl! rief ſie tief bewegt und entfernte ſich. — Die Ritter erhoben ſich, und als ihre Roſſe ſie ſchon fern von Lyon getragen hatten, reichten ſie ſich ſchweigend die Hände, und ritten dann ihrem weitern Schickſale entgegen.

Die Armee des Königs war auf früher von Geſchütz und Reiterei nie betretenen Wegen über die Alpen in Piemont eingerückt. Die zur Vertheidigung der verſchiedenen Päſſe aufgeſtellten Heerhaufen der Schweizer

zogen sich über Pignerol und Chivasso nach Vercelli zurück. Als sie sich bei Chivasso vereinigt, und ein Heer von 42,000 Mann gebildet hatten, trieb der Geist der Zwietracht diese bedeutende Macht aus einander. Bern, Freiburg, Solothurn und die Walliser wollten die ihnen von Frankreich angebotenen Friedensvorschläge eingehen, schlossen deshalb einen Vergleich und zogen in ihre Heimath zurück. Die andern Kantone aber blieben, auf Zureden des Cardinals von Sitten, ihren Verpflichtungen mit dem Papste und Maximilian Sforza, dem Herzoge von Mailand, getreu, und zogen, noch 25,000 Mann stark, nach Mailand. Die Venetianer standen bei Lodi und erwarteten das königliche Heer, welches sich bei Marignano mit ihnen vereinigen sollte; die päpstlichen und spanischen Truppen, welche den Ausgang der Unterhandlungen abwarten wollten, bei Placentia, diesseit und jenseit des Po, mithin von den Schweizern getrennt.

Es war am Mittage des 13ten Septembers im 1515ten Jahre, als ein Trupp französischer Reiter, von Fleuranges, dem Sohne Roberts, Grafen von der Mark, angeführt, in bedeutender Entfernung vor den Thoren Mailands hielt, um das Heer der Schweizer zu beobachten.

Die Thore der Stadt öffneten sich. In dicht gedrängten Massen zogen die Schweizer heraus. Es waren die von Uri, Schwyz, Unterwalden, Zürich, Luzern, Appenzell, die aus dem Aargau, dem grauen Bunde, und ein Haufe Freiwilliger der heimgegangenen Kantone. Die Menge des Geschützes, welches sie mit sich führten, ließen Fleuranges keinen Zweifel mehr übrig, daß sie zum Angriff des königlichen Heeres auszögen. Er eilte mit seinem Haufen zurück, dem Connetable dies zu melden, der, den Schweizern und ihren Unterhandlungen immer mißtrauend, sich in steter Bereitschaft hielt.

Schnell stellte Bourbon die Vorhut in Schlachtordnung, welche der König noch mit einem Haufen Lanzknechte verstärkt hatte, während Fleuranges nach Marignano in das Hauptquartier des Königs eilte, wo er diesen beschäftigt fand, einen Harnisch, den er so eben aus Deutschland erhalten hatte, anzupassen.

Warum in voller Rüstung, Fleuranges?! — rief ihm der König entgegen — wir erwarten stündlich den Frieden, und Du bist ja gewappnet wie zur Schlacht.

Sire! — entgegnete dieser — hofft nicht mehr auf Frieden, die Schweizer sind in Anmarsch. Laßt Allarm blasen, denn heut' und gleich habt Ihr die Schlacht; ich kenne die Eidgenossen!

Der König wappnete sich schnell. Die Trompeten schmetterten, das Heer trat unter die Waffen. — Sennor Alviano! — sagte der König zu dem Befehlhaber der Venetianer, welcher sich eben bei ihm zu Marignano befand. — Eilt zu Eurem Heere, marschirt Tag und Nacht, und stoßt zu mir, wo Ihr mich trefft; ich bedarf Eurer, wie Ihr seht!

Als Alviano den König verließ, donnerte schon das Geschütz, die

Vorhut war im Handgemenge. Der König ließ zu ihrer Unterstützung die schwarze Bande, alles Deutsche, und die übrigen Lanzknechte, die der Herzog von Guise an des Herzogs von Geldern Stelle befehligte, vorrücken, und zog mit den Gensdarmen ihnen nach; die Nachhut unter dem Herzoge von Alençon folgte.

Als der König auf einer kleinen Höhe ankam, sah er die Schweizer mit ihrem Geschütz in Schlachtordnung, welche jetzt, alter löblicher Gewohnheit nach, Halt machten, die Arme gen Himmel hoben, und Gott um Beistand und Sieg anriefen; sah den Connetable festen Fußes die geschlossenen Haufen der Anrückenden erwarten. Karl von Bourbon schickte ihnen eben eine Abtheilung Reiterei, unter Jamets, dem Bruder Fleuranges, entgegen; diese wurde nach einigen vergeblichen Angriffen zurückgeworfen, die 1200 Lanzknechte, welche sie unterstützen sollten, von denen von Zürich über den Haufen gerannt und fast alle niedergestoßen.

Jetzt entwickelte sich die Schlachtordnung der Schweizer; sie bildeten drei große Abtheilungen. Das Banner von Zürich flatterte der einen voran, dem sich die von Basel und Schaffhausen anschlossen; dem schwarzen Stier von Uri in seinem goldenen Felde folgte die andere. Hier waren Uri, Schwytz, Unterwalden und der graue Bund vereinigt; sie drangen auf die Lanzknechte ein, während die andern Pedro von Navarra, seine Gascogner und Aventurirer angriffen.

Mann gegen Mann, Schwert gegen Schwert, Hellebarde an Hellebarde begann nun der Kampf. Keine Kriegslist, keine der raschen Bewegungen, wodurch die Schweizer gewohnt waren, ihre Schlachten schnell zu entscheiden, erlaubte die Beschaffenheit des Bodens; der persönliche Muth entschied alles. Der alte Haß der Schweizer und Lanzknechte, dieser unversöhnlichen Feinde, erwachte auch hier; und als der Haufe von Uri sich den schwarzen Fahnen der Lanzknechte gegenüber sah, schwang Jakob Meiß, dieser riesenhafte Bannerträger, den Stier von Uri hochflatternd in die Luft, und das Urner Horn, welches seit der Schlacht von Granson ein Schrecken der Feinde schweizerischer Eidgenossen war, tönte zwischen dem lauten Schlachtruf dumpf und schreckbar.

Die Lanzknechte, ihre alten Gegner im Auge, erwarteten den Angriff nicht. In geschlossenen Reihen, die langen Spieße gesenkt, warfen sie sich auf die Schweizer, deren vordere Reihen beträchtlich litten. Als nun das Handgemenge allgemein wurde, die Hellebarden und die langen Schwerter der Eidgenossen unter den wackern Deutschen mähten, mußten diese wohl mehre hundert Schritt weichen; aber schnell, als sie den Connetable mit den Gensdarmen anrücken und dem Schweizerhaufen in die Seite fallen sahen, sammelten sie sich von neuem. — Aber hier standen die Männer von Schwytz und Unterwalden. Vergebens stürmten die Gensdarmen in dunkeln, geschlossenen Massen heran; niederknieend, die Hellebarden vorgehalten, die hinteren Reihen die langen Spieße den Reitern entgegen

gestreckt, von den untermischten Büchsenschützen aus der Ferne beschirmt, standen die von Schwytz und Unterwalden ihrer Ahnen würdig. Noch einmal sprengten die Gensdarmen heran und drangen in die ersten Reihen; Nikolaus Würz, die Fahne von Unterwalden führend, sank von Franz von Bourbons Lanze durchbohrt. Doch fest, wie das Urgebirge der Heimath, standen die Männer, und hoch flatterte von neuem das Banner von Unterwalden in der Hand Winkelrieds. — Franz von Bourbon, des Connetable Bruder, sank von einer Kugel getroffen, der Graf von Saucerre, von Imbrecourt durch die Streitaxt, und viele vom Adel mit ihren Rossen, von ihrem Muthe in die feindlichen Reihen zu weit geführt, sanken verwundet nieder. Die Lanzknechte wichen, die Gensdarmen des Connetable waren aus einander gesprengt.

Da ordnete der König eilig das Haupttreffen; siebzig Stück Geschütz ließ er auffahren, welche unter die geschlossenen Haufen der Feinde den Tod schleuderten. Die schwarze Bande des Herzogs von Geldern, den Herzog von Guise an ihrer Spitze, deckte es zur Rechten, ein Haufe Lanzknechte zur Linken; hinter dem Geschütze hielt der König mit dem Kerne seines Adels. Der dritte Haufe der Schweizer, die von Luzern an der Spitze, hinter ihnen die Aargauer und die von Zug und St. Gallen, das Geschütz zur Seite, rückte nun auf das Haupttreffen der Franzosen an. Fünfundbreißig Feldschlangen wurden schnell aufgefahren, und mit ihnen das Treffen des Königs, und nicht ohne Wirkung, beschossen. Jetzt setzten die von Luzern unter freudigem Kriegsrufe an, schritten, das Haupt vorwärts, die Spieße dem Feinde entgegen gesenkt, auf die schwarze Bande los. Alles, was sich ihnen widersetzte, warfen sie nieder; das Geschütz der Franzosen trennte jedoch ihre Reihen. Der König, an der Spitze seines Adels, stürmte auf sie ein; sie standen, und erst als sie den Angriff der Reiterei zurückgeworfen, zogen sie sich langsam und in Ordnung aus dem Bereiche des Geschützes. Da verfolgten sie die Lanzknechte; die Schweizer kehrten um, warfen sich auf die Verfolgenden, und hätte die Nacht nicht die Streitenden getrennt, wären nur wenige der Lanzknechte aus diesem Handgemenge zurückgekehrt.

Während der König sich nur mit Mühe in seiner Stellung bei dem Geschütz behauptete, wovon die von Luzern bei dem ersten Anlaufe sechs große Büchsen genommen und mit fortgeführt hatten, der Connetable, die gesprengten Lanzknechte und seine Reiterei sammelnd, sich unter dem Schutze der Nacht zurückzog, hatte der Haufe, den Maximilian Royst, Bürgermeister von Zürch, anführte, Don Pedro von Navarra angegriffen.

Vor ihren Compagnien haltend, standen hier der Chevalier de Theis zur Linken, Batillen zur Rechten. Beider Compagnieen hatte Navarra mit gutem Bedacht an die Spitze des Haufens Avanturirer, und beide en einander gestellt, um ihnen Gelegenheit zu geben, heute um den

herrlichen Preis zu ringen, der neben dem Preise der Ehre dem Tapfersten entgegen strahlte. — Heute gilt es, Philipp! rief der Chevalier Batillen entgegen, als die von Zürich, das Banner in der Mitte, auf diesen anrückten. — Adelaide! rief Batillen, ließ die Seinen die Hellebarden senken, und rückte von der Höhe herab dem Feinde entgegen; ihm folgte der Chevalier mit mehr Bedacht, mit weniger Hitze. Das Handgemenge begann, und obgleich von Batillens Schwert, welches Adelaide's Weihe für ihn unüberwindlich gemacht hatte, Hans und Nikolaus Keller, diese beiden edlen Brüder aus Zürch, fielen, obgleich die Gensdarmen, unter Bayards Anführung, sich zum Angriff des Schweizer-Fußvolks anschickten, welches der Cardinal von Sitten mit den Lombardischen Reitern des Herzogs von Mailand deckte, wichen die Schweizer nicht; und schon begann das französische Fußvolk aus Gascogne, auf die sich die von Basel und Schaffhausen geworfen, zu wanken, und die Aventurirer hielten nur noch unentschlossen Stand. Da sah der Chevalier das Pferd Bayards, von einer Hellebarde durchbohrt, stürzen und seinen Freund, seinen edlen Landsmann, zu Boden sinken. Wie begeistert riß er seinem Fähndrich die Fahne aus der Hand. — France, France! — rief er — mir nach! — bahnte sich, von den Seinen gefolgt, einen Weg, befreite den Ritter aus dem Gedränge und setzte durch diese rasche That den Kampf in's Gleichgewicht. Aber Pedro von Navarra mußte mit seinem Fußvolke dem Ungestüme der Baseler weichen; noch flatterte hoch das Banner von Zürch. Da bestieg Bayard ein anderes Roß, und obgleich die Nacht sich schon hernieder senkte, versuchte er noch einmal die eherne Mauer zu durchbrechen. Mit freudigem Herzen sah der Chevalier den edlen Ritter mit seinen Gensdarmen, gleich einer dunklen Wolke, heranziehen. Die Schweizer standen; gegen die Eisenmänner und ihre Lanzen kämpften sie mit ihren Hellebarden und Schwertern. Der Zügel Bayards ward zerhauen, sein verwundetes Roß sprengte mit furchtbarem Satz in die Reihen der Schweizer, warf alles über den Haufen und führte so den Ritter durch die Masse der Feinde auf die Lombarden zu. Nur ein Weinberg mit seinen Rankengeländern hemmte des Rosses wilden Lauf; schnell sprang der Ritter in voller Rüstung ab, warf Beinschienen und Panzer von sich, und eilte zwischen den Reben davon.

Der Chevalier hatte dies alles gesehen; er glaubte Bayard und die Schlacht verloren; denn je dunkler es ward, desto ungleicher wurde der Kampf. Die Seinen entzogen sich unter dem Schutze der Nacht immer mehr und mehr dem Gefechte, die Schweizer schlossen sich immer dichter und dichter; und so mußte auch der Heerhaufen der Aventurirer weichen. Die Nacht trennte endlich die Kämpfenden. Ein Theil des Schlachtfeldes blieb den Schweizern; das französische Heer rettete die Dunkelheit.

Die Nacht breitete sich jetzt über das Schlachtfeld und verbarg dem Auge die Tausende von Gefallenen, verbarg die Menge der Verwundeten, die hülflos, zertreten am Boden lagen, und die Versprengten, die, in der Dunkelheit umherirrend, ihre Fahnen suchten. Eine furchtbare Todtenstille umzog den Wahlplatz, niemand wagte zu reden, selbst die Verwundeten fürchteten einen Schmerzensseufzer auszustoßen und das Mitleid anzuflehen, damit sie nur nicht des Feindes Schwert zum Morde aufrufen möchten.

König Franz hielt noch hinter seinem Geschütze, dort hatte er 5 bis 6000 Lanzknechte und einige Hundert Gensdarmen gesammelt; nicht fern ihm gegenüber hörte man jetzt die Stimmen der Eidgenossen. Kein Wachtfeuer erwärmte in dieser rauhen Septembernacht die erstarrten Glieder, kein erquickender Trunk, kein Bissen Brod stärkte die Ermatteten. Die Nähe des Feindes fürchtend, schloß sich Mann an Mann, Roß an Roß, und oft lag vertrauend der Gascogner neben dem Hirten von Unterwalden, wenn der Bretagner, neben seinem Landsmanne mißtrauisch, ihn nicht in der Sprache des Landes zu begrüßen wagte. Freund und Feind war vermischt.

Da rief jetzt, wo der Herzog Claude von Guise mit dem wiedergesammelten Ueberreste der schwarzen Bande hielt, eine Stimme: France! — France! antwortete der Herzog; und Bayard trat zu ihm, den das Glück den Weg zu den Seinigen geführt hatte. Schnell gab ihm der Herzog ein Pferd, den aus der Schlacht von Ravenna so merkwürdigen Carman. Bayard hatte es dort auf dem Wahlplatze für todt zurückgelassen, und am Abende, noch aus mehreren Wunden blutend, suchte es seinen Herrn auf, und fand ihn auch wieder. Der Herzog von Guise hatte es sich zum Geschenk erbeten, und gab es jetzt Bayard zurück, der es schnell bestieg und zum Könige eilte.

Seid Ihr es, Bayard?! — rief ihm der König leise entgegen — Gott sei gedankt, daß ich Euch wiedersehe! Wie steht es bei meinem Vetter von Bourbon?

Sire! — sagte der Ritter ohne Furcht und Tadel — Euer Heer irrt auf dem Schlachtfelde und weiß seine Fahnen, seinen König nicht zu finden. Laßt die Trompeten schallen, laßt die Feinde wissen, wo wir sind; die Kriegmusik von Frankreich war stets dem Feinde ein Todesruf.

Und als der König befahl, und die Trompeten neben ihm schmetterten, wiederholten Hunderte freudig den Kriegruf; und er schallte hell und tönend über die Ebene von Marignano und rief die Zerstreuten zurück. Aber auch von drüben herüber, wo die dunkeln Massen der Schweizer gelagert waren, brüllte jetzt mit seinem Schreckruf das mächtige Urner Horn; furchtbar tönte es in langen gehaltenen Rufen durch das Schmettern der Trompeten, und weckte die Stimmen seiner Brüder, die jetzt von allen Seiten die Eidgenossen zusammenriefen.

Durch die ſchweigende Nacht hallte ſchauerlich dieſes Schmettern, dieſer Ruf. Oft fuhren Hunderte von des Connetable Heerhaufen auf, wenn in ihrer Mitte das Alphorn tönte; leiſe ſchlich der Normänniſche Trompeter aus den Reihen der Schweizer, als ſein Ruf die um ihn gelagerten Eidgenoſſen aufgeſchreckt hatte. Beide Heere entwickelten ſich; die Trompete rief Frankreich, das Horn die Schweiz zu den Fahnen, und in dichte Haufen zuſammengedrängt, erwarteten ſo die Krieger den blutigen Morgen.

Bei dem letzten Angriff der Zürcher waren die Freunde durch des Chevalier de Theis Bewegung zu Gunſten Bayards von einander getrennt und in Ungewißheit über ihr gegenwärtiges Schickſal geblieben, doch als der Ruf der Trompeten das zerſtreute Heer wieder geſammelt, und Don Pedro's Vorſicht ſeinen Abtheilungen für dieſen Fall beſondere Signale gegeben hatte, fanden ſich die auseinandergeſprengten Aventurirer auch allmälig wieder, und die Freunde trafen ſich unter einem weinumrankten Ulmenbaume.

So hab' ich Dich wieder, mein Pierre! — rief Batillen, den Chevalier umarmend. — So hat Dich Dein Muth mir nicht entriſſen! Ach, ich ſah wohl, wie Du dem edlen Bayard zu Hülfe eilteſt, und, meinen Blick ſorgenvoll nach Dir gewandt, hätte ich faſt den Hieb nicht bemerkt, den eines Schweizers Schlachtſchwert nach mir führte. Nun, es hat nur meinen linken Arm geſtreift, Pierre! und ich habe nichts gethan, nichts als meine Pflicht; keine ſchöne That folgt mir zum morgenden Tage, und Du haſt Frankreichs edelſten Krieger gerettet, Dir gebührt der Preis.

Die Schlacht iſt noch nicht geendet, die Nacht hat nur mit ihrem dunkeln Mantel die Streitenden getrennt, die Morgenröthe weckt uns zu neuem Kampfe! — ſagte der Chevalier — Erſt morgen ſinkt oder ſteigt die Wage, und nur leicht iſt das Lorbeerreis, das ich in ihre Wagſchale legen kann. Faſſe Muth, Batillen! denn gäbe mir auch der Himmel die Kraft der Giganten, den Muth der Ritter der Tafelrunde, ſo fehlte mir doch das Glück, das Vertrauen auf dieſes wandelbare, welches wie eine Stimme des Himmels in unſerer Bruſt ruhen muß, wenn ſie uns dem Großen, dem ſchwer zu Erringenden entgegen treiben ſoll. In mir ruht kein himmliſches Vertrauen; begleitet einen von uns das Glück, ſo biſt Du es, mein Philipp!

Ich glaube es kaum! erwiderte dieſer.

Horch! — unterbrach ihn der Chevalier — Hörſt Du nicht dort, wo eine dunkle Wolke auf der Erde zu ruhen ſcheint, hörſt Du da nicht die Stimme der Deutſchen? mich dünkt, es ſind nicht die rauhen Töne der Lanzknechte; es iſt die Sprache der Eidgenoſſen. Laß uns mehr zurückgehen, dorthin, wo Don Pedro's Ruf uns hinbeorbert; bald wird der Morgen grauen und die Schlacht von neuem beginnen! — Sie ſchlichen leiſe von dem Baume hinweg, unter welchem ſich auch, kaum daß ſie ihn verlaſſen, ein Haufe Schweizer lagerte, und fanden bald ihren Heerführer,

sammelten dort ihre zerstreuten Krieger, ordneten sie, so viel als möglich war, und lagerten sich. Der Schlaf erquickte ihre müden Glieder.

Auch König Franz, nachdem er die nöthigen Befehle gegeben hatte, war entschlummert. Ruhig, als läge er im Palast der Tournelles auf seidenem Pfühle, ruhte er neben einem unbrauchbaren Geschütz, das königliche Haupt auf das zersprungene Rohr lehnend. Sorglos war der ritterliche Fürst, von Kampf und Sieg träumend, eingeschlummert, denn der Gott in seiner Brust versprach ihm gewissen Sieg. Um ihn her ruhten seine Getreuen, die in der Dunkelheit der Nacht einen dichten Kreis um ihren König schlossen, während der Seneschall von Armagnac, welcher das Geschütz befehligte, dasselbe wieder zu ordnen bemüht war.

Eine tiefe Stille herrschte im Heere der Franzosen. Erwartungsvoll sah ein jeder dem kommenden Morgen entgegen, und der kurze, oft unterbrochene Schlummer war nicht erquickend. Die Feldherren, mehr die Lage des Ganzen überschauend, sahen mit unruhigem Blicke nach der Gegend von Lodi, von wo Alviano mit seinen Venetianern ihnen zur Unterstützung kommen sollte; sie gedachten des Muthes der Eidgenossen, den sie stets, auch gestern bewiesen, gedachten der vielen Edlen, die am vergangenen Tage gesunken, der vielen Lanzknechte, die auf dem Wahlplatze, der Schweizer Rache ein Opfer, gefallen waren.

Diese, noch in jeder Feldschlacht Sieger — nur der Tag von St. Jacob war in der Geschichte ihrer Freiheit ein Trauertag — hatten zum ersten Male in einer Hauptschlacht, zwar unbesiegt, doch sorgenvoll sich auf dem Wahlplatze zur Ruhe gelegt. Nicht, wie gewohnt, durchjauchzten sie im Siegestaumel die Nacht; mit dem Blute Tausender hatten sie sich die ehrenvolle Lagerstätte erkämpft, — noch stand der Feind, den jugendlichen König an seiner Spitze, ihnen gegenüber, und nur die Hoffnung, nicht mehr das gewisse Vertrauen, der feste Glaube an Sieg, der sie bisher unüberwindlich gemacht hatte, weckte die Enkel der Männer von Granson am grauenden Morgen. Das mächtige Bern, das unerschütterliche Freiburg, die gewandten Walliser, auch die meisten Männer von Solothurn, hatten sie verlassen; klein war ihr Hause ohne diese Mächtigen. Ihre dicht geschlossenen, undurchdringlichen Reihen, dieser Phalanx, war aufgelöst, und das Horn von Uri tönte die ganze Nacht, die Männer zu sammeln; doch nicht wie bei Granson und Murten flohen jetzt die Feinde bei diesem Schreckrufe. Hell schmetterten Frankreichs Trompeten in der Stille der Nacht durch der Hörner Ruf; und nur der Gedanke, der feste Wille, den Vätern gleich zu leben und zu sterben, gab ihnen auch heute den Muth, dem Hunger, dem Durst und der Ermattung zu trotzen, und mit dem Morgen den Kampf von neuem muthig zu beginnen.

Von einem andern Geiste beseelt, sah das französische Heer dem nahenden Tage entgegen. Befeuert durch den Muth seines Königs, der mit

dem gemeinſten Krieger die Gefahr getheilt und nicht einen Augenblick ſich dem Kampfe entzogen hatte, nur wenig dem furchtbaren Feinde gewichen, noch ſchlagfertig ihm gegenüber, ſpannte die Ehre von neuem die Kraft und den Muth; was bei den Eidgenoſſen die Erinnerung an ihre Thaten aufrecht erhielt, hob die Begierde in der Bruſt der Franzoſen, den Unglückstag von Navarra zu rächen.

Die Lanzknechte, welche ſich bei ihrem Heere befanden, theilten dies Gefühl mit ihnen; der alte Haß, der durch die Wunden des vergangenen Tages noch mehr belebt war, entflammte ſie. Nicht Nationalehre, Soldatenehre galt es. Um den Ruhm, wer das tapferſte Fußvolk ſei, ſie oder die Eidgenoſſen, denn dies beſtimmte ja den mehreren oder minderen Sold, kämpften ſie ſchon ſeit einem halben Jahrhundert. Eitelkeit und Habſucht war der Hebel, nicht edler Muth. Nicht mehr fochten in dieſer Zeit eines neuen Fauſtrechts dieſe Krieger für ihren Lehnherrn und ihr Vaterland; für Sold zogen ſie und die Schweizer den Beſtzahlenden zu, und was bei Sempach und Morgarten, bei Granſon und Murten den Arm der Eidgenoſſen geſtählt, ſie unüberwindlich gemacht, und Heldenmuth ihrer Bruſt als Weihgeſchenk verliehen hatte, war nicht mehr in ihren Reihen zu finden. Was unter der Hohenſtaufen wahrhaft fürſtlichem Geſchlechte dem deutſchen Namen, vom Belt bis zu Syriens Wüſten, den Ruf des edelſten, treueſten Ritterſinnes errungen hatte, ſchlug nicht in der Bruſt dieſer Knechte. Söldner waren ſie jetzt, ſie und die Eidgenoſſen, die für ſchnödes Geld ihr Herzblut verkauft, den freien Arm den Tyrannen liehen. Der Freiheit heilige Gluth war für ſie erloſchen, Schweizermuth rang nicht mehr auf heimathlichen Bergen; für Maximilian Sforza, dieſen elenden Tyrann, für päpſtliches Gold ſchlugen die Söhne der Freiheit die Schlacht von Marignano, deutſche Männer ſie für Frankreichs König.

Als der Morgen zu dämmern begann, ward von allen Seiten die lärmende Kriegsmuſik laut und rief zur Schlacht. Nicht Trompeten allein und der Hörner Ruf ertönte, auch das dumpfe Raſſeln der Trommeln weckte jetzt die Ruhenden und Alles ſammelte ſich zu ſeinen Fahnen. Der Chevalier und Batillen ſtanden mit ihren geſchmolzenen Haufen auch wieder neben einander; Don Pedro von Navarra ordnete eiligſt ſeine Heerabtheilung und hielt in einiger Entfernung auf der linken Seite des Geſchützes, welches der König, unter ihm Claude de Guiſe mit der ſchwarzen Bande, den Lanzknechten und dem franzöſiſchen Adel, deckte.

Jetzt gab der Seneſchall von Armagnac das Zeichen zur Schlacht. Die dichten Haufen der ſich eben ordnenden Schweizer ſanken niedergeſchmettert von dem wohlgerichteten Geſchütze. Doch außer dem Bereiche des Geſchützes gerückt, trennten ſie ſich ſchnell und bildeten wieder, wie am vorigen Tage drei Heerhaufen. Der von Zürich ſtürzte ſich mit Muth auf die ſchwarze Bande, die zur Rechten des Geſchützes ſtand. Der Herzog von Guiſe ging ihnen entgegen. Fürchterlich war ihr Anlauf, ſie

rannten alles nieder, selbst der Herzog wurde zu Boden geschlagen; und hätte sich nicht sein treuer Stallmeister, Adam von Nürnberg, über ihn geworfen, so wär' er von den Fußtritten der Kämpfenden zertreten worden. Doch die Lanzknechte wehrten sich männlich. Acht Mal griff der König mit seinem Adel den Schweizerhaufen an, er stand unerschütterlich. Wüthend war hier das Handgemenge.

Unterdessen hatten die von Luzern, der alten Gewohnheit nach, den Feind zu umgehen gesucht, doch da der Boden sie nicht begünstigte, war die Bewegung dem Herzoge von Alençon nicht entgangen. Mehre Angriffe der Reiterei, unter dem Herzoge von Nemours, sprengten ihre Glieder aus einander; sie wichen, den größten Theil der Ihrigen auf dem Wahlplatze lassend.

Noch kämpften die von Zürich, noch hielten Uri, Schwyz und Unterwalden mit den andern Städten in einiger Entfernung, wie eine gewitterschwere Wolke, dem Connetable und Don Pedro von Navarra gegenüber. Doch jetzt — das Urner Horn ertönte. Hoch schwenkte Jakob Meiß den Stier von Uri — rasch wie der Blitz und so zerstörend stürzten die Männer auf Don Pedro's Fußvolk, alles über den Haufen werfend. Der König ließ das Geschütz nach ihnen richten, es schleuderte Tod und Verderben unter sie und riß ihre geschlossenen Glieder nieder; sie warfen sich gleich tobenden Wellen vorwärts. Der Connetable stürzte sich mit der Reiterei auf sie; sie hielten zwar in ihrem Siegerlauf an, doch stürmten die Geharnischten vergebens in die vorgehaltenen Hellebarden. Das Urner Horn tönte immer lauter, das Banner von Uri flatterte hoch in der Mitte französischer Reihen. Die Lilien sanken. Da hob Vatillen, die Reihen der langsam Weichenden verlassend, sein Schwert. — Adelaide! rief er, und bahnte sich mit dem geweihten den Weg über Leichen zu dem Riesen und seinem Stiere. Doch dieser blickte lächelnd auf den Rasenden, hob die Streitaxt, sie sank — auf Vatillens Helm glitt sie ab. Der Schlag betäubte, aber entmuthigte ihn nicht. Seine Linke ergriff die heilige, unentweihte Fahne, und seine Rechte führte einen mächtigen Hieb nach dem riesenhaften Manne; schwer traf er ihn und seinen Arm. Ein furchtbarer Kampf zwischen beiden begann.

Der Chevalier de Theis, dessen Haufe noch fester Stand hielt, hatte Vatillen sich in das Gewühl des Schweizerhaufens stürzen sehen. — Hier gilt's! sagte ihm eine ahnende Stimme. — Mir nach! rief er, und von Wenigen gefolgt, eilte er hin, wo er die Fahne von Uri flattern sah. Noch kämpfte Vatillen. Der Chevalier nahm keinen Theil an dem Gefechte, den Freund wollte er schützen, doch ihm den Lorbeer nicht entreißen; um und neben ihm mähte er die Feinde nieder. Da umfaßte plötzlich mit kräftigem Arme der Fahnenträger den Ritter und rang mit ihm; zwar entriß Vatillen während des Ringens ihm die Fahne, doch eine Streitaxt spaltete des Ritters Helm, die Fahne noch in der Hand haltend, sank er zu Boden. Schnell entriß Jakob Meiß dem Gefallenen das Banner, da, seiner Be-

stimmung nicht mächtig, Vorsicht, alles vergessend, umfing der Chevalier den riesenhaften Mann, kämpfte mit ihm, und nicht der Schwerter Streiche achtend, die auf ihn niederfielen, nicht die Wunden achtend, faßte kräftig seine Linke die Fahne, während sein Schwert den Bannerträger niederstieß, und die Errungene fest vor sich in die Erde stoßend, kämpfte er über dem gefallenen Freunde, ihn zu retten oder mit ihm zu sterben.

Schon waren seine Begleiter gefallen, schon blutete er aus mancher Wunde, schon vermochte er sich nicht mehr aufrecht zu erhalten; auf sein Knie neben den Freund sinkend, dem die flatternde Fahne im Todeskampfe Kühlung zuwehte, kämpfte er mit seiner letzten Kraft, als Bayard, die Noth seines Freundes erblickend, noch einmal mit den Gensdarmen anrückte, Don Pedro noch einmal die Gascogner ordnete und einen neuen Angriff wagte, während das Geschütz des Seneschalls von Armagnac die Reihen der Eidgenossen niederschmetterte, Alviano mit der Venetianischen Reiterei in diesem entscheidenden Augenblicke heransprengte und sich auf die Männer von Zürich warf. Bayards Angriff gelang, er drang ein. Die Appenzeller wichen, Navarra warf alles vor sich nieder. Das Horn von Uri schwieg; die Avanturirer, den Tod ihrer Führer zu rächen, drangen in ihre Reihen, und auch jetzt noch ernst und furchtbar, wichen die Männer von Schwyz. Auch Zürich wich. — Die Schlacht war beendet.

Bis zu seinem Freunde war Bayard während des Gefechtes gedrungen. Er fand ihn auf ein Knie gesunken noch kämpfend, noch hielt er den Stier von Uri in seiner Linken, stützte seinen aus vielen Wunden blutenden Körper auf dies Heiligthum der Urner, und seine Rechte schwang noch muthig des Vaters Schwert. Doch Bayard und seine Reiter lichteten hier schnell. Frei konnte der Chevalier athmen; nach dem Freunde, nicht nach dem Feinde durfte er jetzt seine Blicke wenden. Bleich lag dieser da, der Helm gespalten, das Blut aus seinen Wunden strömend. — Du hast die blutige Palme des Friedens Dir errungen, mein Philipp! — rief der Chevalier mit leiser, matter Stimme, — nicht die Myrte; schlaf wohl! — Er breitete die Fahne von Uri über ihn. — Du hast sie errungen, mit Deinem Leben erkauft. Nimm sie, sie ist Dein, Dein theuer erworbenes Eigenthum! — Neben dem Freunde sank er ermattet nieder.

Laßt sie ungehindert ziehen, mein Vetter! — sagte der König Franz zu Karl von Bourbon — sie gehen zurück nach ihren Bergen, und kehren vielleicht bald als unsere Freunde wieder. Genug des Blutvergießens, die Ehre des heutigen Tages genüge uns!

Der Counetable gab mit freudigem Herzen den Befehl, dem Verfolgen Einhalt zu thun, denn er ehrte den Muth der Schweizer, und glaubte auf

dieſe Art ihr Heer am erſten für ſeinen König zu gewinnen. Nachdem er die nöthigen Befehle gegeben und wieder zurückgekehrt war, und die Großen, die Hauptleute und den Adel um den König verſammelt fand, ſagte er, ſich vor dem Könige neigend: Sire! ſo manche ſchöne That iſt in dieſer Schlacht vollbracht, ſo mancher edle Krieger hat durch Heldenmuth ſich wohl würdig gemacht, daß ihn ſein König zum Ritter ſchlage. Erlaubt deshalb —

Vetter Connetable! — unterbrach ihn der König Franz — da ſei Gott für, daß ich dieſe Würde ertheile, ehe ich ſelbſt ihrer werth befunden worden bin. — Bayard! — rief er dieſem zu, der beſcheiden in weiter Entfernung ſtand und ſich jetzt dem Könige nahte. — Bayard, mein Freund! ich will heute durch Deine Hand zum Ritter geſchlagen werden, wenn Du mich deſſen würdig hältſt, da Du ein Rittersmann biſt, der zu Roß und zu Fuß in ſo vielen Schlachten gekämpft, und als der Würdigſte erkannt biſt!

Sire! — erwiderte Bayard — der König eines ſo edlen, mächtigen Reiches iſt durch ſich ſelbſt der erſte Ritter und ſteht über alle!

Beeile Dich, Bayard! — rief der Monarch ungeduldig — kein Zaudern! Hier gilt kein Geſetz, keine Bitte, kein Recht, und wär' es von Stahl und Eiſen. Thu', wie ich Dir befahl, wenn ich Dich unter die Zahl meiner braven Diener und Unterthanen zählen ſoll!

Sire! — ſprach Bayard, und trat dem Könige näher. — Nicht jetzt allein, ſtets werde ich Euch beweiſen, daß ich der Treueſten einer bin, und — rief er mit Feuer — ſo will ich denn, ein Unwürdiger, Euren Willen und Befehl vollführen! — Er zog ſein Schwert, trat dicht vor den König, und alle Anweſenden bildeten einen Kreis um die heilige Perſon ihres Monarchen. — Sire! — rief er mit feſter, lauter Stimme, — ſtünde Roland oder Olivier, Gottfried von Bouillon oder ſein Bruder Balduin hier vor mir, Ihr wäret doch der edelſte Fürſt, der jemals zum Ritter geſchlagen worden. Gebe Gott Euch ſtets den Sieg! Nie möget Ihr vor Euren Feinden fliehen! — Er berührte nach dieſen Worten drei Mal mit ſeinem Schwerte den König, dann hob er es hoch in die Höhe und rief: Du biſt wohl glücklich, daß du heute einem ſolchen edlen, mächtigen König die Würde des Ritters ertheilteſt. Ja, mein gutes Schwert, du ſollſt künftig als heilige Reliquie verwahrt werden, und nie will ich dich fürder mehr führen, als gegen Türken, Sarazenen und Mauren! — Er ſteckte ſein Schwert wieder in die Scheide, und beugte ſein Knie vor dem Könige, welcher ihn gnädig aufhob.

Nun erſt bin ich würdig, als König an Eurer Spitze zu ſtehen, Ihr, meine edlen Kampfgenoſſen! — rief König Franz begeiſtert — Nun erſt darf ich mit dieſem Schwerte, noch vom Blute der Feinde geröthet, die Tapferſten meines Heeres zu Rittern ſchlagen!

Mit lauter Stimme rief er Mehre aus dem Kreiſe, der ihn umgab, hervor. — Habt Ihr, mein Vetter Connetable! Ihr, mein Bruder von Alençon! und Ihr, edler Don Pedro von Navarra! mir Würdige zu

nennen, die ihrer Tapferkeit wegen verdienen, von der Hand ihres Königs zu Rittern geschlagen zu werden, so nennt mir ihre Namen und führt sie zu mir. Weiß noch jemand unter Euch mir eine ritterliche That zu verkünden, so rede er!

Der Herzog von Alençon, der Connetable und Don Pedro erfüllten des Königs Befehl; viele der Heerführer nannten die Tapfern, welche sich besonders ausgezeichnet hatten, nur Bayard schwieg.

Und Du schweigst, Bayard? — fragte der König — Wo Du im Gefechte bist, da entflammet sonst Dein Beispiel zu den edelsten Thaten. War niemand mit Dir, der Deinem edeln Beispiele folgte?

Wer Frankreichs Könige die Ritterwürde ertheilte, — erwiderte Bayard — der hat zu Großes vollführt, um Anderer zu gedenken.

Der König reichte ihm huldreich die Hand und begann die feierliche Handlung. Als er sie geendet, sagte er mit ernster Stimme: Wie ich den, der mich zum Ritter schlug, zu meinem Vorbilde erwähle und stets seinem ehrenvollen Beispiele folgen werde, so folgt dem Beispiele Eures Königs in Glück und Unglück, in Noth und Tod! — Vier und dreißig der hier zu Rittern Geschlagenen bekräftigten in der Schlacht bei Pavia dies königliche Wort mit ihrem Tode; neben ihrem Herrn sanken sie rühmlich.

Doch, Bayard! — rief jetzt der König — wo sind Eure Landsleute, Batillon und de Theis? ich bin erstaunt, sie nicht zu sehen, die gewiß mannhaft um den schönen Preis gerungen haben.

Ja, wahrlich mannhaft, Sire! — sagte Don Pedro, rasch hervortretend. — Sie haben gefochten mit Löwenmuth; der Chevalier hat den Stier von Uri erbeutet. Doch glaube ich, keiner von ihnen wird den Preis bedürfen; ich fürchte, beide sind todt!

Sie leben! — rief Bayard — Batillon ist sehr schwer verwundet, der Chevalier mit Wunden bedeckt, jedoch ist keine tödtlich.

Saht Ihr sie im Kampfe? fragte der König.

Ich sah und beobachtete sie, so viel ich konnte. Batillon stürzte in den Haufen von Uri, der Chevalier folgte und deckte ihn. Mit dem Fahnenträger rang jener um das theure Heiligthum, und als er es dem Schweizer entriß, stürzte er, von einer Streitaxt getroffen, nieder, und man entriß ihm die Fahne. Da ergriff sie der Chevalier; knieend noch vertheidigte er seinen Freund und seine Beute; so traf ich sie und befreite die Umzingelten.

So hat das Glück den Chevalier begünstigt! — sagte der König nach einigem Nachdenken — Er hat uns das hohe Siegeszeichen gewonnen, hat des Freundes Leben mit seinem Blute vertheidigt, obgleich ihm aus dessen Tode das gewisse Glück erblüht wäre; das war edel!

Rechnet ihm das nicht an, mein König! — sagte Bayard ernst — Ihr würdet ihm wehe thun, denn das war nur Pflicht.

Du hast Recht, mein würdiger Meister! — unterbrach ihn König

Franz, und eine Röthe überflog sein gebräuntes Antlitz. — Bei diesen ehrenwerthen Männern darf die Pflicht nicht mit auf die Wagschale gelegt werden. Ich erkenne dem Chevalier den Preis zu!

Ihm gebührt er! wiederholte Bayard.

Eurer Pflege und der Geschicklichkeit meines Wundarztes empfehle ich sie, — fuhr der König fort. — Und nun wäre das Tagwerk vollbracht! — rief er mit feierlichem Tone, sich zu seinen Umgebungen wendend. — Der Feind ist geschlagen, die Schmach von Novarra verwischt. Laßt das Geschütz noch einmal abbrennen, Herr Seneschall von Armagnac! laßt die Trompeten schmettern, die Trommeln rühren, laßt uns niederknieen, Gott danken für den feierlichen Sieg, und dann rasch vorwärts nach Mailand!

Das Geschütz donnerte, die Trompeten schmetterten, die Trommeln wirbelten, der laute Siegerruf tönte durch die Luft. — Da ward es plötzlich still, denn zu Gott schwang sich auf den Flügeln der Andacht das leise Dankgebet.

Bayard ließ den Chevalier de Theis und Batillen nach Marignano bringen. Außer der Wunde am linken Arme, welche dieser schon am Abend des ersten Schlachttages erhalten, war er nur durch die Streitaxt des Mannes von Uri am Kopf, aber so gefährlich verwundet, daß Villadieu, der Wundarzt des Königs, sehr zweifelte, ob er wieder herzustellen sei. Der Chevalier, zehn Mal verwundet, war zwar durch den starken Blutverlust sehr ermattet, doch keine der Wunden schien gefährlich; der Schlag der Hellebarde am Fuße war die beträchtlichste Verletzung.

Schon am andern Tage, als Batillen noch im heftigsten Fieber mit dem Tode rang, drückte der Chevalier Bayards Hand mit dankbarer Rührung, und konnte schon, wenn auch nicht durch thätige Hülfe, doch vorsorgend für seinen Freund wirken, der, ihn nicht erkennend, in Fieberphantasieen lag, sich bald mit dem Fahnenträger von Uri, bald mit Adelaide beschäftigte, und in diesen Träumen zu glauben schien, er habe für sie das Urner Banner errungen.

So vergingen mehrere Tage, in welchen der Chevalier, um das Leben seines Freundes besorgt, sich nur wenig der Hoffnung und Freude hingab, den köstlichsten Preis sich errungen zu haben. Trat Adelaide auch vor ihn in bräutlichem Gewande, malte sich seine Einbildekraft alle das Herrliche jetzt auch freundlich aus, was er sonst nur zu ahnen wagte, stand sie ihm auch näher, die er vor wenig Tagen noch so fern von sich glaubte, so war ein Blick auf seinen Freund hinreichend, ihm die lachenden Bilder zu umschleiern. — O, Du bist theuer erkauft, Adelaide! — rief er dann aus — sein Tod führt mich in's Leben! — Und doch wenn er sich genau prüfte, so fühlte er, daß sie wohl des größten Opfers werth sei, und dann zürnte er bei diesem Gedanken mit sich, daß seine so selbstsüchtige Liebe auch den Freund zum Opfer annehmen könne.

Hoch klopfte daher sein Herz, als Villadien ihm eines Abends die Versicherung gab, daß das Leben des Freundes außer Gefahr, und auch für seinen Geist nichts mehr zu fürchten sei, da die edlen Theile des Körpers nicht verletzt, und das Fieber im Abnehmen begriffen wäre. Wie dankte er Gott, als er Batillen am Morgen sanft schlummern sah, wie sehnte er sich nach dem Augenblicke, wo er die Augen öffnen, ihn vielleicht erkennen, ihn begrüßen würde, wie schmerzte ihn jetzt die Wunde an seinem Fuße, die ihn noch auf dem Lager festhielt und ihn verhinderte, dem Freunde sich zu nahen! Unverwandt richtete er das Auge auf den Schlafenden. Vergebens harrte er bis an den Mittag. — Endlich — Batillens Auge erschloß sich; aber nicht mehr, wie an den vorigen Tagen, sah es stier und wild, theilnahmlos um sich, staunend blickte es empor und sah verwundert die Gegenstände an, welche ihn umgaben. Als es jetzt aber den Chevalier traf, der sich auf seinem Lager emporgerichtet hatte, wurden die Züge des bleichen Gesichtes freundlich und mild; und als müsse er sich besinnen, ob er noch träume oder wache, sah er wohl minutenlang nach dem Freunde, der kaum seine Freude zu mäßigen wußte. — Pierre! — rief Batillen endlich — Pierre, bist Du es?!

Ich bin's, mein Philipp! erwiderte der Chevalier, und in seinem Blicke lag ein Dank zu Gott, daß er diesen Ton aus dem Munde des Freundes wieder vernehmen könne.

O, komm in meine Arme, mein theurer Freund! — sagte Batillen — Hab' ich doch seit gestern Deine Umarmung entbehrt!

Ich kann nicht, Philipp! — erwiderte dieser — mein Fuß ist verwundet; ich vermag's nicht!

Ah! darum konntest Du mir nicht folgen, als ich dem Bannerträger von Uri entgegen stürzte; Du hättest gewiß den Freund geschützt. Doch, Gottlob! — fuhr er nach einigem Nachdenken fort und strich sich die herabgefallenen Locken von der Stirn — dies Heiligthum der Eidgenossen blieb mein, mein der Sieg; ich habe mir sie errungen! — Er sprach dies mit so inniger Freude, mit so zuversichtlichem Tone, daß der Chevalier das Gefühl überwältigte. Batillen bemerkte es. — Meine Pierre, zürne mir nicht! — rief er — Als ich im dichten Gewühle die Fahne von Uri hoch flattern, als ich die goldnen Lilien vor ihr sinken sah, da war es als schwebe Adelaide vor mir, welche mir winkend zurief: Folge mir, mein geliebter Freund! dort, wo der Kampf am wildesten wüthet, wo das Siegbanner der Feinde weht, da grünt dir die Myrte neben dem Lorbeer! und es trieb mich hin. Ich entriß dem Riesen von Uri sein Heiligthum; ich erkaufte es, ich erkaufte sie mit meinem Blute, und der Siegesruf unsers Volkes wiegte mich in Todesschlummer, aus dem ich erst jetzt erwache. Während meines Schlummers ist mir Adelaide oft erschienen, hat mich an ihr Herz gedrückt, mir den Lorbeer zur Kühlung um meine heiße Stirn gewunden, mir ein Myrtenreis auf mein klopfendes Herz gelegt, meine Lippen dann sanft be-

rührt. — Ach, Freund! verbirg Deine Thränen nicht. Dein Philipp, im Vollgenuß seines Glücks, theilt Deinen Schmerz, der auch der seine ist.

Ermattet sank er auf das Lager zurück, zu sehr hatte ihn die Wonne beglückt, die Täuschung ihn bewegt. Er schloß das glühende Auge von neuem, und nach manchem Zucken des fieberdurchschauerten Körpers schlummerte er wieder ein.

Schlaf' wohl, schlaf' ruhig, mein Bruder! — rief Pierre de Theis — Träume, so lange Du träumen kannst, und ewig möge die Täuschung Dich beglücken! Dir ward der Lorbeer nicht, mir nicht die Myrte. Schlummre sanft!

Dem Wundarzte des Königs, der kurz darauf zu ihnen kam, erzählte der Chevalier das Vorgefallene, und dieser bat, ja den Kranken jetzt noch nicht aus seinen Träumereien zu wecken. Nur erst, wenn er Kraft habe, der Hoffnungen entsagen zu können, nur dann erst dürfe man ihn enttäuschen. Treulich wachte der Chevalier über diese Vorschrift des Wundarztes, und wenn ihn auch des Freundes Mitleid, der dessen doch selbst so sehr bedurfte, oft tief schmerzte, that er alles, um Herr seiner Empfindungen zu werden, nahm freundlich seinen Trost an und schwieg.

Der Chevalier konnte nach einiger Zeit das Bett verlassen, schon einige Male hatte er sein Roß bestiegen und das Schlachtfeld beritten, und so manche Begebenheit des merkwürdigen Tages trat dann vor seine Erinnerung. Sinnend kehrte er eines Tages in seine Wohnung zurück. Einen Haufen Reiter und Diener fand er vor seinem Hause halten, und da er die Livree des Connetable erkannte, zweifelte er keinen Augenblick, daß dieser Batillen, der ihm wahrscheinlich von der Herzogin von Angoulême noch besonders empfohlen war, mit einem Besuche beehrte. Er fand bei seinem Eintritte den Herzog eben im Begriff sich zu entfernen; und als er huldvoll Batillen die Hand gereicht, wendete er sich auch zu ihm und sagte verbindlich: Seid mir gegrüßt, Chevalier de Theis! der König, unser Herr, hat mir aufgetragen, Euch seine Gnade zu verkündigen. Ihr sollt fortan den Stier von Uri zur Erinnerung an den Tag von Marignano Eurem Wappen beifügen. Lebt wohl! Auch Ihr, Batillen!

Der Connetable ging. Laut und sorgvoll klopfte das Herz des Chevaliers, während er den Herzog von Bourbon begleitete; denn er ahnete, daß nun sein Freund von dem Ausgange des Kampfes unterrichtet sei. Aengstlich, als sei er sich eines Verbrechens bewußt, trat er in das Gemach, wo er Batillen auf seinem Lager erhoben, die Arme nach ihm ausstreckend, fand.

Bis zum Tode! — rief er dem Eintretenden entgegen — bis zum Tode, mein Pierre, daure unsere Freundschaft! so schwuren wir, und so sei es! — Er drückte den Chevalier mit Heftigkeit an sich, drückte seine zitternden Lippen auf des Freundes Mund, und sagte mit tiefer Bewegung: Mit diesem Kusse übergebe ich Dir Adelaide, mein Hoffen und mein Glück!

Nichts bleibt mir, als Dein Herz, verbanne den Freund nicht aus dieſem Heiligthume, gönne ihm dort ein Plätzchen neben der Geliebten!

Philipp! rief de Theis.

Höre mich, mein Bruder! — unterbrach ihn Batillen ſchnell — höre mich, ehe Deine Empfindungen Worte finden. Ich kenne Dich, Du zweifelſt an Deinem Glücke und biſt deshalb ſo bereit, es zu opfern. Ich kenne Dein Herz, das auch ohne dies düſtre Gefühl jedem Edlen ſich hingiebt, zu jedem Entſagen die Kraft hat — aber deshalb ſollſt Du mich nicht zum zweiten Male übertreffen. Mit jener Umarmung ſagte ich der Hoffnung Valet. Erniedrige mich nicht noch tiefer, Pierre! — fiel er dieſem in die Rede, der zu ſprechen beginnen wollte. — Glaube nicht, die Liebe habe den Ehrgeiz ſo ſehr in mir erſtickt, daß ich aus der Hand des Mitleids empfangen könnte, was mir nur aus der Hand des Ruhms werden ſollte. — Achteſt Du, liebſt Du mich, ſo komme ihr Name nicht eher wieder über Deine Lippen, als wenn ſie als Deine Gattin den Freund freundlich empfängt. — Er reichte dem Chevalier ſeine Rechte entgegen; dieſer ergriff ſie, drückte ſie an ſein Herz und ſchwieg.

Während die Freunde in Marignano ihrer Geneſung entgegen ſahen, wurde das Schloß von Mailand von dem Connetable belagert. Die Stadt hatte gleich nach dem Abzuge der Schweizer dem franzöſiſchen Heere ihre Thore geöffnet. 2000 Eidgenoſſen vertheidigten dieſe für unüberwindlich gehaltene Veſte, wohin ſich Maximilian Sforza geflüchtet hatte. König Franz war indeſſen nach Pavia gegangen, von dort aus das päpſtliche und ſpaniſche Heer zu beobachten, und hier das Ende der Belagerung abzuwarten, denn vor der Einnahme des Schloſſes wollte er ſeinen feierlichen Einzug in die Hauptſtadt der Lombardei nicht halten. Aber ſchon am 14ten October übergab Herzog Maximilian die Citadelle, und wurde nach Frankreich geführt, um dort ſpäterhin ein trauriges Leben zu beſchließen. Die Schweizer zogen frei nach ihrer Heimath, und König Franz hielt am Tage darauf ſeinen feierlichen Einzug.

Alles, was nur die Pracht damaliger Zeiten hervorzuzaubern vermochte, wurde angewendet, die Augen und Herzen der Mailänder zu gewinnen. Die Gensdarmen in glänzender Rüſtung und reich geſtickten Wappenröcken begannen den Zug, ihnen folgte der König auf einem arabiſchen Roſſe, unter einem Baldachin reitend, welchen die vornehmſten Bürger der Stadt trugen. Ein Wappenrock von hellblauem Sammet, mit goldenen Lilien geſtickt, umgab ſeinen edlen Körper; von gleicher Farbe waren die Decken ſeines Pferdes. Ein einfacher, ſchwarzſammetner Hut zierte ſein Haupt; ſein Anſtand war wahrhaft königlich.

Unmittelbar hinter ihm folgten die Herzoge von Alençon und von Savoyen, dann der Connetable, Herzog von Bourbon, und die übrigen

Prinzen, auch viele Große und Edle der Lombardei, alle herrlich geschmückt; diesen die Auserwählten des königlichen Hofstaates, in schwarzer, weißer und rehfarbener Kleidung. Dann folgte der Groß-Seneschall und der Herr von St. Vallier mit den übrigen Edelleuten, welche den Hofstaat des Königs bildeten. Der Marschall von Chabannes, Teligny und Bayard beschlossen den Zug, und mit ihnen ritt der Chevalier de Theis in Mailand ein.

Als der König vor dem Dom ankam, hielt der Zug. Der Monarch trat in die Kathedrale, und der Donner des Geschützes hallte durch die Luft; nach beendigtem Dankgebete zog König Franz nach dem Palast und nahm Besitz vom Herzogthume Mailand.

Freigebig theilte hier der Fürst seine Gnade aus; auch der Chevalier wurde nicht vergessen, er ernannte ihn zum Commandanten von Embrün, und befahl ihm, bei seiner, des Königs, Rückkehr nach Frankreich ihm zu folgen, und dort den schönsten Preis aus seiner Hand zu empfangen. Ehrerbietig neigte sich der Chevalier, dankte dem Könige, und bat ihn, seiner Gnade noch die Gewährung der Bitte hinzuzufügen: auch dem Herrn von Batillen, wenn er genesen wäre, zu erlauben, seinem Könige an das Hoflager folgen zu dürfen.

Und was nützt Euch dieser Triumph? fragte der König mit ernstem Blicke.

Für mich ist es kein Triumph, Sire! — erwiderte der Chevalier mit Stolz. Ich erfülle nur eine schmerzliche Pflicht. Erlaubt es!

Nun wohl! — sagte der König — es sei ihm erlaubt!

Am Hoflager der Herzogin von Angoulême hatte sich längst schon mit dem näheren Berichte der Schlacht von Marignano Nachricht über die beiden Freunde und ihre Waffenthaten verbreitet, und die Herzogin, welche es Adelaide d'Armencourt nicht verhehlen konnte, daß der König dem Chevalier den Preis zuerkannt habe, wußte ihren Unmuth darüber nicht zu unterdrücken. Das Fräulein schwieg; auch jetzt noch blieb sie verschlossen, und nicht die Bitten der Herzogin, nicht das schmeichelnde Benehmen der Chateaubriant konnten sie bewegen, zu erklären, ob die Entscheidung des Schicksals ihr Wonne oder Schmerz bereite. Doch sah man, daß, jemehr der Zeitpunkt nahte, wo man die Rückkehr des Königs erwartete, sie desto unruhiger wurde. Während der ganzen Reise von Paris nach Lyon, wohin der Hof dem Könige entgegen zog, war sie still und in sich gekehrt; eben so still und unmuthig wie die beiden Ritter, welche im Gefolge des Königs über die Alpen zogen. Auch der Chevalier, sonst so muthig, ging seinem Glücke nur zagend entgegen; Batillen, in sich verschlossen, erwähnte Adelaide's mit keinem Worte, und nur, um sein früheres Versprechen zu lösen, folgte er dem Freunde nach Lyon.

An dem Tage, an welchem der König dort seinen feierlichen Einzug hielt, befand Adelaide sich im Gefolge der Herzogin an einem Fenster des Schlosses. Aller Augen waren nach dem Könige, diesem jugendlichen Helden gerichtet, der als Sieger in sein Reich zurückkehrte; nur Adelaide's Auge nicht, es suchte die Freunde. — Da nahten sie, beide in ihre Farben gekleidet. Ehrerbietig grüßte der Chevalier, ehrerbietig, bescheiden auch jetzt; Batillen hob das matte Auge auf zu ihr. Bleich war sein Gesicht, die Narbe der Streitaxt entstellte es zwar nicht, doch zog sie sich so dunkel über das bleiche, leidende Antlitz, daß das Mitleid in dem Busen des Fräuleins rege werden mußte. — Da trat die Herzogin von Chateaubriant, welche dem Könige schon am Tage vorher im Geheim entgegen geeilt, und erst in diesem Augenblicke zurückgekehrt war, in's Zimmer. Ihr Auge fiel auf Adelaide, welche sich in eine Vertiefung zurückgezogen hatte; Neugierde, vielleicht auch wahre Theilnahme führte sie zu ihr. — Oeffnet mir Euer Herz, Adelaide! — sagte die Herzogin — Bei Gott, ich meine es redlich mit Euch; was ich vermag, Euer Geschick so zu lenken, wie Ihr es wünscht, thue ich gewiß. Seid Ihr mit dem Ausspruche des Schicksals zufrieden, oder zürnt Ihr darob? Sprecht!

Madame! — erwiderte Adelaide, von dem herzlichen Entgegenkommen der Chateaubriant ergriffen, — ich weiß wahrlich mir selbst nicht zu sagen, ob ich darüber mich freuen, oder ob ich es beweinen soll. Mein Herz schwankt zwischen Wonne und Schmerz.

In diesem Augenblicke trat der König ein, und das Gespräch war unterbrochen. Alles eilte, den siegreichen Monarchen zu empfangen; auch Adelaide folgte der Menge.

Ehrerbietig seine Mutter begrüßend, innig seine Schwester, die Herzogin von Alençon, umarmend, empfing er die Edeln und Frauen des Hofes mit der ihm eigenthümlichen Huld; jedem sagte er etwas Verbindliches. Den Kanzler du Prat, der ihn mit einer langen, hochtrabenden Rede empfing, unterbrach er bald mit seinem Lieblingsausdrucke: Foi de gentilhomme, Kanzler! Wäret Ihr bei Marignano gewesen, Ihr hättet gewiß Lust zu dem Kriegshandwerke bekommen, und hättet die Feder und die langen Reden bei Seite gelegt! — Die Herzogin von Chateaubriant fragte er mit zweideutigem Lächeln, wie sie sich in der langen Zeit, daß er sie nicht gesehen, befunden habe, wandte sich dann zu Margarethe von Alençon, und erzählte ihr, wie männlich ihr Gatte die von Luzern empfangen und viel zum Siege beigetragen habe, und bat halbleise seine Mutter um Verzeihung, daß er, ohne ihre Meinung einzuholen, den Connetable in Mailand als seinen Statthalter zurückgelassen habe. — Und für Euch, — sagte er jetzt, Adelaide bemerkend, — für Euch bringe ich den Gatten mit, der sich durch seinen Muth wohl Eurer werth gemacht, und dem Ihr Eure Hand nicht versagen könnt, wenn Ihr mein königliches Wort ehrt. Der Chevalier de Theis wird Euch in einer Stunde seine

Aufwartung machen; empfangt ihn auf Eurem Zimmer. Zehntausend Livres sei Euer Brautschatz.

Ich weiß es schon, Mutter! — unterbrach er die Herzogin von Angoulême, die eben, wahrscheinlich über Adelaide, ihm etwas sagen wollte, — ich weiß schon, daß Ihr die Ausstattung des Fräuleins aus Euren Mitteln übernehmt, und dank' Euch dafür. — Nun! — rief er, sich noch einmal nach dem Kreise der schönen Frauen wendend, die er um sich versammelt fand. — Nun willkommen, Ihr Damen, willkommen in Frankreich! Hab' ich auch manches Schöne jenseit der Alpen gesehen, wahrhaftig, Schöneres sah ich nicht als hier; seid mir gegrüßt! — Er neigte sich verbindlich, sagte im Vorbeieilen der Herzogin von Chateaubriant einige Worte, und verließ den Saal. Ihm folgte bald die Herzogin von Angoulême; auch sie zog sich auf ihr Zimmer zurück.

Das sind die Folgen Deiner Thorheit! — sagte sie dort mit Unmuth zu Adelaide, der sie zu bleiben befohlen hatte. — Wo Dein Wille Dein Schicksal bestimmen konnte, überläßt Du es dem Zufalle; nun, Du hast es so gewollt. Verträume nun an der Hand dieses ernsten, mürrischen Mannes Dein Jugendleben, und die Sehnsucht nach dem, den Du eigensinnig verschmähtest, begleite Dich auf sein altes verfallenes Schloß Comartin, und verlasse Dich nie. Dies mein Segen! — Sie ging in ihr Cabinet und ließ Adelaide allein, von diesem Fluche erschüttert, stehen, die, den Blick zur Erde gesenkt, ihre Gedanken wie Schatten vorüber schweben sah, und keinen fest zu halten vermochte. Eine quälende Unruhe trieb sie nach ihrem Gemache, wo sie den Chevalier erwarten sollte; ein anderes dumpfes Gefühl hielt sie zurück. Den Einen beglückend, mußte sie über des Andern Schicksal verderbend bestimmen.

Gott hat entschieden! — rief sie plötzlich — Sein Wille geschehe! — Sie ermannte sich und ging in ihr Zimmer.

Nicht lange war sie dort, als der Chevalier sich melden ließ; sie befahl, ihn einzulassen. Er trat ein.

Treu und rein, wie Ihr es gebotet, Adelaide d'Armencourt! kehr' ich zurück, — sagte er mit gepreßter Stimme, und die Wonne des Himmels strahlte aus seinem Blicke, der innig auf dem sanft errötheten Mädchen ruhte. — Gott hat für mich entschieden, denn wahrlich der Freund war des edlen Preises so würdig als ich; seine bleichen Wangen, die Narbe, die ihn in den Augen einer edlen Jungfrau nicht entstellen wird, sprechen für ihn.

Er schwieg. Zitternd, tief bewegt, reichte ihm Adelaide die Hand; er ergriff sie.

Reicht Ihr mir diese Hand zum ewigen Bunde?

Adelaide schwieg; ihre Hand zitterte heftig in der seinigen.

Fräulein! — sagte er freundlich — Ihr habt nicht geschworen, Eure Hand bleibt Eurem Herzen überlassen.

Edler Mann! rief die Jungfrau, ihr gesenktes Haupt legte sich an seine tobende Brust — ihre Hand ruhte in der seinen.

Da blickte sein Auge gen Himmel; ein Strahl von oben drang in ihn. Er drückte das Mädchen innig, stürmisch an sein Herz. — O! — rief er — daß doch nichts vollkommen ist auf dieser Welt! — Bleich, lebensmüde, mit seinem Gott hadernd, wandelt der Freund, während ich vor Glück vergehen könnte, — den Tod sucht er, wenn das Leben in meinen Armen ruht!

Batillen! — rief Adelaide schluchzend — Armer Batillen!

Er, der mit innigem Herzen, mit so treuem Muthe an Euch hing, — fuhr der Chevalier fort — der sein Leben für einen elenden Preis hielt, um Euch zu erkämpfen, der sich in die dichtesten Reihen der Feinde stürzte, Euch zu erringen; er schwankt wie ein vom Sturm geknicktes Rohr, seine Lebensblüthe ist verwelkt, sein heiterer, froher Sinn ist erstorben, sein Herz ist gebrochen!

Da umschlang bei diesen Worten Adelaide fester und fester den Chevalier, doch plötzlich sank sie vernichtet zu seinen Füßen.

Ohne darüber erschrocken zu sein, hob er die Ohnmächtige auf, schellte den Zofen, ließ sie in das Cabinet bringen und harrte schweigend ihrer Wiederkehr.

Nach einiger Zeit öffnete sich die Thür, Adelaide trat wieder herein; bleich war ihr Antlitz, sie wollte lächeln, doch die Thräne brach hervor, sie vermochte es nicht. Zitternd ging sie auf den Chevalier zu, reichte ihm die Hand und sagte mit matter Stimme: Zürnt nicht, Herr, über mein kindisches Wesen; ich bin die Eure — treu bis zum Tode!

Da sei Gott für, Adelaide! — rief der Chevalier — daß mein Herz mir höher stehe als das Eure, daß mein Glück mir theurer sei als es das Eure ist! — Die Hand der Jungfrau ließ er los, faltete seine Hände zum Gebet, und rief schmerzvoll aus der Tiefe seines Innern: Vater im Himmel, ich danke Dir, daß Du meiner Ahnung die Gewißheit gabst, ehe es zu spät war! — Adelaide! Ihr liebt Batillen! Ihr liebtet ihn schon längst, mir sagte es ein ahnendes, quälendes Gefühl. Ihr kämpftet gegen Euer Herz, ohne es zu wissen, und nur des Freundes trauernd bleiches Antlitz, das Bild, welches ich Euch absichtlich von ihm entwarf, hielt Euch den Spiegel Eures Innern vor, und in dem Augenblicke, da Ihr ihm auf ewig entsagen sollt, fühlt Ihr erst, was er Euch ist — Eures Lebens einziges Glück! — Ihr liebt Batillen!

Ja, ich glaube, ich fühle es! stammelte Adelaide.

Nun, so lebt wohl! Schmerzvoll, aber freundlich scheide ich von Euch; wie vom Himmel trenne ich mich und nehme nur die Qual der

Erinnerung an das Verlorene mit mir — aber auch das Bewußtsein, für Euer Glück das meine geopfert zu haben. Lebt wohl, Adelaide! Gedenket meiner so freundlich, wie ich freundlich von Euch scheide.

Ehe noch das Fräulein ein Wort erwidern konnte, eilte er davon, hin nach dem Vorzimmer des Königs. Dort fand er den Ritter Bayard. — Auf ein Wort! — sagte er zu diesem, und zog ihn mit sich in den Gang. — Ich muß heute schon von hier. Ich war bei Adelaide, was ich ahnete, fand ich wahr, sie liebt Vatillen; und könnte ich nun noch Ansprüche an sie machen? Ihm übergebe ich meine Rechte. Bittet den König, und Euch gewährt er es gewiß, bittet ihn — doch Ihr wißt ja selbst, was Ihr bitten sollt —

Ich weiß es, edler Mann! — rief Bayard, und reichte ihm seine Rechte. — Ich werde Euch hier vertreten. Zieht mit Gott, und sein Friede begleite Euch!

Der Chevalier wollte gehen, doch schnell wandte er sich. — Bayard, — sagte er — noch eins! Ich wünsche, daß Vatillen erst am Jahrestage der Schlacht von Marignano mit Adelaide d'Armencourt zum Altare trete. Ich werde dann mein Versprechen lösen und die Braut dahin begleiten können. Empfehlt mich der Gnade des Königs und bedauert mich! — Er drückte Bayards Hand und ging.

Als er in seine Wohnung getreten war, sein Roß zu satteln befohlen hatte, und eben davon eilen wollte, ergriff ihn eine unaussprechliche Sehnsucht, den Freund noch einmal zu sehen, ihm selbst das Glück zu verkünden, das ihn erwarte; und statt nach der Rhonebrücke zu reiten, wendete er sich nach dessen Wohnung.

Er fand ihn, das Gesicht mit den Händen bedeckt, auf einem Sessel sitzen. Vatillen fuhr bei seinem Eintritt auf, und nicht ohne Bitterkeit sagte er schnell: Du kommst sehr früh, Pierre! Dir Deinen Glückwunsch zu holen. Er werde Dir von Herzen. Sei glücklich und bleibe der Freundschaft treu wie der Liebe!

Vatillen! — erwiderte der Chevalier, und der Wehmuth bittersüßer Schmerz breitete sich über sein Antlitz. — Der Freundschaft blieb ich treu, die Liebe ward mir nicht. Laß mir den Lorbeer um mein Wappen, und umschlinge das Deinige mit der Myrte. Leb' wohl! Adelaide erwartet, liebt Dich! — Er stürzte hinaus, schwang sich auf sein Roß und ritt davon.

In dem Schlosse der Tournelles war alles zu einem großen Feste bereitet. Schranken waren zum Turnier errichtet, die Säle zum Bankett mit Blumen geschmückt, köstliche Teppiche ausgebreitet, und in dem ganzen Palaste wogte es in geschäftiger Bewegung. Es war der Jahrestag der Schlacht von Marignano.

Doch niemandem ſchlug das Herz gewaltiger, als Adelaide d'Armencourt und Philipp von Vatillen, welche heute noch vor dem Feſte, in Gegenwart des Hofes, das Band der Ehe auf ewig vereinigen ſollte. Schon war in der Kathedrale alles zu dieſer Feierlichkeit bereit, in dem Zimmer des Fräuleins lag der Myrtenkranz, den ihre Freundinnen ihr gewunden, und der Schmuck, mit dem die Herzogin von Angoulême ſie beſchenkt hatte, ſchön geordnet. Als ſie jetzt, von ihrer Gebieterin kommend, in ihr Zimmer zurückkehrte, fand ſie ihre Freundinnen dort verſammelt, ſie zu ſchmücken und in den Verſammlungsſaal als bräutliche Königin des Feſtes zu führen.

Jetzt tönten die erſten Schläge der alten Glocke von Notre Dame. Die holde Braut, in ihre Farben gekleidet, hatte ihren Anzug beendet. Sie folgte den Fräulein; und als ſie in den Ritterſaal eintrat, bezeugte ein lauter, unwillkürlicher Ausruf der Menge, wie lieblich, wie ſchön ſie ſei.

Auch Vatillen, in Weiß und Blau gekleidet, mit der Friſche der Jugend von neuem geſchmückt, vom Admiral Bonnivet, Brion und einer Menge Ritter begleitet, trat ein und nahte der Braut, die ihn leiſe fragte: Iſt er da? — Noch nicht! erwiderte Vatillen. Adelaide erblich.

Jetzt trat die Königin, des Königs Mutter und die Herzogin von Alençon in den Saal, bald folgte der König. Die Glocke von Notre Dame gab zum zweiten Mal das Zeichen, und ihre Schweſtern begleiteten nun von allen Thürmen der Hauptſtadt ihren Ruf. — Alles iſt verſammelt, Sire! und zu Eurem Befehle bereit, ſagte der Groß-Seneſchall, ſich vor dem Könige und der königlichen Familie verneigend.

Foi de gentilhomme! — rief der König Franz unwillig — Alles? ſagt Ihr, Seneſchall! und der Brautführer fehlt?

Sire! — ſprach der Ritter Bayard hervortretend, indem er ſich vor den König ſtellte, ſo laut, daß alle Anweſende es hören konnten, — kann mein Freund und Landsmann, der Chevalier de Theis, nicht die Braut zum Altare führen, ſo muß Krankheit, Gefangenſchaft oder Tod den edlen Ritter hindern, ſein Wort zu löſen. Er übergab mir beim Scheiden den Auftrag, in ſeinem Namen zu handeln; ich habe es bisher treulich gethan, und werde es auch jetzt. — Er nahte ſich der Braut. — Ich hoffe, Dame! Ihr werdet dem Ritter Bayard erlauben, Euch nach Notre Dame zu geleiten, wenn anders mein König und die königlichen Frauen es genehmigen.

Bayard! — ſagte der König — Wen Ihr zum Altare führt, den begleitet der Muth, die Ehre und das Glück! — Da öffnete ſich die Thüre dem Brautpaare gegenüber und eine hohe, edle Geſtalt, in der Kleidung der Ritter von Maltha, trat ein. Bleich war ihr Geſicht, düſter der Blick; ſie ſchritt auf den König zu, und ein Jeder erkannte den Chevalier de Theis. — Sire! — ſagte er — ich komme, mein Wort zu löſen

Erinnerung an das Verlorene mit mir — aber auch das Bewußtsein, für Euer Glück das meine geopfert zu haben. Lebt wohl, Adelaide! Gedenket meiner so freundlich, wie ich freundlich von Euch scheide.

Ehe noch das Fräulein ein Wort erwidern konnte, eilte er davon, hin nach dem Vorzimmer des Königs. Dort fand er den Ritter Bayard. — Auf ein Wort! — sagte er zu diesem, und zog ihn mit sich in den Gang. — Ich muß heute schon von hier. Ich war bei Adelaide, was ich ahnete, fand ich wahr, sie liebt Batillen; und könnte ich nun noch Ansprüche an sie machen? Ihm übergebe ich meine Rechte. Bittet den König, und Euch gewährt er es gewiß, bittet ihn — doch Ihr wißt ja selbst, was Ihr bitten sollt —

Ich weiß es, edler Mann! — rief Bayard, und reichte ihm seine Rechte. — Ich werde Euch hier vertreten. Zieht mit Gott, und sein Friede begleite Euch!

Der Chevalier wollte gehen, doch schnell wandte er sich. — Bayard, — sagte er — noch eins! Ich wünsche, daß Batillen erst am Jahrestage der Schlacht von Marignano mit Adelaide d'Armencourt zum Altare trete. Ich werde dann mein Versprechen lösen und die Braut dahin begleiten können. Empfehlt mich der Gnade des Königs und bedauert mich! — Er drückte Bayard's Hand und ging.

Als er in seine Wohnung getreten war, sein Roß zu satteln befohlen hatte, und eben davon eilen wollte, ergriff ihn eine unaussprechliche Sehnsucht, den Freund noch einmal zu sehen, ihm selbst das Glück zu verkünden, das ihn erwarte; und statt nach der Rhonebrücke zu reiten, wendete er sich nach dessen Wohnung.

Er fand ihn, das Gesicht mit den Händen bedeckt, auf einem Sessel sitzen. Batillen fuhr bei seinem Eintritt auf, und nicht ohne Bitterkeit sagte er schnell: Du kommst sehr früh, Pierre! Dir Deinen Glückwunsch zu holen. Er werde Dir von Herzen. Sei glücklich und bleibe der Freundschaft treu wie der Liebe!

Batillen! — erwiderte der Chevalier, und der Wehmuth bittersüßer Schmerz breitete sich über sein Antlitz. — Der Freundschaft blieb ich treu, die Liebe ward mir nicht. Laß mir den Lorbeer um mein Wappen, und umschlinge das Deinige mit der Myrte. Leb' wohl! Adelaide erwartet, liebt Dich! — Er stürzte hinaus, schwang sich auf sein Roß und ritt davon.

In dem Schlosse der Tournelles war alles zu einem großen Feste bereitet. Schranken waren zum Turnier errichtet, die Säle zum Bankett mit Blumen geschmückt, köstliche Teppiche ausgebreitet, und in dem ganzen Palaste wogte es in geschäftiger Bewegung. Es war der Jahrestag der Schlacht von Marignano.

Doch niemandem schlug das Herz gewaltiger, als Adelaide d'Armencourt und Philipp von Vatillen, welche heute noch vor dem Feste, in Gegenwart des Hofes, das Band der Ehe auf ewig vereinigen sollte. Schon war in der Kathedrale alles zu dieser Feierlichkeit bereit, in dem Zimmer des Fräuleins lag der Myrtenkranz, den ihre Freundinnen ihr gewunden, und der Schmuck, mit dem die Herzogin von Angoulême sie beschenkt hatte, schön geordnet. Als sie jetzt, von ihrer Gebieterin kommend, in ihr Zimmer zurückkehrte, fand sie ihre Freundinnen dort versammelt, sie zu schmücken und in den Versammlungssaal als bräutliche Königin des Festes zu führen.

Jetzt tönten die ersten Schläge der alten Glocke von Notre Dame. Die holde Braut, in ihre Farben gekleidet, hatte ihren Anzug beendet. Sie folgte den Fräulein; und als sie in den Rittersaal eintrat, bezeugte ein lauter, unwillkürlicher Ausruf der Menge, wie lieblich, wie schön sie sei.

Auch Vatillen, in Weiß und Blau gekleidet, mit der Frische der Jugend von neuem geschmückt, vom Admiral Bonnivet, Brion und einer Menge Ritter begleitet, trat ein und nahte der Braut, die ihn leise fragte: Ist er da? — Noch nicht! erwiderte Vatillen. Adelaide erblich.

Jetzt trat die Königin, des Königs Mutter und die Herzogin von Alençon in den Saal, bald folgte der König. Die Glocke von Notre Dame gab zum zweiten Mal das Zeichen, und ihre Schwestern begleiteten nun von allen Thürmen der Hauptstadt ihren Ruf. — Alles ist versammelt, Sire! und zu Eurem Befehle bereit, sagte der Groß-Seneschall, sich vor dem Könige und der königlichen Familie verneigend.

Foi de gentilhomme! — rief der König Franz unwillig — Alles? sagt Ihr, Seneschall! und der Brautführer fehlt?

Sire! — sprach der Ritter Bayard hervortretend, indem er sich vor den König stellte, so laut, daß alle Anwesende es hören konnten, — kann mein Freund und Landsmann, der Chevalier de Theis, nicht die Braut zum Altare führen, so muß Krankheit, Gefangenschaft oder Tod den edlen Ritter hindern, sein Wort zu lösen. Er übergab mir beim Scheiden den Auftrag, in seinem Namen zu handeln; ich habe es bisher treulich gethan, und werde es auch jetzt. — Er nahte sich der Braut. — Ich hoffe, Dame! Ihr werdet dem Ritter Bayard erlauben, Euch nach Notre Dame zu geleiten, wenn anders mein König und die königlichen Frauen es genehmigen.

Bayard! — sagte der König — Wen Ihr zum Altare führt, den begleitet der Muth, die Ehre und das Glück! — Da öffnete sich die Thüre dem Brautpaare gegenüber und eine hohe, edle Gestalt, in der Kleidung der Ritter von Maltha, trat ein. Bleich war ihr Gesicht, düster der Blick; sie schritt auf den König zu, und ein Jeder erkannte den Chevalier de Theis. — Sire! — sagte er — ich komme, mein Wort zu lösen

und Adelaide d'Armencourt zum Altare zu führen. Erlaubt es, mein König?

Thut es mit Gott! sagte der Monarch bewegt, den das edle, bleiche, kummervolle Antlitz des Chevaliers sonderbar ergriff.

Und als der Chevalier sich vor der Königin und den Herzoginnen geneigt, und er, der sonst so blühende, kräftige Mann, bleich, aber doch noch stolz und mit Würde, durch den Kreis zu der Braut schritt, war wohl niemand unter Allen, der nicht, von Theilnahme bewegt, auf die edle Gestalt des Chevaliers geblickt hätte.

Batillen, alles, was der Anstand von ihm heischte, vergessend, eilte auf ihn zu, schloß ihn in seine Arme und führte ihn zu Adelaide, die bleich und zitternd ihn nahen sah.

Dame! — sagte er, sich vor ihr neigend. — Verzeiht, daß ich heute nicht in Euren Farben vor Euch erscheine — mich dünkte, es würde sich nicht mehr ziemen; ich tauschte das freundliche Weiß und Blau mit dieser dunkeln Farbe, meine Hoffnung mit dem Kreuze!

Und als er ihre Hand faßte, hallte zum dritten Mal die Glocke von Notre Dame. — Kommt, — sagte er dumpf vor sich hin — kommt! Sie ruft!

Schweigend führte er die bräutliche Jungfrau durch die mit Blumen bestreuten Straßen der alten Kathedrale zu; ihre Hand zitterte in der seinen, wie in jenem entscheidenden Augenblicke, wo die Flamme der Liebe aus ihrem Herzen aufloderte. Düster vor sich blickend, schien er kaum auf die Ceremonie zu achten, als aber die Jungfrau mit bebender Stimme ihr Ja! lispelte, drückte er leise das Kreuz seines Mantels an die Lippen, und ein tiefer Seufzer führte sein stilles Gebet zum Himmel empor.

Der

Fall von Missolunghi.

Hiſtoriſche Novelle.

Dunkle, vom Sturm getriebene Wolken jagten am Monde vorüber. An den Ufern des Aspropotamos, der sich schäumend über herabgerollte Felsstücke unter dem grauen Bogen einer alten Brücke fortwälzte, rauschten die hohen Platanen. Zuweilen brach durch das zerrissene Gewölk ein freundlicher Mondstrahl, schaukelte sein Silberlicht auf den brausenden Wellen, und schien der Nacht den Abschiedgruß zu bringen. Herrlich erglänzte dann die wilde Gegend, schaurig war die Nacht und feierlich; der Morgen nicht mehr fern.

Auf dem halb verfallenen Gemäuer der Brücke saß eine finstere Gestalt. Sie war in einen Mantel gehüllt, in ihrem Arme ruhte ein langes Feuerrohr; mit halb vom Schlafe gesenktem Auge sah sie hinauf nach dem Berge, über dessen Rücken die Straße nach Salona führt, woselbst sich mehre Gestalten in dem Dämmerscheine des Mondes bewegten.

Am jenseitigen Ufer, wo sich der Weg nach Arta durch Klippen und Schluchten windet, lagen unfern der Straße zwei Männer an einem kleinen Feuer, das ein Ginsterstrauch gegen Morgen zu verdeckte. In weite, rothe Mäntel gehüllt, sahen sie schweigend in die knisternde Flamme; der eine blickte schwermuthvoll, aber düster vor sich hin, während des anderen Auge glühend wie der Brand des Olivenholzes in die Gluth hineinstarrte. Nicht weit von ihnen lagerte in einem halbumgehauenen Olivenwäldchen ein Trupp von einigen funfzig Bewaffneten, die sorglos der Ruhe pflegten. Nur eine Schildwache schritt, die andern bewachend, unter den weidenblätterigen Bäumen umher, bald jenseit der Brücke nach dem Berge, wo die dunkle Gestalt sich im Mondlichte wie ein Schattenbild hin und her bewegte, bald rückwärts nach einer Klippe schauend, wo ebenfalls eine Schildwache zu stehen schien.

Gregor! — sagte jetzt der, welcher mit glühendem Blicke in die Flamme geschaut, — höre auf in stillem Grame Deine Stunden zu vertrauern; zum Handeln rief uns die Rache, nicht zum Dulden. Sieh! schon hat sich ein muthiger Haufe um Dich versammelt, der, die Vertheidigung des eigenen Heerdes verlassend, mit Dir zum Kampfe zieht. Wach' auf aus Deinen Träumen, tiefer noch als Du bin ich verwundet, und doch traure ich nicht muthlos; ich stürme dem Schicksale entgegen, welches mich auffruft, Athanasia zu rächen, da Rettung unmöglich ist!

Der Schweigende erhob sich langsam und sah lächelnd auf seinen Kriegsgefährten. — Glaubst Du, Niketas! — antwortete er — der Schmerz habe in mir den Muth in Schlaf gewiegt? Du irrst! In meinem Innern tobt es, wenn auch der Muth schweigt, und mein sanfteres Gemüth nicht in wilde Worte des Zornes ausbricht. Du kennst den Schwur, den ich that, als wir an dem Grabe meiner Mutter, auf den Trümmern meiner väterlichen Wohnung standen, und der alte Hirt mir berichtete, daß unter dem Schutthaufen der Mutter Gebein ruhe, unter jener Platane die Schwester auf ihren Knieen gelegen, um Erbarmung gefleht, und Reschid Pascha's wildes, thierisches Herz sie zu seinem Harem nach Delphino abzuführen befohlen habe; damals schwur ich —

Auch ich! — fiel ihm Niketas heftig in die Rede — Auch ich, Gregori. Dir nahmen sie die Schwester, mir die Verlobte; Dir entweihten sie Deinen Namen, mir meinen Himmel! Rache an Reschid schwuren wir; Rache! und dieser Schwur hält mich über mein Schicksal empor. Ich kann mir Athanasia in des Pascha's Armen denken, und wende meinen Blick nicht trauernd, nicht muthlos von diesem herzzerreißenden Bilde; ich kann sie weinen, jammern, ich kann sie sterben sehen, und mein geschwungener Dolch sinkt nicht! höher hebt sich mein Arm, straffer dehnen sich die Sehnen! So wie dort — rief er aufspringend — die Sonne über den Bergen von Agyros Castro ihre heilige Laufbahn beginnt, gehe meine Rache auf; so wie dort der Mond erbleichend vor ihren Strahlen sinkt, sinke Reschid Pascha, sinke der Mond Stambuls vor den Strahlen des Kreuzes! Dies sei fortan das einzige Ziel meines Lebens! Darum, erfüllt die Gluth der Rache nicht ganz Dein ruhiges Gemüth, so überlaß sie mir, Gregori!

Ich lebe der Rache, doch mehr noch dem Vaterlande! — erwiderte dieser und verließ das erloschene Feuer — Jene entflammt mich zur Wuth, dieses zur edlen That. Mit Deiner Rache, Freund, steigt nicht, wie jene Sonne, Griechenlands Freiheit empor; mit Reschid, dem Grausamen, sinken nicht unsre Fesseln. Die Mutter ruht, wohl ihr! — Athanasia hat ihre Schande nicht überlebt, so wie ich glaube und hoffe; dann hat auch sie ausgelitten und betet am flammenden ewigen Kreuze, das keine Tyrannei, kein Irrglaube zu stürzen vermag — und lebte sie, so wär sie nicht des Namens werth, den sie trug, nicht unseres Schmerzes! — Aber das Vaterland, Niketas! — Hörst Du nicht in der Ferne das dumpfe Rollen des Donners? Sie schleudern ihre Flammen auf Missolunghi; dorthin treibt es mich, dort können wir ihm gegenüber unsern Schwur lösen. Darum längs des Flusses dem Meere zu! Bei Cuvzolaris liegt die Fiatte, ein Schiff wird sich gewiß auf unser Zeichen nahen und uns hinüberführen.

Wie er dies gesprochen, eilte ein Grieche in schnellem Laufe vom Berge herab über die Brücke, während die Gestalten, die man nun in der Dämmerung des Morgens für griechische Posten erkennen konnte, sich vom Berg herabzogen. — Herr! — rief den Eilende Gregor zu — durch die

Schlucht am See nahet ein Haufe Türken; so viel wir in der Dämmerung sehen konnten, sind es einige funfzig Bewaffnete, die einen Zug von Maulthieren begleiten, zehn Reiter sind an der Spitze!

Aus Reschids Lager kommen sie und ziehen nach Arta! rief Riketas feurig, indeß Gregor die Seinen weckte und schnell die nöthigen Befehle gab.

Bald hatte der Haufe sich in den Olivenwald zurück und in die tiefen Schluchten begeben, die hier, von Waldbächen gebildet, auf beiden Seiten der Straße sich ziehen. Hinter Felsstücken und in der Grotte, dem heiligen Basilius geweiht, verbarg sich der Haufe; eine kleine Abtheilung eilte mit Riketas im schnellsten Laufe noch weiter rückwärts, während die, so die Posten jenseit des Flusses gehabt, an den Ufern desselben in dem Gesträuche sich verbargen.

Nicht lange, so sah Gregor die türkischen Reiter den Berg herab nach der Brücke ziehen. Sie blieben an der Brücke halten und schienen die Ihrigen zu erwarten; nur einer ritt hinüber, und sein Roß tummelnd jagte er bald rechts, bald links, die Gegend zu erspähen. In dem dicken Gestrüpp versteckt, blieben die Griechen verborgen; der Reiter kehrte zurück.

Indessen war der Zug der Türken auf der Höhe des Berges angekommen, und stieg langsam hinab. Es war ein Haufe Fußvolk, wohl siebzig Mann stark, von einigen Janitscharen und Mehren zu Pferde begleitet, in dessen Mitte beladene Maulthiere sich befanden. Asiatische Reiter folgten.

Die Vorhut hatte so lange an der Brücke gehalten, bis alles, selbst der Nachtrupp, dort angekommen war; jetzt überschritten sie die Brücke. Die Türken, alle Vorsichtmaßregeln beobachtend, lagerten sich am jenseitigen Ufer. Die Griechen, jene im Gestrüpp sowohl, als die in den Schluchten längs der Straße verborgenen, rührten sich nicht, ließen die Reiter ruhig an sich vorüberziehen, und als diese, auf den jenseitigen Höhen angelangt, rings umher keinen Feind erblickten, gaben sie ein Zeichen; die Türken setzten sich in Marsch, und überschritten den Aspropotamos.

Auch jetzt noch blieben die an der Brücke ruhig in ihrem Schlupfwinkel liegen; nur als aus der Grotte Basilios der erste Schuß auf die Vorüberziehenden fiel, als von allen Seiten das Feuer der Griechen die Reihen der Türken niederstreckte, die sich zwar vertheidigten, doch bei dem ungleichen Kampfe aus einander gesprengt sich nach der Brücke zurückzogen, da erst empfing sie das Feuer aus dem Gebüsch, und hemmte ihre Flucht. Selbst die Reiter entgingen dem Tode nicht. Riketas, der vorangeeilt war und einen Paß besetzt hatte, empfing sie dort aus den Felsklüften. Sechzig Türken und Albaneser lagen todt und verwundet umher, mehre Maulthiere waren erschossen, vier Pferde wurden erbeutet.

In der Mitte des Kampfplatzes lag eine umgestürzte Sänfte, eine andere stand noch unversehrt. Schwarze Sklaven, die sie wahrscheinlich getragen hatten, lagen todt daneben, auch einige Frauen. Nur eine von

dieſen liebte, und kniete neben der Sänfte, Allah um Beiſtand anrufend. — Halt! — donnerte Gregor den Seinen entgegen, welche die Gefangenen und Verwundeten getödtet hatten, jetzt über die Maulthiere ſtürzten, ſie zu plündern, und ſich der Sänfte und dem türkiſchen Weibe nahten. — Halt! das iſt meine Beute, plündert und raubt ſo viel Ihr wollt, ich theile nicht mit Euch; dieſe Sänfte aber und dies Weib iſt mein Antheil! — Gott ſei gedankt und der heilige Nikolaus! — unterbrach ihn jetzt Niketas, der mit den Seinen eben herbeikam. — Gott ſei gedankt! die Convoi gehört zu dem Hauſe Reſchid Paſcha's; ihm gehörten dieſe in Livadien geraubten Schätze, ihm dieſe Weiber, die hier liegen, ihm jene Knieende, die, ſo alt ſie auch iſt, Athanaſien zum Sühnopfer bluten ſoll. Herbei, Stamoris! und Du wilder — doch wozu bedarf es einer fremden Hand, ich ſelbſt muß das Opfer ſchlachten, ſo befiehlt es das Geſetz! — Er zog die Piſtole aus dem Gürtel, doch Gregor hielt ſeinen Arm. — Ein hülfloſes Weib könnteſt Du morden?! — rief er — ein Weib, das nicht einmal Deiner achtend im Schmerz verſunken knieet? Auch iſt dies mein Theil, überlaß mir das Gericht!

Niketas ſteckte die Piſtole wieder in den Gürtel. — So behalte ſie! — rief er finſter — und laß eine Weiberthräne Deinen Schwur verwiſchen! — Er ging zu den Plünderern und kümmerte ſich nicht um Gregor, der ſich der Sänfte genähert hatte.

Herr! — rief das knieende Weib in griechiſcher Sprache — naht Euch der Sänfte nicht! Eurem entweihenden Auge muß das Köſtliche, das ſie verſchließt; auf ewig verborgen bleiben. Reicht mir ſtärkende Eſſenz, wenn Ihr deren habt, wo nicht, ſo werden die Plünderer ſie unter der Beute jener umgeſtürzten Sänfte gefunden haben, und dann gönnt mir Ruhe!

Wen verbirgt dieſe Sänfte? — fragte Gregor — Wer bedarf Eurer Hülfe?

Eine Ohnmächtige! erwiderte die Türkin.

Gregor wollte ſich nahen. — Herr! — bat die Alte — aus Eurem Auge glüht nicht die Wildheit Eurer Stämme, Euer Antlitz iſt milde, Ihr habt gewiß ein menſchliches Herz, wenn Ihr auch ein Ungläubiger ſeid; deshalb bitte ich, beſchwöre ich Euch bei Allah und dem Propheten, blickt nicht in jene Sänfte, ſtört den Schlummer der Entſchlafenen nicht!

Gregor rief ſeinen Diener, ſagte ihm etwas leiſe, und blieb, während dieſer ſeines Herrn Befehle ausrichtete, noch mit ſich im Streit vor der Sänfte ſtehen; jetzt brachte der Diener das Fläſchchen mit flüchtigem Salze, er gab es dem Weibe.

Wendet Euer Geſicht nach Morgen! — ſagte dieſe — betet zu dem Propheten oder zu Eurem Chriſt, daß dieſe Tropfen das Leben zurückrufen mögen! Blickt Euch nicht um, auf daß Ihr nicht, von den Strahlen der Sonne geblendet, zurückbebt; denn erhört Allah mein Gebet, ſo habt

Ihr einen köſtlichen Schatz Euch erbeutet, den Reſchid Paſcha, mein Herr, Euch mit Gold und Juwelen bezahlen wird.

In Gregors Seele ſtieg bei dieſen Worten die freudige Ahnung auf, dieſe Sänfte enthalte ein Weſen, innig in ſein Schickſal verwebt, und während die Türkin ſich mit der Ohnmächtigen beſchäftigte, ſtieg ſein Gebet glühend auf zu Gott.

Da ſtörte ein lauter Schrei des türkiſchen Weibes ſeine Andacht. — Sie lebt! Allah ſei gedankt! — rief ſie — ſie lebt!

Dieſer Ausruf hatte Niketas und mehre Griechen um die Sänfte verſammelt, welche das Weib mit wüthendem Blicke und aufgehobenem Dolche vertheidigen zu wollen ſchien. — Ehrt mein Eigenthum, Freunde! — ſagte Gregor zu ſeinen Gefährten — laß mich einen Augenblick hier allein, nur Du, Niketas, bleibe; mir ahnet, die Sänfte birgt Athanaſia!

Nein! — rief Niketas wild lachend, während die Griechen ſich entfernt hatten, — ſie iſt es nicht, Du irrſt! Wehe der griechiſchen Jungfrau, wehe der Verlobten, träte ſie mir lebend entgegen — entehrt!

So geh' auch Du und laß mich allein! — unterbrach ihn Gregor mit finſterem Blicke — Geh'! — Niketas zögerte. — Dein Kapitani befiehlt es Dir! Du haſt geſchworen, mir in allem zu gehorchen, vergiß auch Du nicht Deinen Schwur!

Niketas wollte gehen. Plötzlich wandte er ſich wieder und ſagte trotzig: Ich bleibe!

Freund! rief Gregor.

In allem, wo der Tod, wo das Vaterland ruft, folge ich Dir! Hier iſt Leben, hier iſt Athanaſia, und ich bleibe!

Oeffne! — rief jetzt Gregor, und ſein Herz ſchlug gewaltig. — Oeffne, Weib!

Die Türkin blieb regunglos neben der Sänfte ſtehen.

Wenn Du ſie liebſt, die Du hier verborgen haſt, ſo öffne die Thür. Sieh, wie jener dort mit funkelnden Augen nach Dir blickt!

Das Weib ſah nach Niketas, deſſen Hand den Kolben ſeiner Piſtole gefaßt hatte. Ihr Auge blickte auf zum Himmel, ihre Lippen murmelten einzelne unverſtändliche Worte. — Lüfteſt Du den Schleier, Ungläubiger! — rief ſie jetzt — ſo verderbe Dich Allah! — Die Thür der Sänfte öffnete ſich, eine verſchleierte Frauengeſtalt trat heraus, beugte ſich ſchweigend vor den Griechen, und legte ihre Arme über die Bruſt.

Athanaſia! rief Niketas mit ſeiner Donnerſtimme, drang auf ſie ein, die verneinend mit dem Kopfe ſchüttelte, indeß Gregor ſich zwiſchen ſie und den Wüthenden warf.

Sie iſt's! — rief dieſer — ſie verbirgt unter dem Schleier ihre Schande! Sieh dieſe Geſtalt, ſieh die ſtolze Haltung ihres Körpers, ſie iſt's: — Zeig' her Deine Rechte, ich kenne das Mal an der Hand; zeig' her!

Da ſtreckte die Geſtalt die Hand, weiß wie Flocken des Schnees,

ſanft wie Flaum des Schwanes, ihm entgegen; er faßte ſie, ſtarr blickte er hin, und ſie wegſchleudernd rief er aus: Sie iſt es nicht! — Er wendete ſich und ging.

Sie iſt es nicht! erwiderte Gregor, und blickte ſtarr auf die Verſchleierte, die mit Würde, aber unbeweglich vor ihm ſtand; jetzt erſt betrachtete er ſie genauer. Sie war ſchlank und groß, ganz dem Wuchſe ſeiner Schweſter ähnlich; ein Oberkleid von dunkelrother perſiſcher Seide, Unterkleider von Silberſtoff deckten ihre ſchön geformten Glieder, mit Gold künſtlich geſtickte Pantoffeln den kleinen Fuß. Vom Kopf herab fiel ein dreifacher Schleier, welcher Geſicht, Bruſt und Nacken dem Auge undurchdringlich verbarg. Gleich einer Houri des Paradieſes ſtand ſie da, demüthig aber würdevoll.

Wer ſeid Ihr? — fragte Gregor, dem bei ihrem Anblicke ein ſonderbares Gefühl die Bruſt beengte. — Wer ſeid Ihr, die als eine Gefangene, kaum wieder zum Leben erwacht, ſtolz wie eine Herrin vor mir ſteht?

Herr! begann ſie in gebrochener griechiſcher Mundart, aber ſchnell unterbrach ſie das Weib. — Schweig, Zuleima, ſchweig! Allah befiehlt es Dir; verrathe jetzt noch nicht, wer Du biſt, erſt wenn jene wilden Horden uns verlaſſen, wenn wir allein mit dieſem Manne ſind, aus deſſen Blicke die Milde des Muſelmannes ſtrahlt, den uns der Prophet vielleicht zur Rettung geſandt, dann erſt ſoll ſein Ohr hören, wer Du ſeiſt, doch nie ſein Auge Dich ſehen! Dort links vom Olivenwäldchen ſehe ich eine Hütte, dahin führe uns, Chriſt! und was ich Dir dort entdecken werde, wird Dein habgieriges Herz mit Wonne erfüllen.

Lächelnd wandte Gregor den Blick von der Himmelsgeſtalt nach dem Weibe. — Thörige Alte! — ſagte er — wer giebt Dir, einer Gefangenen, den Muth, ſo mit mir zu reden? Ein Wink von mir, ein finſterer Zug meiner Stirn iſt hinreichend, Dich zu zermalmen, mein Wille allein ſtark genug, die dreifachen Schleier zu zerreißen, welche dieſe Reize mir verbergen!

Was mir den Muth giebt, Chriſt? Was Dir und den Deinen den Muth gab, Eure Sklavenfeſſeln zu brechen. — Verzweiflung und Glaube, Mahomed und mein Unglück! Wem der Tod ſo nahe iſt, der achtet nicht die kurzen Minuten, die das elende Leben von jenem trennt. Führ' uns in die Hütte; Allah wird Dich dafür ſegnen, ſein treuer Knecht, mein Herr, Dich königlich belohnen!

Während die Alte den jungen Anführer bat, ſie zur Hütte zu führen, hatten die Griechen ihre Beute getheilt; Niketas hatte jeden Antheil zurückgewieſen. Er hatte nur Augen für die verſchleierte Geſtalt, nur Gefühl für das Benehmen ſeines Freundes, der, wie er meinte, über die Thränen der Alten, über die geahnten Reize der Verſchleierten ſeinen Schwur zu vergeſſen ſchien. Die Griechen, nicht mehr durch die Raubgier beſchäftigt, nicht mehr durch ihre Mordluſt abgehalten, hatten ſich neugierig um Gregor und die Frauen gedrängt, als das Weib noch einmal bat, ſie

den Blicken dieſer Wilden zu entziehen, und ſie nach jener Hütte zu bringen.

Laßt mich allein, meine Gefährten! — ſagte Gregor — auch ich muß meine Beute betrachten. — Er winkte, die Frauen ſchritten voran, die Griechen, die Worte ihres Anführers ehrend, machten Platz, Gregor folgte. — Ehe ſie bei der Hütte angelangt waren, trat ein kühner Akarnanier raſch hervor, faßte die Hand der Alten, hielt ſie auf und ſagte: Bleib' zurück, dort biſt Du nichts nütze! — Aber die Alte riß ſich los, zog ihren verborgenen Dolch, der Grieche ſein kurzes Meſſer. — Laß nur, Ruola! — ſagte Gregor beſchwichtigend — laß ſie folgen, Du verkennſt mich!

Während Gregor mit den Frauen in der Hütte war, ging Niketas auf dem Wahlplatze umher, zählte die Gebliebenen, und beſah mit gieriger Freude die Wunden, die den Tod herbeigerufen hatten. Da ſah er unter einem Ginſterſtrauche einen noch nicht Geplünderten, der ſtarr und leblos, jedoch mit einer gewiſſen Vorſicht tief verſteckt lag, und ihm deshalb verdächtig ſchien; er zog ihn hervor, und fand, daß trotz mehrer Wunden noch Leben in ihm ſei. — Ha, ungläubiger türkiſcher Hund! — rief er — ſteh' auf, und ehe Du zu Deinem Mahomed fährſt, beichte! — Er riß ihn mit kräftiger Fauſt in die Höhe, und der Türke, der wirklich noch am Leben war, warf ſich, um Gnade flehend, vor ihm nieder.

Wer iſt das verſchleierte Weib, das in der Sänfte von Euch begleitet wurde?! — rief Niketas; der Türke ſchüttelte verneinend den Kopf, und ſagte in ſeiner Landesſprache einige Worte, die der Grieche nicht verſtand. — Odalis! — rief Niketas einem jungen Krieger zu, der unfern von ihm ſtand. — Du warſt ja lange genug in Stambul, um die Sprache dieſer Ungläubigen zu kennen, frag' ihn, wer das verſchleierte Weib ſei! — Der Grieche näherte ſich dem Gefangenen, während die andern ſich neugierig um Niketas drängten. Odalis fragte den immer noch Knieenden; der Türke antwortete, das Geſicht auf die Erde werfend. Odalis machte nun Niketas und die Uebrigen mit dem bekannt, was der Sterbende ihm berichtet, und im vereinten Jubel jauchzten die Griechen laut auf; nur Niketas ſchwieg. Wie ein Fels von tobenden Wellen umbraus't ſtand er unter der jubelnden Menge, dann zog er langſam ſein Schwert, und hob es mit beiden Händen hoch in die Höhe. — Vater im Himmel, Gott des Kreuzes! — rief er — ſchon jetzt haſt Du mein ſtilles Gebet erhört, das mit jedem Athemzuge aus der Tiefe meines Herzens auf zu Dir drang. Schon jetzt haſt Du mein lautes Gebet erhört, das ich in Deinen heiligen Tempeln zu Dir erhob, das ich ausſtieß nach Dir, Du ſtrenger Richter, wenn es um mich ſtürmte, die Wetter leuchteten, und Dein mächtiger Donner rollte; Du haſt mich erhört, und das Todesopfer in meine Hand gegeben. Ja, es ſoll bluten für Athanaſia, und er, der ſie von jener Platane hinwegriß mit räuberiſchen Händen, er ſoll den Dolchſtoß zehn-

fach fühlen in seiner unheiligen Brust; ehe er sinkt unter meiner Hand, soll er die Qualen der Verzweiflung empfinden, wie ich sie empfand! — Auf, meine Gefährten! — rief er wild! — auf! — Er ging nach der Hütte, die Krieger folgten ihm tobend.

Als Gregor mit den Frauen in die verlassene Hütte getreten war, faßte die Verschleierte plötzlich seine Hand und sank vor ihm nieder, schnell hob sie der Jüngling auf. — Knieet nicht, — sagte er — lüftet lieber Euren Schleier, denn täuscht meine Ahnung nicht, so ist der Strahl Eures Auges beredter für mich, als Eure flehenden Worte.

Thue es nicht! — rief schnell die Alte — thue es nicht, Zuleima! Wehe Dir, schwelgten je die lüsternen Blicke eines Ungläubigen in Deinen Reizen! Setze Dich auf diese Matten; es sind zwar nicht Teppiche, auf welche Dein Fuß zu treten gewohnt ist, aber da Allah zürnend über Dich verhängt hat, so trage geduldig und mit Muth. Hier nimm! — rief sie hastig, und drückte ihr den Dolch in die Hand, — nimm, und eher durchbohre Deine Brust, ehe die Hand eines Ungläubigen sie entheiligt. Seid Ihr, junger Mann! — fuhr sie fort, sich zu Gregor wendend, — seid Ihr unter den Tausenden, die jetzt mit wilder Wuth gegen ihre Herren sich empören, ein Mensch, so ehrt das Gesetz der Rechtgläubigen, ehrt die zarte Sitte der Jungfrauen, ehrt die Tochter!

Da erscholl aus der Ferne der Jubel der Griechen; mit wildem Geschrei nahten sie der Hütte. — Gregor! donnerte schon von fern Niketas Stimme.

Bete zu Allah und stirb! sagte die Alte zu Zuleima, die, den Dolch fassend, ihr Gesicht gen Morgen wendete und leise Gebete murmelte.

Gregor! — rief noch einmal Niketas, die Thür der Hütte aufreißend. — Heraus in den Kreis der Deinen, vernimm die freudige Botschaft!

Gregor folgte, ein Freudengeschrei der Seinen empfing ihn. Sie schlossen einen Kreis, Niketas sprach:

Du nahmst Dir die köstlichste Beute, mein Bruder! und sie gehörte Dir mit Recht; Du nahmst Dir das Opferlamm, auf dem Grabe Deiner Mutter es zu schlachten, der Ehre Deines Namens, Athanasia's Ehre es zu opfern. Wisse, jauchze auf und hebe dankend Dein Auge zu Gott, dem rächenden Gotte des Kreuzes; wisse, die Verschleierte ist Reschids einziges Kind!

Und als er dies sagte, hob Gregor langsam das gesenkte Haupt, sein Auge sah starr zum Himmel, als ob er den Richter dort oben fragen wollte: warum legst Du *sie* als Opfer in meine Hand? Er schwieg. Dumpfe Stille umgab ihn, das wilde Auge der Krieger sah mit Ehrfurcht auf den Jüngling, der mit glühendem, fast überirdischem Blicke mit dem Himmel zu rechten schien.

Auch Niketas hatte ſtarr ſeinem Freunde in's Auge geblickt, doch war es nicht jener Blick, der von der wilden Menge ſich Achtung erzwingt, es war eine ſtille Wuth, die, wie ein Vulkan, je näher ihrem Ausbruche, deſto ruhiger iſt.

Erwache! — rief er endlich — erwache aus Deiner Nacht, oder ich zünde die Hütte an, und begrabe ſie unter ihren Trümmern, wie Deiner Mutter Gebeine unter den Trümmern Deines väterlichen Hauſes; dann leuchte Dir dieſe Fackel auf dem Wege, den Dein Schwur Dir zu gehen befiehlt!

Gregor ſah lange und finſter auf Niketas, der wie ein Rachegeiſt ihm gegenüber ſtand. — Es iſt Gottes Stimme! — ſagte er endlich dumpf vor ſich hin — Sie falle!

So führe ſie heraus in unſere Mitte! — rief Niketas — ich will den Streich führen, da Deine Hand zu zittern ſcheint!

Niketas! — unterbrach ihn Gregor — mäßige Deine Worte! Nicht der wilde Zorn, nicht des Tigers Wuth allein iſt Zeichen der Kraft, iſt Muth des Kreuzes. In meinem Herzen liegt ſtill verſchloſſen der Keim zur That, und meine zitternde Hand, iſt auch das Herz von der Menſchlichkeit ſanfterem Gefühle bewegt, führt das Opfermeſſer ſo ſicher als Du. Mir ſank die Mutter, mir die Schweſter, Du biſt ein Fremdling meinem Stamme, die Liebe ſollte Dich erſt heimiſch machen unter uns; darum tritt zurück, mir gehört die Rache, mir, dem Haupte des Stammes Sarantos! Bleibt zurück, Ihr Krieggefährten! trete keiner hinein in den Tempel der Nemeſis, und wage keiner, der Geopferten ſelbſt im Tode zu nahen. Bleibe! — rief er Niketas zu, der im Begriffe war, ihm zu folgen, — auch Du bleibe zurück! Nicht mit wilder Wuth, mit einer menſchlichen Thräne will ich den Tod herbeirufen, und das Mitleid ſoll der Sterbenden das Kiſſen ſanft legen zum ewigen Schlaf!

Er trat in die Hütte, dort fand er die beiden Frauen noch auf ihren Knieen. — Herr! — rief Zuleima — Zwiſchen meinem Gebete erſcholl mir die Poſaune des Todes; ich vernahm, was Ihr beſchloſſen, und bin bereit. Laßt mich ſterben vor Eurem Angeſicht, nur gebt mich nicht den Eurem preis! — Und da ich eine Thräne in Eurem Auge ſehe, da ich fühle, ein menſchliches Herz ſchlägt in Eurer Bruſt, ſo hoffe ich, Ihr werdet der Sterbenden die letzte Bitte nicht verſagen. Schützt mich im Tode vor Entheiligung, wie Ihr es im Leben gethan; hüllt mich in einen Teppich, daß kein Auge mich ſehe, ſendet mich unentweiht von der Ungläubigen Blicken meinem Vater, auch für die Todte wird er das Löſegeld zahlen.

Zuleima! — ſagte Gregor innig gerührt — ſo geſchehe es! — Auch ich habe eine Bitte. Euer Vater hat meine Wohnung zertrümmert, unter ihrem Schutte liegt die Aſche meiner Mutter; meine Schweſter ſchleppte er fort in ſeinen Harem. Da ſchwur ich, ſie zu rächen, und Gott legte

Euch in meine Hand, ich muß! Wenn mein Dolch Euer schuldloses Herz trifft, vergebt mir.

Ich verzeihe Dir, Christ! und Allah möge Dir verzeihen! — sagte sie sanft — Mein Auge ist schon geschlossen, mein Herz gebrochen, ich bin gefaßt, und erwarte den Tod! — Gregor hob den blinkenden Stahl, er zitterte in seiner Rechten, fest, krampfhaft drückte er ihn in die Hand, sein Auge suchte unter dem Schleier das schlagende Herz der Jungfrau, der Arm fuhr hernieder. — Da hielt das Weibes Rechte den Todesstreich auf, während die Linke rasch den Schleier von des Mädchens Antlitz hinwegriß. — Blicke sie an, unmenschlicher Christ! — rief sie verzweiflungsvoll — sieh in dies Himmelsauge, sieh diese Schönheit, und nun stoß zu, wenn Du es noch vermagst!

Die Röthe der Scham färbte Zuleima's erbleichtes Gesicht, als sie zum ersten Mal in ihrem kurzen Leben ihr Auge frei nach einem Manne aufschlug, der, als habe der Himmel sich ihm geöffnet, starr und anbetend auf die Jungfrau blickte. Seiner Hand entsank der Dolch. — Dich kann ich nicht morden! — sagte er dumpf vor sich hin — verzeih' es mir, Mutter! verzeih' es mir, Schwester!

Jetzt hörten sie das wilde Getöse der Griechen vor der Hütte. — Hast Du beendet, — rief Niketas — so öffne die Thür, daß wir das Opfer sehen und es aus Deiner Hand empfangen! — Zuleima zitterte heftig; sie erfaßte Gregors Hand, als dieser die Hütte verlassen und sich zu den Seinen begeben wollte. — Bleibt, Herr! — rief sie — verlaßt mich nicht in dieser schrecklichen Stunde! Doch geht, geht! — fuhr sie rasch fort — gegen Schande schützt mich ja mein Dolch! — Gregor trat hinaus. Würdevoll, mit des Bewußtseins edler Ruhe stand er vor Niketas, der ihn mit Heftigkeit fragte: Ist sie geopfert?

Sie lebt! erwiderte Gregor.

Sie lebt?! rief Niketas wuthschäumend, und der wilde Haufe wiederholte dieses Wort. Dem Aufruhr folgte eine furchtbare Stille.

Sie sterbe! — unterbrach Niketas das Schweigen — Hier hört der Schwur des Gehorsams auf. Ihr, meine Waffengefährten, auf, folgt mir! Auf zur Ehre Gottes, mir nach! — Er stürmte nach der Hütte.

Halt! — rief Gregor den Eindringenden zu — Und wärst Du meiner Mutter Sohn, wärst Du der Gatte Athanasia's, wärst Du mir noch inniger verbunden, als Du es durch die Bande der Freundschaft mir warst, dennoch zerschmetterte eine Kugel Dein Hirn, trätest Du über diese Schwelle. Nur über meine Leiche dringt Ihr in diese Hütte!

Erstaunt sahen die wilden Krieger sich unter einander an, so zornig hatten sie das sanfte Auge Gregors noch nicht gesehen. Krampfhaft fuhr Niketas Hand nach dem Dolche, jedoch in des Freundes Auge blickend, entfuhr dem goldenen Griffe die zuckende Hand.

Die Flamme der Wuth — fuhr jetzt Gregor rasiger fort — die wilde

Flamme der Ungläubigen hat die Heimath unserer Väter verwüstet, ihr Blutdurst den Frieden des Landes zerstört, und, Söhne des Kreuzes! sollen wir, der versöhnenden Lehre unseres Heilandes eingedenk, sollen wir unmenschlich sein wie jene Ungläubigen, denen sie unbekannt blieb? sollen wir die Unschuld morden, weil der Schleier eines Turbans sie deckt?

Sie sterbe! rief Niketas. — Sie sterbe! widerholten die Griechen.

Nun dann! sagte Gregor, und schritt in die Hütte zurück. Er weilte dort lange; schon wurde der Haufe ungeduldig, da öffnete sich die Thür, und Gregor, Zuleima an der Hand, trat wieder heraus, die Alte folgte.

Das Auge gesenkt, stand das Mädchen an Gregors Seite vor ihnen, dessen Lippen kein Wort entfuhr. Die Griechen sahen verwundert auf die herrliche Gestalt der Jungfrau, selbst Niketas vergaß bei ihrem Anblicke seinen blutigen Vorsatz; Staunen ergriff Alle.

Wer unter Euch, meine Freunde! — begann jetzt Gregor — wer vermöchte auf eine Jungfrau den Stahl zu zücken, welcher der Vater aller Wesen ein solch herrliches Gepräge aufdrückte; wer unter Euch vermöchte es?! Er trete, ein blutgieriger Tiger, hervor, und stoße den Dolch in diese Brust! Zuleima! — rief er, sich zu dem Mädchen wendend, das ihr schwarzes, feuriges Auge zu ihm hob, — blicke umher im Kreise meiner Gefährten, mild und freundlich schauen sie nach Dir! menschlich schlägt das Herz in der Brust des Griechen, und nicht, wie in der Brust der Deinigen, erweckt der Anblick der Schönheit die sträfliche Begierde. Du warst für Athanasia zum Opfer auserlesen. —

Für Athanasia? fragte Zuleima, ihn unterbrechend.

Kennt Ihr sie?! rief Niketas, auf sie zueilend.

Ich kenne ein griechisches Mädchen aus Livadien, die mein Vater nach Delphino führte; ich kenne sie, ihr flossen oft des Mitgefühls Thränen.

Ihr kennt sie?! — rief Niketas, krampfhaft ihre Hand fassend, und mit diesem Tone war der harte, wilde Ausdruck seines Gesichts in Wehmuth geschmolzen. — Ihr kennt sie?!

Ich kenne die Unglückliche! erwiderte Zuleima.

Schweigt, schweigt, ich flehe bei Allah, schweigt! — unterbrach die Alte die Jungfrau in türkischer Sprache.

Warum soll sie schweigen? — fuhr Gregor, der diese Sprache verstand, heftig auf. — Redet, Zuleima!

Niketas hatte noch immer des Mädchens Hände gefaßt, sein Auge sah noch immer, als schaute es wonnetrunken nach seliger Vergangenheit, er schien alles, was um ihn vorging, nicht zu beachten; als aber jetzt Zuleima Athanasia's Namen noch einmal nannte, erwachte er aus seinen Träumen.

Lebt sie?! — rief er mit Donnerstimme der Zitternden zu — Lebt Athanasia?! redet!

Im Paradiese wandelt sie, nicht mehr unter den Lebenden! erwiderte Zuleima.

Da drückte Gregor beide Hände auf seine glühenden Augen, die Thräne zurückzupressen. Ganz anders Niketas. Starr, mit finster glühendem Blicke sah er vor sich hin, die Linke preßte das pochende Herz, die Rechte faßte den Griff des blinkenden Dolches. — Wann, wie starb sie? fragte er jetzt wüthend.

Sprich Du, gute Fatime! — sagte das Mädchen erröthend, sich zu der Alten wendend. — Ich vermöchte nicht, es ihnen zu sagen!

Heftig faßte Niketas Fatime's Hand, zog sie vor in den Kreis; Gregor folgte. — Sprich, Unglückliche, wie endete Athanasia?! riefen beide.

Sie starb eines freiwilligen Todes, — sagte Fatime — sie umarmte den Tod lieber als die Schande!

Sie umarmte den Tod lieber als die Schande! — rief Gregor — Gott sei gelobt! dann schmücke das Myrtenreis ihr Grab!

Wohl ihr, wohl uns, dort finden wir sie rein und heilig wieder! rief Niketas, und streckte sehnsuchtvoll seine Hände gen Himmel.

Sie starb einen sanften Tod in meinen Armen, sagte Zuleima, von dem Schmerze der Beiden erschüttert.

In Euren Armen, an Eurer Brust starb Athanasia? — sagte Niketas — Ihr drücktet ihr die Augen zu? — So darfst Du, ihr ein Opfer, nicht sterben! Nimm sie, Freund! bewahre die Blüthe ihrer Tugend, bewahre die Knospe ihres Lebens; sie sterbe nicht! Doch er, des Vaterlandes Feind und der meine, er, der Athanasia zwang, sich selbst zu brechen, ehe der Sturm sie entblätterte, dieser Tiger der Wüste, er sterbe!

Zuleima erbebte bei diesen Worten. Gregor erfaßte die Zitternde, die ihren Schleier herabfallen ließ; Fatime, die Arme über die Brust legend, murmelte ein Gebet zu ihrem Propheten. Die Griechen murrten nicht; auch sie hatten bei dem Anblicke Zuleima's menschlich empfunden, ihr Blutdurst war im Kampfe gestillt, sie erwarteten gehorsam die Befehle ihres Führers.

Als Gregor den Seinen geboten hatte, sich zum Aufbruche zu rüsten, und, indeß diese alles ordneten, mit den Frauen in die Hütte trat, sank Fatime vor ihm nieder. — Herr! — rief sie — seid menschlich, und schickt uns an Reschid Ibrahim Pascha zurück, schickt uns heute noch zurück! — Ein königliches Lösegeld wird er Euch zahlen, die, so uns begleiten, herrlich belohnen. Ihr habt mir gezeigt, daß auch in des Christen Brust, ja selbst in der Brust eines Griechen ein fühlendes Herz schlagen kann; Allah mög' Euch dafür segnen, aber — schickt uns zurück!

Zuleima hatte während dieser Rede hinter der Alten gestanden; unwillkürlich, wohl nur, um in Gregors Augen ihr Schicksal zu lesen, hatte sie den Schleier zurückgeworfen, und der forschende Blick war ihr unbewußt in einen sanften, bittenden übergegangen. Auch Gregors Auge

ruhte auf ihr, er wollte gleich ihr die Antwort auf Fatime's Bitte in ihren Augen leſen; auch in ſeinem Blicke lag das Flehen, das Schmachten der erwachten Liebe. — Und was wünſcht Zuleima? fragte er bebend.

Was ſie wünſcht?! — rief Fatime aufſpringend, und ſchrak zurück, als ſie die entſchleierte Tochter des Paſcha vor ſich ſah. — Allah ſteh' mir bei! Zuleima! freiwillig ohne Schleier ſtehſt Du vor dem Auge eines Ungläubigen? Laß ihn ſinken, küſte ihn nie wieder, und entehr' Dich nicht und Dein Geſchlecht!

Und was wünſcht Zuleima? fragte der Jüngling noch einmal, ohne auf den Zorn der Alten zu achten.

Laßt mich zu meinem Vater zurückbringen! — bat das Mädchen — Dorthin ruft mich die Pflicht!

Und hier? fragte Gregor, und ſah mit Innigkeit in ihr ſeelenvolles Auge.

Hier hielt mich wohl Dankbarkeit zurück! — ſagte ſie ſchnell, und Purpurröthe überflog ihre Wangen. — Ich werde Euch nie vergeſſen!

Auch ich vergeſſ' Euch nie! rief Gregor, ſchlang ſeinen Arm um ſie, und ſeine Lippen berührten raſch, aber ſanft die ihrigen. Ein lauter Schrei entfuhr der Jungfrau, der Schleier ſank, Fatime faßte nach dem Dolche.

Laßt ihn ruhen! — ſagte der Jüngling gelaſſen — Was in meinem Herzen glüht, iſt eine reine, heilige Flamme, ſie wird der Jungfrau Lippen nicht entheiligen. — Ziehet mit Gott zu Eurem Vater, ich ziehe zu der bedrängten Stadt. Sagt Reſchid Paſcha: der Schwur der Rache ſei noch nicht gelöſ't, nur durch Euch, holdes Weſen, vermöchte ich es nicht! ſagt ihm, mein Auge ſuche ihn, wie des Falken Auge das Huhn; ſagt — doch Ihr könnt kein Bote der Rache ſein, auf Euren Lippen würde ihr Gift Balſam. — Aber — fuhr er mit innerer Bewegung fort — wenn vielleicht dereinſt mein Haupt auf den Zinnen der Pforte zu Konſtantinopel zur Ehre Mahomeds prangt, wenn ſelbſt mir der Tod das Ruhebett in vaterländiſcher Erde geraubt, dann weiht der Erinnerung eine Thräne und gedenkt meiner freundlich!

Stephanos! — rief er, aus der Hütte tretend. — Du und vier Freiwillige geleiten die Frauen in das Lager des Paſcha; dem erſten türkiſchen Haufen übergebt ſie. — Ihr, Fatime, werdet für die Sicherheit der Unſrigen ſorgen!

Herr! — erwiderte Stephanos, ein alter Grieche, ſchon ſeit langen Jahren dem Hauſe Niketas gehorchend. — Herr, bedenkt! Freuten ſich auch alle die Euren, Euch ein ſo ſchönes Gut erhalten zu können, würden ſie doch zürnen, es wieder in den Händen Reſchids, dieſes furchtbaren Chriſtenfeindes zu wiſſen.

Geh'! befahl Gregor. — Der Grieche ging, die Gefährten um ſich zu ſammeln.

An der Thür der Hütte ſtand der Jüngling, er wollte Zuleima nicht

mehr ſehen, er wollte Muth ſuchen in dem Anblicke der Seinen, die, mit ihrem Raube beladen, ſich jetzt in Ordnung zu ſtellen begannen; jedoch lauſchte ſein Ohr auf jeden Athemzug in der Hütte, Schluchzen glaubte er zu vernehmen. — Sie weint! — ſagte er leiſe — ſie weint, da ſie mich verlaſſen muß! — Beruhigend waren ihm dieſe Thränen in dem Sturme, der ſein Inneres bewegte, wohlthuend und ſchmerzſtillend. Er hatte den ſchönſten Sieg über ſich erkämpft, er wollte die Jungfrau, die das Geſchick in ſeine Hände legte, freiwillig dem Feinde zurückgeben, er hatte die Sehnſucht in ihrem Keime zu erſticken geſucht, die ihn bei ihrem Anblicke ſo mächtig ergriffen hatte. In dieſen Gedanken ſtörte ihn das Nahen ſeines Haufens. Stephanos an der Spitze, ſchritten ſie ruhig und geordnet auf ihn zu. Niketas war allein zurückgeblieben und lehnte gedankenvoll an dem Stamme eines Olivenbaumes.

Herr! — begann der Alte, da ſie dicht vor ihrem Führer ſtanden, — ich habe unſere Geſährten mit Eurem Willen bekannt gemacht, aber keiner will freiwillig mir folgen, die Tochter des Paſcha in's Lager zu geleiten. Sie meinen, dies ſei gegen Vaterland, Pflicht und ihren Eid. Manchen edlen Gefangenen glauben ſie mit dieſem Unterpfande dereinſt zu befreien, manches Geſchütz von Miſſolunghi's Thürmen abzuwenden, weiß Reſchid ſeine Tochter in dieſer bedrängten Stadt. Sie bitten Euch daher durch mich, Euren treuen Diener, die Türkin als Unterpfand in Eurem Gewahrſam zu behalten. — Verzeiht, Kapitani, daß ich es ſagen muß, ſie ſind entſchloſſen, ſie nicht lebend in des Paſcha Lager ziehen zu laſſen!

Zuleima! — ſagte Gregor, in die Hütte tretend, — Du mußt mir folgen, die Meinen wollen mir nicht erlauben, Dich Deinem Vater zurückzuſchicken. Vertraue mir, ich will Dich beſchützen, als wärſt Du Athanaſia, meine Schweſter; gegen mich ſelbſt will ich Dich beſchützen!

Zuleima ſchwieg. — Herr! — rief Fatime mit ihrer gewohnten Heftigkeit — Herr, was beginnt Ihr?! Soll ich an Euch, dem einzigen Chriſten verzweifeln, deſſen Edelmuth ich vertraute, oder ſeid Ihr, der der Aga dieſer wilden Schaar, der Sklaven Sklave, daß Ihr gehorchen müßt, wenn jene befehlen?

Ich gehorche dem Vaterlande! — erwiderte Gregor gelaſſen — Willſt Du zurück, ſo ſei es Dir vergönnt; Du haſt für Miſſolunghi keinen Werth, geh' mit Gott!

Herr! — rief die Alte, und Thränen entſtürzten ihrem Auge, — Zuleima, meine Herrin, das Kind meiner Pflege, ſollte ich verlaſſen?! Nein, lieber in Euren unheiligen Händen bleiben, lieber von Miſſolunghi's Mauern bei Eurem Verderben jauchzen, bei dem Unglücke der Rechtgläubigen weinen, als ſie verlaſſen, die ich ſeit dem Tage ihrer Geburt noch keinen Augenblick verließ. Komm, Zuleima, Deinem dunkeln Schickſale entgegen; er ſei Dir Bruder, und wehe, würde er Dir mehr!

Als die Krieger verſammelt, alle Vorkehrungen, alle Sicherheitmaß-

regelr zum Marſche getroffen, und Niketas mit der Vorhut ſchon vorangegangen war, trat Gregor, von den beiden Frauen gefolgt, aus der Hütte. — Eurem Schutze vertraue ich ſie an! — ſagte er zu den Seinen — Unſer Marſch wird langſam gehen, erſt morgen werden wir den Hafen erreichen, denn die zarte Jungfrau iſt wohl nicht den beſchwerlichen Marſch der Krieger gewohnt; die Sclaven ſind todt, welche die Sänfte trugen.

Erlaubt, Hauptmann! — riefen Mehre — daß wir freie Hellenen die ſchöne Bürde tragen, Euch zu Liebe! — Sie holten die Sänfte herbei, Zuleima beſtieg ſie. Der Zug ſetzte ſich in Bewegung und hielt ſich längs dem Ufer; Stephanos mit den Schützen aus dem Thale des Oeta bildete die Nachhut.

Ohne ſich weit von den Ufern zu entfernen, zogen die Griechen dem Meere zu. Sie konnten es Abends nicht erreichen und mußten ſeitwärts in dem Gebirge lagern, denn auf den Höhen des jenſeitigen Ufers ſahen ſie ſchon die Zelte der Albaneſer, die in einiger Entfernung von Miſſolunghi dort ausgebreitet ſtanden. Auch fürchteten ſie, daß die wenigen Reiter, die über die Brücke Talarina entkommen waren, Reſchid von dem Gefecht am Aſpropotamos benachrichtigt hätten, und dieſer gewiß eine Abtheilung Reiterei zu ihrer Verfolgung abgeſchickt haben würde.

In einer Bergſchlucht übernachtend, ſchützte ſie kein Feuer vor dem Nordwinde, der über die Gebirge rauſchte. Zuleima verließ die Sänfte nicht; nur zuweilen nahte ſich Gregor und ſagte ihr einige tröſtende Worte. So verging die Nacht; noch ehe es dämmerte, brachen ſie auf. Nachdem ſie den Gipfel des Berges erſtiegen hatten, kamen ſie herunter nach dem verlaſſenen Catochi. Kein Zeichen des Lebens trat aus den öden Mauern der einſt blühenden Stadt ihnen entgegen, traurig wogten, von der Morgenluft geſchaukelt, die hohen Platanen vor den offen ſtehenden Thoren, und die Morgenſonne, die eben aus ihrem Wellenbette ſich erhob, weckte dort kein vom Schlaf geſchloſſenes Auge. Das ſilbrichte Meer begrüßte rauſchend den jugendlichen Tag, und in der Ferne ſtiegen aus dem Nebel die Curzolariſchen Inſeln und Ithako hervor. Aber da ſie das Auge mehr öſtlich wandten, ſahen ſie, wie dem Meere entſtiegen, die Thürme Miſſolunghi's mit ihren vergoldeten Kreuzen herrlich im Morgenlichte erglänzen, ſahen Anatolika mit ſeinem Hafen, und das felſige Baſſilikos, die unerſchütterliche Vormauer der bedrängten Stadt. Auf der Höhe bei den Salinen erblickten ſie die Zelte der Türken, die wie ein großes Leichentuch die Stadt umzogen. Da ſanken ſie gleich jenen Streitern des Kreuzes beim Anblicke der heiligen Stadt auf ihre Kniee, und zu dem Gott der Gnade wendeten ſie ihr ſtummes Morgengebet. Jetzt — ein dumpfer Knall erſchütterte die Luft — unterbrach Kanonendonner aus den feindlichen Batterieen bei dem zerſtörten Kloſter die feierliche Stille. Es war der Morgengruß des Todes, den Reſchid ihren Glaubensbrüdern ſandte. — Wild-

kommen, willkommen, du festes Bollwerk des Glaubens und der Freiheit! riefen die Griechen aufspringend; von Missolunghi's Anblick begeistert, setzten sie ihren Marsch an Catachi vorbei nach Trigardon fort, und zogen dort ein. Es ist ein trauriger, herzerschütternder Anblick, in eine Stadt einzutreten, die, von ihren Bewohnern verlassen, wüste, verödet wie ein Friedhof dasteht. Alles mahnet an das Leben, und nirgend ist es zu finden; still, öde, wie die Behausung des Todes, liegt die freundliche Hütte, die uns einzuladen scheint, und treten wir hinein, so hallen nur die eigenen Tritte wieder. Es kommt kein freundlicher Hausherr, uns zu begrüßen, keine geschäftige Hausfrau, den Fremdling in ihre Wohnung zu laden; dann erfaßt uns ein Schauer, denn noch grausiger ist das erstorbene Leben im Sonnenlichte, als in den Schatten der Grabesnacht.

Die Begeisterung, mit welcher sie hier eingezogen waren, schwand bei dem Anblicke der verlassenen Häuser; noch mehr, da sie fühlten, daß sie hier ihr Schicksal mit Fassung erwarten müßten, denn nachdem das schnelle, unverhoffte Vorrücken Reschids sie von der Landseite von Missolunghi abgeschnitten, war ihnen kein anderer Weg übrig geblieben, dorthin zu gelangen, als das Meer. Wenn daher nicht bald ein hülfreiches Schiff sie nach Missolunghi zu führen sich näherte, blieb ihnen nichts übrig, als hier ihr Leben theuer zu verkaufen, oder, über den Aspropotamos zwölf, durch das Lager des Pascha sich einen Weg zu ihren Glaubensbrüdern zu bahnen. Noch auf zwei Tage hatten sie Lebensmittel bei sich; einige Ziegen, die an dem Ufer weideten, gaben ihnen zwar die Hoffnung, noch auf längere Zeit hier vor Hunger geschützt zu sein, aber wie unsicher war dies! Sie trafen daher alle Anstalten, die auch auf den traurigsten Fall berechnet waren, und übergaben sich dem Schutze des Höchsten.

Gregor, ob ihn gleich sein Herz nach Zuleima zog, ordnete, nachdem er die Frauen in ein Haus hatte bringen lassen, Alles mit emsiger Thätigkeit an. Die Wachen wurden rings umher aufgestellt, auf den erhabensten Punkten der Gegend Feuer angezündet, der Flinte das Signal der Noth zu geben. Ein Theil seiner Gefährten ging auf den Fang der wild gewordenen Ziegen; einige waren befehligt, die Brücken abzuwerfen, die über die Kanäle und Gräben zu dem einzigen Thore Trigardons führten; die übrigen verschanzten das große steinerne Gebäude, welches dicht am Hafen lag und früher zur Aufbewahrung von Waaren gedient hatte. Hier wurden die wenigen Lebensmittel niedergelegt, und Alles auch im Innern so eingerichtet, daß es als der letzte Zufluchtort dienen konnte. Die Mauern, bald mit Schießscharten versehen, die Oeffnungen des Gebäudes geschlossen, Holz und Steine herbeigeschafft, die Thür des Hauses zu verrammeln, Wasser in Gefäßen aufgestellt, kurz, nichts versäumt, das zur Vertheidigung dienen, und so viel als möglich den Aufenthalt bequem und sicher machen konnte. Im Kellergeschoß wurde für Zuleima und ihre Begleiterin, so gut es sich thun ließ, eine Wohnung eingerichtet.

Als Gregor dieſes beendet, und auf dem ſteinernen Hauſe die Fahne des Kreuzes hatte aufſtecken laſſen, ging er zu Zuleima. Sie empfing ihn freundlich, jedoch verſchleiert. Den Kuß fühlte ſie noch, und ſtatt des Lebewohl rief dieſer ihr jetzt zu lebhaft: willkommen! zu, als daß ſie es gewagt hätte, noch einmal ihre Roſenlippen dem Frevel, wie es Fatime nannte, Preis zu geben.

Aber was half ihr der Schleier! verſtummte auch durch ihn die Seelenſprache des Auges, mußte dennoch der Ton ihrer Stimme, die Wärme ihrer Rede in dem Herzen des jungen Griechen die Hoffnung zu wecken. Sie ſah in ihm ihren Retter, ſie fühlte die Zartheit ſeines Benehmens, und von einer griechiſchen Mutter geboren, war ihr dieſe Nation weniger gehäſſig und verabſcheuenswerth, als den übrigen Anhängern Mahomeds, beſonders in dieſen Zeiten. Seine männliche Schönheit, der Ernſt, der auf ſeinem Geſichte ſich ſo zart mit Sanftmuth einte, wohl auch das Neue ihrer Lage, da ſie noch nie, außer den häßlichen Wächtern des Harems, eine männliche Geſtalt anders, als durch dreifache Schleier, und auch nur ſelten erblickt hatte, alles das mußte in dem Herzen des türkiſchen Mädchens Empfindungen erwecken, die ihr bisher unbekannt geblieben waren. Und war es ein Wunder, daß die himmliſche Schönheit Zuleima's das unbewachte Herz des Griechen, ſelbſt bei dem Mahnen des Vaterlandes, feſſeln konnte?

Jedes Wort ihrer Unterhaltung drückte den Pfeil tiefer in das Herz, jede auch nur leiſe Berührung blies die Funken zur Flamme. Fatime's Eifer, ihre Warnung halfen nur wenig; ſie hielten den Ausbruch ihrer Gluth zurück, doch ſie zu dämpfen, hatten ſie keine Macht.

So verging der Tag; erſt am Abend trennten ſie ſich. Wache Träume raubten Zuleima den Schlummer. Gregor durchwandelte, von Sorge und Liebe getrieben, die mondhelle Nacht; Niketas war an den Brücken zurückgeblieben, und ſchien den Anblick des Freundes zu vermeiden.

Während der Nacht war alles ruhig, und als der Morgen erſchien, richtete jeder den Blick nach dem Meere. Hoch ſtieg die Rauchwolke von der Höhe empor, aber kein Schiff erſchien; nur dumpf begann von Miſſolunghi her auch heute der Donner des Geſchützes den jungen Tag zu begrüßen, und von dem Kap Papas her dröhnte er noch immer fürchterlich. Gregor vermuthete, daß die Flotte der Ihrigen die Türken angegriffen habe.

So froh, ſo zutrauenvoll unter andern Verhältniſſen das Herz der Griechen bei dieſem Donner geklopft haben würde, ſo ängſtlich ſchlug es heute, denn es benahm ihnen die Hoffnung, daß ein Schiff, ſie aus ihrer gefahrvollen Lage zu reißen, erſcheinen werde. Die Mittagſonne brannte ſchon heiß, noch zeigte ſich nicht der kleinſte Punkt am fernen Horizonte, auch war ein heftiger Nordoſtwind ihnen nicht günſtig. Ernſt und düſter ſaß Gregor auf dem Schaft einer umgeſtürzten Säule, und blickte hinüber

nach den brausenden Wogen, als ein Grieche eiligst zu ihm trat und ihm einen Zettel brachte, auf welchen Niketas die wenigen Worte geschrieben hatte: Bring' die Frauen in Sicherheit, sammle die Unsrigen, der Feind naht.

Gregor ließ das Horn der Freiheit ertönen. Mit ihrer Beute beladen, kehrten die zur Jagd der Ziegen Ausgeschickten heim; Alles verließ die Arbeit und ergriff die Waffen. Aus dem Walde von Manina sah man eine dunkle Staubwolke sich wälzen; es war der Vortrupp der Türken, die Reschid Pascha den Räubern seiner Tochter nachgeschickt hatte. Sie jagten mit schneller Eile den Berg hinunter, wohl an 300 Reiter; es folgte ihnen kein Fußvolk.

Unweit der großen Brücke, die Niketas hatte abbrennen lassen, lag dieser mit der Hälfte der Schaar da, wo es das flache Ufer der Reiterei vielleicht erlaubt hätte, durchzusetzen. Alle andern Brücken hinter ihm waren zerstört, und nur einzelne Balken lagen noch, ihnen den Rückzug möglich zu machen. Gregor stand in einem Myrtenwäldchen, unfern des Thores von Trigardon, und nur Wenige waren zur Bedeckung des steinernen Gebäudes, wohin man die Frauen gebracht, zurückgeblieben.

Nur für einen Augenblick war Gregor dahin geeilt; nur noch einmal Zuleima Lebewohl zu sagen, hatte er seine Krieger verlassen. Schweigend reichte ihm das Mädchen die Hand, drückte die seine leise an ihr Herz, und so schieden sie.

Die Reiter hatten sich indessen dem Graben genähert; leicht wies Niketas ihren Versuch überzusetzen zurück. Sie zogen sich gegen den Wald, und schienen dort Verstärkung abwarten zu wollen; bald entzog sie die Nacht dem Auge der Griechen.

Diese waren auf ihrer Hut, kein Schlaf erquickte die ermatteten Glieder; Gregor hatte mit Niketas den Posten gewechselt. Es ward beschlossen, den Uebergang über den Graben so lange als möglich zu vertheidigen, und sich nur im äußersten Falle nach Trigardon zurückzuziehen. Der Obhut des Freundes empfahl Gregor die Frauen.

Als der Morgen graute, sah man einen Haufen meist albanesischen Fußvolks den Berg herabziehen; deutlich konnte Gregor bemerken, daß sie zwei Geschütze mit sich führten und wohl an tausend Mann stark seien. Er ermuthigte die Seinen, er zeigte ihnen das Vortheilhafte, Unangreifbare ihrer Stellung; die Griechen schwuren, bis auf den letzten Mann sich zu vertheidigen, und schlichen sich, die langen Feuerröhre wohl in Stand setzend, dem Ufer näher.

So erwarteten sie den Feind, der jedoch ruhig auf der Höhe blieb. Nur ein Reiter sprengte herab, schwang zum Zeichen seiner friedlichen Gesinnung ein weißes Tuch über seinem Turban, und nahte dem Orte, wo die Brücke gestanden hatte. Die Griechen ließen ihn ungehindert heran; Gregor trat hervor und fragte nach seinem Begehr.

Ungläubige! — rief der Türke — groß ist die Gnade meines Herrn Reschid Ibrahim Pascha. Er schenkt Euch Leben und Freiheit, will Euch hingeleiten lassen, wohin Ihr es bestimmt, und bietet Euch noch obendrein dreißigtausend Piaster Lösegeld, wenn Ihr ihm Zuleima, seine Tochter, und die übrigen Gefangenen, die Eure Mordlust verschont hat, ausliefert. Geißeln will er stellen, und ich, einer seiner Aga's, auf den Koran schwören, daß Euch Wort gehalten werden soll. Bedenkt Eure Lage, nehmt das Geld, besteigt ein Schiff, das für Euch am Meere bereit liegt, und zieht nach Missolunghi; hört Ihr aber meine Warnung nicht, verschmäht Ihr die Gnade des mächtigen Pascha, so hört, was Euch erwartet! —

Türke! — unterbrach ihn Gregor mit Stolz — Du darfst uns nicht die Qualen vorzählen, die den Griechen erwarten, der in Eure Hände fällt; wir kennen sie und spotten ihrer. Sage Deinem Herrn, Du Sklave des Reschid Ibrahim Pascha, daß ich kein anderes Lösegeld für Zuleima kenne, als Athanasia, meine Schwester, die er am Fuße des Oeta geraubt. Ich bin Gregor Sarantos. Meine Weinberge sind zerstört, meine Olivenwälder umgehauen, die Heerde mir fortgetrieben, das Vaterhaus liegt in Trümmern, unter ihm die Gebeine der Mutter begraben, die Schwester ward entführt. Mir blieb nichts als mein Glaube, und Gott, der mich rächen wird! Daher spare Deine Drohungen, komm mit Deinen Tausenden, laß Geschütze gegen uns auffahren, aber wisse, in unserer Mitte ist Zuleima, Deines Gebieters Tochter!

So möge Allah Dich verdammen, griechischer Hund! rief der Türke, wandte sein Pferd und jagte zurück. Da traf ein Schuß aus dem Gebüsche des Lästerers Roß, der Araber stürzte nieder. — Das für den griechischen Hund! — rief der Schütze — mach', daß Du fortkommst, ehe mein Gewehr geladen; die zweite Kugel ist für Dich! — Der Türke entfloh.

Bald kehrte er an der Spitze der Seinen zurück. Ein Damm, vielleicht schon zu den Zeiten der Römer in den Sümpfen aufgeworfen, war der einzige Weg, auf welchem man sich Trigardon nähern konnte. Ihm gegenüber lagen die dreißig Griechen unter Gregor im dichsten Ginster- und Rosengebüsch versteckt. Vergebens suchten die Türken nur bis an den Rand des Grabens zu dringen; kein Schuß der Griechen fehlte in den dichtgedrängten Reihen der Stürmenden seinen Mann. Die Albaneser sahen keinen Feind, sie empfanden nur dessen tödtende Nähe; fluchend zogen sie sich zurück, nahmen ihre Todten und Verwundeten mit, und begannen mit ihren zwei Geschützen die Griechen aus einer Entfernung zu beschießen, wohin ihre Gewehre nicht reichen konnten. Doch da diese auf der Erde gelagert waren, flogen die türkischen Kugeln unschädlich über sie weg; die Griechen spotteten ihrer.

Schon war es Mittag, und noch standen die Türken hinter ihrem Geschütz. Alle ihre ausgeschickten Späher, einen Punkt zum Uebergange

aufzufinden, waren, so wie es schien, ohne Erfolg zurückgekehrt, oft auch blutig zurückgewiesen worden, und sie zogen wieder nach dem Walde, ohne heute nur den mindesten Versuch zu wiederholen. Am Abend löſ'te Niketas Gregor ab.

Mit bangem, traurigem Ahnen kehrte dieser nach Trigardon zurück. Hoffte er auch mit den Seinen dem Schwerte der Türken durch muthige Gegenwehr zu entgehen, so mußte er doch einen noch mächtigeren Feind, den Hunger, fürchten, denn nur bis zu dem morgenden Tage waren noch sparsam Lebensmittel vorhanden. Vom Meere her nahte die Erlösung nicht, der Kanonendonner hatte dort geschwiegen; keine Flotte, kein Schiff war erschienen, und jede Stunde war kostbar. Auf den Flügeln der Sekunden entfloh die Hoffnung, und nur ein Tag, eine Nacht noch lag zwischen ihr und der Verzweiflung; der Glaube ließ das Gebet aufsteigen zu Gott, das Vertrauen senkte sich in die geängstete Brust.

Mit diesen beruhigten Gefühlen ging er zu Zuleima. Herzlich hieß sie ihn willkommen, selbst Fatime schien sich zu freuen, ihn noch lebend wieder zu sehen. Aber den Jüngling ergriff ein sonderbares, schauriges Gefühl, als er des Mädchens Hand erfaßte. Es war ihm, als ob der Todesengel an ihm vorüberrausche, ihm ein Grab öffne, und er Zuleima mit sich hinein ziehe.

Laß mich heute nur Dein Antlitz sehen, Mädchen! — bat er — vergönne mir noch einmal diese Wonne, Zuleima! — fuhr er fort, da das Mädchen schwieg und seine Bitte zu erfüllen zögerte. — Mein Wunsch entspringt nicht dem Irdischen, eine heilige Sehnsucht, Hoffnung und Stärkung aus Deinem Blicke zu saugen, erpreßt mir diese Bitte. Oeffne mir die Pforten Deines Himmels, laß mir in meiner sternlosen Nacht Deine Himmelsterne leuchten, verschließ' mir nicht meines Lebens Paradies!

Langsam hoben sich die Arme der Jungfrau, zitternd warf sie den dichten Schleier zurück, und erröthend, die Augen sanft freundlich auf den Jüngling gerichtet, stand sie verklärten Blicks vor ihm. Fatime schwieg.

Ja, — sprach er, nachdem er sie lange und innig angesehen, — das ist der Strahl des Heiligen, dies das heitere, duldende Lächeln der Märtyrin, und dieser Blick, der mich jetzt trifft, Zuleima, sagt mir, Du bist mein! vereint gehen wir durch's Leben zum Tode, vereint treten wir eines Glaubens vor den Thron Gottes. Und deshalb, da ich dies fühle, da dieser Augenblick diesen Glauben in mir befestigt, und der Geist der Ahnung mich noch nie betrog, sage ich Dir frei und offen: ich liebe Dich! Selbst mein Glaube, mein Vaterland, haben sie auch höhere Ansprüche an mich, stehen doch nicht höher in meinem Herzen, als Du, Geliebte!

Schweigend barg Zuleima bei diesen Worten ihr erröthendes Antlitz an seiner Brust.

Sprich, Zuleima! enthülle mir Dein Herz, wie Du mir Dein Augenlicht enthülltest!

Sie erhob ihr gebeugtes Haupt, legte die Hand auf das klopfende Herz, und sah bittend an ihm auf.

Willst Du Dein Schicksal an das meine knüpfen? fragte er jetzt.

Das Mädchen schwieg und zitterte heftig.

Willst Du es, Zuleima? fragte der Jüngling noch einmal.

Allah, vergieb! rief die Jungfrau, und ihr thränenschweres Auge sah auf zum Himmel.

Zuleima! — rief Fatime hervortretend — Dein Jammer hat bis jetzt meinen Mund geschlossen, aber ich muß reden, muß Dich warnen. Nicht Deinem Herzen gilt es allein, das möchte der Christ wohl verdienen, Deinem Glauben gilt es und dem heiligen Worte des Propheten. Mit Deinem Herzen, Zuleima, giebst Du Deine Seele dahin!

Willst Du Dein Schicksal an das meine ketten? fragte der Grieche mit Beben.

Ich will! lispelte das Mädchen.

So möge Dich Allah — beschützen! rief Fatime, die schnell den Fluch unterdrückte, den sie auszustoßen im Begriff war, während Gregor die halb Besinnungslose an sein Herz drückte.

Nun gehe es wie Gott will! — rief er entzückt — Nehm' ich doch die Gewißheit mit hinüber, dort finden wir uns!

Dort und hier! sagte Zuleima leise, und sah vertrauensvoll an dem Jüngling auf.

So scheid' ich beruhigt von Dir; leb wohl, Geliebte! — rief er, ihr die Hand reichend, — meine Gefährten erwarten mich! Nimm diesen Handschlag als Schwur der Treue. Es bedarf nicht eines Kusses, nicht eines Zauberkusses von Deinen Lippen, um den Bund für die Ewigkeit zu schließen, denn heilig ist die Flamme meines Herzens. Bis der Priester uns eint, sei mir Schwester, und nun leb' wohl!

Lebe wohl! — lispelte Zuleima, küßte seine Hand, und drückte sie an ihr klopfendes Herz. — Lebe wohl, Gregor!

Bis der Priester uns eint, sei mir Schwester! — sagte Fatime düster vor sich hinstarrend — Waren dies nicht seine letzten Worte, Zuleima? Und fühlst Du wohl, Unglückliche, was Du in diesem trüben Augenblicke geopfert hast? Erwache aus Deinem Traume, bedenk', es ist ein Ungläubiger, der Dich mit seinen Zauberbanden umstrickt; bedenke, Dir folgt der Zorn Mahomeds, der Fluch Deines Vaters folgt Dir!

Gott wird mich schützen, Fatime!

Wohl weiß ich, — sagte diese traurig — daß die Milch des Glaubens, die Du aus meiner Brust gesogen, nicht die Flamme des Irrglaubens löschen konnte, welche Du von Deiner christlichen Mutter erbtest. Sie impfte Lehren in Dein Herz, die Wurzel schlugen und jetzt giftige Früchte tragen, darum hat auch Allah sie gestraft!

Fatime! — rief Zuleima, würdevoll vor sie tretend, — wecke nicht

die Erinnerung, sie reißt mich von meinem Vater, sie geleitet mich zu der geopferten Mutter, und diese wandelt im Paradiese der Christen! Eifersucht mordete die Unschuldige, sie verzieh ihrem Gatten, starb in meinen Armen, und mahnte mich im Sterben, der Lehre mich zu weihen, die Vergebung predige den Feinden. Was half es dem Vater, alle seine Liebe an mich, sein einziges Kind, zu verschwenden? Immer trat bei seinen Liebkosungen der Mutter Todtenbild vor mich; streichelte seine Hand meine schwarzen Locken, sah ich den Dolch in ihr, der meine Mutter durchbohrte; sprach sein Mund die Worte der Vaterliebe, hörte ich nur die Worte des Fluches, den er gegen sie ausgestoßen. O! seit ihrem Tode hatte ich kein Herz mehr, an dem ich hangen, nichts, was mich fesseln konnte; selbst der Glaube ließ mich in Zweifel, denn die Lehren des Koran waren nicht so sanft und menschlich, wie die jenes heiligen Buches, wovon meine Mutter so oft mit mir sprach. Darum laß sein Herz mir angehören, damit ich doch etwas habe, das ich mein nennen, an das ich mich schmiegen kann, das mich innig, mich menschlich liebt!

Und war Dir Fatime nichts? unterbrach sie diese schluchzend.

Du warst mir viel, warst mir alles, da ich in den Gemächern des Harems, von Gold und Seide umstrahlt, eine Bettlerin wandelte, und meine Sehnsucht die Hand ausstreckte, um für das arme Herz vergebens eine Gabe zu flehen; aber der Mutter Stelle konntest Du nicht füllen, was er mir ist, ersetzt mir nichts!

Und willst Du den Gott Mahomeds verleugnen, und mit dem Jüngling an den Altar des Kreuzes treten?

Gott möge meine Schritte leiten!

Oder willst Du Dich, Tochter Reschid Pascha's, in die Arme eines Unglücklichen werfen, wie die Sclavin in die Arme ihres Gebieters?

Fatime! rief die Jungfrau zornig.

Du kennst die Macht der Liebe nicht, Unglückliche! — sagte die Amme tief bewegt — Du stehst am Abgrunde!

Mit ihm stürz' ich mich hinein! — rief Zuleima entglüht — Ist es ein Abgrund, Fatime, der sich mir plötzlich geöffnet hat, o, so ist er mit Blumen und Blüthen geschmückt! und winkte mir auch der Tod aus seiner Tiefe, so erscheint er mir freundlich und herrlich mit Myrten geschmückt. — Alle Blumen seh' ich da unten, die mit ihrer freundlichen Deutung so oft die stillen Seufzer aus meiner Brust lockten, alle finde ich dort wieder, die meine Sehnsucht einst zu einem sinnigen Strauße sich wand, und ist auch die Blume des Todes unter ihnen, mich schaudert nicht, ich pflücke sie und drücke sie an mein Herz!

Hat Dich der Zauber schon so allmächtig gefaßt, Zuleima! — sagte trauernd die Amme — daß alle Deine Sinne gebunden sind, daß das trügerische Traumbild allein nur noch vor Deinen Augen aufgerollt, und Alles, was Dir die Hoffnung einst versprach, so schnell verschwunden ist?

Ich hoffte nichts, Fatime! Ich ahnete nur und träumte, und mein Traum iſt erfüllt. Aber beruhige Dich, wir ſtehen in Gottes Hand, in der Hand deſſen, zu dem Mahomed ſein Gebet nach Mekka richtete, den die Chriſten zu Jeruſalem anbeten. Wie er beſchloſſen, geſchehe! Laß Deine Thränen, ſie thun mir weh, ohne zu heilen, ſie ſind Tropfen heißen Oeles, die mir Schmerzen erregen, doch die Schmerzen nicht lindern. Leg' Dich zur Ruhe, bete zu dem Propheten, ich will zu Gott beten! — Sie drückte die Weinende mit kindlichem Gefühl an die Bruſt. — Verlaß mich nicht, Fatime! — rief ſie plötzlich — verlaß mich nie, meine gute Amme!

Nie, nie! — rief dieſe — Selbſt in den Tod, ſelbſt zu dem Tempel der Chriſten begleite ich Dich!

Im Lager der Türken am Rande des Waldes von Manina war Alles in Bewegung. Reſchid Paſcha, der in Perſon zur Befreiung ſeiner Tochter aufbrechen wollte, war nur auf das feierliche Verſprechen des Aga, Zuleima zurückzuführen, vor Miſſolunghi geblieben. Deshalb betrieb dieſer auch mit der größten Thätigkeit die nöthigen Anſtalten zum Angriffe. Bäume wurden gefällt und in der Stille am Fuße des Berges nach einer Stelle gebracht, wo einer der geſtern auf Spähung ausgeſandten Albaneſer den Sumpf ſo trocken gefunden hatte, daß man mit Fußvolk ſich dem Graben nahen konnte. Ein Erlenbuſch verdeckte den Griechen dieſe Bewegung; Alles gelang nach Wunſch, die dunkle Nacht hatte das Unternehmen begünſtigt. Ohne daß Niketas und ſeine Gefährten es bemerkt, waren die nöthigen Balken hingeſchafft, und mit dem Grauen des Morgens begannen die Türken ſeitwärts der griechiſchen Stellung eine Brücke zu ſchlagen.

Der Tag zeigte Niketas die Gefahr, in welcher er und die Seinen ſchwebten. Er wollte hineilen, aber das Feuer der Feinde beſtrich die Ebene, die er durchziehen mußte; es blieb ihm nichts übrig, als den einzigen Pfad, der zu dem Hauptdamme führte, zu zerſtören, um dadurch den Feind, wenn er auch über den erſten Graben geſetzt war, aufzuhalten. Schnell zog er ſich jetzt über den zweiten zurück; die Laufbrücken wurden hinter ihm abgeworfen.

Hier aber war ihm das Ufer nicht günſtig. Nur einzelne mit Reben umrankte Ulmbäume ſtanden dort, und ſchon am Mittag ſah er ſich von dem feindlichen Feuer verdrängt, und genöthigt, über den dritten Graben zu gehen. — Am Abend erſt zog ſich Niketas nach Trigardon auf Gregor zurück. Zu ſchwach, dieſe Stadt zu vertheidigen, rückten ſie, ehe der Feind die Brücke über den letzten Graben geworfen, nach dem ſteinernen Gebäude auf der Felsklippe am Meere. Als ſie auf dem Platze vor dem Gebäude angekommen waren, vertheilte Gregor die letzten Lebensmittel und die Munition, die ſie in Ueberfluß von den Türken erbeutet hatten. Für den

Abend war der Proviant noch hinreichend, das Waſſer auf mehre Tage vorhanden. Der Mannſchaft wurden ihre Poſten angewieſen, noch waren es vierundfunfzig Streiter, dann knieten ſie auf dem offenen Platze nieder, beteten, ihre Seelen Gott empfehlend, und als ſei heute das Feſt der Auferſtehung, ſo brüderlich umarmten ſie ſich, und ſchwuren, im Leben wie im Tode ſich nicht zu verlaſſen.

Die Türken zogen indeß in das verlaſſene Trigardon ein, richteten das Geſchütz nach dem Hauſe, und umringten es außer Schußweite von allen Seiten. Hoch wehte, vom Mondlicht erhellt, die Fahne des Kreuzes von dem Gebäude, deſſen Dach zum Theil abgetragen war; hoch ſchlug das Herz der Griechen von Muth, da gab das Geſchütz aus der Ferne das Zeichen, und mit dieſem Donner ſtürmten von allen Seiten die Türken unter fürchterlichem Krieggeſchrei heran. Ruhig empfingen ſie die Griechen, aus allen Schießſcharten blitzte dem Feinde der Tod entgegen; nirgend fand dieſer ein Oeffnung, durch die er eindringen konnte, und bis zum hohen Giebele des Gebäudes reichten die Sturmleitern nicht. Der Verſuch, die wohlverwahrte Thür zu ſprengen, koſtete Vielen das Leben. Faſt hundert ſanken hier; die Türken mußten vom Sturme ablaſſen und ſich zurückziehen.

Noch hatte das Geſchütz das Bollwerk der Freiheit nicht beſchoſſen. Die Tochter des Paſcha deckten ja dieſe Mauern, und der Aga hoffte ſie mit der blanken Waffe am kommenden Morgen zu erobern. Wuthentbrannt kehrte er mit den Seinigen nach Trigardon zurück, nur einige Poſten am Meerufer zurücklaſſend.

Auf der Zinne des Gebäudes ſtand Gregor, neben ihm Niketas; beide ſahen ſchweigend in die dunkle Nacht hinein, die jetzt ihre ſchwarzen Wolkenflügel vor die Mondſcheibe gebreitet hatte.

Nichts, — ſagte Gregor, und ſeine Hand drückte die Hand des Freundes, — nichts fürchterlicheres kann dem Manne begegnen, als mit den Waffen in der Hand unbeſiegt dem Hunger zu unterliegen. Ihrem Geſchütze widerſtehen dieſe Mauern, ihren Stürmen unſer Muth; oder wenn die Kräfte vergehen, wenn die lechzende Zunge dürſtet, wenn vor Mattigkeit der Arm ſinkt und die Lebensgeiſter ſchwinden — o, Niketas, mein Bruder! dann naht der Tod furchtbar und grauſig!

Der Tod iſt ſich gleich, in welcher Geſtalt er uns auch naht, — erwiderte Niketas. — Sollen wir ſeine Beute ſein, können wir ihm nicht entgehen, ſo liegt es ja in unſerer Macht, die Qualen zu kürzen. Sorge nicht, Gregor! der Hunger, dieſer langſame Vampyr, ſoll unſer Blut nicht tropfenweiſe ausſaugen, ſchnell wie des Himmels Blitz erſcheine der Tod, wenn ich ihn rufe; aber nur dann erſt ertöne der Ruf, wenn jede, auch die letzte Hoffnung verſchwunden iſt! Jetzt zur Arbeit, dem Schickſal jede Kraft muthig entgegengeſetzt; kämpfen wollen wir noch um die Spanne angſtvollen Lebens, als läg' es wie ein bunter Blumenteppich lächelnd vor

uns ausgebreitet; kämpfen wollen wir, als wären seine kurzen Minuten Jahrzehnte!

Er ging hinab. Noch einmal sah Gregor hinüber nach dem brausenden Meere, von wo allein ihnen Rettung kommen konnte. — Es sei! — rief er — kurz war der Traum, aber lieblich, kurz für diese Welt, für das Jenseit ewig! — Das Nöthige zu ordnen, folgte er Niketas

Er fand Alles fertig; kein Schlaf erquickte die ermüdeten Streiter, jeder hatte seine Beschäftigung. Hier ordnete einer sein erbeutetes Damaszener Feuerrohr, dort schliff der andere den Dolch auf der Marmorstufe. Im Hofe stand eine Schaar, jedem Ueberfall zu wehren, während eine andere vor der Thür des Hauses mit Hacke und Schaufel eine starke Brustwehr aufwarf, damit das Geschütz sie am kommenden Morgen nicht zerschmettern könne. Am thätigsten aber war der alte Stephanos mit einigen Andern, und während mehre unter ihnen die erbeuteten Patronen der Türken umfüllten, saß er am Kohlenfeuer und goß Kugeln.

Es wird morgen ein heißer Tag werden! — sagte er, das siedende Blei in die Form gießend. — Wollte wohl, die Kugel, die jetzt so friedlich hin zu den andern rollt, träfe den Pascha. Nun, wie Gott und der heilige Nikola will! Mancher Türke soll in's Gras beißen, ehe ein Muselmann die heilige Fahne da oben vom Dache reißt!

Was hilft all' unser Muth, was helfen Deine Kugeln, Stephanos! — unterbrach ihn Photo — der Hunger ist unser Feind; wenn jene dort auch wie die Weiber ruhig in Trigardon sitzen, führt uns dieser doch unter ihren Dolch; die Fahne des Kreuzes muß herab, die weiße Fahne wird aufgesteckt werden!

Das wolle Gott nicht! — rief der Alte — Dann lieber freiwillig ehrenvollen Tod!

Warum? — sagte Boris von Euboria — Warum den Tod suchen, wenn wir ihn vermeiden können; haben wir nicht ein Unterpfand in Händen, das uns jeden Augenblick retten kann? Hat nicht der Aga, ich habe es selbst gehört, unserm Kapitani freien Abzug und ein bedeutendes Lösegeld geboten, wenn er die Weiber ausliefert? Wer hindert uns, das jetzt noch zu thun?

Glaubst Du denn, daß die Ungläubigen Wort halten werden? unterbrach ihn Photo

Die Vorsicht muß uns leiten! erwiderte Boris.

Hört, Freunde! — unterbrach Stephanos das Gespräch — Gießt Kugeln, und überlaßt die Anordnung unserm Kapitani, dem wir Gehorsam geschworen. Doch seht, scheint da nicht eine helle Flamme? — Er sprang auf und sah durch eine Lücke. — Trigardon brennt! Bei Gott und dem heiligen Nikola, sie haben sich ein Freudenfeuer angezündet, die Mordbrenner! Nun wohl! mag es leuchten und brennen, ihnen zum Verderben!

Ihnen zum Verderben! wiederholten die Andern, und als ob nur ein Bündel Reisig in Brand gerathen sei, so ruhig gingen sie wieder an ihre Arbeit, und kümmerten sich nicht weiter um das brennende Trigardon.

Mit dem ersten Strahle der Morgensonne trat jeder wieder auf den ihm angewiesenen Posten. Ernst thronte auf jedem Antlitz, denn nur, wer sich von dem gestern kärglich ausgetheilten Proviant ein Weniges aufgespart hatte, konnte heute nach dem Gebete seinen Hunger stillen. Nach dem Meere waren alle Blicke gerichtet, kein Schiff nahte.

Auch die Türken bereiteten sich nun zum Angriffe. Tausend Piaster versprach der Aga dem, der zuerst in das Haus bringen würde, und unter dem Geschrei: Allah! Allah! rückten sie von neuem an; selbst die Albaneser Reiter hatten ihre Pferde zurückgelassen, um den Angriff des Fußvolkes zu unterstützen.

Mit dem Muthe der Verzweiflung empfingen die Griechen die Stürmenden, die, zum Theil mit Aexten und Stangen bewaffnet, die Leitern ansetzten und die vermauerten Oeffnungen zu durchbrechen suchten. Hier und da gelang es ihnen, doch fanden sie die Griechen bereit, sie hier Mann gegen Mann zu empfangen. Sie stürzten die Angreifenden von den Leitern herab, und trotz dem Feuer der Albaneser, die alle nach diesen Oeffnungen ihre Gewehre richteten, war es noch keinem Türken gelungen, sich in die offenen Lücken hinein zu schwingen. Doch immer heftiger wurde auf diesen Punkten der Angriff, Leiter auf Leiter wurde angelegt, dem Feuer der Belagerten getrotzt, schon ertönte der Siegruf, schon kämpfte man mit dem Säbel, da rollten von dem Giebel des Hauses Balken herab, zerschmetterten die Angreifenden, zerbrachen die Leitern, und entmuthigt zogen sich die Türken zurück; der Kampf war noch einmal für die Griechen siegreich beendet. Niketas, die Gefahr voraussehend, war mit einiger Mannschaft auf den Boden geeilt, hatte die Balken gelöst und sie hinunter gerollt.

Und wie er nun, Gott dankend, zu den Seinen hinabsteigen wollte, blickte er noch einmal nach dem Meere, und siehe, als nahe ein schützender Engel, die weißen Flügel ausbreitend, schwebte von Missolunghi her um das Vorgebirge ein Schiff; mit vollen Segeln schien es nach Trigardon zu eilen. — Muth, Muth! — rief Niketas, und achtete die Kugeln der Albaneser nicht, die um ihn sausten. — Muth! der Retter naht! — Er eilte hinab; das Sieggeschrei der Griechen ertönte durch das Gebäude. Die Türken zogen sich außer der Schußweite zurück.

Mit emsiger Thätigkeit, ohne sich von der nahenden Rettung aufhalten zu lassen, begannen die Griechen das Zerstörte wieder in Stand zu setzen. Die Oeffnungen wurden auf's neue vermauert, und die Feuer-

röhre ſorgſam nachgeſehen. Die Türken hingegen blickten nach dem Meere, ſtanden unthätig auf den rauchenden Trümmern Trigardons, und ſchienen die Ankunft des Schiffes abwarten zu wollen, bevor ſie einen neuen Sturm wagten. Auch die Griechen ſchauten ſehnſuchtvoll über die Fluth, und ſegneten den Oſtwind, der auf ſeinen Schwingen das ſchaukelnde Schiff leicht über die brauſenden Wellen trug.

Wie ſich nun Alle um ihren Führer, ſeine Befehle zu vernehmen, geſammelt hatten, trat Gregor in die Mitte der Seinen, — Knieet nieder, — ſagte er feierlich — danket Gott, und betet für die Seelen der Vorangegangenen! — Bei dieſen Worten bildeten ſie einen Kreis um ihre getödteten Gefährten, ſanken auf die Kniee, und nur das Geächz der Verwundeten, die letzten Seufzer der Sterbenden unterbrachen die heilige Stille.

Vater im Himmel! — begann Gregor mit bewegter Stimme — Gott des Erbarmens und der Milde, der Du uns Sieg verliehen in dieſer Stunde des Kampfes, der Du Rettung ſendeſt in der Stunde der Noth, nimm die Daheimgegangenen gnädig auf in Deinen Schooß, und wenn es Deiner Weisheit gefällt, auch uns vom Leben abzurufen, ſo möge unſer Tod gleich ſein dem Tode dieſer zu Deiner Glorie Gefallenen! — Die Streiter des Kreuzes beugten ihr Haupt, in ſtiller Demuth ſtieg ihr Gebet auf zu Gott.

Und nun, — begann Gregor — da der Himmel uns die Rettung ſendet, erhebet Eure Herzen mit Muth, preiſet den Vater der Güte, und ſtimmt an den Lobgeſang!

Und wie die Griechen ſich erhoben, Stephanos den Lobgeſang beginnen wollte, ſtürzte die Wache herein. — Zu den Waffen! — rief ſie — zu den Waffen! Auf des Schiffes Maſten flattert der halbe Mond, es iſt ein feindliches Schiff, welches dem Ufer naht!

Stimmt an den Lobgeſang! — rief Gregor durch das Getümmel hindurch — ſtimmt ihn an, meine Freunde! laßt uns Gott preiſen in Freud' und Leid! Zu ſeiner Ehre wollen wir leben, wollen wir ſterben! — Und mit feſter Stimme begann Stephanos die heilige Hymne, die Streiter des Kreuzes fielen ein zum Lobe des Herrn, und fern durch das Rauſchen der Wellen tönte der heilige Geſang dem nahenden Schiffe der Muſelmänner entgegen, die dem Felſen gegenüber die Anker warfen.

Der Geſang war beendet. In mancher Bruſt hatte bei ſeinen heiligen Tönen das Vertrauen gefehlt, aus mancher die getäuſchte Hoffnung den Muth genommen, und nicht Alle gingen mit gläubigem, vertrauendem Herzen auf ihren Poſten.

Jetzt nahte ein türkiſcher Anführer; er verlangte den Kapitani zu ſprechen. Gregor trat hervor.

Ungläubige! — rief ihm der Türke zu — der Aga ehrt Euern Muth. Auch jetzt noch wiederholt er ſein Anerbieten, Euch frei von hinnen ziehen zu laſſen, wenn Ihr ihm Zuleima, des Paſcha's Tochter, überliefert.

Jenes Schiff hat Reschid geschickt, Euch zu führen, wohin Ihr es wünscht, selbst nach Missolunghi, wenn Ihr es verlangt. Schickt einen der Eurigen ab, laßt es untersuchen, nur zehn Matrosen und der Steuermann befinden sich darauf, zu wenig, um, habt Ihr es besetzt, Euern Befehlen sich widersetzen zu können; 30,000 Piaster und noch mehr bietet der Aga Euch überdies zum Lösegeld. Er bleibt, bis Ihr auf dem Schiffe seid, mit dreien seiner Offiziere in Eurer Gewalt, und seine Truppen ziehen indeß über den Kanal zurück in den Wald von Manina, damit Ihr ungestört Euch einschiffen könnt. Bedenke, Ungläubiger, die Gnade des Pascha, und säume keinen Augenblick, Zuleima gegen den Aga und seine Offiziere auszuwechseln!

Verweile, Türke! — rief Gregor — Ich werde, was Du mir gesagt, den Meinen mittheilen.

Der Ruf des Hornes rief die Griechen um ihren Führer. Er wiederholte des Türken Vorschlag, und da er geendet und in dem Kreise umhergeblickt hatte, sah er auf den Gesichtern der meisten seiner Gefährten Muthlosigkeit und den Willen ausgesprochen, die vorgeschlagenen Bedingungen anzunehmen. Das freundliche Gesicht des Jünglings wurde ernst. — Ich sehe, meine Freunde! — sagte er — Ihr wollt mich verlassen. Nun wohl! ziehet mit Gott; ich bleibe!

Herr! — sagte Boris bescheiden hervortretend — für das Vaterland, für unsern Glauben zu fechten, haben wir geschworen. Erfüllen wir unsern Schwur, wenn wir hier den Hungertod sterben? Stirbt ja doch jene türkische Jungfrau mit uns. Oder nützen wir dem Vaterlande mehr, wenn wir fünfzig streitbare Männer zur Vertheidigung nach Missolunghi führen? Sollen wir, edler Kapitani, Deiner Herzensneigung wegen hier untergehen? Sollen wir Griechenland vergessen um Deiner Geliebten willen? Und nützt es Dir, nützt es ihr, wenn sie mit uns verschmachtet? Wir übergeben sie dem Aga, und erhalten uns dem Vaterlande. Dies ist mein Rath, meine Meinung.

Und auch die meine! riefen fast Alle.

Stephanos, thue wie ich Dir befahl! sagte jetzt mit kalter Ruhe Niketas, während die Griechen tumultuarisch sich noch beriethen. Stephanos entfernte sich.

Ihr habt beschlossen, und Ihr thatet Recht, — sprach jetzt Gregor — Ich entbinde Euch Eures Gehorsams; wählt einen Führer unter Euch, ich mag, ich kann es fürder nicht mehr sein. Doch scheiden wir in Frieden. Ihr habt Recht, Griechenland ehrenwerthe, tapfere Männer zu erhalten, aber mein Schicksal ruft und ich muß folgen. Lebt wohl, denket meiner auf den Wällen von Missolunghi. Gott segne Eure Waffen!

Wie ein Sterbender nahm er Abschied von einem jeden, und als er zu Niketas trat, der bei dem allen schweigend dagestanden und ihm die Hand reichte, lächelte dieser fast höhnisch. — Der Muth, unterzugehen, —

sagte er — ist Muth der Verzweiflung, dem Schicksale zu trotzen, Muth der Kraft!

Sei unser Führer fortan, — unterbrach ihn Boris — da Gregor Sarantos uns verlassen will; nimm den Eid des Gehorsams von uns!

Griechen! — begann Niketas, und trat mit ernster Würde unter sie. — Als wir uns um Gregors Fahne sammelten, kanntet Ihr alle meinen Schwur und den seinen: Rache an Reschid Pascha, Rache an den Türken, unsern Unterdrückern! Als schon lange das Vaterland blutete, Morea's Fluren verwüstet, Athens heilige Denkmäler zerstört waren, bliebt Ihr, während ich für den Glauben kämpfte, ruhig am väterlichen Heerde; der Blutdurst der Tyrannen wüthete noch nicht in Livadiens gesegneten Auen. — Da brannten Eure Hütten, da brüllten Eure weggetriebenen Heerden, und der Rauch Eurer Wohnungen, das Brüllen Eurer Heerden erweckte Euch. Ich verließ die tapfere Schaar der Moiatten, kehrte ans Morea zurück, fand die Verlobte geraubt, sammelte, des Krieges schon lange gewohnt und kundig, Euch unter Gregors Banner, und Ihr schwuret ihm Gehorsam bis zum Tode. Noch steht dieser nur von fern, noch glimmt der Lebensfunke in uns, darum fordre ich Euch auf, den Schwur auch jetzt zu halten!

Die Griechen murrten; Boris trat vor und sagte mit Trotz: Niketas, wenn Ihr der einstimmigen Meinung nicht beipflichtet, werden wir Euch zwingen, es zu thun!

Freunde! — begann Niketas, und sein erglühendes Auge blickte freundlich und ruhig umher. — Ihr kennt mich von meiner frühesten Jugend an; was ich einmal schwur, halte ich. Mich an Reschid zu rächen, schwur ich, und brechen würde ich meinen Eid, gäb' ich ihm die Tochter zurück. Darum bleibe sie hier, und Ihr mit uns!

Höhnisch lachend erwiderte Boris: Niketas! wo der gewisse Tod vor Augen steht, hört die Verpflichtung auf. Wir sind freie Männer, freie Griechen wie Du. Willst Du nicht unser Anführer sein, so ziehe, wohin Du willst; wir liefern Zuleima aus, auch ohne Deinen Willen. Kommt, meine Freunde, dem Türken unsere Antwort zu bringen!

Halt! — rief Niketas mit seiner Donnerstimme — Unten im Erdgeschosse sitzt Stephanos mit brennender Lunte und wartet auf das Signal. Ertönt diese gellende Pfeife, Ihr wißt, wie hell ihr Ton selbst durch den Lärm der Schlacht dringt, wie treu der Alte mein Befehle vollführt, so zündet er das Pulver, das ich dort gefunden, an, und wir fliegen in die Luft!

Starr, erschrocken sahen die Griechen auf Niketas, der, das Werkzeug des Todes in der Hand, mit Ruhe vor ihnen stand. Schweigend wagte keiner den Fuß zu rühren.

So geh'! — wendete er sich zu Gregor, der, in dumpfes, finsteres Brüten versunken, keinen Theil an der Unterhandlung genommen hatte.

— Geh' und ſende den Türken zurück! — Und Ihr — fuhr er fort — betet und kämpft; denn bringt die Stunde des Sonnenunterganges keine Hülfe, ſo mögen auch wir untergehen! Und ſo geſchehe es! — Nun fort, ein jeder auf ſeinen Poſten! — Schweigend gehorchten die Griechen.

Gregor umarmte den Freund. — Du treibſt mich wider Willen zurück in's Leben, — ſagte er, — Ob Du Recht gethan, darüber richte Gott. Du bringſt der Rache ein furchtbar Opfer, das Blut der Unſrigen!

Die Schuld falle auf mich! rief Niketas und ging.

Nicht wie ſonſt traten die Griechen auf ihren Poſten, der Muth des Glaubens beſeligte ſie nicht, der Muth der Verzweiflung ſpannte die letzte Kraft, und murrend ergaben ſie ſich in ihr Schickſal, und ein jeder ſuchte ſein Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen.

Während die Türken ſich zu einem neuen Angriffe bereiteten, ein abgeſchicktes Boot wieder zu dem Schiffe zurückkehrte, dieſes die Anker gehoben und ſich dem Ufer genaht, ging Gregor hinunter zu Zuleima.

Mit unverholener Freude empfing ſie ihn. Mußte in der Stunde ſo qualvoller Unruhe, mußte da nicht die Gegenwart des Geliebten ihr troſtbringend ſein? Aber ſein Geſicht war ſo ernſt, das Auge ruhte ſo wehmüthig auf dem ihrigen, der Mund zögerte ſo lange, ein Wort des Troſtes, ein Wort der Liebe zu ſagen, daß ſie endlich das Schweigen brach. — Was iſt Euch, Gregor? — fragte ſie angſtvoll, und ſchmiegte ſich traulich an ihn. — Euer Schweigen quält mich, o ſprecht.

Zuleima! — ſagte Sarantos, und man ſah, daß die Worte aus der Tiefe ſeines Innern hervordrangen. — Seit das Schickſal Dich zu mir führte, hat der Tod ſeine Schwingen über Dich gebreitet, jeden Augenblick hörteſt Du ſie rauſchen, und nur ein ſchützender Engel hat Dich bis jetzt wunderbar vor ihnen beſchirmt. Aber die Stunde der Entſcheidung naht, der Kampf beginnt von neuem, bereite Dich zur Wonne wie zum Schmerz. Bete, hoffe, und lebe wohl! — Er reichte ihr die Hand und wollte gehen; doch ſchnell wandte er ſich. — Auch Ihr, Fatime, lebet wohl! Euch erwartet kein glückliches Loos, mein Schickſal wende ſich zum Tode, zum Leben. Ihr könnt noch zurück zu den Eurigen, für Euch ſind die Pforten ſtets offen; ich möchte Euch nicht gern mit in den Abgrund hinabziehen.

Fatime ſank zu den Füßen ihrer Herrin. — Biſt Du dem Tode geweiht, Zuleima! — rief ſie, ihre Kniee umklammernd, — ſo erfaſſe er hier zu Deinen Füßen auch mich, ich weiche nicht von Dir!

So lebet wohl, Gott ſchütze Euch! ſagte Gregor bewegt. Und wie er gehen wollte, traf ihn Zuleima's thränenvolles Auge. — Leb' wohl! rief er noch einmal und drückte ſie an ſeine Bruſt. — Gregor! liſpelte das Mädchen, und im Donner des Geſchützes erſtarb das Wort der Liebe auf

den Lippen der Jungfrau. Er riß ſich aus ihren Armen. — Sie nahen ſchon wieder! rief er, und eilte hinauf zu den Seinigen.

Die Türken hatten indeß die Geſchütze gegen den Erdaufwurf gerichtet, welcher den Eingang des Gebäudes deckte. Ihre Krieger ſtanden zum Sturm bereit; das Schiff war näher geſegelt und lag dem Gebäude gegenüber, und jetzt begann das Feuer von ihm und von der Landbatterie. Die Mannſchaft blieb ruhig außer der Schußweite ſtehen.

Auf der Landſeite widerſtanden die Mauern; nur hier und da, wenn die Kugel die Lücken traf, ward eine Oeffnung, die aber ſchnell wieder geſchloſſen wurde. Von der Seeſeite aber, wo die Brigg, mit vier 24pfündigen Kanonen beſetzt, das Gebäude beſchoß, begannen die Mauern zu wanken. Die Türken ſchoſſen jedoch ſchlecht, nur ſelten traf eine Kugel; wo ſie aber traf, durchlöcherte ſie die Mauern, und mancher brave Krieger hatte durch ſie ſeinen Tod gefunden. Gregor ließ daher nur eine geringe Anzahl in dem obern Raume, die Uebrigen mußten ſich im Kellergeſchoß vor dem Geſchütz des Schiffes ſicher ſtellen. Niketas war allein auf dem Giebel des Hauſes geblieben, und es ſchien faſt, als ſuche er hier den Tod.

So war der Mittag vergangen, keine Speiſe hatte die Hungrigen geſtärkt, nur mobriges Waſſer die lechzende Zunge gelabt, und auch das war aufgezehrt. Kein Schiff nahte, und mit ihm die Hoffnung. Da beſchloß ein Theil der Griechen, ſich in den Keller zu ſchleichen, Stephanos zu überfallen, ſelbſt zu tödten, wenn es nöthig ſei, ſo der fürchterlichen Drohung Niketas zu entgehen, und dann mit dem Feinde zu unterhandeln. Boris ging deshalb von Einigen begleitet hinab. Mit Feuergewehr ihn aus der Ferne zu tödten, war nicht thunlich, wie leicht konnten ſie ſelbſt dadurch das Pulver entzünden; der Dolch ſollte alſo das Leben des treuen Dieners auslöſchen. Leiſe ſchlichen ſie den Keller hinab. Sie hofften ihn ſchlafend zu finden; als ſie aber vorſichtig die Thür öffneten, ſahen ſie den Greis, die Lunte in der Hand, deren brennendes Ende er ſorgſam in einer Leuchte verwahrt hatte. Bleich, ernſt ſaß er auf einem Steine, das furchtbare Werkzeug des Todes in der Hand. Sein Auge, voll Feuer, ſah ſtarr auf die Kommenden, die Linke winkte ihnen, zurück zu gehen. Wie ein alter Erdgeiſt, der einen unermeßlichen Schatz bewacht, ſaß er vor den Pulvertonnen; die Seele hatte er Gott empfohlen, den Körper den Flammen, und ſo ſchien er auf das gellende Zeichen ſeines Herrn zu warten. Er hatte die Kellerlücken geöffnet, damit es ihm in des Geſchützes Donner ja nicht entginge.

Kehrt zurück! — rief er den Staunenden entgegen — Was Ihr wollt, ahn' ich. Stephanos geht von hier ſeinen kurzen Weg nicht allein. Tretet zurück, denn naht Ihr noch einen Schritt, ſo zünde ich! — Er faßte nach der Leuchte; Boris und ſeine Gefährten verließen ſchnell dieſe Höhle des Todes.

Als sie wieder auf ihren Posten waren, rückten die Türken noch einmal zum Sturme an, da der Erdwall vor der Thür, da die Mauern ihrem Geschütze widerstanden, und nur von der Seeseite das Gebäude theilweise eingestürzt war. Hier aber lag es auf einer steilen Klippe hart am Meere, und von dieser Seite war kein Sturm möglich. Ihre letzten Kräfte anstrengend, schlugen die Griechen auch diesen ab. Aber als die Feinde zurück gewichen waren, murrten sie laut. Ermattet, entkräftet warfen sie sich auf den Boden, baten, fluchten, selbst Gregor wurde erweicht. Mit noch Einigen ging er zu Niketas, und suchte diesen zu bewegen. Wie ein Fels im Meere stand er, sein Feuergewehr im Arme, auf dem Giebel, und war unerbittlich. — Und träfe mich selbst eine Euer Kugeln, — rief er ihnen entgegen — so würde mir doch Gott noch Kraft genug lassen, um mit dem letzten Hauche meines Lebens das Zeichen zu geben!

In dumpfer Fühllosigkeit, die Feuerröhre aus der Hand gesetzt, ihre Schwerter von sich geworfen, saßen die Griechen vereint auf dem mittlern Boden des Gebäudes. Keinen Laut, keine Klage, kein Wort der Hoffnung oder des Trostes vernahm man in diesem düstern Kreise. Es war ihnen jetzt gleichgültig, als sie sahen, wie die Türken mit angestrengter Mühe das schwere Geschütz aus dem Schiffe in ein Boot wanden, wie sie in ein anderes Munition luden, und damit landeten; daß sie das Geschütz bei Trigardon auffahren, das Haus von hier aus zerstören, dann eindringen und sie niederhauen würden, konnten sie sich leicht sagen, aber die physische Abspannung hatte auch ihren Geist ermattet. Es schien ihnen selbst gleichgültig, als gegen Abend die Türken das Geschütz wirklich aufpflanzten, und nun das Feuer begann.

Schrecklich war die Wirkung; die Mauern, besonders an der nordöstlichen Seite, stürzten krachend ein, der Erdwall vor der Thür war niedergeschossen, eine Kugel hatte die Thür selbst gesprengt, mancher Streiter des Kreuzes war schon geblieben. Da ertönte das Geschrei der Ungläubigen; Allah, Allah! riefen sie und stürmten an. Aber als habe mit diesem Rufe neue Kraft die Erschlafften, die Entmuthigten belebt, so kampflustig ergriffen sie Schwert und Feuergewehr und stürzten den Stürmenden entgegen. — Gott und die Freiheit! rief Gregor, und hieb den ersten nieder, der sich ihm nahte; der Kampf war furchtbar und allgemein.

Regunglos stand indeß Niketas oben, und von einem Balken geschützt, schoß er mit kaltem Blute herab auf den Feind. Aber sanken auch zehn, stürmten hundert von neuem an. Jetzt sah er mehre Türken in den untern Theil des Gebäudes dringen, schon nahm er die Todespfeife, da stürzten die Muselmänner, von dem Schwerte der Griechen getrieben, fliehend hinaus. Jetzt rückten die Albaneser heran, der Kampf ward heftiger, keine Rettung mehr. Niketas rollte den letzten Balken herab, und warf dann wüthend sein Gewehr auf die Stürmenden. — Nun, so sei es!

rief er, nahm die Pfeife, setzte sie an die zuckenden Lippen, und wie er noch einmal den Blick der Hoffnung nach dem Meere warf, sieh! da kappte die türkische Brigg schnell die Anker, suchte die weite See, und um das Vorgebirge kamen Schiffe gesegelt; hoch flatterte das Kreuz auf ihren Wimpeln.

Schiffe nahen! — schrie Niketas hinunterstürzend — Die Unsern nahen, meine Freunde! Muth, nur Muth, noch einen Augenblick! — So schreiend, stürzte er die Treppe hinunter, und als er an die geöffnete Pforte kam, wo die Türken schon eingedrungen waren, warf er sich, den Säbel in der Faust, unter sie. Wie von einem neuen Geiste gestärkt, fochten die Griechen, Gott anrufend um Kraft; und als das erste Schiff unter den Haufen der Türken Kartätschen schleuderte, als von dem zweiten ein Hause muthiger Männer in's Boot sprang, zu landen und ihren Glaubensbrüdern beizustehen, flohen die Türken, von den Kugeln der Schiffe verfolgt.

Noch sechsunddreißig von den Tapfern begrüßten segnend, freudejauchzend ihre Retter.

Die Türken standen mit dem Ueberreste ihrer Truppen hinter Trigardon aufmarschirt. Sie schienen auf den Augenblick zu warten, wo die Griechen sich einschiffen würden, um dann über sie herzufallen. Doch zwei Schiffe hatten sich möglichst nahe an's Ufer gelegt, und ihr kreuzendes Feuer verhinderte jeden Versuch. Auch hatte Gregor die Vorsicht, mit den Seinen und einem Theile der Schiffmannschaft zur Vertheidigung in dem Gebäude so lange zu bleiben, bis Zuleima und Fatime ein Boot bestiegen hatten. Thränen entstürzten Zuleima; mit jedem Ruderschlage kam sie der Entscheidung ihres Schicksals näher, mit jeder Welle, die sie weiter führte, trat sie, eine älternlose Waise, in eine neue Welt. Fatime hätte vor Wuth laut aufschreien mögen; von ihren Glaubensbrüdern getrennt, von dem ruhigen, gemächlichen Leben im Harem des Pascha in das Leben des Krieges, unter Ungläubige geworfen, wäre sie in ihrer Verzweiflung vergangen, hätte nicht Zuleima wie ein tröstender Engel neben ihr gestanden.

Jetzt, da die Frauen ein Schiff bestiegen, verließen die Griechen ihre Grabhöhle. Stephanos, der furchtbare Wächter des Todes, stieg herauf mit seinen Pulvertonnen, die in ein Boot geladen wurden. Sechsunddreißig Lebende traten aus dem Gebäude, acht Verwundete trug man in das Boot, sechzehn Todte, worunter Boris sich befand, weihte man dem Meere. Einen Augenblick berathschlagten die Griechen, ob sie nicht die entmuthigten Türken angreifen, und die Kanonen zu erbeuten versuchen sollten. Aber ihre Anzahl, mit der Mannschaft der Schiffe kaum hundert Streitbare, war zu klein, um sich vom Ufer zu wagen; überdies, wie hätten sie das Geschütz bis an's Ufer schleppen können! Sie bestiegen daher die

Boote, die Schiffe am Ufer schickten noch eine Lage hinüber nach Trigardon, die Türken beantworteten den Gruß; zähneknirschend sah der Aga die Anker lichten und seine schon sichere Beute nach Missolunghi steuern.

Auf den Schiffen erfuhren die Griechen die frohe Nachricht, daß der Kapudan Pascha im Kampfe der vergangenen Tage beim Kap Papas eine Fregatte und mehre Transportschiffe verloren habe, und daß Missolunghi von der Seeseite offen sei; aber auch, daß Ibrahim Pascha, dieser wilde Sohn des egyptischen Vicekönigs, von Morea aus überzusetzen im Begriff sei, um die dritte Belagerung von Missolunghi zu unternehmen. Hier erfuhren sie, daß der Brand von Trigardon, den man auf offenem Meere deutlich gesehen, Miaulis bewogen habe, Schiffe zu ihrer Rettung dorthin zu schicken.

Die Frauen waren in die Kajüte des Schiffes gebracht worden, auf welchem sich Gregor und Niketas befanden. — Du siehst, mein Bruder, — sagte Niketas — daß der Mensch, so lange die That noch in seiner Hand liegt, nie hoffnunglos sein muß. Vertrauen auf eigene Kraft hebt uns über die Dornenpfade des Lebens leicht hinweg. Jetzt sei glücklich, das Mädchen liebt Dich, aber vergiß in dem kurzen, trügerischen Rausche der Liebe nicht das Vaterland und Deinen Schwur!

Als Gregor in die Kajüte trat, empfing Zuleima ihren Bruder, wie sie ihn jetzt nannte, herzlicher als je. Es schien, als habe das Meer beide näher gebracht, als ob sie ihm mehr angehöre, seit sie das Land verlassen, wo ihres Vaters Aga, das Schwert in der Faust, sie zurück forderte, als ob sie seitdem ganz sein eigen geworden sei. Wie ein schuldloses Kind schmiegte sie sich an ihn, und da sie seinen verbundenen Arm sah, den eine Kugel nur leicht gestreift hatte, wollte sie vor Unruhe und Angst vergehen.

Nun habe ich ein Herz, an das ich mich schließen, das ich mein nennen darf! — rief sie freudig, da Gregor sie über seine Wunde beruhigt hatte, — nun habe ich einen Bruder, der mich liebt! — Doch bei diesen Worten sah sie wehmüthig auf ihn; es schien, als betrübe es sie, daß sie ihm nur Schwester sein dürfe; ein dunkles Gefühl, aus Sehnsucht und Wehmuth gewoben, ließ sie ahnen, er könne ihr wohl mehr sein, und Fatime, welche in dem Blick der Jungfrau deren Inneres las, sagte still für sich: Sie ist seinem Schicksale geweiht, unwiederbringlich!

Auch Gregor nahte sich Zuleima mit weniger ängstlicher Besorgniß als vordem. Sie war nun ganz von ihren früheren Verhältnissen getrennt, hatte sich ihm ganz übergeben; und dieses Mädchen, das er mit einer Gluth liebte, die er selbst noch nie gekannt, hatte ja niemand mehr als ihn. Aber wie dieser Gedanke in ihm recht lebhaft aufstieg, wie sie die düstern Falten seiner Stirn ihm liebkosend verscheuchen wollte, er seinen Arm um sie schlang, und in das dunkle Auge dieses schuldlosen Engels sah, da übermannte ihn sein Gefühl, denn er sah den Abgrund, in welchen er sie mit sich fortreißen würde.

Zuleima bemerkte es, und errieth seine Gedanken. Sie wand sich leise aus seinen Armen, und seine beiden Hände fassend, sagte sie tröstend: Gregor! Du trauerst um mich, Du siehst so wehmüthig nach mir; fürchte nicht für mich, und denke, wie herrlich unser Geschick seit wenigen Stunden sich umgestaltet hat. Vertraue auf Gott, den Vater aller Menschen! Auch wisse, geliebter Bruder! der Freude hat sich meine jugendliche Brust schon lange nicht mehr geöffnet; seit dem schrecklichen Tode der Mutter hat sich in das Herz der Jungfrau Schmerz und Gram geschlichen, und nur bei Deinem Anblick empfand das trauernde Mädchen das erste wonnige Gefühl. Und sollte es auch nur kurz sein, so ist es doch so schön, so süß, und willig opfere ich das traurige Leben in dem Harem meines Vaters, in dem Harem wer weiß welchen harten Mannes, für einen solchen köstlichen Augenblick! — Ich weiß, mein Geliebter! — fuhr sie nach kurzem Schweigen fort, und über ihr ganzes holdes Antlitz verbreitete sich eine überirdische Klarheit, — ich weiß, daß wir dem Tode entgegen gehen, daß unseres Lebens Stunden vereint, aber kurz sind; ich fühle es, daß die Empfindungen, die mir jetzt so wonnig die Brust beengen, nicht für diese Welt sein können, und was mich jetzt beglückt, mich tödten muß; aber ich gehe ruhig dem Grabe entgegen, ruhig wie in jenem Gemäuer, das jetzt, von der Abendsonne bestrahlt, unsern Blicken entschwindet. Dort hört' ich wohl, daß Stephanos wie ein finsterer Geist der Nacht mit seinem leuchtenden Zauberstabe über des Todes Blitze wachte, und der Boden, den ich betrat, ein geöffnetes Grab sei, und ich habe nicht gebangt, nicht gezittert, habe meine Seele Gott und dem Propheten übergeben, und so den Augenblick standhaft erwartet, der uns auf ewig vereint hätte. Darum traure nicht um mich. Mahnt mich auch Kindespflicht zuweilen, und winkt mir der Vater ab von Dir, führt mich der Mutter Schatten bald wieder zurück!

Gregor schloß das Mädchen fest in die Arme, drückte seine glühenden Lippen innig auf ihren Rosenmund. — Für Dich will ich leben, Zuleima! mit Dir sterben!

So ruhten sie schweigend Arm in Arm, da trat Fatime zu ihnen. — Ihr habt Euch der Liebe, habt Euch dem Tode geweiht! — sagte sie bewegt — Gnädig möge der Prophet über Euch seinen schützenden Mantel breiten, und Dir Unglücklichen verzeihen, die seine heiligen Worte vergessen!

Der Bund der Liebe war geschlossen. Nach Missolunghi trug das Schiff zwei Hochbeglückte.

Feierlich stieg die Sonne über den Meerbusen von Lepanto auf, mit neuem Glanze hob sie ihr Strahlenhaupt aus den schaukelnden Wellen und vergoldete die Spitzen der Thürme Missolunghi's. Hoch schlug das

Herz der Griechen, als sie das Ziel ihrer Wünsche vor sich sahen, ängstlich klopfte Zuleima's Herz, als sie, der Stadt näher segelnd, die weißen Zelte der Türken, und unter ihnen das Zelt ihres Vaters deutlich entdecken konnte. Mit jeder hülpfenden Welle hatte sie ihm zu entfliehen geglaubt, und jetzt nahte sie ihm, der sie vielleicht, wie einst ihre Mutter, verfluchte, der, vielleicht trauernd um sie, sich von seinem Lager erhob. Bei Vassilides, dieser schützenden Vormauer der bedrängten Stadt, hielten sie an. Hier wurden sie auf Barken eingeschifft, und durch die unzähligen Inseln, Klissowa rechts lassend, Anatoliko in der Ferne erblickend, fuhren sie durch die Lagunen nach der heiligen Stadt.

Am Ufer des Meeres empfingen sie unter freudigem Jauchzen die ehrwürdigen Vertheidiger. Wenige waren zwar nur der Ihrigen, von siebenundsechzig nur noch sechsunddreißig übrig, aber wer in dieser bedrängten Zeit nach Missolunghi kam, das Schicksal der tapfern Vertheidiger zu theilen, der mußte ein Mann sein, der sich freudig dem Tode geweiht hatte. Der ehrwürdige Notis Bozzaris empfing sie auf dem großen Platze am Hafen; Stournaris, Zoes Pan, Zongos, diese tapfern Anführer, begrüßten sie herzlich, und als Zuleima und Fatime an's Land traten, als die Menge vernahm, daß jene Reschid Pascha's Tochter sei, begleitete ein lauter Jubel die kleine Schaar.

Nachdem Gregor General Stournaris und Notis Bozzaris von dem Gefechte am Aspropotamos, von der Gefangennehmung Zuleima's, und der Vertheidigung bei Trigardon das Nähere berichtet, und sein überströmendes Herz dem edlen griechischen Anführer nicht verhehlen konnte, daß die Tochter Reschids ihm theuer geworden sei, schüttelte der Greis bedenklich sein ehrwürdiges Haupt. — Junger Mann! — sagte er ernst — Ihr habt in den Zeiten der Noth nicht Recht gethan, wo das Vaterland all' Eurer Kräfte bedarf, eine andere Empfindung in Euch aufsteigen zu lassen, als die der Pflicht. Niketas hatte Unrecht, dieser bedrängten Stadt die tapfern Vertheidiger entziehen zu wollen, sich und seine Gefährten der Rache zu weihen. Und wenn nun der Pascha uns Hunderte der Unsrigen, die dem Schwerte entronnen und jetzt in niederer Sklaverei leben, wenn er sie für seine Tochter bietet, sollen wir Brüder verschmachten lassen Eurer Liebe zum Opfer? Hört mich an, — sagte der Greis, als ihn Gregor unterbrechen wollte, — hört mich an, Sarantos! Dem Griechen muß nichts so theuer sein, daß er es nicht auf dem Altare des Vaterlandes opfern könnte. — Doch — fuhr er nach einer Weile fort, während jener nachdenkend vor sich hin geblickt hatte, — was soll die Jungfrau hier?

Das Band der Ehe vereinige uns!

Das Band der Ehe den Streiter des Kreuzes mit der Muselmännin? fragte Bozzaris.

Ich hoffe, sie tritt zu dem Glauben unserer heiligen Kirche über! entgegnete der Jüngling.

Ihr hofft es! — unterbrach ihn der Greis — Was hofft die Liebe nicht! Doch ich will darin Euren Wünschen, Eurem Hoffen nicht entgegen sein. Ich will noch mehr thun, väterlich will ich mich der Verwaiſ'ten annehmen. Marcos Bozzaris Witwe wird ſie willig aufnehmen; in dem Hauſe dieſer edlen, unglücklichen Frau finde ſie eine Zuflucht. Ihr aber, Sarantos, zieht, wenn die Eurigen ſich einige Tage erholt haben, nach dem Kloſter Kliſſowa; tapfere Sulioten werdet Ihr da finden, Männer, gewohnt für Griechenland zu bluten!

Gregor ſah den Alten ſtaunend an; dieſer Befehl war ihm überraſchend. Lange war er zweifelhaft, was er dem ehrwürdigen Greiſe antworten ſollte. Endlich ermannte er ſich. — Ich werde thun, wie Ihr befehlt, Bozzaris! Euch übergebe ich Zuleima, nur reicht mir Eure Hand zum Unterpfande, daß Ihr ſie mir, wenn ich zurückkehre, wieder überliefern wollet.

Die hier verſammelten Griechen — erwiderte Bozzaris mit hohem Ernſte — haben mir Miſſolunghi's Vertheidigung übertragen. Was das Beßte dieſer Stadt heiſcht, werde ich thun. Zieht mit Gott nach Kliſſowa und vertheidigt es, ſollte es wider Vermuthen angegriffen werden, ſo brav als das Magazin von Trigardon! — Er reichte ihm die Hand und verließ den Jüngling, der nicht wußte, ſollte er gehorchen, ſollte er wie ein muthiges Roß den Zügel zerreißen, den man ihm anlegen wollte.

Von mancherlei Leidenſchaften gefoltert, eilte er nach ſeiner Wohnung, wo er Niketas fand. In den Buſen des Freundes ſchüttete er ſeinen Kummer aus, und benachrichtigte ihn von dem Befehle, den Bozzaris ihm gegeben. Auch Niketas ſchien anfangs betroffen. — Dort auf jener Höhe ſteht des Paſcha Zelt! — rief er finſter — und hier dem Meere zu ſollen wir ziehen? Ich hörte zwar, die Beſatzung der Inſeln werde alle acht Tage abgelöſ't, alſo nur für dieſe kurze Zeit. Nun, ſo laß uns gehorchen, mein Bruder! Ich glaube, der alte Bozzaris will Deinen Gehorſam prüfen, ob das Vaterland Dir höher ſtehe als Deine Leidenſchaft. Laß uns nach Baſſilides ziehen. Halb iſt unſer Schwur erfüllt, Zuleima iſt dem Vater entriſſen, und Griechenland hat gerechte Anſprüche an uns.

Gregor führte nun die Frauen zu der Witwe des edlen Marcos Bozzaris, der für die Sache der Freiheit ſo heldenmüthig gefallen war. Fatime ſeguete den Jüngling, daß er ſie dem Schutze einer edlen Frau übergab; Zuleima's Auge füllte eine Thräne, als ſie vernahm, daß er nach Kliſſowa ziehe und ſo lange von ihr getrennt ſein ſolle.

Die edle Witwe, noch in der Blüthe des Alters, empfing ſie wie eine zärtliche Freundin, und nahm das weibliche Herz Theil an ihrem Geſchick, freute es die Griechin, die Tochter Reſchid Paſcha's in ihrer Obhut zu haben.

Traurig war am Abend die Trennung der Liebenden. Zuleima's Herz, banger Ahnungen voll, vermochte kaum die nöthige Faſſung zu be-

halten, und wie er scheiden wollte, sie zum Abschiedskuß in seine Arme sank, lispelte sie ihm leise zu: Gregor! wenn man uns nur nicht trennt; habgierig sind die Griechen, mein Vater bietet alles für mich.

Fürchte nichts! — beruhigte sie der Jüngling, und doch fürchtete er selbst. — Du bist mein Eigenthum.

Die dritte Belagerung dieser Feste sollte beginnen, zu welcher Reschid eine Abtheilung des egyptischen Heeres erwartete. Noch hatte er nur in der Entfernung Missolunghi von der Landseite eingeschlossen, während der Kapudan Pascha von dem Meere aus ein Gleiches thun sollte; doch Sachturis und Miaulis, diese beiden Admirale der Griechen, hatten sich vereinigt, nach zweitägigem Gefechte die Türken nach Patras zurückgetrieben, und Missolunghi auf einige Monate mit Proviant versorgt.

In der Festung selbst waren die Griechen voller Muth und Thätigkeit. Die zerstörten Batterieen wurden in Stand gesetzt, die Bastion Bozzaris, welche fast ganz demolirt war, stand wieder beendet zum Schutze der Tapfern da, an der Bastion Franklin war die Bresche ausgebessert; weniger hatten die Thürme Koray und Wilhelm Tell gelitten. Der große Graben, welcher die Werke umzog, und den die Türken mit Faschinen und Erde ausgefüllt hatten, war wieder geleert, und der hohe Damm, womit Reschid die Werke der Griechen umzogen, völlig rasirt.

Diese, nicht berauscht von ihrer augenblicklichen Befreiung, hatten nichts zu ihrer Vertheidigung unterlassen; Alles stand wieder wie vorher, noch mehre Werke waren gebaut, und wenn Munition und Proviant nicht mangelten, hatte jeder die Gewißheit, Missolunghi könne nicht fallen. Greise und Knaben, Frauen und Jungfrauen, Alles arbeitete mit unausgesetzter Thätigkeit, und Kokini, welcher als Ingenieur in dem Platze befehligte, setzte alle Hände in Bewegung, dieses Bollwerk der Griechen unüberwindlich zu machen. Miaulis hatte 1500 Rumelioten von Hydra aus, wo man jetzt ihrer nicht mehr bedurfte, übergeschifft, und durch sie war die Besatzung wieder auf 4000 angewachsen.

Aber was hätte die physische Kraft gegen den Andrang der Muselmänner, was gegen das Heer Ibrahim Pascha's vermocht, dessen Ueberfahrt von Patras man füglich erwarten mußte, hätte nicht Ein Geist die Griechen beseelt, der Geist des Glaubens und des Vertrauens, den nichts im Leben beugen, den der Tod nur himmelwärts führen konnte! Hier herrschte nicht, wie auf Morea, die das Edle zerstörende Zwietracht. Brüder waren Alle, ein Zweck der Zweck Aller; zu siegen oder zu sterben, war Aller Wahlspruch. Des Kreuzes Glanz erhob die Herzen, für den Glauben zu streiten, war die Glorie ihres Lebens. Den sichern Tod vor Augen, verließ sie das Vertrauen nicht, und wie jene heilige Schaar freiwillig sich

dem gewissen Tode weihte, wie jene frommen Krieger unter Gottfrieds fürstlicher Anführung dem Kreuze zur Eroberung des heiligen Grabes folgten, siegten und starben, so waren die Vertheidiger Missolunghi's, wenn auch verlassen von den Fürsten der Christenheit, doch von heiliger Gluth durchdrungen, hoch über Schicksal und Tod erhaben.

War die Rache, war die Flamme der Verwüstung die erste Triebfeder gewesen, welche Gregor und Niketas bestimmt hatte, das Schwert gegen die Unterdrücker ihrer Freiheit zu ergreifen, so erfaßte sie bei dem Anblicke der heiligen Schaar von Missolunghi's Vertheidigern der hohe Muth des Glaubens; und als stünde ein Gottgesandter vor ihnen, so ehrfurchtvoll knieten sie und ihre kleine Schaar vor dem ehrwürdigen Greise, dem Erzbischof Joseph, der ihnen zu ihrem edlen Beginnen Weihe und Segen ertheilte.

Ist es mir doch, — sagte Niketas nach dieser feierlichen Handlung zu seinem Freunde — als ob ein höherer Zweck mich jetzt begeistere, als da wir die Thäler des Oeta verließen; nur noch in dem Hintergrunde steht mir Reschid Pascha, und glänzender sehe ich die Sache der Freiheit und des Vaterlandes vor mir schweben. Mir grauset vor dem, was ich bei Trigardon beginnen wollte und was der Himmel so gnädig zu unserm Heile gewendet hat.

In mir — erwiderte ihm Gregor — hat das, was ich hier sehe, hat der Geist, der mich hier mit seinen heiligen Grabesflügeln umweht, nur mit lebendigeren Farben das Bild, das ich in meinem Innern trug, geschmückt; denn die Befreiung des Vaterlandes hatte ich stets vor Augen, und selbst Zuleima's Gestalt, die so lieblich in den Vordergrund meines Lebens trat, hat meine stürmischen Gefühle nur mit einem zarteren Bande umwunden. Mein sehnlichster Wunsch war stets, für Griechenland zu sterben, und mir sagt es ein ahnendes Gefühl, ich falle in diesem heiligen Kampfe, das Schwert in der Hand!

Ach, wäre doch diese ahnende Stimme auch in mir laut! — unterbrach ihn Niketas — Mir ward ein anderes Loos beschieden! Wisse, Gregor! wisse, was ich Dir seit jenem Tage, als wir nach Trigardon zogen, verschwieg! — Ich hatte einen Traum, er war lieblich und doch grausig, er rief mir die Verwünschung zurück, die in meinen Knabenjahren eine Wahnsinnige über mich ausstieß, als ich sie neckend verfolgte: daß ich nicht auf dem Bette der Ehre, nicht auf dem häuslichen Lager des Friedens enden würde. Dieser Traum hat mich seit jenem Tage wie ein Bild der Zukunft, wie ein lästiger Schatten meiner eigenen Gestalt verfolgt. Höre ihn, und Du wirst Dir erklären, weshalb ich mit dem Muthe eines Verzweifelten Stephanos mit der brennenden Lunte an die Pulverfässer stellte. — Ich wollte den Traum Lügen strafen, und der Prophezeiung und meinem Geschicke trotzen. Aber schwach ist der Mensch gegen das Unwandelbare. Höre mich!

In jener Nacht, in welcher wir nach dem Gefechte uns im Walde gelagert hatten, war ich bei der Wache zurückgeblieben, welche die Brücke über den Anapos beobachtete. Wir lagerten in einer Felsschlucht, durch die ein Waldbach strömte; vor uns in weiter Entfernung schimmerten im glänzenden Mondlichte die sich hier vereinenden Flüsse; am fernen Horizont leuchteten auf den Höhen von Zychos die Wachfeuer der Muselmänner; das Laub einer Platane und der lange Schatten der Schildwache schwebten zuweilen wie ein finstrer Geist an mir vorüber. Meine Gefährten schliefen, mich floh der Schlummer. Aufgeregt von Zuleima's Anblick, das Bild Athanasia's vor mir, starrte ich hinüber nach den Wachfeuern der Feinde; an Reschid dachte ich, an Athanasia, und immer mehr und mehr verschmolzen sich meine Gedanken in sanfte Erinnerungen. Ob da der Schlaf mein Auge schloß, ob meine Seele mit wachen Augen träumte, ich weiß es nicht!

Es war mir, als sei ich in meiner Heimath am Fuße des hohen Berges, der den tapfern Stämmen der Armatolis so oft Zuflucht gegen ihre Tyrannen gab. Mein väterliches Haus mit seinen Weinranken und dem klaren Felsquell stand vor mir, neben mir Athanasia im bräutlichen Schmuck. Sieh, Liebe! sagte ich, sieh hier ist unser Ziel, das Haus meiner Väter! Blick' um Dich; sieh, alle diese Hütten dort gehören den Meinen, bald ziehe ich mit ihnen hinunter nach Salona, und kehre mit Ruhm und Beute zurück! — Aber Athanasia blickte nicht um sich, blickte nicht nach der Wohnung der Väter, sah nicht hinunter in's Thal, wo die Abendsonne die Nebel vergoldete. Ihre Hand zitterte in der meinen, und wurde immer kälter und kälter. So wirf doch den Schleier zurück, Du züchtige Braut! rief ich, daß ich Dein holdes, liebliches Antlitz sehen kann, und Du die Gegend und das Haus, wo wir fortan wohnen werden! — Sie aber regte sich nicht. Unmuthig und begierig, die holden, freundlichen Züge zu sehen, und den ersten Kuß der Liebe ihr unter den Früchten heimathlicher Reben aufzudrücken, warf ich ihren Schleier zurück — und o! noch steht sie vor mir. — Bleich, wie die Rose des Pindus, wenn die Strahlen der Mittagssonne ihr neidisch die Gluth aus dem Purpurkelche gesogen, stand sie vor mir; ihr braunes Auge sah starr auf mich, ihre Lippen waren bleich und geschlossen, und mir schien, als ob sie dem Grabe entstiegen sei. Und wie ich nun erstaunt, erschrocken die holde Gestalt betrachte, dünkt es mich, sie werde immer bleicher, immer einem Schatten ähnlicher, immer geisterhafter; je stierer mein Auge auf sie blickte, desto mehr verlor Athanasia Leben, Gestalt und Form. Eine Nebelwolke schwebte sie dahin, wo die Abendgluth die Dünste golden röthet, und wie die Strahlen der Sonne sie berührten, vergoldeten sich die Säume ihres schwebenden Gewandes, ein Strahlenmeer wogte wie eine Glorie um ihr Haupt, ihre Arme, die sie nach mir streckte, vergoldeten sich, sie schwebte auf zum Himmel in Gestalt eines strahlenden heiligen Kreuzes. Da stand ich anbetend, den Blick nach

ihr gerichtet, die immer höher und höher aufschwebte. Es war mir jetzt, als sei ich erwacht, und doch mußte ich fortgeschlafen haben, denn ich träumte von neuem, aber nicht so lieblich, wie vorhin.

Wie jener Traum die Apotheose der Heiligen, war dieser die Todtenfeier der Sterblichen. — Ich stand auf einem großen Leichenfelde; eine dunkle Höhle, auf welcher eine einsame zackenlose Fichte stand, gähnte mich an; der Mond, der hinter ihr aufging, schien mir, wie der Mond auf den Zelten der Ungläubigen, blutig roth. Rings umher war Grabesstille, nur leise bewegte ein sanftes Lüftchen den Wipfel des blätterlosen Baumes; da stürzte ein Löwe aus der Höhle, packte und hob mich brüllend mit seiner mächtigen Tatze in die Lüfte. Ich, meiner unbewußt, rief Athanasia's Namen, und wie von einem Zauberschlage gerührt, legte der Leu mich nieder, sein Auge rollte furchtbar, er wandte mir den Rücken. Die Höhle schloß sich hinter ihm, und eine Schnur lag vor mir grün und roth, wie ich sie Athanasia, den Mantel auf ihren weißen Schultern zu befestigen, zu ihrem Namensfeste geschenkt hatte; und wie ich sie aufhebe, sie an mein Herz drücke, sie um meinen Nacken winde, da, als ob der tückische Alp mich gedrückt, erwache ich stöhnend, und helle Schweißtropfen rollen über meine Stirn.

Ich sprang auf; eine jener unschädlichen Schlangen, so häufig in den Sümpfen des Aspropotamos, hatte sich um meinen Hals geschlungen. Ich schleudere sie weg in die Gluth, und wie sie zischend den Feuertod stirbt, ist mir, als winde sie sich zur grün' und rothen Schnur. Lächle nicht, Freund! es war das Bild meines Todes. Darum kam die Hülfe vom Meere, darum konnte Stephanos nicht zünden, ich nicht aufstiegen zu ihr.

Sollte die Vorsehung eines Traumes bedürfen, — sagte Gregor theilnehmend — uns die Zukunft zu enthüllen? — Nein, mein Bruder! wohl uns, daß sie dem sterblichen Auge verhüllt bleibt, und daß die Hand, die uns zuweilen ihren Schleier lüftet, immer nur aus Traum oder Ahnung geformt ist, daß sie immer nur wie ein Nebelbild vor uns schwebt! Was Dir der Traum ist, war mir die Ahnung; aber wie jener aus den Gebilden der Seele sich formt, tritt diese aus den Gefühlen des Innern zum Leben, und wie ich glaube, sind wir selbst immer die Schöpfer beider. Ich wenigstens, Niketas, ich vertraue nur auf Gott, und lege mein Schicksal in seine Hand! — Komm mit mir zu den Schanzen am Meere, dort ist Alles in Thätigkeit; auch wir wollen die Schaufel in der Hand arbeiten, so die Träume vergessen, und morgen nach Klissowa ziehen. — Niketas folgte dem Freunde.

Schmerzvoll war der Abschied von Zuleima, als sie sich am folgenden frühen Morgen von Gregor trennte. Nicht ohne Unruhe verließ sie dieser.

Er gedachte der Worte des alten Bozzaris, er fürchtete, Reschid, der wohl wissen konnte, daß seine Tochter in den Mauern Missolunghi's sei, würde den Griechen ein großes Lösegeld bieten, und diese, gelockt von dem Preise, in seiner Abwesenheit die Geliebte ausliefern. Er hätte so gern deshalb mit Zuleima gesprochen, aber eine Scheu hielt ihn zurück; es schien ihm Unrecht, sich zwischen sie und den Vater zu werfen, sie gewaltsam von der Vaterbrust zu reißen. Er schwieg und überließ es der Zeit, ihr Herz zu prüfen. Aber als die Stunde des Abschieds nahte, entschlüpfte ihm doch ein trauriges Wort. — Zuleima! — sagte er bewegt — Gott weiß, wie lange dieses Herz noch für Dich schlagen darf, wie viele meiner Stunden noch gezählt sind! Du liebst mich, ich suche meines Lebens Glück nur in Dir, und doch trennt uns eine weite Kluft. Nur das Kreuz in der Hand kannst Du sie überspringen, nur als mein Weib kann keine Gewalt Dich von mir trennen!

Gott wird mich erleuchten, — erwiderte die Jungfrau — sein heiliges Licht mich leiten; vertraue meinem Herzen, vertraue mir ganz! Der Mutter ehrwürdige Gestalt schwebt alle Nächte in meinen Träumen vor mir. Vertraue auf Gott!

Die Wimpel wehten, der Wind schwellte die Segel, die Stunde der Trennung schlug.

Einsam verlebte, während Gregor in Vassilides war, Zuleima unter der Obhut der würdigen Witwe des Marcos Bozzaris ihre Tage, und trotz der Warnung Fatime's wendete sich ihr Herz kindlich zu der ehrwürdigen Frau. Zuleima hatte ihr aus ihrem frühern Leben so Manches erzählt, der Mutter Tod ihr nicht verschwiegen, sie hatte ihn so lebhaft geschildert, ihr nicht verhehlt, daß seit diesem Unglücktage ihr Herz sich ganz von dem Vater gewendet, und so manche Aeußerungen hatten die Witwe ahnen lassen, daß das Herz Zuleima's sich zu der Religion des Kreuzes neige. Die edle Frau berührte dies nur leise; sie fürchtete, die Liebe habe mehr Theil an der frommen Sehnsucht des Mädchens, als die Ueberzeugung, deshalb schwieg sie.

Eines Abends, als sie mit Zuleima allein war, sprach diese ihre Sehnsucht laut aus, und verschwieg der edlen Frau nicht, wie sie alle Nächte ihre Mutter zu sehen glaube, welche, das Kreuz an die Brust gedrückt, ihr zu folgen befähle. — Ich kann mein Gebet nicht mehr zu dem Propheten wenden, — fuhr sie fort — mir fehlt das gläubige Vertrauen, das ich hier unter Euch so herrlich finde, mit dem Ihr Noth und Drangsal ertragt, und Euch einem Märtyrertode weiht. Dennoch, Mutter, fehlt mir der Muth, mit festem Schritte dem Kreuze zu folgen. Der Geliebte weckt so manche Gefühle in mir, es ist mir, als ob sein Ruf, sein Bild, und nicht der feste Glaube mich hinzöge. Mein Herz ist noch zu sehr dem Irdischen geweiht.

Noch hatte die Witwe sie nicht getröstet, als der ehrwürdige Notis

Bozzaris eintrat. Sein Auge ruhte lange auf Zuleima, die er heut zum erstenmal sah; es lag so viel Theilnahme in dem Blicke des alten Mannes, daß diese, von hoher Achtung ergriffen, sich vor der ehrwürdigen Gestalt des Griechen beugte, seine Hand ergriff und sie demuthvoll küßte.

Der Friede Gottes über Dich, Jungfrau! — sagte der Greis — er möge Dich schützen und Deine Schritte leiten! Ich komme, — fuhr er fort, und sein Auge ruhte forschend auf dem Mädchen, — Zuleima, ich komme als ein Bote des Friedens! Dein Vater, unser unversöhnlicher Feind, hat einen Vertrauten geschickt, um Dich zurück zu fordern; er bietet ein bedeutendes Lösegeld und funfzig gefangene Christen, unter denen auch einer der Meinigen ist.

Und Ihr habt beschlossen? unterbrach ihn Zuleima schnell, und eine hohe Röthe überflog ihr Gesicht.

Dem Vater die Tochter, so mancher Verlassenen den Gatten, mancher Mutter den Sohn wieder zu geben!

Die Röthe war von dem holden Antlitz der Jungfrau gewichen, Todtenblässe überzog das liebliche Gesicht.

Darum komme ich, — fuhr er fort — Euch dies im Namen der versammelten Häupter der Griechen zu verkünden. Bereitet Euch zur Abreise, und danket Gott, daß wir Christen menschlicher sind als die Anbeter Mahomeds!

Starr sah Zuleima, während er dies sprach, vor sich nieder. Sie schien mit sich zu kämpfen; dann plötzlich erhob sie den Blick zum Himmel, stürzte vor dem Gnadenbilde der Mutter Gottes nieder, legte ihre Hände kreuzend über die Brust, und das Auge nach dem Heiligenbilde gerichtet blieb sie unbeweglich knieen.

Bozzari und seine Nichte sahen aufmerksam und unverwandt das Mädchen an, das, eine Ungläubige, mit heiliger Inbrunst die Madonna anzubeten schien; sie störten ihre Andacht nicht. — Lange hatte sie so gekniet, als sie sich erhob, dem Greise sich nähernd dessen Hand ergriff, und mit kindlicher Ergebung sagte: Ehrwürdiger Herr! ich habe zu dem Gott meiner Väter gebetet, habe zu ihr, die mit himmlischer Liebe das Kind an ihre Mutterbrust drückt, mein Herz, mein Flehen erhoben, ich habe gebeten, mich zu erleuchten, und meinen Geist zu lenken zu dem, was zu meinem Heile ist. Aber ich ward nicht erhört, nicht von dem Propheten, nicht von der Muter der Gekreuzigten; denn noch weiß ich nicht, was ich thun soll. Soll ich den Mann treulos verlassen, der mit Gefahr seines Lebens mich rettete? Soll ich den Vater fliehen? Soll ich die Sehnsucht meines Busens unterdrücken, die mich zu Euren Tempeln ruft, wo der einzige Weg sich mir öffnet, die Mutter wieder zu finden? — O! rathet mir, Euer Blick, Euer Silberhaar flößt mir Vertrauen ein. Auch Ihr, edle Frau! versagt mir Euren Rath nicht, sprecht, was soll ich thun?

Der Pflicht folgen! sagte Bozzaris ernst.

Und nicht dem Herzen?! — rief Zuleima erbleichend — Ach, die Pflicht zu erfüllen, wird mir so schwer!

Gilt es nicht eine Seele zu retten? sagte jetzt Marcos Witwe, die bisher zu allem diesen geschwiegen hatte.

Hundert Arme sind dem Glauben mehr werth in dem Augenblicke der Noth, als eine Geopferte. Gott wird ihr gnädig sein auch mit dem Zeichen des Islams! entgegnete Bozzaris.

Das ist hart, Ihr Männer! — rief die edle Frau — Das ist ein grausames Opfer! — Und Gregors Sarantos?

Gregor! rief Zuleima bebend, und bedeckte ihr Gesicht.

Gregor Sarantos wird seine Pflicht gegen das Vaterland erfüllen.

Ist der Abgesandte meines Vaters noch hier? fragte Zuleima schnell.

Noch ist er hier, — erwiderte Bozzaris — er wartet unsrer Antwort.

Darf ich ihn sprechen?

Warum nicht.

So laßt ihn kommen, edler Herr! und hab' ich mich überzeugt, daß Reschid Pascha, mein Herr und Vater, mich zurückverlangt, so wie ich bin, dann folg' ich, wenn auch mit traurigem Herzen.

Notis Bozzaris ging; die Witwe folgte ihm.

Als sich Zuleima allein befand, stürzte die lang' verhaltene Thräne aus ihrem Auge; sie rief die Amme. — Fatime, Fatime! — rief sie ihr schluchzend entgegen — ich soll von hier, soll von ihm, hin zum Vater!

Allah sei gelobt! rief die Alte.

Allah sei gelobt, das sagst Du mir, Fatime? In dem Harem von Delphino soll ich verschleiert, eingekerkert, an ihn denkend, mein Leben aushauchen?

Deine Pflicht, Deine Ehre ruft, Dein Glaube befiehlt es Dir. Hier würdest Du eine Abtrünnige, hier schlössen sich Dir die Pforten von Mahomeds Paradiese, hier wärest Du für ewig verloren!

Dort, dort! — rief das Mädchen mit einer Lebhaftigkeit, die Fatime noch nie an ihr gesehen, — dort wär' ich verloren! Denn wisse, meine Mutter ist mir diese Nacht im Traume erschienen. Das Kreuz im Arm befahl sie mir, ihr zu folgen — und ich werde es! Im Herzen, Fatime, wisse es, bin ich schon längst eine Christin!

Starr sah die Amme Zuleima an, regunglos stand sie vor ihr, so daß die Jungfrau bei ihrem Anblick erbebte. Dann warf sich Fatime schluchzend an ihren Hals. — Unglückliche! — rief sie — was hast Du begonnen! Allah, vergieb ihr, warum gabst Du ihr ein Herz, das von der Liebe bethört Dich verleugnen konnte.

Da wurde der Abgesandte des Pascha gemeldet; schnell warf Zuleima den Schleier über. Er trat ein, Bozzaris und mehre Hauptleute der Griechen folgten ihm. Tief neigte sich der Türke vor der Tochter seines Gebieters. — Allah sei gelobt! — sagte er ehrfurchtvoll — daß mir das Glück

wird, Dich, Du Roſe in den Gärten Albaniens, zu Deinem Vater zurück zu geleiten! Ich erwarte Deine Befehle, alles iſt zur Abreiſe bereit.

Ehe ich Dir folge, Muſtapha, — erwiderte Zuleima mit feſter Stimme — ſchwöre mir, daß ich meinem Vater willkommen bin!

Stern des Himmels, Blume aus dem Paradieſe des Propheten! — erwiderte der Türke ſchnell — wie kannſt Du zweifeln, daß das Vaterherz nicht ſehnſuchtvoll Dich erwartet!

Da ſchritt die Jungfrau nach der Niſche, in welcher auf dem kleinen Hausaltare ein Kreuz ſtand, ergriff daſſelbe, und es mit Inbrunſt an die Bruſt drückend, ging ſie auf Muſtapha zu, der erſchrocken zurückbebte. — Bin ich ihm auch mit dieſem Heiligen willkommen, Muſtapha? fragte ſie feierlich.

So bewahre Euch Mahomed vor ſeinem Dolch! ſtammelte der Erſchrockene.

So geh' und ſage meinem Vater: Der Mutter Glaube ſei auch der meine, der Mutter Tod habe die zarten kindlichen Bande gelüftet, die Liebe zu Athanaſia's Bruder ſie gelöſ't. Melitta, meine Mutter, Athanaſia, meine Schweſter, und mehr als dieſe, Gott habe mich von ihm getrennt!

Griechen! — fuhr ſie fort, ſich zu den Hauptleuten wendend, — wollt Ihr die Chriſtin dem Muſelmann verkaufen, ſo feſſelt mich, liefert mich an dieſen Alten aus, und noch heute ſchwebe ich, eine Märtyrin des Glaubens, auf zu Gott! Thut wie Euch gefällt. — Den Schleier nahm ſie vom Haupte, legte ihn vor dem Muttergottesbilde nieder, ſchritt auf den Türken zu und ſagte ernſt: Geh', Sklave! und ſage Deinem Herrn, Du habeſt Zuleimas Antlitz geſehen, du habeſt es weinend geſehen, da ſie dem Vater Lebewohl ſagte; ſag' ihm, meine letzte Bitte ſei, er möge um meiner Mutter willen mir nicht fluchen. Nun geh! — Muſtapha zauderte.

Geh'! — donnerte des alten Bozzaris Stimme — Was dem Kreuze ſich weiht, gehört nicht Euch, nicht uns; frei iſt die Chriſtin, frei iſt ihr Wille! — Er winkte; einige Griechen verhüllten mit der Binde ſprgſam des Türken Augen und führten ihn fort.

Eben, als der Abgeſandte Miſſolunghi verlaſſen hatte, kehrten Gregor und Niketas von Baſſilides zurück. Ein dumpfes Gerücht, man liefere die Tochter des Paſcha gegen griechiſche Gefangene aus, hatte ſich in der Stadt und bis zum Hafen verbreitet, und bald vernahmen es auch die Beiden. Nach der Wohnung der edlen Witwe eilte Gregor. Sitte, Anſtand, Alles vergeſſend, ſtürzte er in Zuleima's Zimmer; auf ihren Knieen fand er ſie vor dem Muttergottesbilde, Fatime weinend in weiter Entfernung von ihr ſtehen.

Zuleima! — rief er freudig, und umſchlang die ſich Erhebende. — Biſt Du mir nicht entriſſen, biſt Du noch mein, nicht zu Deinem Vater zurückgekehrt?

Ich bin Dein! — erwiderte Zuleima, ſich ſeinen ſtürmiſchen Umarmungen entwindend. — Es iſt geſchehen, Gott hat meine Schritte geleitet, ich bin Dein in Glauben und Liebe!

Mit einem Blicke, aus welchem der Seligkeit höchſte Wonne ſtrahlte, blickte Gregor auf die Geliebte, die ſein ſtürmiſches Entzücken nicht zu theilen ſchien. — Gregor! — ſagte ſie ſanft — umſtricke mich nicht mit Banden irdiſcher Liebe; laß das Himmliſche ganz meine Bruſt durchglühen, noch bin ich nicht würdig, in dem Schooße jener Himmelsmutter zu ruhen. Wenn die Taufe mich geheiligt, dann — o dann! — Sie ſank in ſeinen Arm, die Wonne der Zukunft durchſchauerte ſie, ſie barg ihr glühend Antlitz an ſeiner Bruſt. — Bis ich eingegangen bin in die Gemeinſchaft der Chriſten, ſtöre meine frommen Gedanken nicht, mein Geliebter! — bat ſie innig — ſtöre die Sünderin nicht auf dem Wege des Heils! Schnell werden die Stunden der Weihe verfließen, ſie gehören dem Glauben, wie ich dann ganz nur Dir gehöre!

Sie reichte ihm freundlich bittend die Hand; er drückte ſie an ſein Herz, und wollte gehen, da trat Fatime zu ihm. — Herr! — ſagte ſie, und tauſend widerſtreitende Gefühle drückten ſich in ihren unſtäten Blicken aus, — Ihr habt den Wahnſinn der Liebe in der ruhigen Bruſt der Jungfrau geweckt, Ihr ſeid Schuld, daß wir nicht eingehen in das Paradies des Propheten; deshalb flehe ich, macht ſie glücklich, ſchafft ihr die Erde zum Paradieſe, und mein Gebet wird Euch Verzeihung erflehn!

Da ſchallte ein wildes Getümmel von der Straße herauf; Fatime eilte an's Fenſter. — Gregor, Miſſolunghi iſt in Aufruhr! — rief ſie — Alles ſtürzt aus den Häuſern! — Leb' wohl, Zuleima! rief Gregor und eilte hinunter.

Alt und Jung, Männer und Frauen fand er hier in Bewegung, ſie eilten nach den Wällen; Gregor folgte. Aus der Ferne hörte er kriegeriſche Muſik. — Was bedeutet der Auflauf? fragte er die neben ihm Forteilenden. — Die Egyptier! war die Antwort; und als er den Wall erſtiegen, ſah er ein unglückverkündendes Schauſpiel. Auf der Straße von Lepanto zogen die Schaaren Ibrahims in größter Ordnung gegen den Hügel herauf; hoch flatterten ihre Fahnen. Das Heer Reſchids, in Schlachtordnung ſtehend, bewillkommte dieſe neuen Krieggefährten mit freudigem Zuruf, die an ihnen vorbeizogen, um auf dem rechten Flügel ihr Lager aufzuſchlagen. Es waren vier Regimenter Fußvolk, jedes wohl an tauſend Mann ſtark. Nicht ihre Zahl, die Ordnung, mit der ſie nach Art der europäiſchen Krieger ihre Bewegungen ausführten, machte Eindruck auf das Gemüth der Griechen. Jetzt ſchwenkten ſie ein, eine lange Linie bildete ſich; man ſah deutlich, wie der Paſcha, denn er mußte es ſein, längs

den Reihen ritt, und wie jetzt ein türkiſcher Reiter von der Höhe herab nach der öſtlichen Batterie jagte. Da ſchleuderten aus allen Geſchützen die Ungläubigen, den Egyptiern zum Willkommen, Tod in die bedrängte Stadt. Die Araber ſchlugen ihr Lager an der Höhe auf.

In dumpfem Schweigen kehrten die Griechen unter Kugelregen in ihre ſchon halb zerſtörten Wohnungen zurück. Es ſchien, als habe der Anblick jener Krieger die Tapfern entmuthigt. Nur Stournaris ſah mit ruhig heiterem Blicke hin nach dem Lager. — Nicht die Zahl unſerer Feinde, Ihr meine Krieggefährten! — rief er mit lauter Stimme — nur des Allmächtigen Hand kann uns niederſchmettern, denn in ihr allein ruht unſer Schickſal! Morgen, vielleicht ſchon heute, giebt es einen heißen Tag. Reſchid wird ſich freuen, ſeinem Zorn durch das Blut der ihm verhaßten Egyptier durch unſer Blut ein Opfer bringen zu können. Deshalb Du, Mitſos Kentaghiannis! geh' mit Spiras, Deinem Neffen, und den Klephten in die Baſtion Franklin; die von Miſſolunghi werden den Thurm Wilhelm Tells beſetzen. Kara Hiskos! nimm die Armatolis, rücke in die Batterie Kiriakouli und beſchütze den Thurm Kaskiurkos. — Notis Bozzaris, edler Führer der Männer von Souli! Dir gebührt der Platz, den der Name Marcos Bozzaris, Deines Neffen, geheiligt; geh' mit Kitſos Tſarellos und den Sulioten nach der Baſtion Bozzaris. Die Schanze Wilhelm von Oranien und die Batterie Rigas übergeb' ich Dir, Makris Tſongas! und den Rumelioten. Du, Giannis Rangos! beſchütze mit den Palikaren die Schanze Montalambert. Ich mit den Andern werde mich hinwenden, wo es Noth thut. Du, Sarantos! bleibſt mir zur Seite. Sorgt für Munition, feuert nicht zu früh, und das Geſchütz feuere nur mit Kartätſchen; ſtärket Euch mit Speiſ' und Trank, vergeßt nicht Gott um Beiſtand anzuflehen, und wenn die Trompete ruft, ein jeder auf ſeinen Poſten!

Der edle Krieger ſchritt nun durch die Menge; auf die Baſtion Bozzaris ward die große Fahne des Kreuzes aufgepflanzt. Gregor und Niketas folgten Stournaris mit den Ihrigen.

Der Tag verging ruhig. Die Egyptier hatten gegen Mittag ihr Lager aufgeſchlagen, und was man von den Schanzen aus ſehen konnte, zeigte von Ordnung und europäiſcher Mannszucht. Die Sonne ſenkte ſich, das Feuer der Türken ſchwieg, doch ſah man deutlich, daß in ihrem Lager große Vorbereitungen gemacht wurden. Ein albaneſiſcher Ueberläufer berichtete, daß ſeine Landsleute, mit der Ankunft Ibrahims unzufrieden, nur auf eine Gelegenheit warteten, das Heer zu verlaſſen, nur Reſchid Paſcha's Anſehen halte ſie noch zurück; bei der erſten unglücklichen Begebenheit aber zögen ſie ſich nach Hauſe, denn unerträglich ſei ihnen der bekannte Stolz der Araber und der Renegaten, welche dieſe befehligten.

Von dieſer Stimmung hofften die Griechen. Sie kannten Reſchid

Paſcha's Stolz, und wußten, wie ungern dieſer unter die Befehle Ibrahims trat. In Niketas Seele erweckte dieſe Nachricht einen Gedanken, der lange in ihr geſchlummert hatte.

Die Nacht breitete ihren Mantel über die ruhende Erde, und Alles ſchien mit der Natur zu ſchlummern. Der Morgen ſchickte nur trübe ſeine Unglück verkündenden Strahlen, und wie ſie hinter dem Meerbuſen von Lepanto dunkelroth hervorbrachen, ſendete eine in der Nacht hinter dem Olivenhügel aufgeworfene Wurfbatterie ihren Morgengruß herüber.

Sie treffen gut, — ſagte Bozzaris, als mehre Granaten in die Schanze ſchlugen, — nicht die Topſchi ſind es, chriſtliche Konſtabler ſchleudern ihren Glaubensbrüdern den Tod entgegen. Nun, wie Gott will! Treffen ihre Kugeln auch uns, trifft dieſe Abtrünnigen doch der Fluch der Chriſtenheit. — Er machte alle nöthigen Vorkehrungen; denn ſchon rückten die Egyptier in geſchloſſener Ordnung den Berg herab, ſchon begann aus allen türkiſchen Batterieen das Feuer des Geſchützes, und Reſchid Paſcha's Heer rückte theils hinter den Egyptiern, theils ihnen zur Seite zum Sturme heran.

Die Griechen verhielten ſich in ihren Schanzen ganz ruhig; kein Schuß beantwortete das feindliche Feuer. Mit dem Anrücken der Egyptier, die in bedeutender Entfernung den Türken voran eilten, war auch die Beſonnenheit, der feſte Muth, in die Herzen der Griechen wiedergekehrt, und heiteren Blickes ſahen ſie den Anrückenden entgegen. Dieſe zogen geſchloſſen in tiefen Kolonnen heran; aber als jetzt, wohl etwas zu früh, aus der Baſtion Franklin die erſte griechiſche Kanonenkugel in ihre dichten Reihen fuhr, entwickelten ſie ſich, ſchickten einzelne Schützen vor, und ſetzten unaufhaltſam ihren Marſch fort, indeß die Türken und Albaneſer in ungeregelten Haufen heranſtürmten, jedoch immer in bedeutender Entfernung hinter den Egyptiern zurückblieben.

Jetzt begann aus allen Schanzen das Feuer der Griechen auf die Anrückenden, die ihre Schritte verdoppelten. Das türkiſche Geſchütz war lediglich auf die Baſtionen Bozzaris und Franklin, und auf den Thurm Koray gerichtet. Mit Ordnung und Muth rückten jetzt die Araber gegen den großen Graben an, füllten ihn, trotz dem Feuer aus den Schanzen, mit Faſchinen und Sandſäcken, und bahnten ſich ſo den Weg zu den Baſtionen. Unerſchrocken ſtürzten ſie ſich in den Graben, legten die Sturmleitern an; doch hier trafen ſie auf die Männer von Souli, die Fahne des Kreuzes in ihrer Mitte, ſie trafen auf Stournaris und den Semen, der ſchnell der Baſtion zu Hülfe geeilt war. Sie wurden zurückgeworfen, erneuerten jedoch noch einmal den Angriff, und vergebens. Unzählige Leichname der Egyptier deckten die heilige Erde. Die Araber flohen.

Auf dem rechten Flügel hatten die Türken mit weniger Ordnung und Kühnheit die Batterie Rigas und die Schanze Wilhelm Tells angegriffen. Ein kreuzendes Feuer warf ihre Reihen nieder, und da ſie die Truppen

Ibrahims weichen sahen, ergriffen auch sie die Flucht. Wohl an 2000 Todte deckten den Wahlplatz; die Christen hatten gesiegt!

Die Griechen zogen vom Kampfplatze zurück in die gerettete Stadt; mit Wunden bedeckt, mit Blumen bekränzt, mit neuem Muthe gestärkt, kehrten sie heim zu den Ihrigen. Ihre Todten deckten die heilige Erde, der Dank des Vaterlandes bettete sie sanft.

Mehrere Tage vergingen ruhig. Kleine Abtheilungen der griechischen Flotte liefen in den Hafen und führten Lebensmittel zu. Die Türken versuchten keinen neuen Angriff, sie verschanzten sich in ihrem Lager, und die kecken Egyptier schienen mit ihrem ersten Versuche die Lust zu einem neuen verloren zu haben.

Zuleima hatte sich indeß zur heiligen Handlung bereitet. Der ehrwürdige Erzbischof hatte es selbst übernommen, sie in den Lehren der christlichen Religion zu unterrichten, und in dieser ganzen Zeit, wo ihr Herz nur der Andacht geweiht war, schien sie das Irdische ganz vergessen zu haben. Ihr Zimmer war selbst für Gregor verschlossen; sie sah niemand, als ihren frommen Lehrer, als die Wittwe Marcos Bozzaris und Fatime, die von Schmerz fast verging, wenn der Erzbischof eintrat und, wie sie meinte, ihr frommes Kind zum Irrglauben verlockte. Aber ihre Liebe zu Zuleima war stärker als Alles. Sie ging täglich zu Gregor, berichtete ihm, was Zuleima mache, und zürnte dann mit sich selbst, daß sie die Andacht der Jungfrau mit so lebendigen glühenden Farben schildern konnte.

So vergingen Wochen der Ruhe. Die Flotten der Griechen hatten sich bis auf wenige Schiffe, die den Kapudan Pascha im Hafen von Patras beobachteten, von der Rhede von Missolunghi entfernt, um Proviant zu holen, an dem es der Stadt wieder zu mangeln begann; denn so lange die See offen blieb, so lange Mangel an Munition nicht eintrat, Hungersnoth nicht zu befürchten war, sank auch der Muth der Griechen nicht. Mit emsiger Thätigkeit arbeiteten sie an den Festungswerken, und nur die Nachricht, daß Ibrahim Pascha mit dem größten Theil seines Heeres von Patras aus übersetzen und die Belagerung in Person führen wolle, erschütterte ihren Muth, jedoch ohne ihn zu schwächen.

Es war am 31sten Januar 1826, als die in den Vorhöfen der Kirchen aufgehängenen Breter tönend eine feierliche Handlung verkündeten *). Alles strömte nach der mit Blumen festlich geschmückten Hauptkirche, in deren heiligem Dome mehre hundert Kerzen aufgesteckt waren. Mit

*) Die Griechen dürfen, außer wenigen Klöstern, keine Glocken haben; Breter, welche in den Vorhöfen der Kirchen hohl hängen, und mit hölzernen Hämmern nach einer gewissen Melodie bald leise, bald stark geschlagen werden, vertreten ihre Stelle.

Blumengewinden war die Halle geſchmückt, in welcher der Taufbrunnen ſtand.

Ein feierlicher Zug hatte ſich jetzt von dem Hauſe der Witwe Bozzaris in Bewegung geſetzt. Jungfrauen, in die Farbe der Unſchuld gekleidet, das Haar mit Myrten bekränzt, zogen paarweiſe voran, feierliche Hymnen ſingend; in der Linken trugen ſie einen Strauß halbaufgeblühter Roſen, in der Rechten eine brennende Kerze. Ihnen folgten die Jünglinge mit Epheu bekränzt; ſie trugen einen Oelzweig in der Hand. Dann folgten die ehrwürdigen Prieſter ernſt und ſchweigend — ihnen Zuleima. Zum erſten Mal hing ihr dunkelbraunes Haar in langen Flechten über den blendenden Nacken, ein weites, weißes Gewand, von einem goldenen Gürtel unter der Bruſt feſtgehalten, umgab die hohe Geſtalt. Ihr Auge ſah auf gen Himmel, ihr Schritt war feſt, der Glaube begleitete ſie auf dem feierlichen Wege. Die Witwe Marcos Bozzaris ſchritt ihr zur Rechten, die Tochter Chizzo Zaweckas, eine holde Jungfrau, ihr zur Linken. Gregor folgte mit Notis Bozzaris, dann die Hauptleute der Griechen, und Niketas an der Spitze des kleinen Haufens Livadier; eine Menge Volk ſtrömte nach. Ueberall ertönte frohes Jauchzen, alle Herzen waren gerührt, die Tochter Reſchid Paſcha's in die Gemeinſchaft der chriſtlichen Kirche treten zu ſehen; nur ein Herz trauerte, das Herz der treuen Amme, die, obgleich in Verzweiflung, obgleich den Tag verfluchend, nicht zu Hauſe bleiben konnte. In griechiſcher Tracht folgte ſie dem Zuge von weitem, und ob auch ihr Fuß krampfhaft ſich zurückzog, als ſie in das Gotteshaus eintreten wollte, war doch die Liebe zu Zuleima ſtärker als der Glaube des Propheten; ſie trat ein und drängte ſich durch die wogende Menge.

Der ehrwürdige Erzbiſchof in ſeinem weißen Gewandte, von den Archimandriten, den Prieſtern und Diakonen umgeben, empfing Zuleima vor der großen Pforte, und ſprach ſein heiliges Gebet über ſie. Als ſie in den Dom eintrat, wurden alle Kerzen angezündet, ein Prieſter räucherte den Taufbrunnen, zu welchem Zuleima ſchritt.

Dreimal weihte der Erzbiſchof das Waſſer; dann nahm er das Oel, beſtrich der Jungfrau Stirn, Bruſt und Nacken, und als die heilige Taufe vollendet, begann er mit lauter, volltönender Stimme ein heiliges Gebet, während Zuleima vor ihm niederkniete. — Sei feſt im Glauben, — ſprach er — treu in Gott, rein ſei Dein Wandel, bis Dich der allgütige Vater abruft zu ſeinen Engeln! — Und als er dreimal das Zeichen des Kreuzes über ſie gemacht, und die Hand ſegnend auf ihr Haupt gelegt, ſprach er: Marina Athanaſia, die Du aufgenommen biſt in die Gemeinſchaft der chriſtlichen Kirche, ſteh' auf und wandle unter uns! — Er reichte der Jungfrau die Hand, hob ſie auf und drückte den Friedenskuß auf ihre glühende Stirn. Maria, die Witwe Marcos Bozzaris, drückte ſie als Zeugin dieſer heiligen Handlung liebkoſend an ihr Herz; Gregor Sarantos reichte ihr die Hand, ſein Auge traf das ihrige. In dieſem Blicke öff-

nete ſich ihnen der Himmel, und wenn auch ihre Lippen ſchwiegen, bekräftigte das Auge doch den Schwur ewiger Treue.

Und als ſie noch ſo ſtanden, der fromme Biſchof den Lobgeſang begann, und vom Chor der Sänger begleitet, Gott den Allmächtigen pries, der die verlorene Seele in den Kreis der Gläubigen eingeführt, traf Marina's Auge Fatime, die, von Rührung, von Andacht ergriffen, unwillkürlich niedergekniet war, und jetzt, da das Auge ihrer geliebten Herrin dem ihrigen begegnete, die Arme ſegnend nach ihr ſtreckte. Ach, die arme Unglückliche litt unausſprechlich! Sie glaubte ihr geliebtes Kind verloren, und konnte doch ſelbſt dem frommen Eindrucke nicht widerſtehen, den der hohe Dom, die feierliche Hymne, die Inbrunſt erweckte, mit welcher die Tauſenden ihr Herz zu Gott erhoben. Sie konnte die Sehnſucht nicht aus ihrer Bruſt verbannen, auch ſo wie dieſe beten zu können, nicht den Gedanken unterdrücken, daß der Gott der Chriſten wohl der Gott der Liebe ſein müſſe. Sie ſah ihre Herrin ſo beglückt, ſo verklärt jetzt das heilige Haus verlaſſen, daß ſie dieſem Tage nicht mehr fluchen konnte.

Der Zug ging in nemlicher Ordnung zurück. Nach dem Hauſe der Witwe Bozzaris begleitete er Marina, ſo nannte Gregor ſie jetzt. Hier dankte dieſe den Jungfrauen, erbat ſich den Segen der ehrwürdigen Väter, dankte dem jauchzenden Volke, und trat an ihres Gregors Seite in die Wohnung ein, wo kein rauſchendes Feſt ſie erwartete, wo ſie nur das ſtille Feſt der Liebe feiern wollten.

Nun biſt Du mein vor Gott, der Dich in den Schooß ſeiner heiligen Kirche aufgenommen hat! — rief Gregor, ſie in ſeine Arme ſchließend. — Nun möge der Prieſter unſre Liebe heiligen, und uns nichts mehr trennen als der Tod!

Auch dieſer nicht! — rief Marina erglüht — Er finde, er faſſe uns beide zugleich, ein Rauſchen ſeiner dunkeln Flügel trage uns beide hinüber! Dies das Gelübde, daß ich ſo oft ſchon gethan und heute an dieſem feierlichen Tage wiederhole. Im Leben, im Tode Dein, Gregor!

Und als ſie ſich ſanft aus ſeiner innigen Umarmung gewunden, trat ſie zu der weinenden Fatime. — Gute Amme, — ſprach ſie — treue Seele, die mich nicht verläßt, wenn ſie mir auch zürnen muß, vergieb den Kummer, mit dem ich Deine Liebe lohne, vergieb mir dieſe Thräne, die Du um mich weinſt! Der Gott der Chriſten iſt auch Dein Gott, mild und barmherzig wird er die treue Seele in jener Welt nicht von mir trennen, die mich hier nicht verlaſſen konnte. Steh' auf! — fuhr ſie zu der Niedergeſunkenen fort, die ihre Kniee umfaßte, — laß Dich von Deinem Schmerz nicht niederbeugen, kurz iſt die Spanne Lebens, zeige mir in dieſen wenigen mir zugemeſſenen Tagen ein heiteres Geſicht, ſtöre nicht meine Seligkeit, gönne mir mein Glück, wer weiß, wie lange ich es noch genießen darf!

Fatime ſtand auf, ſie küßte Marina's Hand, wollte lächeln und vermochte es nicht, zum Schmerz verzog ſich der Mund und die Thräne brach wieder hervor. — Herrin! — rief ſie — zürne nicht, daß ich weine, ich bin ſo bewegt!

Nicht mehr Deine Herrin, Deine Freundin, Deine Tochter bin ich! — rief Marina — Nicht wahr, Gregor! auch in der Türkin ehrſt Du die Treue, deren Bruſt Deine Marina genährt, die alles für ſie geopfert hat, die wirſt auch Du kindlich ehren und lieben.

Gregor reichte ihr herzlich die Hand, Marina ſchloß ſie in ihre Arme. Der Gott der Chriſten, der Gott Mahomeds ſegne Euch! — rief Fatime — Seid glücklich, und meine Thränen ſind für immer getrocknet!

Noch an dem nemlichen Tage ſah man von Miſſolunghi aus die Abtheilung der griechiſchen Flotte, welche den Hafen von Patras beobachtet hatte, weſtlich nach dem Kap Papas ſteuern. Eines dieſer Schiffe lief auch bald in den Hafen von Miſſolunghi ein, und brachte die Nachricht, daß der Kapudan Paſcha ausgelaufen ſei, in dem Meerbuſen von Patras kreuze, um die Ueberfahrt Ibrahims zu decken, der ſich mit zehntauſend Mann eingeſchifft habe, und wahrſcheinlich bei Creinero landen werde. Dieſe Nachricht, die ſich ſchnell verbreitete, ſetzte die Griechen in Bewegung. Schon aus dem Angriff der vier Regimenter Egyptier auf die Baſtion Bozzaris ſahen die Griechen, daß die Truppen Ibrahims ein furchtbarerer Feind ſeien, als die zügelloſen, ungeübten Horden der Türken und Albaneſer. Man wußte, daß ſie von ehemaligen franzöſiſchen Offizieren befehligt wurden, und ihr Geſchütz weit beſſer bedient ſei. Die Landung zu hindern, war unmöglich, die griechiſche Flotte war entfernt, die wenigen Schiffe, welche die türkiſch-egyptiſche Flotte beobachtet hatten, viel zu ſchwach, irgend einen Verſuch zu wagen; und der im Kriegsrathe gethane Vorſchlag, einen Ausfall zu unternehmen, bevor ſich Ibrahim mit Reſchid vereinigt, wurde von Notis Bozzaris, als in ſeinem Erfolge zu ungewiß, verworfen, da überdies die Beſatzung kaum hinreichte, alle Punkte gehörig zu beſetzen.

Es wurde einmüthig beſchloſſen, was nur irgend dazu fähig ſei zu bewaffnen, und ſelbſt die Hülfe der Frauen nicht zu verſchmähen. An Munition mangelte es nicht, aber Proviant war nur noch auf höchſtens drei Wochen vorhanden, mithin aller Augen einzig auf die Flotte gerichtet.

Zu ſehr mit ſeinem Glücke, mit der Feier dieſes ſo wichtigen Tages beſchäftigt, hatte Gregor Marina den Tag über nicht verlaſſen; die Stunden vergingen ihnen in ungetrübter und ſorgenloſer Freude. Da trat Niketas ein. Faſt zürnend auf Gregor, daß er hier ſo ruhig im Arme der Liebe verweile, theilte er ihm die Nachricht von Ibrahims Landung

mit. — Vielleicht ſchon morgen — ſagte er — weht ſeine Fahne am Fuße des Aracynths, und dann iſt Miſſolunghi's Schickſal entſchieden, wenn nicht eine kühne That es rettet. Ordne hier ſchnell Deine Angelegenheiten, Freund meiner Jugend! fechte als Grieche an der Spitze Deines kleinen Haufens, begrabe Dich, wenn das Schickſal es über Miſſolunghi verhängt hat, unter den Trümmern dieſer Stadt, und ſollten wir uns trennen müſſen, ſo leb' wohl, mich mahnt Athanaſia an meinen Schwur. Und Ihr, holdes, liebliches Weſen! dem die heilige Taufe zwei mir ſo theure Namen gegeben, Ihr, Marina Athanaſia! genießt das Glück, das mir das Schickſal entzog. Lebt der Liebe ſo lange Ihr lebt, und verzeiht mir, wenn ich Euch wehe that! — Mit ſonderbarer Rührung, weicher geſtimmt als je, ſank er ſeinem Freunde um den Hals, drückte er Marina's Hand an ſein Herz. — Lebt wohl! rief er noch einmal, und ſtürzte hinaus.

Während am Abend die hochzeitliche Fackel Gregor und Marina zu unendlicher Wonne leuchtete, ſchlich ein Grieche durch die Werke Miſſolunghi's zwiſchen den Vorpoſten hindurch, ſchaute bedächtig bei jedem Schritte um ſich, und wie er über die äußerſte Schanze hinaus war und auf der Ebene ſtand, die ſo oft das Feld des Todes geweſen und mit Feindesblut getränkt war, hielt er unter einem einſam ſtehenden Baume an, ſah zum Sternenhimmel auf, ſank auf ſeine Kniee und betete: Iſt mein Beginnen gegen Dein Gebot, Vater dort oben, ſo trage meine Schuld nicht ein in das Buch meiner Sünden; vergieb ſie mir und ſei mir gnädig! — Da krächzte ein Rabe auf dem verdorrten Zweige des Baumes, und ſchwang ſich rauſchend in die Höhe. Der Grieche blickte auf. — Biſt Du ein Verkünder der Zukunft, ſchwarzer Bote! — rief er — nun wohlan, Dein Wille geſchehe, Herr! — Er ſchritt dem türkiſchen Lager zu. Dem erſten Vorpoſten der Albaneſer, der ihn anrief, that er ſich als Ueberläufer kund, der von Miſſolunghi komme, und dem Paſcha wichtige Nachrichten bringe; er bat nur, ſchnell ihn zu dieſem zu führen. Sie feſſelten und brachten ihn nach des Paſcha Zelte.

Noch hatte Reſchid ſein ſorgenſchweres Haupt nicht auf das Ruhekiſſen gelegt; ſo mancher Kummer quälte den rauhen Mann in dieſen verhängnißvollen Tagen. Der Tochter Weigerung hatte ihn tief verwundet, er erkannte hierin das Strafgericht des Himmels, und die bleiche, ſterbende Gattin ſtand von neuem lebhafter als je vor ihm. Athanaſia's Tod hatte ihn erſchüttert, jetzt aber durchſchauerte es ihn bei dem Gedanken, der Bruder der Unglücklichen ſei Zuleima's Geliebter, ihren Schatten zu verſöhnen, würfe ſein Kind ſich in des Bruders Arme. Des Paſcha Ibrahim Ankunft, den er morgen an der Spitze des egyptiſchen Heeres erwartete, ſenkte die Schaale ſeiner Sorgen noch tiefer. So ſaß er, von einigen

Vertrauten umgeben, in seinem Zelte, als ihm der griechische Ueberläufer gemeldet wurde. Er befahl ihn vorzuführen.

Mit edlem Anstande trat Niketas ein, neigte sich vor dem Pascha, und sein Auge ruhte lange und forschend, doch ruhig auf der großen, hagern Gestalt Reschids, der ihn freundlicher fragte, als man sonst wohl an ihm es gewohnt war: Du kömmst aus Missolunghi, Christ!

Ja, Herr! erwiderte der Grieche.

Und welche Neuigkeiten bringst Du uns?

Herr! — erwiderte dieser — so lange Fesseln mich binden, ist meine Zunge nicht gelöst!

Der Pascha betrachtete ihn mit durchdringendem Blicke; der Grieche sah ihm ruhig in's Auge. — Nehmt ihm die Fesseln ab! befahl Reschid.

Herr! — begann nun der Grieche, sich ehrerbietig neigend. — In Missolunghi steht es schlecht. Die Lebensmittel, welche die Flotte vor einem Monate in die belagerte Stadt brachte, sind aufgezehrt, nur noch drei Tage können die Griechen sich erhalten. Darum wollen sie morgen, wenn es dämmert, einen Ausfall wagen, und Dich angreifen, ehe Ibrahim mit seinem Heere zu Dir gestoßen; sei auf Deiner Hut, Herr! denn 5000 streitbare Männer haben sich dem Tode geweiht.

Und woher weißt Du dies so genau? Wer bist Du, von welchem Stamme?

Ich bin vom Stamme der Armatolis, entgegnete er.

Und weshalb hast Du Missolunghi verlassen?

Nicht der drohende Hunger, Herr! nicht der nahe Kampf haben mich dazu vermocht. Ich liebte mein Vaterland, bis es mich ungerecht in den Kerker warf, und daß ich die Freiheit noch jetzt liebe, zeige Dir, daß ich den Muth habe, es Dir zu sagen. Höhere Beweggründe vermochten mich, meine Glaubensbrüder zu verlassen. Rache führt mich zu Dir; aber da es auch Dich näher angehet, da es in Dein Leben eingreift, feindlich wie in das meine, so darf ich nur Deinen Ohren allein vertrauen, was Dein Herz erschüttert, was es wild ergreifen wird. Laß jene hinaustreten, und ich will Dir Nachricht bringen von ihm. Doch ich muß schweigen, die Ehrfurcht, die Klugheit befiehlt es mir.

Reschid wurde nachdenkend. — Führt ihn ab, durchsucht ihn, ob er Waffen bei sich trägt, dann führt ihn zurück! befahl er plötzlich.

Hier ist mein Dolch, die einzige Waffe, die ich zu meiner Vertheidigung mitnahm! sagte der Grieche, ihn aus seinem Busen ziehend, gab ihn einem Diener des Pascha und folgte diesem.

Herr! — sagte der Aga, welchem bei Trigardon der Angriff mißglückt war, — traut dem Griechen nicht, in seinem Blicke liegt etwas tückisches, bleibt nicht mit ihm allein.

Du scheinst seit dem letzten Gefechte selbst die unbewaffneten Unglü-

bigen zu fürchten, Muſtapha? unterbrach ihn Reſchid, das Auge finſter auf ihn heftend. Der Aga neigte ſich und ſchwieg.

Indeſſen wurde der Grieche wieder hereingebracht; man hatte keine Waffen, außer dem ſelbſt abgelieferten Dolche, bei ihm gefunden. Er trat mit offenem ruhigen Blick vor den Paſcha, dieſer winkte, die Türken verließen das Zelt, er blieb mit dem Griechen allein. — Nun rede! ſagte der Paſcha.

Herr! — begann der Grieche — Gregor Sarantos, ein Livadier, war der Verlobte meiner Schweſter. In Miſſolunghi zog er ein, und mit ihm eine Gefangene, Zuleima, Deine Tochter.

Rede, rede! rief der Paſcha heftig.

Sie iſt ſchön, das iſt wahr, ſchön wie eine Jungfrau des Paradieſes; ihr langes dunkelbraunes Haar, der Himmelsblick ihres Auges —

Sahſt Du ſie entſchleiert, Chriſt? unterbrach ihn Reſchid zornerglüht.

Ich ſah ſie, als ſie zur Kirche zog, die heilige Taufe zu empfangen.

Elender, Du lügſt! rief Reſchid, und zog die Piſtole aus ſeinem Gürtel.

Schieß mich nieder, Türke! — entgegnete der Grieche gelaſſen — und ſtrecke mit dieſem Schuß Deinen Rächer zu Boden!

Reſchid ſtutzte bei dieſen Worten; er legte die Piſtole neben ſich und ſah ſtarr zu Boden. — Den Glauben Mahomeds verlaſſen! — ſagte er endlich dumpf für ſich — Allah, Du ſtrafſt mich fürchterlich! — Rede weiter, Chriſt!

Meine Schweſter ward verſtoßen, ich verlangte ihr Recht, Notis Bozzaris, die Kapitani ſpotteten meiner, Gregor Sarantos verlachte die Dirne, die ihn doch ſo innig liebte; und da mein Dolch den Hohn ſtrafen wollte, wurde ich entwaffnet, gefangen. Ich entſprang, und heute, vielleicht jetzt in dieſem Augenblick, mächtiger Paſcha, hoher Rumily Valiey, ruht Zuleima in ſeinen Armen!

Der Schmerz übermannte den Greis; mit beiden Händen verbarg er ſein Geſicht. Da, wie der lauernde Tiger auf ſeine Beute, ſprang der Grieche hinzu, ergriff des Paſcha Piſtole, drückte ſie ab auf Reſchids Bruſt — ſie verſagte. — Von allen Seiten öffneten ſich die Vorhänge des Zeltes, Türken ſprangen herbei, und ehe der Grieche dem Paſcha den Dolch entwinden konnte, war er wehrlos und hundert Säbel über ihm gezückt.

Halt! — rief Reſchid — wage keiner ihn zu tödten. Er ſoll leben, denn ich muß wiſſen, ob er Wahrheit mir geſagt oder Trug!

Wäre das, was ich Dir von Zuleima berichtete, Trug, — ſagte der Grieche gelaſſen — ſo würden die fürchterlichſten Martern mir nicht die Wahrheit erpreſſen, denn ſchon die Hoffnung, daß dieſe Nachricht Dir den Schlaf rauben, Dich tagelang peinigen würde, wäre zu ſüß, als daß ich nicht gern die Qualen erdulden möchte, die Deine Henker zu erfinden

bereit sind. Ich schwöre aber bei dem allmächtigen Gott der Christen, bei dem heiligen Kreuze des Erlösers, daß ich Dir die Wahrheit von Zuleima berichtet habe. Sie ist Christin, und heute Gregor Sarantos Gattin geworden!

Starr blickte Reschid gen Himmel, während die Türken ergrimmt halb ihre Säbel entblößten. — Herr! — rief der Aga — laß uns den Frevler niederhauen, laß ihm seine lügnerische Zunge ausreißen und den Geiern der Wüste vorwerfen!

Er sterbe! — rief Reschid — doch sein Blut will ich nicht vergießen! — Er winkte einem Türken, dieser verstand das Tod verkündende Zucken der Augenbrauen und verließ das Zelt.

Der Grieche stand während dessen ruhig vor dem Pascha, und als ob das, was um ihn vorging, ihn nicht beträfe, blickte er gen Himmel und schien zu beten.

Der hinausgegangene Türke trat wieder ein. — Komm, Christenhund! rief er dem Griechen zu, der nicht auf ihn zu hören schien, und erst, als sein Gebet beendet war, um sich blickte und den Henkerknecht vor sich sah. Sein Auge glänzte freudig, als er eine roth und grün seidene Schnur in dessen Hand erblickte; freudig faßte er sie, als sei sie ein köstliches Geschenk, so innig drückte er sie an seine Lippen. — Komm, Henker! — rief er — ich folge Dir mit Freuden, meine Rache überlasse ich Gott!

Sie führten ihn ab, da rief Reschid sein gebieterisches Halt! — Christ! — sagte er, den Griechen mit Staunen betrachtend, — Du gehst zum Tode, als gingst Du zu einem Feste; weshalb küßtest Du das tödtende Werkzeug? was giebt Dir den Muth in der Stunde des Todes?

Mein Glaube, Pascha! — rief der Grieche — und die Gewißheit, dort Athanasia zu finden!

Athanasia?! rief der Pascha.

Ha, wisse, Reschid! — entgegnete der Grieche, und wie ein zürnender Gott stand er vor dem tieferschütterten Seraskier. — Ich bin Niketas von Aetolien, Athanasia's Verlobter, der Deine unheilige Begierde den Märtyrertod gab. Sie zu rächen, schwur ich; meinen Schwur zu erfüllen, kam ich hierher. Gott wollte es anders Ich sterbe, ohne daß Du vorangegangen bist; doch der Tod vereint mich mit Athanasia, er ist mir willkommen!

Der Pascha sah ihn unverwandt an, widerstreitende Gefühle drückten sich in seinen Zügen aus. — Wenn Du beim Anblick meines entseelten Körpers laut auffauchzen wirst, Reschid Pascha! — fuhr Niketas fort — mein Blut Deine Tigerseele erquickt, dann, höre es, stolzer Seraskier! dann schwebe ich Arm in Arm mit ihr durch des Himmels Gefilde, und die Wonne der ewigen Liebe ist mir geworden!

Nehmt ihn in Gewahrsam! — befahl der Pascha — Die Wonne soll ihm nicht werden. Zu andern Qualen sei er aufgespart!

Auch das gönnst Du mir nicht, Henker! rief Niketas, und folgte den Türken, die ihn abführten. Sanfter ruhte er auf seinem harten Lager als der Pascha auf seidenem Pfühl, denn im Traume erschien ihm Athanasia, die Friedenspalme in der Hand, dem Seraskier die sterbende Melitta.

Ibrahim war ungehindert bei Tremero mit achttausend Mann Fußvolk und dem zur Belagerung Nöthigen gelandet. Schon am zweiten Tage nach Niketas Gefangennehmung prangte sein Zelt auf dem nemlichen Hügel, von welchem so lange das Zelt des Rumily Valicy den Griechen drohend gestanden hatte. Seine Araber waren nach europäischer Art vor ihm gelagert, auf seinem linken Flügel, gegen den Fidaris, lagen die Truppen Reschids.

Der Sohn des egyptischen Satrapen ließ am folgenden Tage Missolunghi auffordern; die Bedingungen waren lockend. Freier Abzug mit Munition und Geschütz, zwei Millionen Piaster den griechischen Hauptleuten, und Geißeln zur Sicherheit. Bozzaris trug dies den versammelten Kapitani's vor; einstimmig wurde der Antrag verworfen, einstimmig beschlossen, sich lieber unter den Trümmern Missolunghi's zu begraben, als die Stadt dem Feinde zu übergeben.

Ibrahim hatte diese Antwort erwartet. Ohne hierüber aufgebracht zu sein, ohne sogleich die Beschießung der Stadt zu beginnen, oder, wie Reschid es verlangte, einen Sturm zu wagen, benutzte er die Zeit, das Nothwendige zur Belagerung einrichten zu lassen. Die europäischen Offiziere seines Heeres halfen ihm thätig, und bald war Alles im Stande, Geschütz und Munition bereit. Am 20. Februar ließ er noch einmal die Stadt unter gleichen Bedingungen auffordern; es ward ihm eine gleiche Antwort.

Jetzt begann die Beschießung der Stadt. Aus sechzig Geschützen wurde der Tod nach Missolunghi geschleudert; Häuser sanken, der Muth der Vertheidiger sank nicht. Die Laufgräben wurden eröffnet, der Bastion Bozzaris gegenüber zwei Breschbatterien errichtet, die Werke beschossen, und bald rückte er bis an den Graben vor. Jedoch was am Tage die Kugeln zerstört hatten, besserten bei Nacht die Griechen wieder aus, doch rückten mit jedem Tage die Araber mit den Laufgräben weiter vor. Sie daraus zu vertreiben, wagten die Griechen unter Giannis Rangos einen Ausfall; die Türken schlugen sie zurück.

Aber nach mehren Wochen, während welchen keine griechische Flotte erschienen, und die Lebensmittel in der Stadt fast aufgezehrt waren, zeigte eine weitere Bresche in der Bastion Bozzaris den Ungläubigen den Weg. Ibrahim beschloß den Sturm.

Er befahl, daß das hierzu Nöthige im Angesichte des Feindes bereitet

würde. Die Wachsamkeit der Griechen ließ ihn nicht hoffen, durch ein heimliches Unternehmen die Stadt zu überraschen, wohl aber mußten diese offen betriebenen Vorkehrungen die Griechen überzeugen, wie sehr er des glücklichen Erfolges gewiß sei. Die türkisch-egyptische Flotte blockirte indeß den Hafen.

Die Griechen sahen die Zubereitungen zum nahen Sturm, ohne daß ihr Muth sich beugte. 25,000 Mann sollten das kleine Häufchen von noch nicht 4000 Streitbaren bekämpfen. Doch der Glaube war in ihnen und ihr Muth.

Da befahl Stournaris, daß alle Waffenfähigen auf dem großen Platze am Hafen sich versammeln sollten, um das Mahl des Herrn dort zu empfahen, und als Brüder den unauflöslichen Todesbund zu schließen.

Schweigend, als ginge man ein in die Wohnung des Todes, begaben sich die Griechen nach dem großen Platze am Ufer des Meeres. Alt und Jung, Greise und Jünglinge, was nur die Waffen tragen konnte, selbst Frauen, ein männliches Herz im Busen, folgten dem Rufe. Aus allen Fenstern sahen die Frauen und Jungfrauen herab auf die Schaar kriegerischer Männer, die, sich zum heiligen Bruderbunde versammelnd, sich dem Tode weihten. Jetzt stand Alles auf dem Platze vereint, den ehrwürdigen Erzbischof erwartend, nicht wie sonst nach Landschaften und Stämmen geordnet, die Menge wogte im schweigenden Ernst durch einander; Rumelioten und die von Suli, Livadier und Palikaren, Arkarnanier und die wenigen ihrem Glauben treu gebliebenen Albaneser, reichten sich schweigend die Hand. Kein Laut störte die heilige Stille, keine Thräne entweihte den schönen Augenblick, freudig, als sähen sie den Himmel schon geöffnet, blickten die Streiter des Kreuzes auf zu dem blauen Dom, der sich über ihnen wölbte. 3500 Männer, 260 bewaffnete Frauen waren hier versammelt, Notis Bozzaris, Gregor und die Kapitani in ihrer Mitte, nur wenige fremde Kämpfer dieser heiligen Handlung Zeugen. Da nahte der ehrwürdige Erzbischof, von den Priestern umgeben, die heiligen fünf Lichter in seiner Hand. — Die Schaaren theilten sich, ihm den Durchgang zu öffnen, sanken auf die Kniee, und neigten in Demuth das Haupt vor dem ehrwürdigen Greise.

Der Erzbischof, in vollem Ornate, die Krone auf seinem Haupte, bestieg die in der Mitte errichtete Erhöhung; von jedem der Umstehenden gesehen, von jedem Streiter gehört, begann er mit kräftiger, feierlicher Stimme:

Hier unter dem blauen Himmelszelt, hier vor Gottes Angesicht sehe ich die Männer und Frauen versammelt, die für Glauben und Vaterland kämpften in den Tagen des Sieges, die für Glauben und Vaterland zu sterben bereit sind in den Tagen der Gefahr. — Seht die wilden Horden aus den Wüsten Arabiens, die Stämme Asiens, seht die blutgierigen Albaneser, sie sind bereit, die Streiter des Kreuzes zu vernichten. Selbst

Chriſten aus den Staaten des allerchriſtlichſten Königs ſtehen an ihrer Spitze.

Wir ſtehen allein auf heimathlichem Boden. Die Fürſten Europa's haben uns keine Hülfe geſendet, die Fürſten, Streiter der chriſtlichen Kirche, blieben taub bei unſern Bitten. Kein Ludwig der Heilige zieht hinüber nach Egypten, kein Hohenſtaufen wagt Reich und Leben zu Erhöhung des Kreuzes, kein Richard tritt mit ſeinem Löwenherzen den Ungläubigen ritterlich entgegen. Verlaſſen ſind wir, dem Schwerte Mahomeds preis gegeben, verlaſſen ſoll vor dem Schimmer des halben Mondes des Kreuzes Glanz erſterben!

Doch, meine Brüder, das wird er nicht! Er ſtrahlet ewig, ewig, wie dieſe Sonne, die uns leuchtet zu unſerm heiligen Werke, ewig, wie der Fittich des Seraphs, der ſchirmend ſich über uns breitet. Und gingen auch wir unter, ſtürzte die Sonne herab von ihrer leuchtenden Bahn, des Kreuzes Glanz ſtrahlt ewig, nie wird er untergehen! — Darum verſammelt Euch um dies heilige Zeichen des Chriſten, eine kleine Schaar, aber im Glauben ſtark, denn nicht allein ſtehen wir, meine Brüder, Gott iſt mit uns!

Und wie jene Verſammlung zu Clermont wiederholten die Streiter: Gott iſt mit uns!

Nun dann, meine Brüder! — fuhr der Erzbiſchof fort — ſo laßt uns durch das Liebesmahl des Herrn uns ſtärken im Glauben, ermuthigen zum Kampf; und haben wir dieſes Heilige empfahen, dann möge Euch der Bruderkuß weihen zum Tode, und der Bund, den Ihr ſchließt, reichen bis über das Leben hinaus! — Seine Arme ſtreckte er jetzt gen Himmel. — Vater! — rief er aus — barmherziger Vater! Schenke Kraft dem Schwachen, Vertrauen den Wankenden, Dein Reich den Todten. Wir aber Vergebung unſern Feinden, Vergebung denen, die das Heiligſte verließen um des Irdiſchen willen, Friede den Mächtigen, die für des Kreuzes Glanz nicht kämpfen als Streiter der Kirche, Heil denen, deren fromme Wünſche uns begleiten!

Und die Prieſter vertheilten ſich, unter die Menge der Gläubigen das Brot und den Wein zu reichen, und wie ſie die heilige Handlung beendet, ertheilte der Erzbiſchof den Segen, und Alles beugte ſich nieder, leiſe das Gebet des Herrn ſprechend. Nur das Brauſen der Wogen unterbrach die feierliche Stille; auf den Schwingen heiliger Andacht ſtieg das Gebet auf zu Gott.

Jetzt ſtieg der Erzbiſchof die Erhöhung herab und umarmte den Nächſtſtehenden. — Bruder in Leben und Tod! rief er, und Tauſende von Armen umſchlangen ſich, und der Bruder weihte den Bruder zum Tode.

Hüllet die Fahnen des Kreuzes in ſchwarz! — rief jetzt Rotis Bozzaris — Umhüllt ſie mit Flor, ſie ſind dem Tode geweiht wie wir; dem Grabe entgegen mögen ſie uns geleiten! — Und alles Volk ſammelte ſich

zu ſeinen Fahnen, ſchwarz umflort wogten ſie in der Luft. Nur das heilige Licht, welches des Erzbiſchofs geweihte Hand zurück zur Kirche trug, ſtrahlte unbedeckt dem Gläubigen Troſt und Hoffnung entgegen

Unter ihren Kapitani's geordnet, von ihren Todesfahnen geführt, zogen die Streiter zurück in ihre Wohnungen, dort den Ihrigen den Weiheluß des Grabes zu bringen; denn Weib und Kind, Säugling und Mutter wurden in dieſer verhängnißvollen Stunde dem Tode geweiht.

Hoch flatterten am Morgen die ſchwarz umwundenen Fahnen auf den Baſtionen und Thürmen. Notis hatte die Hauptfahne auf der Breſche der Baſtion Bozzaris aufgepflanzt, wo ſeine Sulioten eine undurchdringliche Mauer bildeten. Ihnen zur Seite ſtand heute ein Häuflein Fremder und Gregor mit ſeinen Livadiern, die mit Betrübniß Niketas in ihrer Mitte vermißten. Jeder war auf ſeinem Poſten, alle bewaffnete Mannſchaft in den Baſtionen, nur die Greiſe und Weiber in der Stadt zurück geblieben.

Jetzt ſtieg die Sonne über den Fluthen des Fidaris auf, und erglänzte in den ſchimmernden Waffen der Krieger Ibrahims, die ſich auf der Höhe in Ordnung ſtellten. Es war ein herrlicher Anblick, dieſe Reihen zu ſehen, die jetzt dem Siege oder dem Tode entgegen rückten. Die Griechen ſahen dieſem Schauſpiele in ſtiller Ergebung zu. — Gott iſt mit uns! tönte es durch ihre Reihen, als die Türken ſich in Bewegung ſetzten, und ihr Geſchütz aus allen Schanzen zu donnern begann; ſelbſt das Wurfgeſchütz war heute auf die Baſtionen gerichtet, und nicht wie immer nach der ſchon halb eingeäſcherten Stadt. Die Griechen beantworteten das Feuer nicht; mit ſtolzer Ruhe ſchienen ſie es noch aufzuſparen. Aber aus dem Munde der Tauſenden, die hinter der Bruſtwehre auf der Breſche ſtanden, ertönte die Siegeshymne, freudig ſtieg der heilige Geſang zum Himmel auf, drang durch den Donner des Geſchützes hin zu den Muſelmännern, und erfüllte dieſe mit banger Ahnung; denn wie Männer, die mit freudiger Ergebung den Tod erwarten, ſtanden die Griechen ihnen gegenüber, muthvoll und entſchloſſen, ihr Leben theuer zu verkaufen.

Der Sieggeſang war beendet, die Türken hatten ſich auf Schußweite genähert, da begann das Geſchütz der Griechen ſein mörderiſches Feuer, aber es hielt die Muſelmänner nicht auf. Sie drangen unaufhaltſam vor; hier ſprangen ſie in die Gräben, dort ſetzten ſie die Leitern an, und kommen, den Säbel in der Fauſt, die Bruſtwehr hinauf; Araber und Türken ſchienen heute im wilden Muthe zu wetteifern. Aber überall traten ihnen die Männer der Freiheit ritterlich entgegen. Sechs Mal ſtürmten die Araber die Breſche, ſechs Mal trieben die Sulioten, Bozzaris an ihrer Spitze, ſie zurück. Mann gegen Mann begann nun der allgemeine Kampf; unermüdlich, unentmuthigt fochten die Griechen, Weiber führten

Munition ihnen zu, trugen die Verwundeten hinweg, und viele dieſer Muthvollen ſanken getroffen in dieſem heiligen Berufe.

Wüthend führte Ibrahim friſche Truppen heran, vergebens befahl er, von neuem zu ſtürmen, vergebens ließ er die Flüchtigen niederhauen, unangetaſtet wehten die ſchwarzen Fahnen im Morgenwinde; die Söhne Mahomeds flohen. Nicht Ibrahim, nicht Reſchid, nicht die treuloſen Renegaten konnten die Entmuthigten ſammeln, das Kreuz ſiegte, Stambuls Mond ſank; dreitauſend ſeiner Krieger ließ Ibrahim auf dem Wahlplatze.

Und wie die Griechen den in Unordnung fliehenden Feind weithin verfolgt hatten, jetzt wieder zurückkehrten, und ihr Antlitz nach der befreiten Stadt wandten, ſiehe, da erblickten ſie von der Höhe die feindliche Flotte in Bewegung, von den Felſen von Baſſilides vernahmen ſie die Signalſchüſſe, und aus der Ferne ſahen ſie die Flotte der Ihrigen ſich nahen. Jubelgeſchrei durchſchallte die Luft, mit unausſprechlichem Entzücken ſanken ſie ſich in die Arme, ein jeder glaubte an der Bruſt ſeines Bruders die Freude, die ihn durchglühte, ausſtrömen zu müſſen und unter Sieggeſang zogen die Streiter zurück in die Stadt.

Auch hier war Alles in freudiger Bewegung. Greiſe, die kaum noch an ihrem Stabe fortſchleichen konnten, eilten mit Jugendfriſche nach dem Hafen, die nahende Flotte zu begrüßen, oder nach den Thoren, die heimkehrenden Sieger willkommen zu heißen; Matronen, denen ſeit Jahren Blumen und Blüthen nur traurige Mahner der Vergangenheit geweſen, flochten Kränze, die Heimkehrenden damit zu ſchmücken, wie Sphären-Muſik tönte ihnen der ferne Donner des Geſchützes vom Meere her. Und als der Abend ſeine Schattenflügel breitete, die Nacht ſich über Miſſolunghi ſenkte, und am Horizont eine helle Flamme, der Dunkelheit ſpottend, das Meer erleuchtete, ward der Jubel noch lauter, denn ſicher hatte der muthige Canaris die Schiffe der Ungläubigen angezündet.

In Freudentaumel wogte jetzt Alles, Jung und Alt, auf den Straßen. Hier ſeufzte ein wilder Haufe, dort betete in ſtiller Andacht eine glückliche Familie, die keinen der Ihrigen im Kampfe verloren; hier ordnete ein Kapitani mit ſeinen Leuten am Hafen Alles, das Ausſchiffen der Flotte zu erleichtern; Kinder zündeten Freudenfeuer auf den Straßen, und Jungfrauen ſchmückten ſich mit Myrten, als erwarteten ſie morgen den Bräutigam.

Segnend durchſchritt der ehrwürdige Erzbiſchof die Straßen, ermahnte zum ruhigen Genuß der Gnade des Himmels, tröſtete die Witwen und Waiſen, und wo die Thräne des Kummers rann, wurde ſie von ſeiner frommen Hand getrocknet, linderte ſein tröſtendes Wort den Schmerz.

Jetzt wurden beim Fackelſchein unter wildem Getümmel die Gefangenen auf den Marktplatz geführt. Wenige waren ihrer, die Wuth der

Griechen hatte nicht vielen in der Hitze des Kampfes das Leben gefristet; auch dieſen war kein freundliches Los beſchieden. — Schießt ſie nieder! — ſchrieen die wilden Palikaren — ſchießt ſie nieder, die ſchwarzen Ungeheuer! — Nieder mit ihnen! — riefen die Männer von Suli, die gefangenen Albaneſer mit blutgierigem Auge anſtarrend. — Sie ſind es, Notis Bozzaris! die unſere Vaterſtadt verwüſteten, die unſere Weiber fortſchleppten und unſere Kinder. Nieder mit ihnen!

Söhne des Kreuzes! — ſo drang des Erzbiſchofs mächtige Stimme durch dieſes Gewühl, und Alles verſtummte. — Als ich geſtern in Eurer Mitte ſtand, Sieg unſern Waffen von Gott erflehte, verhieß ich Vergebung unſern Feinden. Folgt der ſanften Lehre unſers Herrn ſeid menſchlich!

Ehrwürdiger Herr! — rief ein Palikare, indem er demuthvoll des Erzbiſchofs Hand küßte, — wäre es nicht Nacht, ſo zeigte ich Euch auf jenen Höhen die Häupter von zehn der Unſrigen, die in der Schanze am Meere der Uebermacht unterlagen; ſie modern dort den Raben zur Speiſe, uns zum Hohne. Meines Vaters, meines Bruders Schädel hat mich alle Morgen aus der Ferne begrüßt und mich aufgefordert zur Rache. Kein Mitleid mit dieſen Trabanten der Hölle!

Kein Mitleid! — rief die Menge — kein Mitleid, ehrwürdiger Herr! Wer ſich nicht unſer erbarmt, für den ſchlägt kein Erbarmen in unſerer Bruſt!

So vergebe Euch Gott, und richte nicht wie Ihr gerichtet! — ſprach der heilige Mann bewegt — Haltet an, bis ich fern bin von dieſem Richtplatze! — Er ſchritt zürnend durch die Menge, die vor ihm kniete, ſeine Hand, ſein Gewand küßte, doch das Herz ſeinen Worten verſchloß. Achtzig Muſelmänner ſtürzten ſie in die Fluthen, den Manen der Ihrigen ein Sühnopfer.

Als der Morgen des fünften Märzes graute, ſah man gegen Patras zu die türkiſche Flotte, die griechiſche unweit Galata in Schlachtordnung, und nur wenige Transportſchiffe ſich dem Hafen nahen. Doch auch dieſe wenigen wurden mit Jubel empfangen und ausgeladen, und, nachdem Alles ausgeſchifft war, der Proviant von Bozzaris und den Hauptleuten vertheilt. Höchſtens auf drei Wochen reichte er; Verminderung der täglichen Portion wurde beſchloſſen, auch verabredet, daß man die Anweſenheit der Flotte und der Transportſchiffe benutzen ſollte, einen Theil der Frauen, Kinder und Greiſe auf die ioniſchen Inſeln zu ſchaffen, und ſie dort der Milde der Glaubensbrüder und dem Schutze der Engländer zu empfehlen.

Dieſe Nachricht verbreitete ſich ſchnell, und mit ihr allgemeine Trauer. Nur wenige Frauen wollten ihre Gatten verlaſſen, keine Mutter

ihren Sohn, nur wenige Griechen den väterlichen Heerd. Die allgemeine Noth hatte die ganze Besatzung, Weib, Kind und Greis zu einer Familie vereint, von der sich kein Glied freiwillig trennen wollte, und nur als in einer allgemeinen Versammlung der Erzbischof die Greise und Matronen überzeugte, daß sie nur allein durch ihre Entfernung zur Erhaltung Missolunghi's beitragen könnten, als er den Jungfrauen das Schicksal malte, daß ihnen bevorstände, eroberten die Feinde mit stürmender Hand die Feste, da ergriffen manche Greise den Wanderstab und sagten mit thränenfeuchtem Auge der Vaterstadt Lebewohl, drückte manche Mutter ihren Sohn, ach vielleicht zum letzten Mal! an das Herz und ermahnte ihn, als freier Mann zu sterben, schmiegte sich manche Jungfrau an das Vaterherz, ihm Lebewohl zu sagen, vielleicht auf ewig. Jedoch von der Brust des Geliebten riß sich keine los; die Bande der Liebe sind zu mächtig, als daß der nahende Tod sie zu lösen vermag. Liebe lebt und stirbt in Liebe!

Herzzerreißend war der Anblick dieser traurigen Wallfahrt an das Gestade des Meeres. Schmerzvoller, als hätten sie sich von dem Leben losreißen müssen, war die Trennung von ihren Lieben, von der Stadt, für die sie manches stille Gebet zum Himmel gesendet hatten; schmerzvoll der Anblick, als hier Brust an Brust ruhte, dort Arm um Arm geschlungen die Schmerzenthräne rann, und von tausend Lippen das Lebewohl ertönte.

Auch in der Behausung der Witwe Bozzaris war dieser Morgen trübe. Notis Bozzaris hatte von seiner Nichte verlangt, auch sie solle mit ihren beiden Knaben nach St. Maura hinüberziehen. Die edle Frau konnte sich nicht von dem Greise, nicht von dem Grabhügel ihres Gatten trennen. — Laßt mich hier an seiner Seite ruhen! — rief sie — Laßt mich mit Euch sterben, was soll mir das Leben ohne ihn, ohne Euch! — Da faßte der Greis die beiden Knaben der Witwe und führte sie vor der Mutter thränenschweres Auge. — Hast Du diese vergessen, Maria?! — rief er zürnend — mahnt Dich Dein Mutterherz nicht?! — Maria Bozzaris umschlang die holden Knaben, drückte sie an ihre Brust, und sank ihrem Ohm in die Arme. — Ich gehe, Vater! — rief sie — wohin Du befiehlst!

So laß die Gattin Gregor Sarantos Dich begleiten! — unterbrach sie der Alte — bei Dir wird sie überall Schutz finden, denn der Witwe Marcos Bozzaris versagt kein Grieche Obdach und Hülfe. — Sie gingen zu ihr und fanden sie in Gregors Armen ruhend, der, seine Liebe bekämpfend, vergebens gebeten hatte, ihn zu verlassen.

Sollte ich feiger sein als die Frauen und Jungfrauen Deines Landes?! — rief sie fast zürnend — sollte ich allein den Gatten verlassen, um dem Tode zu entfliehen, wenn die griechischen Frauen ihre Männer zum Kampfe begleiten?! Nein, mein Geliebter! ich habe Dir Alles geopfert, warum nicht auch eine Spanne Leben, die ohne Dich mir doch

werthlos wäre! Ich bleibe; in Missolunghi's Mauern laß uns vereint wandeln, unter Missolunghi's Trümmern vereint selig ruhen!

Nicht des alten Bozzaris Mahnung, nicht Maria Bozzaris Bitten, nicht Fatime's Flehen konnte die Gattin bewegen; fest umklammerte sie den Geliebten, fest hing sie an seiner Brust. Sie blieb. — Schmerzvoll war ihr der Abschied von der edlen Witwe.

Und als der Wind die Segel schwellte, das wohe Schiffvolk jubelnd die Anker lichtete, tönte der ernste Abschiedgruß noch einmal dem heimathlichen Gestade zu; und als die Schiffe über die Wogen dahin schwammen, brachte ein leiser Windhauch den Segenwunsch zurück nach der geliebten Vaterstadt. Wie nun die weißen Segel am fernsten Horizonte schwanden, die trauernde Menge sich verlor, war der Jubel verhallt, und die schweigende Nacht breitete nicht, wie gestern, über die freudig wogende Menge ihre Schatten. Einsam waren die Straßen und öde, als ob mit den Hunderten, welche die Stadt verlassen, Missolunghi ausgestorben sei. Selbst die Griechen fremder Stämme, die keinen Vater, keine Gattin verloren hatten, nahmen Theil an der allgemeinen Klage; der Bruderkuß hatte Alle zu einer Familie, zu gemeinschaftlichem Schmerze verbunden.

Aber nicht lange dauerte diese Stille; der Morgen weckte zu neuer Thätigkeit. Kaum daß es dämmerte, beschoß der Feind von neuem die Bresche, und vernichtete die Arbeit der vergangenen Nacht. Noch einmal wagte Ibrahim zu stürmen, auch heute wurde das Blut der Seinen nutzlos geopfert. Mehre Tage verhielt er sich ruhig, dann schickte er das Heer Reschids noch einmal gegen die Bresche der Bastion Bozzaris; aber die Albaneser stohen und verweigerten trotzig, den Angriff zu erneuern. Da fühlte Ibrahim wohl, daß die Männer von Missolunghi Helden seien, fest verbunden im Unglücke, nicht wie ihre Brüder in Morea schwach. Er gab die Hoffnung auf, mit stürmender Hand die Feste zu erobern; durch Hunger wollte er sie zwingen, und das konnte er nur, wenn ihr die Verbindung mit dem Meere abgeschnitten war. Ein fester Plan wurde reif. Er ließ platte Fahrzeuge und Flöße bauen, lud den Kapudan Pascha ein, Missolunghi von der Seeseite einzuschließen, und ließ, als den wichtigsten Punkt, den Felsen Vassilibes durch seine Araber auf platten Fahrzeugen angreifen. Lange war ihr Angriff vergeblich; da fiel eine Bombe in das Pulvermagazin, ein Theil der Festungwerke, die Hälfte der Besatzung flog in die Luft, und mit dem Leben mehrer Hunderte erkaufte er diesen nackten Felsen, nachdem 120 Griechen, ihn tapfer vertheidigend, den Heldentod gestorben waren. Aber im Besitze dieser Felsinsel war Ibrahim auch im Besitze eines wichtigen Punktes, der den griechischen Flotten den Hafen von Missolunghi verschloß. Mit Vassilibes ging Missolunghi's Stern unter.

Mit Schrecken vernahm man dort diese Nachricht, doch sank der Muth

nicht. Zu sehr mit dem Unglücke vertraut, sahen die Griechen es nahen, ohne zu beben; die Annäherung der furchtbaren Katastrophe konnte sie nicht mehr entmuthigen. Sie schickten Unterstützung nach Klissowa, befestigten es in der Eile, theilten ihren wenigen Proviant ein, um sich so lange als möglich durch ihn erhalten zu können, und schränkten ihre Lebensbedürfnisse ganz auf Fische ein, die ihnen das Meer so reichlich bot.

Aber auch diese Hülfquelle versiegte. Ibrahim zog nun gegen Stoulma, welches die Griechen vertheidigten. Mit der aus platten Fahrzeugen bestehenden Flotille rückte er von der Seite des Meeres, mit 2000 Mann von der Landseite gegen diese Insel vor. Die 2000 mußten unter dem Schutze einer Batterie von 18 Kanonen die Lagunen durchwaten, während die platten Fahrzeuge sich den in Eil' aufgeworfenen Redouten zum Angriffe näherten. Auch hier rettete der Muth die Griechen nicht, auch hier, wie zu Bassilides, entschied eine Bombe, die in das Pulvermagazin fiel. Bis am Abend jedoch schlugen sie die verschiedenen Angriffe der Araber tapfer zurück, dann zogen sie sich, durch die Lagunen watend, von dem Feuer der Batterieen und der Fahrzeuge verfolgt, über Paros nach Anatoliko. Nur hundert erreichten diesen Ort.

Auch hierher folgte ihnen Ibrahim. — Auch Anatoliko fiel. — Die Männer von Stoulma vermochten nicht den gesunkenen Muth der Einwohner zu heben. Diese übergaben unter Bedingung des freien Abzuges sich und ihre Weiber und Kinder dem Sieger; aber ihr Loos war Tod oder Sklaverei. Hier, nur hier allein fielen die Griechen nicht ihrer Ahnen würdig.

Den westlichen Theil des Bassins, der nach Missolunghi führt, hatte nun Ibrahim durch den Besitz von Bassilides, Paros und Anatoliko in seiner Gewalt; er trachtete auch den des östlichen Theiles zu erlangen, und rückte deshalb gegen Klissowa vor. Die Griechen, schon längst dies fürchtend, hatten dort die Kirche der heiligen Dreieinigkeit in aller Eile befestigt. Selbst als der Hunger sie entkräftete, hatten sie die Arbeiten nicht ausgesetzt; in der einen Hand das Schwert, in der andern die Werkzeuge zur Arbeit, waren sie zur Erhaltung der heiligen Stadt unermüdet, und so wurde auch Klissowa in Stand gesetzt, den Angriffen der Feinde zu widerstehen.

Am 5ten April versammelte Ibrahim in dem Bassin von Missolunghi fünf große Schaluppen und 93 platte Fahrzeuge. Des Nachmittags schifften sich 2500 der besten türkischen Truppen unter Reschids eigenem Befehle ein. Mit dem frühsten Morgen rückte diese Flotte gegen Klissowa, wo nur 100 Mann Besatzung sich befanden. Kitsos Tsarellas, dieser muthige Suliote, befehligte eben am Strande und sah die Gefahr. Er warf sich mit der Mannschaft, die ihn eben umgab, in ein Fahrzeug. Kitsos Paulo und Georg Navarrico, seine Landsleute, sahen dies aus der Ferne; von seinem Beispiele entflammt, versammelten sie, was sie fanden, und

folgten dem heldenmüthigen Tſarellas. Sie gelangten glücklich noch vor den Türken nach Kliſſowa, und verſtärkten dort mit 150 Mann die Beſatzung.

Kaum waren ſie gelandet, als die Türken mit wildem Geſchrei ſich zum Kampf bereiteten. Eine lebhafte Kanonade begann von allen Schiffen, unter ihrem Schutze näherte ſich die Flotte; jetzt tönte das Zeichen zum Angriffe, die Türken ſtürzten ſich aus den Fahrzeugen in's Meer, und von dieſer Seite rückten die Türken, vom Lande her die Araber auf, die Verſchanzungen los. Mehr als 5000 Feinde griffen die 250 Griechen an, die, Gott vertrauend, die Siegeshymne anſtimmend, ſich zum Kampfe bereiteten; die Menge entmuthigte ſie nicht. Tſarellas, ihr Führer, ſtammte von einem Volke, dem die Anzahl der Feinde nur noch mehr den Muth entflammt; er ſtammte aus einem Geſchlechte, dem die Stärke der Feinde nie den Sieg entriß. Den Thaten ſeiner Voräldern eingedenk, ordnete er Alles mit Ruhe, vertheilte die Poſten, ermahnte zur muthigſten Vertheidigung, und befahl, nur erſt dann zu feuern, wenn die Feinde bis an die Palliſaden gerückt wären.

Die Türken kamen ungehindert immer näher; ſie glaubten die Verſchanzungen verlaſſen, da kein Schuß geſchah, kein Grieche ſich blicken ließ. Plötzlich ſchmetterte ein mörderiſches Feuer die Reihen der Angreifenden nieder, es hielt ſie aber nicht auf; ſie ſtutzten, doch wuthentbrannt riſſen ſie die Palliſaden ein, ſprangen in den Graben, und die Menge der um ſie Fallenden nicht achtend, klommen ſie den Wall hinan. Hier erwartete ſie das Schwert der Männer von Suli; keiner der Fahnenträger pflanzte den halben Mond auf die Bruſtwehr, von dem Walle herabgeſtürzt, entweihte kein Muſelmann das Bollwerk der Freiheit. Die Türken wichen, flohen. Reſchid warf ſich ihnen entgegen, ſuchte ſie zu ſammeln, — ſelbſt verwundet mußte er zurück. Tahir Abas ſammelte jetzt die Ungläubigen, von neuem führte er ſie an; vergebens! — nur bis an den Graben gelangte er, die Seinen flohen. Noch einmal führte er die Entmuthigten vor, noch einmal mußte er weichen.

Ibrahim, die Flucht der Seinen vom Lande aus beobachtend, beorderte nun ſeine arabiſchen Bataillone zum Angriff. Es war zwei Uhr Nachmittags, als er ſich an ihre Spitze ſetzte und ſie ſelbſt gegen die Kirche führte. — Zielt nach den Offizieren! rief Tſarellas den Seinen zu; ſie thaten es, und mancher feile chriſtliche Söldner fiel hier, durch die Nemeſis ereilt. Auch Ibrahim mußte weichen. Fünf Mal erneuerte er den Angriff, fünf Mal wurde er zurückgeworfen. Aber jetzt mangelte den Griechen Munition, mangelten die Kräfte. — Sterben! ſterben! hallt' es durch die Reihen der Sulioten, jeder drückte ſeinem Nebenmanne die Hand zum Abſchiede, jeder rief, die Augen gen Himmel gerichtet, mit Inbrunſt aus: Gedenke meiner, Herr! — Und Gott gedachte ihrer. Die Schiffe ſpannten ihre Segel auf, die Araber warfen ſich in die Lagunen, und als die Abendſonne ſich blutig in's Meer tauchte, zog die Flotte langſam über

die Fluth, rückten die Araber zurück in ihr Lager. Sechzehnhundert Gewehre, meist französischen Kalibers, fanden die Sieger, — sieben Barken führten die erbeuteten Waffen nach Missolunghi; 1200 Todte deckten den Wahlplatz.

Aber auch theuer erkauften die Griechen den Sieg. Kitsos Paulo und Georg Navarico waren gefallen, mit ihnen 100 der muthigen Vertheidiger.

Der Abendstern, der freundlich lächelnd in den blutigen Gewässern Klissowa's sich badete, blickte zum letzten Mal auf das Siegesfeld der Männer von Missolunghi.

Einige Tage nach diesem Gefecht erschien Miaulis mit der griechischen Flotte. Wie erstaunte er, als er die türkische in drei Linien in Schlachtordnung fand, überall von den Batterieen, die auf den kleinen Inseln der Lagunen errichtet waren, vertheidigt. Daß hier der Geist der Europäer geordnet, daß die Batterieen von europäischen Kanonieren bedient wurden, sah er aus der ersten Salve, die er empfing. Es war nicht mehr dieser regellose Haufe von Schiffen, nicht dies unschädliche Artilleriefeuer, wie er sonst bei der Flotte des Kapudan Pascha gewohnt war. Sicher schossen die Batterieen auf seine heransegelnden Schiffe. Der griechischen Flotte undurchdringlich, in geregelter Schlachtordnung, vertheidigte der Kapudan Pascha den Eingang in den Kanal.

Da faßte Miaulis den letzten Entschluß. Canaris und seine Brander schickte er den Türken entgegen, aber eine doppelte Linie von platten Fahrzeugen und Flößen deckte die Linie der Muselmänner. Der muthige Canaris selbst fand keinen Weg zu den feindlichen Schiffen; Missolunghi war der Flotte gesperrt, nicht eine Barke konnte mehr nahen. Miaulis kehrte zurück, die letzte Hoffnung mit ihm.

Da umwölkte sich der Himmel über der bedrängten Stadt. Der frohe Muth, der noch vor kurzem aus den Augen der Griechen geleuchtet, war erloschen; nur stille Ergebung, nur das Vertrauen zu Gott erhob noch die Gemüther. Bleich, kraftlos wankten bald die Streiter auf den verödeten Straßen, kein froher Willkommen begrüßte die sich Begegnenden, keine theilnehmende Frage, keine freundliche Mittheilung gab Stoff zum traulichen Gespräche, schweigend reichte man sich die Hand und schritt ernst an einander vorüber. Jede Barke, die sich nahte, wurde mit gierigem Auge verschlungen, ein jeder glaubte in ihr einen Strahl der Hoffnung zu erblicken; jeder verließ das Ufer getäuscht, denn klein nur war die Hülfe, die ihm ward.

Traurig kehrte heute Gregor mit einem einzigen Trunk Wein und einem Stückchen Schiffzwieback zu Marina zurück. — O! daß ich Dich, Du Unglückliche, an mein finsteres Geschick gefesselt habe! — rief er, diese elende Labung reichend, — daß Du um mich darben, Du holdes Wesen, dem fürch-

terlichſten Dahinſterben entgegen gehen mußt, daß ich Dich elend, rettungslos elend gemacht habe! Der Gedanke iſt mir eine furchtbare Begleitung auf der noch kurzen Wallfahrt meines Lebens! — Sanft lächelnd ſchmiegte ſich Marina an ihn, und ſagte leiſe, aber freundlich: Mich hungert nicht, mein Geliebter! Du ſorgſt ſo gütig für mich, und was Du Dir entziehſt, gnügt ja für meinen zarten Körper. Sorge nicht für mich, ich fühle mich ja glücklich! — Da überwältigte ihn das Gefühl. — Gelobt ſei Gott! — rief er — es kann nicht mehr lange dauern, bald hat die Qual geendet! — Da ſtürzte Fatime ihrer Herrin zu Füßen und jammerte laut. — Laß Deinen Jammer, gute Amme! — ſagte Marina — faſſe Muth, hebe Dein Herz zu Gott! — Und Fatime ſprang auf. — Ja! — rief ſie — die Weihe, die Du im Tempel empfangen haſt, hat Dich mit ſolchem feſten Muthe überſtrömt, geliebte Herrin! daß ich erſtaunt Dich bewundere, und ahnen muß, ein Glaube wie dieſer iſt der wahre!

Er iſt es! — erwiderte Marina — er iſt es, Fatime! er zeigt uns das Leben nur als eine kurze Prüfung zum Ewigen! — Sie reichte Gregor, ſie reichte Fatimen die Hand, und das Vertrauen und der Muth, der das edle Weib durchglühte, ließ Alle geſtärkt ihrem Schickſale entgegen gehen.

Düſter, ſich ihrem dunklen Geſchick hingebend, verzweiflungvoll war die Stimmung der Griechen in der zerſtörten Stadt. Nur wenn die Trompete, auf die Wälle rufend, die nahe Gefahr verkündete, die platten Fahrzeuge der Feinde ſich von der Seeſeite zeigten, da flammte der Muth von neuem auf; als ſtähle eine unſichtbare Macht die erſchlafften Nerven, ſo muthig griffen ſie dann zu den Waffen und eilten auf ihren Poſten, den ſchönen Tod für Freiheit und Glauben ruhig erwartend. War jedoch die Gefahr vorüber, traten ſie zurück in ihre zerſtörten Wohnungen, ſahen den Hunger an ihrem Herzblute nagen, da konnte nur das inbrünſtige Gebet den Glauben ſtärken, und das Vertrauen zu der Hülfe von oben die Noth ohne Murren ſie ertragen lehren.

Es war am Abend des 22ſten April, die Sonne ſenkte ſchon ihre Strahlen in die Fluthen des Aspropotamos, als die Hauptleute in der Schanze Wilhelm von Oranien verſammelt waren und mit ſehnendem Blicke hinüber nach dem Gipfel des Aracynthos ſahen. Bozzaris hatte einen Boten an Karaiskaki geſchickt, und ihn eingeladen, im Rücken des türkiſchen Lagers ſich zu zeigen, und ſo den Ausfall der Beſatzung zu unterſtützen. Eine Salve aus kleinem Gewehr auf dem Aracynthos ſollte den Griechen das Zeichen ſeiner Ankunft ſein, und zugleich die Aufmerkſamkeit Ibrahims dorthin ziehen.

Jetzt hörten ſie das Kleingewehrfeuer auf der Höhe, freudig hob ſich ihre Bruſt, von Hoffnung geſtärkt eilten ſie zurück in die Stadt, wo das

Zeichen die Griechen zur Versammlung in die Hauptkirche rief. Nicht rüstig, nicht vom Muthe belebt, wie an jenem Tage der Todesweihe nach dem Platze am Meere, schritten sie zum Gotteshause; langsam, als sei es der letzte Lebensgang, zogen sie hin, ihres Hirten, ihres Anführers Wort zu vernehmen. Sie fanden den Erzbischof an den Stufen des Altars betend, Notis Bozzaris stand an der heiligen Pforte.

Meine Freunde, meine Waffenbrüder! — begann Bozzaris — nur für zwei Tage sind noch Lebensmittel vorhanden, nur für jeden von Euch ein Trunk stärkenden Weines. Empfangt das Letzte, das Euch der barmherzige Vater in Missolunghi's Mauern reicht. Jede Hoffnung ist dahin, die Flotte kann nicht nahen, keine Hülfe ist zu erwarten. Darum nur noch zwischen Knechtschaft oder Tod habt Ihr zu wählen. — Wählt!

Den Tod! hallte es dumpf durch den hohen Dom, dumpf, als wenn Schollen Erde über den Sarg rollen und ihn bedecken. — So hört! Wer Waffen tragen kann, stärke sich mit Speis' und Trank, sei es Mann, sei es Weib. Greise, Kinder, Frauen, schwach und hülflos, bleiben zurück. Wir stürmen der Feinde Lager, und retten so vielleicht die Stadt und die Zurückgebliebenen, oder brechen durch und retten Freiheit und Leben! — Er schwieg.

Hat Gott über Missolunghi in seiner Weisheit beschlossen, — begann jetzt der ehrwürdige Erzbischof, der, sein Gebet beendet, auf den Stufen des Altars stand, — soll das Kreuz stürzen von den Zinnen der Tempel, so werden die Greise gern die kurze Spanne Zeit freiwillig mit mir opfern; jeder schließe dann seinen Enkel in den Arm und rette die Seele des Kindes, jede Mutter opfere ihr Mutterherz dem Glauben. — Seid Ihr hierzu entschlossen?! — rief er aus — seid Ihr entschlossen, mit mir zu sterben, Ihr Greise, Ihr Mütter?!

Wir sterben! hallte es wieder. Alle knieten nieder; er hob die heilige Rechte und sprach: Der Herr, unser Gott, bewahre Euch alle mit seiner Gnade und Güte allenthalben, jetzt und immerdar! Amen.

Der Herr bewahre den, der uns segnet! antwortete die Versammlung. Da streckte der Erzbischof seine Hand aus und sprach mit bewegter Stimme: Ich weihe Euch dem Tode, geht freudig aus von dem Leben, zieht gläubig ein in das Paradies! Schon sehe ich den Himmel offen! — rief er begeistert — der Vater öffnet die Pforten des Vaterhauses! Zieht hin, meine Kinder! der Segen des Herrn mit Euch!

Da hoben die Knieenden, durch den Segen gestärkt, sich langsam empor; noch einmal blickten sie in dem Gotteshause umher, Abschied nehmend von der heiligen Stätte, und als sie über die Schwelle traten, war keiner, den der Gedanke nicht schaudernd ergriff, der Gedanke: zum letzten Mal! —

Auf dem Marktplatze versammelten sich die Streiter; Notis Bozzaris gab hier die nöthigen Befehle. Jeder Gatte hatte sein Weib bewaffnet an

ſeiner Seite, jeder Jüngling das Mädchen ſeiner Liebe. An der Spitze des Haufens zogen die Sulioten, dann folgten die Palikaren und Rumelioten, Akarnanier und Aetolier. Die von Miſſolunghi und Gregor mit den Livadiern bildeten die Nachhut.

Jetzt drückte ein jeder noch einmal die Gattin, die Geliebte, den Freund, den Bruder an ſein Herz; und wie Notis Bozzaris mit lauter Stimme rief: Im Namen des Herrn! und das Schwert in der Hand ſeinen Sulioten voranſchritt, und ſo der Zug ſich langſam in Bewegung ſetzte, ſchaute ein jeder noch einmal nach dem Sternenhimmel über ſich, und ſagte ihm Lebewohl, als ob dieſer Himmel allein nur die Heimath überwölbte, dieſe Sterne allein nur in dem Kreuze der Thürme Miſſolunghi's erglänzten.

Ohne den Zurückgebliebenen noch einmal Lebewohl zu ſagen, zogen ſie, 3000 Streiter und 700 Frauen, aus den Thoren. Hülfloſe Greiſe, Weiber, Kinder, die Gräber ihrer Väter, ihrer Freunde, das Heiligthum des Glaubens, der Freiheit Bollwerk ließen ſie zurück; die Pforte der Hoffnung ſchloß ſich mit Miſſolunghi's Thoren, Alles, was das Leben ihnen geſchmückt, blieb hinter ihnen — vor ihnen — das Grab.

Vor den Batterieen Rigas und Montalembert ſammelten ſie ſich, um von da gegen die beiden Thürme, die Ibrahim dieſen Batterieen gegenüber hatte erbauen laſſen, vorzudringen. Leiſe, als fürchteten ſie den Tod zu wecken, ſchritten ſie vorwärts. Doch kaum waren ſie einige hundert Schritt durch die Ebene gezogen, als ein mörderiſches Feuer aus allen Batterieen und das geregelte Feuer der egyptiſchen Bataillone ſie begrüßte.

Verrath! — rief Notis Bozzaris — Verrath, meine Brüder! Aber nur vorwärts, Gott iſt mit uns! — und unaufhaltſam drängte Alles ihm nach. Die Araber wichen, da ſchmetterten Kartätſchen die Reihen der Anrückenden nieder. — Nur feſt geſchloſſen! rief der Greis, und tauſend Stimmen wiederholten den Ruf, und über die zerſchmetterten Brüder drangen ſie vor, immer weiter und weiter. Schon war das Lager erreicht, ſchon glänzten die Zelte durch die Dämmerung der Nacht, da rückten neue Truppen ihnen entgegen, da hörten ſie aus der Ferne von dem Hufſchlag der Reiterei die Erde erdröhnen. — Nur dicht, feſt geſchloſſen! riefen die Männer von Suli; und wie ſie rechts und links ſich umſchauten, von wannen die Reiterei der Egyptier käme, ſahen ſie die hellen Flammen, die über Miſſolunghi aufſtiegen, und von Wuth entbrannt ſtürmten ſie immer vorwärts, nichts konnte ihnen widerſtehen. Doch jetzt, als ſie die Reihen der Zelte hinter ſich hatten, und eben den Bergrücken hinab in das Thal ſteigen wollten, brach die Reiterei hervor. Drei Mal ſetzte ſie an, in die dicht geſchloſſenen Reihen zu brechen, drei Mal prallte ſie ab an dem Muthe der Sulioten, die ihren Marſch unaufhaltſam fortſetzten. So gelangten ſie bis zu dem Kloſter des heiligen Simeon; hier machten ſie einen kurzen Halt, um ſich wieder zu ſammeln und die von Miſſolunghi

zu erwarten. Aber nur Einige von der tapfern Beſatzung von Kliſſowa ſtießen zu ihnen; ſie hatten ſich durch die Reiterei geſchlagen, dieſe im Verfolgen aufgehalten, und ſo den Rückzug der Beſatzung erleichtert.

Doch die von Miſſolunghi kamen immer noch nicht. Zeit war nicht zu verlieren; die Griechen verließen das Kloſter, und da ſie auf der Höhe des Aracynthos die Ihrigen im Mondlichte zu erblicken glaubten, ſchritten ſie wohlgemuth den Berg hinauf. Sie hatten ſich getäuſcht. Ibrahim, durch einen Ueberläufer die Anordnung des Ausfalls genau kennend, hatte die Albaneſer auf den Aracynthos Karaiskaki entgegen geſchickt, und ihr mörderiſches Feuer empfing jetzt die Braven, die ihren Brüdern entgegen zu rücken glaubten; doch trotz der Ueberraſchung drangen ſie unaufhaltſam vor. Mörderiſch war der Kampf, Hunderte von Griechen waren ſchon gefallen, unter ihnen Kokini, der wackere Ingenieur, der edle Schweizer Meyer, Papadiamantopulo und Fadinas. Noch ſtanden die Albaneſer unerſchütterlich; da erſchien auf der äußerſten Höhe des Berges Karaiskaki, er ſtürzte ſich mit wildem Geſchrei den Albaneſern in den Rücken. Dieſe glaubten, die ganze Schaar der in Aetolien verſammelten Griechen ſei es, wichen endlich, und die Schaar der 300 aus Aetolien herbeigeeilten Griechen vereinigte ſich nun mit Bozzaris, der mit 2000 Mann und 300 Weibern nach vielen Mühſeligkeiten über Derveliſta nach Salona gelangte.

Unter ihnen war der edle Stournaris, der Anführer der Griechen in Miſſolunghi, nicht krank, verwundet, hatte er Notis Bozzaris das Kommando übergeben und war dem Zuge gefolgt. Als die Reiterei den Angriff zum dritten Mal erneute, warf er ſich mit einem kleinen Haufen derſelben entgegen, und vereint mit der Beſatzung von Kliſſowa hielt er die Egyptier auf, und rettete ſo vielleicht Bozzaris und die Seinen. Verzweifelt kämpften hier die Griechen. Aus zwanzig Wunden blutend ſank der edle Stournaris; nicht Leonidas ſtarb einen ſchöneren Tod.

Während dies an der Spitze des griechiſchen Heerhaufens ſich begab, hatten ſich mehre Bataillone egyptiſchen Fußvolkes denen von Miſſolunghi entgegen geworfen, die ſich verſpätet und der Schaar Notis Bozzaris nicht ſchnell genug gefolgt waren. Liaketes führte ſie, — in ihrer Mitte befand ſich der größte Theil der Frauen, an ihrer Spitze Gregor Sarantos und die Liwadier, — als die Egyptier auf dieſen kleinen Haufen der 500 bewaffneten Krieger mit dem Bajonnet ſtürmten.

Sie hielten Stand. — Da ſtürzte plötzlich, den Säbel in der Fauſt, von Wunden blutend, einer der Ihrigen ſich in ihre Reihen. Es war Niketas, der während des Tumultes in dem Lager der Türken Gelegenheit zur Flucht gefunden, die Feſſeln gebrochen, und ſich den Weg zu ſeinen Glaubensbrüdern durch die Reihen der Feinde blutig gebahnt hatte. Von ſeinem Anblick ermuthigt, verſuchten ſie noch einmal durchzudringen. Vergebens warfen ſie ſich in die Reihen der Feinde, um, wie einſt Winkelried,

mit ihren Leichnamen ihren Weibern den Weg zur Freiheit zu bahnen; die edlen Opfer ſanken nutzlos. Da erſcholl plötzlich in ihrem Rücken der Ruf: Zurück, zurück nach der Stadt, nach den Batterieen! — Sie ſtutzten, hielten an im Kampfe, die Frauen drängten ſich nach der Stadt zurück, die Männer, von ihnen mit fortgezogen, wichen kämpfend nur langſam, und Liaketes ſandte nun die Trauerbotſchaft dem Erzbiſchof, ſeine Anordnungen deſto ſchneller zu treffen. Gregor wollte die Gattin, die ihn nicht verlaſſen hatte, mit Fatime, welche in türkiſcher Kleidung ihr gefolgt, zurückſenden, doch Marina Athanaſia ſchlang ihre Arme feſt um ihn. — Laß mich an Deiner Seite ſterben! rief ſie, und wich nicht aus dem Schlachtgetümmel.

Von den nachrückenden Arabern heftig gedrängt, zog Gregor ſich fechtend bis an das Glacis der Werke zurück; da hielt er an, ermunterte noch einmal zur tapferſten Gegenwehr, doch — ſchon flog die Baſtion Bozzaris in die Luft. Die Türken ſtürmten über die Werke durch das eine Thor, während die Griechen, von den Arabern gedrängt, durch das andere zogen. Gregor vertheidigte hier mit den Uebriggebliebenen den Eingang, während ein dumpfer Schlag nach dem andern — die letzten Seufzer der heiligen Stadt — das Auffliegen der Baſtionen verkündete; von einer Kugel getroffen ſank er, die Seinen um ihn. Noch kurze Zeit hielt Niketas Stand; auch er fiel.

In den Straßen trafen jetzt überall die von Miſſolunghi auf die Türken, fürchterlich war der Kampf. — Hin zum Meere! riefen die Frauen, und ſtürzten fort, dort Erlöſung von Knechtſchaft und Schmach zu finden. Die Wellen nahmen in ihren kalten Schooß Hunderte auf, die den Märtyrertod ſuchten.

Von allen Seiten umzingelt ſanken die Streiter Miſſolunghi's; die wilden Horden ſtürzten ſich blutgierig durch die Straßen. Nach der Hauptkirche, wohin ſich die Flüchtigen gewendet hatten, folgten ſie den jammernden Weibern und Kindern; doch Capſalis, einer der Primaten, hatte ſich mit einiger Mannſchaft hineingeworfen. Die Greiſe, Frauen, die Geiſtlichen vertheidigten das heilige Haus, ein Kugelregen empfing die Stürmenden; neue Truppen rückten an, ein neuer Kampf begann. — Da ſank die Kraft der Greiſe, ſchwach war nur noch der Widerſtand der Frauen. — Die Pforten wurden geſprengt. — Gedenke meiner, Herr! rief der Erzbiſchof, ein dumpfer Knall theilte die Luft, die Kirche flog mit Greiſen, Weibern und Kindern, mit ihren heiligen Dienern und Tauſenden der Ungläubigen in die Luft.

Auf den Trümmern der eingeäſcherten Stadt hielten am Morgen Ibrahim Paſcha und Reſchid ihren Einzug. — Schrecklicheres ſah ich noch nie! rief, als ſie durch das Thor ritten, der Satrap dem Seraskier zu, der,

ſchweigend den Blick vor ſich auf des Pferdes Hals geheftet, ſeines Kindes gedachte.

Da ſah Ibrahim ein türkiſches Weib nahe dem Thore, über einen Leichnam gebogen, knieen; es ſchien auf nichts zu achten, mit ſtarrem, regungloſem Blicke ſah es auf den mit einem Mantel bedeckten Todten. — Wer biſt Du, Weib?! — rief Ibrahim — was machſt Du hier unter den Sterbenden?!

Das Weib blickte auf, gewahrte Ibrahim, gewahrte Reſchid, und ohne zu antworten nahm es den verhüllenden Mantel hinweg. — Zuleima lag an Gregors Seite, die Bruſt von einer Kugel zerriſſen, da; lächelnd, als habe der Tod mit ſanften Träumen ihr die Augen geſchloſſen, ruhte ſie, die Hand feſt auf des Geliebten Wunde gedrückt.

Und als Reſchid von ſeinem Roſſe ſprang, zu ſeinem Kinde eilte, deſſen Hand faſſen wollte, erhob ſich mit der letzten Kraft des Sterbenden ein Grieche, der unſern der Liebenden in ſeinem Blute lag. Schrecklich war ſein Geſicht zerhauen, aus mehren Wunden ſtrömte noch das Blut; der Arm, auf den er ſich ſtützte, vermochte kaum ihn aufrecht zu erhalten. — Gott iſt gerecht! — rief er mit gebrochener Stimme Reſchid entgegen — Sieh Dein gemordetes Kind, gedenke Athanaſia's und verzweifle! — Das glühende Auge Niketas blickte ſtarr und wild auf den Paſcha, dann wendete es ſich verklärt gen Himmel. — Das Kreuz wird nicht untergehen! — rief er in prophetiſchem Tone — es ruht in Gottes, nicht in Menſchenhand! — Noch einmal hob ſich die tobende Bruſt, er verſchied.

Auf den Trümmern Miſſolunghi's jauchzte der wilde Haufe, und während Prozeſſionen und Miſſionaire, Jeſuiten und fromme Brüderſchaften durch das Land der Chriſten ziehen, pflanzt Ibrahim den halben Mond an die Stelle des Kreuzes, zerſtören afrikaniſche Horden die chriſtlichen Tempel Europa's.

Die drei Wünsche.

Eine schwäbische Sage

aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges.

Es war am 19. des April-Monats, in dem so thatenreichen Kriegsjahre 1632, als Robert Imhof, ein junger Patrizier von Augsburg, mit verschränkten Armen in dem hohen Saale seines Hauses auf und ab ging. Die leeren Wände, auf welchen man deutlich die Stellen bemerken konnte, wo noch kürzlich Schildereien gehangen, gaben eintönig den Schall seiner Tritte wieder, und so öde, wie Alles in diesem einst geschmückten Saale, schien es auch in des Jünglings Brust zu sein.

Doch so ganz menschenleer war es nicht um ihn. Vor einem kleinen Tischchen saß in einem Sorgenstuhle, an dem einen Ende des Saals, der Hauptmann Montaldo, von des Gallas Regiment zu Fuß. Eine große zinnerne Kanne mit Wein, und ein zinnener Becher, den er oft leerte und wieder füllte, stand vor ihm. Jedesmal, wenn er ihn an die Lippen setzte, sah er mit sonderbarem Lächeln nach dem jungen Manne, der immer noch, ohne sich um ihn zu kümmern, mit finsterem Blicke schweigend auf und nieder ging.

Robert! rief jetzt der Kriegsmann: der Krug ist leer, und meine Kehle brennt noch, ich muß das Feuer löschen, habt Ihr noch Vorrath?

Der junge Patrizier ergriff eine Schelle, klingelte und ein alter Diener trat in den Saal. Wein! rief er, und als der Alte mit bittendem Blicke zu zögern schien, trieb ihn das finstere Auge seines Herrn und ein barsches Geh! schnell hinaus.

Bald kehrte er zurück und setzte die gefüllte Kanne, sie mit Unmuth auf den Tisch stoßend, vor den Hauptmann hin, so daß der zinnerne Becher umschlug.

Gönnst mir wohl den Trunk nicht, Isegrimm! rief Montaldo lachend. Hilft Dir doch nichts, alter Sünder!

Das weiß Gott! brummte der Alte. Heute wird es noch reichen, aber morgen.

Nun, was wollen wir mehr? sagte der Krieger. Morgen halten die Schweden hier Haus; dann finden sie leere Nester, statt Nester. Der Teufel hat den Wein geholt, desto besser!

Der Alte bekreuzigte sich und ging.

Der junge Patrizier schien dies nicht zu achten. Er setzte seine einförmigen Wanderungen fort, nur manchmal hielt er an, sah gen Himmel

und ſtampfte verzweiflungvoll mit dem Fuße auf den Boden. Noch wanderte er ſo, noch trank der Hauptmann, als es leiſe, zu wiederholten Malen, an die Thür klopfte. Auf das barſche Herein! Montaldos trat ein altes Mütterchen ein, das, ohne daß jemand ſie zu bemerken ſchien, eine Verbeugung nach der andern machend, ſchüchtern und erwartungvoll an der Thüre ſtehen blieb. Aber niemand achtete ihrer. Robert war nur mit ſich beſchäftigt und hatte keine Augen für das, was außer ihm vorging. Montaldo blickte eben in ſeine Kanne, maß den Wein nach ſeinem Durſt und ſchien die Alte nicht bemerken zu wollen, bis ihn endlich das ſtumme Knixen langweilte. Robert! rief er: da ſteht Deine wandelnde Hiobspoſt an der Thüre, gewiß wieder mit einem Schwall Sittenſprüchen und chriſtlichen Reden und dergleichen überflüſſigen Dingen belaſtet! — So ſieh doch nur, wie ſie ſich verbeugt, danke doch dem holden Engel!

Robert blickte auf, ſah die Alte noch ſchüchtern an der Thür ſtehen und der Ausdruck ſeines Geſichts veränderte ſich ſchnell. Mit einem wehmüthigen Lächeln ging er ihr entgegen, reichte ihr die Hand und ſagte mit ſanftem Tone: Guten Abend, Mutter Joſephe! was führt Euch heute noch zu mir? Gute Botſchaft bringt Ihr nicht, das ſagt mir Euer Auge.

Die Alte warf einen bedeutſamen Blick auf den Hauptmann, welcher den Wunſch ausdrückte, mit dem jungen Patrizier allein zu ſein.

Sagt nur, was Ihr zu ſagen habt in Gegenwart dieſes wackern Mannes, ſagte Robert.

Auch meine Botſchaft von Fräulein Clara? fragte die Alte.

Auch die! rief er, finſter vor ſich hinblickend.

Nun, wenn Ihr es wollt, ſagte Frau Joſephe bewegt: muß ich mich wohl meines Auftrags hier entledigen; überdies iſt ja für ganz Augsburg Eure unglückliche Geſchichte kein Geheimniß mehr! Darum will ich reden; doch nichts für ungut! Sie verneigte ſich mit einer gewiſſen Zierlichkeit, während der Hauptmann ſeinen Tiſch mit den Trinkgefäßen den beiden näher rückte.

Werther junger Herr! hub nun die Alte an: der Steuerherr Walter läßt Euch ſeinen Gruß entbieten und Euch ſagen: Er wiſſe gar wohl, daß auch das Letzte, was Ihr noch von Silbergeräthe gehabt hättet, nun verkauft und vergeudet ſei, daß die bitterſte Noth Euch drücke und Ihr wenig Hoffnung hättet, bei der Veränderung, die nun bald, durch Gottes Hülfe, in unſerer frommen Stadt vorgehen werde, Eure Glücksumſtände zu verbeſſern. Er läßt Euch daher freundſchaftlich rathen, mit dem Kriegsvolke die Stadt zu verlaſſen, um dem ſtrengen Regimente zu entgehen, das der Schweden-König für die Katholiken hier einführen wird. Schon längſt habe er Euch ſeiner Tochter Hand verſagt, jetzt müßte Euch unter ſolchen Umſtänden jede Hoffnung verſchwunden ſein; denn einen ſolchen —

Die Alte ſtockte und verneigte ſich. Fahr nur fort, alter Rabe! rief Montaldo: krächze nur Dein Lied zu Ende, ſei nicht bange! Sieh, der

liebe Junge ſteht da, ſtarr wie ein Heiligenbild am Kreuzwege. Krächze nur fort!

Wenn Ihr befehlt! ſagte die Alte, ſich zu Robert wendend. Aber verzeiht, mein lieber Herr, wenn ich des Herrn Walters Rede Wort für Wort wiederhole. Denn ein ſolcher lockerer Geſelle, ſo ſagte er, nicht ich, der ſeines Vaters reiches Erbe in zwei kurzen Jahren mit gottloſen, unchriſtlichen Buben verſchleudert hat, — hier warf ſie einen bedeutſamen Blick auf den Hauptmann, der den Becher ergriff, gleichſam dankend ihr zunickte und ihn austrank: — und welcher dem alten Glauben noch anhängt —

Da habt Ihr den Nagel auf den Kopf getroffen! unterbrach ſie Montaldo hell auflachend —

Dem könne er ſein einziges Kind nie und nimmermehr anvertrauen, fuhr ſie ungeſtört fort, während Robert ſtarr vor ſich hin ſah und Montaldo trank.

Und nun, fuhr Frau Joſephe fort, und zog einen ledernen Beutel unter dem Mäntelchen hervor: läßt Euch der Herr nochmals freundlich grüßen und alle Unbilde, Noth und Sorge vergeſſend, die Ihr ihm ſeit Jahr und Tag gemacht, ſchickt er Euch hier hundert Goldgülden zur Reiſe und ſeinen Glückwunſch auf den Weg! — Sie reichte ihm den Beutel.

Robert ſchleuderte ihn zu Boden, drehte der Alten den Rücken und ging, mit langen Schritten, unmuthig in dem Saale auf und ab, während Montaldo raſch den Becher abſetzte, nach dem Beutel griff und deſſen ſchweren Inhalt, der auf dem getäfelten Fußboden umher rollte, wieder ſammelte. Doch wie der Falke, ſo ſchnell, ſo gierig, ſtürzte die Alte neben ihn, ſuchte mit emſiger Eile auf, ſo viel ſie nur konnte und ſchrie dazu, mit kreiſchender Stimme: Euch gehört dies ſchöne Geld nicht, ſoll es nie gehören! Für des Teufels Geſellen iſt es viel zu ehrlich erworben!

Aber Montaldo lachte; ihm war der Seckel geblieben und ſeine gierige Hand hatte auch den größten Theil der entrollten Geldſtücke aufgerafft; aber Frau Joſephe faßte ihr Eigenthum und ſchrie aus allen Kräften: Gebt mir meinen Seckel, oder es ſoll Euch bei den Schweden übel ergehen!

Laßt das Geld! rief Robert verdrießlich.

Ihr ſeid ein Thor! brummte Montaldo, immer noch aufleſend. Uns iſt das Geld ſo nöthig. Was ich habe, Robert, ſoll mir der alte Drache nicht wieder entreißen!

Gebt Ihr den Beutel zurück! befahl Robert drohend und trat heftig auf ihn zu.

Da nimm ihn, alte Hexe! rief Montaldo, ihr den Beutel vor die Füße werfend. Iſt er ein Narr, ſo büß' er auch dafür! Er nahm die Kanne mit Wein unter den Arm und verließ brummend den Saal.

Gut, daß der fort iſt, ſagte Joſephe, indem ſie ſich nach dem Beutel bückte, den ſie ſchnell unter das ſchwarze Mäntelchen wieder verbarg: nun

kann ich Euch doch, mit freiem Herzen, meinen Gruß von Fräulein Clara bestellen.

Robert drückte ihr schweigend die Hand.

Lieber junger Herr! fuhr sie fort, indem sie ein kleines Kästchen unter dem Mantel hervor zog. Auch Clara läßt Euch Lebewohl sagen und Euch bitten, morgen in aller Frühe von hier zu ziehen; es erwarten Euch sonst trübe Tage in Eurer Vaterstadt. Ihr sollt in die Welt hinaus, Gottes und ihrer fleißig gedenkend. Sie würde Euch nie vergessen. Auch, fuhr Josephe stockend fort: kennt sie Eure Noth. Hier in diesem gestickten Beutelchen ist ihr Sparpfennig, wenig nur, aber treu geboten. Ihr werdet die kleine Gabe doch nicht zurückweisen und sie so tief kränken? Hier ist auch ein Theil ihres Schmucks, noch von ihrer guten Mutter geerbt. Eine Perlenschnur, die sie auf dem Banket trug, welches die Stadt dem Markgrafen von Durlach zu Ehren gab, und wo Euch Clara zum erstenmal gestand, daß sie Euch liebe. Ihr sollt sie als Angedenken tragen, könnt sie aber auch, wenn Euch Mangel drückt, veräußern. Nehmt, lieber Herr, verlaßt mit Gott morgen die Stadt und die bösen Buben, die Euch locken; kehrt als ein frommer Christ, Gott und Clara im Herzen, zurück und der Himmel wird Alles noch zum Besten fügen. Da nehmt; den Beutel hat Clara selbst gestickt! Sie reichte ihm das kleine Schmuckkästchen und den Sparpfennig.

Robert stand sinnend da. Nehmt, lieber Herr! bat die Alte noch einmal. Da faßte er das Schmuckkästchen, drückte es an seine Brust, aber das schön gestickte Beutelchen rührte er nicht an. Liebe Josephe! sagte er nun, und sein ganzes Herz lag in seinen Worten: ich werde gehen, ich werde mich von ihr trennen, da sie es wünscht und ich fühle, daß ich ihrer nicht werth bin. Die Perlenschnur will ich zum Andenken behalten, auch in der höchsten Noth will ich mich nicht von ihr trennen; sie sei mir ein Talisman auf meinem wilden Lebenswege. Ich will sie mit dem kleinen, mit edlen Steinen gezierten Kruzifix, vor welchem meine gute Mutter ihr Morgen- und Abendgebet verrichtete, treu verwahren. Heilige Reliquien sollen mir diese Perlen sein.

Faßt Muth, lieber Herr! sagte nun die Alte zutraulich: wendet Euch zu Gott, verlaßt den welschen Satan und denkt zuweilen an uns!

Das werde ich, gute Josephe! erwiderte Robert, — und nun lebt wohl, behaltet Euer Geld und geht. Sagt Clara — auf jedem Pfade meines dunkeln Lebens bliebe ich ihr treu; die Liebe allein, das fühle ich, würde ich mir rein erhalten. Auch sie solle meiner gedenken! Er reichte ihr die Hand; die Alte preßte sie an ihre Lippen und ging.

So muß ich denn das Vaterhaus als ein Bettler verlassen, in die Welt ziehen und nichts mit mir nehmen, als mein lastendes Gewissen!

rief er jetzt aus; die Erinnerung an Clara hatte ihn weich gestimmt und wehmüthig sah er auf das Kästchen mit der Perlenschnur. Er öffnete es. Keine Noth soll mich von euch trennen! Wie die Reliquie meiner guten Mutter will ich euch bewahren! Gieb mir Kraft, o Schicksal, meinen Schwur zu halten, rief er aus, betrachtete die Perlen, die ihm noch jenen Tag zurückführten, wo er im hohen Rathsaal zum erstenmal das süße Geständniß der Liebe aus Claras Munde hörte, wo sie ihm der Engel geschienen, der ihn aus seinem wilden Leben reißen und auf den Pfad der Tugend zurückführen könnte. Sinnend stand er, nach der Vergangenheit traurig blickend; da schallte hinter ihm des Hauptmanns Stimme. Schöne, klare Perlen! rief er: wohl manchen Goldgulden werth. Das war doch vernünftig, daß Ihr wenigstens diesen Nothpfennig von der alten Hexe angenommen habt, wir zögen sonst wahrlich mit ganz leeren Händen aus!

An diesen habt Ihr keinen Theil! erwiderte der Jüngling finster, schlug das Kästchen zu und steckte es in sein Koller.

Ist dies auch so ein werthes Andenken, wie das der Mutter? fragte jetzt Montaldo spöttisch.

Ja! erwiderte Robert. — Auch das bleibt für Euch ein Heiligthum!

Wüßte doch nicht, weshalb? meinte der Hauptmann mit schneidendem Tone. Jenes behaltet nur immer, nach dergleichen gelüstet mich nicht; dies aber, diese ächten, kostbaren Perlen, die könnten uns vielleicht noch manchmal aus der Noth helfen, an diesen laß ich meinen Antheil nicht fahren!

Robert sah ihn finster, fast verächtlich an und verließ ihn.

Knabe! rief nun Montaldo und sah ihm höhnisch nach. Ward Dir schon wieder einer jener stolzen Augenblicke, welche Dir das Schicksal zuweilen als Spielwerk vorwirft? Schwacher Knabe! spiele nur damit, brüste Dich mit diesem stolzen Gefühle, Du bist doch nur ein schwaches Rohr in meiner Hand, das ich bewegen, ausreißen und wegwerfen kann, wenn es mir beliebt. Tritt mir nur in solcher Stunde mit Deiner Würde und Deinem Stolz entgegen, in der kommenden bist Du doch ein niedriger Sclav meines Willens und Deiner Lüste!

Wie ein übermüthiger Reicher ließest Du mich Deinen Wein trinken, an Deinem Tische schwelgen und Dein Geld mit Würfeln und Karten vergeuden. Deine Kreaturen glaubtest Du zu füttern, für Deinen Zeitvertreib Deinen Diener zu zahlen! — Armer, elender Wicht, der nicht einmal Stärke genug besitzt, ganz ein Bösewicht zu sein — ich bedurfte Deines Weines nicht, um zu trinken, nicht Deines Geldes, um zu prassen. Will ich meinen Weindurst stillen, öffnen sich mir alle Quellen, will ich meinen Geldburst stillen, alle Truhen! — Ich will von Dir etwas, was Du nicht ahnest, wofür Dein schwacher Geist noch keine Begriffe hat. Er blickte auf einen kleinen Ring an seinem Finger, unscheinbar, doch von ächtem Golde. Zwei kleine Diamanten, in deren Mitte ein Rubin fun-

kelte, zierten ihn. Heller wie die andern glänzte der Karfunkel, es ſchien, als ob eine Flüſſigkeit in ihm wogte, faſt ſo, als ſei ein Tropfen Blut darin verſchloſſen.

Er hob ſeine Linke in die Höhe und ſagte ernſt: Das iſt der Zweck meines Strebens, dies der mächtige Gebieter, der mich an Dich band, Du elender Narr, und mir befahl, Dich zum Bettler zu machen und Dich in Deinen Lüſten erſäufen. Du biſt mein Talisman; auf, kämpfe gegen den Seinen und erringe mir den Sieg.

Riechſt ja immer noch ſo lieblich wie Roſenöl! — fuhr er fort — und breiteſt Deine benebelnden Düfte rings um Dich. Harre vergebens, bis Du entſteigſt und Dich formſt. — Montaldo iſt kein Thor! — So lange Du mein biſt, folgſt Du Deinen Brüdern nicht, die ich thörig im Sinnenrauſche verſchleuderte. Darum eile, mich zu verlaſſen, funkelnder Rubin! Er hörte Tritte ſich nahen und ſchwieg.

Robert trat ein. — Montaldo! — ſagte er — ich habe ein ernſtes Wort mit Euch zu reden, kommt, ſetzt Euch zu mir! — Er rückte einen Seſſel in die Vertiefung des Fenſters, Montaldo ſetzte ſich neben ihn.

Es ſind nun zwei Jahre, ſeit ich Eure Bekanntſchaft machte, — hob Robert an — Ich ſchwärmte damals in Eurem Vaterlande umher und begleitete Euch auf Euren Wanderungen. Wir ſchloſſen in Italien ein Freundſchaftbündniß, welches der Zufall in Deutſchland noch feſter knüpfte, als ich es damals ahnen konnte. Ihr folget ſeitdem der Kriegsgöttin, und dieſe führte Euch vor vier Monaten mit Eurer Fahne hieher. Hier wurdet Ihr mein Hausgenoſſe, und theiltet Alles mit mir, ſo lange ich etwas beſaß! Er ſchwieg, auch der Hauptmann.

Wohin führt Euch morgen Euer Weg? fragte jetzt Robert und ſprang von ſeinem Seſſel auf.

Ich glaube mit den Baiern nach München, antwortete Montaldo gleichgültig.

Nun, ich ziehe nach dem Rhein. — Ihr nach Oſt, ich nach Weſt — und ſo ſind wir getrennt.

Und warum uns trennen? fragte der Hauptmann geſpannt.

Ich habe nichts mehr, was ich mit Euch theilen könnte, und an meiner Perſon wird Euch wohl ſchwerlich viel gelegen ſein!

Robert! — rief Montaldo aufſpringend. — Wie ungerecht ſeid Ihr doch. — So lange habt Ihr mich gepflegt, Euren letzten Biſſen, Euren letzten Trunk Wein hab' ich genoſſen, den letzten Eurer Goldgülden hab' ich noch geſtern der Dame Fortuna geopfert und ich ſollte Euch hülflos in die Welt wandern laſſen? Kommt mit mir! Wohin der Soldat zieht, da giebt es Obdach und Nahrung, einem Hauptmann vom Gallas Regiment fehlt es in Eurem Vaterlande an nichts. Theilt Alles mit mir, meine Beute, wie meinen Sold, ich bin Euch mehr noch ſchuldig. Und iſt Euch mein Handwerk nicht ganz zuwider, ſo vertraut meinem Einfluß beim

Feldmarschall Gallas und Ihr werdet mein Fähndrich. Ein schmucker Bursche, der die schwarze mit Gold gestickte Fahne wohl gut zu schwingen vermag. Folgt mir nach München! Wie? Ihr scheint zweifelhaft? — Was wollt Ihr am Rhein? — Betteln? — dazu seid Ihr zu stolz. — Arbeiten? — das versteht Ihr nicht. Das Kriegshandwerk treiben ohne mich? — Würde Euch ohne Fürsprache wohl schwer werden, wenn Ihr nicht die Musquete nehmen wollt. Wollt Ihr vielleicht bei dem lothring'schen Gesindel, oder bei einem der heiligen drei Churfürsten des Reichs Dienste nehmen? — Jene hetzen die französischen Windhunde zu Tode und diese? — der eine ist in den Händen der Franzosen, dem andern hat der Schwede das Land genommen und um des dritten Brocken streiten sich Spanier und Holländer. Oder wollt Ihr zu Jenen? — Da müßt Ihr erst Euren Glauben verleugnen und unter Prinz Moritz scharfem Kriegs-Reglement sclavisch Euren Nacken beugen, den Bürger ehren wie Euren Herrn, und den Bauer wie Eures Gleichen. Wollt Ihr zu den Spaniern? — da stecken sie Euch unter die Wallonen und Ihr müßt Euch vor dem spanischen Hidalgo tief bücken und den Hut ziehen, wenn er, zerrissen und zerlumpt, seine Zwiebel in der Hand, Euch begegnet. Oder wollt Ihr zu den Schweden? — Die nehmen zwar Alles, Heiden und Christen, Katholische und Kalvinisten, wenn es nur Futter für Pulver und fein zahm ist; da aber heißt es: Bete, arbeite und sei zufrieden mit Deinem Sold und Brod. Und nun gar zu dem Baier, jetzt, da der Schwede ihm ins Land fällt und der stolze Churfürst bei unserm Generalissimus, dem Friedländer, seine Rettung suchen muß; der wird es die armen Baiern gut entgelten lassen, was ihr Herr ihm in Regensburg eingebrockt hat. Ja wäre Mannsfeld noch, oder Christian von Braunschweig, da waren gute Zeiten, da konnte es ein Avanturirer noch zu etwas bringen, da gab's keinen Herrn als das Schwert, keinen Gott als den Teufel, kein Gebot als den eigenen freien Willen! Aber diese schönen Zeiten sind vorbei! Darum lob' ich mir die Fahne, wo der mächtige Adler seine Krallen nach dem Feinde ausstreckt; denn der Soldat ist ein Sohn der Macht, dem Stärksten ist am besten dienen, und unter Wallenstein, Robert! da blüht die alte Zeit noch einmal wieder auf, wo vor einem kaiserlichen Soldaten die stolzen, reichsstädtischen Bürgermeister den Hut zogen, und wenn ein Reiter in ein Dorf einritt, Weiber und Dirnen davon liefen und die Männer mit gezogenen Mützen seine Befehle erwarteten. Aber Ihr hört ja gar nicht auf meine Rede — Wo seid Ihr denn jetzt mit Euren Gedanken, Robert!

Wo ich war? — sagte dieser, wie aus einem Traume erwacht. — Bei ihr!

Aha! bei der liebestechen Clara, der sittsamen Jungfrau, mit den schönen blonden Locken und den begehrlichen blauen Augen.

Laßt Euer Gemälde unvollendet! fiel ihm Imhof in die Rede.

Nun, ich male ja schön, laß mich doch gewähren! — fuhr der Hauptmann fort: — doch, was hofft Ihr noch von ihr? — Ein Bettler darf nicht um ein goldenes Prunkgefäß handeln, man weis't den Narren vor die Thür, giebt ihm höchstens einen Zehrpfennig mit auf den Weg, und dankt dann Gott, daß man so wohlfeilen Kaufs den zudringlichen Narren los wurde. Nun, schon wieder in Gedanken? —

Fahrt fort! sagte Robert, seinen Ingrimm verbeißend.

Die Schweden sollen rüstige, rothwangige, gelbgelockte Burschе sein, hübsch fromm, ordentlich, sittlich und manierlich So ein schmucker Geselle, in seinem blauen oder gelben knappen Wams kann wohl einer Dirne gefallen, zumal wenn er mit ihr aus einem Buche beten kann.

Robert schlug sein finsteres Auge ernst nach dem teuflischen Zeichner auf; doch schwieg er noch, als Kaspar herein trat. Ohne auf Montaldo weiter zu achten, winkte er den Diener in ein Bogenfenster. — Haſt Du sie gesprochen? fragte er leise.

Nein, Herr!

Darf ich kommen?

Nein, Herr!

Sprachst Du niemand?

Die alte Josephe.

Und was sagte diese?

Wenn auch das Fräulein Euch sprechen wollte — was aber nicht der Fall sei — könne sie es nicht, denn der alte vorsichtige Herr habe das Haus fest verschlossen, und nur die Thüre nach dem Garten, der an die Stadtmauer stößt, sei offen, damit doch das arme Kind, wenn der Mond aufgeht, die Abendluft genießen kann.

Ich verstehe! — rief Robert — alte, gute Josephe! ich verstehe Dich, Kaspar! Bring den letzten Krug Wein, und dann lege Dich schlafen.

Kaspar brachte den Wein, Robert schenkte den Becher bis an den Rand voll, hob ihn hoch in die Höhe und sein Auge bitzte feurig. Der lieblichen Clara! wollte er sagen, da klopfte ihm Montaldo auf die Schulter und hielt ihm seinen leeren Becher hin. Behalte Deine Gesundheit nur für Dich und theile Deinen Wein mit mir! sagte er höhnisch lachend. Wir wollen, statt Deinem empfindsamen Clärchen, dem goldenen alten Wein Deines Vater Valets sagen, denn dies ist doch, Meister Kaspars Aussage nach, die letzte Kanne! Er ergriff den gefüllten Becher.

Nun Valet also, du guter alter Wein, der mir so manche Sorge verscheuchte und so oft den Kopf verwirrte! — Valet, du alter Sorgenstuhl, auf dessen weichen Kissen ich so manchen Rausch ausgeschlafen, so manchen launigen Traum geträumt habe. Valet, Du alter Saal, wo die Bilder der Meister, die dich einst schmückten, herunter gewürfelt und die Madonnen und Magdalenen, die heiligen Sebastians und Dominic, alle auf das Glücksrad der falschen Würfel gesetzt, fortrollten. — Valet, du

öder Schenktiſch. — Deine ſilbernen Pokale vertauſchten wir mit Seidenſtoffen und Geſchmeiden für unſere Dirnen, und jeder Kuß, den uns ihre durſtigen Lippen reichten, zahlten wir mit deinem klingenden Silber, und das mit Recht! Durſtige Lippen muß der Schenktiſch netzen!

Und auch du, runde ſilberne Scheibe, für die kein Goldſchmied der Erde einen Heller gibt und die mich zum letzten Male hier anſtiert. — Auch dir Valet, ſilberner Mond, trauter Gefährte heimlicher Liebe.

Den Tiſch, auf den er nachdenkend den Arm geſtützt hatte, umwerfend, eilte der Patrizier bei dieſen Worten ſchnell zur Thüre hinaus.

Narr! rief ihm Montaldo nach. Nur zu, fahrender Ritter! hin zum zärtlichen Abſchiede von Deiner liebeſiechen Clara! Die Tropfen, die ich in Deinen Becher träufelte, ſollen ſchon die letzten Eistropfen Deines Gewiſſens einſaugen und alle Funken der Begier entflammen. Geh nur, Du erbärmlicher Thor, Du kämpfeſt vergebens, Dein Engel hat Dich längſt verlaſſen! Du biſt mein, iſt es heute nicht, ſo iſt es morgen. Doch folgen will ich Dir. — Er verließ den Saal.

Der Abend war warm und ſchön, durch das Silberlicht des Mondes glänzten die Bäume mit ihren weißen Blüthenkronen und hauchten ihr Aroma umher. Der Nachtigall Locken tönte ſchwermuthvoll aus dem zarten Laube des grünenden Gebüſches, und das Plätſchern der Wellen des entfernten Lechſtromes murmelte leiſe zu dieſem Liebesgeſange. Wie gigantiſche Maſſen ſtiegen die Thürme der alten Stadt aus dieſem Silbermeer empor und warfen über die hohen Giebelbächer und über die breiten Graben der Stadtmauern ihre dunklen Schatten. Schaukelnd ſpiegelten ſich die bleichen Sterne in der ſtillen Waſſerfläche und als ob ein Jeder ſich an ſeinem eigenen Bilde vergnüge, ſo ruhig und unverwandt ſahen ſie hinab in den Spiegel, den nur ein leiſes Abendlüftchen bewegte, doch ſo zart und leiſe, daß es, kaum ſeine Wellen kräuſelnd, nur mit dem jungen Laube der Bäume zu ſpielen ſchien und auch nicht ein Blättchen der Aepfelblüthe auf ſeinen ſanften Schwingen davon trug. Durch dieſes Silberlicht, das Ruhe über die ganze Landſchaft verbreitete, leuchteten die Wachtfeuer der Schweden hell und flackernd und das Kriegsleben auf der Höhe ſchien der Stille der Natur zu ſpotten, welche in dieſer verhängnißvollen Zeit der Hoffnung und Furcht heute wohl nur wenige Augen geſchloſſen hatte.

Jetzt, als die dumpfen eilf Schläge vom St. Ulrich durch die Lüfte zitterten, ſchritt ein Mann durch das rothe Thor, wo eben die Kompagnie Montaldo's die Wache hatte, und ging, im Mantel gehüllt, längs dem breiten Stadtgraben, band einen dort befeſtigten Kahn los, ſtieg ein und führte das Ruder mit kräftiger Hand. Es war Robert Imhof. In der

Mitte der Fluth glitt das leichte Fahrzeug mit ihm über die Sternbilder dahin, einem alten abgetragenen Thurme der Stadtmauer zu, über welchen eine Fliederlaube sich freundlich wölbte. Der Mond warf sein stilles Licht in die schon mit grünen Blättern und bunten Blüthen Geschmückte, und erhellte magisch ihre Dämmerung.

Ueber die Brüstung des Thurmes sah Robert jetzt eine weiße Gestalt sich beugen, die spähend umherblickte. Sie schien aus der Ferne eine Himmlische zu sein, die, mit einem Strahlenglanze umgeben, das dunkle Grün der Laube zu einem Smaragd-Dom bildete. Die Hoffnung hatte ihn nicht betrogen, Clara war die holde Erscheinung, sie war es und harrte dort seiner. Emsiger ruderte er, den seine Phantasie mit den glühendsten Bildern umgaukelte. Jetzt war er am Fuße der Mauer. — Jetzt hörte er ihre liebliche Stimme rufen: Bist Du es, Robert?

Ich bin's! antwortete der Glühende, und streckte seine Arme empor. Ach nimm mich auf!

Kann ich? — Darf ich? lispelte Clara.

Wenn Du mich liebst, wenn Du mich nicht in Tod und Verzweiflung jagen willst, so laß mich an Deiner Brust ein Lebewohl sagen; ein Lebewohl, vielleicht auf ewig!

Ich darf nicht, Robert! Und wäre der Thurm auch nicht so hoch und steil, könnte Dich ein kühner Sprung zu mir herauf führen — ich dürfte nicht!

Nennst Du das Liebe, Clara? Ist diese kalte Besorglichkeit die Gluth der Leidenschaft?

Robert! sagte das Mädchen mit weichem, bittendem Tone — Trübe mir diese schreckliche Stunde nicht noch mehr. Laß mir die Hoffnung eines fröhlichen Wiedersehens, laß mich nicht mit Grausen an unsere Trennung, an unsere Zukunft denken — Höre mich, Geliebter, höre mich und fasse Muth!

Das Plätschern der Wellen, die an diesen Thurm schlagen, übertönt jedes Deiner Worte! rief Robert. Nimm mich auf zu Dir! — Hier diese Strickleiter, ich werfe sie hinauf, befestige sie!

Um Gottes willen nicht! rief Clara.

Hab' Acht! rief der Jüngling, und warf die zusammengerollte Strickleiter mit kräftiger Faust in die Höhe; sie erreichte die Laube nicht, sie fiel in den Graben und schwamm dahin.

Du siehst, lieber Robert, — rief nun das Mädchen — es soll nicht sein! Bleib unten, höre meine letzte Bitte.

Und sollt' ich in den Wellen mein Grab finden, ich muß Dich noch ein Mal an mein klopfendes Herz drücken, ich muß noch ein Mal die Seligkeit genießen, an Deiner Brust zu ruhen; dann mag das Schicksal mich hinschleudern, wohin es will! Er warf das Ruder weg, und klammerte sich fest an die Ritzen des alten Thurms — hier fand seine Hand einen

hervorragenden Stein, dort der Fuß eine Höhlung, die der Zahn der Zeit hineingewühlt, und immer höher und höher stieg er so hinauf. Schon wogten weit unter ihm die kräuselnden Wellen, schon sah er deutlich den sorgsamen Blick in dem Auge des Mädchens, die sich über die Brüstung hernieder bog, mit unaussprechlicher Angst ihn immer näher heranklimmen sah, und doch nicht wußte, was sie vom Himmel erflehen sollte.

Aber jetzt hielt er plötzlich an — seine Hand suchte vergebens in weiten Kreisen, nirgend fand sie eine Spalte. Glatt war hier die Mauer, nirgend ein Halt. — Ueber dem Wasser schwebte er, zwischen Himmel und Fluth. Clara! rief er mit dem dumpfen Tone der Verzweiflung — Auch meinen letzten Wunsch mißgönnt mir mein finsteres Geschick — ich kann nicht mehr, nicht hinauf, nicht hinunter! Der Kahn schwamm fort.

Um Gotteswillen, halte Dich, Robert! rief das Mädchen — Halte Dich nur bis ich wiederkehre, ich eile nach Hülfe!

Bleib! rief er: ehe Du wiederkehrst erstarren meine Glieder und ich sinke hinab. Gönne mir den Trost, daß ich vor Deinen Augen sterben darf!

Robert! Robert! jammerte die Arme: kann ich denn nichts für Dich thun, als beten?

Bete nicht! rief der Unglückliche; für mich ist selbst der Engel Gebet vergebens. — Leb' wohl! mir starrt der Arm, ich kann nicht mehr!

Da gedachte die Jungfrau eines Seils, das in der Mauer befestigt war, um mit einem Eimer das Wasser heraufzuziehen. Nur noch einen Augenblick halte Dich, rief sie, und warf ihm das Seil hinab; des Mädchens zarte Hand half — er hob sich über die Brüstung — ihre Arme umschlangen ihn — kraftlos sank er an ihr nieder.

Da ruhte nun sein braungelockter Kopf an ihrem Busen, wie der entschlafene Sünder an der Brust eines schützenden Engels. Sein Auge blickte matt an ihr hinauf, die den kalten Todesschweiß von seiner Stirn trocknete, die dunkeln herabgefallenen Locken aus seinem erloschenen Auge strich und uneingedenk, was sie beginne, ihre bebenden Lippen auf seine verblichenen drückte, als solle ihr Athem neue Lebensgeister ihm einhauchen.

Ach wohl, Du frommes Kind, rief Dein Kuß das entschlummerte Leben hervor. Gluth strahlte aus seinem Auge, seine erschlafften Arme hoben, schlangen sich um Deinen Nacken und zogen Dich hernieder, noch einmal Lippe an Lippe zu pressen. Ach! und mit diesem Kuß strömte die Gluth des Weins, strömte die Begier durch sein erhitztes Blut; fest hielt er die Jungfrau, bei welcher noch immer die Sorge um ihn jeden andern Gedanken verschlang, fest hielt er sie mit seinen Armen umfangen und drückte sie krampfhaft an sich.

Laß mich los, Robert! rief sie plötzlich, als seine Lippen glühend auf

die ihrigen brannten und die Kraft, mit welcher sein Arm sie umschloß, ihr die Besinnung zurückgab. Höre mich, Unglücklicher! Ich habe Dich geliebt, treu, wahr und innig! Nicht meines Vaters Thränen, nicht meiner Mutter letzte Bitten konnten meine unglückliche Liebe tödten, nicht Dein zügelloses Leben. — Sah ich Dich, glaubt' ich nicht was ich hörte; hört' ich Deine Schmeichelworte, glaubt' ich nicht was meine Augen sahen! — O laß mich los und zerstöre nicht ganz den Traum meines Lebens!

Doch immer fester schloß er sie an sich, immer feuriger ward sein Auge, brennender seine Lippen. Robert! rief sie nun glühend vor Zorn, ihre letzten Kräfte sammelnd: Nun hast Du selbst den Kampf beendet, Du hast die letzte Wehmuthstunde mit Abscheu in meinem Herzen eingegraben, und all' meine Liebe, meine Achtung ist hin!

Sie wand sich los, stieß ihn zurück und schnell, gleich dem Gedanken, sprang sie von dem Rasensitz auf die Brüstung des Thurmes.

Wie ein zürnender Engel stand sie vom Mondlicht beleuchtet da! thränenlos, aber düster sah ihr Auge nach ihm, der in dem Anblick ihrer Schönheit versunken, regungslos vor ihr stand. Clara! rief er jetzt und streckte die Arme nach ihr: kehre zurück an meine Brust. —

Sie schwieg, hob ihre rechte Hand abwehrend und winkte ihm, sich zu entfernen.

Clara! rief er noch einmal und schon hob sich sein Fuß.

Nahst Du mir, Unglückseliger! rief jetzt das Mädchen: so stürze ich mich in die Fluth! nur noch einen Schritt, und ich suche da unten meine Rettung.

Starr sah Robert nach ihr hin. Größer, erhabener, fast grauenhaft schien ihm jetzt die liebliche Gestalt. Ihr sanftes Veilchenauge blickte zornig, ihre Rosenlippen, sonst so freundlich und lieb, drückten Verachtung und Abscheu aus, ihre Linke zeigte hinunter nach den dunklen Wellen, während die Rechte des Herzens lautem Klopfen begegnete. So stand sie wie eine Heilige, die entschlossen ist, eher das Leben zu opfern, als einen Strahl ihrer Glorie.

Noch einmal bat er sie, herabzusteigen, doch sie blieb auf der Brüstung des Thurmes stehen, eine Bewegung der Hand bat ihn zu, schweigen.

Wir sind getrennt von jetzt an, getrennt für ewig! rief sie und legte, schmerzvoll gen Himmel blickend, die Hand auf's Herz. Für Deine unheilige Liebe schlägt dies Herz nicht mehr! — Geh, verlaß, vergiß mich. Geh, Unglücklicher! Mein Auge erblicke Dich nimmer!

Wild fuhr Robert zu dem Mädchen auf, noch unentschlossen, was er beginnen sollte.

Du kennst mich! fuhr Clara fort. — Ehe mich Deine wilde Gluth noch einmal in die Arme schließt, eher weih' ich mich dem Tode!

Nun so laß ich auch dies zurück, dies lockere Band der Liebe! rief

Robert jetzt. — Dies Band, das mich allein noch mit seinen losen Fäden an die Tugend knüpfte. Lebe wohl! ich gehe!

Doch wohin? fragte er sich besinnend. Das Haus ist verschlossen, soll ich mich hinunterstürzen in die Fluth? — Wohin soll ich? wohin kann ich, wo Dein Arm mich nicht geleiten müßte?

Großer Gott! rief das Mädchen jammernd.

Siehst Du, stolze Dirne! sagte er: Hier hat das Schicksal uns fest gebannt! Du mußt von der Todespforte hinweg, herunter in meinen Arm, oder da stehen bis der Morgen graut und die Schweden aus ihren Schanzen die Heilige im Frühroth erblicken.

Gott! rief das Mädchen: jetzt sind meine Augen geöffnet. Ehe sie noch einmal sich liebend nach Dir wenden, lieber da hinab in des Todes Arm! Sie sah bebend hinunter — ein lauter Schrei entfuhr ihr — Da! Da! rief sie und zeigte die Mauer hinab.

Was ist da? fragte Robert, und wollte auf die Brüstung.

Zurück! rief sie: zurück! Ich stürze mich bei Gott lieber in die Arme des Teufels!

Da tönte ein hölliſches Lachen von unten herauf. Montaldo Du? rief Imhof.

Fasse sie nur! rief dieser. Die Liebesgluth scheut das Wasser.

Fräulein! sagte nun Robert, von Montaldos frechem Worte empört: Geht, wenn es Euch beliebt, nach jener Seite, ich werde an dem Seile mich in den Kahn hinunterklassen, und Euch so von meiner Gegenwart befreien! Er warf das Seil über die Brüstung und indem er sich hinauf schwang, blickte er noch einmal nach der zürnenden Jungfrau. Lebt wohl! schließt mich in Euer frommes Gebet! rief er von ihrem Anblick ergriffen und ließ sich herab. Montaldo nahm ihn in seinen Kahn auf.

Lange noch sah Clara ihm nach, faltete ihre Hände, und den Blick gen Himmel gehoben, rief sie: Schütze ihn, Vater im Himmel, sende ihm einen Deiner Engel und laß ihn nicht ganz untergehen.

Mit Dir kann man nichts beginnen! zürnte Montaldo, als sie im schaukelnden Kahne nach dem rothen Thore zurückfuhren. Jeden Augenblick rufst Du die hölliſchen Geister und kommen sie, dann hast Du keinen Muth, Deinen Spruch zu beenden und sie in Deinem Kreise fest zu bannen. Ungenützt verschwinden sie Dir wieder! Treibe nicht Dein Spiel mit dem Teufel, am Ende nimmt er den Spaß übel und Du zahlst dann die Kosten, ohne zu genießen. Er hielt inne, auch Robert schwieg. Du bist, fuhr Montaldo fort: wie ein verzogenes Kind, das ewig will und will, und am Ende doch nicht weiß, was. Da stehe ich jenseit des Grabens, sehe Dich, wie einen Ritter der Tafelrunde kühn ein Abenteuer bestehen, sehe, wie

Du mit keckem Muthe den bezauberten Thurm hinaufklimmst, und nur noch wenige Schritte vom Ziel bleibst Du kleben, wie eine todte Mauerschwalbe, fest zwischen Himmel und Erde verendet; und als Dir das zitternde Mädchen selbst die Hand bietet und Dich an sich zieht, läßt Du sie entschlüpfen und stehst vor ihr wie ein Knabe!

Glaubst Du denn wirklich, fuhr er fort: sie hätte sich lieber in die kalten Fluthen als an Deine glühende Brust gestürzt? Glaubst Du denn wirklich noch an Weibertugend? — Hättest Du sie nur mit kräftigem Arme gefaßt, sie hätte mit Freuden den Kampf gegen sich selbst aufgegeben und ihre bebenden Lippen hätten Dir am Ende noch gedankt. Aber so läßt Du die Schäferstunde ungenützt vorübergehen! Glaubst Du, sie kehre je wieder? Nie! — Wie die Uhr, die jetzt Mitternacht summt, nur Einmal mit ihrem dumpfen Schlage den gestrigen Tag von dem heutigen trennt, und nie, wenn sie auch Jahrhunderte tönt, dem hingeschwundenen Tage noch einmal schlägt, so schlägt die Schäferstunde dem Geliebten nur einmal und mit ihrem letzten Schlage ist sie für immer entflohen!

Da nimm den Tropfen! er reichte ihm einen Becher. Trink, um Dich abzukühlen, und sitze nicht so schweigend und verzweifelnd da. Oder ist der dämonische Geist Deiner Begierden noch im Kampfe mit Deinem goldgelockten frommen Engel? Oeffne dem Engel das Thor, laß ihn auffliegen, schenk' ihm die Freiheit, was soll er in Deinem Herzen, will er nicht in Deinen Armen ruh'n? Fort mit diesem langweiligen Plagegeist, der zu nichts taugt, als den Mahner in unserm Innern aus seinem Schlafe zu rütteln und den Wein zu verbittern, wenn Du ihn trinken willst. Laß ihn den frommen Schweden, und suche Dir ein anderes Liebchen. Wie die Pilze wachsen sie überall auf Gottes Erde, bücke Dich nur, und Du hast sie.

Robert hatte während dieser langen Rede vor sich hingesehen und wenig auf den Hauptmann geachtet. Doch jetzt, als Montaldo schwieg, rief er plötzlich: All' meine Liebe, so sprach sie, all' meine Achtung ist hin! Nun ja! Verachtung löst die Bande der Liebe. — Es sei! Und ich Thor konnte ihr noch ein Lebewohl nachrufen, sie bitten, mich in ihr Gebet einzuschließen, sie, die mich verachtet? — Fahr' hin! fahr' hin! was mich hier noch fesselte! — Die Vaterstadt laß ich den ketzerischen Schweden, das Vaterhaus den Gläubigern, der Närrin ihr liebearmes Herz! Der Welt will ich fortan leben und ihren Freuden, ich will sie pflücken wo ich sie finde und in jeder Gestalt. Montaldo! rief er jetzt, da der Kahn stille hielt und dieser ausstieg. Nicht mehr schwankend wie dieser Kahn, nicht schwankend wie ein Rohr will ich von jetzt an fest stehen auf meinem Lebenswege, nur genießend soll mir ein neues Leben aufblühen!

Brav, Junge! rief Montaldo und umschlang ihn. Folge meinem Beispiel!

Deinem Beispiele? sagte Robert finster. Mir selbst bin ich ge-

nug, genug, mir meinen eigenen Lebensweg vorzuzeichnen und nach meiner Art ihn zu wandeln.

Nun wie Du willst! sagte Montaldo höhnisch lachend: wenn Du es kannst, so thu' es.

Er folgte ihm in seine Wohnung.

Dort erwartete ihn Kaspar schon längst. Mit thränenden Augen hatte er auf des Herrn Geheiß die Mantelsäcke geschnürt und Alles zur Abreise bereitet. Schweigend leuchtete er ihm in das Schlafzimmer, wo ihn zum letzten Mal das gewohnte Lager zum Schlummer einlud.

Robert trat an's Fenster und sah in die mondhelle Nacht hinaus. Kaspar hatte die Kerzen angezündet, stand schweigend hinter ihm und betrachtete den schönen kräftigen Jüngling mit Wohlgefallen und Schmerz. Ein tiefer lauter Seufzer quoll aus seiner treuen Brust. Robert wendete sich nach ihm.

Herr! sagte der Alte bittend: Ziehen wir denn wirklich morgen von hier?

Wir ziehen!

Und wohin?

Wohin mein Schicksal mich treibt!

Wollt Ihr, wenn es denn geschieden sein muß, sagte jetzt der Alte wehmüthig und nahm die beiden brennenden Kerzen vom Tische: wollt Ihr denn nicht Eurem väterlichen Hause ein Lebewohl sagen, noch einmal umhergehen in den alten öden Zimmern, und Euch so mit den Eurigen noch einmal befreundend, zur langen Reise stärken? Kommt, lieber Herr! folgt mir!

Er ging voran, Robert folgte. Die Worte des Alten hatten eine sanfte Seite seines Herzens berührt; er folgte, wie von Sehnsucht gezogen, noch einmal jede Erinnerung zu sammeln und sie aus dem Vaterhause mit sich zu nehmen. Langsam schritt Kaspar die Treppe hinab. Hier seht, sagte er und hielt die Kerzen hoch empor: den großen Hausflur leer und öde. Sonst lagen Güter hier und Ballen und Fässer, da war ein Treiben und Wirren — jetzt ist alles todt und ausgeleert, man könnte hier Kirche halten und das ganze Stadtviertel fände Platz. Hier vorne zur Linken war die Wohnstube Eurer Eltern, wo sie nach gethaner Arbeit allein saßen und ruhten. In diesem hohen Lehnstuhl — ach wie haben ihn die Motten zernagt — saß der alte Herr; dort am Fenster Eure selige Mutter. — Gott lohne ihr! Als Ihr noch so klein waret, saßet Ihr auf jenem niedrigen Schemel und spieltet zu ihren Füßen; doch kommt nur, lieber Herr! Ihr erinnert Euch dessen gewiß noch besser als ich. Seht, das Wandschränkchen, das den Kuchen und den süßen Wein, nach dem Ihr

oft ſo ſehnlich blicktet, verſchloß, und der ſich immer öffnete, hattet Ihr Euer Morgengebet recht andächtig hergeſagt — Jetzt iſt er leer, nichts mehr darin, kein Kuchen, kein Wein, Spinnen hauſen hier.

Er ſchritt jetzt über den Hausflur zurück. Hier zur Linken des großen Thorweges, welcher auf den geräumigen Hof führt, ſteht die große gewölbte Küche offen — Da, fuhr er fort: brannte ſonſt ein kleines Feuer, die Morgenſuppe zu kochen, ein gar wackeres, das kräftige Mittageſſen zu bereiten, ein ſparſames zum Nachteſſen. Späterhin flackerte es vom Morgen bis Abend — Nun iſt es ganz erloſchen! Wollen heraus, lieber Herr! Der Zugwind, der durch die offne Speiſekammer zieht, löſcht uns die Kerze aus. Kommt, hier gegenüber! Seht! er ſchloß eine eiſerne Thür auf. Hier war des Herrn Schreiberei — wie oft habt Ihr hier geſeufzt und geſchwitzt, wenn Euer Vater dort vor dem Pulte ſaß und Euch zur Arbeit antrieb, wenn die Briefe aus Italien und den Niederlanden einliefen und es vollauf zu thun gab. Damals kamen auch ſchöne Dublonen und Goldgülden ein und von dem, was erübrigt und ſauer erworben wurde, bekam die thätige Hausfrau ein Drittel und das Uebrige verſchloß der Herr in dieſen großen eiſernen Kaſten. Wenn nun die ſchweren Geldſäcke hineinrollten, ſagte der Vater zufrieden lächelnd: dies für meinen Robert!

Kaspar! rief der Patrizier zornig.

Aber dieſer fuhr ruhig fort: Dann ſchloß er die drei großen Schlöſſer bedachtſam zu und verwahrte ſorgfältig die Schlüſſel. Jetzt ſteht der Kaſten offen — ſeht, ein Mäuschen ſpringt heraus, er iſt leer!

Hier, fuhr er fort, die kleine mit Schnitzwerk verzierte Thür öffnend: hier war das Schlafzimmer Eurer Eltern. Noch ſteht das hohe Ehebett; aber wer jetzt darin ruhen wollte, würde auf hartem Stroh liegen müſſen. Hier, lieber Herr, erblicktet Ihr das erſte Licht der Welt; unter Schmerzen und Noth gebar Euch die Mutter und als Ihr den erſten Schrei des Lebens thatet, nahm Euch der Vater auf ſeinen Arm, hielt Euch der Jammernden entgegen und rief: Ein Knäblein iſt uns geboren, dem Herrn ſei Dank! O, der alte Herr freute ſich wie ein Kind. Dieſe ſpaniſche Dublone, die ich noch in meinem Beutelchen verwahre, ſchenkte er mir an dieſem Tage, und ich verſprach ihm, den Neugebornen nicht zu verlaſſen in Noth und Gefahr und ich will es auch halten, wenn Ihr mich nicht verſtoßt.

Lieber Herr! Laßt die Thränen nur immer aus Euren Augen quellen, ſchämt Euch ihrer nicht, ſie ſind eine Gottesgabe und öffnen oft das verſchloſſene Herz. Kommt! tretet hieher. Er zog einen Vorhang auf. Knieet hier in dieſem verlaſſenen Betſtuhle nieder, wendet Euch zu Gott, ruft die Selige, die hier täglich demüthig zum Himmel ihr Herz erhob, zu Eurem Beiſtand auf, ihr gleich zu werden an Frömmigkeit und Tugend.

Unwillkürlich war Robert auf ſeine Kniee geſunken, aber raſch ſprang er wieder auf. Ich kann, ich mag nicht beten! — Komm Alter, komm hinauf, hier unten wird es mir unheimlich! rief er.

Da sei Gott vor, sagte der Alte: daß Ihr nicht mehr beten könntet — nicht mehr beten wolltet. Er ging kopfschüttelnd die Treppe voran und öffnete den großen Saal. Nun, hier ist Euch Alles wohl bekannt! sagte er bewegt. Hier waret Ihr zu jeder Stunde im Tage. Sonst war dieser schöne Saal verschlossen, nur an dem jährlichen Hochzeittage Eurer Eltern, oder wenn ein Freudenfest in der Familie war, wurde er geöffnet, die schön vergoldeten Pokale und Becher geputzt und aufgestellt, die goldenen Leisten und Rahmen vorsichtig abgewischt und schönes wohlriechendes Oel in die große Ampel gegossen, und dann nach alter Sitte wacker geschmaus't und gezecht bis in die tiefe Nacht hinein. Auch beschloß wohl ein ehrbares Tänzchen den Ehrentag.

Zuweilen auch, wenn fremde Kaufherren oder Künstler aus Italien kamen, öffnete der alte Herr mit hohem Selbstbehagen die vergoldeten Thüren, zeigte die gesammelten Schätze aus Italien, den Niederlanden und Deutschland und die Künstler und Kaufherren gingen bewundernd umher und Euer Vater hatte daran gar große Freude. Ja, lieber Herr! sagte er jetzt zu Robert, der vor einer Wand unbeweglich stehen geblieben war und nach der leeren Stelle sah, wo einst ein großes Gemälde gehangen haben mußte: so wie Ihr jetzt steht, stand Eure selige Mutter auch oft auf dem nemlichen Fleck und sah nach dem Bilde, was damals hier hing. Es war eine Mutter Gottes mit ihrem Gefolge von edlen Jungfrauen, die voran zum Tempel schritten, ihr Opfer auf den Altar zu legen. Der große Meister Albrecht Dürer, hatte es gemalt und es soll ein köstliches Kunstwerk sein. Unter den Jungfrauen war eine, die ein Körbchen mit Blumen trug, worin zwei weiße Tauben friedsam ruhten. Sie war in ein langes lichtblaues Gewand gekleidet, ihre gelben Locken rollten gar schön über die weißen Schultern und ihr dunkles blaues Auge blickte Einen so freundlich und lieblich an, daß man wahrlich die heilige Mutter über diese Jungfrau ganz übersehen mußte. Ich hörte wohl oft, der alte Meister Dürer habe aus Dankbarkeit für freundliche Aufnahme in dem Hause von Fräulein Clarens Großmutter diese einst als Madonna abkonterfeien wollen, da sie aber bescheiden dies abgelehnt, und sich dessen nicht würdig geachtet, habe er sie als eine der Jungfrauen gemalt und sie sei nun so schön und himmlisch geworden, daß der alte Meister trotz seines Bemühens nicht vermocht habe, die heilige Mutter so schön als diese Jungfrau zu bilden. Oft wenn Eure Mutter vor dem Bilde stand, bat sie den Himmel, daß er Euch einen solchen Engel wie die Jungfrau mit dem lichtblauen Kleide zuführen möchte, und Gott schien ihre Bitte erhört zu haben; Fräulein Clara, ganz das Ebenbild ihrer Großmutter, sah der Jungfrau zum Sprechen ähnlich und deshalb schenkte es auch Claras Mutter der Eurigen und deshalb hat auch Herr Walther das Bild so theuer wieder erstanden.

Clara! rief Robert heftig und stürzte nach der Thüre zur Linken.

Halt, lieber Herr! rief Kaspar: dort schläft der Teufel, laßt den ruhn.

Kaspar! rief jetzt Imhof und hob drohend die Faust:
Und schlügt Ihr dies alte greise Haupt auch mit eigener Hand, ich würde mich doch vor dem da drinnen bekreuzen, denn, ist er auch der Teufel nicht selbst, ist er doch gewiß einer seiner höllischen Diener.

Schon oft verbot ich Dir, in diesem Tone von dem Hauptmanne zu sprechen! sprach Robert zornig; und wagst Du es noch einmal —

Lieber Herr, ich muß! So wie mich keine Gewalt des Satans von Euch trennen kann, so treibt mich die Stimme Gottes an, Euch vor dem Bösen zu warnen. Er ist der höllische Geist, der Euch umstrickt. — Zieht nicht mit ihm, — zieht mit Gott!

Narr! das ist vorbei! erwiderte Robert beruhigter. Meinen Weg habe ich gewählt.

Gebe Gott, daß es der Weg zum Heile sei! sagte der Alte. Doch ich höre die Pferde unten scharren. Sie verlangen nach Futter, konnte ich nicht zur rechten Zeit, ehe Montaldos Diener aufsteht, bekommen die armen Thiere nichts von dem letzten Hafer, und müssen hungrig die lange Wanderung antreten. Auch dämmert der Morgen schon, legt Euch einen Augenblick zur Ruh. Erlaubt, daß ich hinunter gehe, ich will Euch schon wecken!

Robert winkte bejahend, der Diener ging.

Freundlich stieg die Morgensonne über Augsburgs Thürmen auf. Hell funkelten, in ihrem Glanze, die Waffen des schwedischen Heeres, das, in Schlachtordnung auf den Höhen aufgestellt, den Befehl zum Einmarsch erwartete. Laut jauchzten die Bürger, von denen wenige nur noch dem alten Glauben anhingen, dem Beschützer der Augsburgischen Confession entgegen, der die Fesseln der Andacht lösend, ihnen die Freiheit des Geistes wieder gab.

Schweigend und finster standen die Baierischen Fahnen und des Gallas Regiment auf dem Markte zum Abmarsch bereit. Große verdeckte Wagen, mit den Erpressungen beladen, waren in den Straßen, die nach dem rothem Thore führten, aufgefahren. Mit neidischen, wüthenden Blicken sahen die Bürger sie dastehen. Gern hätten sie sich auf sie geworfen und dem Raub getheilt, aber wie das Pantherthier, mit blutiger Tatze seine Beute festhaltend, spähend umherblickt, ob ein Feind nahe, der sie ihm entreißen könnte, so gierig und sorgsam bewachten die Kriegsleute diesen, unter so manchen Thränen erpreßten Lohn ihres Handwerks, und schienen ungern den Ort zu verlassen, wo es ihnen so wohl gegangen war.

Nur einer unter ihnen, Hauptmann Montaldo, verließ die Stadt freudig und gern. Er hatte Robert Imhof in sein eigenes Schicksal so eng verflochten, daß er ohne ihn ein mühsames gefährliches Werk von neuem

hätte beginnen müssen. Daß ihm der junge Patrizier folgen würde, war er gewiß, daß er ihn außerhalb der Mauern Augsburgs, wo ihn die Liebe und eine gewiss Scheu vor seinen Mitbürgern noch von mancherlei abhielt, mehr noch in seine Gewalt bekam, konnte er hoffen; er blickte daher spähend nach der Gegend, von welcher er kommen mußte; doch nirgend ließ sich der junge Patrizier sehen. Er wurde unruhig; schon verkündeten die Trommeln den Aufbruch, schon hörte er von fern die schwedischen Trompeten schmettern und ihre Pauken wirbeln, noch war Imhof nicht da. Jetzt tönte das Kommandowort. Die langen Reihen der Baiern setzten sich in Marsch, des Gallas Regiment folgte. — Augsburg lag hinter ihnen.

Während dem standen Roberts Pferde schon lange im Hofe gepackt und angebunden. Auf dem Altane seines Hauses stand er selbst und sah, so wie es schien, mit Ruhe auf das Treiben und Wogen in den Straßen und achtete nicht auf die Mahnung seines Dieners, zu eilen, um noch vor den Baiern, wenigstens mit ihnen, aus der Stadt zu ziehen.

Soll ich wie ein Verbrecher das Vaterhaus verlassen? — soll ich wie ein Flüchtling aus meiner Vaterstadt zieh'n? erwiderte ihm Robert. Bin ich mir eines Verbrechens bewußt und habe ich gegen jemanden gefehlt, als gegen mich? — Meinem einzigen Gläubiger überlasse ich dies Haus, die Uebrigen hab' ich mit dem Erlös aus dem letzten Silbergeräth ehrlich bezahlt. Frei kann ich die Stadt verlassen und ich brauche mich nicht hinaus zu stehlen!

Selbst als die Trommeln wirbelten, der lange Zug der Wagen durch die Straßen rasselte, blieb Robert unverwandt auf dem Altan stehen und kümmerte sich wenig um die neugierigen Blicke der Vorübergehenden, die nach ihm hinauf sahen. Erst als er gewiß war, daß die Kaiserlichen und Baiern die Stadt verlassen hatten, sagte er mit bewegter Stimme: Komm, Kaspar! jetzt müssen wir ziehen. Er schritt schweigend die Treppe hinab, blickte noch einmal wehmüthig nach dem Zimmer seiner Mutter, drückte mit kalter, bebender Hand die Thräne in sein Auge zurück, schwang sich auf das Roß und ritt, nicht ohne Beklemmung, aus dem väterlichen Hause, das er hinter sich offen ließ.

An Claras Wohnung mußte er vorüber. Sein Herz klopfte gewaltig, als er sich dem Hause nah'te; er wollte vorüber, ohne nur nach ihr aufzublicken; aber vermochte er dies? Er sah nach dem wohlbekannten Fenster, dort stand sie weinend — Jetzt sah sie hinab, — sah ihn und verschwand.

Grimmig gab Robert dem Rosse die Sporen und in wilder Hast sprengte er durch die Straßen zum Thore hinaus.

Stumm folgte er jetzt in einiger Entfernung dem Zuge der Krieger; kein Wort, keinen Seufzer, keine Klage hatte ihm der Unmuth erpreßt. Oft trieb er sein Roß vorwärts, doch schnell zog er den Zügel wieder an

er ſchien mit ſich zu kämpfen. Eine warnende Stimme hielt ihn zurück, die Verzweiflung trieb ihn vorwärts. — Sie verachtet mich! rief er plötzlich: ſie wand in dem Augenblicke des Scheidens ſich von mir. Nun ſo ſei's. Valet! Valet! ihr Jugendträume! Fahrt hin, ihr Erinnerungen! Ihr ſeid für mich geſtorben.

Er ließ dem Roſſe die Zügel ſchießen und befand ſich bald an Montaldos Seite.

Dieſer hielt Wort. Nach einigen Monaten erhielt Robert den Poſten eines Fähndrichs in Gallas Regiment und führte die Fahne von Montaldos Kompagnie. Er zog mit ihm zur Schlacht von Lützen, floh mit Wallenſtein zurück nach Böhmen und war Zeuge von all' dem Gräuel des Krieges. Bald jedoch daran gewöhnt, fand er, wie die Uebrigen, daß es bequemer ſei auf Koſten Anderer, als auf eigene zu leben. Fortgeriſſen in den allgemeinen Strom, gab er ſich blos dem Genuſſe hin, und wenn er auch geſtehen mußte, daß er ſich dabei nicht glücklich fühle, übertäubte doch der berauſchende Augenblick die mahnende Stimme ſeines beſſern Innern. Er glaubte überzeugt ſein zu können, daß Clara ihn haſſe, ja verachte, deshalb ſuchte er ſie zu vergeſſen, ſtürzte er ſich immer tiefer in's Verderben, und nur mühſam wand ſich zuweilen ſein edleres Ich aus dem Schlamme empor.

Dann fühlte er wohl, ſein noch nicht ganz unterdrückter edler Sinn ſei zu Beſſerem, Höherem geſchaffen, als ihm das wüſte Kriegerleben bieten konnte; er ſehnte ſich dann nach Kampf und Schlacht, dort Ehre oder Tod zu finden. In ſolchen Stunden, wo ſein Genius ihn umſchwebte, fühlte er wohl, daß Montaldo nur klein, verächtlich neben ihm ſtand, und ſo ſehr ihm auch die Gewohnheit deſſen Umgang zum Bedürfniß gemacht hatte, ließ er ihn doch dann ſeinen höhern Werth fühlen.

Der ſchlaue Italiener vermied ſo viel als möglich dieſe Momente, und konnte er es nicht immer, war er liſtig genug, ſich dann vor dem ſtolzen Uebermuthe des Jünglings zu beugen und ſich ſeines Uebergewichtes deſto mehr zu verſichern. Wie ein verſtändiger Reiter, ließ er dem brauſenden ſtolzen Roſſe zuweilen die Zügel ſchießen und ſich von ihm fortreißen, jedoch hielt er ſie bald wieder an, und lenkte es wohin er wollte. Der treue Kaspar konnte hierbei nur wenig auf ſeinen Herrn wirken. Nur die Erinnerung an Clara und an ſeine vorangegangene Mutter ſuchte er ihm zu erhalten. Er wurde geduldet, aber ſelten gehört.

Doch bei allen dieſen Gräueln, die nun um ihn vorgingen, war Imhof nur Zuſchauer, nie Theilnehmer geweſen. Hatte ſich auch ſein Auge an manchen grauſen Anblick gewöhnt, ſo war doch durch ihn mit menſchlichem Herzen abgewendet worden, ſo viel er vermochte. Noch befleckte ihn keine rohe That. Gezecht hatte er von fremdem Weine, doch nie ihn er-

preßt. Verspielt und vergeudet ward oft sein Sold; oft hatte er Monate lang ohne einen Heller darben müssen, nie aber hatte er geraubtes Gold auf das Spiel gesetzt. Dem Spotte seiner Kameraden setzte er drohenden Ernst entgegen, bei seinen Untergebenen wußte er sich Achtung zu ertrotzen. Montaldo sah dem allen mit innerem Grimme zu. So lange Imhof nur wüst und schwelgerisch lebte und nur sich schadete, so lange seine Schuld nur ihn drückte und er im Genusse der wilden Lebensfreuden kein Verbrechen beging, konnte er nichts von dem Jüngling hoffen. Ihn schützte, so meinte Montaldo, das Kruzifix der Mutter, welches er stets bei sich trug. Oft hatte er versucht, ihn zu dessen Veräußerung zu bewegen, aber immer vergebens, selbst berauscht trennte er sich keinen Augenblick von dieser heiligen Reliquie, und wenn er all sein Geld verpraßt oder verspielt hatte, lebte er lieber wochenlang zurückgezogen und einsam, ehe er sich von Claras Andenken getrennt, oder nur ein Steinchen aus dem Kruzifix hätte brechen können.

So vergingen Jahre. Wallenstein, dieser Mann der Soldaten, war nicht mehr. Der König von Ungarn hatte das Kommando eines Heeres übernommen, welches 60,000 Mann stark vor Regensburg rückte, diese Stadt zu belagern. Nach tapferer Gegenwehr zogen die Schweden aus, des Gallas Regiment blieb zur Besatzung in diesem alten Sitze des deutschen Reichstages.

Montaldo hatte eines Abends mit Imhof einen Ritt in die Umgegend gemacht, es war bereits spät als sie zurückkehrten. Der Hauptmann, schon den ganzen Tag sonderbar ernst gestimmt, lud diesen ein, den Abend bei ihm zuzubringen. Imhof nahm es an.

Auf einen überbauten Altan, der die Aussicht nach der Donau hatte, setzten sie sich und zechten; aber heute schien der deutsche Wein dem Italiener nicht recht zu munden, er war unruhig, mehr als sonst verschlossen und sein Inneres schien fast so düster aufgeregt zu sein, als der Strom, auf welchem ein heftiger Westwind hohe Wellen trieb. Auch der Himmel umzog sich, dunkle Wetter thürmten sich in Osten auf, in der Ferne leuchteten schon hie und da Blitze und der Donner rollte lang und dumpf. Schwül war die Luft, kein erquickender Tropfen fiel. — Robert sah, mit stillem Bewundern, diesem majestätischen Schauspiele zu, wider Willen fühlte er sich davon ergriffen und es war ihm unmöglich, ein Gefühl der Andacht, das in ihm aufstieg, zu unterdrücken. Montaldo hingegen sah starr und wild in die dunkle Nacht hinaus, zuweilen verzog sich sein Mund zum grinsenden Lächeln, wenn ein Blitz mit seinen Schlangenwindungen recht feurig herunieder fuhr. Immer durstiger schien er zu werden, je näher das Gewitter kam, immer stiller, je lauter die Wogen rauschten, der Sturm heulte, der Donner brüllte. Schweigend saßen die beiden, ein Jeder in

seinen Gedanken versunken. Jetzt, als öffne sich der Himmel, brauſ'te auch aus Osten der Sturm, nahm auf seine dunkeln Flügel die schwarzen Wetterwolken, und stürzte so seinem Bruder aus Westen zum Kampfe entgegen; mit feindlicher Macht stießen sie an einander. Blitz auf Blitz zuckte herab, — der Donner rollte unaufhörlich, — der Regen stürzte in Strömen hernieder, die dunkle Nacht schien ein Feuermeer, — jetzt, — dicht vor ihnen, in die schäumende Fluth, fuhr ein Blitz, — die Wogen theilten sich, — die Fenster klirrten. Die Thüre des Zimmers fuhr auf, — eine hohe Gestalt schritt langsam auf sie zu.

Nicht ohne Grauen blickten beide nach ihr. Ein Blitz erleuchtete das Gemach. Ha! rief Montaldo mit dumpfer Stille und sprang auf. Die Gestalt schritt bis an die Thür des Altans und blieb dort regunglos stehen. Montaldo schwieg. Robert legte unwillkürlich die Hand an seines Schwertes Griff.

Blitz auf Blitz hellte jetzt die Dunkelheit. Wer ist jener? fragte, den rechten Arm aus seinem weiten Mantel nach Imhof streckend, die hohe Gestalt.

Mein Freund und Kriegskamerad! erwiderte Montaldo.

Ersucht ihn, sich zu entfernen! sagte nun die Gestalt.

Bin ich Euch lästig? rief Imhof aufspringend.

Ohne zu antworten, schritt die Gestalt langsam zurück in's Zimmer, wo zwei ausgelöschte Kerzen auf dem runden Tische standen. Er berührte sie, und als ob ein Blitz sie entzündet hätte, brannten sie hell und flackernd.

Jetzt konnte Robert die Gestalt deutlich sehen. Es war ein Krieger, hoch, fast von übermenschlicher Größe; den Mantel hatte er nachlässig über die linke Schulter geworfen, in der rechten Hand hielt er den großen schwarzledernen Reiterhandschuh, unter seinem Baret blitzten ein Paar funkelnde Augen, und der buschige Bart gab dem ganzen Gesicht ein düsteres Ansehn. Sonst war an ihm nichts Außergewöhnliches.

Montaldo trat jetzt auf ihn zu. Der Fremde reichte ihm die linke Hand zum Gruß, der Hauptmann streckte ihm gleichfalls seine Linke entgegen und als sie der Fremde faßte, sah sein blitzendes Auge scharf auf sie, — er lächelte. Ein bedeutsamer Blick fiel auf Robert, den Montaldo zu verstehen schien und erwiderte.

Der Kriegszahlmeister Peverelli steht vor Euch, sagte nun Montaldo sich zu Imhof wendend, der sich kalt vor ihm neigte.

Dieser sah ihn scharf an, und reichte ihm seine Rechte zum Willkommen. Robert zauderte den Gruß zu erwidern, der Fremde hatte etwas Abstoßendes; endlich überwand er sich.

Seid mir gegrüßt, Herr Kriegszahlmeister! sagte er und reichte ihm die Hand, doch Peverelli ließ sie schnell los, sah finster auf Montaldo, der verlegen zu Imhof trat und zu diesem leise sagte: Laßt uns einige Augenblicke allein. Der Regen hat aufgehört, der Sturm sich gelegt. Verzeiht

meine Bitte. Robert ergriff seinen Mantel und Hut. Auf Wiedersehen, Hauptmann Montaldo! sagte er. Dem Kriegszahlmeister empfahl er sich nicht. Beleidigt durch dessen sonderbares Benehmen, ging er schweigend an ihm vorüber.

Mit dem habt Ihr Gemeinschaft? fragte jetzt, finster auf Montaldo blickend, Peverelli.

Er ist mein Auserwählter! erwiderte Montaldo.

Der? — den schützt eine höhere Macht, es durchzuckte mich bei seinem Händedruck, und schauerlich ward es mir in seiner Nähe.

Ich weiß, was es ist, ich kenn' es, doch hoff' ich es zu verbannen. Sorgt nicht, er ist in meiner Macht! sagte Montaldo.

Peverelli lächelte. So leicht Ihr es mir machtet, wird es Euch bei diesem nicht. Aber nur einen Becher. Als ihm Montaldo diesen brachte, sah er nach dem Ringe auf dessen Finger. Ich sehe, fuhr er fort: Ihr habt wie ein Verständiger gehandelt, habt nur zwei Wünsche gethan, den dritten spart Ihr auf?

Ich müßte ein Thor sein, erwiderte Montaldo heftig: denn die Erfüllung beider brachte mir schon Unglück genug. Peverelli lachte hell auf.

Noch sieben Monden und sieben Tage steht Euch der Weg offen, unterbrach der Kriegszahlmeister das eingetretene Schweigen: dann ist es vorbei. Ich komme Euch zu erinnern.

Ihr rechnet mir sehr genau nach. Ich dächte doch, Euch könnte dies gleichgültig sein, erwiderte Montaldo. Ihr seid den Ring los, mir brennt er an dem Finger.

Zwei für Einen! sprach Peverelli und hielt den Becher hin.

Mit Freuden zehen! erwiderte der Hauptmann: wenn Ihr den Becher meint. — Peverelli lächelte, nahm den Becher, trank und ließ ihn wieder füllen. Endlich sagte er mit rauhem Tone: Mein Weg ist noch weit, das Wetter ist vorüber, nur noch in der Ferne rollte der Donner. Ich habe zu Wien Euer Horoskop stellen lassen! In kurzem wird es einen blutigen Tag geben, Ihr seid dabei, hütet Euch vor dem 27sten August, — der 27ste jeden Monats ist immer ein wichtiger Tag in Eurem Leben. Auch vor dem Augsburger hütet Euch, setzte er finster hinzu. Er hüllte sich in seinen Mantel und ging.

Schon am andern Tage wurde das Regiment von einem Baierischen abgelöst und folgte Jean de Werth nach Franken. Dieser wilde Haufen wendete sich nach Ansbach, das nach kurzer Gegenwehr in des Baiern Hände fiel.

Hier hatten sich, am Abende vor ihrem Abmarsch zur Armee des Königs von Ungarn, mehrere Offiziere zu einem Trinkgelage in Imhofs

Wohnung versammelt. Man zechte bis in die späte Nacht, die Würfel rollten, Fortuna lächelte und schmollte bald diesem, bald jenem. Robert lächelte sie nie. Leer ward bald sein Beutel, desto erhitzter sein Kopf. Unmuthig verließ er das Spiel, warf sich in einen Lehnstuhl und sah, mit dem Schicksale rechtend, zum Fenster hinaus.

Die Andern kümmerten sich nicht um ihn, und schienen, da der Tag schon zu grauen begann, noch die letzten Augenblicke benutzen zu wollen; nur Montaldo, dem das Glück heute auch nicht günstig gewesen war, trat zu ihm und sagte theilnehmend: Aergert es mich doch, Imhof, daß Euch die Beutelschneider dort das Geld aus der Tasche gelockt haben. Kommt! Versucht es noch einmal! Ich bin fest überzeugt, das Glück hat seine tückische Laune gewendet, setzt noch einen Goldgülden und es kehrt zu Euch zurück.

Ich habe keinen Heller mehr, antwortete Robert mit Unmuth: vielweniger Goldgülden, um sie noch einmal den Würfeln zu opfern.

Gern würde ich Euch mit meinem Seckel zu Gebote stehen, — unterbrach ihn Montaldo: aber selbst die morgende Löhnung hab' ich verspielt, und ich bin noch ärmer als Ihr. Doch, wann wird ein Offizier von Gallas Regiment in Feindes Lande ohne Geld bleiben? Weckt Euern Wirth, er scheint ein wohlhabender Handelsmann zu sein und Ihr habt ihn bis jetzt vor Plünderung geschützt, laßt ihn Euch den Beutel füllen und dann versucht das Glück noch einmal.

Auf diese Art versuch' ich es nie! erwiderte Imhof, und drehte ihm unmuthig den Rücken.

Nun! nun! rief Montaldo: Ereifert Euch nur nicht über solche Kleinigkeiten, könnt ihm ja das Geld wiedergeben, wenn Ihr gewinnt. Versucht es nur. Geborgtem Geld läuft das Glück nach. Ihr wollt nicht? — nun so geh' ich!

Montaldo! rief Imhof zornig.

Imhof! antwortete ihm der Hauptmann, vom Wein erhitzt: Glaubt nicht, einen Knaben vor Euch zu haben, der, weil er zuweilen Euern Launen nachgiebt, ewig Eurer Thorheiten Narr ist.

Imhof griff nach dem Schwerte. Montaldo aber faßte sich schnell und schien Roberts drohende Bewegung nicht zu bemerken. Brausekopf! sagte er ruhig lächelnd: Thut was Ihr wollt, laßt Euer Geld im Stich; ich kann es Euch nicht wehren, aber ärgern muß ich mich über Eure ängstliche Frömmelei und Euch gute Nacht sagen, damit wir heute nur im Frieden scheiden. Er drückte ihm die Hand, Imhof erwiderte ihm den Druck nicht; Montaldo ging.

Robert blieb nachdenkend am Fenster sitzen. Schon sammelten sich die Kriegsleute auf der Gasse und keuchten fast unter der Last des Raubes, den sie aus der unglücklichen Stadt mit fortschleppten. In düstern Ge-

danken versunken, sah er dies Wogen und Treiben mit an, während die Offiziere immer noch spielten, an den Abmarsch nicht dachten und die Soldaten sich immer zahlreicher vor ihres Fähndrichs Quartier versammelten. Da hörte er plötzlich ein Angstgeschrei im Hause, er sprang auf, stürzte nach der Thür, sie war verschlossen. Der Lärm, der Angstruf wurde immer stärker, vergebens war sein Anstrengen, die Thür widerstand ihm. Jetzt hörte er Montalbo's Stimme, welcher die Soldaten herbeirief, das Haus zu stürmen, hörte den zügellosen Haufen hereinbrechen, da sammelte er seine letzten Kräfte, und von seinen Kameraden unterstützt, gelang es ihm, die Thür zu sprengen. Mit gezogenem Schwerte stürzte er hinaus. Schon raubten die Soldaten in allen Zimmern, schon hörte er Montalbo's Stimme: Plündert das Rattennest und dann zündet es an! schon wollte er unter die Wüthenden stürzen, als ein lauter Hülferuf aus einem der Zimmer ihm entgegen schallte. Ein Mädchen, schön wie die Liebe, stürzte auf ihn zu und umfaßte seine Kniee. Rettet, o rettet meinen Vater! schrie sie auf.

Wo ist er? führt mich zu ihm hin! rief Robert.

Kommt nur, kommt! rief die Unglückliche und zog ihn mit sich fort. Mit seinem Schwert bahnte er sich den Weg. Er fand einen gebundenen Greis und einen jungen Mann verwundet zu seinen Füßen, Montalbo gleichfalls blutend vor ihnen, mit gespanntem Pistol.

Hauptmann! raunte Imhof diesem in's Ohr: Endet den Gräuel, oder, bei Gott, ich stoße Euch nieder.

Montalbo sah ihn wüthend an. Fähndrich! rief er drohend.

Mir gleich, ob Ihr mein Hauptmann seid oder nicht! sagte ihm Robert leise, noch einmal seine Wuth in sich pressend: So wahr ich ein deutscher Patrizier bin, ich stoße Euch nieder, wenn Ihr der Plünderung und dem Blutvergießen nicht Einhalt thut. — Kommt, ich rathe Euch, kommt! — Er zog ihn mit sich fort. — Verschließt die Thür! rief er dem Mädchen zu.

Montalbo, von des Jünglings fester Entschlossenheit gezwungen, trieb die Soldaten aus dem Hause und that der Plünderung Einhalt; aber zu spät. Leer waren Schränke und Truhen, nur wenig wurden gerettet.

Hauptmann! sagte jetzt Robert, da er mit Montalbo in seinem Zimmer allein war: Unsere Freundschaft hat der heutige Tag auf immer getrennt!

Ihr seid aberwitzig, Imhof! unterbrach ihn dieser: Kennt den Verlauf der Sache nicht, und wollt doch unsere alte Freundschaft deshalb zerreißen. Da geh' ich hinuter zu dem alten Krämer, und fordere — für Euch, versteht sich — zwanzig Goldgülden; weigert mir der alte Geizhals das Geld, giebt mir endlich zwei und stützt sich auf die Uebereinkunft mit unserm General. Ich, im Eifer für Euch, fasse ihn bei der Brust, da springt ein junger Fant aus dem Nebenzimmer hervor und versetzt mir

die Wunde am Kopfe, glücklich, daß sein kurzes Schwert nur schrammte. Zur Selbsterhaltung rief ich meine Soldaten herbei, und Ihr wißt ja selbst, ist die Furie erst los, bändigt man sie nicht so leicht wieder.

Und was wolltet Ihr mit dem Pistol? unterbrach ihn Imhof.

Dem jungen Naseweis eine Lection geben, die er gewiß nie wieder verlernt hätte. Doch ich muß nach Haus, um meine Schramme verbinden und mein Blut abwaschen zu lassen, das für Euch floß.

Für mich? fragte Robert verwundert, doch etwas beruhigter.

Ja, für Euch! antwortete der Hauptmann ernster, da er sah, daß sich bei Robert der erste Zorn gelegt hatte. Und nun, Fähndrich Imhof! fuhr er fort, den Ton des Vorgesetzten annehmend: So lieb ich Euch habe, muß ich Euch doch ernstlich warnen, die Subordination nie wieder aus dem Auge zu setzen, sonst fallt Ihr in die Hände des Profoses. Hättet Ihr mir nicht Eure Drohung nur in's Ohr geraunt, hätte nur einer der Soldaten eine einzige Sylbe der unnützen Worte gehört, meine Freundschaft könnte Euch nicht retten. Er verließ, ohne Imhofs Antwort abwarten zu wollen, das Zimmer.

In Nachdenken versunken, blieb Robert zurück; da trat der Greis, dem er wahrscheinlich das Leben gerettet hatte, herein, ihm folgte ein junger Mann und das Mädchen. Der Alte faßte des Jünglings Hand und dankte ihm. Gerettet habt Ihr einem Bettler das Leben, junger Herr! sagte er bewegt: mehr konntet Ihr nicht! — Gott lohn' es Euch und erhalte Euer Herz rein von der Gemeinschaft dieser Gottlosen!

Robert hatte auf dies Alles nicht gehört, und kein Wort von dem vernommen, was der Greis ihm gesagt hatte. Sein Blick hing fest an der Jungfrau, welche die Augen niedergeschlagen, erröthend vor ihm stand. Er glaubte Clara vor sich zu sehen. War dies nicht ihr schlanker Wuchs? dies nicht die goldenen Locken? nicht der Madonnenblick, der sich so oft vor ihm gesenkt hatte? Der Geliebten unaussprechlich ähnlich war das holde Wesen, und nie, seit er Augsburg verließ, war die Erinnerung an Clara so lebhaft, so wehmüthig in ihm aufgeregt.

Seh't hier, fuhr der Alte fort: ein paar Menschen, denen die vergangene Stunde das Lebensglück zerstörte. Braut und Bräutigam sind sie, der kommende Monat sollte sie vereinen — ein Häuschen hatte ich für sie in seiner Vaterstadt im Handel, das Geld lag bereit; er selbst hatte 500 Goldgülden mitgebracht, um als Goldschmied sein Gewerbe ehrlich zu treiben. Alles ist hin, Geld und Linnen, Alles.

Der junge Mann sah finster, verzweiflungsvoll vor sich hin, das Mädchen weinte, und als sie das Auge hob, als Robert ihre Thränen erblickte, ach da ergriff es ihn wunderbar; so hatte die Geliebte oft weinend vor ihm gestanden, so zu ihm gefleht!

Vergieb, Clara! rief er aus, nahm das kleine Schmuckkästchen, drückte es an seine Lippen, an sein Herz. Nehmt! rief er: und betet für mich.

Er drückte es der Erstaunten in die Hand, stürzte aus dem Hause hin nach Montaldos Wohnung, und gestärkt mit neuem Muthe ergriff er seine Fahne. Das Gefühl, eine edle Handlung gethan zu haben, begleitete ihn nach langer Zeit zum ersten Male wieder.

Auf den Höhen um Nördlingen brannten die Wachfeuer des kaiserlichen Heeres und erhellten die finstere Sommernacht des 26. August. Seitwärts auf dem Arnsberge loderten die Feuer der Schweden, und Grabesstille herrschte über Tausende, die erwartungsvoll des kommenden Tages harrten. Nur wenige Augen hatte der Schlaf geschlossen, und manches blickte ahnungsvoll zum dunkeln Himmel empor, den heute kein freundlicher Stern erhellte.

Diese furchtbare Stille unterbrach nur zuweilen der Donner des Geschützes, welches in das bedrängte Nördlingen die Feuerkugeln warf, wo durch die finstere Nacht einzelne Raketen vom alten Kirchthurme aufstiegen, den Schweden ihre Noth zu verkünden. Auch aus dem Busche, der die Höhe rechts des Arnsberg begrenzte, und den die Spanier noch besetzt hielten, fielen einzelne Musketenschüsse, und bezeichneten den Ort, wo am Abend schon der blutige Kampf begonnen hatte.

Vor seiner Kompagnie schritt Hauptmann Montaldo auf und ab. Es war heute der Vorabend des verhängnißvollen 27. August, der ihn an Peverellis geheimnißvolle Warnung mahnte. Unglück verkündend mußte ihm dieser Tag sein, da er gerade der Tag der Schlacht werden sollte. Neben seiner Fahne schlief Imhof sorgenlos und ruhig. Ihm war der morgende Tag ein Freudentag; sein Leben, das er einsetzen mußte, um Ehre und Ruhm zu gewinnen, hatte für ihn keinen Werth mehr, selbst der Tod zog für ihn keine Niete. Er erwartete den Morgen, als würde dessen Sonne ein Freudenfest bescheinen.

Montaldo betrachtete den jungen Mann und seinen ruhigen Schlaf mit ernstem Auge. Ein Gefühl des Mitleids wollte in seinem verderbten Herzen erwachen, doch schnell unterdrückte er es wieder. Wie der Falke auf seine Beute, blickte er auf Robert und sagte dumpf vor sich hin: Du nur kannst mich noch retten, und ohne Dich bin ich verdammt! Er erhob seine Linke gegen das flackernde Feuer, und sah auf den goldenen Ring, in welchem der Rubin im Flammenscheine gar blutig leuchtete. Noch immer umklammerst Du mich, Unglücksreif! rief er: und er hat mich noch nicht von Dir erlöst!

Sagte Peverelli nicht, fuhr er nach finsterem Nachdenken fort: Zwei für Einen? Was sollten diese dunkeln geheimnißvollen Worte bedeuten? Hu! mich schaudert, versteh' ich ihren Sinn?

Da trat im Osten das bleiche Licht des Tages hervor. Montaldo

wendete scheu seinen Blick von den Strahlen, stierte in die dämmernde Nacht hinein, und wie ein Verzweifelnder ergriff er jetzt die Hellebarde, als am rechten Flügel der Schweden das Geschütz zu donnern begann und das kaiserliche Heer unter die Waffen trat. Blutroth ging die Sonne bei dem Gruße der Karthaunen auf. Die Schlacht begann.

Nun, Hauptmann! rief mit freudigem Muthe Robert Imhof aufspringend, und zeigte links nach der Höhe, welche die Spanier am vergangenen Abend so heldenmüthig vertheidigt hatten: Dort beginnt die Schlacht. Glück auf! heute ist unser Ehrentag, heute treten uns die alten, fleggewohnten schwedischen Schaaren entgegen, nicht Weiber und Kinder und unbewaffnete Männer! Heute, Hauptmann, zieht Euer Schwert für unsern Kaiser und unsern Glauben, und wenn wir am Abend als Sieger uns begrüßen, dann will ich auch Ansbach vergessen und was dort geschah, und Euch als Freund an mein Herz drücken!

Montaldo erwiderte auf diesen feurigen Ausruf nichts, er ordnete schweigend und düster seinen Haufen, welchen der Rittmeister eben stellte.

Seht, fuhr Imhof fort: dort ziehen sie herauf — es ist das gelbe Regiment. Wie herrlich, wie ruhig, wie geordnet. Die Unsern weichen, doch Oberst Witzleben mit den burgundischen Küraſſiren sprengt die Höhe hinauf — er haut ein. Seht, die Schweden fliehen!

Da wirbelten die Trommeln. — Vorwärts! rief Oberst Unciß, welcher des Gallas Regiment befehligte: Vorwärts! den Unsern zu Hülfe! Den burgundischen Reitern folgten sie. — Witzleben und seine Küraſſire stürmten jetzt auf die schwedische Reiterei, die dem Fußvolke zur Hülfe herbeieilte, sie wich; die Spanier nahmen die Schanze am Hölzchen, des Gallas Regiment die große Schanze auf der Höhe wieder. Die burgundischen Reiter verfolgten den fliehenden Feind. — Aber nicht lange, so rückte Feldmarschall Horn mit seinem Fußvolke heran und nahm die Geschlagenen auf. Ruhig, des Todes spottend, den das Geschütz der Kaiserlichen um sie verbreitete, rückten nun die Schweden in geschlossenen Reihen den Hügel herauf. Schon nahten sie der Schanze, da sprang Robert, die Fahne in der Hand, auf die Brustwehr. Mir nach! rief er: Sieg oder Tod! — Schon stürzten sich die Feinde in den Graben und klimmten stürmend die Schanze hinan, doch Montaldo und die Seinen standen auf der Brustwehr wie Mauern um ihre flatternde Fahne, und begegneten mit ihren Hellebarden kräftig den stürmenden Schweden. Des Gallas Regiment vertheidigte mit Löwenmuth die Schanze; der Angriff ward abgeschlagen. Das Feuer der Musketen begleitete der Feinde Flucht.

Hinter einem Graben sammelten sich diese unter dem Schutze einiger Kanonen wieder, die mit Traubenschüssen die sie verfolgende Reiterei zurückwiesen. Bis in die Schanze flogen die Kugeln, eine machte Peverellis Prophezeihung wahr; Hauptmann Montaldo stürzte, von ihr getroffen, nieder.

Als er nun da lag und das Blut strömend aus seiner Wunde floß, der Kanonendonner immer heftiger wurde, der Angriff der Schweden von Neuem begann und Alles, ohne sich um ihn zu kümmern, sich zur Vertheidigung bereitete, da stiegen ernste Betrachtungen in seiner geängsteten Seele auf. Ueber, neben ihm rauschte der Tod, aus seinen Wunden schien er mit hohlen Augen ihn anzustieren und ihm zuzurufen: Komm, du Verdammter! — Doch aus dem Rubin seines Ringes blitzte ihm das Leben lockend entgegen; ein Wunsch, gesprochen von seinen Lippen und die Wunde schloß sich, Lebenskraft durchströmte von Neuem den zerschmetterten Körper und er konnte des Todes spotten. Aber mit diesem Wunsche war auch die Hoffnung, seine Seele zu retten, dahin; mit diesem dritten Wunsche kettete ihn der Ring an den Fürsten der Hölle auf ewig. Aber wenn er auch diesen aufsparte und der Tod nahte sich ihm doch, so blieb er doch des Höllischen Beute, und das fröhliche Leben war unnütz geopfert, die Seele nicht gerettet.

Da tönte der Siegesruf der Seinen. Der Angriff war abgeschlagen, die Schweden zogen sich zurück und Robert, die Fahne auf die Brustwehr pflanzend, sprang hinab zu dem Verwundeten. Allen Groll vergessend, den er gegen ihn seit Ansbach in seinem Herzen trug, dachte er nur an den Unglücklichen, dem eine Traubenkugel Brust und Schulter zerschmettert hatte. Ohnmächtig lag er eine Zeitlang in seinen Armen, doch bald erholte er sich, schlug die Augen auf und — Peverelli! leise stöhnend, — drückte er Imhofs Hand.

Dieser rief nach einem Wundarzt. Laßt nur! sagte Montaldo: ich fürchte, es ist zu spät, bleibt bei mir! — Er sah jetzt Imhof mit einem starren, durchdringenden Blick an und schien über etwas zu sinnen. Entfernt die Umstehenden! sagte er leise. Robert winkte — die Soldaten traten zurück.

Robert Imhof, sagte nun der Verwundete, des Jünglings Hand fassend: Ich muß sterben, das fühl' ich — sterben, ohne einem Priester gebeichtet zu haben. Ich bin ein großer Sünder, reif zur Hölle, wenn kein Erlöser in meiner Todesstunde mir naht. Ach hätte ich nur ein heiliges Zeichen, das ich auf meine Brust legen, das für mich bitten könnte um Gnade, wenn ich im Stillen meine Sünden beichte. Er schwieg. Der Donner der Karthaunen wirbelte von Neuem, die schwedischen Trommeln riefen zum Angriff. Ach hätt' ich nur diesen Trost in meiner Todesstunde! seufzte Montaldo noch einmal. Da gedachte Robert seines Kruzifixes, Mitleiden überwältigte ihn. Nehmt dies heilige Pfand! rief er, es ihm auf's Herz legend: Verwahrt es, Montaldo, der Feind naht, lebt wohl! Er stürzte auf die Brustwehr zu seiner Fahne. Montaldo aber schleuderte das Heilige weit weg und jauchzte: Nun bist du mein, wenn der Tod meiner Hoffnung nicht ein Ende macht. Ein tückisches Lächeln verzerrte sein bleiches Gesicht.

Die Schweden rückten von Neuem an. Oberst Winkel mit dem blauen Regiment that diesen Angriff. Er war wüthend; Mann gegen Mann, Brust an Brust kämpften die Streiter, und endlich, trotz der tapfern Gegenwehr, drangen die Schweden ein und erstiegen die Verschanzung von allen Seiten. Der Kampf begann nun im Innern der Schanze. Robert, die Fahne in der Hand, wehrte sich wie ein Verzweifelnder; neben ihm sanken die Seinen. Die allgemeine Flucht zog ihn mit fort. Auch die Spanier wichen, siegreich rückten die Schweden zum zweiten Male vor, hin nach Nördlingen, ihre bedrängten Brüder zu befreien.

Montaldo lag indessen blutend, verlassen in der Schanze. Still ward es um ihn. Immer mehr entfernte sich das Krachen des Geschützes, immer lauter tönte neben ihm der Jammerruf der Verwundeten, der letzte Seufzer der Sterbenden. Tod! rief er jetzt dumpf vor sich hin: du bist schreckbar in deiner marternden Gestalt, wenn deine Sichel nicht abmäht und nur die getroffenen Halme knickt — Tod! du bist schreckbar in deiner Ernte, wenn du die Körper in den Staub wirfst und die Seele jagst in die Hölle. Hu! rief er, und eiskalt durchrieselten ihn die Vorboten des Todes und schüttelten ihm die erschlafften Glieder. Du bist furchtbar! — und doch! rief er plötzlich: ich will gegen dich kämpfen mit meiner letzten Kraft, mit meinem letzten Tropfen Blut, mit dem letzten Seufzer meiner zerschmetterten Brust. Ist es aus mit mir, dann nimm sie und fahre mit ihr hin. — Ich kann dich nicht retten, Seele! — Fahre hin zur Hölle!

Da nahten Marodirer der Schanze. Gierig, wie die Geier, warfen sie sich über die Todten und Verwundeten, sie zu plündern. Auch über Montaldo warfen sie sich. Dieser schloß die Augen fest, damit kein wüthender Ketzer dem noch Lebenden den letzten Gnadenstoß geben möchte. Ruhig duldete er, daß man ihn entkleidete.

Nimm Du sein Wams und sein Wehrgehenk, sagte einer von dem würtembergischen Aufgebot: ich habe an dem kleinen Ringe genug, der hier am Finger sitzt. Er faßte den Ring an wollte ihn Montaldo vom Finger ziehen. Nimm nur, dachte dieser, und noch meinen Dank dazu. Aber der Ring ließ nicht los; fest, als sei er mit dem Finger zusammengewachsen, saß der kleine Reif. Nun denn, sagte der Schwabe: so komm mit, Finger, wenn du den Ring nicht lassen willst. Er nahm sein Messer, den Finger abzuschneiden, aber als sei das Messer von Holz und das Fleisch hart wie Kiesel, es drang nicht ein, kein Blut floß. Kamerad! sagte ein Marquetenderweib, die eben mit einem andern Todten beschäftigt war: laß den, der ist dem Teufel verfallen, und der giebt nicht heraus, was er einmal hat. Der Schwabe ließ ihn ausgezogen liegen; der Ring blieb an seinem Finger.

Montaldo überlief ein kalter Schauer bei den Worten des Weibes; es

war ihm, als fühle er sich schon von dem Teufel gepackt. Er legte, als die Marodirer ihn verlassen hatten, die Hand schnell auf sein Herz, und fühlte nach seinem Klopfen, damit ihn der Tod nicht überrasche. Den letzten Athemzug wollte er noch zu dem rettenden Wunsche benutzen, und schrecklich war ihm der Gedanke, daß eine Ohnmacht ihn täuschen und ihm den geheimnißvollen Spruch des Wunsches entlocken möchte. Doch blieb er fest in seinem Vorsatze, lieber das Aeußerste zu wagen, ehe er aus dem blutrothen Rubin den Lebensbalsam entströmen ließ.

Während dessen verfolgten die Schweden immer noch den fliehenden Feind. Des Sieges gewiß, verließen sie die Ordnung und stürmten in getrennten Haufen vorwärts. Da zündete ein Zufall in ihrem Rücken die Pulverwagen an, sie flogen mit furchtbarem Krachen in die Luft — die Schweden stutzten. Die kaiserliche Reiterei benutzte den entscheidenden Augenblick, sie rückte wieder vor, griff an, die Spanier sammelten sich; an der Spitze des Gallas Regiments schwang Robert Imhof seine Fahne. Mir nach, Kameraden! rief er: Mir nach, das Verlorne wieder zu gewinnen — der Feind wankt! Brav, Fähndrich! rief Oberst Uncis: Vorwärts, Ihr von Gallas! und von Neuem rückte das Regiment vereint mit den Spaniern auf die Schweden los. Ein panischer Schrecken ergriff die sonst so Mannhaften, sie flohen, von der Reiterei verfolgt, weit über die Schanzen hinaus.

Immer den Blick nach ihnen gerichtet, war Robert mit der Fahne in der Hand, vorangestürmt. Seine Ehre, sein Muth trieb ihn, aber noch mehr als dies, das Verlorne wollte er wieder finden, die theure Reliquie der Mutter, die er dem sterbenden Montaldo an das Herz gelegt. Eine bange Ahnung hatte ihn schon damals ergriffen, als er die Schanze verlassen mußte, noch einen Blick auf den verwundeten Freund warf und sein Heiligthum nicht mehr in dessen Händen gesehen hatte. Darum trieb ihn die Sehnsucht nach dem Kruzifix immer vorwärts, und raschen Schrittes stieg er an der Spitze des Regiments die Höhe hinauf. Doch wie ungewiß ist des Menschen Ziel im stillen, gewöhnlichen Leben, wie viel ungewisser auf dem Schlachtfelde, wo Zufall und Glück ihre Loose ausstreuen und den Menschen fortreißen von der vorgesetzten Bahn. Unfern der Schanze kam der Befehl, sich rechts nach dem Arnsberge zu wenden, wo das Gefecht immer stärker und bedenklicher wurde, und wo Bernhard von Weimar die Angriffe der Baiern heldenmüthig abschlug. Dahin wendeten sich die Regimenter Gallas und Dietrichstein, und von Neuem begann der Kampf.

Aber die weimarische Reiterei that heute ihre Schuldigkeit nicht, sie wich dem Angriff der Baiern aus, und Oberst Rosen, ihr tapferer Anführer, vermochte nicht sie zum Angriffe zu bewegen; um den Arnsberg zog sie sich und ließ das Fußvolk im Stich. Selbst Herzog Bernhards Gegenwart vermochte nicht, hier das Gefecht wieder herzustellen, er wurde

in der allgemeinen Flucht mit fortgezogen. Der Genius des Sieges, der seit Jahren die schwedischen Fahnen umschwebt hatte, entfloh an diesem entscheidenden Tage, das Heer ward vernichtet, die Katholischen, von Ferdinand von Oestreich geführt, siegten.

Als die Nacht dem Verfolgen Einhalt that und Alles sich nach Ruhe sehnte, die Truppen erschöpft um die Wachtfeuer lagen und von der Mühe des vorigen Tages ruhten, schritt Imhof, den Gallas zum Lohne seiner in der Schlacht bewiesenen Tapferkeit auf dem Schlachtfeld selbst zum Hauptmann ernannt hatte, durch die finstere Nacht über Leichen und Verwundete hin nach der Höhe, der großen Schanze zu. Der Mond beleuchtete nur zuweilen, wenn sein bleiches Antlitz durch Wolken hervorschimmerte, seine Pfade, und fern von der Schanze, die wie ein dunkler Punkt auf der Höhe vor ihm lag, flackerten die Wachtfeuer des Heeres. Grabesnacht war um ihn her. So habe ich denn gar nichts mehr, rief er schmerzvoll aus: was mich an die Vergangenheit bindet, nichts, was meine Erinnerung an die Mutter, an die einst Geliebte auffrischt; auch das Letzte habe ich in dem tollen Wahne hingegeben, einem Sünder die Seele zu retten. Vergib mir Mutter, vergib mir Clara, nicht freventlich habe ich mich von den theuern Pfändern Eurer Liebe getrennt, mein Herz befahl es mir.

Er schritt immer weiter; immer blutiger, immer schauderhafter wurde es um ihn, jemehr er dem Schauplatze nahte, wo gestern der Kampf entscheidend und fürchterlich gewüthet hatte. Ueber Leichen wand er sich nach dem Eingange der Schanze hin, wo ihm zu seinem Erstaunen ein helles Feuer entgegen leuchtete. An diesem Feuer sah er die hohe Gestalt Peverellis sitzen, neben ihm lag Montaldo schlummernd oder todt, ein Zigeunerweib stand vor ihm. Ein Schauder rieselte durch seine Adern, als er den finstern Mann von der Flammengluth grell beleuchtet vor sich erblickte. Den Panzer über einem gemsledernen Koller, die Pickelhaube tief in das Gesicht gedrückt, das breite Schwert unter seinem linken Arme, die ganze Kleidung mit Blut bespritzt, das Feuer schürend, schien er Salvator Rosa zu einem Gemälde zu sitzen, so unverwandt sorgsam, aber finster ruhte sein Auge auf dem Verwundeten.

Imhof verweilte am Eingange. — Er war unentschlossen, ob er sich nähern oder umkehren sollte. Doch an die theure Reliquie denkend, die sein Auge in dem kurzen Augenblicke schon vergebens gesucht hatte, überwand er seine Scheu und schritt auf das Feuer zu. Peverelli schien ihn nicht zu bemerken; immer das Auge auf Montaldo gerichtet, schien er nur auf dessen Athem zu lauschen und die matten Schläge seines Herzens zu beobachten. Als daher Imhof hinter ihm stand und ein lautes: Guten Abend, Herr Kriegszahlmeister! ihm zurief, fuhr jener auf, faßte nach

seinem Schwerte, das rasch der Scheide entflog; auch Imhofs Schwert blitzte schnell, und nicht unwillig, sich diesem Manne mit der Wehr in der Hand gegenüber zu sehen, schien er den Augenblick zu erwarten, wo ihre Bekanntschaft blutig sich erneuen sollte.

Doch Peverelli, ihn erkennend, steckte bald sein Schwert ein. Ach! Ihr seid es, Fähndrich! sagte er freundlich, ihm die Hand reichend, die er diesmal nicht rasch aus der Hand Imhofs wieder zurückzog. Kommt gewiß, unsern Freund aufzusuchen; hier liegt er gar schwer verwundet, hätte ich ihn nicht zur rechten Zeit gefunden, er hätte verbluten müssen; aber so hab' ich ihm den Verband aufgelegt, verstehe mich auf diese Kunst, und ihm beruhigende Tropfen eingeflößt. Er schlummert nun, stört ihn nicht, setzt Euch zu mir und erwartet ruhig sein Erwachen.

Imhof beugte sich über Montaldo, und der Ausdruck seines Gesichts erschreckte ihn. Tief war sein Schlaf, fast dem Tode ähnlich, der schon das bleiche Antlitz überschattet zu haben schien. Aber nicht die Ruhe des Schlafs, nicht der Friede des Todes lächelte hier. Krampfhaft zuckten die Muskeln, verzerrt zuckte der Mund, und selbst durch die geschlossenen Augen schien die Flamme der Verzweiflung zu blicken. Imhof schauderte zurück — kaum daß sein spähender Blick das Kruzifix zu suchen wagte, so widrig war ihm Montaldo's Anblick und der des alten Weibes, das unbeweglich neben dem Verwundeten stand. Doch nirgend fand er das theure Kleinod. Habt Ihr nicht etwa, Herr Kriegszahlmeister, ein kleines Kruzifix in der Hand meines Freundes oder irgendwo bei ihm gefunden? fragte er jetzt.

Kümmere mich nicht um dergleichen! antwortete dieser.

Mir war es sehr theuer! Nicht die Edelsteine, mit denen es ausgelegt war —

Und hier sucht Ihr Edelsteine? unterbrach ihn Peverelli schnell: Seht! — er hob den Mantel, welcher Montaldo deckte — nackt ausgeplündert haben sie den Unglücklichen, und sollen ihm dergleichen mit Edelsteinen besetzt gelassen haben? —

So ist es hin! rief Imhof schmerzlich. — Vergib mir, Vater im Himmel, daß ich das Einzige, was mich hier zuweilen noch zu dir erhob — daß ich das verlor.

Herr Patrizier von Augsburg, sagte der Kriegszahlmeister mit höhnischem Tone: Ihr jammert um das verlorne Ding, als wär' es der Stein der Weisen. Wollt Ihr mein Genosse am Sterbelager unsers gemeinschaftlichen Freundes sein, so laßt dergleichen Ergießungen Eures Schmerzes und trinkt lieber auf Montaldo's Wohlergehen! Er reichte ihm eine Feldflasche. Imhof trank.

Der arme Bursche, fuhr Peverelli fort: ist schwer verwundet. Die Traubenkugel hat das Schulterblatt zerschmettert, ich fürchte, der eine Lungenflügel ist verletzt und der Teufel wird ihn holen!

Herr Kriegszahlmeister! unterbrach ihn Imhof: betet lieber, daß Gott ihn gnädig aufnimmt und ihm seine Sünden vergibt, wie er sie uns Allen vergeben mag. Es ist wohl Noth, ob ich gleich lange mein Herz dem Himmel nicht geöffnet habe, für unsers Freundes Seele ein frommes Gebet zu Gott zu schicken. Er faltete die Hände.

Laßt dergleichen! rief Peverelli und sprang unmuthig auf: es hilft doch nichts. Hätte der da oben viel zu thun, wollte er auf jedes thörige Wort hören, was die da unten ihm vortragen. Wollte er das Alles erhören, wär' des Bittens kein Ende. Halte nicht viel von dergleichen. Trinkt lieber noch einmal, die Nacht ist kühl nach dem heißen Tage.

Rober sah den Mann, dessen Blick immer wilder wurde und dessen Augen fast grimmig über die Flasche in das flackernde Feuer sahen, mit Staunen an. So wenig er auch seit Jahren sein Herz mit frommer Andacht zu Gott gewendet hatte, so war ihm doch die Heiligkeit des Gebets und eine gewisse Scheu vor Gotteslästerern geblieben, die ihn auch jetzt ergriff und ihn dem finstern Manne noch mehr entfremdete. Er stand auf und suchte überall umher, die Alte suchte mit, nirgend fand sie das Verlorne. Auf das Banquet der halb zerstörten Schanze setzte er sich. Das Weib trat zu Montaldo.

Scheint Euch sehr wichtig gewesen zu sein, was Ihr verloren habt! begann Peverelli, das eingetretene Schweigen zu brechen. So wenig ich auch von dergleichen halte, thut es mir doch Euretwegen leid. Man verliert nicht gern Sachen von Werth.

Nicht des Werthes wegen schmerzt mich der Verlust, antwortete Imhof. Es war das Letzte, was ich aus dem Strudel meines Lebens rettete, und mir schien als ob ich nicht ganz untergehen könnte, so lange mir dies blieb. —

War also eine Art Amulet, dem Ihr geheime Kräfte zuschreibt?

Nein, Herr Kriegszahlmeister! ein einfaches Kruzifix von Ebenholz, mit edlen Steinen besetzt, war es.

Peverelli stürzte einen Becher Wein hinunter und stieß mit seinem Schwert in das Feuer, daß es hell aufflackerte und die Funken umher sprühteten. So laßt es fahren! sagte er finster: Dergleichen ist zu nichts nütze. Erinnerungen aus der Jugendzeit erschlaffen des Mannes Thatkraft und verweichlichen den Geist. Ja, wär' es ein köstliches Pfand gewesen, das Kräfte der Natur in sich barg, Kräfte, mit denen man die Geister bannen und sich zu ihrem Herrn aufschwingen könnte, dann wär' es ein unersetzlicher Verlust.

Robert lächelte.

Was lacht Ihr? sagte Peverelli ernst.

Ueber das Pfand, mit dem man Herr der Geister werden kann; an dergleichen — wie Ihr immer zu sagen beliebt — glaub' ich nicht! entgegnete Imhof.

Nicht? rief jener zornig — und wahrlich Montaldo's Schlaf mußte ein Todesschlaf sein, wenn er nicht von diesem Ausruf erwachte. Nicht? Herr Patrizier von Augsburg! Nun wohl — Euch soll der Glaube werden.

Er stieß wieder mit dem Schwerte in's Feuer und murmelte unverständliche Worte. Robert glaubte wirklich, er beginne einen Zauberspruch, und beobachtete aufmerksam sein Thun und Treiben, doch die Flamme sprühete nur höher, heller in die Nacht, nur Peverelli's Unmuth schürte das Feuer. — Beide schwiegen jetzt.

Da zuckte Montaldo's Rechte, sie fuhr nach dem Herzen, seine Linke hob sich hoch in die Höhe, als ob sie etwas zeigen wollte, und mit einem Seufzer öffnete sich das geschlossene Auge. Sein erster Blick fiel auf Robert. — Ihr hier? sagte er, und sein Gesicht überflog eine leichte Röthe. — Dank Euch, Freund! — Sorgt für mich, daß ich unter Obdach gebracht und verbunden werde.

Der Kriegszahlmeister hat schon für Eure Wunde gesorgt! sagte Imhof auf diesen zeigend, der jetzt, Montaldo's Hand ergreifend, nach dessen Puls fühlte.

Ach! seid Ihr hier? so bedarf ich keiner weitern Pflege! sagte der Verwundete. — Ihr sorgt gewiß für mich. — Zwei für Einen — nicht so?

Peverelli lächelte. Schickt nur einige Leute von des Hauptmanns Kompagnie hierher, daß sie ihn nach Nördlingen bringen, sagte er, sich zu Robert wendend: auch seine Bagage besorgt dorthin. — Heute noch wird das Nest in unsern Händen sein. Sorgt übrigens nicht für Euern Freund, ich übernehme seine Pflege.

Montaldo! fragte Imhof mit gepreßter Stimme: wo hast Du mein Kruzifix?

Sie haben mich geplündert, antwortete dieser matt und schloß die Augen. —

Laßt nur dergleichen! fuhr mit Heftigkeit der Kriegszahlmeister auf: Beunruhigt meinen Freund nicht mit solchen Dingen, und beeilt Euch lieber, Eurem Hauptmanne baldige Hülfe zu schicken.

Montaldo schlug noch einmal die Augen auf, reichte, so wie es schien, mit der letzten Kraftanstrengung seine Linke an Imhof und stammelte ein leises: Lebt wohl — Auf Wiedersehn!

Robert schickte, sobald er zu seinem Regimente zurückgekehrt war, die Leute und Bagage Montaldo's nach Nördlingen. Er selbst suchte ihn am andern Tage dort auf, konnte ihn aber so wenig als den Kriegszahlmeister Peverelli wieder auffinden. Er mußte, ohne über des Hauptmanns Schicksal beruhigt zu sein, mit dem General Jean de Werth nach dem Rheinstrome ziehen. Dort begann das alte Leben von Neuem; lustig und im

steten Taumel wurden die Tage verbracht, nur daß der alte Kaspar bei Montaldo's Abwesenheit ein freieres Feld hatte, auf seinen Herrn zu wirken. Seit dem Schlachttage von Nördlingen trug er bange Sorge für ihn. Daß er der Jungfrau von Ansbach die Perlenschnur gegeben, dafür hatte er ihn gesegnet, daß er sich aber aus allzu großem Mitleid von der Reliquie der Mutter getrennt hatte, bekümmerte den Alten sehr. Er glaubte, nun sei der Schutzgeist von seinem Herrn gewichen, und er ganz den Händen der lockern Gesellen übergeben, die um den neuen Hauptmann sich sammelten. Alles, was nur die Erinnerung an die Vaterstadt, an das Vaterhaus, an Clara erwecken konnte, suchta er auf, und eifriger als je malte er ihm in einsamen Abendstunden das Bild der blondgelockten Jungfrau lieblich und reizend vor. Aber immer leicht, wie der Schatten einer Wolke, die der Sturm vor sich her treibt, verschwand das Bild Clara's wieder. Der Glaube, daß sie ihn verachte, war zu schmerzlich und hatte zu tiefe Wurzel geschlagen, als daß er ihr Bild mit freundlichen Farben sich ausschmücken und es sorgsam bewahren konnte.

So nahte der Winter. Wild und stürmisch war das Treiben des Kriegsvolks. In Kreuz- und Querzügen, bald den Truppen des Herzogs Bernhard, der sein Heer wieder in Frankfurt gesammelt hatte, ausweichend, bald diese oder jene unbedeutende Stadt angreifend, zogen sie am Rhein und Neckar umher. Jetzt, während die schwedisch-weimarische Armee in der Wetterau hauste, ging der Zug nach Heidelberg.

Jean de Werth hoffte es zu überrumpeln, der schwedische Kommandant aber war auf seiner Hut. Es glückte den Kaiserlichen nur, die Vorstadt wegzunehmen und sich da festzusetzen. In der Sandgasse beim Gießhause pflanzte Jean de Werth sein Geschütz auf und beschoß das Mittelthor. Bald waren zwei Breschen neben dem Diebsthurme gemacht, der Sturm begann, die Wälle wurden erstiegen, die unglückliche Stadt geplündert.

Hauptmann Imhof that, so viel er vermochte, dem Gräuel Einhalt, und hielt seine Kompagnie noch auf dem Marktplatze zusammen, während das Geschütz der Schweden von dem Schlosse herab auf Freund und Feind donnerte, als Kaspar zu seinem Herrn gesprengt kam und ihm leise zurief: Kommt mit Euern Leuten hier in eine kleine Straße, wo ich Euch ein freundlich Quartier ausgesucht habe, kommt nur geschwind, ehe es die Kroaten ausplündern. Imhof folgte; vor einem kleinen Hause hielt Kaspar. Hier? fragte Robert verwundert. — Wohl nur klein ist es, lieber Herr! aber gar freundlich, kommt nur herein. Er zog ihn fast mit sich fort und — eine junge, zitternde Frau trat züchtig ihm entgegen, und als er die Augen aufschlug, sah er die Jungfrau von Ansbach vor sich und ihren Gatten, dem sie hieher gefolgt war. Zum zweiten Male, so sagte sie ängstlich: hat der Himmel Euch zu unserm Schutze gesandt, lieber Herr! Nehmt Euch unsrer freundlich an. Das werb' ich, erwiderte Imhof bewegt — stand nicht Clara vor ihm, war das nicht der Blick ihres

Auges, wenn sie ihn schmeichelnd bat? Ach! die Erinnerung hat so herrliche Farben, nicht Zeit, nicht Raum bleichen sie; mit erhöhter Gluth belebt sie die Gegenstände, die längst vorüber schwanden, und ihre Bilder sprechen so innig zu uns, als ob ihre Farben auf Tönen zu unserm Herzen drängen. Jedem Gefühle öffnet die Erinnerung an das Liebe die freundliche Pforte, und selbst das wüste, verödete Herz schmückt sie mit ihren lieblichen Bildern freundlich aus.

Auch Robert fühlte ganz die Wonne der vorigen glücklichen Tage, als jetzt die holde Jungfrau vor ihm stand, und nun erst, da er auf seinem Zimmerchen saß, einsam den Faden der Erinnerung fortspann, verschmolz nach und nach das liebliche Bild des Mädchens in das der zürnenden Jungfrau auf der Brustwehr des Thurmes. Sie verachtet mich! rief er aufspringend: Weg, weg vor meinem Blicke. Aber die Kinder der Phantasie verscheucht kein Wunsch, kein Zauberspruch; ohne daß wir es wollen nahen sie sich, und umgaukeln und locken uns immer tiefer und tiefer in das Reich der Träume. Auch Clara's Bild blieb freundlich und lockend vor ihm stehen, und als sei sie es selbst, so herzlich und innig sorgte er für die junge Frau und ihr Wohl. Er sah in dem kleinen häuslichen Zirkel das stille Glück der Zufriedenheit, er sah wie die beiden sich liebenden Menschen aus geringfügigen Sachen sich einen Quell der Freude eröffneten, und nur in ihrem Herzen sich den Tempel ihres Glücks bauten; eine Sehnsucht, wie er sie noch nie gefühlt, ergriff ihn, eine Sehnsucht nach einem Leben, das er früher nicht geahnet hatte.

Während dieser Aufregung in Roberts Innern hatte Jean de Werth das Schloß zu Heidelberg vergeblich belagert, und da der Herzog Bernhard mit seinem Heere aus der Wetterau heranrückte, hob er die Belagerung auf und zog sich nach Schwaben zurück. Unter Thränen und mit dankbarem Gemüthe nahmen die jungen Eheleute Abschied von ihrem Retter, und mit schwerem Herzen verließ er das kleine Haus, wo er so manche freundliche Erinnerung erweckt, und in so mancher einsamen Stunde, wenn auch nur im Traume, sich glücklich gefühlt hatte.

Doch auch entfernt von ihr verließ ihn Clara's Bild nicht mehr. Das häusliche Glück, von dem er Zeuge gewesen, hatte einen zu wohlthuenden Eindruck auf ihn gemacht, als daß die Sehnsucht nach einem solchen ruhig-freundlichen Stillleben in ihm nicht hätte laut werden sollen. Er fühlte jetzt, daß Clara wohl recht habe, ihn zu verachten, und daß er allein auf sich zürnen müsse, daß die Liebe des Mädchens sich in Kälte verwandelt habe. Er faßte wohl manchmal den Vorsatz, alles zu thun, um sich ihrer Liebe werth zu machen, aber zu tief in das wilde Kriegsleben versunken, blieben diese Vorsätze nur fromme Wünsche, die bei dem Klange der Becher schnell verhallten, doch die Sehnsucht Clara zu besitzen blieb unwandelbar, und wurde immer mehr und mehr das einzige Ziel seines Lebens.

Noch einmal führte ihn das Kriegsgeschick nach Heidelberg. Noch einmal bezog er das kleine Häuschen, welches den Abglanz seiner Seligkeit verschloß. Noch inniger verwebte sich das Bild der lieblichen Frau mit der Sehnsucht seines Herzens, als er bei dem nochmaligen Angriffe des Schlosses verwundet und von ihr mit liebender Sorgfalt gepflegt wurde.

Stand das schöne Weib nun vor ihm, verband sie seine brennende Wunde, reichte sie ihm den kühlenden Trank, so sah er Clara vor sich stehen wie den Engel der Milde, und oft in den ersten Tagen, wo das Fieber seine Phantasie noch mehr erhitzte, glaubte er, die Geliebte sei es wirklich, die wie ein schützender Engel ihn umschwebe und sorgsam für ihn wache.

Aber nicht lange träumte er diesen lieblichen Traum. Der Marschall de la Force rückte mit dem französischen Heere in der Stille zum Entsatze des Schlosses heran, die Kaiserlichen wurden überfallen und mußten heimlich bei Nacht die Stadt verlassen. Auch Imhof verließ, noch schwer verwundet, das Haus des Friedens.

Jean de Werth wendete sich nach Tübingen, wo Robert seiner Wunde wegen zurückbleiben mußte, während sein Regiment zur Belagerung von Augsburg, welches Feldmarschall Gallas schon lange eng eingeschlossen hielt, abmarschirte. Wider Willen blieb Imhof hier zurück. Er wäre so gern seinem Regiment nach Augsburg gefolgt, wo ihm Clara's Nähe alle Erinnerungen und die Sehnsucht verwirklicht hätte, die seit Heidelberg sein Herz von Neuem bestürmten, und nur wenig vermochten ihn Kaspars Bemerkungen zu trösten, daß er dem Himmel nur danken müsse, der ihn von dem Verderben seiner Vaterstadt zurückhielt; da sich jedoch seine Wunde besserte und er Kaspars Pflege entrathen zu können glaubte, schickte er diesen in's Lager vor Augsburg, um wenigstens durch ihn über Clara einige Erkundigungen einzuziehen.

Eines Abends, während Kaspars Abwesenheit, lag er einsam auf seinem Lager. Die Kerze war fast herunter gebrannt, und er stand eben träumend vor Clara, die in der Mutter Stube auf dem Lehnstuhl am Fenster saß, als die Thür sich öffnete und er durch den Anblick Peverelli's unangenehm aus seinen Träumen gestört wurde; er hieß ihn jedoch willkommen. Der Kriegszahlmeister setzte sich neben sein Bett.

Nun, hob dieser an, und sein Gesicht lächelte sonderbar: mit Eurer Gesundheit scheint es ganz gut zu gehen?

Wie Ihr seht, Herr Kriegszahlmeister! erwiderte Imhof kalt.

Ich bring' Euch einen Gruß vom Hauptmann Montaldo.

Wie geht es ihm?

Gut! Vor einigen Tagen ist er zu seiner Fahne nach Augsburg ge-

zogen. Munter iſt er und wohl, der rechte Arm noch ein wenig matt, doch das wird ſich finden.

Das freut mich! ſagte Robert, und ſeine Freude war aufrichtig.

Ich konnte doch nicht durch Tübingen ziehen, fuhr Peverelli fort: ohne Euch aufzuſuchen und Euch meine Dienſte anzubieten, im Fall Ihr mir für ferne Freunde oder ſonſt jemanden einen Auftrag zu geben hättet.

Dank Euch! erwiderte Imhof, das höfliche Anerbieten mit auffallender Kälte ablehnend: Ich habe im Lager niemanden, der mir ſo theuer wäre, um Euch ſeinetwegen läſtig zu fallen.

Auch Hauptmann Montaldo nicht? fragte Peverelli.

Auch dieſer nicht! erwiderte Robert gleichgültig.

Doch wenn Ihr vielleicht aus Augsburg ſelbſt irgend eine Nachricht wünſchtet, ſo hätte ich wohl Gelegenheit, auch von daher Euch Kunde zu bringen.

Imhof richtete ſich in die Höhe und horchte aufmerkſam zu.

Vielleicht, fuhr Peverelli fort, daß Ihr von den Eurigen Nachricht zu haben begehrt. Es hat ſich in den zwei Jahren, daß Ihr Eure Vaterſtadt verlaſſen habt, wohl manches verändert.

Imhof ſeufzte.

Manches alte Band iſt zerriſſen, manches neue angeknüpft. Das Kind hat ſich zur Jungfrau entfaltet; manche Jungfrau iſt zur ehrwürdigen Hausfrau geworden.

In tiefem Nachdenken vor ſich niederblickend, ſchwieg Imhof. Auch der Kriegszahlmeiſter hielt inne. Laßt mir doch einen Trunk Wein geben! unterbrach er endlich die eingetretene Stille. Imhof klingelte, der Diener kam und brachte dem Kriegszahlmeiſter einen Becher mit Wein. Bringt nur gleich eine Kanne, rief ihm dieſer entgegen: ein Becher hilft nichts für meinen Durſt.

Es iſt doch eine ſchöne Sache um den Wein, begann er nun, indem er den leeren Becher vor ſich hinſetzte. Wenn den Menſchen das Schickſal treibt und jagt, und die Gedanken vom Frühſtück bis zu der dunkeln Geiſterſtunde immer nur darauf gerichtet ſind, wie man den Tücken dieſes launigen Tyrannen entgehen ſoll, Unmuth und Gram, wohl gar Verzweiflung ſich mit einſchleichen, wenn wir dann unſere eigenen Peiniger werden und unſer Auge alles trüb' und düſter ſieht; dann ſtürzen wir mit wildem Hohne den Wein hinunter, und der Geiſt, der aus ihm emporſteigt, belebt unſer Hirn, alles geſtaltet ſich anders, die Welt lacht uns wieder an, das Leben ſteigt im Preiſe, das Herz ſchwillt mächtig, der Entmuthigte iſt wieder Mann und fühlt die Kraft, dem Schickſale zu trotzen.

Und wenn er den Rauſch ausgeſchlafen hat? unterbrach Imhof den Redner.

So ſetzt er von Neuem den Becher an die Lippen und zwingt den

Geist, ihm noch einmal zu erscheinen. Glaubt Ihr denn, fuhr Peverelli fort, da er eben den Becher von Neuem geleert hatte: ich trinke den Wein des Wohlgeschmacks wegen? Der Genuß des Gaumens ist mir Nebensache. Des Geistes wegen stürz' ich ihn hinunter, des Geistes, der unsichtbar in diesen goldenen oder purpurnen Tropfen wohnt, und den ich zwinge, wenn diese durch meine Kehle hinunter rollen, in mein Hirn aufzusteigen. Darum, Hauptmann, liebe ich auch Euern deutschen Wein nicht, besonders den nicht, der in Euerm Vaterlande Schwaben wächst. Kalt ist er und sauer — kalt und gering der Geist, der sich aus ihm entwickelt, und es thäte Noth man tränke ein Stückfaß, um sich so zu begeistern, wie aus einem Becher echten Syracuser, oder auch von dem Xeres — das ist ein trefflicher Wein, voll dämonischen Geist und Leben.

Sagt mir nur, Herr Kriegszahlmeister, unterbrach Imhof diese Lobrede des Syracusers: meint Ihr es denn wirklich ernstlich, indem Ihr mir sagt, es hause ein dämonischer Geist in dem Weine; mich dünkt, nur die Gluth, mit der er das Blut zum schnellern Kreislaufe nach dem Kopfe treibt, sei die Ursache der phantastischen Bilder, die er in uns erweckt und womit er uns bethört.

Peverelli lächelte. Freund, sagte er geheimnißvoll: in der Natur ruhen unzählige Kräfte, für den Laien verborgen, dem Auge des Eingeweihten offen liegend. Glücklich, wer Muth und Kraft besitzt sie zu gebrauchen, er macht sich durch sie zum Herrn der Geister.

Auch der guten? unterbrach ihn Imhof.

Laßt dergleichen, fiel ihm Peverelli in die Rede. Seid zufrieden, wenn Ihr nur Herr der bösen sein könnet. Die bösen sind da uns zu dienen, die andern um sich bedienen zu lassen. Seht, tapferer Hauptmann, wenn so die Noth am größten ist, der Wille weit über die Kraft hinausfliegt, und die matte Seele sich sehnt und drängt und ihn doch nicht erreichen kann, die Wünsche immer wieder von der Schwester Phantasie lieblich und lockend ausgeschmückt in das schwache Herz zurückkehren, dann — ach es muß ein köstlich Ding sein, wenn man die Dämonen herbeirufen und ihnen befehlen kann als Herr, wo der Kaiser selbst und alle Potentaten der Welt nur anrufen und bitten, und alles vergleichen ihnen doch nichts hilft und frommt. Hätte ich zum Beispiel die Kraft, auch nur dem kleinsten der Geister zu gebieten, so füllte jetzt Syracuser den Becher — wüßte ich in den Appenninen einen Schatz, er läge in blankem Golde zu meinen Füßen, hätte ich in Neapolis ein Liebchen zurückgelassen, schön und lieblich, mit schwarzem, brennendem Auge, wie Ihr hier keine habt, sie ruhte heut Nacht in meinen Armen.

Sie ruhte? unterbrach ihn Imhof dumpf vor sich hin murmelnd. Peverelli's Mund verzog sich zum höhnischen Lächeln, er stürzte noch einen Becher kalten Würtemberger hinunter und nahm seinen Hut. — Wie hat mich doch der Wein auf Abwege geführt, verplaudere ich hier die kost-

bare Zeit. Nun lebt wohl und ſagt mir nur, wie lange Ihr noch glaubt hier auf dem Krankenlager zu liegen? Wann kann ich dem Feldmarſchall die Hoffnung machen, den braven Hauptmann Imhof wieder vor ſeiner Fahne zu ſehen?

In wenig Wochen, hoff' ich! antwortete Robert, aus ſeinen Träumereien erwachend.

Nun bis dahin, junger Herr, lebt wohl! ſagte Peverelli und ſtand auf, ſchenkte einen leer daſtehenden Becher nur bis zur Hälfte voll und reichte ihm den Verwundeten. Der Wundarzt hat Euch gewiß den Wein verboten, doch dieſen Abſchiedstrunk könnt Ihr mir nicht verſagen. Der Becher iſt nur halb voll, der Wein ſchlecht und ſo recht für einen Kranken, ohne Geiſt und Kraft. Auf glückliches Wiederſehen vor Augsburg! — ſie ſtießen an — doch bald müßt Ihr kommen, denn in dem alten Neſte hauſen nur noch Geſpenſter, nicht einmal Ratten, die ſind ſchon alle als Leckerbiſſen verzehrt.

Ich werde in einigen Tagen wohl hinein zu dem ſchwediſchen Kommandanten müſſen! fuhr er fort: ſind ſchon lange in Unterhandlungen begriffen. Soll ich Euch dann vielleicht Nachricht von Jungfer Clara bringen? Soll eine ſchmucke Dirne ſein, wie Montalbo mir ſagt.

Peverelli ſah bei dieſer Frage ſo ehrlich, ſo theilnehmend aus, daß Robert, ſo widrig ihm auch dieſer Mann war, ihm freundlich erwiderte: Thut dies, Herr Kriegszahlmeiſter, immer war mir Nachricht von ihr wohl lieb.

Doch kaum waren dieſe Worte über ſeine Lippen, als ſie ihn gereueten, aber Peverelli ließ ihm keine Zeit zum Widerruf — er ſtand auf, wickelte ſich in ſeinen weiten, dunkelbraunen Mantel, drückte den Hut tief in die Augen, reichte Imhof die Hand, empfahl ſich und ſtieß im Hinausſchreiten den Tiſch um, auf welchem die Kerze brannte.

Es war nun dunkel um Imhof, und dieſe Dunkelheit war ihm lieb. Er ſchloß die Augen, als könne er, trotz dieſer Rabennacht, noch Gegenſtände unterſcheiden, die ſich mit ſeinem lieblichen Bilde hätten vermiſchen können. Clara ſtand vor ihm, bald in prangender Fülle und Jugend, bald blaß, aber um deſto ſchöner, anziehender; war es doch die Sehnſucht nach ihm, welche die Roſen ihrer Wangen gebleicht hatte. Bald war es wieder die bürgerliche Hausfrau von Heidelberg, mit welcher er ſo oft am Fenſter geſeſſen und bei deren Erzählen er doch nur immer an Clara gedacht hatte. Sonderbar verwebten die beiden Geſtalten ſich in einander, doch ſo oft er über die Sehnſucht hinaus an Clara's Hand durch das Leben wallte, war ſie es nicht mehr, war es immer nur jene.

Auch jener Abend trat wieder vor ihn, wo ſie, wie ein Engel des Himmels vom Mondlicht beſtrahlt, in der Fliederlaube ſtand. Aber neben

dieſem herrlichen Bilde ſtand ſie auch zürnend vor ihm, und die Worte: Für Deine unheilige Liebe ſchlägt dies Herz nicht mehr! tönten ihm auch jetzt noch fürchterlich. Er ſah ſie am Fenſter ſich verächtlich von ihm wendend, und zum erſten Male ſeit langer Zeit rief er wieder aus: Sie haßt, ſie verachtet mich! — und doch werde ſie mein! ſetzte er auffahrend hinzu.

Um Gotteswillen, lieber Herr! rief der alte Kaspar, der, glaubend ſein Herr ſchlafe, leiſe in das Zimmer geſchlichen war und jetzt neben ſeinem Bette ſtand. Was iſt Euch?

Wer iſt hier? Licht! rief Robert.

Kennt Ihr denn meine Stimme nicht mehr? ſagte der Alte ängſtlich, und zündete ſchnell die Kerze wieder an und ſtellte den Tiſch zurecht, den Peverelli umgeworfen. Ich bin wieder zurück von Augsburg. — Ach dort ſieht es übel aus, lieber Herr!

Und Clara?

Von dem Fräulein konnte ich keine Kunde einziehen, die Schweden hielten die arme Stadt ſo eng verſchloſſen und ſo ſtrenge Wacht, daß keine Maus hinein kam, aber von einem alten Kameraden, der lange mit mit bei dem ſeligen Herrn diente, hab' ich erfahren —

Nun! rief Robert haſtig.

Daß der alte Steuerherr Walther längſt des Todes verblichen iſt. Gott gebe ſeiner Seele Heil!

Einen Becher Wein! rief Robert haſtig.

Trinkt keinen Wein, lieber Herr! rief der Alte.

Einen Becher, Alter! unterbrach ihn der Hauptmann zornig. Kaspar ging und brachte den Wein. Gierig griff Robert darnach. Glückliche Reiſe, alter Iſegrimm! rief er, den Becher hoch in die Höhe hebend: haſt ſo lange zwiſchen meinem und ihrem Herzen geſtanden — fahre hin. — Er ſetzte den Becher an die lechzenden Lippen, doch Kaspar entriß ihm den Wein. Nein, Herr! rief er mit Unmuth: das wolle Gott nicht, daß Ihr dem würdigen Herrn einen ſolchen Ehrentrunk nachſchicktet, der könnte Eure Seele und Euern Körper verderben, und ſollte ich meinen Kopf daran wagen, ich leide es nicht.

Imhof ſah den Diener mit funkelnden, weit geöffneten Augen an, ſeine Fauſt ballte ſich krampfhaft, doch der alte Mann ſtand ſo ruhig, ſo ehrwürdig vor ihm und ſchüttelte die weißen Locken ſo ernſt um ſeinen Scheitel, daß der aufbrauſende Jüngling, von ſeinem Anblick ergriffen, ruhig ihn den Becher wegſetzen ließ.

Leg' Dich zur Ruhe, Kaspar! ſagte er beſänftigt: Du bedarfſt ihrer.

Gute Nacht, Herr! erwiderte der Diener und ging nach der Thür, aber plötzlich kehrte er um: Lieber Herr! ſchließt Eure Augen nicht, ehe Ihr zu Gott gebetet habt, hier war es nicht geheuer. — Gute Nacht! Er ging; doch bald kehrte er leiſe zurück und durchwachte die Nacht vor ſeines Herrn Krankenbett.

Die Nachricht, daß man täglich die Uebergabe Augsburgs erwarte, erscholl auch zu Imhof, und ließ ihn nicht länger auf dem Krakenlager rasten. Sobald seine Wunde es nur einigermaßen erlaubte, machte er sich auf und traf in dem Lager vor Augsburg ein.

Seit Monaten aus dem wilden Kriegsleben herausgerissen, war es ihm, als trete er jetzt in eine neue Welt. Freudig empfingen die Soldaten ihren braven Hauptmann, und wenn auch Manchem vor der strengern Kriegszucht bangte, die nun wieder bei ihnen eingeführt werden würde, freuten sie sich doch, ihren tapfern Führer an ihrer Spitze zu sehen. Auch seine Kameraden empfingen ihn mit Jubel, am kältesten aber Montaldo, der ihn zwar willkommen hieß, aber mürrisch empfing.

Dieser freudige Empfang, das lustige Treiben und Wogen öffnete bald sein Herz der Fröhligkeit wieder. Schon am ersten Abend vergaß er die Warnung des Arztes, und ein Becher Wein folgte dem andern. Auch von diesem Zechgelage blieb Montaldo entfernt.

Schon als am andern Morgen die Sonne mit ihren ersten Strahlen die Erde begrüßte, sprang Imhof von seinem Lager auf. Die Sehnsucht nach seiner Vaterstadt ließ ihn nicht ruhen, und trieb ihn die Höhe hinan, von wo sein Auge sie ganz übersehen konnte. Welch ein Anblick! — Rings herum auf den friedlichen Fluren, wo üppige Wiesen gegrünt und Kornfelder gewogt hatten, war alles verwüstet und zerstört. Die freundlichen Landhäuser lagen in Trümmern, und an ihrer Stelle hoben Schanzen ihre zerschossenen Brustwehren und vertheidigten den alten Wall, jetzt die einzige Schutzwehr der Stadt. Das Gartenhaus seiner Eltern war niedergerissen, auf dem Schneckenberge, der so oft der Kampfplatz seiner Kinderjahre gewesen, und von wo herab er oft in späterer Zeit hinüber nach dem Garten Clara's geblickt hatte, standen vier Karthaunen, Tod und Verderben in die friedliche Stadt zu schleudern. Brandstellen bezeichneten den Ort, wo die Feuerkugeln gewüthet, Ach — auch Herrn Walthers hohes Giebeldach zeigte die Spuren der Verwüstung. Sein Vaterhaus aber stand noch, die Kugeln hatten es verschont.

Alle Erinnerungen der Vergangenheit aus seiner Kinderwelt, aus seinen Jünglingjahren, traten lebhaft vor ihn. Es waren wehmüthige Gefühle, die ihn durchschauerten. Gefühle, die sich so gern von der Gegenwart losgerissen hätten, um noch einmal das Vergangene zu durchirren. Fast wie die Gegend um ihn, war sein Inneres. Still für den Augenblick, doch bedurfte es nur eines Worts, und die Karthaunen donnerten und schleuderten Verderben umher. Auch sein Inneres schien beruhigt, selbst die Thränen, die wider Willen in sein Auge traten, schienen die Ruhe seines Herzens zu bekunden; aber die Sehnsucht war unaussprechlich. Die Sehnsucht nach ihr! — Vergebens suchte sein Blick die Flieberlaube ihres Gartens, er fand sie nicht, statt ihrer hob sich dort die Brustwehr des schützenden Walles — und — war es ein Zeichen von Gott! — durch

die Grabesstille des bleichen Morgens donnerte aus ihr eine Karthaune — zu seinen Füßen fuhr die eiserne Kugel tief in die Erde und gab das Zeichen zum blutigen Tage.

Aus allen Schanzen begann jetzt, gereizt durch diesen Morgengruß, das Feuer aus 40 Schlünden, und als ob die Grundfeste erbeben sollte, so ununterbrochen hallte der Kanonendonner. Aber auch Winkel und seine Schweden schwiegen nicht. Aus jedem noch brauchbaren Geschütz feuerten sie ohne Unterlaß, und als ob erst heute das blutige Schauspiel begönne, als ob sie noch Pulver genug hätten, die Erde gen Himmel zu sprengen, so stark, so heftig war ihr Feuer.

Aus dem freundlichen Traum seiner Jugend geweckt, blickte Robert auf dies grausige Schauspiel. Sorgsam suchte er die Richtung des Geschützes zu erspähen. Nach den Wällen schien es gerichtet, dies freute ihn. Sorgenvoll war jetzt sein Blick, die Liebe zu der Stadt seiner Väter erwachte, er zürnte auf sich, daß er hier in dem feindlichen Lager ihr gegenüber stand, als hinter ihm ein lautes — Guten Morgen, Hauptmann! — erscholl. Er sah sich um, Peverelli stand neben ihm und lächelte.

Ihr seht so ernst aus, Hauptmann Imhof! fürchtet wohl für die Stadt, glaubt, nun sei der Teufel erst recht los; lauter Spiegelfechterei! Das ist nur ein Abschiedgruß, die drinnen wollen ihr Pulver los sein und die hier wollen ehrenhalber den Schweden das letzte Wort nicht lassen. Seht nur, wie tief sie schießen, alle Kugeln schlagen vor dem Graben auf, wozu sollten wir uns auch die Quartiere verderben? Noch vor dem Mittagmahl reit' ich in die Stadt. Gebt Acht, sobald der Trompeter bläs't, hört der Donner auf und die Thore öffnen sich. Nur noch einige Tage und Ihr sitzt ruhig am alten Heerde in Euerm eignen Hause.

Nun junger Herr, was soll der finstre Blick? Die Gläubiger werden mit einem kaiserlichen Hauptmann schon Geduld haben; wer so wie Ihr zweihundert rüstige Bursche mit ihren Hellebarden und Musketen hinter sich hat, dem gibt man gern noch länger Credit.

Imhof schien Peverellis Worte nicht zu achten, sein Blick ruhte noch immer ernst auf der Stadt. Habt Ihr mir vielleicht, fuhr dieser fort: ein Briefchen an Fräulein Clara mitzugeben, so will ich es treulich besorgen und wo möglich Euch Antwort bringen.

Robert sah dem Kriegszahlmeister starr ins Auge. Nun? wollt Ihr die Antwort in meinen Augen lesen, da steht für Euch nichts geschrieben.

Herr Kriegszahlmeister! sagte Robert jetzt mit gepreßter Stimme, wenn Ihr es erlaubt, geb' ich Euch ein Briefchen mit an Clara Walther.

Brav, Hauptmann! erwiderte Peverelli und sein Gesicht verzog sich zu dem Lächeln, wodurch er Imhof so widerlich wurde. Greift jetzt muthig diese Festung an — während wir mit jener friedlich unterhandeln. Doch ich muß zum Feldmarschall, mein Geschäft ist dringend. Gehabt Euch wohl, heute Abend sehen wir uns. Er wendete sich und ließ Imhof allein.

Ein leiſes Zittern durchſchauerte jetzt Robert. Noch einmal blickte er nach dem durchlöcherten Giebeldach unſern des Walles. Ob ſie meiner wohl gedenkt! rief er und ging zurück in's Lager.

Jetzt, wo der entſcheidende Augenblick eintrat, wo er ſich ihr, die ihn verachtet, verhöhnt hatte, wieder nähern ſollte, jetzt ergriff ihn eine unausſprechliche Bangigkeit. Unruhig ging er in ſeinem Zelte auf und ab — ſetzte ſich — ergriff die Feder — warf ſie wieder hin. Tauſend Gefühle durchkreuzten ſich in ihm, und unter dieſen Tauſenden trat immer eins hervor und alle ſchwanden in dem Einen — daß dieſer Augenblick der Entſcheidende ſeines Lebens ſei!

Kaspar beobachtete ihn im Stillen, aber da Imhof unruhiger, immer ungewiſſer zu werden ſchien, ſagte der Alte, die Urſache wohl ahnend: Lieber Herr, ſchreibt in Gottes Namen an Fräulein Clara, erringet Ihr Euch den Engel, ſo erringet Ihr den Himmel mit ihm. Schreibt! fuhr er bittend fort! ſchreibt, lieber Herr!

Noch einen kurzen Augenblick blieb Robert ungewiß ſtehen, dann ergriff er ſchnell die Feder und ſchrieb:

„Durch Kampf und Schlachten iſt mir Euer Bild gefolgt, liebe Clara. Ihr ſeid meinem Herzen theuer geblieben und in dem wilden Kriegerleben waret Ihr mein einziger Wunſch, das Ziel, wonach ich rang. Jene Stunden der Liebe, jene ſeligen Tage, wo ich mich in Euern Armen ſo glücklich fühlte, ſind mir gefolgt und ihr Zauber hat mich bei Euch feſtgehalten. Hat mich Segen auf meiner wilden Bahn begleitet, dank ich ihn Euch, hat ſich mein Herz von dem Böſen losgeriſſen, ſo waret Ihr mein ſchützender Engel. Nehmt auch jetzt mich auf. — Laßt mich nicht hoffnunglos in meine Vaterſtadt einziehen und flieht meinen Anblick nicht, tret' ich in Eure Wohnung. Clara! ich fühle es, mit Euch öffnet mir der Himmel verſöhnt ſeine heilige Pforte, ohne Euch bin ich verloren. Nehmt mich auf!"

„Es war eine Zeit, wo ich glaubte, Eure Liebe zu mir könne keine Macht zerſtören, dieſe Zeit des Vertrauens iſt nun hin — mir fehlt die Zuverſicht — gebt ſie mir wieder — und — ich will ein guter frommer Menſch werden durch Euch, und ſo Euch verdienen."

„Seid nicht hart, Clara, vergeßt, was zu vergeſſen iſt, denkt meiner unausſprechlichen Liebe und werdet die Meine."

„Lebt wohl! Gott lege Verſöhnung in Euer Gemüth und Liebe in Euer Herz, in Euern Sinn." Er faltete den Brief und ſiegelte ihn. Zum Kriegszahlmeiſter Peverelli trage dies Schreiben und ſchnell! ſagte er nun, es Kaspar reichend.

Der ſoll es überbringen? fragte der Diener.

Zornig blickte Imhof nach ihm. Nun in Gottes Namen, aber dieſer Bote mißfällt mir, brummte Kaspar und ging.

Als er das Zelt verließ und Imhof ihn auf ſeinem Klepper davon

reiten ſah, ward es ihm wunderlich um's Herz. So iſt's nun geſchehen! rief er: Und wenn ſie den Bettler zurückweiſ't — O Gott! er barg das Geſicht in ſeine Hände, und preßte die hervorſtürzende Thräne zurück: Was ſoll dann aus mir werden?

Unruhig ſchritt er noch auf und ab, als Kaspar wieder zurück kam und in das Zelt trat. Haſt Du ihm den Brief gegeben? rief er dieſem entgegen.

Ja, Herr! antwortete der Diener ſehr ernſt: Eben ſetzte ſich der Kriegszahlmeiſter zu Pferde, nach Augsburg mit ſeiner Begleitung zu reiten. Er lächelte, Gott weiß aber wie — ſteckte den Brief in ſein Koller und rief mir noch zu — heute Abend beim Hauptmann Montaldo mag dein Herr mich erwarten. Dann ritt er fort auf ſeinem rabenſchwarzen Streitroſſe.

Nun gut! gut! rief Imhof und ſchien beruhigter, da der Schritt unwiederbringlich gethan war. Zu Montaldo? ſagte er kopfſchüttelnd. Nun, nicht gern — doch es ſei!

Ein Offizier, den Peverelli an den Feldmarſchall Gallas geſchickt, hatte die Nachricht gebracht, daß die Kapitulation unterzeichnet würde, und alle Feindſeligkeiten wurden ſogleich eingeſtellt. In den Verſchanzungen der Stadt wie in den Laufgräben war alles ruhig und wie ausgeſtorben, auf den Wällen ſah man faſt niemand mehr und ſelbſt die Kanonen ſchienen verlaſſen zu ſein.

Indeſſen ging es im Lager deſto luſtiger her. Muſik ſchallte von allen Seiten. Ein Jeder war froh, am Ende dieſer mühevollen Belagerung zu ſein. Die Hoffnung nach der reichen Beute, die ihnen dort in den Häuſern der Proteſtanten winkte, erhöhte noch den allgemeinen Jubel. Imhof nahm an alle dieſem keinen Theil. Mit bewegtem Gemüthe ſchritt er die Höhe hinauf und blickte nach der Vaterſtadt und beſonders nach dem Thore, von wo Peverelli zurückkehren mußte; aber dieſer kam nicht und ſeine Unruhe wurde grenzenlos, von Clara's Antwort hing ja ſein Schickſal ab und je näher der Zeitpunkt der Entſcheidung kam, deſto qualvoller wurde die Angſt. Da ſah er endlich in der Dämmerung Reiter die Höhe heraufſprengen. Er eilte ihnen entgegen. Peverelli war's. Um 11 Uhr, Hauptmann Imhof rief er ihm im Vorbeijagen zu: bring ich Euch Antwort, bei Montaldo trefft Ihr mich.

Um 11 Uhr! rief Imhof: ſo lange ſoll ich noch warten? Das iſt grauſam! — Von Sehnſucht getrieben, wanderte er langſam die Höhe hinunter, ging über die Lechbrücke, welche die Kaiſerlichen außer dem Bereiche des Geſchützes über den Fluß geſchlagen hatten, und im Schein des Mondes, der jetzt hervortrat, wanderte er durch die eroberten Außenwerke hindurch, weit über die Laufgräben hinweg, immer der Stadt zu. Niemand hinderte ihn, alles war hier in friedlicher Stille, und raſtete von den Mühen der vergangenen Tage.

Dem Thurme gegenüber, wo ſonſt die freundliche Fliederlaube geſtanden hatte, ſetzte er ſich auf einen umgehauenen Baumſtamm dicht an den Graben, der den hohen Wall der Stadt umgab. — Jener Abend, wo er unſern dieſer Stelle im Kahne geſtanden und an jenem Thurme hinauf geklimmt war, trat wieder mit ſeinen ſchmerzvollen Erinnerungen vor ihn. Er blickte unverwandt hinauf, wo ihm ſein Mädchen damals ſchön und herrlich wie ein Engel erſchienen war. Und als er nun immer ſtarr und ſtarrer auf den nemlichen Fleck ſchaute, ſeine Einbildungskraft lebhaft ihm die Engelsgeſtalt zurück zauberte, er ſie wieder zu ſehen glaubte und die Arme nach ihr ſtreckte, rief er, ſeiner nicht mehr mächtig: Clara! geliebte Clara!

Gott! ſeine Stimme! tönte es von oben herab: Joſephe fort! fort! Er iſt's! Die Geſtalt verſchwand an der Hand der Matrone und er ſah nun wohl, ſeine Phantaſie habe ihn nicht getäuſcht, ſie ſei es ſelbſt, die ihm erſchienen und die vor ihm floh.

Starr vor Schreck, leblos ſtand er da, die Augen weit geöffnet, immer noch nach der Karthaune ſtierend, an welche ſich die Geſtalt gelehnt hatte. Minuten vergingen — er blieb regunglos ſtehen. Doch jetzt ſchoß das Blut in ſeine Wangen, krampfhaft ballte ſich die Fauſt und fuhr nach dem klopfenden Herzen. Nnn kenn' ich mein Schickſal, nun kenn' ich es; doch ſpott ich ſein! rief er zornig: haſt Du mir den Engel genommen, der mich zu Dir geleiten ſollte, Gott! ſo will ich — ſeine Lippen bebten, ſein Mund ſchloß ſich. Ein Strahl der Hoffnung leuchtete noch einmal durch das nächtliche Dunkel. Kann der Schreck, mich plötzlich da unten zu erblicken, kann die Erinnerung an jenen Abend — Nein! nein! rief er und ſtürzte fort: Sie liebt mich nicht mehr. Alles, alles iſt vorüber und ich ſteh allein, der Verzweiflung zum Raube!

Nach dem Lager eilte er zurück — an ſeinem Zelte vorüber hin nach dem Zelte Montaldos, den er allein bei dem Becher fand. Montaldo! rief er dieſem zu, der ihn kaum zu bemerken ſchien: ich habe ſie geſehen!

Wen? fragte dieſer kalt.

Könnt Ihr noch fragen? Clara ſah ich —

Glück auf!

Glück unter! rief er zornig und warf das Wehrgehenk mit ſeinem Schwerte auf den Tiſch, daß Kanne und Becher klirrten.

Montaldo faßte beide mit anſcheinender Kälte. — Ihr ſeid ja ſo erhitzt, Hauptmann, ſagte er gleichgültig: iſt Euch ein Becher gefällig. Er reichte ihm einen gefüllten, den Robert mit Haſt hinunter ſtürzte.

Gebettelt habe ich um ihre Liebe, wie ein Schmarotzer um einen Platz an des Reichen Tiſche, gefleht habe ich die Stolze wie ein Sünder um Gnade, und als ſie mich ſieht, ſchreit ſie auf, als ſäh ſie einen hölliſchen Geiſt, entflieht und läßt mich in Nacht und Dunkel da ſtehen, wie einen

Geächteten. Clara! Clara! rief er zornig und stürzte den zweiten Becher hinunter, den Montalbo schnell wieder füllte: Mein! Mein! oder in die Hölle!

Recht so, Kamerad! sagte nun Montalbo und reichte ihm den Wein. Laßt das Liebchen dem Teufel oder den Schweden. Vielleicht zieht sie so morgen mit ihnen aus, wie Du einst mit uns.

Montalbo! rief Imhof zornig, und faßte ihn bei der Brust.

Laßt das! sagte dieser gelassen und zog sein Pistol. Die Thorheiten von Ansbach wollen wir nicht wiederholen, die Zeiten sind vorüber. Was kümmern mich Clara und alle Eure Liebchen; er setzte sich ruhig nieder und trank.

Mit den Schweden? rief Imhof aus und zitterte noch vor Wuth. Mensch, sprich! weißt Du das? Hast Du Gewißheit? Montalbo schwieg. Rede, oder bei Gott — Noch schwieg Montalbo. — Habt Ihr noch einen Funken der Freundschaft für mich, fuhr Robert gemäßigter fort: so antwortet mir, oder — ich muß Euch warnen — erwartet das Äußerste von mir.

Eurer Drohung spott' ich, dem Freunde will ich Rede stehen, seinen Bitten; seinem Drohen nicht!

Montalbo redet! sagte nun Imhof und zwang sich, dies im bittenden Tone zu sagen. Bestimmt kann ich Euch auf Eure Frage nicht antworten, erwiderte dieser kalt. Man sagt, sie liebe einen schwedischen Offizier und wolle ihm folgen. Vielleicht nur Gerücht, vielleicht auch Wahrheit! Was kümmert's mich! — Trinkt, vergeßt und erwartet wenigstens mit Ruhe ihre Antwort, die Euch Peverelli bringen wird. Zehn ist längst vorbei, er muß bald hier sein.

Nein, nein! Sie kann mich hassen, aber keinen andern lieben. Nein, Montalbo! rief Imhof glühend.

Nun so wartet es ruhig ab, setzt Euch und trinkt!

Imhof setzte sich und schien beruhigt, aber in ihm tobte eine nie gekannte Furie, die Eifersucht. Einen Becher Wein stürzte er nach dem andern hinunter und sprach kein Wort; den Blick unverwandt nach der Oeffnung des Zeltes gerichtet, erwartete er mit anscheinender Ruhe den Kriegszahlmeister.

Dieser trat ein. Imhof sprang auf. — Ich habe sie gesehen, Hauptmann! sagte Peverelli, und die hohe ernste Gestalt schritt in die Mitte des Zeltes: Schön ist sie, das ist wahr, schön wie eine Göttin, üppigere Locken sah ich nie einen Schwanenhals herabrollen, und ich schwör' es Euch beim Teufel, auch solche Augen sah ich noch nie! aber auch nie solch' stolzes Weib; da nehmt, leset, fest glaub' ich, ich bringe Euch den Absagebrief.

Schnell griff Imhof nach dem Briefe. Als er die wohlbekannte, jetzt so unleserliche Handschrift sah, wurden seine Augen naß. Noch einmal sah er in einen Himmel voll Wonne, vielleicht zum letzten Mal, als aber seine zitternde Hand das Siegel brach, er den Brief entfalten wollte, da

hielt er plötzlich an. Unverwandt blickte er vor sich auf den Boden — seine Seele schien mit Etwas zu kämpfen. So stand er wohl mehrere Minuten, ohne das tückische Lächeln der beiden hinter sich zu bemerken.

Sein Inhalt sei welcher er wolle! rief er jetzt: mein Entschluß ist gefaßt! trat der brennenden Kerze näher, schlug den Brief aus einander und überflog ihn mit glühendem Auge. Aber bald legte er ihn schweigend auf den Tisch, und ohne ein Wort zu sagen blickte er starr auf ihn nieder. — Füllt mir doch den Becher, Hauptmann Montaldo! sagte er ganz ruhig: in meinem Innern brennt es — ich muß die Flamme löschen. Als er den Becher geleert, setzte er sich schweigend nieder und sprach weiter kein Wort.

Muß doch sehen was die Dirne schreibt! sagte Montaldo, nahm den Brief ohne daß ihn Imhof daran gehindert hätte und las:

„Eine sonderbar wehmüthige Empfindung hat Euer Brief in mir erweckt, sein Inhalt hat so manche Saite meines Innern berührt, die, wenn ich sie auch längst gesprungen glaubte, doch noch traurig widertönt, so daß ich mich kaum, Euch Antwort zu ertheilen, zu fassen weiß. Doch der Ueberbringer dieses wünscht es, und so sei es!" —

„Der Himmel hat für immer getrennt, was die Liebe einst verbunden. Ich kann Euch nicht mehr angehören, wenn auch mein wundes Herz mich dazu aufrief. Schrecklich hat der Himmel meine Worte verstanden, schrecklich meinen Fluch erhört. Wir sind getrennt für immer. In Nacht liegt die Vergangenheit, in Nacht die Gegenwart vor mir, so wie Ihr und Eure glühende Sehnsucht. Nie kann, nie darf ich die Eure werden, der Himmel beschloß es anders, er schloß die Pforten, durch die Ihr zu meinem Herzen drangt. Deßhalb vergeßt mich und lebt wohl! Wenn Ihr einzieht in Euer Vaterhaus, verlaß ich das Meine. Mein Auge wird Euch nie mehr sehen, mein Herz Eure Stimme nie hören. Bin ich Euch ein Engel des Lichts, wenn auch Finsterniß mich umgibt, so will ich Euch warnend umschweben und mein Gebet, das Einzige was ich Euch noch weihen darf, umsäusle Euch schirmend in der Zeit der Gefahr. Lebt wohl! wandelt auf heiligen Wegen, ich kann Euch nie wieder sehen. Gott verzeihe Euch, verzeihe mir!"

Kurz, bündig und mit mancherlei sonderbaren Worten sattsam ausgeschmückt! sagte Montaldo lachend: Ein Ablage-Briefchen, als hätte es eine Domina geschrieben; so voll Salbung! Wohl bekomm's! — Er stieß an Imhofs Becher so stark, daß dieser aus seiner Starrsucht erwachte und mechanisch den Becher ergriff. Auf, Freund Imhof! rief Montaldo aus: Auf aus diesem dumpfen Hinbrüten, hin ist hin! Es giebt wohl mehr fromme Schwestern, die Euch mit ihren Bußliedern langweilen können, als diese Clara, die mit recht dämonischer Bitterkeit Euch Valet sagt! Trinkt, Kamerad! schlürft den Gram hinunter; statt des Plagegeistes der Liebe steige der Geist des Weines in Euch auf.

Das thu' er! rief Imhof aufſpringend; Doch Geiſt meiner Liebe, Dich laß ich nicht, Dich halt' ich feſt! Sie muß mein werden, und ſollte ich die unſichtbaren Mächte zu meinem Beiſtande aufrufen.

Da pfiff eine Zugluft durch das Zelt, und Montaldo ſah bebend nach dem Kriegszahlmeiſter, der hämiſch lachend auf ſeinem Seſſel ſitzen blieb, ſtolz auf beide ſah und an Allem keinen Theil zu nehmen ſchien.

Ein ſonderbarer Ton, ſagte jetzt Imhof und ſein Auge ſah ſtarr in die Kerze, deren Flamme von der Zugluft gehoben, ſchlängelnd hoch empor flackerte: faſt geiſterhaft.

Wenn Knaben die Geiſter aufrufen, ſo ſpotten dieſe des kindiſchen Treibens! ſprach Peverelli ernſt und unbeweglich auf ſeinem Seſſel bleibend.

Wie meint Ihr das, Herr Kriegszahlmeiſter? fragte Imhof geſpannt: wer ſind die Knaben? wen meint Ihr damit?

Euch! ſagte dieſer und ſchlürfte ruhig ſeinen Wein hinunter.

Mich? fuhr Robert heftig auf und ſeine Hand fuhr nach dem Schwerte.

Laßt das in ſeiner Scheide ruhen, entgegnete dieſer mit dem Tone des Uebergewichts. Wo Geiſter im Spiele, ſind Schwerter ein Stecken in der Hand des Knaben. Ich wiederhole es Euch noch einmal, es gibt Kräfte in der Natur verborgen, welche den Laien unſichtbar bleiben, den Eingeweihten aber zum Herrn der Geiſter machen. Kräfte, die unſere beflügelten Wünſche, unſere Sehnſucht ſchnell verwirklichen und des Unmöglichen ſpotten; darum laßt jetzt, wo uns die Geiſter ſo nahe ſind, Euer Schwert ruhen, es zerſplittert, wenn ich es berühre. Er erhob ſich langſam, warf den braunen Mantel zurück, und trat mit abgemeſſenen Schritten auf Imhof zu. Hauptmann! rief er dem Staunenden entgegen: Es ſchlich ein Wunſch von Euern Lippen, wollt Ihr deſſen Gewährung erkaufen womit es ſei?

Ueberraſcht, unſchlüſſig ſah dieſer in das furchtbare Auge Peverellis, das unter den ſchwarzen Brauen feurig, durchdringend, unverwandt auf ihn blickte; das Wort ſchien ihm auf den Lippen erſtorben.

Es ſcheint, junger Mann, unterbrach der Kriegszahlmeiſter das Schweigen: Euer Muth verliſcht mit dem Aufflackern der Flamme, Ihr beſchwört den Geiſt, und da er ſich Euch kund thut, erbebt Ihr vor ihm. — Nun, wenn Ihr meint — haltet Euch an den Wein, ſchlürft Eure Wünſche hinunter, nur ruft nicht vorwitzig herauf, was Ihr zu erblicken nicht ertragen könnt. Schenkt ihm ein, Montaldo!

Während dieſer den Becher füllte, ergriff Robert ein heimliches Grauen, und als er den Becher an die Lippen ſetzte, ſchien ihm der goldene Wein blutroth — er bebte —

Jagt auch der Wein Euch Furcht ein? ſagte Montaldo auflachend: Nehmt dieſen Becher auf die Erfüllung Eurer Wünſche. Imhof ließ an

und ſtürzte ihn jach hinunter. — Und dieſen, ſagte Peverelli mit furchtbarer Stimme: dieſen Becher dem, der Gewalt hat zu geben, zu nehmen, der Euch Clara entgegen führen und Euch beglücken kann.

Imhof ſah in dieſem Augenblicke nur ſtarr auf die Wand des Zeltes, wo in lockender Geſtalt das Bild der Geliebten vorüber ſchwebte, er blickte nicht in den Becher, er ſah nicht nach dem blutigen Weine; von Begierde durchglüht, ſtürzte er ihn hinunter und ſtreckte die Arme nach dem Phantom.

Nun ſetzt Euch, und hört mir aufmerkſam zu, ſagte Montaldo: ſeht nicht mehr hin nach dem Bilde, das Eure Phantaſie Euch dort vorgaukelt, denkt erſt nach über das, was ich Euch ſagen werde.

Hauptmann Imhof! ſo begann Montaldo, da Robert ſich niedergeſetzt hatte: Ihr habt mir in der ganzen Zeit unſerer Bekanntſchaft wohl werth geſchienen, Euch mit einem Geheimniſſe bekannt zu machen, das zu wichtig iſt und jetzt zu ſehr auf Euer Schickſal wirken kann, als daß ich länger ſchweigen ſollte. Der Beſitz Claras iſt Euer höchſter, einziger Wunſch, ihr Beſitz das Ziel Eures Lebens. Es liegt nur in Eurem Willen, daß ſie morgen Abend ſchon die Eurige ſei. Ein Wort von Euch geſprochen, und die geheimen Kräfte führen das Mädchen in Euern Arm. — Trinkt, Imhof! fuhr er fort, ihm den Becher reichend: trinkt, daß der Geiſt den Willen ſtärke.

Er hob ſeinen Becher in die Höhe. Jungfer Clara die Eure! rief er — Robert trank mit heftigen Zügen. Peverelli, in ſeinen Mantel gehüllt, ſtand ſchweigend und trank nicht mit.

Iſt es Euer feſter Wille, das Mädchen zu beſitzen? fragte jetzt Montaldo.

Ja, Hauptmann! rief Imhof vom Wein erhitzt.

Euer feſter Wille, ſie aus den Klauen des Schweden zu reißen, mit dem ſie morgen entfliehen könnte.

Ja! ja! Ihr hört es, ja!

Um jeden Preis würdet Ihr ſie erkaufen? —

Unwillig ſtürzte Robert den Wein hinunter, der vor ihm ſtand. — Aber als er ſchon den Mund zur Antwort öffnete, ſtarrte er mit großen Augen nach der Zeltwand. Da ſchwebt ſie wieder! rief er: den Myrtenkranz im Haare! da! ſeht nur!

Gaukelpoſſen! rief Montaldo: Laßt das und nehmt dieſen Ring — Drei Wünſche verſchließen ſeine geheimnißvollen Steine. Nehmt Ihr ihn freiwillig, zahlt Ihr ehrlich den Preis, ſo ſind ſeine Kräfte Euch unterthan und Ihr könnt über die Geiſter gebieten, die er in ſeinen Rubinen verſchließt. Auch ſteht es in Eurer Macht und Eurem Willen, ſelbſt wenn

er ſchon zwei Wünſche Euch gewährt hat, ihn jedem, der ihn aus Euern Händen wieder freiwillig nimmt, als Eigenthum zu überlaſſen, und dann ſeid Ihr Eurer Verpflichtung quitt. Nun ſo trinkt doch, und ſeht nicht ſo ſtarr auf das Schattenbild Eures erhitzten Gehirns. Was Ihr hier in der Einbildung ſeht, liegt in Wirklichkeit in Eurem Arme, wenn Ihr nur Muth beſitzt, es zu wollen.

Sie winkt mir! rief Robert aus und ſprang vom Stuhle.

Nun ſo folget ihr! ſagte Montaldo lachend. Aber das Gebild verſchwand. Unmuthig ſetzte ſich Robert wieder und ſein Auge fiel jetzt auf den Kriegszahlmeiſter, der noch immer an die Zeltſtange gelehnt, den ernſten aber feurigen Blick auf ihn gerichtet, unbeweglich daſtand. Ihn ſchauderte vor der hohen Geſtalt. Seine Phantaſie, von Weindünſten erhitzt, ſah in Peverellis dunkelbraunem Mantel einen feuerfarbenen, und ſtatt der ſchwarzen Schwungfedern ſeines ſpaniſchen Hutes glaubte er eine rothe Hahnfeder hernieder ſchwanken zu ſehen. Entfernt Euch! rief er ihm heftig zu, doch lag in ſeinen Worten nur der Muth des Schwachen, es war nur ohnmächtiger Trotz, den Peverelli mit einem kalten grinſenden Lächeln entgegnete.

Nun, Freund Imhof! unterbrach Montaldo dieſen Auftritt: Ihr ſeid mir die Antwort auf meine Rede noch ſchuldig. Wollt Ihr in Claras Armen ſchwelgen, oder das holde Mädchen einem Andern überlaſſen?

Ehe ich Euch antworte, laßt dieſen ſich entfernen, er ſtört mich! ſagte Imhof auf den Kriegszahlmeiſter zeigend, der, ihn mit ſeinem Blick ſcharf beobachtend, unbeweglich ſtehen blieb und ſeine Rede nicht zu hören ſchien.

Sprecht nur in ſeiner Gegenwart, unterbrach ihn Montaldo: er ſtört uns nicht! Er weiß Alles und darf Alles wiſſen. Habt Ihr Muth, die Erfüllung Eurer Wünſche zu erhandeln? fuhr er fort.

Um welchen Preis? fragte Imhof.

Habt Ihr drei Wünſche gethan, ohne daß ein Anderer den Ring Euch abgenommen, ſo iſt Eure Seele —

Meine Seele! rief Imhof aufſpringend.

Der Hölle verfallen!

Mit beiden Händen bedeckte der Patrizier ſein Geſicht. Der Hölle! murmelte er dumpf und als die Hände ſanken und er aufblickte, ſchwebte Clara wieder vorüber, ſo lockend, ſo ſchön. —

Nun! ſagte Montaldo: ſchaudert Euch davor? Betrügt den Teufel wie ich ihn betrogen, wenn Ihr den Ring mir abgenommen habt. Zwei Wünſche habe ich gethan, ſeht, die Rubinen wurden zu Demanten, und nur dieſer blutrothe ſchließt noch den Dritten ein und ich werde mich wohl hüten, ihn ſeines Kerkers zu entlaſſen.

Der Hölle falle ich anheim! rief Imhof und ſchlug mit der geballten Fauſt auf den Tiſch, daß die Becher klirrten.

Morgen Mittag ziehen die Schweden aus, morgen Abend ziehen wir ein, das Liebchen ruht in Eurem Arme — wo nicht —

Gott im Himmel, Vater der Barmherzigen! rief Imhof, und Peverelli stampfte wüthend mit dem Fuße, daß das Zelt schwankte, während Montaldo aufsprang und hinaus stürzte: Vater der Barmherzigen, Du hast mich verlassen, hast den reuigen Sünder nicht aufgenommen in Dein Vaterhaus und fluchbeladen irrt er umher, unstät wie ein Geächteter. Du hast mich verlassen, ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Deinigen, und mir die Kraft benommen, den Lockungen des Teufels zu widerstehen — Nun so sei es!

Hauptmann Montaldo! rief er mit fester Stimme: wo seid Ihr? Der Welsche kehrte, noch zitternd, zurück.

Montaldo! fuhr Robert fort: gebt den Ring, ich nehme ihn freiwillig, ich schwöre den Preis mit meiner Seele zu zahlen!

Bei diesen Worten flogen die Wände des Zeltes auf, ein Sturmwind rauschte hindurch, löschte die Kerzen und über Augsburg zuckte ein Blitz schlängelnd hernieder; doch der Donner schwieg.

Er hat Dein Gebot angenommen, Imhof, der Sturmwind hat es uns verkündet, jener Blitz es besiegelt! rief Montaldo. Die Kerzen flackerten wieder auf, an Roberts Finger steckte er den geheimnißvollen Ring, und als dieser von dem brennenden Schmerz erbebte, mit dem der Reif sich in das Fleisch fest einsog, sagte Peverelli, der bei Allem schweigend und regunglos gestanden hatte, mit furchtbarer Stimme: Zwei für Einen! Mit Euch Sündern hab' ich fürder keine Gemeinschaft mehr. Er schritt stolz aus dem Zelte und ließ die beiden allein.

Als wäre eine schwere Last von ihm gewälzt, so leicht athmete nun Montaldo. Mit kindischer Freude sah er auf die Stelle, wo der Ring gesessen; noch blutroth war der Streif. Sein Herz wollte sich dankbar zu dem Himmel wenden, die Hände wollte er falten, aber sie schlossen sich nicht zum Gebete. Den Namen des Höchsten wollte er nennen, aber seine bebenden Lippen vermochten nicht ihn auszusprechen. Ah, Zwei für Einen! rief er grimmig: ich verstehe Dich nun ganz, Peverelli!

Während dem saß Imhof in dumpfem Schweigen auf seinem Sessel und betrachtete den Ring, dessen zwei Demanten sich nach und nach wieder blutroth färbten. Schauer durchrieselte ihn, er schloß die Augen, als fürchte er irgend ein Wesen zu erblicken, das in sein qualvolles Innere schauen könne. Er wünschte den drückenden Augenblick mit der Hoffnung zu erheitern. Er zwang seine Einbildungkraft, Clara ihm zu zeigen; sie schwebte vor ihm, aber sonderbar gestaltet. Nicht sittig, nicht im lichtblauen Gewande, wie die Jungfrau auf Albrecht Dürers Meisterbild, züchtig und fromm. Frei wallte ihr Haar über dem entfesselten Busen, den das feuerfarbene Gewand nur halb bedeckte. In dem sinnigen blauen Veilchenauge schwamm die Thräne der Wollust, die Purpurlippen athme-

ten Küſſe. So hatte er ſie nie geſehen, ſo wollte er ſie nicht ſehen, er ſchlug die Augen wieder auf und griff haſtig nach dem Becher, um das Bild, welches ihn auch jetzt noch nicht verließ, zu verſcheuchen; — aber vergebens. Sie ſchwebte vor ihm lüſtern und lockend.

Da ſprang er unmuthig auf. — Montaldo, der Geiſt beginnt ſchon mich zu necken. Auf, ſagt mir den Zauberſpruch, daß ich ihn bannen kann, ehe er mein Meiſter wird. Schnell ſagt mir ihn!

Nur der Worte bedarf es, erwiderte Montaldo: „erſcheine mir dienender Geiſt!“ Er naht und erwartet Eure Befehle.

Nun ſo ſoll er mir ſchon in dieſer Stunde erſcheinen! rief Imhof, und ſchnell verließ Montaldo das Zelt.

Kaum hatte Robert die Worte des Bannes geſprochen, als aus dem Rubin zur Linken ein matter Dunſt ſich bildete, der immer mehr und mehr aufwärts ſtieg. Ein Geruch, als ſei das Zelt mit köſtlichem Roſenöl beſprengt, verbreitete ſich, und als Imhof die kleine Wolke ſtaunend anblickte, die jetzt über ihm ſchwebte, ſchien ſich die Formloſe zu geſtalten. Flügel bildeten ſich aus ihren Säumen, wie goldene Locken wogten ihre wellenförmigen Kreiſe, und aus ihrer Mitte ſtrahlten jetzt ein paar dunkelblaue Augen hervor, um die ſich ſchnell der Kopf eines lieblichen Knaben bildete. Auch an den Flügeln geſtalteten ſich runde Formen, und nach und nach verſchmolz der Wolkenduft und ein lieblicher Knabe, einen Myrtenzweig in der Hand, einen Roſenkranz in den Locken, ſchwebte über ihm.

Was befiehlſt Du, Herr? rief mit freundlichem Lächeln die Geſtalt.

Holder Knabe! ſagte Imhof mit Wohlgefallen nach ihm blickend: kennſt Du meine Wünſche nicht?

Ich kenne ſie zwar und deßhalb erſcheine ich Dir auch als Bote der Liebe, Herr; doch mußt Du das erſtemal Deinen Wunſch laut ausſprechen, ehe ich ihn erfüllen darf.

So höre! rief Robert: Führe in der morgenden Nacht Clara Walter in meine Arme.

Es geſchehe, wie Du befohlen! ſagte der Knabe und hob ſeine Flügel.

Halt! rief Imhof: nicht ſo eilig, Du flatternder Bote. Nur als mein ehelich Gemahl ruhe Clara, die Geliebte, an meinem Buſen.

Herr! was verlangſt Du von mir? ſagte traurig die Geſtalt.

Gehorſam! rief Robert mit Heftigkeit: Gehorſam, Sclave! oder ich zertrümmere den Ring und ſeine Wünſche, und zerreiße meinen Schuldbrief.

Herr! Du forderſt das Unmögliche, ſtöhnte im unterwürfigſten Tone der Geiſt: ford're, was Du willſt, nur laß mich außer ſolchem Kreiſe. Wie könnt' ich Dich dahin begleiten und führen, woraus ich ſelbſt verbannt bin?

Du mußt! rief immer zorniger der Patrizier.

Ich kann, ich darf nicht! — Aber, hoher Herr, kann ich auch nicht

wirken zu der Handlung selbst, will ich Dich doch zu Deinem Zwecke führen. Nimm dies Blatt, schreibe, was Du darauf gezeichnet findest, in ein Briefchen an Clara, gieb es zur Besorgung dem Hauptmann Montaldo, ja keinem Andern, und sei der Erfüllung Deines Wunsches gewiß. Nur verzeih, daß ich, Dein Knecht, Dich in der kommenden Nacht nicht begleiten darf. Wir folgsame Boten unseres mächtigen Herrn sind doch nur schwache Werkzeuge in seiner Hand, tritt ein Diener des großen Geistes mit seinen furchtbaren Waffen uns gegenüber. Und nun entlaß mich, Herr!

Imhof nahm das Blatt, durchflog es und schüttelte bedenklich den Kopf. Sage Deinem finstern Herrn: Nur wenn die morgende Nacht meinen Wunsch erhört, erfülle ich, was ich versprach, sonst ruf' ich — seine Lippe bebte — er wollte Gott zum Zeugen anrufen, aber der heilige Name wollte nicht über seine Lippen, Angstschweiß tröpfelte von seiner Stirn und sein Innerstes erbebte.

Entlaß mich! rief noch einmal der Knabe, ängstlich über ihm schwebend: entlaß mich, Herr, der Meister ruft!

So geh! sagte noch krampfhaft zitternd der Patrizier, und die Gestalt des lieblichen Knaben verschmolz zu Dunst, der sich allmälig hob und durch das Zelt verschwand. Der eine Rubin seines Ringes funkelte schon als Demant.

Montaldo trat jetzt wieder in das Zelt. Er fand Imhof, das Blatt in der Hand, nachdenkend sitzen. Nun, Freund! rief er ihm zu: wie bist Du mit Deinem neuen Diener zufrieden? Nicht wahr? willig und folgsam ist er, und wie es scheint, Dir in freundlicher Gestalt erschienen, Rosenduft durchdringt noch das ganze Zelt — Was hast Du denn da für ein Blatt? Ha! welch' schöne Schrift, rosenroth die Tinte.

Oder blutroth, unterbrach ihn Imhof: Gib mir Dein Schreibzeug. Ich werde Dir einen Brief an Clara zurücklassen, dessen Besorgung Du morgen früh übernehmen mußt.

Gern! nur fürcht' ich —

Fürchte nichts und thu', wie mir befohlen! Er setzte sich an den Tisch, schob Wein und Becher unmuthig von sich, und als ob alle Gluth in ihm verraucht, aller Wein verdunstet sei, so kalt, so abgespannt schrieb er:

„Auch Dein Brief, liebe Clara, hat mir die Gewißheit nicht rauben können, daß Du mich noch liebst — Eine Liebe, wie die meine, die nur aus dem Herzen, nicht im Sinnenrausch entsprang, trotzet dem Schicksale und allem Unglück. Hülflos war ich, als ich mich von Dir trennen mußte — Hülflos bist Du jetzt, da ich zurückkehre — Verlassen von Allen stehst Du nun allein, nur mit geschlossenem Auge, ohne Vater, ohne Freund, in die dunkle Zukunft blickend. Stürze Dich nicht blind in

den Abgrund, vor dem Dein Geliebter die schützenden Arme breitet, komm an meine Brust, an mein Herz, das Dich arm, verlassen, hülflos noch stärker, noch inniger liebt, als da die holden Sterne Deines Auges mir schon Dein Herz verriethen, ehe Dein Mund noch das Liebeswort sprach: Glaub an meine Treue, an mein ehrlich Gemüth. In der Zeit der Noth, die jetzt für Deine Glaubensgenossen beginnt, bedarfst Du des schützenden Armes eines Mannes, und meine Pflicht ist, das wieder gut zu machen, was ich Böses gethan, meine Pflicht, Dir die Reinheit meines Herzens zu zeigen, Dir zu zeigen, daß die Sinne keinen Theil an meiner Liebe haben und nur mein Herz sehnsuchtsvoll verlangt, Dich als mein treues Weib heimzuführen und die Hülflose zu leiten bis an's Grab."

„Wenn der Abend dämmert, rücken wir in Augsburg ein. Dann eil' ich zu Dir. — Werde noch heute die Meine, geliebte, theure Clara. Find ich auch Dein Auge getrübt, wird mir doch die Wonne der Liebe durch seine Nacht hindurch strahlen. Die Thränen will ich trocknen, die Du um mich weintest, der Stab Dir sein, an dem Du, durch die finst're Zukunft wandernd, Dich stützen sollst, denn meine Liebe ist rein und geistig! Darum sei nicht grausam, Clara, höre mein Flehen! beglücke mich und werde noch heute mein Weib!"

Montaldo las das Schreiben. Höre Imhof! sagte er zutraulich warnend, doch sein Mund konnte ein schadenfrohes Zucken nicht unterdrücken: Ich fürchte — Claras Besitz ist für Dich nicht mehr wünschenswerth. Die höllischen Diener wissen ziemlich Alles. Während der langen Belagerung hat mancher sein Vermögen eingebüßt. Claras Vater ist schon seit einem Jahre todt, und dieser Brief, den Dir Dein dämonischer Schreiber entworfen, spricht zu deutlich von Hülflosigkeit, so daß ich fast fürchte —

Fürchte nichts für mich. Ich fühle zwar, daß ich mit der vergangenen Stunde dem Glück, wenigstens der Ruhe ein Lebewohl gesagt habe, doch werde ich den einmal betretenen finstern Weg fest und furchtlos gehen. Sei Clara arm wie eine Bettlerin, hülflos wie eine Waise, so werde sie doch mein; ich trotze der Hölle, selbst wenn ihr Flammenthor für mich geöffnet ist und ich eintreten muß in ihre Nacht! — Hauptmann! fuhr er nach einem düstern Schweigen fort: Was ich durch Euch geworden bin, weiß ich, Euern Plan hab' ich nun durchschaut, Ihr mußtet mich verderben, um Eure Seele zu retten! — Ihr habt es trefflich, meisterhaft ausgeführt. So werd' ich meines Ringes nicht quitt. Ehe ich eine unschuldige Seele verlocke, lieber büße ich allein und der dritte Wunsch fliegt auf und stößt mich allein hinab in die Hölle. Verlockt habt Ihr mich in dieser Nacht, mich bethört, den Wein habt Ihr mit teuflischen Mitteln bereitet, ich bin Eure Beute geworden. Nun gut! Es ist geschehen. Aber mein Herz soll Satan nicht verlocken, mein Körper werde sein, meine Seele nie! Mit dem Ringe an meiner Linken will ich fester gegen ihn kämpfen, als ohne ihn, da das Heilige mich noch schützte, darum werde

Clara auch mein ehelich Weib durch Prieſters Segen und ſollt ich auch unter Krampf und Schmerz zerſchmettert vor ihm niederſinken. Nun geht und beſorgt den Brief, die Antwort erwart' ich, eh' die Trommel uns zum Einrücken ruft. Gute Nacht!

Er ging nach ſeinem Zelte. Als Kaspar ihn eintreten ſah, fuhr er ſchaudernd vor ihm zurück. Herr! rief er: was iſt mit Euch vorgegangen und wie wird mir ſo ſonderbar in Eurer Nähe.

Der gute Geiſt iſt von mir gewichen! ſagte Robert ernſt, aber noch heute, eh' die Mitternachtsſtunde ſchlägt, wird Clara mein Weib und dann kehrt er zurück.

Gott ſei gedankt! ſagte der Alte.

Laß das! unterbrach ihn Imhof: und mich — laß ruhen!

Der Schlaf beruhigte nicht Imhofs aufgeregten Sinn, er floh ſeine müden Augen und ſein Schlummer war eine Reihe phantaſtiſcher Träume, die ſein tobendes Blut nur noch mehr erhitzten. Er wollte den Schlaf zwingen, ſeine Flügel über ihn zu breiten, vergebens. Schon war es Mittag und er fühlte ſich noch nicht erquickt, unruhig ſprang er endlich von ſeinem Lager auf und erwartete Montaldo, der nun längſt ſeine Sendung bei Clara vollendet haben konnte. Aus ſeinem Zelte trat er, aus ſeiner düſtern Traumwelt in das rege Leben des Krieglagers, das ihn heute beſonders freundlich zu locken ſchien. Geigen und Flöten ſchallten aus den Marquetender-Zelten und das Jauchzen ſeiner Kameraden, die dem eintönigen Leben des Lagers Valet ſagten, lockte ihn zu gleicher Luſt. Doch er widerſtand. Ich will Dein Herr ſein und nicht Dein Knecht, furchtbarer Geiſt — ſagte er ſtill vor ſich hin — Du ſollſt mich nicht verlocken! Nach dem klaren Himmel ſah er auf, ihn freute der hohe blaue Dom, der rein und unbewölkt über ihm ſich breitete, aber in das Innere konnte ſein glühendes Auge nicht bringen, er war für ihn verſchloſſen, das fühlte er.

Er trat in das Zelt zurück, reichte Kaspar ſchweigend die Hand, drückte ſie herzlich und als der Diener mit feuchtem Blicke zurück trat und ſtill, wohl für ſeinen Herrn betete, da wendete ſich Robert ſcheu. Geh hinaus, guter Kaspar! rief er: und thue ſo etwas draußen, nicht hier.

Indem trat Hauptmann Montaldo, der längſt Erwartete, ein, und reichte ihm Claras Antwortſchreiben. — Du wirſt mit mir zufrieden ſein, Kamerad! ſagte er lachend. Ich war, ſo wie es ſchien, glücklicher als Peverelli!

Robert entfaltete den Brief mit Haſt und las:

„Warum noch länger meine Liebe verbergen, warum ſie Dir verbergen, mein Geliebter, der mir heute den höchſten Beweis gab, daß nur reine Liebe allein ihn zu mir zurück führt. Aber haſt Du auch Alles wohl

überlegt, mein Robert? haſt Du Dein Herz auch ernſt geprüft. Iſt das Opfer nicht zu groß, das Du mir bringſt? Gebleicht iſt meine Wange von Gram, verloſchen die Flamme meiner Augen durch die Thränen, die ich um Dich weinte, und nur mein Herz, mein treues Herz, das durch Dich tief verwundet, doch nur immer für Dich ſchlug, iſt noch, wie es war, reich, überſchwenglich reich an Liebe."

„Wie Du es wünſcheſt, ſoll der Prieſter Dich in meinem väterlichen Hauſe erwarten und, vergebe es mir der Himmel! die Proteſtantin wird den Segen von einem Prieſter Deines Glaubens empfangen — komm bald! — Ach, hätte mein Vater Dein Herz gekannt, wie ich es jetzt treu erkenne, ſegnend hätte er ſchon damals unſere Hände in einander gelegt. Aber — warum ſollt' ich es nicht geſtehen — mit ſolcher unausſprechlichen Liebe hätte ich Dich damals nicht umfangen, als jetzt, wo ich weiß und fühle, Du liebſt mich nicht im Sinnenrauſche, Du begehrſt nur mein Herz. Leb wohl bis zum ſeligen Augenblicke des Wiederſehens!"

Schweigend hielt Robert den Brief in ſeiner Linken und als er in ſtille Träume verſunken auf ihn ſah, der ihm eine neue Welt voll Wonne öffnete, da fiel ſein Blick auf den Ring, wo der Demant, dem ſein erſter Wunſch entſtiegen, ihm funkelnd entgegen blitzte. — Schaudernd wendete er ſeinen Blick. Iſt die Sprache ihres Herzens Dein Werk, argliſtiger Knabe? ſind die Roſen ihrer Liebe aus Deinem Kranze? rief er.

Grübelt doch nicht immer über Alles, unterbrach Montaldo ſein Selbſtgeſpräch: Nehmt die Sachen, wie ſie ſich Euch bieten, nach dem wie und wo fragt nicht und genießt. Laßt einpacken, in einer Stunde wird das Lager abgebrochen und ſeid mit dem Zufalle zufrieden, daß gerade des Gallas Regiment nach Augsburg einrückt und Ihr nicht nöthig habt, Eure Flitterwochen in einer Bauernhütte zu verleben. Horcht! Die Trommel wirbelt ſchon — ich muß zu meiner Fahne! — Er eilte fort.

Kaspar! bereite Alles zum Aufbruche! rief nun Imhof: wir ziehen in's Vaterhaus ein. Aermer an Segen, als wir es verließen! rief der Alte und ſchüttelte traurig ſeinen grauen Kopf.

Aermer an Segen, wiederholte Robert: ja wohl! ja wohl!

Es war ſchon ſpät am Tage, als der Oberſt Winkel an der Spitze des Ueberreſtes des blauen und finniſchen Regiments zum Gegginger Thore auszog und Augsburg verließ. Von 4000 Mann waren ihm 1200 geblieben, der Hunger hatte die Meiſten weggerafft. Zum Wertabrücker Thor zog Gallas mit ſeinem Regimente und den Baiern ein und beſetzte die Thore. Imhof mußte nun bei der Perſon des Feldmarſchalls Gallas bleiben, um ihm die nöthige Auskunft über ſo manches, die Stadt betreffend, zu geben, und erſt am ſpäten Abend entließ er ihn, der unge-

duldig den Augenblick erwartet hatte, wo er die Geliebte an ſein Herz drücken konnte. Er eilte ſchnell nach ſeinem Vaterhaus, um ſich in Eile zu dem feierlichen Augenblicke zu ſchmücken. Mit ſonderbar beklommenem Herzen trat er ein. Kaspar, der indeſſen davon ruhigen Beſitz genommen und den der Gläubiger nicht daran gehindert hatte, erwartete ihn ſchon auf dem Hausflur, und ſchweigend, als ob nicht Jahre während dem vorüber gegangen wären, leuchtete er ihm wie ſonſt die Treppe hinauf.

Noch war hier Alles, wie er es verlaſſen. Doch im Saale, in den er jetzt trat, wurde er ſonderbar überraſcht. Die Ampel brannte, warf ihr ſtrahlendes Licht weit umher, und Imhofs Auge konnte den hohen Saal, den er ſo lange nicht geſehen, raſch durchfliegen. Auf dem Schenktiſche erblickte er einen Theil der alten ſilbernen Pokale, Kredenzteller und Kriſtalle wieder. Die ſilbernen Leuchter waren auf ihren alten Platz zurückgekehrt, auch war die Wand mit manchem Gemälde geſchmückt. Alles, was Herr Walther früher erſtanden und gekauft hatte, war durch die Hand der Liebe auf ſeine alte Stelle zurückgekehrt. — Doch wurde dies Alles nur flüchtig und untheilnehmend von Imhof bemerkt, deſſen Blick bald feſtgebannt nur auf dem Meiſterwerke Albrecht Dürers ruhte. Die Jungfrau im lichtblauen Gewande ſchien ihn in ſeinem Vaterhauſe freundlich willkommen zu heißen, und ihr Anblick überraſchte ihn ſonderbar, aber wohlthuend. Sein Auge ruhte unverwandt auf ihr. So war ihm Clara das letztemal nicht erſchienen, ſo züchtig und fromm hatte ſie ihm ſeine Einbildungkraft, oder der Höllengeiſt in Montaldos Zelte nicht vorgeführt. Das iſt die Geliebte! rief er entzückt aus: ſo drück' ich ſie als mein theures Weib an mein Herz.

Kommt, lieber Herr, Euch anzukleiden, Mitternacht naht! unterbrach ihn jetzt Kaspar, und Imhof folgte. Er ſah nichts, was um und neben ihm war, nur an Clara denkend; im Vorgeſchmack ſeines nahen Glücks hatte er jetzt nur Sinn für dieſen Augenblick, und Ring und Wunſch, die Hölle und ihre Geiſter waren vergeſſen. Er ſtürzte fort, kaum daß Kaspar ihm folgen konnte.

Als er an Claras Wohnung ſtand, die wohlbekannten Fenſter erleuchtet, jedoch nur matt erleuchtet ſah, als er den meſſingenen Klopfer faßte und deſſen hohler Ton den Einlaß in ſeinen irdiſchen Himmel begehrte, da wollte ſein Herz vor Ungeduld den Buſen ſprengen, die Treppe ſtürzte er hinauf. Raſch öffnete ein Diener die Flügelthür, an Joſephens Hand trat die Geliebte im lichtblauen Gewand ihm entgegen, er ſchloß ſie ſtürmiſch in ſeine Arme und drückte die Jungfrau, innig ſie umfangend, an ſeine Bruſt.

Mein! mein! rief er mit der Gluth der Leidenſchaft, die mit Sturmes Gewalt hervorbrach: Mein biſt Du, theures, theures Mädchen. — Dein! liſpelte Clara und ſchmiegte ſich ſanft an ihn; feſt umſchlungen hielten ſich beide, als ob ſie nimmer von einander laſſen wollten.

Da ging die Thür des Nebengemachs auf und der ehrwürdige Pater Anſelm von dem Orden der Dominikaner, zu dieſer feierlichen Handlung her beſchieden, trat ein. Imhof ſah auf und erbebte, doch nur auf Augenblicke. Seid mir willkommen, ehrwürdiger Herr! ſagte er ſich faſſend: beginnt bald, ich bitte Euch, und endet ſchnell! Der Geiſtliche trat vor den dazu bereiteten Tiſch. Robert, von einer unbeſchreiblichen Bangigkeit ergriffen, führte Clara, den Blick ängſtlich auf den Prieſter gerichtet, dieſem entgegen und ſeine Hand zitterte in der ihrigen. Da beſprengte der Prieſter mit geweihtem Waſſer den Tiſch, um ihn von dem Ketzeriſchen zu reinigen. Roberts Knie wankte, feſt hielt er ſich an Clara, die ſtaunend fragte, was ihm ſei, und als jetzt der Prieſter das Tuch von reichem Goldſtoff, das über das Heilige gebreitet war, abnahm und das Kruzifix vor ſich hin auf den Tiſch ſetzte, ſtürzte der Unglückliche beim Anblicke des Gekreuzigten nieder, erbebte krampfhaft und lag beſinnungslos zu den Füßen der erſchrockenen Braut.

Als er aus ſeinem todtenähnlichen Zuſtand erwachte und die Augen aufſchlug, blickte ihn eine über ihn gebeugte weibliche Geſtalt mit ſtarrem Auge unverwandt an; ihr Kopf bog ſich ſo nahe über den ſeinen, daß er ihn faſt berührte und er nichts von ihr als das feſtruhende ſtarre Auge erblicken konnte. Bleich, das ſah er, war das Geſicht, leblos das Auge. Iſt es der Tod, der in dieſer Geſtalt mich abruft? dacht' er ſchaudernd, als eine wohlbekannte liebe Stimme lispelte: Ich hör' ihn athmen! Sieh nur, Joſephe, ob er die Augen aufſchlägt! — ſie trat zurück. Jetzt erkannte er Clara deutlich, bleich wie der Tod, ſtarr das Auge und leblos, und als Joſephe leiſe zu ihrer Gebieterin ſagte: Er wacht, die Augen ſind geöffnet! ſah er die Jungfrau unſern ſeines Lagers auf ihre Kniee ſinken und leiſe beten.

Imhof wagte nicht, ſich aufzurichten. Als ſei er in eine Geiſterwelt verſetzt, ſo verödet ſchien Alles umher. Endlich nah'te die Alte der Jungfrau, hob ſie auf und leitete ſie wieder zu Robert, der erſt jetzt, aus ſeinem Traume ganz erwacht, die Beſinnung wieder erhielt, und ſo ſtarr wie das Mädchen ihn, auch ſie anblickte. Clara! rief er plötzlich: Großer Gott! — Du biſt — blind! — Ja wohl blind, ſagte ſie mit dem ſanften Tone der Ergebung: und doch liebſt Du mir treu, mein Robert!

Blind! rief er noch einmal: Ha, darum warſt Du ſo bereitwillig, roſig geſchmückter Knabe, darum Dein blutgeſchriebener Brief — Darum — Ha Du haſt mich betrogen, Satan! rief er aufſpringend: Halte Dein Wort! oder ich breche das meine! und unſer Bund iſt getrennt!

Erſchrocken ſank Clara in Joſephens Arme. Frevle nicht! rief ſie: Frevle nicht, Robert. Ach im wilden Schmerz rief auch ich einſt, meine Augen ſollten Dich nicht mehr erblicken; und meine Thränen um Dich haben ihre Strahlen verwiſcht, ſie ſind erblindet, meinen Ruf hat das

Schicksal schrecklich erhört! Ihre Arme streckte sie bittend nach ihm, vergebens suchten sie ihn. Wo bist Du, mein Geliebter? rief sie jetzt.

Dieser stand wie vom Blitze getroffen unbeweglich am Fenster, während Josephe über ihre Herrin das Kreuz schlug und leise betete. Wo bist Du? rief sie noch einmal. Kommt nur! sagte die Alte: kommt, liebes Fräulein, flieht ihn, er hat Gemeinschaft mit dem Bösen, er ist ein Verfluchter des Herrn.

Robert! rief Clara, ihre gebeugte Gestalt hob sich und ihr gebrochenes Auge wollte gen Himmel blicken. Sprich! ich beschwöre Dich bei dem Namen Gottes! und als er schwieg, festgebannt, zusammenschreckend am Fenster stehen blieb, sie vergebens auf Antwort lauschte, da rief sie mit gebrochener Stimme: Unglücklicher! so kann ich nur für Dich beten. Leb' wohl! Gott sei barmherzig. Sie stürzte an Josephens Hand hinaus.

Den Blick starr auf die Thür geheftet, stand Robert immer noch regungslos da. Was er fühlte, was er dachte, dessen war er sich unbewußt, nur furchtbare Bilder durchkreuzten sich vor seinem Blicke und chaotisch wogten die Begebenheiten vor ihm. Alles war still im Hause und auf der Straße, Alles wie ausgestorben; die einzige Kerze, die auf dem Tische brannte, dem Verlöschen nahe, und er immer noch starr das Auge nach der Thür gerichtet, aus welcher Clara entfloh. Da rauschte das Fenster hinter ihm auf und ein eiskalter Lufthauch, der ihn anwehte, brachte ihn zum Leben, zur Besinnung zurück, er schrack zusammen. Wer ist hier? rief er aus, als er Töne zu vernehmen glaubte und doch niemanden sah. Wer ist hier? rief er noch einmal.

Dein Diener, Herr! auf den Du zürnst, antwortete eine leise Stimme: der Dir ungerufen naht, um Deine ferneren Befehle zu vernehmen.

Trügerisches Gespenst! das mich bethörte! rief Imhof zornig: Ich sollte in Clara's Armen ruhn, versprachst Du mir, — wo ist sie? schwaches Werkzeug der Hölle! Die blinde Braut führst Du mir zu und nicht vor dem Priester, nicht vor dem Bilde des Herrn konntest Du mich schützen, schwaches Wesen der Nacht. Darum veracht' ich Dich! Unser Bund ist gelöst!

Herr! erwiderte die Stimme: sagte ich Dir nicht gleich, daß ich diesen Feind nicht bekämpfen könne, warum verlangtest Du das Unmögliche von mir, warum den Segen des Priesters? Clara war Dein ohne diese Gaukelpossen.

Die blinde Braut war mein! rief Robert mit Hohn: trefflicher Bote der Liebe! — Ja wohl die blinde Braut, daß Du über mich Betrogenen höhnisch lachen konntest. — Aber noch einmal schwör' ich Dir — und meine Lippen, ich fühle es, vermögen wohl den hohen Namen zu nennen, vor dem Du in den Staub sinkst — ich nehme mein Wort zurück, kannst Du das Deine nicht erfüllen.

Herr! rief die Stimme — in dem Augenblicke trat Joſephe herein, ſchlug das heilige Zeichen des Kreuzes und die Stimme verhallte. Robert Imhof! ſagte die Alte: Eures Bleibens kann in dieſem frommen Hauſe nicht länger ſein. Nach dem was wir aus Eurem Munde ſelbſt vernommen, dürfen wir keine fernere Gemeinſchaft mit Euch haben. Vergeßt mein Fräulein — verlaßt uns — und iſt es möglich Eure Seele zu retten, ſoll unſer Gebet Euch beiſtehen und täglich für Euch ſich zu Gott erheben.

Schnell wendete bei dieſem Wort Robert ſein Geſicht von der würdigen Matrone ab, und als ſie ſchwieg erfaßte er zutraulich ihre Hand, drückte ſie innig, ſah mit wehmüthigem, verzweiflungsvollem Blicke ihr in's Auge und eine Thräne drängte ſich hervor. Das Herz der Alten wurde weich. Setzt Euch, lieber Herr! ſagte ſie bewegt, und die Hoffnung ſtieg in ihr auf, den Mann, dem ſie ſo wohl wollte, durch fromme Ermahnungen vielleicht aus den Klauen des Böſen zu retten; ſie zog Robert neben ſich auf einen Seſſel, und begann nun mit mütterlicher Theilnahme ihr Herz auszuſchütten, ihn zu warnen und anzuflehen, Buße zu thun und von dem Böſen zu laſſen.

Während die gute Alte das fromme Werk begann, lag Clara betend auf ihren Knieen. Da hörte ſie im Vorzimmer deutlich Joſephens Stimme, die ſie ängſtlich rief, ſie ſprang auf, tappte nach der Thür, öffnete ſie und trat hinaus. Was rufſt Du mich mit ſo klagendem Tone, gute Joſephe? fragte ſie zitternd; ſtatt Antwort fühlte ſie einen kalten Hauch über ihre Augen ziehen, und es war ihr, als ob ein leiſer Druck dieſe berühre — und ſonderbar — ein matter Schimmer ſchien durch ihr geſchloßnes Auge zu dringen, deutlich geſtalteten ſich Formen und hell flackerten jetzt die Kerzen vor ihrem geöffneten Auge. Ein Grauen ergriff ſie, als ſie Alles um ſich her erkennen konnte, kein dankbares Gefühl zu Gott ſtieg in ihrem Herzen auf, ſtarr, zitternd ſah ſie in das neue bunte Leben hinein.

Ihr Blick fiel auf einen hohen Spiegel; bleich, wie aus Grabesnacht herauf geſtiegen, ſah ſie ſich in demſelben, und als ſie den Myrtenkranz in ihrem Haare erblickte, überflog ſie eine glühende Röthe, ſie ſtürzte, als flöhe ſie vor ſich ſelbſt, aus dem Zimmer nach dem hohen, noch erleuchteten Saale, und als ſie ihn durchflog, trat Robert und Joſephe ihr entgegen. Als Robert und Clara ſich erblickten, ſtarrten beide vor Entſetzen; ſie, den Mann ihrer Liebe vor ſich mit verwildertem Blicke und einem Antlitz zu ſehen, auf dem die Leidenſchaft ſich malte; er, die blauen himmliſchen Augen des Mädchens ſtrahlend, aber ſtarr auf ſich gerichtet zu ſehen.

Robert! rief ſie, und ihre Arme hoben ſich ihn abzuwehren, ihn,

der doch an seinen Platz gebannt zu sein schien. — Robert! nicht diesen Blick, er durchbohrt mein Herz, nicht diesen Blick!

Dein Auge strahlt mir wieder? rief der Jüngling: Aus der Schattennacht des Todes bist Du mir wieder erstanden, denn die Rosen glüh'n auf Deinen Wangen und der Purpur auf Deinen Lippen!

Clara verbarg mit beiden Händen ihr Gesicht.

Clara! rief er: warum das Herrliche mir verhüllen? Laß mich noch einmal in Deinen Himmel blicken, der meinige ruht für mich in ewiger Nacht.

Verlaßt mich, Imhof! hat das Mädchen: verlaßt mich, ich beschwöre Euch! mich schauert, wenn ich Euch erblicke. Lebt wohl! sie reichte ihm die Hand.

Da drückte er die dargereichte stürmisch an sein Herz und zog das sträubende Mädchen an sich, die kraftlos ohne Widerstreben in seinen Armen lag.

Als er nun mit glühendem Blicke auf sie schaute, und, in den Anblick ihrer Schönheit versunken, sich beugte, seine Lippen auf die ihrigen zu pressen, da raunte ihm eine widrige Stimme leise zu: O sieh wie schön sie ist! wie schön! — sie ist Dein!

Auch Du hier? rief Robert aufschreckend, sein Arm hielt das Mädchen nicht mehr umschlungen und sein liebeglühendes Auge sah zornig umher. — Auch Du hier? Kannst Du die Engel bannen, warum fürchtest Du den Priester? Entflieh! — Ich trotze Dir und Deiner Macht. Entflieh, Geist der Hölle! Wild rollte sein Auge im Kreise umher, während die zitternde Clara ihr Haupt an Josephens Brust verbarg. Wir müssen uns trennen! sagte er jetzt sich ihr nähernd, und seine Stimme bebte: Das Unheilige darf dem Heiligen nicht nahen. — Erst wenn ich aus dem Kampfe mit diesem Dämon rein erstanden bin, dann erst bin ich Deiner werth. Vergib mir und bete für mich. Er stürzte hinaus.

Schnell eilte Clara — sie bedurfte Josephens Hülfe nicht mehr — durch das Zimmer, wo ihr das Licht der Augen wieder gegeben war. Mit Grauen erfüllt floh sie, als folge ihr ein Geist der Hölle, in ihre stille Kammer, wo sie sich vor dem Bilde ihrer vorangegangenen Mutter auf die Kniee warf. Mutter! rief sie, und nahm den Myrtenkranz aus ihrem Haare und legte ihn schmerzvoll vor sich nieder: Nur einmal hat Dein Kind gefrevelt, und es ward fürchterlich dafür bestraft, doch jetzt ist das Licht der Augen ihm wiedergeschenkt! Mutter! — war es nicht der Vater der Barmherzigkeit, der sich meiner erbarmte, war es ein Geist der Hölle, der des Strahls meiner Augen mir und andern zum Verderben bedurfte, so fleh' am Throne des Erlösers, fleh', o Mutter, daß sie

ſich wieder ſchließen, und Dein Kind nichts gemein habe mit dem Böſen. Nimm mich auf zu Dir, laß mein qualvolles Leben enden und mich rein und heilig eingehen in das Himmelreich.

Sie neigte demuthvoll ihr Haupt, legte die ausgeſtreckten Arme mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes über ihre bebende Bruſt, ſchloß das Auge und betete ſo im Stillen zu Gott. Und als ſie geendet und den Blick wieder zum Bilde der Mutter heben wollte, war das Auge geſchloſſen — ihr Gebet erhört!

Joſephe! rief ſie wehmüthig: Um mich iſt's wieder Nacht. O wäre dieſe Finſterniß der Vorbote des Todes, und der Herr hätte mein Flehen vernommen!

Sie erhob ſich und tappte umher. Ach es iſt ſo traurig, gute Alte! rief ſie ſchmerzvoll: ſo traurig, das holde Licht des Lebens nicht zu erblicken — aber doch — ſieh, indem ich ſo ſuche und nicht finden kann, vor dem geſchloſſenen Auge Alles in bunten Gebilden mir gaukelt, ſchlägt mein Herz ruhiger, und ich muß den Herrn preiſen, der das Wunder an mir gethan. Ach Joſephe! die kurze Stunde des Lichts war fürchterlich! Ich ſah ihn, der mir reizend vorgeſchwebt, ich ſah ihn wild und verſtört, und mit dieſem Blicke iſt Alles, Alles zerriſſen, und alle Hoffnung hin, die mich noch an das Leben kettete!

Aber ich will dulden, nicht murren, will ſchweigen in meiner Nacht und ſo lange das Herz klopft, dieſe Lippen noch glühen, mein Gebet zu Gott erheben, daß er ſich ſeiner erbarme, damit wir uns einſt dort wiederfinden.

Joſephen noch einmal innig umarmend, legte ſie ſich zur Ruh. Da kühlte der Schlaf ihre glühende Stirn nicht mit dem Kranze von Mohnblüthen; ſein Zwillingbruder umwand ſie mit einem Kranze von Cypreſſen. Der Himmel hatte ihr heißes Flehen erhört; ihr Auge deckte die ewige Nacht.

Als ob die Heimgegangene ſchon lange den ſtillen Boten der Ruhe erwartet, hatte ſie ſchon früher ihren letzten Willen aufgeſetzt und Alles zu ihrem Begräbniſſe geordnet. In dem Garten an der Stadtmauer, auf der nemlichen Stelle, wo ſie ſo oft mit Robert in der Hollunderlaube geſeſſen, hatte ſie ſich ein kleines ſchmuckloſes Ruheplätzchen erbaut — einfach, ohne Inſchrift, ohne Verzierung. In einem kühlen, freundlichen Gewölbe, umgeben von den Blumen und Blüthen, die ſie ſelbſt gepflegt hatte, wollte ſie von den Mühen des Lebens ausruhen. Zwar wußte ſie, wie ſchwer die Gebräuche damaliger Zeit es erlaubten, außer geweihter Erde die Todten zu beſtatten; doch glaubte ſie, auch dieſem durch ein Vermächtniß von tauſend Goldgülden zu begegnen, das ſie dem Frauen-Hoſpital zu St. Annen, jedoch nur unter der Bedingung hinterließ, wenn

man ihr nach ihrem Tode in ihrem Garten zu ruhen gönne. In der Zeit, wo die Uebergabe der Stadt an die Kaiserlichen nur zu gewiß wurde, hatte sie wohlbedächtig ein Codizill dem Testamente angehängt, worin sie, obgleich Protestantin, den Vätern Jesu eine gleiche Summe unter gleichen Bedingungen vermachte, und die Jesuiten, die mit den Baiern wieder in die Stadt zogen, bewirkten auch bald, daß Clara's letzter Wunsch erfüllt und sie in die stille Grotte beigesetzt werde.

Mit stiller Ergebung hatte Robert die Nachricht von Clara's Tode vernommen, und sein Herz blutete; trocken war sein Auge, keine Thräne floß der Verschiedenen, aber sein Inneres war zerrissen auf immer. Sie noch einmal zu sehen, war sein einziger Wunsch Josephe, ihm auch jetzt noch gewogen, führte ihn am folgenden Abend in das schwarz behangene Zimmer, wo die früh Heimgegangene ruhte. Der Sturm hatte ihre Rose geknickt, doch sie nicht entblättert. Dem Leben war das Auge geschlossen, doch hatte der Tod nur die Wange gebleicht; der Strahl der Anmuth, der sie umgeben, hatte sein dunkler Flügel nicht verwischen können. Freundlich, als ob sie noch lächle, schön, wie ein Gottesengel lag sie da, die Hände gefaltet und schien nur zu schlummern. Robert nahte ihr nur leise, und bog sich schweigend über sie, als ob er fürchte ihren Schlummer zu stören. Er schaute sorgsam auf ihr geschlossenes Auge und erwartete sehnsuchtvoll, daß es sich öffnen möchte. Er hoffte vergebens, tief war ihr Schlaf — ihr Morgenroth — nur jenseitt — —

An ihrem Sarge kniete er nieder — und als ob die Entschlummerte für ihn betend sich zum Throne des Höchsten hinaufgeschwungen, und ihr Gebet erhört sei, war es ihm vergönnt, seine Hände zu falten und im stummen Gefühl seine Seele zum Himmel zu erheben. Auch hatte er am Begräbnißtage den Muth ihrem Sarge zu folgen, und ihn bis an die Gruft zu begleiten, hier zitterte er nicht bei dem Anblicke der Geistlichen, und das Kreuz, das ihrem Sarge voran ging, schmetterte ihn nicht zu Boden.

Als er aber in sein ödes Haus trat, vor das Bild Albrecht Dürers sich stellte, und nun fühlte, daß dies Alles sei, was ihm noch von ihr übrig geblieben, als er die Hände falten wollte zum Gebet und er es nicht vermochte, und dunkle, irre Bilder sich zwischen ihn und das Heilige drängten, da fühlte er tief, daß sein Engel von ihm gewichen und er verloren sei; aber auch den Muth gegen seinen Dämon zu kämpfen und seine Seele vor ihm zu retten, diesen Muth zum Guten fühlte er laut und kräftig.

Noch stand er so in Nachdenken versunken, als Montaldo eintrat. Seit dem Einmarsch in Augsburg hatte er diesen feindlichen Dämon nicht gesehen. Robert bebte als er ihn wieder erblickte, der ruhig lächelnd vor ihm stand und mit unbefangenem Tone sagte: Ich habe Euch in diesen Tagen der Trauer nicht stören wollen. — Die Condolenz ist eine aufdringliche Matrone, sie möchte gern wissen welche Gerichte beim Trauermahl

aufgetiſcht wurden, ohne jedoch mitzueſſen; eine alte Betſchweſter, Freude im Herzen, Salbung auf den Lippen — darum kam ich nicht. Da ich aber erfuhr, daß Eure Braut Euch zu ihrem Erben eingeſetzt —

So kommt Ihr, mit mir zu theilen? rief Robert höhnend und mit Wuth.

Das wohl eben nicht! erwiderte Montalbo kalt: ob ich gleich durch meinen Ring, den ich Euch überließ, die einzige Urſache bin, daß es ſo kam, und Ihr ſtatt eines Bettlers ein reicher Mann geworden ſeid.

Menſch! rief Robert und packte ihn bei der Bruſt: Menſch! Du wagſt das mir zu ſagen?

Weßhalb nicht? unterbrach er Roberts heftige Rede mit eiſiger Kälte und machte ſich los: Ich komme, Euch noch mehr zu ſagen, was Ihr anhören und ruhig anhören müßt; denn fiel es Euch ein, nach Eurer dummen deutſchen Weiſe mit mir offene Händel anzufangen, ſo wehr' ich mich, ſtoß' Euch nieder, und auf meines Degens Spitze ſitzt Satan bereit, Euch zu empfangen. Oder hat er ſchon beſondere Neigung zu Euch gefaßt, wie wohl möglich, und Ihr rennt mich nieder, ſo ſeid Ihr ihm mit dem Ring an dem Finger unwiederbringlich verfallen, hättet Ihr auch noch keinen Wunſch gethan. Darum laßt uns in Frieden beenden und folgt lieber meinem Rathe, wie Ihr den Ring wieder los werden könnt. Reicht mir die Hand zur Sühne.

Verächtlich drehte ihm Imhof den Rücken.

Nun, ſtolzer Herr Patrizier, wie Ihr wollt! Da Ihr mir aber in früherer Zeit ſo manches Freundſchaftsſtückchen erwieſen, will ich jetzt nach meinen Kräften mich dankbar beweiſen, und ich bitt' um Eures Heils willen, hört mich an, und meine Worte werden Bürge ſein, daß ich innigen Antheil an Euch nehmen muß, wenn ich Euch auch haßte. Kommt, ſetzt Euch. Er zog Imhof auf einen Seſſel, und trotz Roberts finſterem Geſicht und deſſen verachtenden Blick begann er: Jetzt, da Ihr den dämoniſchen Ring an Eurem Finger tragt, und nach dem einen ſo ſchnell gethanen Wunſch mit dem Geiſte der Hölle in Berührung getreten ſeid, ſteht es nicht mehr in Eurer Macht ihn zurück zu geben, und ich will Euch offen berichten, welche Bewandtniß es mit ſelbigem hat.

Mit dem dritten Wunſche, den Ihr ausſprecht, ſeid Ihr unwiederbringlich verloren, merkt das ja; nichts, keine Buße, kein Gebet, wenn Ihr deſſen auch im Stande wäret, könnte Euch retten. Darum bleibt Euch in einer Friſt von drei Jahren nur ein Mittel übrig — ich wiederhole es Euch noch einmal — nur zwei Wünſche zu thun und dann einen tugendhaften Mann — ein Weib iſt dem Teufel nicht Erſatz genug — zum Böſen zu verlocken und ihn ſo zu umgarnen, daß er Euch den Ring reiwillig abnimmt, dann könnt Ihr der Buße leben und des Prieſters Abſolution ſpricht Euch frei von Euern Sünden. Dies allein iſt der Weg, den Ihr gehen könnt, den Ihr gehen müßt, und den auch ich betreten

mußte, meine Seele zu retten. Ihr werdet mir deßhalb vergeben, daß ich so an Euch handeln mußte, ich that es mit blutendem Herzen, denn ich liebte Euch. Doch hört weiter —

Wie die Schlange so freundlich und listig sah der Italiener in des Deutschen Gesicht, der verächtlich und unverwandt ihn anblickte. In dem Wunsche, den Euch der Dämon erfüllt, folgt — was blickt Ihr so verächtlich auf mich? Glaubt Ihr, Ihr ständet noch über mir wie sonst? — Armer Thor! seht meine Hand, nur noch ein blutiger Streif ist hier — und Ihr — habt den Ring! Doch — bald wär' ich so thörig gewesen, Euch schon das zu vertrauen, womit Peverelli mich erst so spät bekannt machte, darum behaltet Euern Hohn, ich meine freundliche Warnung! — Montaldo! sagte jetzt Robert aufstehend und stolz auf den Italiener herabblickend: Nenes habt Ihr mir nicht gesagt, Eure Worte waren vergeblich, sollten sie mein Herz bethören und mich länger noch in Eurer tückischen Nähe festhalten — Geht! ich verachte, ich kenne Euch — Ihr aber kennt den Deutschen noch sehr wenig. Reizt Ihr seinen Zorn, so opfert er seinen zweiten Wunsch Euch!

Wir? unterbrach ihn Montaldo verwundert.

Ja Euch! fuhr Imhof fort und sein Auge glühte furchtbar: Ich rufe den Teufel und befehle ihm, Euch zu vernichten — Darum geht, stört mir diese ernste Stunde nicht durch Euern Anblick. Wir sind getrennt auf immer!

Er trat vor das Bild Albrecht Dürers und schien Montaldo's Nähe nicht mehr zu beachten, der mit Rache im Busen sich entfernte.

Einem Verwandten Clara's übertrug Imhof nun die Verwaltung ihres hinterlassenen Vermögens, das ihm durch ihr Vermächtniß zugefallen war, sorgte für Josephen, die, obgleich von Clara bedacht, ihrer Kränklichkeit wegen doch noch besonderer Pflege bedurfte, gab, so viel er aus eigenen Mitteln vermochte, an milde Stiftungen, und lebte ein stilles, eingezogenes Leben, ganz dem Andenken der Geliebten geweiht.

Monate waren so vergangen, der Aufbruch des Regiments zu des Gallas Heer am Rhein schien nicht mehr fern. Man freute sich in Augsburg, diese lästigen Gäste endlich los zu werden, die nur ungern aus dieser Stadt zogen, wo die Menge der protestantischen Bürger ihnen tausend Gelegenheiten zu Plackereien gaben. Daß sie noch die lustige Zeit der Fastnacht hier zubringen konnten, war der einzige Trost der Soldaten; und es wurde beschlossen, sie recht lustig zu begehen.

Robert war bei der Nachricht des Marsches noch stiller und in sich gekehrter geworden. Täglich wallfahrtete er nach dem Garten, wo Clara ruhte, der jetzt sein Eigenthum war, setzte sich vor das Gewölbe, welches

die theuern Reſte verſchloß, und dachte, ſich dort zum Guten ſtärkend, an Clara. So manchen Verführungen, die ſich ihm in dieſer Zeit dargeboten, hatte er widerſtanden, mit Montaldo alle Gemeinſchaft abgebrochen und den Kriegszahlmeiſter Peverelli, der zur Eintreibung der Contribution in Augsburg geblieben war, nur zuweilen von fern geſehen. Selbſt ſeinen Dämon, der ihm oft unaufgefordert genaht, hatte er mit Strenge von ſich gewieſen, und ihm ohne ſeinen Befehl zu erſcheinen verboten. Schrecklich büßte er ſein Vergehen. Innig den Verluſt der Geliebten beklagend, den er jetzt doppelt fühlte, ſtets nur mit ihrem Bilde beſchäftigt, mit unausſprechlicher, gar ſonderbarer Sehnſucht nach ihr gezogen, hatte er wenig mit ſich zu kämpfen. Ewig von einer unſichtbaren Macht zum Böſen verlockt, bedurfte er aller ſeiner Kraft, ihm zu widerſtehen, und doch quälte ihn die ſchreckliche Angſt — er ſei verdammt und auch jenſeit von Clara getrennt; und nichts könne ihn zum Heil zurückführen; denn ſeit ſich die Gruft geſchloſſen, konnte er nicht beten und ſein Herz zum Himmel heben. Die Bitten ſeines treuen Dieners, das Kriegshandwerk aufzugeben und in ſtiller Eingezogenheit als thätiger Bürger ſein ſtilles Leben zu beſchließen, achtete er nicht. Was ich als Soldat verbrochen, muß ich als Soldat büßen! ſagte er dann ernſt: Eine Stimme ruft mir zu, nur im Kriegsgetümmel werde ich wiederfinden, was ich verlor.

Es war am letzten Tage der Faſtnacht, als Imhof einſam in ſeinem Zimmer ſaß und keinen Theil an den rauſchenden Freuden dieſes Volksfeſtes nahm. Geöffnet war zwar ſein Haus jeder Maske. Speis und Trank, wie es in den gaſtfreundlichen Städten Süddeutſchlands damals Sitte war, ſtanden in den untern Zimmern bereit, und Kaspar nebſt den andern Dienern bedienten die zuſtrömenden Masken, die vergeblich auf den Hausherrn warteten und unterdeſſen neckend und ſchäkernd den guten Wein tranken, den ihnen der Alte in reichlichem Maße kredenzte. Als ob heute Alles, was der Scherz und die frohe Laune in Augsburg noch am ſpäten Abende zu Thorheiten verlockte, ſich beredet habe, nach Imhofs Wohnung zu ſtrömen, ſo zahlreich war der Zuſammenfluß von Masken aller Art, und Kaspar hatte vollauf zu thun, jeden nach Pflicht zu bewirthen.

Imhof hörte von alle dieſem nichts. Schon ſeit dem frühen Morgen hatte ihn eine noch nie ſo heiß gefühlte Sehnſucht nach der Gruft der Geliebten ergriffen, und ihn ſelbſt zu Clara's Ohm, einem mürriſchen alten Mann getrieben, dieſen um die Schlüſſel zu dem Gewölbe im Garten zu bitten. Aber dieſer hatte ſie ihm mit den ernſten Worten verweigert: Stört die Ruhe der Armen nicht, gönnt ihr im Tode den Frieden, den Ihr im Leben zerſtört habt! — Den ganzen Tag hatte er vor dem Bilde, Clara

so ähnlich, gestanden; und als es Abend wurde, die Sehnsucht ihn immer heftiger trieb, er auf seinem einsamen Zimmer nicht mehr Ruhe fand, es ihn wieder nach dem Saale zu der Jungfrau im lichtblauen Gewande zog, er dort die Kerzen löschte, die Augen schloß, und Clara, die geliebte trauernde Clara vor ihm schwebte, da übermannte ihn sein Gefühl. Die Sehnsucht nach der Heiligen ließ ihn selbst seinen heiligen Vorsatz vergessen. Erscheine mir, dienender Geist! rief er im Sturme der Leidenschaft. Und in der Nacht, die ihn umgab, rauschte es über ihm — klappernd rasselte es nieder und eine Grabesluft wehte ihn an.

Herr! rief jetzt eine hohle Stimme: ich kenne Deinen Wunsch, schon oft hast Du heute ihn ausgesprochen. Er sei Dir erfüllt!

Warum erscheinst Du mir nicht, daß ich Dich sehe? rief Imhof zornig. — Der Tod würde mir zürnen, erschien ich in seiner Gestalt. Du würdest erbeben. Darum laß mich wieder gehen wie ich kam.

Ein Schauer durchrieselte Robert, hohl, wie Grabesnacht tönten die Worte herauf, er fühlte in seinem Innern ein wildes Toben, als ob alle feindlichen Berührungen des Herzens gegen einander zu kämpfen begönnen. So geh! rief er, sich die kalten Tropfen von der Stirn wischend — und als ob tausend Fledermausflügel über ihm schwirrten und Todtengebeine sich schüttelten, so rauschte und klapperte es um ihn; durch die Lüfte schien es zu schwirren, unter ihm sich in den Boden rasselnd zu stürzen. — Und als es nun still um ihn war, die Todtenluft ihn nicht mehr drückte, stürzte er hinaus durch den Saal, scheu nur traf sein Blick die Jungfrau auf dem Bilde, und unbewußt was er that, nur mit dem Gefühle, daß es sich in seinem Innern seit der Beschwörung furchtbar geändert habe, eilte er hinab und trat in das Zimmer, wo noch eine Menge Masken versammelt waren und zechten.

Mit lautem Freudenrufe wurde er empfangen, und er, der so lange keinen Wein an seine Lippen gesetzt, zechte nun mit den Vermummten, und wie im tollen Wahnsinn stürzte er einen Becher nach dem andern hinunter.

Masken kamen und gingen, Fremde und Bekannte grüßten den Hausherrn, der sich mit wilder Freude unter sie mischte, und den neckenden Thorheiten mit dem gefüllten Becher begegnete. Doch nicht lange, so verließ eine Maske nach der andern das Zimmer, und wie verscheucht schlichen sie leise davon, nur eine Pilgerin blieb unbeweglich auf dem Sorgenstuhle der Mutter am Fenster sitzen, nahm keinen Theil an der ausgelassenen Freude und folgte der Menge nicht. Kaspar nahm einen Becher und bot ihr den Trunk an; sie schüttelte verneinend.

An dem andern Ende des Zimmers hatte sich Robert in einen Lehnstuhl geworfen, und von dem tollen Treiben abgespannt, vom Wein erhitzt, stierte er dumpf, regunglos vor sich nieder. Herr! rief Kaspar kopfschüttelnd, denn solch wildes Treiben war er an seinem Herrn seit

langer Zeit nicht mehr gewohnt: Wollt Ihr denn nicht zu Bette gehen? — Es ist gleich Mitternacht, — Alles ist ruhig auf der Straße, die Masken fort und wenn es zwölf schlägt, ist die Fastnacht zu Ende! Imhof schien nicht auf ihn zu hören. Kommt doch, lieber Herr! Auch mir wird's hier unheimlich, kommt hinauf, stellt Euch vor Meister Dürers Bild und stärkt Euch dort zu einem frommen Gedanken. Kommt! Er faßte Roberts Arm, der sich unwillkürlich von ihm aufrichten ließ und ihm folgte. Als dieser jedoch die Maske am Fenster sitzen sah, stutzte er und schritt heftig auf sie zu. Wer seid Ihr? rief er: es ist wohl Zeit zu gehen, bald ist's Mitternacht. Die Maske schüttelte verneinend, doch langsam den Kopf und schwieg. Reich' ihr noch einen Trunk, Kaspar, und dann schließe das Haus. Wollt Ihr hier übernachten! sagte er zur Maske: so thut es! Sie nickte bejahend — Kaspar reichte ihr den Becher, sie wies ihn zurück.

Was soll der Scherz! rief Imhof aufgeregt und eben schlug die Stunde der Mitternacht: Nimm die Maske ab, damit ich sehe wer Du bist, und ob ich Dich beherbergen kann. Da hob sich bei dem letzten Schlage der Thurmuhr lang und langsam die schwarz verhüllte Gestalt, trat einen Schritt vorwärts, warf die Kappe zurück, und goldnes, schön geringeltes Haar wallte über den Pilgermantel herab, und als sie jetzt den Arm hob, die Maske berührte und sie niederfiel, stand Clara vor ihm, bleich wie ein Todtenbild, und blickte ihn mit dem blauen, frommen Auge starr, doch nicht zürnend, an.

Robert! rief sie dem Erstarrten mit hohler Stimme zu: klopfe nicht an die Pforte der Todten, leis' ist ihr Schlaf, ruh'n sie nicht in geweihter Erde; bringe nicht in das Reich der Geister, leicht ist es aufgeregt zu Deinem Verderben! — Was willst Du von mir?

Sprachlos, starr, als hätte ein Zauberstab ihn berührt, stand er da und schaute auf die bleiche Pilgerin.

Was willst Du von mir? rief die Gestalt noch einmal —

Bist Du Clara oder ein Blendwerk der Hölle? rief er endlich sich ermannend.

Ich bin Clara, Deine Clara, die am Irdischen hangend das Himmlische vergaß, die nur im Tode da Ruhe suchte, wo sie im Leben sie nimmer fand. Laß mich in geweihter Erde ruh'n, wo Deine Geister keine Macht haben, meinen Schlummer zu stören — störe auch Du meine Ruhe nicht mehr.

Clara! rief der Patrizier, und seine Arme ausbreitend wollte er sie umfangen.

Berühre mich nicht, Unglücklicher, sonst bist Du dem Tode geweiht! rief sie hohl.

Dann! sagte er und trat auf sie zu: dann ist mein sehnlichster Wunsch erhört.

Berühre mich nicht! rief ſie noch einmal zurückweichend: Wir wären getrennt dann auf immer. Ich ziehe ein in das Reich der Seligen, und Du? — Wandle noch fürder, thue Buße und laß mich ruhen — nur wenn eine unausſprechliche Sehnſucht Dich noch einmal ergreift, wenn Du meine Nähe zu fühlen glaubſt und es geiſtig Dich umweht, dann bin ich Dir freiwillig noch einmal genaht, um Dich heimwärts zu geleiten.

Ein freundliches Lächeln ſchwebte über das Todtengeſicht, ſie wendete ſich und ſchritt langſam und feierlich durch die Mauer.

Bewußtlos blickte Imhof immer noch nach dem Orte, wo ſie verſchwunden war. ſtarr ſah ſein Auge auf die Stelle; dann ſtürzte er hin, als ob die Mauer ſich auch ihm öffnen müſſe. Geſchloſſen war ſie dem Irdiſchen. Kaspar! rief er nun und packte krampfhaft deſſen Arm: ſahſt Du ſie?

Ich ſah den Engel und habe zu Gott inbrünſtig gefleht, daß er ihrer Seele Ruhe ſchenken möge.

Sahſt Du ſie dort durch die Wand hindurch ſchreiten?

Ich ſah es, Herr, und hörte ihre ſanfte Stimme und vernahm ihr warnendes Wort. Vergeßt was Ihr ſaht, nur vergeßt ihre Bitte nicht. — Uebergebt ſie morgen der geweihten Erde und thut Buße.

Komm! ſagte Imhof die Kerze ergreifend, und aus ſeinem Auge ſtrahlte Zuverſicht: Komm, Kaspar! Bis die Pilgerin mich abruft zur ewigen Wallfahrt, will ich ohne Sünden wandeln auf Erden.

Er verließ das Zimmer und trat vor das Bild, die Jungfrau im lichtblauen Gewande betrachtend. Aber nicht mehr ſtürmiſch, wie vorher, klopfte bei ihrem Anblick ſein Herz, nicht mehr trieb die Sehnſucht das Blut ihm wild durch die Adern, ruhig ſah er in ihr freundliches Auge, und wie eine himmliſche Erſcheinung trat Clara's bleiche Grabgeſtalt vor ihn.

Am andern Morgen, als er nach kurzem Schlummer erwachte, fiel der Blick auf den Ring an ſeinem Finger, nur noch in der Mitte funkelte der Rubin, nur noch ein Wunſch war ihm geblieben. Er erſchrak; doch war es nur ein leiſer Schauer, der ihn durchbebte, ſchnell trat die Pilgerin vor ihn und rief ihn ab zur Wallfahrt, und wenn ſeine Einbildungkraft ſie ſo vor ihm vorüber führte, ſenkte ſich das Vertrauen in ſeine wunde Bruſt, und ſein Blick und ſein Herz vermochte, zwar nur mit mattem Fluge, ſich in ſtummer Andacht zum Himmel zu heben. Kaum war er angekleidet, als er auch zu Clara's Ohm ging und dieſem, als ſei ihm die Jungfrau im Traume erſchienen, die Begebenheit der vergangenen Nacht erzählte, und ſonderbar, auch dem alten Herrn hatte etwas Aehnliches geträumt; er war daher bereitwillig, Roberts Bitte zu erfüllen, und am dritten Tage wurde in der Stille der Nacht die irdiſche Hülle der Jung-

frau aus dem Friedhofe der Blüthen und Blumen in dem öden Gewölbe der Familiengruft beigesetzt. Noch einmal folgte Robert den Ueberresten der Geliebten zur endlichen Ruhe, aber nur bis an die Pforte der Kirche konnte er sie geleiten.

Abgezogen von Allem, still in sich versunken, führte Robert ein makelloses Leben. Sehnsucht nach dem Heiligen ergriff ihn wohl oft; aber nur fromme Wünsche konnten in ihm aufsteigen; die Gewalt des Bösen schloß schnell sein Herz, seine Lippen. In stetem Kampfe, das Heilige wollend, und doch fühlend, daß ihm die Macht fehle es zu üben, vermochte er nur gegen das Böse zu kämpfen und den Lockungen zu widerstehen. So verstrichen Monden, die Kriegstrompete erscholl von Neuem. Gallas stand dem Herzog Bernhard am obern Rhein gegenüber, und verstärkte sein Heer, das bei Worms verschanzt war. Auch sein Regiment erhielt endlich den schon lang erwarteten Befehl, dahin aufzubrechen; es blieb jedoch nicht lange am Rhein, und zog unter Lamboy nach dem Main, um Sachsenhausen zu belagern, worin sich Bitzthum mit den Schweden noch hielt und die Frankfurter wacker plagte.

Das Geschütz hatte schon eine weite Bresche gemacht, der Sturm war für den andern Tag beschlossen, als Robert, der jede Gemeinschaft mit Peverelli und Montaldo bisher vermieden hatte, einsam in seinem Zelte saß. Es war eine schöne Sommernacht, kühl rauschte der Abendwind durch das schwankende Zelt, das des Mondes gebrochene Strahlen magisch erhellten. Kaspar schlief ruhig auf seinem Lager; Alles war still. Mitternacht war schon vorüber, als Robert noch auf seinem Sessel saß, und die Augen unwillkürlich schloß. Da erschien ihm — und er wußte nicht ob er träume oder wache — Clara's Bild so lebhaft vor seinem geschlossenen Auge, bald im lichtblauen, bald im Pilgergewand; eine unaussprechliche Sehnsucht ergriff ihn, und es war ihm, als ob er ihr folgen müsse. Doch sobald er sich ihr nahte und sie umfangen wollte, entschwebte sie, und nur wie ein Schatten gaukelte ihr Bild dann noch um ihn. Er war sich alles dessen lebhaft bewußt, er fühlte, daß er wache und nicht träume, aber wenn er die Augen öffnen wollte, vermochte er es nicht. Immer freundlicher blickte die Gestalt ihn an, immer heftiger wurde die Sehnsucht, immer stürmischer klopfte sein Herz. Jetzt winkte sie ihm — er sprang auf, ihr zu folgen — und vor ihm stand ein altes Zigeunerweib, das ihn mit gar sonderbarem Lächeln anschaute.

Nicht so eilig, mein schöner, junger Herr! rief die Alte und faßte seine Hand, ihn zurück zu halten: Ich habe Euch ein ernstes Wörtchen zu sagen.

Mir? rief Robert, der bei dem Anblicke dieser Gestalt noch zu träumen glaubte.

Ja, Euch, lieber Herr, erwiderte die Alte freundlich: hört mich nur ein Weilchen ruhig an!

Robert betrachtete das Weib genau; es schien ihm, als habe er sie schon einmal gesehen.

Erinnert Ihr Euch noch meiner? hob sie jetzt an: Erinnert Ihr Euch noch jenes Abends nach der nördlinger Schlacht, wo Ihr mich mit Peverelli neben dem verwundeten Montaldo fandet? In dieser Nacht suchten wir Beide ein Kleinod; ich fand es, verbarg es schnell, und betrog Euch. Als ich späterhin durch Montaldo erfuhr, daß dies Kreuz Euch vor dem Teufel und seinen Gesellen geschützt habe, hoffte ich, es werde auch mich schirmen und schützen. Aber da betrog ich mich. So oft ich es auch an mein Herz drückte, und vor dem Heiligen kniete, brachte es doch keinen Segen über mich — das Unglück hat mich seitdem schwer verfolgt. Montaldo, der Bube, verführte mein frommes Töchterchen, sie starb aus Gram — Gott mög' ihn dafür verdammen! — Die Schweden haben mich zweimal rein ausgeplündert, und wenn ich nun die kostbaren Steine aus dem Kreuze brechen und durch ihren Verkauf mir helfen wollte, konnt' ich's doch nie; es war als ob eine höhere Macht mich davon abhielt, und mich trieb und drängte, Euch Euer Eigenthum zurückzugeben. Besonders in dieser Nacht ließ es mir keine Ruhe; ich mußte auf vom Lager; und da ich aus manchem ahnen konnte, es sei Montaldo zum Verderben, so trieb mich die Rache zu Euch, und ich ging mit Freuden. Nehmt daher das heilige Kreuz zurück und gedenket dankbar eines armen Zigeunerweibes!

Sie wickelte das Kreuz aus einem alten, seidenen Tuche, und blickte, Dank erwartend, auf Imhof, der ihr einen gefüllten Beutel in die Hand drückte. Die Alte verließ schnell das Zelt.

Als nun Imhof das Heilige wieder vor sich sah, und sein Herz von frommen Gefühlen durchdrungen das Bild der vorangegangenen Mutter, Clara's Bild rein und versöhnt vor ihm stand, und er die Hand ausstrecken konnte, die theure Reliquie zu fassen, da löst'e sich der dämonische Ring von seinem Finger — er war verschwunden; und die Hände falteten sich zum frommen Gebet, die Lippen stammelten den heiligen Namen, das Herz war dem Himmel wieder geöffnet.

Als er noch so in tiefer Andacht betend auf seinen Knieen lag, schmetterten draußen die Trompeten und die Trommeln riefen zum Sturm. Er ergriff Panzer und Pickelhaube, ergriff das Kreuz und stürzte zum Kampfe.

Unfern des Lagers begegnete er Montaldo, wild durchbohrend ruhte dessen Auge auf ihm. Den Handschuh riß er von seiner Linken und streckte sie Imhof entgegen. Elender Heuchler! rief er ihm zu: Sieh' hier! und an der Spitze seines Haufens begann er den Sturm. Imhof, welcher den Ring an Montaldo's Finger deutlich gesehen hatte, folgte ihm mit Grauen.

Die Schweden, des Angriffs gewärtig, donnerten den Stürmenden Tod und Verderben entgegen. Montaldo's Rotten sanken zerschmettert nieder; sie wichen. Da ergriff Montaldo Verzweiflung. Folgt mir! rief er, und wuthschnaubend stürzte er auf die Bresche zu und sank. — Die Seinen trugen ihn zurück und legten ihn unter einen Baum; eine Kanonenkugel hatte ihn zerrissen.

Schaudernd eilte Imhof an ihm vorüber und begann nun mit seinem Haufen den Sturm. Auch er wurde zurückgeschlagen; die Seinen flohen, er mußte ihnen folgen.

Als er an den Ort kam, wo Montaldo gelegen, hielt Peverelli auf seinem hohen schwarzen Streitroß und blickte starr und ernst auf die Stelle, wo die Krieger Montaldo niedergelegt hatten. — Der Todte war verschwunden — schwarz, als sei die Erde zu Kohle gebrannt, wo die blutige Stelle, wo er gelegen.

Imhof erbebte bei diesem Anblick. Unwillkürlich, als ob er sich gegen Peverelli schützen wolle, nahm er das Kreuz von seiner Brust und streckte es ihm entgegen. Da schnaubte der Rappe und bäumte hoch in die Höhe — Peverelli sah auf — sah Imhof, sah das Kreuz — sein funkelndes Auge blickte wild auf den Patrizier — die Faust zuckte — Doch schnell drückte er dem bäumenden, schnaubenden Streitroß die Sporen in die Seite — wild, brausend hob sich dies noch höher, und mit furchtbarem Satze sprengte es über die blutige, verbrannte Stelle hinweg, unter Kugelregen jagte es durch die Reihen der Fliehenden und verschwand.

Als ihn Robert im Pulverdampf verschwinden sah, schauderte ihn — Doch — „mit Gott!" rufend, sammelte er seinen Haufen wieder, und als Oberst Uncis mit dem übrigen Theil des Regiments zu seiner Unterstützung heranrückte und es von Neuem gegen die Bresche führte, ergriff Robert die Fahne seiner Compagnie. „Mit Gott!" rief er noch einmal, und stürmte so freudig voran, als sei der Weg zum Tode mit Rosen bestreut. Er kehrte nicht wieder, die Fahne bedeckte den Gefallenen.

Feierlich tönte das Geläute von den Thürmen Augsburgs, als der Sarg des Hauptmanns Imhof, begleitet von seinen Waffenbrüdern und dem treuen Kaspar, durch das hohe Thor der alten Stadt einzog. In der Familiengruft der Walther, neben Clara's Sarg, ward ihm sein Ruheplatz gegönnt.

Die Pilgerin hatte ihn zur seligen Wallfahrt abgerufen.

Opfer der Untreue.

Das Glück trieb mit dem Amtmann Müller sein launiges Spiel. Jede Unternehmung, Alles, was er begann, begünstigte es; die reichsten Ernten lohnten seiner Mühe, und stets war die Speculation des alten Müller die richtigste. Kapital häufte sich auf Kapital, und statt der königlichen Pachtung führte er jetzt die Wirthschaft auf seinen eigenen weitläuftigen Besitzungen. Beneidet von seinen engherzigen Nachbarn, gesegnet von den Armen, denen er mit milder Hand reichte, und verehrt von dem engen Kreise seiner Freunde, was fehlte diesem Manne, um sich in seinem Schicksal glücklich zu fühlen!

Gleich dem Achilles, hat der glücklichste Mensch eine verwundbare Stelle; das Schicksal trifft sie stets und verwundet ihn hier.

Die Liebe gab ihm eine treue Gattin, die, arm wie er, durch Thätigkeit und Ordnung mit ihm vereint den Grundstein zu seinem Wohlstande gelegt hatte. Acht Kinder schenkte ihnen der Himmel und nahm der sorgsamen Mutter dafür die Gesundheit. Siech und leidend sah sie schon mehre der Lieben vorangehen und ihr die stille Friedenswohnung bereiten, bis Müller mit den noch übrig Gebliebenen an ihrem Grabe vernichtet stand und sein Glück, seine Freude in die stille Gruft senken sah. Aber bald folgten ihr auch die Zurückgebliebenen; nur Moritz, der Jüngste von Allen, der Letzte der Geliebten, blieb noch bei dem trauernden Vater zurück.

Er liebte diesen Einzigen, Theuren aber auch mit überschwenglicher Liebe, und der brave Jüngling verdiente sie. Mann in jedem Sinne des Worts, war er neben dem Vater das fromme Kind, das mit stiller Aufmerksamkeit für die kleinen Bedürfnisse des Greises liebend sorgte. Allen seinen Wünschen kam er zuvor, nur einen einzigen — und als dd auch hier das Schicksal den Alten an der empfindlichsten Stelle verwunden wolle — mußte er dem geliebten Vater verweigern, den Wunsch nemlich, sich zu verheirathen. Der alte Müller, dem sein ganzes eheliches Leben ein ungetrübter, reiner Himmel gewesen war, in welchem seine theure Gattin alle Sorgen, allen Kummer, jede Freude, jede frohe Stunde treulich mit ihm getheilt hatte, konnte sich kein Erdenglück ohne die Ehe denken, und so oft er auf dies Kapitel kam, so oft der sonst gehorsame Sohn ihm in diese Lieblings-Idee einzugehen verweigerte, so oft trübte eine Unmuthwolke seine Stirn.

Moritz hatte ſtudirt, doch blos um ſeinen Verſtand auszubilden, nicht um durch wiſſenſchaftliche Kenntniſſe ſeinen künftigen Unterhalt zu ſichern. Er hatte, ſeine Pflicht erfüllend, den Feldzug für die Freiheit des Vaterlandes als Lieutnant der Landwehr mitgemacht; aber gleich nach beendetem Kriege war er zum Landleben zurückgekehrt und ſtudirte unter des Vaters Leitung die Oekonomie praktiſch. Sein ſtiller, anſpruchloſer Sinn, ſein tiefes Gemüth und der geringe Genuß, den ihm rauſchende Freuden gaben, zogen ihn in den ſtillen Kreis des Landlebens zurück, und nur hier, in dieſer gleichförmigen Thätigkeit, konnte er ſich eine glückliche Zukunft denken.

Alle Verſuche des Vaters, ihn zur Wahl einer Gattin zu bewegen, waren fruchtlos; es blieb ihm nur noch eine Hoffnung. In einem kleinen Städtchen lebte mit ihren beiden Töchtern eine Verwandte ſeiner verſtorbenen Gattin, einfach und eingeſchränkt, von ihrem kleinen Witwengehalte. Seine theure Maria hatte dieſe ihm auf dem Sterbebette noch empfohlen; treulich erfüllte er ihren letzten Wunſch und unterſtützte dieſe würdige Familie nach Kräften. Er eilte zu ihnen. Die jüngſte der Schweſtern, die kleine Maria, zu welcher er ſich ſchon des Namens wegen hingezogen fühlte, war nun in den vielen Jahren, in welchen er ſie nicht geſehen hatte, zur blühenden Jungfrau aufgewachſen; ſie trat ihm, Hoffnung erregend freundlich entgegen, und des andern Tages begleitete ſie ihn, mit Bewilligung der Mutter, nach Lindenbach, um dort für immer zu bleiben.

Sie war eine von den ſchönen, ſchlanken Geſtalten, deren blonde Locken, deren blaues Vergißmeinnicht-Auge, deren ruhige Haltung und freundliche Würde, deren ſeelenvoller Blick uns ſo leicht an eine der Oſſianiſchen hohen geiſtigen Geſtalten erinnert und uns mit höherer Gewalt an ſich zieht.

Auch Moritz fühlte ſich von dieſer reinen, erhabenen Jungfrau ergriffen; aber auch ihr ſanftes Auge ruhte freundlich auf dem ſchwermüthigen Jüngling, und ſchon in den erſten Tagen nahten ſich die beiden guten Menſchen. Einfach und anſpruchlos erzogen, hatte die würdige Mutter Alles gethan, ihren Geiſt zu bilden und ihrem Gemüthe die Reinheit zu erhalten, die die Natur in ihr gefühlvolles Herz gelegt hatte. Zart an Körper wie an der Seele, mußte ſie Jedem eine ſeltene, liebliche Erſcheinung ſein.

Vater Müller, der in ihr ſeine gute Maria wieder zu ſehen glaubte, dem ſie oft täuſchend die ſchönen Zeiten ſeiner Jugend zurückführte, kettete ſich innig an dies freundliche, ſanfte Weſen, das er wie ſeine Tochter liebte, und ſo ward der ſehnliche Wunſch in ihm recht lebhaft, daß ſie auch wirklich einſt ſeine geliebte Tochter werden möchte.

Er hatte ſchon deshalb in der erſten Zeit ihres Hierſeins an ihre Mutter geſchrieben, doch dieſe ihn inſtändigſt gebeten, dem Schickſale es zu

überlaſſen und nicht eigenmächtig einzugreifen, am wenigſten aber Moritz oder Maria etwas von ſeinen Wünſchen ahnen zu laſſen. „Iſt es der Wille des Himmels,“ ſo ſchloß ſie den Brief, „ſo werden ſich ihre Herzen finden und um deſto inniger ſich vereinen, da ſie ſich allein, ohne Leitung, auf ihrem Lebenswege begegneten.“

Mit innigem Vergnügen ſah der Vater nun die beiden jungen Leutchen immer traulicher, immer herzlicher werden. Moritz unterrichtete ſie, die von der Landwirtſchaft nicht die mindeſte Kenntniß hatte, in ihrem neuen Wirkungskreiſe; er ging ihr bei Allem thätig zur Hand. Die innere Wirthſchaft, wobei er immer um Maria ſein konnte, beſchäftigte ihn weit mehr als ſonſt, wo es ihn nur auf das Feld, in das Freie hinaustrieb, und mit frohem Blick in die Zukunft ſah Vater Müller die Schwiegertochter, ganz ſo, wie er ſie gewünſcht hatte, ganz ſeiner verſtorbenen Gattin ähnlich, ſchon jetzt freundlich neben ſich wandeln.

Auf Maria hatte der ſchöne Jüngling, der ihr ſo liebend, ſo brüderlich entgegen kam, einen tiefen Eindruck gemacht. Es war der erſte junge Mann, dem ſie ſich genahet hatte, deſſen Empfindungen ſo ganz mit den Gefühlen ihres Herzens übereinſtimmten, und der die ſtillen Wünſche zu erfüllen ſchien, die ſelbſt unbewußt leiſe in ihr aufgeſtiegen waren.

Es gibt eine Zeit in der Roſenblüthe der Jungfrau, wo auch die Unbefangenſte unwillkürlich in ihrem Buſen ein Ideal ſich bildet, das nur erſt dann ausgemalt vor ihrem Blicke ſteht, wenn die Aehnlichkeit, aus der wirklichen Welt aufgegriffen, ihr plötzlich erſcheint. So war es auch Marien. Daß er es ſei, fühlte ſie, den ſie ſich gedacht, an den ſie die ſtille Sehnſucht, die leiſe Hoffnung geknüpft hatte. Unbewußt, daß es die Liebe ſei, welche dieſes Bild ſo lieblich ausſchmückt die und den Jüngling ſo zart mit ihrem Jugendtraume verwebte, gab ſie ſich ihren Empfindungen, ihrer Neigung unbefangen hin, und glaubte dem Sohne ihres Wohlthäters, dem geliebten Bruder, dieſe Gefühle dankbar weihen zu müſſen, da ſie ſie doch nur dem Geliebten opferte. Sie öffnete der Liebe ihr unbefangenes Herz und glaubte es nur der Dankbarkeit zu öffnen, und ihr weiches, ſanftes Gemüth verſank ſchon ganz in ſtille Liebe, ohne daß ſie es nur ahnete, daß dieſe Leidenſchaft ſie je ergreifen könne.

Monate vergingen, immer inniger wurde das Verhältniß. Der Herbſt mit ſeinen fröhlichen Gaben verdrängte den Sommer; das Ernteſeſt verſcheuchte die ängſtlichen Sorgen und lohnte die Mühe des ganzen Jahres mit ſeinem reichen Segen. Das Kirchweihfeſt, dieſer fröhliche, alte Gebrauch des freundlichen Sachſenlandes, beſchloß den Cyklus der ländlichen Feſte, und führte dem trüben, einförmigen, aber ruhigen Winter entgegen.

Alles wurde zu diesem Feste geladen, wo der Frohsinn für das ganze Jahr seine schönsten Momente spart, und wo, ohne strengen Unterschied der Stände, die Nachbarn, Verwandte und Bekannte sich im freundlichen Vereine vergnügen, und alle Sorgen, alle Noth daheim lassen.

Auch nach Lindenbach strömten die Freunde und Bekannten zu diesem frohen Feste; selbst die Gräfin Palm mit ihrer schönen Tochter und ihrem Sohne, einem Garde-Offizier, war dazu eingeladen, da ihr Schloß, Hüneburg, nur eine halbe Stunde von Lindenbach lag, und sie die nächsten Nachbarn waren. Es war das erste Jahr, wo sie die alte Burg den Sommer über bewohnte, und weil der Stolz der alten Gräfin sattsam bekannt war, so hatte der Amtmann Müller gehofft, daß die stolze Dame die Einladung ausschlagen würde; desto größer war sein Erstaunen, als er die vier Isabellen antraben, die alte Dame mit ihren Kindern und einem ganzen Heer schmarotzender Bedienten ankommen sah. Es half nichts, er mußte hinunter, der Frau Gräfin den Arm bieten und sie in die Gesellschaft einführen. Moritz führte die Gräfin Auguste, ihre Tochter, und der junge Graf folgte, das Jäger-Chor aus dem Freischütz trällernd, in den Saal, wo Alles, im bunten Gemisch versammelt, im Begriff stand, zur Tafel zu gehen.

Glücklicherweise waren einige ebenbürtige Ritter mit in der Gesellschaft, gute treuherzige Landleute, die ihre Wirthschaft in tüchtigem Stande erhielten, aber übrigens von dem feinen Tone der großen Welt wenig verstanden. Die Gräfin Palm erwählte sie zu ihrer Gesellschaft, und der gute Müller war herzlich froh, als sie dem Einen, den ein Johanniter-Kreuz zierte, den Arm bot, um sie zur Tafel zu führen. Moritz führte wieder die Tochter, und der junge Graf beglückte die reizende Maria, die zufällig Moritzen und der jungen Gräfin gegenüber zu sitzen kam.

Hatte auch anfangs die Gegenwart der Gräfin den frohen Kreis in etwas gestört, so sprach sich doch nach und nach die offene Fröhlichkeit und die herzliche Stimmung der braven Landbewohner, trotz der steifen Haltung der Frau Gräfin, laut aus. Ein Corps Bergleute stimmte sein ernstes „Glück auf!“ in volltönendem Chor an; der rauschende Walzer setzte auch schon am Tische die Füße der jungen Leute in zuckende Bewegung, und das alte Lied: „Am Rhein, am Reihn!“ wurde, den Ohren der Frau Gräfin zum Entsetzen, gesungen. Alles war in der frohesten Stimmung, nur Maria nicht. Die faden Schmeicheleien des Garde-Offiziers hatten ihr anfangs Spaß gemacht; der Unsinn, wofür sie diese süßen Worte hielt, war ihr zu neu und lächerlich gewesen, als daß er sie nicht für einen Augenblick belustigt hätte. Späterhin wurde sie ernster, zerstreuter; sie hörte kaum mehr auf den mühsam herbeigesuchten Witz ihres Nachbars, und hatte nur Augen für Moritz und die Gräfin.

Ein ihr unbekanntes Gefühl durchglühte ihre Brust; sie fühlte, daß sie erröthete, und wußte sich doch eigentlich nicht zu erklären, worüber? —

Sie fühlte eine unbeschreibliche Angst und Unruhe, und wußte sich doch nicht zu deuten, warum? — Sie glaubte in Moritz's und Auguste's Blicken etwas zu lesen, was bis jetzt nie klar vor ihr gestanden hatte. Sie warf den ersten Blick in ihr Herz, erschrak vor sich selbst, und konnte doch ihrer Empfindungen nicht Meister werden.

Alle witzigen Bemerkungen ihres Nachbars, über ihr beständiges Zerstreutsein, alle beißende Floskeln, welche die gekränkte Eitelkeit diesem eingab, wurden nutzlos an sie verschwendet; sie hatte nur Augen für Moritz, nur Ohren für die ausgesprochenen Worte Auguste's. Nie war ein Mittagmahl der armen Maria peinlicher gewesen, als dieses; nie war ihr das ungewöhnlich frühe Aufstehen, welches die alte Gräfin veranlaßte, willkommener gewesen als jetzt. Träumend und sinnend ging sie auf ihr Zimmer, warf sich auf das Sopha und sah tief seufzend gen Himmel.

Vater Müller trat herein; er hatte sie emsig gesucht, um mit ihr über einige noch zu treffende häusliche Anstalten zu sprechen. Sie sprang auf. — Liebe Maria! — sagte der Gutmüthige, dem der Schmerz auf den ersten Blick nicht entging, den ihr feuchtes Auge aussprach, — was fehlt Dir? — liebe Tochter? — Schluchzend warf sie sich an seine Brust und schmiegte sich innig an ihn.

Mein Gott! Mädchen, was ist Dir? sagte er bewegt, und strich ihr die herabgefallenen blonden Locken von der Stirn.

Nichts, lieber Vater, nichts! — antwortete sie gerührt und küßte seine Hand — Es wird schon vorüber gehen, ängstigen Sie sich nicht um die Thörin.

Sie ging ruhig an ihr Geschäft, der Vater aber kopfschüttelnd zu der Gesellschaft zurück, wo er Moritz aufmerksam beobachtete; denn daß von hier aus der Kummer Marias Herz getroffen hatte, war ihm fast gewiß. Ihm fiel dessen Benehmen gegen die Gräfin Auguste auf, das dem ängstlichen Beobachter nicht entgehen konnte, und ihn auf manche Spuren führen mußte, so sehr sich auch Moritz nur in den Schranken der allgemeinen Höflichkeit zu bewegen schien. Auch Gräfin Auguste schien Moritzen besonders auszuzeichnen, und beim Tanz entging ihm ein Händedruck nicht, dessen Erwiederung deutlich in ihrem Blicke zu lesen war.

Nun stand Alles klar vor ihm. Eifersucht hatte Maria's, eine unglückliche Neigung Moritz's Herz ergriffen. Das schöne Gebäude einer glücklichen Zukunft zertrümmerte diese Entdeckung, und er sah das Grab seiner Hoffnungen geöffnet.

Maria hatte auch in der Stille Beide beobachtet. Sie hatten einen richtigen Blick in die Verhältnisse beider gethan, aber einen noch richtigern in ihr eigenes Herz. Zum ersten Mal sagte sie sich, daß sie liebe, daß sie unglücklich liebe und diese Blüthe ihres Jugendlebens schon im Entfalten verwelken müsse. Sie fühlte nun wohl, daß Moritz's Benehmen gegen sie

nur das herzliche Entgegenkommen des Bruders zur Schwester gewesen sei, und daß sie, bei mehrer Kenntniß des menschlichen Herzens, gerade dieses Offene, Unbefangene, Zutrauliche nur für brüderliches Wohlwollen hätte erkennen müssen. Auf einem einsamen Gange am kleinen See, ihrem Lieblingsplätzchen, wohin sie sich, während die Gesellschaft im Saale bei dem Tanze sich vergnügte, begeben hatte, faßte sie nach kurzem innern Kampfe den Entschluß, ihre Liebe, es koste was es wolle, zu unterdrücken und ihm zu entsagen.

Zur Dulderin geboren, zum Entsagen von früher Jugend gewöhnt, den Engel der Liebe, der wahren, hohen, himmlischen Liebe im Busen, mußte der Reinen ein Kampf gelingen, den die höchste Tugend nur zu bestehen vermag. Sie näherte sich freundlich, aber schüchtern der Gräfin, sie suchte ihr Zutrauen, ihre Theilnahme zu gewinnen; doch trotz aller guten Vorsätze, trotz des beßten Willens, zog sie immer etwas von ihr zurück, und die flammende Gluth, die aus Auguste's Worten, aus ihren Augen strömte, dieses überspannte, Alles, auch das Geringfügigste, idealisirende Wesen stieß sie ab, sie mochte sich zu ihr hinneigen, so liebend sie auch wollte.

Schon während des ganzen Tages hatten dunkele Wolken den klaren Himmel umzogen, die Nacht wurde finster, kein freundlicher Stern, kein Strahl des Mondes blickte durch den Wolkenschleier hindurch, der Regen stürzte in Strömen herab. Es war ein Wetter, wie nur eine stürmische Novembernacht es schaffen kann. An Nachhausefahren war gar nicht zu denken; selbst die stolze Gräfin Palm mußte sich gefallen lassen, mit den Ihrigen hier unter dem bürgerlichen Dache die Nacht zuzubringen. Jeder suchte und fand in dem geräumigen Hause sein Plätzchen, und Alles legte sich zur Ruhe, nur nicht die tobende Natur und Moritz und Maria. Diese saß noch immer auf ihrem Stübchen, den Kopf in ihre Hand gestützt, während Jener, den Elementen trotzend, im Park umherschweifte und endlich zu einem offen stehenden Kiosk, der rauhen Witterung zu entgehen, eilte, von wo aus er das Licht in Auguste's Zimmer deutlich sehen und ungestört von ihr träumen konnte.

Im vorigen Jahre war er, eben im Liebensteiner Bad mit einem Jugendfreunde angekommen, auf dem ersten Spaziergange, den sie in der schönen Umgegend machten, zwei Damen begegnet, die vergebens einigen jungen Herren, die sie zu verfolgen schienen, auswichen; sie wurden eingeholt. Die wahrscheinlich halb Berauschten erlaubten sich Reden, welche das Ohr eines sittlichen Mädchens beleidigen mußten, und die armen Verlassenen waren in der peinlichsten Verlegenheit. Da trat Moritz zum Schutz der Frauen hervor, stellte die Ungesitteten ihres unartigen, unfeinen Betragens wegen zur Rede, und gab den Damen Zeit, sich zu entfernen.

Dieses Zusammentreffen war die Ursache eines Duells, das am

andern Morgen ſtatt fand, wobei Moritz ſeinen Gegner bedeutend verwundete, der auch ſogleich Liebenſtein verließ. Dieſe Sache war ſo ſchnell und in der Stille abgemacht, daß ſie der ganzen Bade-Geſellſchaft ein Geheimniß blieb.

Moritz hatte nicht einmal die Damen, für welche er gefochten hatte, ſo genau angeſehen, um ſie wieder erkennen zu können; er fand ſich daher des andern Nachmittags angenehm überraſcht, als die junge Gräfin Palm auf einem Spaziergange mit ihrer Freundin an ihn herantrat und ihm für den ritterlichen Schutz dankte, den er ihr, als einer Unbekannten, ſo willig, ſo edelmüthig geleiſtet hatte.

Dieſe Begebenheit knüpfte eine weitere Bekanntſchaft an. Auguſte, die junge Gräfin Palm, war eines von den leicht entzündbaren Weſen, die Alles glühend umfaſſen, wenn es ſich ihnen mit ſchwärmeriſcher Liebe naht. Ueberſpannt, Alles idealiſirend, Alles mit Leidenſchaft ergreifend, mußte ihr der ſchöne junge Mann, der ſo ritterlich ſie vertheidigt und dann ſo beſcheiden geſchwiegen hatte, höchſt intereſſant werden. Das ſchwärmeriſche, tiefe Gefühl der erſten Liebe, womit Moritz ſich zu dieſer Glühenden hingezogen fühlte, hatte ihr aufgereiztes Gemüth lebhaft ergriffen, und die höchſte Leidenſchaft von ihrer, die innigſte Liebe von ſeiner Seite einigten ſich zum unzertrennlichen Bunde.

Der Zufall wollte, daß Moritz's Begleiter, der Auguſte's Freundin höchſt intereſſant und liebenswürdig fand, auch in ihr gleiche Empfindungen weckte. Ihr Stand, ihre äußeren Verhältniſſe legten ihrer Liebe kein Hinderniß in den Weg, und die Aeltern nahmen ihn willig als ihren künftigen Schwiegerſohn an. Dieſes junge Brautpaar gab nun den beiden Liebenden Gelegenheit, ſich täglich zu ſehen, zu ſprechen, und ehe die Abreiſe aus dem Bade ſie trennte, verabredeten beide, daß ſie ſich den Winter in der Reſidenz, in dem Hauſe ihrer Freunde, wiederfinden wollten.

Die höchſte Schwärmerei der Liebe beglückte ſie in dieſen ſeligen Tagen; die reizende Gegenwart ließ ſie ſo leicht über die trübe Zukunft hinweg ſehen, und nur in den Momenten der Abſpannung und in dem Augenblick der Ruhe zeigte ihnen die warnende Vernunft die Hinderniſſe, welche ihrem Glücke entgegen ſtanden Nie, das fühlten ſie, würde die ahnenſtolze Mutter ihre Einwilligung zur Verbindung ihrer Tochter mit dem Sohne eines Amtmanns geben, wenn ſie auch ihrer zerrütteten häuslichen Umſtände wegen dieſe Verbindung hätte wünſchen können. Alle denkbaren Hinderniſſe hatten ſie überdies noch von dem heimtückiſchen Bruder zu erwarten, der durch die ſchöne, intereſſante Schweſter in Verbindungen zu kommen ſuchte, die dem Verdienſtloſen eine leichtere Carriere eröffnen ſollten.

Sie ſtanden allein; nur auf ihr Herz, ihre Liebe, ihre Treue durften ſie bauen, und nur den Verhältniſſen trotzend, konnten ſie in eine ent-

fernte Zukunft hinblicken. Nur die liebende Theilnahme ihrer Freunde, des Herrn von Streit und seiner Gattin, ebnete ihnen die rauhe Bahn, und gab ihnen Gelegenheit, sich zu sehen und entfernt einen lebhaften Briefwechsel zu unterhalten.

Doch alle diese Hindernisse, das Drückende, das Romanhafte ihrer Situation erhöhte bei Augusten noch den Reiz ihrer Neigung. In Hüneburg, wohin die Oekonomie der Mutter sie dieses Jahr zu ihrer unaussprechlichen Freude versetzte, wurde die treue Zofe zur Vertrauten gewählt; der einsame Park am Schloß, das kleine Birkenwäldchen an der Meierei, hatte schon oft die Liebenden beherbergt, ehe ihr Schicksal sie zum Kirchweihfest zusammen geführt hatte.

Moritz sah mit sehnendem Blicke nach dem immer noch erleuchteten Fenster. Der Sturm hatte sich gelegt, der Regen aufgehört, die Natur schien beruhigt. In wonnige Träume versunken, zauberte ihm seine Einbildung in dieser heiligen Stille die Geliebte, wie sie, noch wach in der stillen Nacht, während Alles um sie her der Ruhe genoß, nur an ihn denkend, vielleicht eben jetzt sehnsuchtsvoll zu ihm hinüber schwebe. Mit den lebhaftesten Farben malte ihm diese Zauberin das reizende Bild des geliebten Mädchens, sein trunkenes Auge sah starr nach dem Fenster hin; da wurde es heller in Auguste's Zimmer — eine Flamme schlug empor. Moritz stürzte in's Haus und „Feuer!" schreiend nach Auguste's Zimmer. Ein Stoß gegen die Thür — sie sprang auf — die helle Flamme, der dicke Dampf wallte ihm entgegen. Da riß er die Betäubte vom Lager, trug sie mit seinen starken Armen hinaus, rief den Herbeieilenden zu, die Mutter zu retten, die mit Auguste im nemlichen Zimmer schlief, und ohne zu wissen, warum? trug er in der höchsten Angst die Ohnmächtige in den Kiosk, legte sie auf ein Ruhebett, und holte aus dem nahen Bache Wasser, um sie in's Leben zurückzubringen.

Im Schlosse war unterdessen Alles in Aufruhr. Die Gräfin Palm hatte den Wachsstock auf einem Tische brennen lassen; der Tisch, auf welchem Kleidungsstücke lagen, war in Flammen gerathen; die Gardinen, die Tapeten waren von dem Feuer ergriffen, als die Herbeieilenden die Gräfin retteten und das Feuer schnell dämpften.

Kaum hatte sich diese von ihrem Schreck erholt, als ihre erste Frage nach ihrer Tochter war. Mehre Bedienten hatten Moritz mit seiner schönen Bürde begegnet, und man konnte ihr daher die Versicherung geben, daß sie gerettet sei; aber wo sie sei, das wußte niemand. Aengstlich bat die Mutter, welche das Unschickliche dieser Rettungs-Scene im ersten Momente gefühlt hatte, sie aufzusuchen; Alles bemühte sich, ihr zu willfahren, und setzte sich hierzu in Bewegung.

Aber früher als die Andern hatte Maria schon ihre Wanderung angetreten. Sie hatte Moritz im Garten erblickt, als er die schöne Auguste wie im Triumph davon trug. Ein drückendes Gefühl zog sie nach; ihre Einbildekraft malte ihr den geliebten Moritz, die theure Last im Arm, an seine Brust gedrückt, und wenn auch die holde jungfräuliche Sittsamkeit dieses Bild bedecken wollte, vergebens! Der Dämon, der ihr Herz durchzuckte, lüftete immer wieder den deckenden Schleier.

Ihr eilender Schritt führte sie nach dem Kiosk. — O Du mein Einziggeliebter! — tönte eine melodische Stimme aus dem Häuschen ihr entgegen — Dir dank' ich mein Leben, Du hast mich gerettet, mein Moritz! Sieh, Geliebter! ewig will ich Dir es lohnen, ewig soll dies Herz so laut, so treu für Dich schlagen, wie jetzt! O fühle sein Klopfen, fühle, wie es sich Deiner Hand entgegen preßt! Dieser Augenblick verbinde uns für die Ewigkeit unzertrennlich!

Länger konnte Maria nicht vor dem Häuschen bleiben. Zitternd trat sie hinein. Die Liebe, die Eifersucht, der Engel der Unschuld beflügelten ihre Schritte. — Moritz! — rief sie im Eintreten mit zitternder Stimme — Wo sind Sie?! Kommen Sie, ach, ich bitte, ich beschwöre Sie, kommen Sie, lieber Moritz! — Aber Alles blieb still; eine unnennbare Angst ergriff das fromme Mädchen, sie sah Lichter vom Hause her sich nach ihr hin bewegen. Schnell nahm sie den Mantel von ihrer Schulter und warf ihn nach dem Orte, wo sie die Beiden vermuthete. — Man sucht Sie, man wird gleich hier sein; ich lasse meinen Mantel zurück! rief sie aus und eilte davon.

Wie der Engel der Tugend entschwebte sie durch die wohlbekannten Gänge des Parks, verschloß sich unbemerkt in ihr Stübchen, und betete ein stilles, frommes Gebet.

Ja, Du Heilige, der Himmel hatte Dein Gebet schon erhört, noch ehe Du es begannest. Du warst der rettende Genius!

Die Gräfin dankte des andern Tages dem jungen Müller für die Rettung ihrer Tochter; doch lag in diesem Dank ein gewisses Etwas, das sie nicht verbergen konnte. Sie fühlte, daß diese nächtliche Scene ihre Tochter dem jungen Manne näher gebracht haben mußte, und daß der Zufall die hohe Scheidewand der Stände, die sie für unübersteiglich gehalten, in dem Augenblick zerstört hatte, in dem er die süße Bürde in Moritz's Arme legte.

Auguste begegnete der einsam wandelnden Maria des andern Morgens im Garten. Sie sank ihr um den Hals, drückte heftig einen Kuß auf die Rosenlippen der Jungfrau, und ein herzlicher Druck der Hand sprach ein inniges: ich danke Dir! aus. Auch Maria war ergriffen, als dieses zauberische Wesen an ihrer Brust ruhte; sie schloß sie innig und mit aufrichtiger Liebe an ihr verwundetes Herz. Ohne sich näher zu erklären, verstanden sich beide.

Alles hatte sich seit gestern anders gestaltet. Maria war aus ihren stillen Träumen erwacht. Der feste Glaube an Liebe und Tugend war verschwunden, und als am Abend Moritz ihre Hand ergriff, sie mit Innigkeit an seine Lippen preßte und im herzlichsten Tone: gute Maria! zu ihr sagte, wähnte sie, Abbadonna stände vor ihr, und sie beweinte den Gefallenen und ihre entflohene Liebe.

Auch Moritz war verändert. Rein und geistig hatte seine Liebe in der Tiefe seines Gemüths geruht. Seinem festen Willen vertrauend, hatte er ruhig den Zeitpunkt erwartet, der ihn endlich an das längst ersehnte Ziel führen würde. Der Gedanke allein: Sie liebt Dich ewig! befriedigte schon seine Sehnsucht. Keine Wünsche, keine Begierden waren dem reinen Herzen entstiegen. Aber seit jener Nacht war das Stern-Diadem verschwunden, das seine Liebe wie ein Heiligenschein umstrahlt hatte, und die Sinne umgaukelten ihn nun mit Bildern eine üppigen Phantasie.

Er fühlte, daß er sein inneres Bewußtsein, die Ruhe seines Lebens nur Maria, nicht sich zu danken habe; er fühlte, wie nothwendig es sei, die Dämonen zu bekämpfen, die sich seiner bemächtigen wollten; aber Herr unsrer Handlungen sind wir so selten, wie Herr unsrer Einbildungen! Seine Liebe hatte sich in andere Formen gestaltet; wo sie einst ruhig erwartete, begehrte sie jetzt sehnsuchtvoll.

Auch der alte Vater sah mit ängstlicher Spannung der Entscheidung entgegen, die er nun nicht länger mehr aufschieben zu dürfen glaubte. Er sprach mit Moritz, schilderte ihm die liebliche Maria mit den treffendsten, schönsten Farben, und verbarg seinen Gram nicht länger, als Moritz ihm offen gestand: Maria könne ihm nur die geliebte Schwester sein, sein Herz liebe eine Andere. Der Vater stellte ihm alle Hindernisse vor, die seiner Liebe entgegen ständen; vergebens! — Sie oder Keine, mein Vater! war die Antwort, die er an des Vaters Brust im kindlichsten Tone, aber bestimmt, gab. — Sie nur, der ich ewige Treue schwur, kann mich beglücken; ihr bleibe ich treu, so lange ich athme!

Auch über Hüneburg hatte dieser Tag trübe Wolken gebreitet. Die Mutter konnte die nächtliche Scene nicht vergessen, welche der witzige Bruder durch tausend zweideutige Fragen ihr recht grell in's Gedächtniß zurückführte. Bei ihr kam nun so Manches in die Erinnerung zurück, was sie früher unbeachtet gelassen hatte; der herzlose Bruder that auch das Seine, die Mutter in der Vermuthung zu bestärken, daß zwischen Auguste und dem jungen Müller eine Neigung sich entsponnen habe, die nun, es koste was es wolle, zerstört werden müsse. Auguste's Schreibtisch wurde heimlich geöffnet, und der Briefwechsel zwischen ihr und Moritz gab das gefürchtete Licht. Doch die Mutter, fein und klug, fühlte recht gut, wie schwierig es, besonders bei einer Schwärmerin wie Auguste, sei, eine glühende Leidenschaft gewaltsam zu bekämpfen; sie schwieg. Ein Brief, der des andern Tages aus der Residenz kam, nöthigte sie, wie sie

vorgab, zu einer ſchleunigen Abreiſe, und kaum fand die ſtreng beobachtete Auguſte noch ſo viel Zeit, ihren Moritz durch ihr Mädchen von dieſem unglücklichen Vorfalle zu benachrichtigen und ihm ein kurzes Lebewohl im Birkenhölzchen zu ſagen.

Hier, auf einer bemoos'ten Raſenbank, im Schatten einer ſchirmenden Hängebirke, ſchwuren ſie ſich ewige Treue, ſchwuren, kühn dem Sturm des Schickſals entgegen zu gehen und nur vereint unterzuſinken.

Ach, die Schwüre der Liebe ſind ſo ernſt, ſie binden feſt und innig, ja unauflöslich das treue Herz; doch das flatterhafte zerreißt dieſe Bande ſchnell! Die Treue, die ſich innig in die weiche Bruſt einſchließt, entfliehet gaukelnd dem wogenden Buſen, und das geflügelte Wort, das für Ewigkeiten band, ſchwebt auf Schmetterlingsflügeln verhallend dahin.

Traurig geſtimmt, aber doch durch Hoffnung und Vertrauen emporgehoben, verlebte nun Moritz den Reſt des Herbſtes in Lindenbach. Ihn und Maria hatte ein neues Band inniger verbunden, das Band der Freundſchaft. Sie war nun die Vertraute ſeines Herzens, und in ihren Buſen legte er ſeinen Kummer nieder, wenn die Briefe von Auguſte länger als gewöhnlich ausblieben.

Da die Gräfin Palm aus den Briefen der Liebenden geſehen hatte, daß die Frau von Streit die Vertraute ihrer Liebe ſei, und daß Moritz ihre Tochter dort öfters geſehen habe, ſo fand ſie bald eine ſchickliche Gelegenheit, den Umgang mit dieſer Familie abzubrechen; die treue Joſe ward gleichfalls verabſchiedet. Hierdurch wurde mancher Brief von Moritz aufgefangen, und manche Antwort kam erſt ſpät in ſeine Hände; doch ganz konnte die Mutter den Briefwechſel nicht hemmen, da ſich die Freundinnen doch oft in fremden Zirkeln ſahen, und ſich hier immer eine günſtige Gelegenheit fand, wo ſie ihre Geheimniſſe und ihre Briefe gegenſeitig austauſchen konnten.

Die Mutter hatte jetzt Moritz's gegen Auguſte noch mit keiner Sylbe erwähnt. Der Bruder, kleine Neckereien abgerechnet, hatte auch geſchwiegen; auf ganz andern, ſicheren Wegen hoffte man zum Ziele zu gelangen. Ein Graf Löwenſtein war mit ſeiner Mutter in die Reſidenz gekommen und hatte die ganze ſchöne Welt in Bewegung geſetzt. Die reichſte Partie im Lande, jung, liebenswürdig, mit Geiſt und Talenten von der Natur reichlich begabt, ſchien dieſe launige Schöpferin an ihm alle ihre Gaben verſchwendet zu haben. Es war daher kein Wunder, daß alle Mütter mit ſehnſüchtigem Blick nach ihm ſahen, und daß die Herzen der jungen Mädchen in ſeiner Nähe ſtärker klopften.

Doch ſein Theil war ihm ſchon früher beſtimmt. Seine Mutter, innige Freundin der Gräfin Palm, hatte mit dieſer die Partie zwiſchen

ihm und Auguste längst verabredet, und Alles wurde in Bewegung gesetzt, was zu diesem Ziele führen konnte. Als der Graf Löwenstein nach einiger Zeit seiner Mutter das Geständniß machte, daß unter allen Mädchen der Hauptstadt die Gräfin Auguste die Einzige sei, die ihn fesseln könnte, obgleich sie auch wohl die Einzige war, die ihn mit ausgezeichneter Kälte zurückstieß und fast nicht zu bemerken schien, so glaubte die hiervon unterrichtete Gräfin Palm, nicht länger mehr ihre Wünsche in ihrer Brust verschließen zu müssen; sie machte Auguste damit bekannt und verlangte unbedingten Gehorsam.

Auguste, ihrem Moritz getreu, blieb standhaft. Sie versicherte der Mutter, daß ihr der Graf mißfalle, und erst als die Mutter im Eifer aus ihrer Rolle trat und ihr bittere Vorwürfe über ihre heimliche Liebe zu Moritz machte, schwur sie ihr heilig und theuer, Keinem die Hand zu reichen als ihm. Von diesem Tage an wurde das Verhältniß zwischen Mutter und Tochter feindlich, jeder ihrer Schritte wurde bewacht, so daß sie fast gar keine Gelegenheit mehr hatte, ihren Briefwechsel mit Moritz fortzusetzen.

Moritz verlebte indessen in Lindenbach traurige Tage. Durch den letzten Brief, den er von Auguste erhalten hatte, erfuhr er den Plan ihrer Mutter, aber auch die Versicherung ihrer ewigen Treue. Doch so leicht sich die Hoffnung zu der Liebe gesellt, so schnell entflieht sie wieder, und die Furcht tritt an ihre Stelle; ein liebendes Herz ist auch immer ein zagendes. Auch Moritzen war die Hoffnung entwichen, seit er Auguste's Brief bekommen hatte; er verschloß jedoch still den Kummer in seine Brust.

Dieser Seelenzustand des einzigen Kindes entging dem ängstlich forschenden Blicke des Vaters nicht. Die bleiche Wange, das trübe Auge, die Abspannung in Allem, was er that, die wenige Theilnahme an seinen Geschäften, Alles ließ ihn auf eine innere Stimmung, auf einen Kummer schließen, der an seinem Herzen nagte, und es wurde ihm leicht, dessen Quelle zu errathen. Er sprach offen mit ihm, und aufrichtig entfaltete nun Moritz sein Herz vor dem zärtlichen Vater, vor der theilnehmenden, guten Maria. Er that das mit einer Entsagung, als sei er vom Schicksal schon bestimmt dem Unglück geweiht; er sah nur trübe in die Zukunft, fühlte, daß ohne Auguste kein Glück auf dieser Erde ihm blühe; daß sie gewiß für ihn verloren sei, sagte ihm eine innere Stimme.

Der Vater tröstete ihn und erbot sich, selbst nach der Residenz zu reisen, mit der Gräfin Palm zu sprechen und alle nur denkbaren Aufopferungen zu machen, welche die stolze Frau etwa verlangen könnte.

Das Alles führt zu nichts, mein guter Vater! — sagte der Hoffnungslose — Die Vorurtheile dieser Frau sind zu lange von Geschlecht auf Geschlecht vererbt, als daß Ihr wohlmeinender Rath, Ihre Vorstellungen

nur irgend auf ſie wirken könnten. Soll meiner Zukunft noch ein Stern der Hoffnung aufgehen, ſo muß er Auguſte's Herzen entſteigen, nur von daher kann er mir erſcheinen.

Am meiſten beruhigte ihn noch Maria. Feſt an Treue glaubend, ſchien es ihr unmöglich, daß Auguſte je wanken könne. Sie malte ihm dies ſo lebhaft, daß er oft beruhigt von neuem zu hoffen begann.

Fühlen Sie nicht ſelbſt, lieber Moritz, — ſagte ſie dann zu ihm — daß Ihre Liebe nur mit Ihrem Herzen vergehen könnte?— Ach, was tief in unſerer Bruſt ruht, was die Liebe mit emſiger Sorgfalt da hinein legte, das kann kein Sturm erſchüttern, keine Hand ausreißen. Was wahre Liebe in unſere Bruſt pflanzte, trägt Früchte, und wären ſie nur für jenſeit!

Die Briefe Auguſte's blieben aus, und ſein Schickſal wurde ihm klarer, da ihm ſein Freund, der Herr von Streit, zwar nur leiſe, doch vernehmbar andeutete, daß er nicht zu feſt auf Weibertreue bauen möchte. Da trieb ihn die Ungeduld und ſein Schmerz von hinnen; mit ſeinen eigenen Augen wollte er ſehen, ſich ſelbſt überzeugen und weit lieber die Gewißheit ſeines Unglücks ertragen, als dieſes ſtäte Schwanken zwiſchen Furcht und Hoffnung. Er reiſ'te, von Maria begleitet, in die Reſidenz, und die erſte Unterredung mit ſeinem Freunde gab ihm ein ſchreckliches Licht in der Sache.

Der glänzende, ſchöne, mit allem Liebreiz ausgeſchmückte Graf Löwenſtein hatte endlich auf Auguſte's Herz, das, wie alle Weiberherzen, nicht frei von Eitelkeit war, Eindruck gemacht. Er, der Liebling aller Frauen, das erſehnte Ziel aller Mädchen, zeigte Auguſten nur Beharrlichkeit und Treue, ließ ſich durch keine Laune, durch keine Kälte abſchrecken; beſcheiden, aber innig, trat er nie aus dem bezeichneten Kreiſe heraus. Als er ſich endlich nähern durfte, als der feine, leichte Ton ſeines Umganges, ſeine entwickelten Talente, die nur ihr huldigten, ihn höchſt intereſſant zeigen mußten, als ſie ſich nach und nach Vergleichungen erlaubte — was Wunder, daß dieſer edle, mit allen Vorzügen ausgeſtattete junge Mann endlich den Platz in ihrem Herzen einnahm, aus dem er nun leicht den treuen Moritz verdrängen konnte!

Ihre Freundin, die Frau von Streit, ſah dieſes allmälige Verſchwinden der erſten Liebe, dieſe Annäherung an den Grafen; ſie warnte vergebens. Moritz war vergeſſen, der Graf Löwenſtein blieb der allein Gefeierte.

Oft zwar führte die Erinnerung Auguſten noch die vergangenen Tage zurück. Der erſte Moment ihrer Bekanntſchaft in dem Liebenſteiner Bade, das flammende Zimmer, mehr aber, als alles dies, das nächtliche Dunkel in Kiosk ſtellte ihn lebhaft, liebend und ſehnend vor ſie. Aber bald auch verſchmolzen dieſe Farben zu andern Formen, und es war Graf Maximilian, den ſie an ihr Herz, in ihre Arme ſchloß, und Moritz erſchien nur

noch als ein strafender Genius, der die herrlichsten Licht-Momente ihrer Liebe mit seinen düstern Flügeln beschattete.

In dieser Zeit waren Moritz und Maria nach der Residenz gekommen. Ohne ihm etwas zu verheimlichen, hatte ihn sein Freund mit allen Verhältnissen bekannt gemacht, und als der Betrogene sie nur noch einmal zu sehen wünschte, widersetzte sich dieser dem Wunsch aus allen Kräften; er stellte es ihm als ein nutzloses, der männlichen Würde nicht anständiges Begehren vor. Aber nichts half, selbst Maria's Bitten blieben fruchtlos; er mußte sie noch einmal sehen. Er ging mit seinem Freunde in's Schauspiel. Da saß sie ihm gegenüber, die Blühende, im Glanze der Schönheit; hinter ihr stand der Geliebte, für den sie nur zu leben schien, und der sich mit der höchsten Aufmerksamkeit mit ihr beschäftigte. Die ganze liebliche Vergangenheit trat vor den träumenden Moritz; zwar finster und düster blickte er sie an, doch sah er nur immer die liebende Auguste, die so oft, an seiner Brust ruhend, ihm ewige Treue, ewige Liebe schwur; er sah, er fühlte — da hob sie ihr glühendes Auge hinüber zu ihm, und wie zwei feindliche Blitze trafen sich ihre Blicke. Sie schlug die Augen nieder — das strafende Gewissen trat vor sie in Gestalt des einst Geliebten. Noch einmal wagte sie es, die Augen zu erheben; sie konnte sich ja geirrt haben, doch er war es, er, der ihre Freuden stören und sie an ihre Pflicht, an ihre Treue mahnen wollte.

Moritz, der gute, edle Moritz sah ihre Verlegenheit, sein Herz fühlte sich bewegt, er wollte ja nicht ihr Peiniger sein, er wollte sich nicht an ihrer Verlegenheit weiden; er stand auf und verließ das Schauspiel. Er hatte sie gesehen, er hatte sein Schicksal in ihrem Blicke gelesen, es lag nun offen und ausgebreitet vor ihm, unwiderruflich da.

Am andern Morgen ließ sich der Graf Palm bei ihm anmelden; so unerwartet, so widerlich ihm auch dieser Besuch war, er konnte ihn nicht ablehnen. — Meine Schwester hatte die Thorheit begangen, — sagte dieser gleich im Hereintreten — mit Ihnen eine Verbindung anzuknüpfen, die nur ihre Jugend und Unerfahrenheit entschuldigen, von welcher Sie aber, Herr Amtmann, wohl hätten vorauswissen können, daß sie zu keinem Zwecke führen konnte. Glücklicherweise hat meine Schwester ihre Thorheit eingesehen. Ihre bevorstehende Vermählung mit dem Grafen Löwenstein sichert sie vor einem Rückfall und allen Zudringlichkeiten, und nöthigt mich, in meiner Schwester Namen Ihnen die Briefe und kleinen Geschenke wieder zuzustellen, die sie von Ihnen erhalten hatte, und alle Briefe und Sachen, die Sie, Herr Amtmann, von ihr in Händen haben, bestimmt zurückzufordern.

Moritz nahm schmerzlich lächelnd das Packet aus des Grafen Hand und legte es schweigend auf den Tisch. Dieser fuhr in dem nemlichen

hohen Tone, in welchem er begonnen hatte, fort: Ich hoffe doch nicht, daß Sie Umstände machen werden, mir das Verlangte einzuhändigen?

Herr Graf! — sagte nun Moritz ganz ruhig — in dem Tone, in welchem Sie mir Ihre Wünsche äußern, verfehlen Sie Ihren Zweck.

Und welchen Ton soll ich gegen Sie annehmen?

Den anständigen, den einzigen, den ich verstehe und den ich zu erwidern im Stande bin.

Herr Amtmann! — sagte nun der junge Mann lachend — unter uns bedarf es der Umstände nicht! Daß meine Schwester sich vergessen hat, sich bis zu Ihnen herabzulassen, kann Ihnen nicht die Hoffnung geben, daß auch ich so thörig sein werde. Darum kurz — das Verlangte, oder wir sprechen uns in einem andern Tone!

So unangenehm mir auch Alles ist, was mich ihrer Familie feindlich entgegen führen könnte, — erwiderte Moritz — so werde ich es doch hier nicht vermeiden, und erkläre Ihnen hiermit ganz bestimmt, daß Sie das Verlangte von mir nie erhalten werden, daß ich mir den unfeinen Ton verbitte und Sie ersuchen muß, mich zu verlassen.

Herr Amtmann!

Herr Graf! keine Drohung! — Ich bin Ihrer Anmaßung müde; wünschen Sie noch etwas von mir, so stehe ich zu Ihren Diensten, jetzt muß ich bitten, mich zu verlassen.

Wüthend verließ der Graf das Zimmer.

Moritz nahm schweigend das Packet Briefe, das vor ihm lag; er öffnete es und blätterte darin. Schön nach dem Datum geordnet lagen sie da, die Dolmetscher seines treuen Herzens. Ach, wie glühend, wie rein, wie wahr hatte er seine Empfindungen geschildert! wie innig sie an Treue gemahnt! Und alle diese Worte, all' dieses Sehnen war nutzlos verhaucht worden; stumm standen die todten Worte auf dem Papier, die Sprache zum Herzen war ihnen genommen. Er fühlte, daß in seiner Brust noch alle diese Empfindungen so laut, so rein glühten, wie einst, als er sie niederschrieb. Seiner unbewußt, die Vergangenheit, die Gegenwart in einander verwebend, zerriß er die Blätter seiner Liebe und opferte sie den Flammen des Kamins.

Die Flamme sei euer Grab, wie sie eure Wiege war! — rief er aus — glühend, feurig, wie ihr vergeht, war euer Entstehen, und wie euch, so wird die Gluth das Herz verzehren und der Wind die leichte Asche verwehen!

Einige kleine Gedichte, die er ihr überschickt hatte, durchlas er lächelnd. — Ihr Blätter! — sagte er, indem er sie auch in's Kamin warf, — auch euch gebührt der Flammentod, denn ihr seid in Flammen geboren! — Die kleinen Geschenke, werthlos für Jeden, nur für die Liebe von hohem Werth, packte er still zusammen. Ein Vergißmeinnicht-Sträuschen, das erste Geschenk, welches seine Hand für sie in Liebenstein, in den ersten

Tagen der Liebe, gepflückt hatte, betrachtete er wehmüthig. — Auch deine Bitte war vergebens, du kleines, sinniges Blümchen? — sagte er bewegt — Dich berührten damals ihre Lippen, dich netzten ihre Thränen, und das „Nie!“ mit dem sie dich an ihr klopfendes Herz drückte, wie schnell ist es verklungen! — Er besah es schweigend. Der verwelkte Strauß schien ihn in die schönen vergangenen Zeiten zurück zu führen und täuschte ihn mit lieblicher Erinnerung. Da störte ihn sein Diener, der ihm einen Brief vom Grafen Löwenstein brachte.

Er legte sein Vergißmeinnicht zu den andern auf den Tisch und sagte bewegt: Ruht vereint, ihr stillen Gaben treuer Liebe; Untreue gab euch mir wieder!

Er öffnete den Brief und las:

„Meine Verbindung mit der Gräfin Palm wird Ihnen nicht unbekannt sein. Ich kenne ebenfals die Verhältnisse, in welchen Sie zu meiner Braut standen. Ich glaube es mir schuldig zu sein, die Briefe und Geschenke, welche Sie von der Gräfin noch haben könnten, in ihre Hände zurück zu wissen; ich ersuche Sie deshalb, sie zurück zu senden. Da ich mit meinem künftigen Schwager manche Grundsätze nicht theile, und den Mann von Ehre in jedem Stande aufsuche, so hoffe ich, Ihnen nicht vergebens die Alternative zu stellen: Entweder Sie sind bereitwillig, meinen Wunsch zu erfüllen, oder Sie stehen morgen früh um acht Uhr mit Ihrem Secundanten in dem Hölzchen bei der Fasanerie.

Graf Löwenstein.“

Kennt denn Keiner von Euch den Weg zu meinem Herzen?! — rief Moritz aus, als er den Brief zusammenlegte, — soll ich, der Beleidigte, gezwungen sein, feindlich aufzutreten?!

Ich werde morgen zur bestimmten Stunde erscheinen! war Alles, was seine Antwort enthielt, die er dem Diener des Grafen zurückgab. Er schrieb hierauf an seinen Vater, bat ihn, Maria an Kindesstatt anzunehmen, imFall ihn morgen der sehnlichst gewünschte Tod ergreifen sollte. Er schrieb auch an Maria, dankte ihr für die unverdiente Liebe, mit welcher sie ihm entgegen gekommen sei, und bat sie, die Briefe und Alles, was sie in seinem Schreibtische von Auguste finden würde, dieser zuzuschicken, mit Ausnahme eines Kranzes verwelkter Feldblumen; diese solle sie ihm mit hinüber geben in das Land der stillen Ruhe.

Während des Besuchs des Grafen Palm bei Moritz, trat Maria in Auguste's Zimmer. Diese erschrak. — Gräfin! — sagte Maria — schon einmal hörten Sie meine warnende Stimme; gebe Gott, daß sie auch jetzt in Ihr trunkenes Herz dringen möge und Sie vom Verderben rette! — Sie hatten leichtsinnig ein Band für die Ewigkeit geknüpft, das Sie noch leichtsinniger nun zerreißen. Sie haben ein Herz gebrochen, das im Vergehen noch treu und liebend an Ihnen hängt. Sie haben sich, Sie haben Moritz die Ruhe auf ewig geraubt. Prüfen Sie sich, ehe Sie den Schritt

thun, der dem Jünglinge das Grab öffnet; prüfen Sie Ihr Herz, ob der flüchtige Sinnenrausch es taub für den Unkenton des Gewiſſens machen kann. Fühlen Sie tief, was es heißt, Menſchenglück zerſtört zu haben. Ach, ſo leicht hüpft die neue Liebe über das Grab der früheren hinweg! Raſch und leicht rollt der Sinnenrauſch die Schollen und deckt den Sarg, der die gewelkten Blüthen verſchließt. Aber aus ihnen entblühet die Blume der Erinnerung; Das Gewiſſen gräbt ein neues Grab neben dem Todtenhügel, und ſenkt nun auch die neue Liebe in die friſche Gruft neben der früher Geſchwundenen. Untreue verſchlingt gierig die Liebe, die ſie gebar; ſie zerſtört alle Lebensfreuden und ſchafft das Paradies dieſer Erde zur Grabſtätte der Wonne um. — Prüfen Sie meine Worte, Gräfin! Fühlen Sie den Sinn meiner ſchweſterlichen Warnung, und machen Sie wieder gut, was ſie übel gemacht!

Noch ehe Auguſte, von Maria's Worten ergriffen, ſich faſſen konnte, hatte dieſe ſich ſchon entfernt.

Gefaßt erwartete Moritz den kommenden Tag und ſeine blutige Entſcheidung, und heiter fuhr er mit ſeinem Freunde auf den beſtimmten Platz. Der Graf war ſchon da. Ohne ein Wort zu ſprechen und alle Auseinanderſetzungen vermeidend, ergriff Moritz die Piſtolen und ſtellte ſich auf ſeinen Platz, dem Grafen gegenüber; hohe Röthe überflog ſein Geſicht, als er den Mann in's Auge faßte, den Auguſte jetzt mit inniger Liebe eben ſo zärtlich, ſo heiß umfing, wie ſie ihn einſt umfangen hatte.

Der Graf ſchoß und fehlte; bis an die Barrieren rückten nun beide vor. Der Graf ſchoß zum zweiten Male und wieder vorbei. Ruhig drückte nun Moritz ſeine beiden Piſtolen in die Luft ab und ſagte kalt: Nun ſtehen Ihnen die verlangten Briefe und das Andere zu Dienſten, Herr Graf! außer einem Blumenkranze, den mir keine Macht der Erde lebend entreißen ſoll! Hätten Sie mich beſſer gekannt, hätten ſie in Ihrem Briefe die Drohung weggelaſſen, wir hätten uns hier nicht zu treffen gebraucht. — Er ging nach dem Wagen.

Edler Mann! — ſagte Graf Löwenſtein, und ſchloß ihn in ſeine Arme, — dürft' ich Ihnen meine Freundſchaft bieten, mit treuem, aufrichtigem Herzen reichte ich ſie Ihnen, dem ich ſo wehe that, ohne Sie zu kennen. Wie kann ich, ohne mein Glück zu opfern, Ihre Liebe, Ihre Freundſchaft mir erwerben?

Machen Sie Auguſte glücklich! ſagte Müller gerührt, drückte ſeine Hand und fuhr zurück.

Stumm und ſchweigend kam er mit Maria nach Lindenbach zurück. Niemand wagte ſich, ihn nach der Reſidenz, nach Auguſte zu fragen. — Tiefſinnig ging er umher; ſein Lieblingsaufenthalt war der Kiosk, in welchem er Tage lang ſtill und ohne Beſchäftigung ſitzen konnte.

Lieber Moritz! — ſagte eines Tages Maria, und ſetzte ſich neben ihn auf ſeinem einſamen Plätzchen im Kiosk, — Theilnahme lindert den Schmerz. Wir Alle, die wir Sie ſo herzlich lieben, ſehen mit kummervollem Gefühle Ihren ſtillen, verſchloſſenen Gram, den wir ſo gern lindern, Ihnen tragen helfen möchten; erlauben Sie der Freundſchaft, mit Ihnen zu fühlen, mit Ihnen zu trauern!

Guter, freundlicher Engel! — ſagte Moritz nach einer Pauſe — Sie wiſſen, was mich ſchmerzt! Ihr theilnehmendes Herz mit meinem lauten Kummer noch mehr zu betrüben, wäre Unrecht; mir kann nichts mehr helfen!

O thun Sie es nur, Moritz! fürchten Sie nicht, mir wehe zu thun. Die Schweſter liebt Sie noch ſo innig, ſo heiß, als die Geliebte es je gegonnt hätte. Haben Sie Zutrauen zu mir, gewinnen Sie die Ueberzeugung, daß Ihr Scherz in meinem Buſen verborgen ruht und an meinem Herzen ein weiches, erquickendes Lager finden wird!

Er drückte ihr die Hand und ſchwieg. Sein Herz öffnete ſich nicht mehr der Theilnahme, ſelbſt an der Bruſt des Vaters blieb es verſchloſſen, und immer mehr nagte der Kummer an ſeiner Jugendblüthe.

Troſtlos jammerte der Greis. Von Allen, die das Schickſal ihm gegeben, war Moritz der Einzige, den dieſes grauſame nicht wieder genommen hatte. Auch ihn ſah er jetzt welkend, entblättert dahin ſterben; die letzte Frühlingsblume ſenkte zerknickt das jugendliche Haupt. Auch des Vaters Wangen wurden bleicher, und mit jedem Tage, an welchem er mehr und mehr ſein einziges Kind dahin ſterben ſah, ſchwand auch die Lebenskraft des zitternden Greiſes. Maria allein konnte wohl noch hin und wieder den beiden Dahinſchwindenden ein freundliches Lächeln abgewinnen, beiden ſchien ſie der Engel zu ſein, der ſie hinüber geleiten und mit der Hand des Friedens ihnen die Augen ſchließen würde.

Du haſt mich ſo oft gebeten, lieber Vater, — ſagte Moritz an einem ſchönen Abend — daß ich nicht ſo häufig, nicht immer in den Kiosk gehen und dort meine Zeit vertrauern ſoll. Ich will Dir folgen; doch erlaube mir, daß ich dieſes Zauberbild der Erinnerung zerſtören und mir, auf dieſer mir ſo lieben Stelle, eine andere Wohnung erbauen darf.

Gern willigte der Vater ein; was hätte er dieſem Sohne wohl abſchlagen können! Er war nur froh, daß dieſer Tempel der Trauer zertrümmert werden ſollte. Maria ſchüttelte aber bedenklich den Kopf.

Schon am andern Morgen wurde das Häuschen eingeriſſen, und bald war es verſchwunden. Still und in ſich gekehrt leitete Moritz die Arbeiten. Bei dem erſten Schlage der zerſtörenden Axt erbebte er, und als er es ganz verſchwunden ſah, als der öde Platz, von den ſchattigen Pappeln und einigen Trauerweiden umgeben, da ſtand, und die trauliche Nachtigall die Würmer von dieſer verödeten Stelle ſuchte und nur ihr ſchmelzendes Klagelied in dem Gebüſch ertönen ließ, da ergriff er Maria's Hand, die erſte Thräne entrollte ſeinem Auge.

So ist Alles zertrümmert in mir und um mich! — sagte er — Die Gegenwart hat Alles verschlungen, für die Zukunft nur kann ich mir noch eine Hütte bauen.

Als er die Stelle tief ausgraben, die geräumige Oeffnung ausmauern ließ, als sich allmälig ein Gewölbe bildete, da sah der arme Vater nun wohl, welches Ruheplätzchen er sich bereiten wollte. Schmerzvoll sank er an die Brust seines Sohnes und rief, von tiefen Gedanken erschüttert: Es wird Dein Grab!

Die Nachricht von der nahen Vermählung auf Hüneburg verbreitete sich in der Gegend; auch nach Lindenbach kam sie. Der Graf Löwenstein und Auguste hatten die Mutter inständig gebeten, diesen glücklichen Tag in der Residenz zu feiern, vergebens! — Sie wollte sich den Triumph nicht versagen, in der Nähe des Frechen mit ihrem Glücke zu prahlen, der es hatte wagen können, seine Wünsche bis zu ihrer Tochter zu erheben. Man hatte lange diese Nachricht vor Moritz sorgfältig verborgen; endlich hinterbrachte sie ihm ein unglücklicher Zufall. Die Arbeit wurde von ihm nun mit doppelter Thätigkeit fortgesetzt, und nach kurzer Zeit stand der kleine griechische Tempel, mit der einfachen Inschrift; „Der Ruhe geweiht!", freundlich von duftendem Gebüsch umgeben, in stiller Einsamkeit da. In einem Gewölbe, zu welchem mehre Stufen hinunter führten, erwartete ein Sarg sein ersehntes Opfer. — Zwei Sphynxe bewachten den Eingang.

Wie widersprechend sind doch die Gefühle des Menschen! — sagte Maria, als sie vor dem beendeten Grabmahle stand, — sie stellen das Leben neben den Tod, den Schmerz neben die Wonne. Wo ihn die liebenden Arme der Geliebten umfingen, wo ihr Kuß auch jetzt noch den Augenblick der höchsten Seligkeit ihm zurückführte — da baut er sich den Ort, wo ihn die kalten Arme des Todes umfangen, und dieser treue Freund den letzten Kuß vor Ruhe auf die erbleichten Lippen drücken soll; wo ihm ein neues, schönes Leben entblüht, da gräbt er sich sein Grab!

Je näher der Zeitpunkt heran rückte, der sein Schicksal für immer entscheiden sollte, desto freundlicher, ruhiger schien Moritz zu sein. Mit den Kräften des Lebens schwand auch die Bitterkeit und der Trübsinn; er wurde wie ein stilles, frommes Kind, das Alles ruhig trägt, über nichts murret und klagt. Die Gegenwart des Vaters schien er oft zu meiden; desto inniger schloß er sich an Maria, die, mit zarter Schonung, nie die verstimmte Saite seines Herzens berührte.

So erschien der trübe Tag, den er mit klopfendem Herzen sich nahen sah. Am Vorabend trat er mit Maria in die stille Gruft, den verwelkten Blumenstrauß in seiner Hand. — Liebe Schwester! — sagte er zu dieser — wenn ich einst nicht mehr bin und hier in dieser engen Klause ruhen

werde, dann, liebe Maria, lege diesen Kranz auf meinen Sarg, damit ich das Theuerste mit hinüber nehme und es sich auch dort nicht von mir trennen kann. Verwelkt, wie diese Blumen, bin ich dann auch, das Treiben und Sehnen ist gestillt, die Ruhe hat mich kühlend umweht, und die Gluth des Herzens ist erloschen. Weine nicht um mich, guter Engel! Wann ich erst hier unten ruhe, dann ist mir wohl, wohler als dort oben, wo ich noch einmal der wilden Leidenschaft mein Herz zum Opfer bringen, wo ich noch einmal der Liebe Seligkeit und ihren tiefsten Schmerz empfinden muß!

Du begleitest mich doch morgen nach Hüneburg? — sagte er nach einer langen Pause, in welcher er mit sich zu kämpfen schien. — Ich muß sie noch einmal, ich muß sie am Altare, den Myrtenkranz in den Locken, sehen; so habe ich mir sie tausend Mal gedacht, so hat sie mir meine Phantasie oft so lieblich gemalt. Dies schöne Bild muß ich in der Wirklichkeit erblicken, diese so oft geträumte Wonne muß ich genießen, und dann will ich gern vergehen!

Maria, der Vater, Alle suchten ihm diese Idee zu benehmen; vergebens! — Die letzte Freude werdet Ihr mir doch nicht rauben wollen? sagte er wehmüthig, und am andern Tage fuhr er mit Maria nach Hüneburg hinüber.

Als sie durch das Birkenwäldchen kamen, dieses Plätzchen, ihm durch manche Erinnerung so lieb und theuer, ließ er halten, stieg aus und führte Maria auf die verfallene Rasenbank, wo er die letzten seligen Augenblicke seiner Liebe gefeiert hatte; da brachte der West die dumpfen Glockentöne von Hüneburg herüber. — Sie naht! — rief er begeistert — und mit ihr die Stunde meiner Ruhe! — Freundlich trocknete er Maria die herabrollenden Thränen von der Wange, küßte ihre glühende Stirn, schlich nach dem Wagen zurück und befahl dem Kutscher, zu eilen.

Das alte Schloß lag nun vor ihnen, der Weg drehte sich um den Park; Moritz blickte mit freundlichem Auge nach so mancher, ihm lieb gewordenen Stelle, und schien mit ängstlicher Gier jeden Tropfen Erinnerung wollüstig einzusaugen. Selbst manches Plätzchen im Dorfe war ihm theuer, und er sah mit Wohlgefallen die hohe Linde, den Tanzplatz der Jugend — da trat die Kirche vor ihn, der Wagen hielt, und er wankte an Maria's Arm in das Gotteshaus.

Der Zug begann. Die reizende Braut trat in jugendlicher Fülle, schön wie die Göttin der Liebe, ein. Noch einmal durchrieselte ein warmer Schauer das schleichende Blut, noch einmal, zum letzten Mal erglühten die Sinne, da diese Liebliche an ihm vorüberwallte; es war das letzte Aufglimmen des verlöschenden Lebens. Fest hielt er sich an Maria, fest drückte er sich hinter den ihn verbergenden Pfeiler, sah zitternd den Moment nahen, den er einst mit allen Farben der Wonne, so schön geschmückt, auf der Sehnsucht Flügel zu ereilen gestrebt hatte — und als der Segen des

Priesters sie einte, als er aus Auguste's Munde das ernste Ja! vernahm, da sank der entmuthigte nieder, und sein zerstörter Körper erlag.

Das glückliche Paar hatte den Altar verlassen, der Zug ging feierlich zurück — da gewahrte Auguste eine Menge Neugieriger, die sich um den Pfeiler bei dem Taufsteine drängten; auch sie ging mit ihrem Gatten dahin, um zu sehen, was das Drängen der Menge bedeutete. Man machte ihnen Platz. An den Pfeier gelehnt lag Moritz und schien zu schlummern. — Gott! — schrie Auguste, und verbarg ihr Gesicht an der Brust ihres Gatten. — Er ist's!

Gönnen Sie ihm einen ruhigen Schlaf! — sagte Maria, und trat vor sie. — Das ist Alles, was er noch von Ihnen erwarten und warum ich Sie jetzt noch für ihn bitten kann.

Noch einmal schlug er seine matten Augen auf; sein Blick, der letzte Strahl seines Lebenslichtes, traf sie — das gequälte Herz brach in Wonne und Schmerz.

Als die dumpfen Töne des Grabgeläutes nach Hüneburg hinüber tönten, wurde auch hier des Lebens Glück zur Ruhe bestattet.

Starr blickte der Greis in die öde Gruft. Ein Blick nach oben führte vor den Thron des Allmächtigen den heißen Wunsch: Laß mich auch bald ruhen neben ihm!

Maria erfüllte treu seinen letzten Willen. Der Blumenkranz ruhte auf dem braunen Sarge — des Vaters, der Schwester Thränen netzten seine verwelkten Blätter.

Das Vergißmeinnicht blieb ihr Eigenthum — und das innige „Nie!", mit dem sie es an ihre treue Brust drückte, wird nimmer im Rausche der Leidenschaft verwehen.

Ein Jahr war vorüber, als mich Berufgeschäfte nach dem verwaist'ten Lindenbach führten. Ich fand den einst so kräftigen Alten muthlos und schwer zu Boden gedrückt wieder. Maria's stilles, freundliches Wesen konnte ihn nicht mehr erheitern. Er starb still und sehnend, gleich dem Baume, der alle Zweige und Blätter verlor, langsam ab, und die Bitte um baldige Auflösung war sein stilles Gebet.

Es war heute der Todestag des Sohnes. Die Gruft war mit Blumen geschmückt, eine Lampe erhellte das düstere Gewölbe, und alle Bewohner Lindenbachs wallfahrteten nach diesem stillen, heute für Jedermann geöffneten Orte. Auch ich ging am Abend hin, berührte den Blumenkranz und weihte dem dahingegangenen Freunde eine theilnehmende Erinnerung. Der Vater, als er in der stillen Gruft sein Gebet beendet hatte, drückte mir die Hand und sagte mit gehobenem Blick: Gebe Gott, es sei mein letztes Gebet und morgen ruhte ich hier neben meinem unglücklichen Kinde!

Begleiten Sie mich wohl noch auf einem ernſten Gange? ſagte Maria zu mir, da die Mitternacht herangenaht war und wir ſtill, nur der Erinnerung lebend, am Fenſter ſaßen. Ich verſtand ſie, und ſchweigend folgte ich ihr zur ſtillen Gruft. Weit ſtanden die Pforten noch auf, als ob ſie die Vorübereilenden in die kalte Wohnung einladen wollten; nur matt warf die halb erloſchene Lampe ihr Licht auf die mit Blumen beſtreuten Stufen. Maria drückte mir krampfhaft die Hand — mich überlief ein kalter Schauer, als wir, nur auf die düſtern Stufen blickend, Hand in Hand in das finſtere Gewölbe ſtiegen.

Heiliger Gott! ſchrie Maria und ſtürzte in meine Arme. Ich ſah auf. — Eine lange, weiße Geſtalt hob ſich langſam vom Sarge empor. — Todt! — rief dieſe Geiſtige mit hohler Stimme, und reichte uns ein bleiches Kind entgegen. — Er hat es als Opfer mir genommen!

Auguſte! — ſchrie Maria auf — Gerechter Gott!

Die Unglückliche drückte das Kind krampfhaft an ihre Bruſt, nahm den Kranz vom Sarge und legte ihn auf des Kindes Stirn. — Sag' ihm, mein kleiner Moritz! — ſprach ſie ganz leiſe — daß ich ihn noch liebe — er ſoll auch mich bald abholen zu ſich! — — Legt es neben ihn! — fuhr ſie, gegen Maria gewendet, fort, und gab der Zitternden das todte Kind in die Arme. — Es iſt mein Kind — er wird es lieben, treu, redlich, wie er mich geliebt! — Sie ſank auf ſeinen Sarg, und nur mit Mühe konnten wir ſie von der Stelle entfernen, an die ſie gebannt zu ſein ſchien.

Schwermuth, ſo erfuhr ich nachher, war ſeit dem Anblick des ſterbenden Moritz Auguſte's ſtäte Begleiterin geweſen. Sie hatte ihrem Gatten ſelbſt die Gefühle, die ſie ſeit dem Augenblick ergriffen hatten, nicht verborgen. Der Tod des Kindes, das ihr der Himmel am Sterbetage des Erſtgeliebten wiedernahm, wirkte zerſtörend auf ihre Sinne; unbemerkt wanderte ſie, als Alles ſchlief, das todte Kind im Arme, nach ſeiner Gruft, und legte als Sühnopfer den entſchlafenen Engel am Grabe des Treuen nieder.

Vergebe ihr Gott, wie er ihr vergab!

Ende des dritten Bandes.

Leipzig
Druck von Gieſecke & Devrient.

Begleiten Sie mich wohl noch auf einem ernsten Gange? sagte Maria zu mir, da die Mitternacht herangenaht war und wir still, nur der Erinnerung lebend, am Fenster saßen. Ich verstand sie, und schweigend folgte ich ihr zur stillen Gruft. Weit standen die Pforten noch auf, als ob sie die Vorübereilenden in die kalte Wohnung einladen wollten; nur matt warf die halb erloschene Lampe ihr Licht auf die mit Blumen bestreuten Stufen. Maria drückte mir krampfhaft die Hand — mich überlief ein kalter Schauer, als wir, nur auf die düstern Stufen blickend, Hand in Hand in das finstere Gewölbe stiegen.

Heiliger Gott! schrie Maria und stürzte in meine Arme. Ich sah auf. — Eine lange, weiße Gestalt hob sich langsam vom Sarge empor. — Todt! — rief diese Geistige mit hohler Stimme, und reichte uns ein bleiches Kind entgegen. — Er hat es als Opfer mir genommen!

Auguste! — schrie Maria auf — Gerechter Gott!

Die Unglückliche drückte das Kind krampfhaft an ihre Brust, nahm den Kranz vom Sarge und legte ihn auf des Kindes Stirn. — Sag' ihm, mein kleiner Moritz! — sprach sie ganz leise — daß ich ihn noch liebe — er soll auch mich bald abholen zu sich! — — Legt es neben ihn! — fuhr sie, gegen Maria gewendet, fort, und gab der Zitternden das todte Kind in die Arme. — Es ist mein Kind — er wird es lieben, treu, redlich, wie er mich geliebt! — Sie sank auf seinen Sarg, und nur mit Mühe konnten wir sie von der Stelle entfernen, an die sie gebannt zu sein schien.

Schwermuth, so erfuhr ich nachher, war seit dem Anblick des sterbenden Moritz Auguste's stäte Begleiterin gewesen. Sie hatte ihrem Gatten selbst die Gefühle, die sie seit dem Augenblick ergriffen hatten, nicht verborgen. Der Tod des Kindes, das ihr der Himmel am Sterbetage des Erstgeliebten wiedernahm, wirkte zerstörend auf ihre Sinne; unbemerkt wanderte sie, als Alles schlief, das todte Kind im Arme, nach seiner Gruft, und legte als Sühnopfer den entschlafenen Engel am Grabe des Treuen nieder.

Vergebe ihr Gott, wie er ihr vergab!

Ende des dritten Bandes.

Leipzig
Druck von Giesecke & Devrient.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Fünfte Original-Auflage.

Vierter Band.

Leipzig
Arnoldische Buchhandlung.
1867.

Sämmtliche Schriften

von

A. von Tromlitz.

Fünfte Original-Auflage.

Vierter Band.

Leipzig
Arnoldische Buchhandlung.
1867.

Inhalt des vierten Bandes.

	Seite
Mutius Sforza	3
Der Findling	299

Mutius Sforza.

Hiſtoriſches Gemälde.

Einleitung.

Hundert und funfzig Jahre hatte das Haus Anjou über Neapel geherrscht. Der Schatten des unglücklichen Conradin's von Schwaben, des letzten der Hohenstaufen, stand finster und blutig neben dem mit einem Verbrechen erworbenen Throne, und Keiner von Allen, welche aus dem Hause Anjou die Krone Neapels trugen, konnte sich freuen, die stillen Ufer der Durance mit diesem irdischen Paradiese vertauscht zu haben. Karl der Erste zahlte das blutige Opfer, welches er Rom und seinem Ehrgeize gebracht, mit der sizilianischen Vesper, welche ihm Sizilien entriß; sein Sohn gerieth in dem Seetreffen bei Neapel in die Gefangenschaft der Königin Constantia. Ihn erwartete gleiches Schicksal wie Conradin von Schwaben; jedoch war er zu seinem Heil nicht in die Hände so blutgieriger Menschen gefallen, wie der deutsche Jüngling. Karl von Anjou selbst starb bald darauf in trüber Melancholie, ewig von den blutigen Schatten Conradin's verfolgt.

Seinem Nachfolger schien das Glück zu lächeln; er hatte neun Söhne und fünf Töchter, wovon der älteste König von Ungarn ward, der zweite das Königreich Neapel erbte, der dritte das Haus Durazzo stiftete. Dieser hinterließ drei Söhne, wovon der älteste enthauptet, der zweite, König Karls des Dritten Vater, vergiftet, der dritte in der Schlacht von Poitiers erschlagen wurde. Furchtbar schwang die Vergeltung ihren Stab. —

Robert starb unter ewigen Kämpfen um seinen Thron. Sein Sohn war ihm vorangegangen, ihm folgte seine Enkelin Johanna, die ihren Gemahl erdrosseln ließ, sich vier Mal vermählte und zuletzt auf Befehl ihres Neffen Karl von Durazzo, der sie vom Throne stieß, erstickt wurde. Ihr Testament, wodurch sie Louis von Anjou zu ihrem Nachfolger erwählte, brachte Jahrhunderte blutigen Verderbens über das unglückliche Land.

Karl der Dritte, zum Throne von Ungarn berufen, sank in Ofen unter dem Schwerte der Meuchelmöder. Sein unmündiger Sohn Ladislaus folgte ihm in Neapel. Louis von Anjou vertrieb ihn als Kind aus der Hauptstadt, nichts blieb ihm, als Gaeta; doch kraftvoll und muthig er-

oberte der Jüngling das verlorne Reich, bekriegte den Papſt, vertrieb ihn aus Rom, fügte ſeinen andern Titeln den eines Königs von Rom bei und unterlag endlich in der Schlacht von Rocca-ſecca ſeinem Gegner und dem Bannſtrahle. Aber mit neuer Kraft erſtand er, der einzige Held dieſes Geſchlechts, wieder, um durch Ausſchweifungen ſich ſelbſt ein frühes Grab zu bereiten. Von dem ganzen blühenden Stamme war nur noch Johanna, ſeine Schweſter übrig. Furchtbar ward die Nemeſis Conradin's an einem Geſchlechte geſchwungen, das ſich auf den Trümmern des edelſten Hauſes Europas einen blutbefleckten, dem römiſchen Joche zinsbaren Thron erbaut hatte.

Von innerem Zwieſpalt, von aufrühreriſchen Baronen zerriſſen, ohne Nationalkraft, jedem fremden Eroberer eine ſichere Beute, regierte ein Günſtling im Namen der ausſchweifenden Königin und ſog das Mark des Landes aus. Während die Regirung Ladislaus abwechſelnd bald von den Nachkommen Karls von Anjou, bald von Fürſten der jüngern, in Frankreich zurückgebliebenen Linie von Anjou beherrſcht, welche das Teſtament Johanna's der Erſten zur Nachfolge berufen hatte, waren die Barone mächtiger und anmaßender geworden.

Das Land ſah ſich von zwei Königen verwüſtet, welche die Barone durch Verleihung von Lehen und Aemtern gewinnen wollten, und ſo kam es, daß ſelbſt die ſieben oberſten Kronämter doppelt beſetzt waren, was zu manchen inneren Fehden Veranlaſſung gab.

Neapel glich, ſeit Robert Guiscard bis auf die damalige Zeit, einer jungen, leichtſinnigen Dirne, die ihrer Schönheit wegen eine Menge Anbeter findet und nicht die Kraft hat, einem zu widerſtehen; jedem, der ſie begehrt, iſt ſie eine leichte Beute. Jedem Eroberer öffnete Neapel ſeine Thore, und ſeit undenklicher Zeit nie von einem Königſtamm regiert, der auf vaterländiſchem Boden Wurzel geſchlagen hatte, ſchien es ſtets den fremden Herrn lieber auf ſeinem Throne zu ſehen, als den rechtmäßigen.

An der Spitze dieſes wankelmüthigen Reiches ſtand Johanna, die Letzte des Stammes Anjou. Ohne den Geiſt der erſten Johanna zu beſitzen, theilte ſie ihre Laſter, und die Ausſchweifungen, welche jene mit dem königlichen Mantel zu bedecken verſtand, zeigte dieſe unverhüllt. Schon als verwitwete Herzogin von Oeſtreich folgte ein Günſtling dem andern, ſelbſt der gefürchtete Sforza, dieſes Haupt der Condottieri, lag eine Zeitlang in ihren Feſſeln. Jetzt aber beherrſchte ſie Pandolfello Alapo, ein Mann von gemeiner Herkunft, den ſie bei'm Antritte ihrer Regierung zum Oberkämmerer ernannte, unumſchränkt, und durch ſie Neapel.

In Italien entflammte der Freiheitſinn, welcher die mächtigen Städte der Lombardei gegen das große Geſchlecht der Hohenſtaufen ſo oft in blutigen Kampf geführt hatte, nicht mehr die Gemüther. Die Städte, welche einſt Alles für ihre Freiheit gewagt, Hab' und Gut darangeſetzt und mit ſtoiſchem Muthe die Wohnungen ihrer Väter in Schutthaufen verwandelt,

die niedergerissenen Mauern wieder aufgebauet hatten, wurden jetzt von mächtigen Familien beherrscht, welche, meist glückliche Krieger, in dem Freiheitkampfe sich bis zur unumschränkten Gewalt emporgeschwungen hatten. Die Bürger ertrugen duldsam das Joch, lebten den Künsten, dem Handel und ihren Gewerben und überließen Söldnern die Vertheidigung ihrer Mauern und das Schmieden ihrer Fesseln. Kühne, muthige Abenteurer sammelten tollkühne Männer um ihre Fahnen, denen die Arbeit ein Greuel, ein zügelloses Leben das Höchste war. Sie verkauften sich und ihre Banden den Meistbietenden, der Sold war ihnen Alles, die Sache, für die sie fochten, nichts; — heute kämpften sie für den Unterdrückten, morgen für den Unterdrücker. Oft, wenn sie irgend ihre Interesse beeinträchtigt glaubten, führten sie selbst untereinander Krieg. Diese Banden, von ihren Condottieris geführt, bildeten gewissermaßen die stehenden Heere jener Zeit, nur daß sie ohne Heimath und nicht für ihr Vaterland, sondern Jedem zu dienen bereit waren, der sie zu bezahlen vermochte. In den Kriegen der Lombardei machten sich die Namen eines Faccino Cane, Pandolfo Malatesta, Francesco Carmagnola furchtbar, in den Kriegen König Ladislaus gegen Ludwig von Anjou waren Braccio, Paul und Orso Orsini, und der mächtigste unter ihnen, Sforza, die Helden des Tages; wohin sie sich wandten, dahin neigte sich der Sieg.

König Ladislaus hatte, als er sich seiner Krankheit wegen nach Neapel bringen ließ, das Heer unter Sforza's Führung bei Perugia im Kirchenstaate gelassen, und ihn noch auf seinem Todbette durch ein Schreiben zur Treue an seine Schwester ermahnt; und wirklich vermochte Sforza, einst Johanna's Günstling, die Krone auf ihrem Haupte zu befestigen; doch noch immer in der Furcht, er möge sich auf die Seite ihrer Feinde wenden, erwartete sie ihn mit Sehnsucht in Neapel.

An dem Meerstrande des zerstörten Cüma lagerte ein Haufen Kriegvolk, wilde, verwegene Gesellen aus allen Theilen Italiens, selbst aus Deutschland herbeigezogen, Söldner, die mit ihren schwarzen Harnischen, ihren langen Schwertern und den sie bezeichnenden bärtigen Gesichtern ein gar furchtbares Ansehen hatten. Es mochten an 1000 leichtbewaffnete Reiter und 2000 Mann Fußvolk sein. Sie kamen aus dem Lager von Perugia und waren mit ihrem Anführer Sforza, der, seine alten Verhältnisse mit der Königin zu erneuern, nach Neapel gegangen war, so eben hier eingetroffen.

Hell prasselten die Wachtfeuer, um welche sie sich gelagert hatten; muthig stampften die wohlgenährten Rosse, wieherten und brauf'ten, während die Reiter ruhig neben ihnen den Rausch, den sie sich in Wein von Puzzuolo getrunken, ausschliefen. Die Bewohner dieses Ortes hatten willig Speis' und Trank in Ueberfluß gebracht, um nur die wilden Gäste aus ihren Mauern zu entfernen.

Nur einer dieſer Kriegerſchaar, Urban Origlia, ein Hauptmann über 100 Reiter, ſchlummerte nicht bei ſeinem Pferde, er hatte ſich mit geringer Begleitung dem wilden Elemente des Meeres anvertraut und ruderte in einer wohl bemannten Barke nach Iſchia zu. Waren auch die Arme der Ruderknechte noch ſo fleißig, ſchwellte ein kühler Nordwind auch noch ſo ſtark die Segel und trieb das Schiff mit Pfeilſchnelle über die bewegten Wellen des Meeres, ſeiner Ungeduld war der Flug der Barke Schneckengang, das raſche Schlagen der Ruder ein eintönig, widrig-langſames Geräuſch, das er in verdoppelter Schnelle zu hören wünſchte.

Mitternacht mochte es wohl ſein, als das Schiff endlich in einer kleinen Bucht der Inſel landete. Der Hauptmann, ein Mann, kaum aus den Jünglingsjahren getreten, ſprang heraus; ihm folgten ſechs Bewaffnete, die Andern blieben bei den Ruderknechten im Fahrzeuge zurück.

Nur mit einem leichten Harniſch unter dem weißwollenen Oberkleide, eine Eiſenhaube auf dem Kopf, ein gutes Schwert an ſeiner Seite und eine Zither über ſeine Schulter hängend, ſchritt der Krieger raſch längs dem Meerufer hin, ſo daß die ſchwerer Bewaffneten ihm kaum folgen konnten; jetzt klimmte er einen in das Meer vorſpringenden Felſen hinan, erkletterte eine Mauer und ſprang leicht, wie die Gemſe, hinab in einen Garten. Die Kriegsleute, auf dieſen Fall bedacht, legten die mitgebrachte Leiter an, und es dauerte lange, ehe ſie ſich hinaufgehoben hatten und wieder hinunter geſtiegen waren. Als ſie ihren Herrn erreichten, fanden ſie ihn ſchon unter dem Balkon einer freundlichen Villa, die Zither im Arm, eine Canzone ſingend.

Sie nahten ſich, bargen ſich in einiger Entfernung hinter einem Myrtengebüſch, vertheilten ſich dann und lauſchten aufmerkſam umher, daß niemand ihren Gebieter zu ſtören nahe. Alles blieb ſtill, nur das Rauſchen der Pinien, das Säuſeln des Nachtwindes in den ſchlanken Zweigen der Platanen begleitete die ſchmelzenden Töne des Sängers mehr, als daß es ſie ſtörte. Aber auch in dem Landhauſe blieb Alles ſtill, kein Fenſter ward hell, keine Thüre des Balkons öffnete ſich; der Schlaf mußte die Bewohner feſt eingewiegt haben.

Ungeduldig begann Urban ein neues Lied, ſtärker griff er in die Saiten, die ſchwellenden Töne verhallten, lauter erhob er ſeine Stimme, niemand ließ ſich in der Villa blicken, da ſang er ein Lied des Unmuths, welches, das vergebliche Harren eines Geliebten ſchildernd, die Gefühle ſeines eigenen Herzens ausſprach. Immer heftiger griff er in die Saiten, immer lauter ward ſein Geſang, bis endlich der im Mondlicht ſchimmernde Vorhang eines Fenſters ſich bewegte, das Fenſter ſich aufthat und eine kreiſchende Stimme herunter rief: Welcher Zudringliche ſtört unſere nächtliche Ruhe? Verlaßt den Garten, Ihr unberufener Zitherſpieler, und geht, woher Ihr gekommen, wenn die Diener des Hauſes Euch nicht wegtreiben ſollen.

Der Kriegsmann beantwortete die kreiſchenden Töne nur mit melodiſchen. Er ſtimmte ein neues Lied an, und kaum hatte er die erſte Strophe geſungen, als die Stimme von oben freudig ausrief: Ach Gott! ſeid Ihr es, lieber Herr? Mein Gott! wo kommt Ihr in der grauſigen Stunde der Mitternacht her? — Wir glaubten Euch noch im Feldlager.

Wecke nur Deine Gebieterin, Agathe, und öffne eilig die Pforte! rief er, ſtatt die Fragen der Alten zu beantworten, hinauf.

Da ſei Gott für! erwiderte die Stimme von oben: Ich höre Lärm im Hauſe, der Kaſtellan iſt wach, ich höre die Diener laufen, Waffen raſſeln, geſchwind, rettet Euch! — Sie warf das Fenſter zu und verſchwand.

Von allen Seiten kamen nun die Bewaffneten, welche die Worte der Alten vernommen hatten, herbei und verſammelten ſich um ihren Hauptmann, der, ſein Schwert ziehend, ſich an den Stamm einer Pinie lehnte und den Angriff ruhig erwartete.

Gehen wir über die Mauer zurück, oder erwarten wir ſie ſtehenden Fußes? fragte einer der Gewaffneten.

Hier! erwiderte Origlia; Macht Euch gefaßt! ich höre ſie kommen. In dieſem Augenblicke öffnete ſich auch die Pforte des untern Geſchoſſes und Bewaffnete ſtürzten heraus.

Wer ſeid Ihr? Was wollt Ihr hier? fragte nun eine rauhe Stimme: Verlaßt die Villa; denn ſeid Ihr Räuber, oder führt Euch ſonſt eine feindliche Abſicht hierher, ſo wißt, dieſe Villa gehört dem mächtigen Herrn Pandolfello Alapo, der Königin Oberkämmerer, und nur unſere Milde ſchützt Euch vor blutiger Strafe.

Urban Origlia erwiderte nichts, auch ſeine Begleiter ſchwiegen.

Nun den, mit Hülfe des heiligen Januarius, drauf! rief der Kaſtellan, und drang auf den Hauptmann und ſeine Reiſigen ein; doch, war er auch an Zahl bedeutend überlegen, ſo ſtanden die Söldner doch muthig um ihren Führer und boten ihm Trotz. Ein blutiges Gefecht entſpann ſich, die Schwerter klirrten, tönend fielen die Streiche auf Helm und Schild, keine Partei wich. — Da erhellte Fackelglanz plötzlich den Wahlplatz, zwei Pagen trugen einer jungen, in einem purpurſeidenen Mantel gehüllten Dame Fackeln vor, eine ältliche Frau folgte ihr.

Friede! endet den Kampf! rief ſie mit lauter befehlender Stimme: Antonio! greiſer Thor, laß Dein Schwert ruhen und ſpare Deine Kraft für die Feinde Deiner Gebieterin; übe ſie nicht an ihren Freunden.

Wie von einem Zauberſtabe berührt, hielten die Kämpfenden ein und trennten ſich. Urban trat aus ihrer Mitte, nahte ſich der jugendlichen Geſtalt, beugte ſein Knie und legte das blutige Schwert zu ihren Füßen.

Verlaßt uns, Antonio! befahl die Dame; Sendet Eure Kriegsleute zurück, Urban Origlia! Du, Agathe, bleibſt.

Der Kastellan zog sich, sein greises Haupt unmuthig schüttelnd, mit den Dienern zurück, die Söldner zerstreuten sich.

Urban! sagte jetzt die Jungfrau, welche, vom Mondlicht bestrahlt, wie eine der Himmlischen vor ihm stand: Wie könnt Ihr doch so wenig meine Ehre beachten? Wie könnt Ihr Euch so tollkühn der Gefahr aussetzen? Warum habt Ihr mir nicht früher einen Boten gesandt, mich von Eurer Ankunft zu benachrichtigen? ich hätte Vorkehrungen treffen können, unbemerkt mit Euch zu sein.

Bin ich denn nicht in Eurer Nähe wie mit einem Zauber gebannt? erwiderte er feurig: Hab ich es Euch nicht tausend Mal gesagt, daß mich eine unwiderstehliche Macht nach Euch hinzieht? Bin ich fern von Euch, reißt die Sehnsucht meinen Geist mit sich fort und ich denke nur an Euch; bin ich in Eurer Nähe, zieht es mich mit unwiderstehlicher Gewalt zu Euch hin. Was soll ich dann beginnen? Erst am Abend kamen wir bei Cuma an; sollte ich, konnte ich da warten, bis ein träger Bote das Meer zwei Mal durchschiffte? Konnte ich die Felsen von Ischia sehen, und nicht hinüberschwimmen zu Euch?

Constanze lächelte. — Und doch war es thörig, theurer Freund, daß Ihr, ohne mich zu benachrichtigen, in der Nacht hierher kamet, thörig, daß Ihr des alten Kastellans Weisung, Euch zu entfernen, nicht folget.

Erst funfzen Frühlinge habt Ihr geblüht, und schon so kalte, ernste Bedachtsamkeit? sagte er finster.

Und doch ist sie uns Noth, Urban. Jetzt mehr als je! unterbrach sie ihn.

Ich — des Kastellans Weisung folgen? fuhr er heftig fort, ohne auf ihre Worte zu hören: Ich vor gezogenen Schwertern weichen, aus Eurer Nähe fliehen, weil der Tod mir droht? Nein, Constanze, das vermag ich nicht, vermag der Krieger nicht — nicht Euer Geliebter.

Nennt Euch meinen Freund, meinen theueren Freund! sagte sie verweisend: Ihr wißt, an diesem Hofe hat die Liebe ihre Glorie verloren, nur der Freundschaft blieb der reine Glanz.

Sagt dies Euer Vater auch?

Urban, unterbrach ihn das Mädchen ernst: berührt diese Saite nicht. Ihr wißt, es thut mir weh.

Ihr mögt so Manches nicht, wonach mein Herz begehrt! sprach er unmuthig! Ihr theilt Eure Gaben aus, als wäret Ihr eine fromme Klosterfrau, die für den späterkommenden immer das Bessere sparet; Ihr verlangt eine Genügsamkeit, daß man der heilige Augustin in der Wüste sein müßte, um all' seine Wünsche, all' seine Sehnsucht in der glühenden Brust zu verschließen, wie Ihr es wollt; nicht einmal aussprechen darf man sie. Aber hier, hier, rief er, die Faust auf sein Herz drückend: hier glühet die Sehnsucht, flammen die Wünsche, hier dürfen sie reden und jeder Pulsschlag ist ein Liebeswort, jedes Klopfen des Herzens eine

Umarmung, jeder Hauch des Odems ein sehnender Seufzer! Hier, und nur hier allein bin ich Herr! Zwar drang Euer Zauber auch bis dahin, aber er verliert die Macht zu gebieten, nur die Macht zu entzücken blieb ihm.

Was sprecht Ihr doch, junger Herr! unterbrach ihn die Alte.

Laß ihn nur! fiel ihr Constanze in die Rede: So höre ich ihn gern, ich vernehme gern die Gluth seiner Worte.

Und doch belohnt sie keine trauliche Umarmung, kein Liebeskuß! klagte der Ritter.

Urban! zürnte Constanze: Erringet meine Hand, mein Herz ist ja längst schon das Eure. Das treu-liebende Weib sinkt dann wahrlich mit heißer Liebe an Eure Brust. Die Neigung der Jungfrau ist rein und zart. Eure Wünsche, die ich nur dunkel ahne, scheinen mir der Mehlthau zu sein, der die Blüthen trifft, daß sie früh verwelken. Was ich in meinem kurzen Leben schon um mich gesehen, die traurige Erfahrung, die ich machen mußte, des verstorbenen Königs unzarte Bewerbung um mich, der Königin Wandel, hat mir den Schwur erpreßt, meine Sinne durch Entsagen rein zu halten, dem Geliebten nur mein Herz zu weihen, und das genügt Euch doch, Urban?

Es muß! sagte er gepreßt: Und nun, Constanze! fuhr er fort: nun auch nicht länger im Verborgenen um Euch geworben! Offen trete ich vor Euren Vater und fordere Eure Hand; diesen Zustand zwischen Himmel und Hölle ertrage ich nicht länger. Die Sehnsucht in's Kriegslager mit mir nehmen, sie ungestillt wieder heim tragen, mag ich fürder nicht mehr; nicht mehr will ich die Himmelsrose erblicken, die, strecke ich die Hand nach ihr, sich hinter Dornen und Blätter verbirgt — ewig angezogen, ewig abgestoßen! Nein, das ertrag' ich nicht länger!

Tragt es, tragt es theurer Freund, noch ist es nicht Zeit, die lastende Bürde abzuwerfen! unterbrach ihn das Mädchen. Mein Vater steht auf dem höchsten Gipfel des Glücks, und Ihr kennt sein stolzes Herz. Warum ich den Günstling der Witwe des Herzogs von Oestreich zu bitten nicht wagte, wäre tollkühn, es von dem Günstlinge der Königin zu verlangen. Ich bitte Euch, Urban, schweigt noch jetzt.

Und wohin soll das Schweigen führen?

Zum Ziel! Fester, unerschütterlicher Muth, erwiderte Constanze: treue Beharrlichkeit führt immer raschen oder langsamen Schrittes dahin. Nichts hemmt den festen Willen, als der Tod. Nun, der bleibt, unter dem Schutze der heiligen Jungfrau, unserer Jugend wohl noch fern!

Ich sehe auf diesem Wege nur in eine düstere Zukunft! sagte Urban finster: Doch Ihr wollt's, ich thue es. Schon Euer Wunsch ist mir Befehl. Aber zürnt mir nicht, Constanze, wenn ich, sollte die Gelegenheit an mir vorüber schweben, sie bei dem Schopf erfasse und festhalte.

Das Mädchen reichte ihm die Hand.

Liebliche, Segenbringende! sagte er, die Hand mit glühendem Blicke betrachtend: Aus Dir allein strömen die Funken, die mich durchzucken, in Dir allein liegt Hoffnung, Sehnsucht und Wonne meines Lebens vereint. Nicht einmal an dies klopfende Herz darf ich Dich drücken, liebliches, zartes Pfand unwandelbarer Treue, nicht an meine lechzenden Lippen pressen; mit kaltem Ernste muß ich Dich lassen! Ach Constanze! glaubt es mir, fühlet Ihr nur einmal das laute Klopfen meines Herzens, die Riegel sprängen, Sehnsucht und Hoffnung blieben nicht mehr ungestillt und Wonne strömte über uns aus. Bei Gott, Mädchen! rief er zornig, die Hand fahren lassend: lieber will ich in den Kampf mich stürzen, will bluten aus tausend Wunden, als so vor Euch stehen, Eure Hand in der meinigen fühlen und meine Gluth in mein Herz einengen, wie mein Schädel unter den Helm!

Wilder, lieber Mann! unterbrach ihn das Mädchen sanft lächelnd; Ich glaub es Euch wohl, auch mir wird es schwer, auch ich wollte oft lieber mein Blut für Euch hingeben, als so Euch leiden sehen.

Herr! unterbrach sie Agathe: mir däucht, indem Ihr von Blut redet, seh' ich es Euern weißen Wappenrock röthen. Ihr seid verwundet.

Ihr blutet wahrhaftig! rief Constanze; Schnall' ihm dem Panzer ab, Agathe!

Laßt nur, laßt! es kann nur eine leichte Wunde sein, ich fühle mich stark! erwiderte er ruhig: Schau' ich in Euer Auge, fühle ich noch Kraft, von Neuem den Kampf zu beginnen.

Laßt jetzt den Kampf! bat jetzt die Alte: Erlaubt, daß ich, in solchen Dingen wohlerfahren, die Wunde untersuche. — Sie schnallte den Panzer ab, das Blut strömte hervor.

Und das konntet Ihr verschweigen? zürnte Constanze.

Steht Ihr vor meinem Blick, rief er schwankend: so fühle ich selbst den Pfeil des Todes nicht.

Aber Constanze hatte diese Worte nicht mehr gehört. Sie war nach der Villa geeilt, während Urban zu Agathens Füßen niedersank und sie nach Hülfe rief.

Ehe noch die Reisigen herbei eilten, war Constanze schon mit dem Kastellan und mehreren Dienern aus der Villa gekommen.

Ich verantworte es bei meinem Vater! sagte sie zu diesem: Führt ihn in's Schloß und sorgt für seine Pflege.

Die Diener trugen ihn hinein

Ein Bauer aus Cantignola in der Romagna stand einst arbeitend unter einem Kastanienbaume, als Kriegsvolk vorüber zog. — Komm mit

uns, Bauer! rief ihm einer aus dem Haufen zu: Was quälst Du Dich mit Hack' und Spaden; bei uns giebt's Ehre und Geld, bei Dir nur Schweiß und Noth.

Dieser Mann war Sforza; er bedachte sich einen Augenblick, dann warf er seine Hacke mit den Worten auf den Baum: Bleibst du oben, so ziehe ich mit; kommst du herunter, so bleibe ich hier! — Sie blieb oben, er zog mit dem Haufen, errang sich durch seine Stärke den Beinamen Sforza und durch seinen Muth und seine Klugheit ward er bald Anführer einer gefürchteten Bande und jetzt der mächtigste Condottiero, durch dessen Hülfe allein König Ladislaus Rom und den Kirchenstaat erobert hatte.

Sforza war ein ernster, aber schöner Mann. Jetzt nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend, ein Vierziger, noch in voller Kraft männlichen Alters, von riesenhafter Gestalt, lag in seinem Gesicht etwas Biederes, das jedoch von zwei listig blitzenden Augen, die unter schattigen Brauen hervorleuchteten, überstrahlt wurde. Sein krauser, dichter Bart, sein kurzes, lockiges Haar, die Narbe quer über der gewölbten Stirn, verunstalteten das Gesicht dieses Kriegers nicht, der dem Bildhauer, wenn auch nicht zu einem Antinous, doch zu einem Kriegsgotte hätte sitzen können.

Die Königin Johanna war eben mit dem Oberkämmerer Alapo in ihrem Kabinet eingeschlossen, als man ihr Sforza's Ankunft meldete. Unmuth umzog bei dieser Nachricht des Günstlings Gesicht, die Königin dagegen gab mit freundlichem Blicke den Befehl, ihn zu ihr zu führen, und schien Alapo's Unmuth nicht zu bemerken. Sforza trat ein, verneigte sich mehr vertraulich als ehrfurchtvoll vor der Königin, die ihn als einen alten Bekannten empfing, und schien den Günstling, der mit mißtrauischem Blicke ihn und die Königin beobachtete, kaum zu bemerken.

Ihr habt Euch beeilt, nach Neapel zu kommen, redete sie ihn an: seid mir willkommen, Sforza!

Ihr wißt, gebietende Frau, erwiderte er ernst: daß ich, im Kriege wie im Frieden, nicht halbe Maßregeln liebe. Ich komme im Namen des Heeres und insbesondere meines Kriegerhaufens, Euren königlichen Willen zu vernehmen, ob Ihr unserer ferner bedürft, oder uns, versteht sich nach Auszahlung des rückständigen Soldes, entlassen wollt. Ueberall giebt's Krieg, überall finden wir einen Herrn, die Welt steht dem Soldaten überall offen.

Fürchtet Ihr, erwiderte die Königin mit bedachtsamem Blicke: der Königin von Neapel weniger willkommen zu sein, als Ihr es der Witwe des Herzogs von Oestreich waret?

Gnädige Frau, sagte er lächelnd: meine Frage betrifft nicht mich, nicht Euch, sie betrifft meine Soldaten und war nur an die Königin gerichtet. Ein Einzelner ist oft willkommen, Zehntausend sind lästige Gäste. Vielleicht sind die dreitausend Söldner schon zu viel, die mich hierher begleitet haben, bei Cuma lagern und morgen in Neapel einzurücken gedenken.

Ihr seid sehr vorschnell! unterbrach ihn Alapo.

Sforza warf einen ernsten Blick auf ihn und fuhr, ohne ihm zu antworten, fort: Bedarf es noch der Ueberlegung, so bitte ich meine Königin, sich mit ihren Räthen deßhalb zu besprechen, nur habe sie die Gnade, mich bald mit ihrem Entschlusse bekannt zu machen.

Und weßhalb hat es solche Eile? fragte die Königin.

Bedürft ihr meine Dienste, so sind meine Scharen Euch in Neapel nöthiger als in Rom und Perugia. Dort werdet Ihr Euch kein neues Reich erwerben und gern Frieden schließen wollen; hier ist das Heer Euch von Nutzen. Schranzen, die Ihr hier in Menge findet, sind schlechte Stützen des Thrones; nicht immer sind die Glücklichen, welche der Fürsten Gunst genießen, die Starken. — Dies sagend, warf er einen bedeutenden Blick auf den Oberkämmerer. — Bin ich hier überflüssig, fuhr er fort: so muß ich eilen, einen andern Herrn zu finden, der mich in Kampf und Schlachten schickt; denn außer dem Feldlager verweichlicht der Soldat; nur Uebung stärkt.

Und hätte ich Eure Dienste nicht nöthig, nahm die Königin das Wort; wäret Ihr wohl im Stande, zu meinem Vetter Anjou zu ziehen?

Wenn er Geld hat, mich und meine Schar zu bezahlen, warum nicht, Königin? Kämpften doch selbst die Ritter der Tafelrunde zur Ehre ihrer Damen nur, so lange es diesen gefiel sie zu ihren Rittern zu wählen; wurden sie entlassen, so suchten die fahrenden Kämpfer eine andere Dame und andern Minnesold; warum sollte es jetzt anders sein? So lange Johanna von Neapel mich zu ihrem Kämpfer ernennt, so lange streite ich für sie, entläßt sie mich ihrer Dienste, suche ich mir einen andern Herrn und andern Sold. So ist es bei uns Kriegsgebrauch.

Morgen holt Euch Bescheid! sagte die Königin lächelnd: Um Minnesold habt Ihr wohl übrigens noch nie gedient. Ihr seid immer noch nicht wieder vermählt. Vermochte kein Weib ihre Liebesnetze um Euch zu werfen?

Nein, königliche Frau: Oft schon, seit mein gutes Weib in Catignola starb, lag ich in den Schlingen der Frauen, aber immer entzog ich mich noch zur rechten Zeit. Soldaten sind Söhne der Freiheit, das Feldlager ist ihr Haus, das Schlachtfeld ihre Brautkammer; ihre Seele strebt nur nach dem Höchsten, dem Ruhme, und wie das Glück dem Augenblicke angehört, so suchen auch wir nur unsere Freuden in ihm; nur was der Augenblick beut, hat Reiz für uns. Die Sehnsucht nach dem heimathlichen Heerde, nach Weib und Kind, würde das Herz theilen, und, wahrlich! das muß ganz mit voller Kraft unter dem Panzer schlagen, wenn die Faust das Schwert wacker führen, der Kopf klar und unbefangen die Pläne entwerfen soll. Ueberdies, hohe Frau, verstehen wir nicht, wie Boccaz und Petrarca, mit zärtlichen Worten und schönen Canzonen um Liebe zu werben, und das verlangen die Frauen Neapels, seit jene beiden hier sangen, seufzten und tändelten.

Nun, dann will ich unter den Jungfrauen Neapels eine Hebe für den Herkules aus der Romagna wählen! sagte die Königin scherzend.

Thut es nicht, gnädige Frau; in der Romagna ist ein rauhes, ungeschliffenes Volk, und so wie der Kriegsmann sich frei seine Fahne, unter der er fechten will, wählt, so sucht er sich auch, soll es einmal gewählt sein, sein Liebchen selbst aus. — Gebt mir morgen einen freundlichen Bescheid und seid mir auch jetzt eine so gnädige Königin, als Ihr mir sonst eine gnädige Herzogin waret.

Geduldet Euch, Sforza, unterbrach ihn der Oberkämmerer mit Unmuth: Ihr sollt morgen durch mich Bescheid erhalten.

Seit wann, Königin, sagte der Condottiero mit Stolz: hat Euch der Himmel die schöne Gabe der Rede versagt, die Euch sonst aller Herzen gewann, daß Ihr dieses Mannes bedürft, um für Euch zu sprechen?

Er ist mein Freund, er besitzt mein Vertrauen! erwiderte Johanna empfindlich.

Königin! nahm Sforza das Wort: Was Ihr mit mir und den Zehntausend, denen ich befehle, abzumachen habt, darin, bitte ich Euch, vertraut nur Euch und mir, sonst niemand weiter. — Der Königin Gesicht umdüsterte sich. — Sollte ich aber meine Rede vielleicht nicht zierlich genug gestellt, nicht Wort für Wort sorgsam abgewogen haben, fuhr er dann einlenkend fort: so verzeiht; im Kriegslager, an der Seite eines kriegerischen Königs, wie Ladislaus war, verlernt man die Sprache des Hofes und die weichsten Töne werden rauh.

Ich zürne nicht! sprach die Königin mit Huld und reichte ihm ihre schöne Hand zum Kusse: Morgen um die nemliche Stunde findet Euch hier ein, um das Weitere zu vernehmen; sie entließ ihn.

Ein rauher, ungeschliffener Gesell! fuhr jetzt der Oberkämmerer auf, als Sforza sich entfernt hatte: Wenn ihn nicht vergangene Zeiten so fest auf die Gunst seiner Königin bauen ließen, dürfte er es wahrlich nicht wagen, in diesem Tone mit seiner Gebieterin zu reden. Der Mann ist mir zuwider.

Und uns doch so nöthig! fiel ihm die Königin in's Wort: Nur durch ihn und seines Gleichen sind wir vermögend, die unruhigen Barone und die Feinde von Außen abzuhalten; wir müssen ihn schonen, müssen freundlich gegen ihn scheinen.

Und sein — das fällt Euch nicht schwer! nahm der Günstling höhnisch das Wort: Ein solcher Mann verdient Rücksichten.

Ihr scheint den Ton Eurer Rede auch aus dem Feldlager genommen zu haben, Kämmerer, mir ist er nicht angenehm.

Thut mir leid; erwiderte der kecke Günstling: warum hat der Sforza mich so gestimmt! Habt Ihr diesen Ton von ihm hören können, so erlaubt ihn auch mir. Doch, meine Gebieterin, es ist Zeit, den königlichen Thron von diesen Glücksrittern unabhängig zu machen, diese Last von Thron und

Land abzuwälzen, die, gleich den römiſchen Prätorianern, Herren ihrer Herren, und überdies noch den Meiſtbietenden zu jeder Stunde feil ſind. Fällt das Haupt, ſo ſinken die Glieder in nichts. — Die Orſini ſchmachten ſchon in dem Caſtell bei Ovo und ihre Banden zerſtreuten ſich; laſſen wir Sforza ihnen Geſellſchaft leiſten; iſt er im Kerker und das Kriegsvolk ohne Haupt, läuft es aus einander.

Und zieht nach Rom, dem Braccio zu, und wen ſetzen wir dann dieſem Freunde des Papſtes und Ludwigs von Anjou entgegen?

Unſere eigene Macht oder den Caldora mit ſeiner Bande. Dieſe Abenteurer, Königin, ſind eiferſüchtig auf einander, wie Kaufleute, die mit gleicher Waare handeln, heute Freunde, wenn ſie der Eigennutz verbindet, morgen Feinde, hoffen ſie dadurch zu gewinnen. Entledigt Euch ihrer, und nur, wenn Ihr dieſe drückende Laſt von Euch gewälzt habt, dann erſt ſeid Ihr Königin! Aber, fuhr er, Johanna genau beobachtend, fort: dauert Euch der kräftige Mann, daß er im Gefängniſſe ſchmachten ſoll, dann freilich! Doch auch hier iſt ein Mittel. Ich habe eine Tochter — Ihr ſaht ſie nie — ſie iſt wohl ſchön zu nennen. Conſtanze ſoll ihn dann ganz in unſer Intereſſe ziehen.

Handelt nach Eurer Weisheit, unterbrach ihn die Königin ungeduldig: und zügelt Eure Rede. — Sie verließ das Kabinet, ſeit langer Zeit zum erſtenmale mit ihrem Günſtling aus mehreren Gründen unzufrieden.

Als Alapo auf ſeinem Zimmer, welches er im königlichen Schloſſe bewohnte, allein war, unruhig auf und ab ſchritt und über die Mittel, Sforza unauflösbar an ſich zu ketten, oder ihn zu verderben, nachdachte, brachte ihm ein Diener ein Schreiben, das eben nicht geeignet war, ihn aufzuheitern Es war von dem Kaſtellane ſeiner Villa auf Iſchia, der ihn von dem Vorgefallenen unterrichtete und ihm meldete, daß der junge Kriegsmann Urban Origlia, Hauptmann einer Fahne Reiterei und ſehr in Gunſt bei Sforza, verwundet in dem Landhauſe liege; auch verſchwieg er die beſondere Theilnahme nicht, die Conſtanze für den Verwundeten hege. Er bat am Schluß um Verhaltbefehle.

Alapo ſchritt im Zimmer heftig auf und ab. — Was will der elende Hauptmann der Söldner? rief er zornig: Glaubt er, weil ſein Vater ſich ein unermeßliches Vermögen erworben, könne er ſeine Wünſche bis zu Conſtanze Alapo erheben? Der Thor! ein Wort von mir, und ſein Vater irrt mit dieſem ſtolzen Knaben von Hütte zu Hütte und bettelt um Almoſen! — Raſch ſetzte er ſich und ſchrieb die wenigen Worte: „Laß in kommender Nacht den Frechen in's Meer werfen.“ — Schon war der Brief verſiegelt, ſchon der Diener gerufen, der ihn dem Kaſtellan bringen ſollte, als er plötzlich ſich eines Andern beſann, den Brief zerriß und einen zweiten ſchrieb,

worin er dem Kastellan befahl, den Verwundeten zu pflegen, mit aller Achtung zu behandeln, jedoch ein wachsames Auge auf seine Tochter zu haben und sie morgen nach Neapel zu schicken; übrigens solle er ihm von Allem genaue Nachricht geben.

Aber der Befehl kam zu spät. Am frühen Morgen, als die gute Agathe den Verwundeten besuchte, fand sie ihn zwar schwach, die Wunde jedoch nicht gefährlich; nur der starke Blutverlust hatte ihn ermattet.

Wird Deine Gebieterin nicht zu mir kommen? fragte er sie.

Nein, Herr! erwiderte die Alte: Wie dürfte sie öffentlich Euch zu besuchen wagen?

Nicht öffentlich, aber doch im Geheim? fuhr Urban fort.

Wie dürfte sie, da der Verräther niemals schläft, sich Euerem Lager nahen, wie gestattete das die Sitte?

Ich fühle, was die Signora durch Dich von mir verlangt! erwiderte er nach kurzem Sinnen: Grüß' Deine bedächtige Gebieterin von mir, sag' ihr, ich würde ihren Wünschen zuvorkommen; jetzt aber gönne mir Ruhe. — Er schloß die Augen und that als ob er schliefe.

Als Agathe sich entfernt hatte, fragte er den bei ihm gebliebenen Reisigen: Ist die Barke noch am Ufer? — Dieser bejahte es. — So eile hin! Sie soll in der Bucht mich erwarten und sage Deinen Kameraden, daß sie kommen, mich herunter an's Meer zu tragen.

Der Söldner richtete seines Hauptmanns Befehle aus. Die Reisigen kamen, Urban bat den Kastellan, ihnen die Thore zu öffnen. Dieser entschuldigte sich aber, daß er es ohne Erlaubniß der Signora nicht dürfe.

Ich will von hier, und sollten meine Leute die Villa stürmen. Ich will hier nicht ein Gefangener sein, will fort von hier! drohte Urban.

Geduldet Euch nur, Herr, bis ich zurückkehre, bat der Kastellan, in seinem Herzen froh, den lästigen Gast auf diese Weise los zu werden.

Constanze begleitete den zurückkehrenden Antonio, — Ihr wollt uns verlassen? sagte sie, an Origlia's Lager tretend: Ihr wollt ermattet, verwundet Euch nach Neapel bringen lassen, wollt Euch in solchem Zustande dem ungewissen Meere anvertrauen?

Die Fahrt von Ischia nach Neapel ist kurz und gefahrlos! erwiderte er kalt: Ich wünschte, hier nicht lästig zu sein, und wer weiß, ob Euer allmächtiger Vater nicht zürnen würde, erführe er, daß Ihr einen Verwundeten aufgenommen habt. Ihr seht, auch ich kann bedachtsam sein.

Laßt mich und Agathe mit ihm allein! befahl Constanze. — Antonio zögerte. — Habt Ihr Bedenklichkeiten? Geht! ich befehl es Euch.

Urban! begann nun das Mädchen, seinem Lager sich nähernd: Warum wollt Ihr von hier, warum Euch der Gefahr aussetzen? Kann es Euch Freude machen, mir wehe zu thun? Bleibt, ich bitte Euch.

Nein, erwiderte er trotzig: Ich gehe! Was soll ich hier, wo es für Euch ein Verbrechen ist, mich zu sehen?

Kann ich denn in Neapel um Euch ſein, fiel ſie ihm in die Rede: Würde mein Vater mich nicht ſogleich von hier entfernen, mich in's königliche Schloß zu ſich nehmen, erführe er, daß ich Euch pflegte? Und wären wir dort nicht getrennter als hier?

So nahe Euch und doch ſo fern, durch Euch ſo fern! rief er heftig: Nein, nein! Laßt mich ziehen!

Urban, iſt das der Zauber, der Euch an meine Nähe band? ſagte ſie traurig: Iſt das die Sehnſucht, die Euch auch im Feldlager zu mir führt?

Liebe um Liebe! Stolz um Stolz! Entſagung für Entſagung! erwiderte er kalt: Ich gehe!

So lebet wohl! ſprach Conſtanze mit Wehmuth: Folgt Eurem harten Sinn! Es ſchmerzt mich, aber trübt meinen Himmel nicht; meine Neigung zu Euch ſteht höher als meine Sehnſucht! Ich ſcheide von dem Freunde mit liebendem Herzen, und kenne ihn zu gut, um nicht zu wiſſen, daß ſchon auf dem Meere die Sehnſucht ihn nach Iſchia zurückführte, wenn ihm der Stolz nicht geböte, ſeine Fahrt fortzuſetzen. Lebt wohl, Urban, verkennt mich nicht! Sie heftete noch einen herzlichen Blick auf ihn und entfernte ſich.

Ihr ſeid ein ſtarrſinniger Mann! ſagte zürnend Agathe: Könntet Ihr nur einen Blick in das Herz des Engels thun, Ihr würdet anbetend vor ihr niederknien.

Und, mich kaſteiend und geißelnd, zu ihren Füßen ſterben, nicht ſo? erwiderte er aufgebracht.

Nun, wie Ihr meint! brummte die Alte: Ich kenne Euern aufbrauſenden Sinn, und manchmal muß ich Eure Ungeduld theilen, denn oft iſt die Signora doch zu ſtreng; aber jetzt ſeid Ihr ungerecht gegen ſie. Geht in Euch und bleibt.

Er ſchien nicht auf ihre Warnung zu hören, und ſie verließ ihn. Bald darauf trugen ihn ſeine Reiſigen in die Barke, und nach kurzer Fahrt landete er im Hafen von Neapel.

Gleich nach ſeiner Abfahrt kam der Befehl des Oberkämmerers, der Conſtanzen nach Neapel berief; er ahnete gewiß nicht, daß ſein Wille jetzt ſeiner Tochter willkommen war, da ſie früher Abſcheu gegen das Hoflager ausgeſprochen und gern auf ihrer einſamen Villa geblieben war.

Auch ſie landete am andern Tage am Castel nuovo. Als ſie durch die hohen Hallen nach den Gemächern ihres Vaters ſchritt, war es ihr, als ob ſie ſich auf immer von dem ſtillen Frieden ihrer Jugend trennen ſolle! als ob ſie die Welt ihrer lieblichen Träume hinter ſich laſſen müſſe, und als der Diener das Zimmer des Vaters öffnete, drang ein leiſes: Muth, Muth! aus ihrer gepreßten Bruſt.

Der Vater hatte ſie ſeit Monden nicht geſehen. Er ließ, als ſie ihn begrüßend ſich vor ihm neigte, mit Wohlgefallen ſeinen Blick auf der lieblichen Geſtalt, auf den holden Zügen ſeines Kindes ruhen. — Bei Gott! rief er unwillkürlich: Du biſt in der kurzen Zeit, daß ich Dich nicht ſah,

in vollem Glanze aufgeblüht, Conſtanze. Deine Schönheit hat ſich herrlich entfaltet, Du biſt des edelſten Mannes werth.

Komm, ſetze Dich zu mir, mein Kind! fuhr er nach einer Pauſe fort: Du einzig Theures, was mir noch von Deiner geliebten Mutter geblieben iſt, ſetze Dich und vernimm, weßhalb ich Dich hierher beſchied. Von Deiner früheſten Jugend kennſt Du meine Liebe zu Dir, weißt, wie ich, vielleicht zu ſchwach, Deiner Halsſtarrigkeit nachgab. Ich glaube deßhalb, daß Du über den Plan Deines zukünftigen Lebens ernſt nachgedacht und Dich darüber beſtimmt haſt. Sollteſt Du auch einmal von ihm gewichen ſein, ſetzte er bedeutſam hinzu: ſo wirſt Du Dich doch leicht wieder auf ihn zurück finden. Dein feſter Sinn, den ich oft Trotz nannte, wird Dich auch jetzt nicht verlaſſen und Dir vorgeſchrieben haben, Deinem Vater auf der Bahn des Glücks zu folgen.

Ich bin begierig, zu hören, was Ihr mir zu ſagen habt, mein Vater! unterbrach ihn Conſtanze geſpannt.

Die Königin will Sforza, den Anführer der ſchwarzen Bande, an ihr Intereſſe knüpfen. Hierzu ſind zwei Wege; auf dem einen geht der Stern Deines Vaters unter, auf dem andern geht ſein und Dein Stern glänzender auf.

Was habe ich mit den Plänen der Königin zu thun? Was kümmert mich der rauhe Sforza? unterbrach ſie unmuthig den Vater.

Die Königin will Dich an Sforza vermählen.

Die Königin? — mich an Sforza? rief ſie verwundert.

Ohne daß ich ihn durch Dich an mich feßle, iſt er mein Feind, mein gefährlicher Feind, der mehr als ein Mittel in Händen hat, mich zu ſtürzen! fuhr Alapo fort.

Und will denn Sforza durch mich ſeine Abhängigkeit von der Königin und Euch erkaufen? fragte ſie weiter.

Noch kennt er meinen Plan nicht, erwiderte der Vater: doch bin ich gewiß, er wird, ſelbſt wenn der Preis nicht ſo ſchön wäre, mit Freuden eine Verbindung eingehen, die ihn ſo mächtig machen kann.

Conſtanze wurde nachdenkend.

Vater! ſagte ſie endlich: was Ihr mir eben geſagt, hat mich überraſcht; ich kann noch nicht Alles recht faſſen; nur ſo viel weiß ich, daß der rauhe Krieger jetzt noch nichts von Euerem Plane wiſſen darf, wenn er nicht durch mich ſcheitern ſoll.

Dacht' ich doch gleich, daß meine verſtändige Tochter leicht und mit Freuden in meinen Wunſch eingehen würde! rief der Oberkämmerer entzückt.

Lobt mich nicht zu früh, Vater! ſagte ſie ernſt: es möchte Euch gereuen.

Was macht der Verwundete auf Iſchia? fragte er jetzt, das Geſpräch abbrechend. — Conſtanze erröthete. — Was führte ihn denn eigentlich nach der Villa? Weßhalb ſetzte er ſich meinen Dienern zur Wehre? Ich werde

Kann ich denn in Neapel um Euch ſein, fiel ſie ihm in die Rede: Würde mein Vater mich nicht ſogleich von hier entfernen, mich in's königliche Schloß zu ſich nehmen, erführe er, daß ich Euch pflegte? Und wären wir dort nicht getrennter als hier?

So nahe Euch und doch ſo fern, durch Euch ſo fern! rief er heftig: Nein, nein! Laßt mich ziehen!

Urban, iſt das der Zauber, der Euch an meine Nähe band? ſagte ſie traurig: Iſt das die Sehnſucht, die Euch auch im Feldlager zu mir führt?

Liebe um Liebe! Stolz um Stolz! Entſagung für Entſagung! erwiderte er kalt: Ich gehe!

So lebet wohl! ſprach Conſtanze mit Wehmuth: Folgt Eurem harten Sinn! Es ſchmerzt mich, aber trübt meinen Himmel nicht; meine Neigung zu Euch ſteht höher als meine Sehnſucht! Ich ſcheide von dem Freunde mit liebendem Herzen, und kenne ihn zu gut, um nicht zu wiſſen, daß ſchon auf dem Meere die Sehnſucht ihn nach Iſchia zurückführte, wenn ihm der Stolz nicht geböte, ſeine Fahrt fortzuſetzen. Lebt wohl, Urban, verkennt mich nicht! Sie heftete noch einen herzlichen Blick auf ihn und entfernte ſich.

Ihr ſeid ein ſtarrſinniger Mann! ſagte zürnend Agathe: Könntet Ihr nur einen Blick in das Herz des Engels thun, Ihr würdet anbetend vor ihr niederknien.

Und, mich kaſteiend und geißelnd, zu ihren Füßen ſterben, nicht ſo? erwiderte er aufgebracht.

Nun, wie Ihr meint! brummte die Alte: Ich kenne Euern aufbrauſenden Sinn, und manchmal muß ich Eure Ungeduld theilen, denn oft iſt die Signora doch zu ſtreng; aber jetzt ſeid Ihr ungerecht gegen ſie. Geht in Euch und bleibt.

Er ſchien nicht auf ihre Warnung zu hören, und ſie verließ ihn. Bald darauf trugen ihn ſeine Reiſigen in die Barke, und nach kurzer Fahrt landete er im Hafen von Neapel.

Gleich nach ſeiner Abfahrt kam der Befehl des Oberkämmerers, der Conſtanzen nach Neapel berief; er ahnete gewiß nicht, daß ſein Wille jetzt ſeiner Tochter willkommen war, da ſie früher Abſcheu gegen das Hoflager ausgeſprochen und gern auf ihrer einſamen Villa geblieben war.

Auch ſie landete am andern Tage am Castel nuovo. Als ſie durch die hohen Hallen nach den Gemächern ihres Vaters ſchritt, war es ihr, als ob ſie ſich auf immer von dem ſtillen Frieden ihrer Jugend trennen ſolle! als ob ſie die Welt ihrer lieblichen Träume hinter ſich laſſen müſſe, und als der Diener das Zimmer des Vaters öffnete, drang ein leiſes: Muth, Muth! aus ihrer gepreßten Bruſt.

Der Vater hatte ſie ſeit Monden nicht geſehen. Er ließ, als ſie ihn begrüßend ſich vor ihm neigte, mit Wohlgefallen ſeinen Blick auf der lieblichen Geſtalt, auf den holden Zügen ſeines Kindes ruhen. — Bei Gott! rief er unwillkürlich: Du biſt in der kurzen Zeit, daß ich Dich nicht ſah,

in vollem Glanze aufgeblüht, Conſtanze. Deine Schönheit hat ſich herrlich entfaltet, Du biſt des edelſten Mannes werth.

Komm, ſetze Dich zu mir, mein Kind! fuhr er nach einer Pauſe fort: Du einzig Theures, was mir noch von Deiner geliebten Mutter geblieben iſt, ſetze Dich und vernimm, weßhalb ich Dich hierher beſchied. Von Deiner früheſten Jugend kennſt Du meine Liebe zu Dir, weißt, wie ich, vielleicht zu ſchwach, Deiner Halsſtarrigkeit nachgab. Ich glaube deßhalb, daß Du über den Plan Deines zukünftigen Lebens ernſt nachgedacht und Dich darüber beſtimmt haſt. Sollteſt Du auch einmal von ihm gewichen ſein, ſetzte er bedeutſam hinzu: ſo wirſt Du Dich doch leicht wieder auf ihn zurück finden. Dein feſter Sinn, den ich oft Trotz nannte, wird Dich auch jetzt nicht verlaſſen und Dir vorgeſchrieben haben, Deinem Vater auf der Bahn des Glücks zu folgen.

Ich bin begierig, zu hören, was Ihr mir zu ſagen habt, mein Vater! unterbrach ihn Conſtanze geſpannt.

Die Königin will Sforza, den Anführer der ſchwarzen Bande, an ihr Intereſſe knüpfen. Hierzu ſind zwei Wege; auf dem einen geht der Stern Deines Vaters unter, auf dem andern geht ſein und Dein Stern glänzender auf.

Was habe ich mit den Plänen der Königin zu thun? Was kümmert mich der rauhe Sforza? unterbrach ſie unmuthig den Vater.

Die Königin will Dich an Sforza vermählen.

Die Königin? — mich an Sforza? rief ſie verwundert.

Ohne daß ich ihn durch Dich an mich feßle, iſt er mein Feind, mein gefährlicher Feind, der mehr als *ein* Mittel in Händen hat, mich zu ſtürzen! fuhr Alapo fort.

Und *will* denn Sforza durch mich ſeine Abhängigkeit von der Königin und Euch erkaufen? fragte ſie weiter.

Noch kennt er meinen Plan nicht, erwiderte der Vater: doch bin ich gewiß, er wird, ſelbſt wenn der Preis nicht ſo ſchön wäre, mit Freuden eine Verbindung eingehen, die ihn ſo mächtig machen kann.

Conſtanze wurde nachdenkend.

Vater! ſagte ſie endlich: was Ihr mir eben geſagt, hat mich überraſcht; ich kann noch nicht Alles recht faſſen; nur ſo viel weiß ich, daß der rauhe Krieger jetzt noch nichts von Euerem Plane wiſſen darf, wenn er nicht durch mich ſcheitern ſoll.

Dacht' ich doch gleich, daß meine verſtändige Tochter leicht und mit Freuden in meinen Wunſch eingehen würde! rief der Oberkämmerer entzückt.

Lobt mich nicht zu früh, Vater! ſagte ſie ernſt: es möchte Euch gereuen.

Was macht der Verwundete auf Iſchia? fragte er jetzt, das Geſpräch abbrechend. — Conſtanze erröthete. — Was führte ihn denn eigentlich nach der Villa? Weßhalb ſetzte er ſich meinen Dienern zur Wehre? Ich werde

den unruhigen Jüngling züchtigen. Was zu den Söldnern gehört, iſt freches Volk; aber ſprich, was führte ihn nach der Villa? weßhalb ſetzte er ſich meinen Dienern zur Wehre?

Weiß ich es? antwortete ſie gefaßt, da ſie den Geliebten nicht mehr in des Vaters Gewalt, ſondern in Neapel bei ſeinem Kriegsvolke wußte.

Der Vater machte eine drohende Bewegung der Hand. Dann ſagte er freundlich:

Nun geh' und kleide Dich an, vor der Königin zu erſcheinen, ſie will Dich noch heute ſehen. — Du wirſt auch Deine Muhme Katharina bei ihr finden, folge ihrem Rath, ſie ſteht in hoher Gunſt bei der Königin, und obgleich auch erſt ſeit kurzem am Hofe, kennt ſie ihn und die Gebieterin doch genau.

Conſtanze ging mit banger Sorge in ihr Zimmer, ſich anzukleiden. Wie ſie dem Ungewitter entgehen ſollte, wußte ſie nicht, eben ſo wenig, was ſie beginnen ſollte. Nur das war ſie entſchloſſen, Sforza nie ihre Hand zu geben. Sie ſollte vor der Königin erſcheinen, die ſie noch nicht geſehen, ihr waren die Verhältniſſe, in welchen ihr Vater zu ſeiner Gebieterin ſtand, kein Geheimniß, doch konnte ihre reine Seele ſie nicht ganz ſich denken, nur das fühlte ſie, daß ſie nicht mit voller Achtung vor die Monarchin treten könne. Der Eindruck, den ſie auf die Herrſcherin machen würde, war ihr gleichgiltig; was ſie zu befürchten hatte, wußte ſie, ſie kannte die Gefahr, und ihr fehlte nicht der Muth, ihr entgegen zu gehen.

Mit furchtloſem Herzen trat Conſtanze an der Hand des Vaters vor die Königin. Schon oft hatte ſie ſich in ihrer Einſamkeit ein Bild dieſer Frau entworfen, um deren Gunſt der Adel Neapels buhlte. Sie hatte es ſich mit lieblichen Farben ausgemalt, und wenn ſie ſich auch die Blüthe der erſten Jugend erbleicht dachte, ſo malte doch die Phantaſie ein holdes Bild, dem nichts als der ſanfte, zarte Hauch reiner Weiblichkeit und die Friſche der Jugend fehlte, um für ein Ideal der Schönheit zu gelten. Mit dieſer Erwartung war ſie eingetreten und fand eine volle Geſtalt von mittler Größe auf einem Armſeſſel, ohne Grazie und Majeſtät, nachläſſig ſitzen, deren dunkle, lebendige Augen ſie ſcharf betrachteten. Die Wangen der Königin waren bleich, die ſchönen, regelmäßigen Züge ſchlaff, das dunkle Haar, ſorgſam geringelt, rollte über volle Schultern und einem blendenden Nacken herab, eine ſchön geformte weiße Hand mit vielen blizzenden Ringen geſchmückt, bot ſich ihr zum Kuß, und ein Paar ſchwellende Lippen ſagten ihr willkommen. Hinter dem Seſſel der Königin ſtand Katharina Alapo, des Günſtlings Schweſter, eine hohe junoniſche Geſtalt, deren regelmäßige Züge, obgleich nicht mehr in der erſten Jugendblüthe, noch ſchön zu nennen waren.

Dies meine Tochter, Königin! ſagte der Oberkämmerer, Conſtanze Johanna näher führend: Ich glaube Euch nicht zu viel von ihr geſagt zu haben.

Der Königin Wange erglühte, — ſie betrachtete Conſtanze aufmerkſam und ſchien in Gedanken verſunken. Faſt zu ſchön! ſagte ſie halblaut vor ſich hin: Fräulein, wandte ſie ſich jetzt zu dem Mädchen, das ehrfurchtvoll, aber furchtlos vor ihr ſtand: Der Befehl Eures Vaters, das einſame Landhaus zu verlaſſen und an meinem Hofe zu erſcheinen, hat Euch gewiß entzückt. In Euren Jahren erſcheint uns die Welt am herrlichſten, wo ſie am lebendigſten iſt, und in der Einſamkeit ahnet man nur und träumt, und ſehnt ſich nach dem Erwachen. Ich werde Euch auf dieſer Euch neuen Bahn eine Mutter ſein; denn ſchwer iſt's der Jugend ohne Erfahrung, die Klippen zu umſchiffen, auf die Ihr hier ſtoßen werdet.

Hoheit! erwiderte Conſtanze und neigte ſich dankend: Ihr ſeid ſehr huldvoll gegen Eure Dienerin, Ihr wollt Euch der Mutterloſen annehmen, und mein Herz, mein Mund ſagt Euch für dieſe Gnade Dank, aber ich hoffe, mein Vater wird mich bald wieder in meine Einſamkeit zurückſenden, wenn er ſehen wird, daß ich für den Hof und die Welt nicht tauge.

Und warum nicht? fragte die Königin verwundert.

Erlaubt, daß ich ſchweige.

Eine ſo holde Roſe wie Ihr, fuhr die Königin fort: würde eine Zierde im Kranze meiner Frauen ſein.

Ich bin keine Roſe und gleiche dieſer Blume nicht; erwiderte das Mädchen ernſt: die Farbe dieſer üppigen Blume kann wohl meine Wange röthen — mein Inneres aber wird, mit Gott und der heiligen Jungfrau, wohl immer beſcheidenen Blümchen ähnlich ſein; oder ſoll ich einen kühneren Vergleich wagen, der Lilie, dem Bilde der Unſchuld. Darum tauge ich nicht an Euern Hof.

Die Königin war betroffen; auch über ihre blaſſen Wangen hauchte ſich der Roſe Gluth; doch ſchien ſie die Bedeutung von Conſtanzens Worten nicht ganz verſtehen zu wollen. Solch ernſten Sinn bei ſo jungen Jahren erweckt ſelten der Verſtand, ſagte ſie ſcherzend: gemeiniglich nur eine Leidenſchaft, die in dem jungen Herzen früh ſchon Wurzel ſchlug — Ihr liebt! — Dieſe Worte hätten faſt Conſtanze außer Faſſung gebracht. — Erröthet nicht! fuhr die Königin fort: Warum Euch dieſes Gefühles ſchämen? Mich dünkt, ich hörte von einem jungen Krieger; heißt er nicht Urban Origlio, aus Stilo gebürtig, der Sohn eines reichen Edlen? Er ſoll Euch mit Liebe zugethan ſein. Iſt dem ſo?

Wäre es, erwiderte Conſtanze muthig; ſo würde der Vater wohl der Tochter Geheimniß eher erfahren müſſen als meine Königin. — Sie neigte ſich, als bäte ſie die Gebieterin, über das, was ſie geſagt, um Entſchuldigung, ſchwieg und trat einige Schritte zurück.

Bei Sankt Katharinen, Pandolfello! rief Johanna unwillkürlich aus: Eure Tochter gleicht ganz dem Sforza an Geſtalt und Sinn. Schön, ſtolz und auch ein wenig rauh, doch —

Hoheit! nahm Alapo das Wort: deßhalb bitte ich Euch, das Auge

des Condottiero auf sie zu lenken, damit durch sie der stolze Bandenführer für immer an Euern Thron gefesselt werde.

Die Königin schien dies nicht hören zu wollen. — Pandolfello fuhr fort: Meine Tochter wird in Allem dem Willen ihrer Gebieterin folgen, sie ist zu verständig, um die Hand eines Mannes, wie Sforza, wenn ihn die Gnade seiner Monarchin mit Rang und Lehn ihrer würdig ausgestattet hat, zurückzuweisen.

Wißt Ihr denn schon, unterbrach ihn Constanze mit Unmuth: ob auch Sforza mich als ein wünschenswerthes Gut erkennt? Wollt Ihr Eure Tochter einem Abenteurer anbieten? Ist Euer Stolz schon so tief gesunken?

Sforza wünscht Eure Hoheit zu sprechen! meldete in diesem Augenblicke ein Diener.

Die Königin wurde verlegen. — Er komme! befahl an ihrer Statt der Oberkämmerer. — Constanze trat zurück.

Ich komme, Euerm Befehl gemäß, Hoheit! redete Sforza die Königin an: den von Euch gefaßten Entschluß zu vernehmen. Fast sollte mir schon Euer Blick sagen, daß Ihr meiner nicht bedürft.

Ihr irrt! nahm der Kämmerer schnell das Wort: Im Rathe der Königin ist beschlossen, das ganze bei Perugia stehende Heer unter den nemlichen Bedingungen noch ein Jahr im Solde zu behalten, auf welche es dem König Ladislaus glorreichen Andenkens diente. Ist Euch das genehm?

Ich vernehme den Bescheid nur aus dem Munde meiner Königin! unterbrach ihn Sforza stolz.

Der Oberkämmerer sprach unsern Willen aus! sagte Johanna: doch Euch scheint die Erfüllung Eurer Wünsche ziemlich gleichgiltig zu sein. Ihr sagt mir kein verbindliches Wort. Euer Mund ist stumm, nur Eure Augen sprechen; — wendet sie von der hinter mir stehenden Dame ab, seht nach jener! Sie zeigte auf Constanze.

Sforza befolgte den Befehl der Königin, und sein Auge traf Constanze. Bei Sankt Georg! rief er: Ihr hattet Recht, Hoheit, da Ihr mir befahlt, mein Auge nach jenem Sterne zu richten. Wer seid Ihr, schöne Dame? sagte er, sich Constanze nahend: Wer seid Ihr, die mit einem Blicke, den ich noch nie sah, mich an sich zieht, und doch entfernt zu bleiben mir gebietet?

Ich bin Constanze Alapo!

Die Tochter des Oberkämmerers? fiel ihr Sforza in die Rede, und sein Gesicht umdüsterte sich.

Ihr habt es errathen! erwiderte sie.

Und jene Dame, die so hold lächelnd hinter Eurem Stuhle steht, Hoheit? fragte er die Königin.

Ist Katharina Alapo, meines Oberkämmerers Schwester! erwiderte Johanna.

Fürwahr, Pandolfello! ſagte der Condottiero: bisher habe ich Euch um nichts beneidet, aber ſolche Tochter, ſolche Schweſter zu haben, iſt ein beneidenswerthes Loos!

Es ſteht in Eurer Macht, es mit ihm zu theilen! nahm die Königin das Wort.

Theilen? mit Pandolfello Alapo theilen? Nein, Hoheit, ich gönne ihm, was er beſitzt!

Alles? fragte die Königin empfindlich, und ihre Uebereilung fühlend, ſtand ſie raſch auf.

Alles! wahrlich Alles! erwiderte nach einem kurzen Schweigen Sforza, in welchem er wohl weniger nachgedacht als geträumt hatte.

Die Königin ſagte der Katharina einige leiſe Worte, winkte Pandolfello und ließ den Krieger mit Muhme und Nichte allein.

Schöne Frauen! begann dieſer: Die Königin iſt heute ſehr gnädig, nimmt mich auf ein Jahr in ihren Dienſt und läßt mich dennoch mit Euch, Ihr holden Damen, allein. — Katharina erröthete bei dieſen Worten; ſie mochte den Sinn verſtanden haben; Conſtanze aber ſchien auf das, was er ſagte, wenig zu hören. — Dies iſt für einen Krieger, der ſeine Rede nicht zierlich zu ſetzen weiß, eine peinliche Lage; ſagte Sforza weiter: ich möchte Euch gern Schönes und Verbindliches ſagen, möchte das, was ich bei Eurem Anblick fühle, ausſprechen und die Worte fehlen mir.

Sagt uns offen, was Ihr zu ſagen wünſcht! unterbrach ihn Conſtanze: Oft iſt der ungekünſtelte Ausdruck der Empfindung uns ſchätzbarer als die zierlichſte Rede.

An welche von Euch ſoll ich ſie aber wenden? ſprach er nun ſcherzend: Dieſe kaum aufgeblühte Roſe, dieſe jugendlich ernſte Geſtalt, die mir wider Willen Ehrfurcht einflößt, und doch ein ſo freundliches Bild einer Jungfrau iſt, müßte auf mein benarbtes, gebräuntes Geſicht, auf die Reihe von Jahren, die laſtend mir folgen, ſpottend blicken. Ihr aber, ſchöne Dame, aus derem Auge Wohlwollen und Freundlichkeit ſtrahlt, verwirrt mich eben mit dieſem Blicke.

Edler Herr! nahm Conſtanze das Wort: Fürchtet nicht, daß Euer benarbtes Geſicht, Eure Jahre voll Kriegerruhm Spott in mir erwecken könnten. Der Tapfere ſteht in meinen Augen zu hoch, um ihn nicht achten zu müſſen, und Euch dies zu beweiſen, Herr, will ich zutrauenvoll, als wäret Ihr mein zweiter Vater, Euch vertrauen und Euch bitten, morgen in der Frühſtunde zu mir in die Wohnung meines Vaters zu kommen.

Conſtanze! unterbrach ſie die Muhme verweiſend.

Laßt nur, bat Sforza: heißt den lieblichen Mund nicht ſchweigen.

Ihr werdet kommen? fragte Conſtanze.

Wie könnte ich ſolcher Einladung widerſtehen? erwiderte Sforza.

Nun, ſo erwarte ich mit der Schweſter meines Vaters Euch um die zehnte Stunde! ſagte die Jungfrau. Zürnt mir nicht, bat ſie, ſich nach

Katharina wendend: zürnt mir nicht, liebe Muhme! Ich bedarf Eurer Liebe. Gehabt Euch wohl, Herr! Sie ergriff Katharina's Hand, ging mit ihr aus dem Zimmer und ließ Sforza staunend zurück.

Solche Schönheit, solche Kraft, solche Lieblichkeit sah ich, bei Gott! in einem Weibe noch nie! rief er und verließ staunend das Schloß.

Sforza's Weg führte ihn nach der Wohnung seines verwundeten Schützlings, Urban Origlia. Er hatte bisher noch nicht Muße gehabt, den Jüngling, der ihm aus so mancher Hinsicht werth und theuer war, zu besuchen. Urban's Vater, ein armer Edler zur Zeit Karls von Durazzo, hatte durch Heirath und mehrere Glücksfälle sich einen bedeutenden Reichthum erworben, einen Theil seines Geldes hierauf einem genuesischen Handelshaus, mit dem er vereint Geschäfte machte, anvertraut, und war dadurch einer der reichsten Edlen Neapels geworden. In der Zeit, als Sforza noch Hauptmann war und an der Spitze von 100 Spießen stand, hatte er die Gelegenheit, dem Gurello Origlia einen wichtigen Dienst zu leisten, den dieser mit dem Darlehn einer bedeutenden Summe lohnte, durch welche Sforza in den Stand gesetzt wurde, für sich selbst zu werben und so sich eine Laufbahn zu eröffnen, auf der er im Kurzen alle seine Nebenbuhler verdunkelte. Noch jetzt, wenn der Sold der Fürsten zuweilen ausblieb, fand er seines Freundes Truhen für sich offen. Urban Origlia theilte nicht seines Vaters Neigung zum Erwerb, er liebte den Stand eines Kriegers und war unter den sechs Söhnen des Gurello der einzige, der sich von Sforza's Beispiel hinreißen ließ und das Schwert ergriff. Die Fahne Reiterei, welche er befehligte, hatte er auf eigene Kosten geworben und sie war ihm mit Leib und Blut ergeben, so wie er dem Feldherrn, den er sich zum hohen Vorbild gewählt hatte. Rauh, heftig, unbeugsam, wie Sforza, war er auch edel und großmüthig, nur nicht listig und verschlagen, wie jener, und seit er Constanze Alapo gesehen, sie kennen gelernt und von ihrem Zauber gebannt war, wurde auch das rauhe Aeußere sanfter, und die so lange vernachlässigte Zither wieder zur Begleitung von Petrarca's Canzonen gestimmt.

Sforza ging jetzt zu seinem jungen Freunde, sich nach den näheren Umständen seiner Verwundung zu erkundigen. Er fand ihn unmuthig, und als er Alles erfahren hatte und er ihn ermahnen wollte, auf solche unnütze Abenteuer nicht Leib und Leben zu wagen, lachte Urban bitter und meinte, er habe eine noch weit eindringendere Lehre erhalten, als die er ihm geben könnte.

Ja! sagte Sforza: wäre Deine Geliebte schön wie die Dame, die ich heute gesehen, so lieblich und doch voll Ehrfurcht erweckenden Ernstes, daß ich glaube, träte sie bei Erstürmung einer Stadt dem wüthendsten Haufen

Soldaten entgegen, er wiche ehrfurchtvoll von dieſer ernſten, holden Geſtalt. Solch vollkommenes Weſen vermag die Natur nicht zweimal zu ſchaffen! — Du lächelſt, Urban, lächelſt, daß der rauhe Sforza mit ſolchem Feuer von einem Weibe reden kann? Ja, wahrlich! ein ſolches ſah ich auch noch nie.

Nie? unterbrach ihn der Verwundete und richtete ſich von ſeinem Lager auf: Nie? Doch, Ihr habt ſie ja nicht geſehen, für die ich blutete, für deren Anblick, und wär' es auch nur auf Augenblicke, ich willig meine Wunde aufriß, um noch einmal mein Blut für ſie auszuſtrömen. Hättet Ihr ſie geſehn! — bleich, wie der Mond vor der Alles belebenden Aurora verſchwindet, ſchwände Eure Dame vor dem Sonnenglanze meiner Geliebten. — Ihr lächelt? Ihr blickt mitleidig auf mich? Ihr glaubt in meinen Worten den Wahnſinn der Liebe zu vernehmen? Nein, edler, würdiger Mann, was die Natur Schönes geformt, was ein reiner himmliſcher Geiſt beleben, ein edler Sinn durchglühen kann, Alles, Alles findet Ihr in ihr vereint.

Urban! unterbrach ihn Sforza drohend: fordere mich nicht zum Kampf auf! Der Meiſter könnte leicht um den Preis ſeiner Dame mit ſeinem Jünger in die Schranken treten; denn wiſſe, morgen um die zehnte Stunde bin ich zu ihr beſchieden. Zwar finde ich dort eine Muhme, aber nicht einen jener alten feuerſpeienden Drachen, die mit Baſiliskenblicken den Schatz bewachen; nein! ein Mühmchen, wahrlich reizend zu nennen, ſtände ſie nicht neben ihr, der Schönſten der Schönen. Trüge ich mich nicht, ſo iſt dieſe Auserwählte mir von der Königin als Leimruthe beſtimmt, mich frei emporſtrebenden Adler feſt zu halten. Aber ſie wird ſich in mir irren, und da ich mein Schwert nicht leicht um Thorheiten, am wenigſten gegen Dich, meinen lieben Freund, ziehe, ſo laß unſern Streit das Auge ſchlichten, nicht das Schwert. Nenne mir Deine Schöne, daß ich ſie mit der meinigen vergleichen kann.

Nur im Verborgenen kann unſere Liebe gedeihen. Mein Mund darf ihren Namen nicht ausſprechen! erwiderte der Verwundete.

Siehſt Du, Jüngling, auch hier lacht dem Meiſter das Glück mehr als Dir, ich darf meine Dame Dir nennen, mich bindet nicht Schwur, nicht Pflicht, und ſollte Sforza ſo thörig ſein, ſeine Jahre an den jugendlichen Reiz dieſer kaum aufgeblühten Roſe zu feſſeln, ſo braucht es nicht der Verborgenheit zum Gedeihen, öffentlich brächte er ſeine Thorheit zur Schau und nennte im Angeſicht des ganzen Hofes und der Stadt Conſtanze Alapo als die Zauberin, die ſein unverwundbares Herz umgarnt hat. — Aber! rief er plötzlich aus, da er die Todtenbläſſe ſah, welche von des Jünglings Wange jede Lebensfriſche genommen hatte: aber Urban, was iſt Dir? Starr ſiehſt Du mich an. Liegt ſchon in dem Namen des Mädchens der Zauber, der mich bei ihrem Anblick ergriff? Rede! rede, mein junger Freund! Dein Schweigen bekümmert mich.

Urban reichte schmerzvoll lächelnd dem Krieger die Hand, drückte sie heftig und schwieg.

Steh' mir Rede, Origlia! bat Sforza: Was ist es, das Dich so schmerzvoll ergriff, was macht Dich an der Hand Deines zweiten Vaters so stumm? Verheimliche mir nichts!

Laßt mich, Sforza! bat der Jüngling: Laßt mich! Ich muß schweigen, und sollte das, was ich in mir verschließe, mir auch die Brust zersprengen — Dürft' ich reden, Euch vertraute ich mich gewiß.

Wohl! ich glaube Dich zu verstehen! erwiderte Sforza lächelnd: Schlummere ruhig, Urban! Trügt meine Ahnung mich nicht, so kannst Du sorglos schlummern. Morgen bringe ich Dir frohe Botschaft. — Mit diesem Troste verließ er ihn.

Um die zehnte Stunde, wie es Constanze bestimmt hatte, erschien Sforza in ihrem Gemache, wo er Katharina schon vorfand.

Herr! kam ihm diese eilig entgegen: Ich bitte Euch, das, was meine Nichte Euch sagen wird, gütig und nachsichtig aufzunehmen. Sie kennt die Welt noch zu wenig, um stets die nothwendigen Rücksichten zu nehmen; Offenheit ist nicht überall an ihrem Platze.

Bei mir stets! erwiderte Sforza: Fürchtet nicht; was mir auch die Signora sagen könnte, und was ich zwar schon zu wissen glaube, findet sicher bei mir eine freundliche Aufnahme.

Signora! wandte er sich jetzt zu Constanzen, die er, von Katharinens raschem Entgegenkommen abgehalten, noch nicht einmal begrüßt hatte: Ich komme auf Euern Befehl und vermuthe, daß Ihr mich nicht Freudigem wegen hierher beschieden habt. Sei es aber auch, was es sei, so erlaubt mir früher eine Frage: Kennt Ihr meinen Hauptmann Urban Origlia?

Constanze erröthete, doch war es nicht die Röthe der jungfräulichen Scham, welche ihre Wangen überflog, es war der Zorn, der sie purpurn färbte. — Weßhalb die Frage, Herr? sagte sie ernst und ihr finsteres Auge traf den lächelnden Blick Sforza's, der scherzend ausrief: Ich irrte nicht!

Herr! unterbrach ihn das Fräulein: hat der Reiterhauptmann Euch gesagt, daß ich ihn kenne?

Und hätte er es? fragte der Krieger.

Dann — dann müßte ich Euch bitten, mich zu verlassen; sagte sie mit gepreßter Stimme: dann wäre es überflüssig, Euch länger hier aufzuhalten.

Erklärt Euch deutlicher, Fräulein!

Hat Euch Urban Origlia gesagt, daß er mich kenne? fragte sie noch einmal.

Nein, Dame! erwiderte Sforza: Ich will Euch berichten, wie ich zu der Vermuthung kam und ahnen konnte, daß Ihr die Dame gewesen, unter deren Balcon er sich seine Wunde geholt. Ich erzählte ihm gestern, daß ich bei der Königin die Schönste der Frauen gesehen. Er behauptete, die Schönste der Schönen kenne nur er, verschwieg jedoch, wie er sagte, von seiner Pflicht gebunden, ihren Namen. Ich nannte ihm den Eurigen und — verzeiht meiner Thorheit — unterrichtete ihn von den Worten der Königin, die mich hoffen ließen —

Und er? fiel ihm Constanze rasch in die Rede.

Er ward blaß wie der Tod, und schwieg.

Schwieg — schwieg? — O daran erkenn' ich Dich, mein unwandelbarer Freund! daran erkenn' ich Dich! Hört mich, Herr! Ja, ich kenne Urban Origlia; er ist mir werth, ich bin ihm theuer — unzertrennlich ist das Band, welches uns knüpft, das jedoch mein Vater, hätte er Kunde davon, gewaltsam lösen würde. Meine Hand, fuhr sie nach kurzem Schweigen fort: ist Euch bestimmt; sie soll Euch an den Thron der Königin fesseln, Euch mit meinem Vater befreunden; Ihr waret mir durch Urban als ein edler Mann, als sein väterlicher Freund geschildert. Euch wollte ich mich vertrauen, Euch offen gestehen, daß Constanze Alapo nie die Eurige werden könnte, und Ihr des Freundes Herz brächet, wenn Ihr Euch, obschon gewiß nutzlos, um mich bewürbet. Hätte er aber unsere Liebe verrathen, wäre mein Name von ihm genannt worden, hätte er das heilige Versprechen, das er mir gab, vergessen können, ich glaube, auch ich könnte ihn vergessen!

Nein, Signora! unterbrach sie Sforza: Das könnt Ihr nicht, Ihr hättet gezürnt und ihm verziehen.

Ihr kennt mich zu wenig, Herr, um über mich zu urtheilen; sagte Constanze empfindlich: überhaupt scheint es, Ihr kennt das weibliche Herz nicht.

Da mögt Ihr wohl Recht haben, Signora! erwiderte Sforza: Ich war ein armer Landmann, als mir eine rothwangige Dirne gefiel, die ich ehelichte. Sie gebar mir einen Sohn und starb. Das ist die einfache Begebenheit meines Jugendlebens; einfach, Signora, aber doch auch jetzt noch mein Herz erschütternd; denn meine Franzesca war ein sanftes, braves Weib, und ich lebte in jenen Zeiten der Noth fröhliche Tage; in der Zeit des Glückes sind sie nicht zurückgekehrt. Als ich mein Weib begraben hatte, und, meinen Knaben auf dem Arm, allein zur Arbeit ging, wollte mir das Leben nicht mehr gefallen, es ward mir so einsam in Catignola, und ich dachte wohl zuweilen, mir ein anderes Weib zu nehmen, die Lücke im Leben auszufüllen; aber ich fand keine meiner Franzesca gleich und wagte es nicht, einer Andern meine Hand zu bieten. Da verlockte mich, wie Ihr wissen werdet, vorbeiziehendes Kriegsvolk. Ich übergab den Knaben meiner Schwäherin, schloß die Hütte zu, wallfahrtete nach dem

Hügel, worunter Franzesca ſchlummert, der einzige Ort, den ich ungern zurückließ, und zog in den Krieg. Hier lachte mir das Glück, ſchnell ſtieg ich von Stufe zu Stufe, habe aber nie meine Heimath, nie das Grab meines Weibes und jene Tage der Armuth, die ich auch jetzt die glücklichſten meines Lebens nennen kann, vergeſſen. Wo hätte ich nun ſollen das Herz der Frauen kennen lernen? — im Feldlager? — am Hofe? — oder in den Zeiten meiner Jugend? — Hier fand ich ein ſanftes, liebendes Herz, ich machte es mir zu eigen, Gott nahm es mir, und fortan kümmerte mich keines mehr. Im Feldlager lernt man wohl Herzen brechen, aber nicht gewinnen, und an Neapels Hofe, da bewahre Gott mich und Euch, ein treues Herz zu ſuchen! Hier — doch ich will ſchweigen, ich würde eine mißtönende Saite berühren, und das möchte ich nicht, denn blick' ich auf Euch, holdes Fräulein, ſo fühlt Sforza, der Krieger, der Ehrfurcht heilige Scheu, und blick' ich in Euer ſanftes Auge, Donna Katharina, ſo iſt es mir, als lächelte mir Franzesca's freundlicher Blick entgegen. Verzeiht deßhalb dem Geſchwätzigen, dem Ihr die Erinnerung zurückgerufen habt.

Er ſchwieg; auch die Frauen. Katharina hatte ihm mit innigem Wohlgefallen zugehört, es freuete ſie, in dem allgefürchteten Condottiero ein Herz zu finden, das auf der Stufe des Glückes ſich jener Tage der Noth, ſich der längſt geſtorbenen Gattin noch mit Theilnahme erinnern konnte; ſie freuete ſich, ihm Franzesca's Blick wieder zurückrufen zu können und unbewußt ſchlich ſich mit der Theilnahme eine zarte Neigung für den ſtattlichen Krieger in ihr Herz. Conſtanze ſah in ihm nur den väterlichen Freund ihres Geliebten und war zufrieden, daß er das, was ſie ihm ſagen mußte, ſo freundlich und ſo ganz ihren Wünſchen gemäß aufgenommen hatte.

Sforza verſicherte ſie noch ſeiner Theilnahme, gelobte das tiefſte Geheimniß, ſah noch einmal in die Augen, die ihm ſo lebhaft das Bild ſeines Weibes zurückriefen, und entfernte ſich, um zu der Königin, wohin er beſchieden war, zu gehen.

Johanna empfing ihn heute allein und ſchien nicht von der beßten Laune zu ſein; Nachrichten von Rom und dem Heere hatten ſie verſtimmt. Dort ſpielte Braccio, dieſer gefürchtete Condottiero, den Meiſter, und nur die Engelsburg war noch den Neapolitanern geblieben, auch ſchien der Papſt ſich öffentlich auf die Seite Ludwigs von Anjou zu neigen, der ſeine Anſprüche auf den Thron von Neapel noch immer nicht aufgegeben hatte. Das Heer bei Perugia war bis auf den Theil, der zu Sforza's Bande gehörte, aus einander gelaufen. Johanna hatte Gründe, ihren Unmuth, ſo viel es ihr möglich, in ſich zu verſchließen, konnte es jedoch vor dem Scharfblicke Sforza's nicht ganz verbergen. Sie begann zwar ſogleich das Geſpräch auf Conſtanze Alapo zu bringen, pries ihre Schönheit, ihre Tugend, und nachdem Sforza in ihr Lob mit eingeſtimmt, bot ſie dem Condottiero mit dem Zuſatze des Mädchens Hand an, daß ſie ihr

die Grafschaft Benevent zum Heirathgut geben wollte. Hierbei ruhte ihr feuriges Auge unverwandt auf Sforza, der in höflichen Ausdrücken die Gnade von sich ablehnte und sich für unwürdig erklärte, solch Muster der Schönheit und Tugend besitzen zu können.

Die Königin verschwendete jede Kunst ihrer Rede vergebens an ihn, er blieb unerschütterlich und ließ selbst zuweilen seinen Unmuth über den allvermögenden Günstling hervorblicken. Johanna ward immer mißlaun iger, sprach ihre Unzufriedenheit immer deutlicher aus und entließ ihn bald. Sforza konnte sich das Betragen der Königin nicht erklären; er wußte, wie es ihr sonst unangenehm war, wenn einer ihrer Günstlinge, selbst wenn sie ihn schon längst von sich entfernt hatte, irgend eine andere Verbindung einging, und jetzt warb sie selbst für ihn und schien es ungnädig aufgenommen zu haben, daß er die Hand eines reizenden Mädchens ausschlug. Er fürchtete irgend einen Fallstrick dahinter verborgen und war auf seiner Hut.

Als der Oberkämmerer durch die Königin die abschlägige Antwort vernahm, ward er wüthend. Sagt' ich es Euch nicht, Hoheit, daß diesem Sforza nicht zu trauen, daß er ein Verräther ist? das Heer ist auseinander gelaufen, die Banden der Orsini ziehen gen Neapel; sie wollen ihre beiden Anführer, die wir gefangen halten, befreien, sich mit Sforza, dessen Bande ihnen nachzieht, vereinigen, Euch gefangen nehmen und dann Ludwig von Anjou zum Könige ausrufen. Wäre dies nicht, wie könnte er es wagen, die Hand meiner Tochter auszuschlagen und seine Königin und mich zum Zorn zu reizen? — Aber, sorgt nicht! Ich habe schon meine Maßregeln genommen, habe Caldero in mein Interesse gezogen; er steht mit fünftausend Mann in der Nähe, die Schlösser sind mit treuem Kriegsvolk besetzt, und der Staatsrath, den ich in einigen Tagen versammeln werde, wird sicher Mittel finden, die widerspenstigen Barone, einen Julius von Capua und die Sanseverino's mit ihrem Anhange im Zaume zu halten.

Die Königin schüttelte bedenklich den Kopf und schien nicht in Allem die Meinung ihres Günstlings zu theilen.

Am Abend des andern Tages lag Urban Origlia auf seinem Lager; seine Wunde war zwar fast geheilt, jedoch verzögerte die heftige Stimmung seines Gemüthes die völlige Genesung. Auch heute, seit es zu dämmern begann und der Diener das Lämpchen vor ihn hingestellt hatte, war sein Geist und seine Einbildkraft lebhaft beschäftigt und führte ihm unaufhörlich Constanzens Bild herbei. Auch gedachte er Sforza's, der heute zu ihm kommen und ihm beruhigende Nachrichten zu bringen versprochen hatte; aber schon war es Abend und er hoffte immer vergebens.

Tausend quälende Gedanken folterten ihn, und so fest er auch Constanzens Muth vertraute, so fürchtete er doch ihren Vater und seine Tücke zu sehr, um ganz sorgenlos zu sein. Mit Unruhe erwartete er seinen väterlichen Freund, und jedes Geräusch, jeder leise Tritt ließ ihn hoffen, daß es Sforza sei. Jetzt vernahm er eilende Schritte, sie naheten, die Thüre wurde hastig geöffnet, aber nicht Sforza, ein Knabe, reich und zierlich gekleidet, jedoch eine Maske vor dem Gesicht, trat schüchtern ein.

Herr! Eure Freiheit, Euer Leben ist in Gefahr! Eilt aus Neapel! Noch in dieser Nacht sollt Ihr verhaftet werden. Sforza ist gefangen, warnt seine Anhänger, nur säumt nicht, jeder Augenblick bringt Euch Gefahr.

Ich danke Dir für die Warnung, Constanze! erwiderte Urban, der die Geliebte sogleich erkannt hatte: Ich werde ihr folgen. Ich danke Dir, daß Du sie mir selbst bringst. Ich erkenne Dich trotz Gewand und Maske an Deiner Stimme, deren Melodie mir ein Zauberton ist, den ich nur durch Dich vernehmen kann. Tritt näher, Constanze! bat er den ängstlichen Knaben: reiche mir Deine Hand, gönne mir diese Wonne.

Rasch eilte der Knabe zu dem Lager des Kranken und reichte ihm die Hand.

Ja, Du bist's! rief er, sie leise drückend: Du bist es! Habe Dank, Geliebte, habe Dank!

Sie entzog ihm ihre Hand. Eile, Urban! rief sie schnell und entschwand.

Noch war Origlia mit den nöthigen Vorkehrungen zu seiner Flucht beschäftigt, hatte schon mehrere Hauptleute von dem Vorgefallenen benachrichtigen lassen, als er durch einen Diener Sforza's die näheren Umstände von dessen Verhaftung erfuhr. Sforza hatte am Morgen, dem Wunsche der Königin gemäß, einen Theil seiner Söldner nach Gaeta geschickt, in dessen Umgegend Julius von Capua Volk zusammengezogen hatte. Indessen war ihm die Nachricht des Vorfalls im Lager von Perugia gekommen, und er hatte die wenigen Hauptleute, welche noch in Neapel waren, eben bei sich versammelt, um sich mit ihnen zu berathen, als er zur Königin berufen wurde. Er entließ die Kriegsleute und begab sich mit nur weniger Begleitung auf's Schloß. Hier fand er die Königin nicht mehr, wohl aber den Befehl, ihr in den Thurm Beverella zu folgen, wohin sie sich, wichtiger Angelegenheit wegen, begeben hatte. Kaum dort angelangt, ward er entwaffnet und in den Kerker geworfen.

Urban säumte nun, nachdem er dies vernommen, keinen Augenblick mehr, der Gefahr zu entgehen. So matt er sich auch fühlte, warf er sich dennoch, nur von einigen Dienern begleitet, auf ein schnelles Roß und verließ Neapel. Den Verfolgern sicher zu entgehen, die ihn gewiß auf dem Wege nach Benevent, wo sich Sforza's Kriegsvolk versammeln sollte, aufsuchen würden, zog er nach einem Schlosse seines Vaters, das am Ufer des Meeres unfern Cirella lag, dort die weitern Begebenheiten abzuwarten.

Von niemand verfolgt, ſetzte er mehrere Tage ſeine Reiſe fort, und war ſchon über Eboli bis Altavilla gekommen, von wo er am Mittag wieder aufbrach. Als die Sonne ſich ſenkte, hatte er den hohen Cantena erſtiegen und hielt vor der Abtei St. Lorenzo; doch glaubte er eilen zu müſſen, hielt ſich in dem Kloſter nicht auf, ſondern ritt in's Thal des Calore hinab. Hier gelangte er in eine Thalſchlucht. Hohe Felſen, auf deren kahlen Gipfeln keine gaſtfreundliche Burg, kein ſchattiger Baum zu finden war, hüllten ſchon das enge Thal in Nacht, wenn auch noch draußen die Sonne ihre goldenen Strahlen über die belebten Fluren warf. Der brauſende Calore ſtürzte ſich hier über nackte Felſen herab, und vom Regen angeſchwellt, wälzte er ſeine ſchäumenden Fluthen über die Straße und hatte in ſeinem wilden Lauf die kleine Brücke bei Felitto mit fortgeriſſen. Origlia mußte hier anhalten, da der Strom, der auf dieſer Stelle reißend über die Trümmer der Brücke wogte, ihm den Uebergang verwehrte. Während ein Diener dem Ufer entlang ritt, um eine Fuhrt aufzufinden, war Urban mit den andern beiden abgeſtiegen, ſetzte ſich auf ein herabgerolltes Felsſtück und gedachte Conſtanzens. — Da weckte ihn einer der Diener aus ſeinen Träumen.

Seht, Herr! raunte er ihm zu: ſeht die ſonderbare Geſtalt, die jenſeit dem Waſſer leicht wie eine Gemſe über die Felsblöcke ſpringt und ſich zu nahen ſcheint. Seht nur, wie ſie jetzt von Stein zu Stein über den ſchäumenden Fluß hüpft, als ob ſie trockenen Fußes über die ſicherſte Brücke ginge.

Urban blickte auf und ſah dieſe nymphenhafte Geſtalt ſich ihm nahen.

Gott grüß Euch, Herr! rief ſie ihm ſchon aus der Ferne zu: Euch hält gewiß der wilde Strom in Eurer Reiſe auf. Kommt, folgt mir. Ich will Euch eine Fuhrt zeigen, wo Ihr ohne Gefahr durch das böſe Waſſer reiten könnt; dort ſoll auch nicht einmal der Bauchgurt Eures Roſſes naß werden. Kommt nur und folgt mir hier rechts, nicht dorthin, wo Euer Diener vergeblich ſucht.

Während ſie dies ſprach, hatte Urban das Mädchen näher betrachtet. Ihr ſonderbarer Anzug war aus ganz verſchiedenen Theilen zuſammengeſetzt. Ein kurzer Rock von rothwollenem Zeuche bedeckte nur halb das ſchön geformte Bein, ein Jäckchen von feinſtem Brügger Lacken war mit blanken Treſſen verbrämt, ein Tuch, fein und durchſichtig, und von brennendem Roth, wie es nur im Orient zu finden war, ſchlang ſich turbanartig um ihre dunkelbraunen Locken, während Hals und Bruſt von einem einfachen leinenen Tuch nur halb verhüllt waren. Zwei ſprechende Augen, Lippen friſch, roth und zart, und eine Naſe von griechiſcher Form, gaben dem gebräunten, doch friſchen Geſicht unwiderſtehlichen Reiz.

Urban war noch in dem Anſchauen des Mädchens verſunken, als ſie ſich von Neuem zu ſeiner Führerin anbot.

Säumt nicht lange, Herr! sagte sie schelmisch lächelnd, ihr freundliches Auge auf Origlia heftend: Kommt, folgt mir!

Wer bist Du, sonderbares Wesen? fragte er, die liebliche Gestalt des Mädchens bewundernd.

Ich heiße Margaritta, erwiderte sie unbefangen: ich bin eines armen Hirten Tochter, der hier auf den Bergen seine Ziegen weidet.

Und diese Kleidung? unterbrach sie Origlia.

Kommt nur, Herr! kommt, es wird Nacht. Wer fragt denn nach solchen Kleinigkeiten?

Dies sagend, sprang sie längs dem Waldbach, flüchtig, wie ein Reh, voraus. Origlia und die beiden Diener folgten ihr.

Immer enger wurde jetzt das Thal, immer tiefer hingen die Felsen über dem schmalen, durch Dorngestrüpp sich windenden Fußsteig herab, immer dunkler ward es; aber trotz dem üblen Wege hüpfte, ein munteres Liedchen singend, das Mädchen in bedeutender Entfernung voraus und schien sich wenig um die grausige Gegend zu kümmern. Plötzlich hemmte jedoch ein lauter Schrei eines der Diener Origlia's Schritte; er wandte sich, sah ihn, von einem Bolzen getroffen, in seinem Blute schwimmen, und in diesem Augenblicke stürzten mehrere Bewaffnete aus dem Gestrüpp hervor, und ehe noch Urban sein Schwert zur Vertheidigung ziehen konnte, war er mit dem andern Diener schon entwaffnet und gebunden.

Ohne ihn weiter zu mißhandeln, führten sie ihn auf wie absichtlich hingeworfene Felsstücke über den rauschenden Strom; die Rosse schwammen hindurch; und als sie die entgegengesetzte Seite erreicht hatten, zogen die Bewaffneten mit ihren Gefangenen eine schmale Felsschlucht hinauf, bogen auf der andern Seite des Berges wieder hinunter und traten hier in eine Höhle, die bald auf ein gegebenes Zeichen erhellt wurde.

Sie führten nun Urban durch mehrere Krümmungen in eine Art Gemach, wo es schien, der Meisel sei der Natur zur Hülfe gekommen. Hier fand er einen riesenhaften Mann, der sinnend am prasselnden Feuer saß, erst bei dem Geräusch der Ankommenden das gebeugte Haupt erhob und mit ernstem Nicken des Kopfes sie begrüßte.

Wir bringen gute Beute! rief ihm einer der Bewaffneten zu: Schöne Rosse, schwer beladen.

Floß Blut? fragte der Alte.

Ein Verwundeter blieb zurück! erwiderte der Gefragte.

Habe ich Euch nicht geboten, nur zur Selbstvertheidigung Blut zu vergießen? Wie lange wollt Ihr Tigerseelen meine Mahnung nicht achten? Wollt Ihr mich zwingen — Doch ein ander Mal hiervon! Wo ist Margaritta?

Sie wartet draußen Eurer Befehle! erwiderte der Bärtige unmuthig.

Sie mag warten! — Nehmt den beiden die Bande ab! befahl der Alte, stellt Wache aus und laßt mich mit diesem allein.

Wer ſeid Ihr? fragte er jetzt Urban, der ſich kaum vor dem Schmerz ſeiner Wunde und vor Mattigkeit aufrecht erhalten konnte.

Ich bin ein Kriegsmann! erwiderte er.

So ſetzt Euch. Ihr ſeid bleich, ſcheint ermattet; für einen Krieger hat Euch der Ueberfall meiner Leute doch etwas zu ſehr angegriffen! fuhr der Alte fort: Habt Ihr Euch gegen die Meinen gewehrt?

Nein! erwiderte Urban: Doch wozu dieſe Fragen? — Ich bin unter Räuber gefallen, wie ich ſehe. Behaltet meine Habe und laßt mich ziehen; beſtimmt mein Löſegeld und es ſoll Euch werden.

Wem dientet Ihr? fragte der Alte weiter, ohne auf des Jünglings Worte zu achten.

Dem Sforza! erwiderte Urban.

Ha! fuhr der Alte auf und ſein Auge flammte: Dem Sforza? Nun, ſo ſeid mir ein willkommener Gaſt! Was von dem in meine Hände fällt iſt mir gute Beute.

Wie meint Ihr das? fragte Origlia.

Wie ich das meine? Davon ein ander Mal! ſagte er höhniſch lachend. Seid Ihr ihm befreundet, ihm werth? fragte er weiter.

Urban, durch des Alten Lächeln mißtrauiſch geworden, gab ihm eine zweideutige Antwort. Dieſer pfiff und befahl dem Eintretenden, Sorge für den Gefangenen zu tragen. Dann erhob er ſich, ſchüttelte die grauen Locken, die ihm über die ſchattigen Augenbrauen gerollt waren, warf noch einen durchdringenden Blick auf Urban und befahl dann, ihn abzuführen.

Dieſer wurde nun in einen andern Theil der Höhle gebracht, wo er ſeinen verwundeten Diener auf einem ärmlichen Strohlager fand. Acht bärtige Geſellen, denen eine Frau von mittlem Alter, die einſt ſchön geweſen ſein mochte, Speiſe brachte, lagerten hier um ein Feuer. Auch Urban erquickte ſie. Eſſet, armer Herr! ſagte ſie theilnehmend: eſſet und fürchtet nicht für Euer Leben, das iſt unter uns nicht gefährdet. Ich werde Euch friſches Stroh zu Euerm Lager bringen laſſen und Euern Mantel ſchicken, daß Ihr Euch damit decken könnt. Euer verwundeter Diener hat mir ſchon erzählt, raunte ſie ihm leiſe zu: daß Ihr ein Offizier Sforza's ſeid, und was von ihm kommt, iſt mir werth. — Dies ſagend, verließ ſie ihn.

Während die Räuber, um das Feuer gelagert, zechten und über den leichten Fang, den ſie heute gethan, jubelten, hatte Origlia Zeit, über ſein Schickſal nachzudenken. Daß er nicht unter Mörder gefallen ſei, ſagte ihm die Aeußerung des Alten, welcher der Anführer zu ſein ſchien; daß Sforza's Name Eindruck auf dieſen gemacht, mußte er bemerkt haben; nur ob man ſeiner hier im Guten oder Böſen gedenke, blieb ihm zweifelhaft. Auf jeden Fall konnte er hoffen, mit einem guten Löſegelde davon zu kommen, und ſo legte er ſich ermattet auf das Strohlager, welches ihm einer

der Räuber mit vieler Gutmüthigkeit zubereitet hatte, nieder und ſchlief, trotz dem wilden Jubel der Zechenden, ein.

Als er erwachte, war das Feuer verloſchen, nur eine über ihm hängende Lampe warf ihren matten Schein auf die theilnehmende Frau, welche zu ſeinen Füßen ſaß. Guten Morgen, Herr! rief ſie ihm zu, und eilte dann ſchnell fort, um bald mit Margaritta, welche das Frühſtück trug, zurückzukehren. Das Mädchen ſchlug, als ſie Origlia erblickte, erröthend die Augen nieder, reichte ihm die Schüſſel und ſagte ſchüchtern: Es bekomme Euch wohl, lieber Herr! — Urban warf einen verächtlichen Blick auf ſie, die mit ihrem Sirenentone ihn hierher gelockt hatte, dankte der Frau und aß. Das Mädchen entfernte ſich.

Sagt mir, lieber Herr, begann nun Joſepha, die Aeltere: wie geht es dem Sforza? Er ſoll ein mächtiger Kriegsheld geworden ſein, vornehm und reich und von Allen wohlgeehrt. Wie geht es ihm?

Schlecht, gute Frau, antwortete Urban: ſchlechter vielleicht als mir. Er ſitzt gefangen.

Da ſtehe ihm Gott bei! rief die Frau erbleichend.

Er ſitzt auf Befehl der Königin gefangen und ſein Leben iſt in Gefahr.

Der Arme! rief ſie. Verſchweigt meinem Vater — doch nein! ſagte ſie nach kurzem Sinnen: ſagt es ihm lieber! Vielleicht ſtimmt ihn dies milder gegen Euch. Aber hütet Euch —

Der Alte trat, ſie unterbrechend, in dieſem Augenblicke ein. Verlaß uns, Joſepha, ſagte er mit barſchem Tone: und habe Acht, daß uns niemand ſtört! — Auch Origlia's Diener mußten die Höhle verlaſſen.

Ich habe noch nicht nach Euerm Namen gefragt! begann jetzt der Räuber.

Urban, der leicht vorausſehen konnte, daß der Sohn des reichen Origlia ein bedeutenderes Löſegeld geben müſſe als jeder Andere, nannte ſich Martino Speruggio.

Herr! fuhr der Alte fort: Ihr habt eine Aehnlichkeit mit einem Manne, dem einzigen, dem ich mich verpflichtet fühle; deßhalb war ich Euch gleich anfangs gewogen. Ich hoffte, Ihr wäret ſein Sohn, aber da ich mich geirrt habe, ſo ſeid Ihr mir doch wegen des freundlichen Zuges, den ich um Euern Mund erblicke, werth geworden. Reicht dem alten Pedro die Hand, ſchwört, ſeinen Aufenthalt binnen zwei Monaten nicht zu verrathen, und dann ziehet mit Gott weiter! Ein Roß für Euch, ein Maulthier für Euern verwundeten Knecht, und ſo viel Geld als Ihr bis Polikaſtro zur Zehrung braucht, gebe ich Euch mit. Das Uebrige bleibt Alles hier, denn ich habe nur einen kleinen Theil an der Beute.

Urban, über dieſe ſo ſeltene Freigebigkeit eines Räubers erſtaunt, dankte ihm.

Erſt am Abend könnt Ihr von hier; fuhr Jener fort: bis dahin er-

zählt mir, wie es in Neapel und Italien steht. In diese Schluchten und Höhlen bringt selten die Kunde und ein alter Krieger hört gern von den Händeln der Großen, wenn er den Krieg auch nur noch im Kleinen treibt.

Italien ist jetzt in argem Aufruhr! begann Urban, des Alten Durst nach Neuigkeiten zu stillen: Der Visconti behauptet Mailand immer noch gegen Venedig, Franzesko Carmagnola's mächtiger Arm und seine stattliche Bande schützen ihn gegen die stolze Republik und die Schweizer. Der Pabst ist auf der Kirchenversammlung zu Costnitz, und Braccio, dieser stolze Bandenführer, herrscht an seiner Statt in Rom, wo uns nur noch die Engelsburg geblieben ist. In Neapel aber regiert der Königin Günstling Pandolfello Alapo. —

Und Sforza, der an der Spitze des Heeres stand? unterbrach ihn der Alte.

Der sitzt gefangen im Thurme Beverella, wohin ihn die Ränke des Günstlings lockten und den Helden mit Ketten belasteten.

In Ketten? jauchzte der Alte auf: in Ketten! Nun Gott gelobt, der mich dies erleben ließ!

Wie kann Euch das Unglück eines solchen Mannes erfreuen? fragte Urban unmuthig: Der edle Kriegsheld verdient Mitleid und Bewunderung; denn auch in seinem Kerker, auch in Ketten bleibt er sicher ein großer Mann. Darum will ich Euch bitten, ihn, der mir ein zweiter Vater war, nicht zu lästern, nicht über sein Unglück zu jauchzen, sonst müßt' ich —

Elender! fuhr der Alte auf und griff nach dem Dolch in seinem Gürtel; aber schnell besann er sich. Des freundlichen Zuges wegen sei Dir vergeben! sagte er besänftigt: Damit Du aber nicht glaubest, Neid oder ungerechter Haß spreche aus mir, so wisse, auch ich war einst ein wackerer Krieger und zu einem Räuber hat mich Sforza gemacht. Höre mich an, und nennst Du ihn dann noch einen edlen Mann, ergreif' ich den Schürbaum und schlage Dir das Hirn ein!

Josepha, rief er, nachdem er schweigend aber unruhig einigemal auf und ab gegangen war: Wenn der Pater kommt, laß ihn ein! — Habt Ihr das Weib gesehen? wandte er sich nun zu Urban: O, sie war schön und gut, und wohl eines besseren Looses werth, als von Höhle zu Höhle zu ziehen und ein freudenloses, erbärmliches Leben zu führen. Der Teufel, der sie elend machte, heißt Sforza, und ich mußte die Ursache sein!

Ihr habt wohl von der Begebenheit gehört, fuhr der Alte nach einer Pause fort: wie Sforza, durch vorüberziehendes Kriegsvolk aufgefordert, seine Heimath verließ und das Schwert statt des Spadens ergriff. Der Thor, der ihn mitzuziehen bewog, war ich. Er trat unter die Fahne, der auch ich geschworen hatte; mich freute der muthige, kühne Mann, und

damals ſchon ein verſtändiger, erfahrener Knecht, belehrte ich ihn in Allem und der Rottmeiſter wieß ihm bald ſeinen Platz neben mir in der erſten Reihe an. Wahr iſt es, er focht tapfer an meiner Seite, wich in keinem Gefecht, und ich verdanke ihm, daß nicht noch mehr Wunden meinen alten Körper zerfetzt haben. So zogen wir, als treue Freund' und Kriegsgeſellen, dem Ludwig von Anjou zu. Wie freute ich mich, als ich wieder mein liebes Vaterland betrat, mir die warme Luft entgegen wehte und das ſchöne blaue Meer mit ſeinem Wellenſchlage mich begrüßte, und als der Zug nach Coſenza ging, das wir belagern ſollten, drückte ich meinem Kriegsgeſellen freudig die Hand; denn in dieſer Gegend fand ich meine Heimath, mein Weib und Kind.

Als wir uns nun aus dem Thale des Sorgipiano nach dem Meere zu wandten, die Höhe hinauf ſtiegen und den hohen Berg von Maratea erreicht hatten, von hier aus Iſola und Mantinera von dem Meere umſpühlt, das freundliche St. Nicola mit ſeinem ſtumpfen Thurm und Caſaletta mit ſeinen Rebenhügeln vor uns lag, da drückte ich Sforza heftig an mich, zeigte hinunter in's Thal, zeigte nach einem Häuschen, das dort allein unter Olivenbäumen lag — es war ja das meine — und in der kalten Soldatenbruſt ward es warm, das harte Herz ward weich, und nur an Weib Kind denkend, eilte ich, Sforza mit mir fortziehend, mit raſchen Schritten den Berg hinab und ſtand bald vor meiner Hütte.

Herr! jeder Menſch, und wäre er auch der ärgſte Böſewicht, hat Stunden der Andacht, in welchen ſein Gemüth ſich zum Guten, ſein Herz zu Gott wendet. Ein ſolcher frommer Augenblick ward mir, als ich zaudernd vor meiner Hütte ſtand und es mir war, als müßte ich durch ſtilles Gebet all' meiner Sünden erſt los und quitt werden, ehe ich eintreten dürfte. Jetzt glaubte ich mich geſtärkt, ich ſtieß heftig die Thür auf und fand — die Hütte leer.

Mein Weib war geſtorben, der Gram, da ſie ſeit Jahren nichts von mir gehört, hatte ihr Herz gebrochen, mein Kind fand ich, eine aufgeblühete Jungfrau, bei einer nahen Verwandten im Elend. Ich ließ ihr Geld zurück, zahlte den Mönchen von St Nicola, für mein Weib Meſſe zu leſen, und zog am andern Tage mit trübem Sinn und meinem falſchen Freunde wieder dem Heere zu.

Coſenza ward bald erobert, unſere Fahne blieb in der Stadt zur Beſatzung liegen und ich wanderte, von Sforza begleitet, zu meinem Kinde. Bald merkte ich wohl, daß ihr der ſchöne, rüſtige Krieger gefiel und er ſie mit begehrlichen Augen anſah. Was ſchadet's? dachte ich, iſt er doch ein wackerer Soldat, hat einen vollen Seckel und Muth, ihn, iſt er geleert, ſtets von Neuem zu füllen; ich ſchwieg, ſtörte ſie nicht, und erſt als ich meine Joſepha weinen, ihre volle, friſche Wange blaß und welken ſah, da nahm ich das Wort und fragte nach dem Geſchehenen. Sie geſtand mir ihren Fehl, ich lachte, rief Sforza und ſagte ihm treuherzig: Da nimm das Mädel

zum Weibe! Sie verdient einen ſolchen braven Soldaten, wie Du biſt. — Und was meint Ihr, daß er erwiderte? — Ich nehme kein Weib; wer der Fortuna nachjagt, muß keiner Andern angehören! Nehmt Alles was ich erbeutet habe, ich leere mein Seckel für ſie, und lacht mir das Glück, will ich mit Joſepha theilen, was es mir reicht; ſo lange ich lebe, will ich für ſie und mein Kind ſorgen, aber mein Weib wird ſie nicht.

Da zog ich in der Wuth mein Schwert, aber Joſepha, ihn immer noch liebend — und auch jetzt noch hängt die Thörin an ihm — ſank mir in die Arme; ich ſteckte das Schwert wieder in die Scheide, drückte mein armes betrogenes Kind an mein Herz und ließ ihn ziehen. Sein Geld nahm ich nicht.

Nach zwei Tagen folgte ich ihm nach Coſenza. Ich hatte meines Kindes wegen in Caſaletta geſchwiegen. Hier aber forderte ich blutige Rechenſchaft. Ich unterlag dem kräftigen Jüngling und ließ mich verwundet nach meiner Heimath bringen.

Während ich auf dem Siechbette lag, war er oft zu meiner Joſepha gekommen, hatte ſie zu tröſten verſucht, hatte ihr mancherlei, nur nicht die Ehe gelobt, ſie flehendlich gebeten, für ſein Kind zu ſorgen, und ihm gleich Nachricht zu geben, wenn ihre Stunde geſchlagen habe.

Als nun das Kriegsvolk wieder gen Neapel zog, kam er noch einmal, trat an mein Bett und reichte mir die Hand zur Verſöhnung. Aber ich ſtieß ſie von mir, und als er dennoch bat, mich ſeines Kindes anzunehmen, und unſerer alten Freundſchaft zu gedenken, fluchte ich ihm und bat Gott, daß ſein Kind ihm dereinſt den Tod bringen möge.

Indem er dieſe Worte des Fluches ſprach, tönte in der Ferne leiſe ein Glöckchen, der Alte hielt in ſeiner heftigen Rede inne, ſchlug das Zeichen des Kreuzes und murmelte in andächtiger Stellung ein Gebet; zu gleicher Zeit ſah Urban einen Prieſter ſich nahen, der würdevoll auf ſie zuſchritt.

Haben ſich die Ruchloſen bei dem Lauten meiner Glocke entfernt, fragte er ernſt: oder ſind ſie zu neuen Sünden ausgezogen?

Sie ſind ausgezogen! erwiderte der Alte demüthig.

Wird dem Sünder denn nie die Buße werden? fragte der Pater drohend. Dann wandte er ſich zu Urban. — Wer ſeid Ihr, Herr?

Dieſer nannte ihm den Namen, welchen er dem Räuber geſagt, und ſetzte hinzu, daß er zwar gefangen, aber wieder frei gegeben ſei und ſich ſchon entfernt haben würde, wenn der Alte ihm nicht manches Anziehende aus ſeinem Leben erzählt hätte.

Hatteſt Du geendet? fragte jetzt der Mönch.

Nein, Herr! erwiderte der Räuber.

So fahre fort! ſagte der ehrwürdige Mann: Ich wollte, Du rieſeſt Dir Dein Leben bei Tag und Nacht in jeglicher Stunde zurück, daß Dich die Erinnerung zur Buße weckte. Beginne!

Unmuthig, wie es ſchien, fuhr nun der Alte fort.

Mit meinem Fluche beladen, von meiner Tochter noch eine weite Strecke unter Thränen begleitet, zog er fort. Das Mädchen, welches Euch über den Fluß geführt, Euch hierher gelockt hat, iſt Sforza's Tochter.

Bei dieſen Worten war ſie, die bisher verborgen zugehört, aufgeſprungen und davon geeilt. Der Alte ſah ihr kopfſchüttelnd nach.

Der Muth und die Verſchlagenheit des Vaters ſind ihr Erbtheil geworden, aber auch der Mutter Herz! fuhr er fort: Gott möge ihr gnädig ſein!

Dann ſendet ſie weit weg, daß Euer Auge ſie nicht mehr ſieht! unterbrach ihn der heilige Mann zürnend.

Sie von mir ſenden? brummte der Alte vor ſich hin.

Und habt Ihr Sforza nie Nachricht von ſeinem Kinde gegeben? fragte Urban.

Fragt nicht und höret weiter! fiel ihm der Alte in die Rede: als mein Kind das Krankenlager noch nicht verlaſſen konnte, nahm ich aus meiner Truhe ein reiches Gewand von Goldſtoff, welches ich einſt auf der Villa eines venezianiſchen Edlen erbeutet. Ich Thor hatte es immer zum Brautkleid meiner Joſepha aufgeſpart, obgleich es einer Gräfin nicht zu ſchlecht geweſen wäre, und in der Noth meines Herzens trage ich es zum Kaplan unſerer Kirche, wo am Eingange in tiefer Niſche die Statue der Mutter Gottes ſteht, weih' ihr den Stoff und laſſe ein herrliches Gewand für die Heilige daraus machen. Als ich ſie mit dieſem neuen Kleide geſchmückt ſah, glaubte ich, ihre Fürbitte für mein Kind und die Milde der Prieſter erkauft zu haben — und nach wenigen Tagen ſteht meine Joſepha in dem härenen Hemde einer Büßenden neben der Heiligen, die gleichgiltig, mit ihrem Brautkleide angethan, auf ſie herab blickt, und ſie nicht vor dem Spott der Menſchen, nicht vor der Schande zu ſchützen vermag.

Frevelt nicht! zürnte der Prieſter.

Verzeihe mir Gott meinen Schmerz! rief der Alte: Aber als ich mein Kind bleich, zitternd, im härenen Gewande, die Kerze in der Hand, eine büßende Sünderin am Eingange der Kirche, durch die ſie ſo oft, eine blühende, rothwangige Jungfrau, geſchritten war, den Nachbarn zum Spotte ſtehen ſah, da floh das menſchliche Gefühl aus meinem Herzen, und ich ſchwur, fortan nur der Rache zu leben. Ich faßte, als die Stunde des Jammers verronnen war, mein Kind mit kräftiger Fauſt, zog die Wankende aus dem Kreis der hohnlachenden Menge, ſchnürte mein Bündel, lud Geld und Geldeswerth auf mein treues Thier, und als es Nacht wurde, befahl ich Joſepha, ihr Kind zu nehmen, ſteckte die Hütte in Brand und ſchritt Maratea zu.

Ein Mal nur habe ich auf dieſem Wege nach meiner Heimath zurück geſchaut; die Hütte brannte noch, und noch brennt es in meinem Herzen.

Da irrte ich nun voll Höhle zu Höhle, von Schlucht zu Schlucht —

meine Ruhe war hin, das Geſchrei der Kleinen, die Thränen meiner Tochter waren meine einzigen Begleiter. — Ach! glaubt doch nicht, rief er ſchmerzlich aus: daß der Kummer allein des Reichen Herz zernagt! Auch dem Armen ward ſein Theil an den Lebensfreuden gegönnt, und muß er das kleine zugemeſſene Theil entbehren, fühlt auch er ſein Elend und fühlt es doppelt.

Dann trete die Religion als Tröſterin an ſeine Seite! unterbrach ihn der Mönch.

Ja, frommer Herr, Ihr mögt Recht haben! erwiderte er mit Ehrfurcht, aber in ſeinem Auge leuchtete die Verzweiflung: Wer ſie nur ſo recht fühlen, recht begreifen könnte. Mir, der ich nur meinen Roſenkranz beten, meine Kniee beugen, meine Bruſt ſchlagen kann, mir hat ſie nie den frohen Muth gegeben, auf den Weg der Tugend zurückzukehren, mir gab ſie nicht Troſt, nur Vermahnung.

Das Maß meiner Leiden war noch nicht voll! fuhr der Alte nach kurzem Schweigen fort: Mein treues, graues Thier, mit all' meiner Habe, wurde mir geſtohlen; ich war ein Bettler. Von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte zog ich nun mit Joſepha und der Kleinen, ſammelte Almoſen, doch ich fand Thür und Herz verſchloſſen, kaum konnte ich mir das Leben friſten.

Da zog ich immer tiefer hinunter nach Calabria; ich hörte, daß die Sanſeverino's dort Kriegsvolk würben, wollte eine Ruheſtätte für mein Kind ſuchen und wieder in's Kriegsleben zurückkehren. Ich wanderte, meine Heimath vermeidend, unter Noth und Elend immer weiter durch das Gebirge, bis ich eines Abends, als ich durch das Thal des Solio zog, an dem Fuße des Iſauro verweilen mußte, da meine Tochter ermattet war und nicht weiter konnte. Vor mir auf dem Berge lag das prächtige Schloß Belvedere, die Abendſonne vergoldete ſeine Zinnen und die hohen Fenſter glühten in der Dämmerung wie feurige Scheiben. Ach! wer nur einen kleinen Theil des Ueberfluſſes von dort oben hätte! dachte ich und holte aus dem Fluſſe ſchlammiges Waſſer, mein Kind zu erquicken. Wer nur ein Stückchen Brod hätte, ihr den Hunger zu ſtillen! In meiner Verzweiflung trug ich ſie unter einen Felshang, mit dem Vorſatze, ſie hier ruhen zu laſſen und nach der Burg hinaufzuſteigen, um dort ein menſchlich Herz aufzuſuchen; da hörte ich Roſſe ſich nahen; ich drückte mich hinter den Felshang und ſah bald einen ſtattlichen Jägersmann, von einem Diener begleitet, den Berg herabkommen. Der Jäger hielt im Thale, ſtieg ab, gab dem Diener ſein Roß, warf ſeine Armbruſt bei Seite, und einen großen calabriſchen Hund liebkoſend, ſetzte er ſich auf einen Stein, während der Diener Wein und Speiſe hervorholte und ſie dem Herrn reichte.

Mein Auge war ſtarr auf den Mann, ſeine Flaſche und das Wildpret gerichtet, das er eben mit Appetit zu verzehren begann; als hielte er alle Schätze der Welt in ſeiner Hand, ſo gierig ſah ich nach dem Becher. Der

Gedanke, ihn zu bitten, seinen Ueberfluß mit meinem verschmachtenden Kinde zu theilen, stieg nicht in mir auf, wohl aber der feste Vorsatz, um einen Trunk Wein, einen Bissen Brod den Mann zu morden. Ich stürzte mit gezücktem Schwert hervor, stieß die Dogge, die mich packen wollte, nieder, drang auf den Mann, der gleichfalls sein kurzes Jagdmesser gezogen hatte, mit den Worten ein: Gieb mir Wein und Brod, oder stirb!

Der Jäger winkte dem Diener, welcher schon seine Armbrust gespannt und auf mich gerichtet hatte, reichte mir freundlich die Flasche mit Wein und den ganzen Vorrath, und als ich mein Schwert von mir warf, zu meiner Tochter lief, sie mit Speis' und Trank erquickte, folgte er mir und blieb beobachtend hinter mir stehen. Ich achtete seiner nicht, hörte nicht den Schall des Hifthorns, der durch das Thal schmetternd die Jäger herbei rief, sah nicht, daß ich von einer Menge Bewaffneter umzingelt wurde; ich sah nur auf mein Kind, welches, die Kleine an der Brust, dankend zu mir aufblickte und sich labte.

Der Jägersmann hatte schon früher eine Sänfte zu bringen befohlen, um Mutter und Kind hinauf nach seinem Schlosse tragen zu lassen. Folge mir, Unglücklicher! sagte er mit Milde. Als wir aber an der verwundeten Dogge vorbei kamen, ward sein Blick ernst. Du hast mich um einen treuen Gefährten gebracht! sprach er finster: Warum kamst Du nicht lieber, mich bescheiden bittend, als mit dem Schwert in der Faust, mir die Gabe abzutrotzen?

Herr! erwiderte ich: des Menschen Herz ist so hart, dem Mitleid ist es verschlossen, der Furcht steht es zuweilen offen.

Du mußt traurige Erfahrungen gemacht haben! sprach er: Komm mit mir, vor Hunger will ich Dich schützen. — Er nahm mich mit mir nach Belvedere, ließ mir am Fuße des Berges ein Häuschen anweisen, gab mir die Aufsicht über einen Theil seines Forstes, und ich habe seitdem nie zu Gott gebetet, ohne den edlen Gurello Origilia mit in mein Gebet einzuschließen.

Und weßhalb verließet Ihr Euer Asyl? fragte Urban, der, seitdem der Alte von dem Thal des Solio, von Belvedere gesprochen, mit verdoppelter Aufmerksamkeit zugehört hatte.

Was mich aus meiner Heimath trieb, verjagte mich auch hier. Dem Sohne des Schloßvoigts gefiel die wieder aufblühende Josepha; es war ein rechtlicher Bursche, er verlangte sie zum Weibe; sie aber, immer noch auf Sforza hoffend, schlug seine Hand aus; der Vater ergrimmte über diesen Schimpf, und als Herr Gurello nach Florenz reisete und lange wegblieb, jagte er mich unter einem nichtigen Vorwande fort und ich irrte, von neuem ein Heimathloser, umher. Da faßte ich den Entschluß, nicht mehr das Mitleid der Menschen anzusprechen, und was ich bedürfe, zu nehmen. So zog ich von Ort zu Ort, von Höhle zu Höhle und ward ein Räuber.

Geht in Euch! sagte der Priester vermahnend: Wendet Euch wieder

zu Gott, habt Vertrauen auf ihn und auf die Menſchen; ſie ſind nicht ſo bös als Ihr glaubt.

Nicht ſo bös als ich glaube? rief der Alte hohnlachend.

Hört, Pedro! nahm Urban das Wort: übergebt Sforza ſein Kind, rettet das wenigſtens vom Verderben. So jung, ſo ſchön und ſchon zu ſolchem Handwerk gebildet!

Großvater! rief das hervorſtürzende Mädchen und umklammerte des Alten Kniee: laßt mich mit ihm zu Sforza ziehen, gebt mich meinem Vater wieder, laßt mich mit ihm ziehen!

Du mahnſt mich furchtbar, ſtrenger Richter dort oben! rief der Alte ſchauerlich. Auch ſie will mich verlaſſen, für die ich Alles that und duldete! Wo biſt Du, Joſepha? rief er wild: Kommſt Du nicht auch, Abſchied von mir zu nehmen und zu meinem Todfeinde, zu Sforza zu ziehen?

Joſepha trat bei dieſen Worten aus einem finſtern Theile der Höhle, wo ſie ſich verborgen gehalten, hervor. Vater, ſprach ſie mit ſanfter, gepreßter Stimme: Euch verlaſſe ich nicht, und ſollte ich Euch zum Hochgerichte folgen; aber ſchickt ſie zu ihrem Vater und laßt ſie nicht mit uns untergehen!

Das ſprach ein Engel aus Euch! ſagte der Prieſter und legte ſeine Hand ſegnend auf ſie.

Was willſt Du eigentlich, Margaritta? nahm jetzt der Alte, das Mädchen ſcharf in's Auge faſſend, das Wort. Zieht Dich die Sehnſucht nach Deinem Vater oder nach Dieſem hier, den Dein Auge durchbohrt? Iſt Dein Wunſch rein und frei von ſündiger Luſt, fürchteſt Du nicht den Verführer? Denk' an Deine Mutter!

Muß ich hier den Verführer nicht tauſendmal fürchten? ſagte das Mädchen lebhaft: laßt mich ziehen, und wenn der ſtolze Sforza ſein Kind verſtieße, könnte es nicht ſchlimmer mit mir werden als es iſt. Mich zieht es zu meinem Vater, hier geht Leib und Seele unter. Auch geſtehe ich offen, ſprach ſie erröthend: mit ihm ziehe ich gern! —

Und wohin wolltet Ihr ſie führen, da Sforza im Kerker ſitzt? fragte der Alte nach kurzem Beſinnen.

In's Thal des Solio, nach Belvedere, auf das Schloß meines Vaters! erwiderte Urban: Denn wißt, ich bin nicht der, für den ich mich ausgab; ich bin Urban Origlia, Gurello's Zweitgeborner!

Bei dieſen Worten ſah der Alte ſtarr gen Himmel, unwillkürlich falteten ſich ſeine Hände. Du weckſt mich, Herr! Du weckſt mich ſanft, Barmherziger! Ich höre Deine Stimme, ich werde ihr folgen. Nehmt ſie hin! ſprach er dann zu Urban: es iſt ein zartes, liebliches Kind, ſchön und lockend; denkt, Ihr wäret ihr Bruder, Sforza Euer Vater, und vergeßt nie, daß ein Unglücklicher Euch ſein Beßtes übergab. Handelt edel an dem Kinde!

Das werde ich, sagte Urban gerührt: sorget nicht! Vor ihrem Feueraug' schützt mich eine frühere Liebe.

Eine frühere Liebe? fuhr das Mädchen auf: Ihr liebt? Nun dann ist es um so besser! rief sie in einer Art Verzweiflung: dann darf ich Euch nicht fürchten, darf mich dem Bruder traulich nahen, und Eure Sorge, Vater, war vergebens!

Und Ihr, unterbrach sie Origlia, sich zu dem Alten wendend: Ihr zieht mit uns. Hier dürft Ihr nicht länger weilen. Ein Schiff führt Euch mit Eurer Tochter nach Florenz; dort wird Sforza schon für Euch sorgen.

Von ihm verlange ich nichts, mag ich nichts! unterbrach ihn Pedro.

Nun, so laßt mich und meinen Vater Eure Wohlthäter sein! Eure Leute mögen fortan ihr Handwerk auf ehrlichere Weise treiben, unter der Fahne irgend eines Condottiero ziehen und einem rühmlichen Soldatentode, nicht dem auf dem Blutgerüste entgegenziehen! —

Ueber meine Gesellen kann ich nicht verfügen, Herr! erwiderte der Alte: ich muß erst mit ihnen Rücksprache nehmen. Euer und Eures Vaters Unterstützung bedarf ich auch nicht; meine Seckel sind gefüllt; habe ich mein Haus bestellt, dann seht Ihr mich vielleicht mit Josepha auf Belvedere. Nun aber bitte ich, schickt Euch zur Abreise an, ehe die Stimme des Herrn mir verhallt. Ein Maulthier soll für Margaritta bereit sein, auch Eure Habe, in so weit sie mir zu Theil wurde. Reiset unter guter Bedeckung weiter, sorgt für Eure Wunde und sagt Eurem Vater, daß der wilde Pedro sich freue, dem Sohne dankbar sein zu können. Und nun tritt näher, Margaritta: sprach er, ihr starr ins Auge blickend: Du ziehst von mir, Du glaubst, Gott rufe Dich ab; wohl Dir, wenn dem so ist und es nicht die Stimme Deines eitlen Sinnes ist, die Dich von mir treibt. Laß mich Dich noch einmal so recht betrachten, noch einmal an meine Brust drücken. Nimm meinen Segen und nun ziehe mit Gott! Lebt wohl! rief er: ich muß in's Freie, muß gen Norden, die Felsen erklimmen, wenn Ihr gen Süden nach dem Meere hinabsteigt! Ich kann sie nicht von mir ziehen sehen, darum besser, ich gehe. Er drückte das Mädchen noch einmal an sich. Leb' wohl, Margaritta Sforza! rief er und eilte hinaus!

Wehmüthig blickte das Mädchen ihm nach; schmerzvoll warf sie sich an der Mutter Brust und weinte bitterlich, als Urban's Rosse und die Maulthiere vorgeführt wurden, und nicht des würdigen Priesters ängstliche Worte, nicht der Mutter Standhaftigkeit konnte sie beruhigen. Mit Gewalt mußte Urban sie losreißen und sie auf das Maulthier heben, und erst als sie schon längst Piaggino vorüber waren, erst dann sprach sich ihr Schmerz in Worten aus und leise sagte sie mit gepreßter Stimme: Hätte ich doch nie geglaubt, daß Trennung so schmerzlich wäre!

Der indessen in Neapel versammelte Staatsrath hatte den Hoffnungen Pandolfello's nicht im mindesten entsprochen. Statt Mittel aufzufinden, sich den unzufriedenen Baronen, welche die Macht des Günstlings mit neidischen Augen betrachteten, entgegen zu setzen, statt Hülfsquellen zu öffnen, aus denen man ein Heer besolden könnte, um dann den innern wie den äußern Feinden widerstehen zu können, hatten sie als das einzige Mittel, die Krone auf dem Haupte der Königin zu befestigen, ihre Verheirathung mit irgend einem fremden Prinzen vorgeschlagen. Nur an der Seite eines Gemahls, nicht durch Günstlinge, könne sie die Liebe eines Volkes erwerben, welches mit Kummer in ihr das Haus Durazzo aussterben sähe, nur durch dieses einzige Mittel vermöge sie die mißmuthigen Barone zu gewinnen oder in Furcht zu halten.

Die Königin, noch mehr dem Günstlinge, war dieser Rath nicht willkommen, sie widerstrebten lange; aber da man von allen Seiten einen Gemahl an ihrer Seite zu sehen verlangte, selbst der Pöbel sich auf den Straßen Neapels auf ungestüme, oft ungeziemende Weise laut darüber aussprach, mußte die Königin endlich nachgeben, da auch Sforza, den sie insgeheim in seinem Gefängnisse deßhalb befragen ließ, ihr, vielleicht aus wahrer Ueberzeugung, vielleicht auch aus Haß gegen Alapo, den Rath ertheilte, den allgemeinen Wunsch der Nation zu erfüllen.

Nach langem Zögern, nach langem Ueberlegen ward endlich Jakob Graf de la Marche, ein Prinz aus dem Hause Bourbon, gewählt, der Glückliche zu sein, dem die Hand, jedoch nicht die Krone der Königin, zu Theil werden sollte.

Pandolfello sah durch jede Vermählung Johanna's sein Glück untergraben und suchte nur noch von der Gunst seiner Gebieterin so viel als möglich zu retten. Er hatte, als der Staatsrath und die Barone mit beispielloser Beharrlichkeit auf die Erfüllung ihres Vorschlages drangen, endlich nachgeben müssen, aber doch mit List die Wahl auf einen machtlosen Fürsten gelenkt, der, ohne Vorzüge des Geistes und Körpers, ihm wenig gefährlich werden konnte. In dem mit Jakob von Bourbon abgeschlossenen Vergleich mußte dieser sich verpflichten, nur den Titel eines Grafen, nie den eines Königs zu führen, sich nur als Statthalter der Königin zu betrachten und in Allem ihren Befehlen zu gehorchen. Jakob genehmigte es, ging nach Venedig und erwartete dort Johanna's Befehl, nach Neapel kommen zu dürfen.

An alle diesem hatte Constanze, welche der Vater auf ihr inständiges Bitten nach Ischia zurückgeschickt, keinen Theil genommen, und da ihre Verbindung mit Urban Origlia ihm bei ihrem festen, unbeugsamen Charakter Furcht einflößte, so bat er die Königin, seiner Schwester Katharina zu erlauben, sie dahin zu begleiten.

Das Verhältniß zwischen beiden Frauen war in den Monden, die sie auf Ischia gelebt hatten, mit jedem Tage inniger geworden; das sanfte

Gemüth Katharina's ſchloß ſich leicht dem feurigen, lebhaften der Jüngern an, und wußte doch oft mit ihrem klaren Verſtande den feſten, widerſtrebenden Sinn Conſtanzens zu beugen. Sie ward ganz die Vertraute der romantiſchen Liebe ihrer Nichte; doch billigte ſie auch die Neigung, billigte ſie doch nicht die ernſte, kalte Zurückhaltung, mit der Conſtanze dem Geliebten die kleinſte Gunſtbezeigung verſagte.

Ich könnte nicht ſo bedächtig handeln, ſagte ſie einſt: könnte im Vollgenuß meines Glückes nicht den Geliebten von mir weiſen; ich ſänke, vom Gefühl übermannt, an ſeine Bruſt, und träte dennoch reines Herzens aus ſeiner Umarmung.

Conſtanze lächelte dann zuweilen, zuweilen ward ſie unwillig.

Glaubſt Du, ſagte ſie ernſt: daß ich Origlia nicht eben ſo glühend, eben ſo leidenſchaftlich liebe, weil ich die Gluth in mein Herz zu verſchließen vermag? Ich kenne die Wonne nicht, wenn Bruſt an Bruſt, Lippe an Lippe gepreßt iſt, ich ahne nur, daß das Grab der Liebe ſich dann öffnet, und ich will Dir es nur geſtehen, auch ein Traum hat mich noch mehr in meinem Vorhaben beſtärkt. Mir war, als ſtände ich allein in einem weiten Dome, die Säulen ſchienen wie Nebelſäulen ſich zur unermeßlichen Höhe aufzuwinden, die hochgewölbte Kuppel vom ſchönſten Blau war mit goldenen Sternen überſäet, der Altar einfach, von Quadern erbaut, ſtand, mehr Grauſen als Andacht erweckend, auf erhabenem Hügel in der Mitte des Domes, und ich vernahm eine Stimme, die mir zurief: Erſt an dieſem Altare ſollſt Du dem Geliebten in die Arme ſinken, ſollſt Du das Irdiſche der Liebe fühlen! Ich erbebte bei dem dumpfen Tone dieſer Stimme und eiskalt durchrieſelte es mein Gebein, als ich mein Auge erhob, den Altar erblickte und über ihm ein bleiches Bild zu ſchweben ſchien — o laß mich davon ſchweigen und es verhüllen!

Thöriges Kind! ſagte Katharina lächelnd: eines Traumes wegen entziehſt Du der Liebe ihre duftendſte Blüthe!

Nicht allein des Traumes wegen, Muhme! unterbrach ſie die Freundin mit Haſt: ſchon früher hatte ich es ſo beſchloſſen, und er beſtärkte mich nur in meinem Entſchluſſe.

Du opferſt Viel für Nichts! ſagte warnend Katharina: Doch — der Liebe iſt jedes Opfer ſüß.

Unter dieſen Geſprächen waren ſie luſtwandelnd auf eine Terraſſe am Meere gekommen. Hier ſchützte eine Laube von Jasmin und Roſen vor der Gluth der brennenden Sonnenſtrahlen und verbarg den hier Verweilenden unter ihrem Laubdach. Sie traten hinein — die untergehende Sonne vergoldete eben den Golf. Das herrliche Neapel mit ſeinen Thürmen und Schlöſſern lag amphitheatraliſch vor ihnen; die Inſeln um ſie her ſchienen aus einem Gluthmeere aufzutauchen und die Dämmerung ſchien bei dem Anblick der Abendröthe zu zögern, ihre finſtern Nebel hinter ihr her zu rollen. Zürnend trieb der Veſuv ſeine Rauchſäulen dem

Himmel entgegen und einzelne Lichtflammen blitzten durch die Wolkennacht hindurch. Sich ſcherzend über die Felsblöcke am Strande wälzend, rauſchten die Wellen und aus den vorüberſegelnden Barken ſtiegen zuweilen Zitherklänge herauf und einten ihre Töne mit dem ſanften Liſpeln des Weſtes in den Platanenzweigen. Die ganze Natur lag in heiliger Ruhe vor ihnen, ſelbſt der wolkenloſe glühende Azurhimmel verſprach ſeinen Dom mit Myriaden Sternen zu erleuchten.

Katharinens Blick ſchweifte über das Meer nach Neapel. Wo ſie den Thurm Beverella zu ſehen glaubte, dahin richtete ſie ihr Auge. Das Bild Sforza's, wie er ſtolz und kräftig vor der Königin geſtanden, trat unwillkürlich vor ſie, und ſo oft ſie es lebhaft zu erblicken glaubte, ſo oft fühlte ſie ihre Wange erröthen. Sie zürnte mit ſich, ſchalt ſich eine Thörin, für einen Mann Neigung zu fühlen, den ſelbſt Conſtanzens unwiderſtehlicher Liebreiz nicht zu feſſeln vermocht hatte, und doch hob ſich ihr Buſen und ein Seufzer drang hervor, dachte ſie an ihn.

Nicht auf Neapels Schlöſſer und Paläſte, nicht auf die Dampfwolken des Veſuvs war Conſtanzens Blick geheftet. Er ſchweifte über die blauen Wogen des Meeres, drang ohne Ziel durch die Dämmerung und ihre Sehnſucht irrte, den Geliebten ſuchend, auf den Bergen, in den Thälern, auf den Küſten Italiens umher. Wo er auch ſei, dachte ſie, meinem Auge erreichbar oder in weiter Ferne, mir iſt er nah, mein Geiſt, meine Gedanken ſind bei ihm und ich fühle auch hier ſeine Nähe!

Da ſegelt eine Barke heran! rief ſie jetzt, ihre Gedanken ausſprechend. — Luſtig weht die rothe Flagge, der Abendwind ſchwellt die Segel und treibt das Schiff pfeilſchnell, als ob es gleich meinem Herzen von Sehnſucht getrieben würde. Ich vernehme Zitherklänge — jetzt ſchweigen ſie. O, warum kann kein Schiff ihn bringen, kein ſchwellendes Segel ſeine Sehnſucht beflügeln? Warum konnten dieſe Töne nicht die Töne ſeiner Zither ſein? Aber ſieh' nur, Katharina, wahrlich da nahet ein Schiff, dicht ſegelt es längs dem Ufer! — Sieh', ſieh' nur! — Er iſt's! er iſt's! rief ſie plötzlich: er blickt herauf. Gott! an ſeiner Seite ſteht ein ſchönes Weib! — Vorüber! vorüber, Du ſchneller Segler! ſagte ſie traurig: Nimm meinen Traum mit Dir, und meine trügeriſche Sehnſucht!

Was iſt Dir? unterbrach ſie Katharina: Du zitterſt.

Sahſt Du ihn nicht? Sahſt Du das Schiff nicht, Muhme? nicht das ſchöne Weib an ſeiner Seite?

Mein Auge war auf Neapel gerichtet; ich ſah nichts! erwiderte Katharina erröthend.

Wende Dein Auge, wende Dein Herz ab! ſagte Conſtanze: Die Sinne locken, das Herz folgt, und bindet man die falſchen Männer nicht mit glühenden Küſſen an ſich, drückt man ſie nicht an die ſtürmiſche Bruſt, ſo fliehen ſie von uns, ſuchen dürſtende Lippen und vergeſſen das Herz,

das mit reinem ewigen Feuer für sie glühte. Blicke nicht hinüber, bewahre Dein Herz! Getäuscht zu werden ist furchtbar!

Constanze! rief Katharina erschrocken, und der Thurm Beverella und was er Theures verschloß war vergessen, sie hatte nur Augen für der Freundin bleiche Wangen, für den starren Blick, mit dem diese die Barke verfolgte, welche eben jetzt in der nahgelegenen Bucht von Borgo landete.

Komm nur, komm, Katharina! erwiderte diese und zog sie aus der Laube fort: Komm in die Villa zurück. Alles konnte mein stolzes Herz ertragen, nur nicht Hohn!

Ich verstehe Dich nicht! sagte Katharina, sie zurückhaltend: Bleib' doch und erkläre mir —

Komm nur, komm! rief das Mädchen heftiger! Urban Origlia segelte vorbei! Ein schönes Mädchen stand neben ihm und hatte die Hand vertraulich auf seine Schulter gelegt. — Er blickte hohnlächelnd herauf — und kannst Du Dir nun denken, was mich bewegt?

Arme Constanze! erwiderte die Freundin: Wo Vertrauen fehlt, fehlt der Liebe das dauernde Glück. — Kannst Du zagen, Constanze Alapo, wenn ein holdes Weib neben Deinem Geliebten in traulicher Stellung steht? — Hast Du so wenig Vertrauen auf Dich und den Zauber Deiner Reize, daß Du vor jeder Fremden erbebst? — Der Liebe Allgewalt bindet fest, und der Stolz in unserer Brust sollte doch vor solchen Zweifeln schützen.

Ich reichte ihm nur mein Herz, erwiderte Constanze: und das ist dem Manne zu wenig. — Wer traulich die Hand auf seine Schulter legt, sich sanft an ihn schmiegt, Sehnsucht athmend ihm die rosigen Lippen beut, der fesselt ihn mit starken Banden. — Aber auch sie zerreißen! sagte sie heftig: Auch sie dauern nicht!

Armes Mädchen! tröstete die theilnehmende Freundin: Die Phantasie Deiner Liebe ist quälend. Du zerknickst Dir selbst ihre zartesten Blumen. Fasse Dich! Wer weiß, ob es nicht seine Schwester ist?

Er hat keine Schwester! rief sie seufzend: Hättest Du sie nur gesehen! Sie stand so lieblich neben ihm, ich sah ihr Antlitz im Abendroth erglühen, sah ihr flammendes Auge an ihm aufblicken. Ich fühlte, was der Blick ihm sagen mußte.

Signora! unterbrach der Castellan das Gespräch: Herr Urban Origlia hat zu mir gesandt und verlangt dringend, Euch zu sprechen. Er ist dicht bei der Villa gelandet; ein Haufen Reisiger, die von mehreren Punkten der Insel hier zusammenstießen, hat sich um ihn versammelt, wir sind zu schwach, der Gewalt zu widerstehen — und doch wird Euer Vater zürnen —

Laßt den Hauptmann kommen! befahl Katharina: Ich nehme die Verantwortung auf mich! — Der Castellan ging, wie immer, mit dem Befehl der Damen unzufrieden.

Muhme, was haſt Du begonnen? ſagte jetzt Conſtanze: Ich kann, ich mag ihn nicht ſehen!

Conſtanze Alapo! zürnte die ernſte Freundin: ward Dir ſo wenig Muth, den Schleier zu lüften, der vielleicht nur Freundliches deckt? Fürchteſt Du ſo ſehr für Dein Herz, daß Du dem Treuloſen, wie Du ihn wähnſt, nicht in's Auge zu blicken wagſt? Biſt Du ſo wenig ſtolz?

Er komme! ſagte Conſtanze, und mit dieſem Wort ſchien ihr aufgeregtes Gemüth plötzlich beruhigt: Ich will ihn hören, will ihn fragen, wer ſie iſt, will ruhig bleiben bei dem Tone ſeiner Stimme und gelaſſen bei dem Blick ſeines Auges — ich will —

Still! Er naht ſchon! unterbrach ſie Katharina.

Sie folgt ihm! rief die Bebende, als ſie eine verſchleierte Geſtalt mit Urban von der Villa herabkommen ſah. Ruhig, ruhig, Herz! ſagte ſie dann gepreßt: Ruhig, und ſollteſt Du auch brechen.

Urban trat jetzt vor ſie und beugte ſeine Knie. Er wollte reden, aber auf die Geliebte ſchauend, die vom Abendroth beſtrahlt, wie eine zürnende Heilige, ernſt und finſter auf ihn nieder ſah, verſtummte er, legte die Hand auf ſein klopfendes Herz, ſah innig an ihr auf und ſeine Lippen bebten. Conſtanze! preßte er endlich aus beengter Bruſt: theure Conſtanze! Freundin! ruft mir Euer Blick kein Willkommen zu? Kalt, wie Eis, ernſt, wie die Stunde des Scheidens, iſt Euer Auge; nicht freundlich, wie es wohl im Augenblicke des Wiederſehens ſein ſollte.

Die Jungfrau erwiderte nichts, ihr Auge ſah bald auf Urban, bald auf die verſchleierte Geſtalt, die jetzt, heftig hervortretend, ſagte: Steht doch auf, Urban Origlia! Dem Manne ziemt es nicht, vor einem ſtolzen Weibe zu knieen, das ihn kalt und lieblos empfängt! — Sie hob ihn bei dieſen Worten auf, warf den Schleier zurück, und ihr feuriges Auge ſah glühend auf Conſtanze, die mit dem lauten Ausruf: Ha! ſie ſtarr anblickend fragte: Wer ſeid Ihr, deren Anblick mich ſo überraſcht?

Ich bin Sforza's Tochter! ſagte Margaritta ſtolz.

Sforza's Tochter? riefen beide.

So iſt es, nahm Urban das Wort: und ich führe Euch dies Mädchen zu, ſie in Euern Schutz zu nehmen. Conſtanze, ſie bedarf Eurer!

Mir übergebt Ihr ſie? fragte dieſe verwundert.

Euch! denn ſie iſt unglücklich, und einer Unglücklichen verſagtet Ihr noch nie Euern Schutz.

Bin ich denn ſo ſehr unglücklich, unterbrach ihn Margaritta: daß Ihr mich dieſer Dame übergebt? Ich verſtehe den Bogen zu ſpannen, treffe mit dem Wurfſpieß das flüchtigſte Reh, und Herz und Körper ſind nicht ſo verweichlicht, daß ich daheim am Rocken ſitzen müßte, wenn Ihr zum Kampfe zieht. Gebt mir ein Schwert, einen Spieß und die Armbruſt, und ich ziehe mit Euch — ich fechte an Eurer Seite, und gebt Ihr mir ein Schild, ſo decke ich damit Eure Bruſt und fange den Stoß auf, der ihr galt! —

Ich wiederhole es Euch nochmals, Margaritta, sagte Urban ernst: daß ich solch thörigen Entschluß nie billigen werde. Euer Vater entscheide über Euch!

Mein Vater? — Ist er mir doch noch fremd, fremder als Ihr, er sitzt ja im Kerker, und was kann er dort für mich thun? Verlaßt Ihr mich, so steh' ich wieder einsam, denn diese Dame, der Ihr mich übergeben habt, nimmt mich noch unfreundlicher auf als Euch. Ihr schüttelt Euer lockiges Haupt? Nun wohl, Urban! darf ich Euch nun einmal nicht folgen, muß ich mich von Euch trennen, so übergebt mich lieber Jener, die sanft und freundlich auf mich blickt; zu ihr fühlt sich mein Herz mehr hingezogen. — Sie schritt bei diesen Worten auf Katharina zu, die das Mädchen freundlich empfing, war es doch Sforza's Tochter, und als Urban von Constanze erfuhr, daß die Dame ihres Vaters Schwester sei, führte er Margaritta zu ihr. — Schützt sie gegen Euern Bruder und führt sie dem Vater zu! bat er.

Und was wollt Ihr beginnen? fragte ihn Constanze.

In das römische Gebiet zum Heere ziehn! erwiderte er.

Und wann?

Noch heute. Ich darf hier nicht verweilen. Und was sollte ich auch hier? Euch würde ich nicht erfreuen, und ich säh' meinen Himmel nur getrübt.

Wolltet von mir ziehen, ohne mir berichtet zu haben, wie Sforza's Tochter zu Euch kam!

Das bin ich Euch schuldig, erwiderte er: schon um des Mädchens willen! — Er trat mit ihr in die Laube und machte sie dort mit dem Vorgefallenen bekannt.

Und während dieser ganzen Zeit war sie bei Euch auf Belvedere? rief das Mädchen, und eine Thräne trat in ihr Auge. Wißt Ihr wohl, Urban, Margaritta liebt Euch.

Ich weiß es, Constanze, antwortete er ruhig: und deßhalb wagte ich hierher zu kommen und sie Euch zu übergeben. Ich fühlte, daß ich zum Heil des Mädchens mich von ihr trennen mußte, und weil die Arme mich hoffnunglos liebt, so seid ihr Freundin! Ich darf wohl von Constanzen diesen Edelmuth erwarten, und bin gewiß, sie wird einer leidenschaftlichen Aufwallung wegen eine Unglückliche nicht hassen, die unter Räubern erzogen, ihre Gefühle nicht so zu mäßigen gelernt hat, wie sie. —

Ich verdiene dies bittere Wort, erwiderte Constanze: verdiene, daß mein Freund mir zürnt. Aber säh er den Aufruhr in meinem Innern, er würde mir verzeihen! — Sie reichte ihm die Hand, ihr Auge sah bittend auf den Jüngling; ihr Blick schien ihm für das Vertrauen, das er in sie setzte, zu danken, ein leiser Druck ihm die Erfüllung dieser Bitte zuzusagen, sein Himmel erschien ihm wieder heiter und rein.

Sie trat mit ihm zu den beiden, die so traulich mit einander sprachen, als ob sie sich schon oft gesehen. Constanze nahte sich Margaritta, reichte

ihr freundlich die Hand, hieß ſie willkommen und ſchien ſich der ſchönen Geſtalt des Mädchens zu erfreuen, das ſich inniger an Katharina ſchmiegte, als ob es fürchte, von ihr losgeriſſen zu werden, das freundliche Entgegenkommen Conſtanzens nicht erwiderte und ernſt, faſt feindlich ihr gegenüber blieb.

. Conſtanze, ſagte jetzt Urban: die Schiffe harren meiner. Wir müſſen uns trennen. Vielleicht ſteh' ich Euerm Vater in Kurzem feindlich gegenüber. Was ſoll dann mein Schickſal ſein? Darf ich nie hoffen. —

Von meinem Herzen, von meiner Treue Alles! rief das Mädchen: Unwandelbar ſteht meine Neigung zu Euch; aber ohne des Vaters Segen tret' ich nicht zum Altar. Er weiß, daß ich Euch liebe; ich habe es ihm offen und furchtlos geſagt; er zürnt mir, aber Beharrlichkeit führt zum Ziele; dem feſten, ausdauernden Muthe wird der Preis, wir erringen ihn früh oder ſpät, hier oder dort. Bis dahin wollen wir harren mit Geduld, uns trennen mit feſtem Muthe und uns wiederſehen, freudiger als heute.

Das gebe Gott! rief Origlia: Und nun lebet wohl! Ich muß von hier, muß die alten Scharen um mich ſammeln, den Feldherrn zu befreien, muß eilen, ehe mich Eures Vaters Trabanten fangen. Lebt wohl, Conſtanze! Gedenket meiner mit Liebe und ſeid der Unglücklichen eine Freundin! — Ihr, ſagte er, ſich zu Katharinen wendend: obgleich noch in der Blüthe der Jahre, ſeid ihr Mutter!

Und Du, Margaritta, vergiß! reiße die Vergangenheit aus Deiner Bruſt und lebe einer beſſeren Zukunft entgegen! Vergiß was Du warſt, vergiß mich, der Dir nie mehr als ein Bruder ſein kann! — Das Mädchen ſank an ſeine Bruſt; er ſchob es ſanft von ſich. — Nicht ſo, Margaritta, ſprach er gerührt: des edlen Sforza Tochter muß auch über ſich Gewalt üben!

Ich will! ſagte ſie gepreßt: aber kann ich dem Herzen gebieten, nicht heftig zu klopfen? Kann ich den Seufzer in die wogende Bruſt verſchließen, die Thräne in das glühende Auge zurückpreſſen? Mein Herz klopft, der Seufzer dringt hervor, die Thräne rollt und Margaritta kann nichts, nichts thun, als dulden. Zieht fort, Origlia! mein Geiſt begleitet Euch doch! Ich will für ſie beten, für ſie wachen; für mich mag der Himmel ſeine Palmen ſenden, mir den Frieden zuzuwehen! O hättet Ihr mich in meiner Höhle gelaſſen!

Katharina drückte ſie in ihre Arme; auch Conſtanzens Auge ſah theilnehmend auf die Weinende.

Der Himmel beſchütze Euch, Origlia! ſagte Conſtanze: Ziehet hin, doch vergeſſet nie, daß Pandolfello Alapo mein Vater iſt!

Wann werden wir uns wiederſehen? rief ſchmerzvoll der Jüngling.

Wann? erwiderte das Mädchen: Das weiß nur Gott! Mir iſt es aber, als ob mein Vater dann ſeinen Segen über uns ausſprechen würde; deßhalb ziehet mit Gott!

So muß ich denn wieder von hinnen ziehen! ſagte er ungeduldig:

wieder von Euch scheiden und darf kein Pfand der Liebe mit mir nehmen! Wieder abgewiesen, wie der Bettler vor des Reichen Thür!

Urban, macht mir den Abschied nicht noch schwerer! bat sie.

Lebt wohl! rief er noch einmal und eilte davon.

Signora, sagte Margaritta, nachdem sie lange schweigend ihm nachgesehen: wie war es Euch möglich, so kalt von ihm zu scheiden?

Habt Ihr die Gluth reiner Liebe gefühlt? erwiderte Constanze stolz: Erst dann könnt Ihr meinen Schmerz verstehen, erst dann ihn messen! Bis dahin laßt Euer wildes Feuer toben! Ich beneide Euch nicht deßhalb!

Kaum daß der Morgen graute, als Constanzen die unvermuthete Ankunft ihres Vaters gemeldet wurde. Sie war trotz Katharinens ängstlicher Besorgniß ruhig, denn sie glaubte die Ursache, die ihn hierher führte, zu kennen.

Ist doch Urban schon weit von hier, sagte sie lächelnd: des Vaters Arm erreicht ihn nicht mehr.

Katharina aber war anderer Meinung. — Nicht Origlia ist der Zweck, weßhalb der Vater kommt; nur mit geringer Bedeckung ist er an's Land gestiegen, und das würde er nicht, hätte er ihn gefangen nehmen wollen; ich glaube fast —

Pandolfello unterbrach das Gespräch; er trat mit freundlichem, wenn auch nicht heiterem Gesicht ein, grüßte die Schwester liebevoll, schloß die Tochter zärtlich in die Arme und sagte lächelnd: Ich glaubte Dich in den Armen Origlia's zu überraschen, Constanze, und vernehme, daß er Ischia schon verlassen hat. Ich sende ihm ein schnell segelndes Bot nach, das ihn zurückrufen soll; seine Gegenwart wäre mir sehr angenehm.

Vater! unterbrach ihn die erstaunte Constanze.

Ja, meine Tochter, warum soll ich es Dir länger verhehlen! fuhr er freundlich fort: Ich habe nach reiflicher Ueberlegung beschlossen, Deinen Wünschen ferner kein Hinderniß in den Weg zu legen. Es beginnt eine stürmische Zeit, wo Dir eine Stütze nothwendig wird, wo ich selbst mir Freunde werben muß, und Urban Origlia, Sforza's Liebling, könnte mir wohl jetzt willkommener sein als sonst. Du staunst? Blickst mich zweifelnd an, weißt nicht, ob Du meinen Worten trauen kannst? Vertraue ihnen.

Jakob von Bourbon naht! fuhr er fort. — Die ewig unzufriedenen Barone wollen, wie ich vernahm, ihm entgegen ziehen, sich ihm anschließen. Ich muß der Königin Macht verstärken, muß den Fehler, daß ich Sforza beleidigte, wieder gut machen. Gern will ich ihn seiner Haft entlassen, bin ich nur gewiß, daß er als mein Freund aus dem Gefängnisse tritt. Ich hoffte, Origlia sollte uns aussöhnen; hätte ich ihn noch hier gefunden, würde ich ihm einen Preis gezahlt haben, den er gewiß dankbar angenommen hätte. Schreibe ihm, fordere ihn auf, schnell zurück zu kehren; Deinen Worten wird er trauen, ich will ihm ein Boot nachsenden.

Euer Boot holt ihn nicht mehr ein! erwiderte Conſtanze, noch immer an des Vaters Aufrichtigkeit zweifelnd. — Ueberdies zieht er, um die Söldner Sforza's zu ſammeln, nach der Romagna, dann mit bewaffneter Hand ſeinen Feldherrn zu befreien. Laßt ihn das erſtere vollbringen; findet er Sforza mit Euch vereint, dann hat er die Kriegsmacht für Euch geſammelt, und hier könnt Ihr ſeine Stelle durch Donna Katharina leicht erſetzen; mich dünkt, der edle Krieger blickte gern in die ſchmachtenden Augen der Muhme und überdies iſt ſie ſchon jetzt Mutter ſeines Kindes geworden.

Sie erzählte nun dem Vater das Vorgefallene, und rieth ihm, freilich unter dem Mantel des tiefſten Geheimniſſes, Katharina mit Margaritta zu Sforza zu ſenden und durch ſie die Einleitung zur Verſöhnung zu machen.

Der Vater fand den Vorſchlag gut — und nach kurzem Zögern willigte auch Katharina ein. — Hätte die Arme die Abſicht ihres Bruders gekannt, keine Macht der Welt würde ſie nach dem Thurm Beverella gebracht haben.

Der unerſchütterliche Sforza ſaß, immer noch guten Muthes, in ſeinem Kerker; ein ſchlechtes Lager, ein einfacher Tiſch, ein hölzerner Stuhl war ſein ganzer Hausrath in dieſem kleinen Zimmer. Er leerte eben einen Becher Wein und dachte über ſein ſonderbares Schickſal nach, als die Kerkerthür ſich öffnete und zwei dicht verhüllte Geſtalten eintraten. Beide warfen, als die Thür ſich wieder hinter ihnen ſchloß, die Mäntel ab, Katharina warf auch den Schleier zurück und begrüßte nicht ohne Verlegenheit den Mann ihrer ſtillen Neigung.

Nur mein Glück kann mit Euch, edle Dame, eintreten! rief Sforza, bei ihrem Anblicke aufſpringend: denn nur Freundliches kann mir Katharina Alapo bringen! O, ſchlagt Euer ſanftes Auge nicht nieder, Signora; laßt mir dieſe Sterne leuchten! Ihr ſeht, die Sterne des Himmels ſind mir verhüllt, und ſeit den Monden, die ich hier ſitze, ſah ich ſie nicht. Aber ſagt, was führt Euch hierher? Kommt Ihr, meine Bande zu löſen? — O, wagt es nicht! Ihr würdet mich nur mit andern unauflösbarern, deſto feſter binden!

Ich bringe Euch vielleicht ein noch ſchätzbareres Gut als die Freiheit! erwiderte Katharina: Seht jene Verſchleierte —

Signora unterbrach ſie Sforza: erſpart mir, erſpart Donna Conſtanze eine Erklärung, die mir nur peinlich, ihr unangenehm ſein müßte.

Ihr irrt, Herr! erwiderte Katharina lächelnd: Dies iſt meine Nichte nicht. Schaut hin, erkennt Ihr die Dame?

Sforza wandte ſich und erblickte Margaritta, welche den Schleier zurückgeworfen, vor Freude und Erwartung vor ihm ſtand. Starr ſah er ſie an, ſeine Gedanken durchſchweiften mit raſchem Fluge die Vergangenheit und riefen die Erinnerung zurück. — Schöne Dame, ſagte er ver-

bindlich, und ſein Auge ruhte immer noch wohlgefällig auf ihr: zwar kenne ich Euch nicht, erinnere mich nicht, Euch je geſehen zu haben, aber dennoch rufen mir Eure freundlichen Züge das Bild irgend einer lieben Perſon aus meinem Leben zurück, und doch iſt mir das Bild nur dunkel und ich kann es nicht feſthalten, obgleich Euer Anblick ſanfte Empfindungen in mir weckt! — Margaritta vermochte nicht, ſich länger zu halten; ſie ſtürzte mit Leidenſchaft zu ſeinen Füßen, umſchlang ſeine Kniee und blickte flehend nach ihm auf. — Wer ſeid Ihr, Signora? Steht auf! rief Sforza. Doch ſie umklammerte ihn feſter.

Erkennt Ihr mich nicht? rief ſie, und in dieſen Worten lag ihre ganze Seele: Erkennt Ihr Eure Tochter nicht?

Meine Tochter? rief Sforza: Ihr meine Tochter?

Joſepha's von Caſaletta Tochter! ſagte ſie leiſe, ſich an ihn ſchmiegend, der ſie bei dieſen Worten mit ſtürmiſcher Freude zu ſich empor hob und in ſeine Arme ſchloß.

Ja wahrlich, Donna Katharina! rief er jauchzend: Das verlorne Kind wiedergefunden zu haben, hat zehnfach höhern Werth für mich als die Freiheit! Ja! rief er, ſie genau betrachtend: ſo lächelte ihr Mund, ſo war das Grübchen ihrer Wangen, ſo wölbten ſich die dunklen Augenbrauen, nur Dein Auge blickt feuriger unter ihnen hervor; Du biſt größer als Deine Mutter, an der ich nicht recht gehandelt habe! ſetzte er ernſt hinzu: Sprich, rede, liebes Kind! wer ſandte Dich zu mir, wer gab Dich mir?

Mein Bruder Pandolfello! erwiderte Katharina.

Glaubt es nicht! unterbrach ſie Margaritta: Glaubt es nicht, Vater! Urban Origlia hat mich hieher gebracht. Er hat mich von dem alten Pedro weggenommen, mich nach Belvedere auf das Schloß ſeines Vaters geführt; ihm danke ich, daß ich Euch ſehen, an Eurer Bruſt ruhen, Euch Vater nennen kann. — Sforza ſchüttelte bei dieſen Worten bedenklich den Kopf, er errieth, was in ihrem Innern vorging. Aber noch lange war die Freude des Mädchens ſtürmiſch; ſie hatte ihm ſo viel zu ſagen, erzählte ihm von ihrer Jugend, von ihrem traurigen Leben, wie ſie von Höhle zu Höhle gezogen wären, bis Urban ſie gerettet. Sie erzählte, daß Pedro, der Großvater, jetzt mit der Mutter nach Florenz gegangen, und die anderen Wegelagerer Urban begleitet und zum Heere gezogen wären. Sie berichtete dies Alles ſo unbefangen, als ob in ihrem Leben nur Lichtpunkte geſtrahlt, als ob ſie den Vater ſchon lange gekannt hätte.

Armes Kind! ſagte er, als ſie geendet: Armes, unglückliches Kind, das nur der Zufall vom Untergange rettete, was ſoll ich mit Dir beginnen? Ich bin gefangen. Selbſt wenn ich frei wäre, was könnte der Krieger für Dich thun? Und Du bedarfſt einer Hand, die Dich leitet.

So lange Ihr noch gefangen ſeid, ſagte Margaritta lebhaft: laßt mich bei dieſer Dame. Sie iſt ſanft und freundlich gegen mich; auch Urban Origlia hat ſie ſchon erſucht, die Stelle der Mutter bei mir zu vertreten.

Wollt Ihr dies, Donna Katharina? fragte Sforza.

Ich will es gern! erwiderte ſie erröthend.

Und wenn Ihr in den Krieg zieht, fiel Margaritta raſch ein: dann folge ich Euch! Ich verſtehe das wildeſte Roß zu tummeln, die Armbruſt zu ſpannen, und mein Arm iſt ſtark genug, das Schwert zu führen. Ziehen wir heim, dann laßt mich zu ihr zurückkehren, die ſo ſanft wie Joſepha, meine Mutter, iſt und die ich in den wenigen Stunden ſchon ſo lieb gewonnen habe, daß es mir ſchwer würde, ſie zu verlaſſen.

Gutes Kind, ſagte Katharina, ſie in ihre Arme ſchließend: könnte ich nur für Dich wirken, Dir nützlich ſein! Du bedarfſt einer Freundin, Deine ſtürmiſche Jugend hat ſo manches Rauhe zurückgelaſſen, was die ſorgſame Hand einer Schweſter glätten müßte.

Thut es! rief Margaritta, ihr um den Hals fallend: Thut es, Katharina, nehmt Euch meiner an, ſeid mir Schweſter, ſeid mir Mutter! — Katharina umſchlang ſie innig, Sforza ſah gerührt auf beide.

Signora! ſagte er, plötzlich Katharinens Hand erfaſſend: es gäb' ein Mittel — aber nein! der Gefangene muß ſchweigen, ſchweigen aus mehreren Gründen. Seid meiner Margaritta Freundin, bis Gott ihr eine zweite Mutter giebt! ſetzte er leiſe hinzu. —

Auch ſoll ich Euch von meinem Bruder grüßen! ſagte jetzt Katharina bebend; wenn Ihr ihn vielleicht zu ſprechen wünſcht, ſo iſt er erbötig, zu Euch zu kommen. Es würde Euch leicht werden, Herr, einen Freund an ihm zu gewinnen. Seid offen gegen ihn, verpflichtet Euch, treu an der Königin zu hangen, und ich glaube, noch heute ſeid Ihr frei!

Und keinen andern Preis verlangte der Oberkämmerer?

Keinen, Herr! erwiderte Katharina unbefangen: keinen, ſo viel ich weiß!

Signora! nahm nach einigem Ueberlegen Sforza das Wort: Hofft Euer Bruder, ich werde ihn um meine Freiheit bitten, ſo irrt er; glaubt er, ich ſoll dafür eine ſeiner Kreaturen werden, die ihre Kraft für ihn und ſeinen Ehrgeiz vergeuden, ſo betrügt er ſich. Der Königin Thron will ich ſtützen, ſo lange ich es vermag, will nicht Eures Bruders Feind, jedoch auch nie ſein Freund ſein; dies ſag' ich Euch offen. Will er auf dieſe Bedingung mit mir unterhandeln, ſo ſei er mir willkommen, und verſöhnen wir uns, ſo ſeid Ihr allein der Friedensengel!

Stürmiſch war der Abſchied Margaritta's von ihrem Vater, herzlich das Lebewohl Katharina's. Er hatte wohl Recht, als er fürchtete, die Signora könnte, indem ſie die Bande löſ'te, ihn mit feſteren knüpfen, denn ſeit er ſein Kind in ihren Armen ruhend geſehen, war ein Gedanke, der ſonſt nur dunkel vor ihm geſchwebt hatte, in ihm klar geworden, und als Pandolfello kurz darauf bei ihm eintrat, war dieſer Gedanke ſchon zum feſten Entſchluß geworden.

Die Unterhandlung zwiſchen beiden war kurz. — Der Oberkämmerer

wollte ſich wegen ſeiner Gefangennehmung rechtfertigen, und die ganze Schuld auf den Staatsrath werfen, Sforza aber kam ihm mit ſeiner offenen Freimüthigkeit entgegen, ſagte ihm geradezu, daß ſie ſich beide gegenſeitig bedürften, er den Oberkämmerer zur Erlangung ſeiner Freiheit, Pandolfello, oder vielmehr die Königin, ihn zum Schutz gegen die Barone und vielleicht ſelbſt gegen ihren Gemahl; er wolle deßfalls das Geſchehene vergeſſen, nur verlange er auf eine Stufe geſtellt zu werden, von wo aus er der Königin nützlich werden könnte. Pandolfello verſprach ihm im Namen Johanna's die Würde eines Großkonnetables und zum Unterhalt ſeiner Söldner monatlich 8000 Dukaten. So war die Verſöhnung durch gegenſeitiges Intereſſe geſchloſſen und der Kerker Sforza geöffnet, aus welchem ihn Pandolfello ſelbſt führen wollte.

Ehe jedoch Sforza den Thurm Beverella verließ, wandte er ſich noch einmal an den Oberkämmerer. Herr, ſagte er: nicht wahre Freundſchaft, nur unſer gegenſeitiger Vortheil verbindet uns für dieſen Augenblick, wenn die Verhältniſſe ſich ändern, iſt die alte Feindſchaft wieder da!

Deßhalb ſollte meiner Tochter Hand die Bande feſter knüpfen! unterbrach ihn Alapo verlegen.

Laßt der Signora die freie Wahl, gebt ſie dem edlen Origlia und werbt bei Eurer Schweſter Katharina für mich. Das Sanfte eint ſich gut mit dem Rauhen, das Starke mit dem Schwachen.

Unverhofft, aber erwünſcht, kam dem Oberkämmerer dieſe Aufforderung, welche Sforza für immer an ihn kettete, ohne daß er die Neigung ſeines geliebten Kindes ſeiner Selbſtſucht zum Opfer zu bringen brauchte. Wenn die Königin, in deren Dienſte ſie ſteht, es erlaubt, erwiderte er: ſo ſeid der Erfüllung Eures Wunſches gewiß; Katharina wird, ſie darf kein Hinderniß in den Weg legen.

Da ſei Gott für! rief Sforza unwillig: daß dies ſanfte Herz gezwungen das meine werden ſollte. Was bedarf es auch der Königin Einwilligung, was Eures Vorwortes? Wo das Herz ſpricht, da iſt der eigene Mund der treueſte Bote. Ich ſegle nach Iſchia, und Sankt Georg und mein Glück werden mich auch auf dieſem Wege begleiten!

Sforza's erſter Gang, nachdem er das Gefängniß verlaſſen hatte, war zur Königin. Er fand ſie ſehr verändert. Die behagliche Ruhe, welche ſie ſonſt in den wichtigſten Augenblicken ihres Lebens nicht verließ, und die jeder ihrer Bewegungen aufgedrückt war, fand er nicht wieder. Unſtät ſchweifte ihr Auge umher, oft, indem ſie ſo ſprach, ſprang ſie von ihrem Seſſel auf, jeder Hufſchlag eines Roſſes beunruhigte ſie und Sforza, der wohl glauben konnte, daß Pandolfello ihr Alles berichtet haben würde, war verwundert, daß ſie mit keiner Sylbe Katharina erwähnte, da doch ſonſt dergleichen Angelegenheiten ſie mehr beſchäftigten, als die ihrer Staaten.

Habt Ihr ſchon gehört, daß Jakob von Bourbon unſer Reich betreten

hat? fragte ſie ihn, und es ſchien, als beſchäftigte der Gedanke an ihren künftigen Gemahl ausſchließlich ihre ganze Seele; doch war es nicht die Sehnſucht der Liebe, es war die Furcht vor den Feſſeln, welche der Gatte ihren Leidenſchaften anlegen konnte. — Habt Ihr gehört, daß die ſtolzen Barone mit ihren Bannern ihm entgegen ziehen? Ich glaube, wäre der Feind vor den Thoren Neapels und ich rief ſie zu meinem Schutze auf, die Banner flatterten nicht und die ſtolzen Grafen blieben daheim auf ihren Schlöſſern. — So aber beeilen ſie ſich, einem Manne ihre Ehrfurcht zu bezeigen, der nur ein Spielwerk in meiner Hand iſt, und nur ſo viel Werth hat, als mir es ihm zu geben beliebt.

Königin! nahm Sforza das Wort: Habt Ihr den Grafen de la Marche zu Eurem Gatten erwählt, ſo ziemt es auch Eueren Vaſallen, ihn als ſolchen zu ehren und zu begrüßen. Das Volk wünſcht einen Gemahl, nicht einen Günſtling an Eurer Seite zu ſehen, erträgt die Laſt des Scepters nur, wenn eine fürſtliche Hand ihn führt, nicht die eines Glücksritters, und ſo könnt Ihr es den Baronen, wie dem Volke nicht verargen, wenn es Eurem Gemahl mit Jauchzen entgegen zieht.

Hülfe verlange ich von Euch, Sforza, nicht Ermahnungen! fiel ihm die Königin in's Wort.

Euch Hülfe zu geben, erwiderte er nicht ohne Bitterkeit: dazu gehört Macht, und die habt Ihr gebrochen, Hoheit, als Ihr mich in den Thurm Beverella locktet. Hätte ich meine Freiheit gehabt, ſo ſtände ich jetzt mit 12000 tüchtigen Söldnern bei Capua, und wahrlich! kein Baron zöge mit flatterndem Banner Eurem Gemahl entgegen, wenn Ihr es ihm nicht befohlen hättet. Jetzt glaube ich kaum noch 2000 in der Eile verſammeln zu können, denn ſolch Volk zerſtiebt nach allen Winden und ſucht ſich neue Fahnen, wenn die alte ſeines Condottiero niedergeriſſen iſt. Aber ſorgt nicht, Ihr habt mir die Würde eines Großkonnetables anvertraut und das Schwert des Reichs in meine Hand gelegt. Wenn ich die alte Fahne mit dem Simſon und dem Löwen aufpflanze, ſo ſammeln ſich die Schaaren wieder um ſie, wie die Bienen um ihre Königin. Geduldet Euch nur wenige Monden und Sforza ſteht wieder in alter Kraft, Euch ſchützend, da.

Dieſe Vertrauen erweckenden Worte vermochten nicht, das Gemüth der Königin zu beruhigen. Kundſchafter, die ſie nach Venedig geſandt und welche den Grafen de la Marche auf ſeiner Reiſe begleiten mußten, hatten ihr gar wunderliche Dinge von ihm berichtet. Der Graf ſelbſt ſolle ein ſtattlicher Mann, zwar ohne große Geiſtesfähigkeiten, jedoch von ſtürmiſch eigenſinnigem, heftigem Charakter ſein. Unter den Franzoſen, die ihn begleiteten, wären Mehrere, welche bedeutenden Einfluß auf ihn hätten, aber Allen ſtände nur ein Ziel vor Augen: die Krone auf das Haupt ihres Herrn zu ſehen. Selbſt die Aeußerungen, welche dem Grafen einigemal entſchlüpft ſein ſollten, waren nicht geeignet, ſie für die Zukunft zu beruhigen. Sie fürchtete nun, ſich in ihrem Gemahl geirrt zu haben; ſie

hatte geglaubt, einen Mann an ihm zu finden, der sich allein mit der Jagd beschäftigen, sich bei wohlbesetzter Tafel gütlich thun, das Geld, was sie ihm gäbe, mit seinen Freunden verzehren würde und den sie nach ihrer Willkür als Gefangenen im Schlosse behandeln konnte. Sie theilte Sforza unverhohlen ihre Sorge mit, fand jedoch bei ihm wenig Trost.

Und was habt Ihr, Hoheit, mit solch einem Manne gewollt? erwiderte er freimüthig: Gebt dem Grafen die Rechte eines Gemahls, laßt ihm die Achtung, die Ehre, die ihm gebührt, hört seinen Rath, schenkt ihm Euer Vertrauen, aber haltet den Zügel der Regierung fest in eigener kräftiger Hand, seid dem Gatten die freundliche Gattin, dem Lande Königin.

Und das könnt Ihr mir rathen? Ihr, der Ihr um Katharina Alapo's Hand werbt? sprach die Königin entrüstet.

Hoheit, ich werbe um die Hand einer edlen Dame; Sforza bietet sich, und wahrlich! das ist kein schlecht Gebot; er erkauft sie aber nicht durch Schmeichelei am Thron, nicht durch feiles Kriechen vor der Macht des Günstlings. Des Großkonnetables erste Pflicht ist Treue seiner Königin, und so ziemt es ihm auch, Wahrheit vor derselben zu reden, sollte sie auch unmelodisch klingen. — Ich werbe um Katharina's Hand, sie wird ein Band sein, daß mich fester an Euch knüpft; aber meinem freien Willen wird sie keine Fesseln anlegen und mich nicht zum Sklaven von irgend jemand entwürdigen.

Der Aufenthalt in Beverella scheint Euch nicht geschmeidiger gemacht zu haben! sagte die Königin empfindlich.

Nein, wahrlich nicht, Hoheit! erwiderte Sforza mit Freimuth: Der Mann muß sich in Ketten und vor dem Throne gleich bleiben, sein Schicksal darf nichts an ihm ändern. Der Großkonnetable Eures Reichs fühlt sich, das Schwert aus Eurer Hand empfangend, nicht stolzer, als der Gefangene Sforza sich in seinem Kerker fühlte. — Nehmt mich, wie ich bin, Herrin! einfach und schlicht, ein roher Sohn der Natur, dem nur das Hofleben hie und da die rauhen Seiten geglättet, ihn aber, Gott gedankt! nicht ganz flach geschliffen hat.

Pandolfello kann mithin auf Euch, auch wenn Ihr sein Schwäher seid, nicht sicher rechnen? unterbrach ihn die Königin.

So lange er das Beßte Neapels, so lange er das Beßte seiner Königin will, kann er mir fest vertrauen! entgegnete er.

Und wird der rauhe Ton, der sich nicht einmal am Throne zu mäßigen weiß, nicht dem sanften Gemüthe Katharina's wehe thun? Kann ich dies zarte Wesen Euern Händen anvertrauen?

Thut es, Königin! sagte er treuherzig: Solch sanfter Blick, solch weich Gemüth könnte einen Löwen bändigen, und ich fühle, daß ich so zarter Hand bedarf, um die wilden Gewohnheiten meines Jugendlebens ganz abzulegen.

Nun, so schifft nach Ischia, gewinnt Euch die Braut; sie möge Euch fest an meinen Thron ketten.

Eure Gnade, Hoheit, und meine Dankbarkeit kettet mich schon sattsam an Euch. Wer hob mich schnell von Stufe zu Stufe, wer, als Euer königlicher Bruder? Wer verlieh mir die erste Würde im Staat, als meine Königin? die, so lange sie mir eine gnädige Herrin ist, an mir einen treuen Diener finden wird.

Der Königin Auge ruhte bei diesen Worten lange und wohlgefällig auf Sforza, der den Blick verstand, schnell dem Gespräch eine andere Wendung gab und sich beurlaubte. Die Königin entließ ihn gnädiger als er vermuthet hatte.

Im Vorzimmer begegnete ihm Pandolfello.

Nun! rief er Sforza entgegen: Erlaubte Euch die Königin, nach Ischia zu schiffen?

Noch in dieser Stunde fahre ich dorthin! erwiderte der Konnetable.

Wißt, Benevent ist das von der Königin meiner Schwester bestimmte Heirathgut! raunte ihm der Oberkämmerer zu.

Und wäre sie arm wie ich einst war, als ich noch Mutius Attendolo hieß, so wäre sie mir ein wünschenswerthes Gut! erwiderte Sforza, und eilte zum Hafen, ein schon bereit liegendes Schiff zu besteigen.

Pandolfello folgte ihm, des Anstandes wegen, in einer Barke nach.

Die drei Frauen saßen eben im Garten am Meerstrande, als sie in der Ferne ein Schiff mit vollen Segeln auf die Insel zukommen sahen. Lustig weh'ten die blauen Wimpel, Trompeten schmetterten und allgemeiner Jubel ertönte vom Verdeck; als es näher kam, erkannte Margaritta in der hohen Gestalt, die an den Mastbaum gelehnt stand, ihren Vater. Katharina mochte ihn schon früher erkannt haben, dies verrieth die Röthe ihrer Wangen, und als auch Constanze ihn bemerkte, sagte die Verschämte, ihr nahes Glück ahnend: Kommt in die Villa zurück, daß wir den edlen Gast würdig empfangen. — Lächelnd folgten die Beiden, doch schon an den Stufen der Treppe trieb Margaritta's Ungeduld sie wieder zurück, ihrem Vater entgegen, von dem sie wohl ahnen konnte, weßhalb er heute komme. Freudig, daß ihr liebster Wunsch erfüllt, daß Katharina ihre Mutter würde, eilte sie die Terrasse hinab, dem Strande zu, wo das Schiff sich vor Anker gelegt. — Plötzlich hielt sie in ihrem schnellen Laufe an; wie mit einem Zauberschlage stand Josepha, ihre Mutter, vor ihr, und zum ersten Male stieg der Gedanke in ihr auf, daß diese wohl ein näheres Recht an Sforza habe, als des Oberkämmerers Schwester. — Auch Josepha war so sanft und gut, auch sie liebte sie so innig, und wenn auch eine innere Stimme ihr sagte, die Tochter des alten Pedro könnte nicht

mehr dem edlen Sforza genügen, ihm in seiner glänzenden Laufbahn nicht als Gattin zur Seite stehen und die vom Gram gebleichten Wangen, die vor der Zeit verwelkte Blüthe könne den Mann, um dessen Gunst die Frauen Neapels buhlten, nicht mehr fesseln, so hatte sie doch der Gedanke an ihre verlassene Mutter schmerzvoll ergriffen, und ihre Freude war dahin.

Als sie zögernd zum Vater trat, er sie im Gefühl seines Glückes stürmisch in seine Arme schloß, da entschlüpfte ihr mit einem tiefen Seufzer der Name Josepha! und Sforza ward von diesem Tone aus dem Munde seines Kindes unangenehm berührt.

Warum diese Mahnung? und in diesem Augenblick? fragte er, sein Auge finster auf Margaritta heftend, und führte sie seitwärts von seiner Begleitung ab: Soll jetzt schon des alten Pedro Fluch in Erfüllung gehen, daß Du mir den Tod bringen würdest? Willst Du auch im Leben meine Freuden mir tödten?

Staunend sah Margaritta auf den Zürnenden.

Der Erinnerung an meine Mutter fließen diese Thränen! sprach sie: Dürfte ich ihr auch nicht das Leben danken, so müßte ich ihr doch danken, daß sie mein Schutzgeist war und mich unter den Räubern vor Sünde bewahrte; stören meine Thränen Euer Glück, so sendet mich zu ihr zurück, an deren Brust ich mich ausweinen darf. Der Glanz, der mich hier umgibt, lockt und entschädigt mich nicht für die Freiheit, weinen und aufjauchzen zu können, wenn mein Herz vor Freud' oder Leid ergriffen ist.

Ich glaube, der Schritt, den ich thue, begann nun Sforza, und die Wolken auf seiner Stirn waren verschwunden, ihn freute der Tochter Zürnen: der Schritt, den ich mit liebendem Herzen, aber wahrlich auch um Deinetwillen thue, sollte Dich erfreuen; ich hoffte, Du solltest der Mutter, die ich Dir geben will, mit Liebe in die Arme sinken, und statt dessen sehe ich Dich weinen, und Du rufst mir einen Namen zu, der von Dir und in diesem Augenblick gesprochen, nur ein bitterer Vorwurf sein kann.

Das sollte er nicht sein, Vater! rief Margaritta und schmiegte sich liebkosend an ihn: Ihr Name rang sich unwillkürlich aus meiner Brust hervor. Ich fühle, was Ihr mir mit Katharina Alapo gebt; ich erkenne den Werth dieser Dame und weiß ihn zu schätzen. — Kommt, Vater! ich glaube, man erwartet Euch mit Sehnsucht da oben. Kommt, laßt mich die Furchen von Eurer Stirn wegküssen und seht wieder freundlich auf Euer Kind! —

Der Vater folgte ihr; es bedurfte nicht vieler Worte, ihn wieder aufzuheitern.

Als sie an die Villa kamen, ließ Sforza seine Begleitung zurück und ging allein mit Margaritta hinauf; ihm klopfte das Herz stärker als am Tage der Schlacht.

Sie fanden Katharina und Constanze allein in dem Saale. Sforza,

dem bei ihrem Anblicke der Muth wieder geworben war, ſchritt würdevoll auf Katharina zu und grüßte ſie freundlich. Dame! ſprach er: Gönntet Ihr mir wohl einige Augenblicke geheimes Gehör? Was ich Euch zu ſagen habe, möchte ich ſo gern Euch allein vertrauen. Katharina verneigte ſich erröthend, bot ihm die Hand und ging mit ihm in ein Nebenzimmer. Conſtanze und Margaritta blieben zurück. Sonderbare Empfindungen mußte dieſer Augenblick in ihnen erwecken, und Beide durchzuckte ein Gedanke, der Gedanke an Urban Origlia. Ohne ſich ihre Empfindungen mitzutheilen, ſtanden ſie, den Blick noch immer auf die Thür geheftet, die ſich hinter Sforza und Katharina geſchloſſen, als eine andere Thür jach aufgeriſſen wurde und ein Jüngling raſch eintrat, der bei dem Anblicke der Damen anfangs ſtutzte, ſich dann mit ſtolzem Anſtande neigte, und wegen ſeines heftigen Eintretens unter dem Vorwande um Entſchuldigung bat, daß er hier den Großconnetable zu finden gehofft habe.

Verweilt nur einen Augenblick, er wird bald wieder hier ſein! ſagte Conſtanze, während Margaritta den jungen Mann aufmerkſamer betrachtete. Sie mußte über ſeine kräftige Schönheit bei ſeiner zarten Jugend erſtaunen. Von mehr als gewöhnlicher Größe, von friſchem, blühendem Anſehen leuchteten zwei feurige, dunkle Augen unter den langen Wimpern hervor, die vergebens des Blickes Gluth zu mäßigen ſuchten. Ein kurzer, weißwollener Waffenrock deckte den Harniſch, und der Helm, den er in der Hand hielt, hinderte das lange, gelockte, ſchwarze Haar nicht mehr, herabzurollen. Stolz war die Haltung ſeines Körpers, ſtolz der Ausdruck ſeines Geſichts. So ſtand er, ein junger Kriegsgott, vor den Damen und ſchien Margaritta den Preis zu ertheilen, denn ſeine beſondere Aufmerkſamkeit war ihr gewidmet; ſein Auge ſagte jedoch mehr als ſein Mund, er war einſylbig und ſprach nur ſo viel, als der Anſtand es unumgänglich verlangte.

Conſtanze war auf den Balkon getreten. Der Stolz, die Zuverſicht, mit welcher der junge Krieger vor ihnen ſtand, war ihr unangenehm, ſie überließ Margaritten die Unterhaltung, jedoch nur auf kurze Zeit, denn bald öffnete ſich die Thür, Katharina trat, an Sforza's Hand, verklärten Antlitzes ein, drückte im Vollgefühl ihres Glückes Margaritta und Conſtanze an ihre Bruſt und vernahm nicht einmal Sforza's lauten Ausruf: Mein Franzesco!

Vater, ſagte der Jüngling nach der erſten Bewillkommnung: als ich nach Neapel zog, erwartete ich nicht, Euch in ſo angenehmer Geſellſchaft zu finden; ich glaubte Euch noch im Thurme Beverella. Stellt mich, ich bitte Euch, den Frauen vor, daß ich ihnen meine Achtung beweiſen kann.

Ich freue mich, Katharina, wandte ſich Sforza zu dieſer: Euch an dem heutigen Tage meinen Sohn Franzesco vorſtellen zu können. Dieſe Dame, mein Sohn, iſt Donna Katharina Alapo, meine Verlobte, Deine künftige Mutter.

Katharina Alapo, meine künftige Mutter! wiederholte Franzesco verwundert, zögerte einen Augenblick, dann nahte er sich ihr, neigte sich ehrfurchtvoll und sprach, jedoch kalt: Meines Vaters Wille ist mir stets Befehl; ich werde als Sohn meine Pflicht gegen Euch erfüllen, Signora!

Dies, unterbrach ihn Sforza, der mit des Sohnes Benehmen nicht ganz zufrieden zu sein schien: Dies, Donna Constanze Alapo — ich darf es wohl sagen, Deines Freundes Urban Origlia Geliebte.

Ihr Urban Origlia's Geliebte? So seid mir gegrüßt! rief er mit Feuer: Was sich seinem edlen Herzen eint, gehört auch mir, was ihm theuer und werth ist, ist es auch mir. Er nahte sich ihr hastig, ergriff ihre Hand, die ihm Constanze jedoch stolz entzog.

Und diese, fuhr Sforza fort: sagt Dir Dein Herz nichts? – Zieht es Dich nicht bei ihrem Anblick nach ihr hin?

Ich sehe zwei Augen, gleich Sternen, ich sehe einen Mund, schön, wie der in Sonnengluth aufgesprungene Granatapfel, ich sehe die Gestalt einer Nymphe, und doch, obgleich bewundernd, bleib ich scheu vor ihr stehen. Verzeiht, Dame, mein offenes Geständniß. Auch den Himmlischen naht sich der Sterbliche nur mit scheuer Ehrfurcht.

Nah' ihr nur, Franzesco, schließe sie nur in Deine Arme! sagte der Vater lächelnd und führte ihn Margaritta zu: Begrüße sie als Deine Schwester.

Meine Schwester! rief Franzesco, einen Schritt zurücktretend, und sein Gesicht umdüsterte sich! So viel ich vernahm, starb meine Mutter einige Monden nach meiner Geburt.

Sie ist nicht Deiner Mutter Kind, sagte der Vater mit einiger Verlegenheit.

Nun, so seid mir gegrüßt, Schwester! sprach er, ihr frostig die Hand reichend.

Soll das Willkommen heißen? fragte Margaritta.

Willkommen? Nein, willkommen könnt Ihr mir nicht sein!

Franzesco! fuhr Sforza auf.

Ich werde als Bruder meine Pflicht gegen sie erfüllen; aber Ihr selbst, Vater, habt mich gelehrt, nie meiner Ueberzeugung entgegen zu handeln. Wie könnte ich mich freuen, daß die Fremde meine Schwester ist, deren Mutter ich nichts, nicht einmal die Pflege einer Wärterin zu danken habe und die mir unbekannt ist? — Ich hasse Euch nicht, Margaritta, wandte er sich zu ihr: dafür bewahre mich Gott! doch lieben kann ich Euch erst, wenn ich Euch meiner Liebe werth finde!

Warst Du in Catignola, wie ich Dir befohlen? unterbrach Sforza das Gespräch.

Ja, Vater!

Warst Du am Grabe Deiner Mutter, in der Hütte, wo Du geboren wurdest?

Ja, mein Vater! Ich kniete am Grabe der Mutter und ließ einen Stein mit der einfachen Inſchrift auf den Hügel legen; „Hier ruht Franzesca, das Eheweib Sforza's!“ Ich trat in die Hütte, von der Armuth auch jetzt noch bewohnt; ich trat an die Stelle, wo meine Wiege geſtanden, und ich der Natur den erſten Zoll, die erſte Thräne geweiht; mir ward es ſchauerlich in dieſem engen Stübchen, ſchauerlicher als an der Mutter Grab, mir war, als ſäh' ich Euch auf dem hölzernen Schemel ſitzen; ich ſah der Mutter bleiche Geſtalt ſich über mich neigen und plötzlich erſchien mir die Verklärte ſo heilig und Ihr ſo groß —

Und doch war Dein ſtolzer Sinn nicht gebrochen? unterbrach ihn der Alte.

Nein, Vater! Stolzer kehrt' ich von Catignola zurück, freudig, herzerhebend war mir der Anblick Eurer Heimath, und nur eines betrübte mich —

Und was? fragte der Vater geſpannt.

Daß ich nicht, wie Ihr, meinen Vater einen Landmann aus der Romagna nennen kann, daß ich ihn als den Großkonnetable Neapels begrüßen muß. Und erräng' ich mir einen Fürſtenhut und ſäß' ich, das Schwert in der Hand, auf einem Throne, Vaſallen die Lehen ertheilend: das Schwert des Konnetables, das ſich Mutius Attendolo aus Catignola errang, ehrt ihn mehr, als mich, den Franzesco Sforza, der Fürſtenhut ehren würde. Den ſchönſten Theil des Ruhmes habt Ihr errungen, nach dem Ziele, das mir zu erklimmen bleibt, habt Ihr die rauhe Bahn gebrochen.

Zürnt dieſem ſtolzen Herzen, wenn Ihr könnt; rief Sforza, den Sohn an ſich drückend: ich vermag es nicht!

Zürnt ihm nicht, Donna Katharina! bat Franzesco, ſich ſeiner künftigen Mutter nahend: Das Rauhe meiner Worte von vorhin galt nur der Schweſter des Oberkämmerers, meine Bitte, den Sohn mit Eurer Liebe zu erfreuen, gilt dem ſanften, liebevollen Blicke Eures Auges.

Katharina lächelte. Ihr ſeid galant, Franzesco, ſagte ſie, ihm die Hand zum Kuſſe reichend: und deßhalb hoffe ich, daß der Wunſch, den ich ausſpreche, nicht vergebens ſein möge, der Wunſch, daß Ihr Euch mit gleichem Wohlwollen Margaritta, Eurer Schweſter, naht.

Signora! erwiderte Franzesco: In meiner Schweſter Adern rollt gleiches Blut, wie in den meinen; der Stolz, der Eigenwille blickt, wie vielleicht bei mir, aus ihrem Auge. Ich glaube, es bedarf der Zeit, um uns inniger zu vereinen, bis dahin genüge es uns, uns gegenſeitig achten zu können.

Margaritta erwiderte nichts; ihr Herz war verwundet, ſie trat zu Katharina und ſchien ſich ferner nicht mehr um den Bruder zu bekümmern, der, als Pandolfello eintrat, ſeiner Schweſter Glück zu wünſchen, den Oberkämmerer auf ſo kalte, zurückſtoßende Weiſe empfing, daß Sforza,

Unannehmlichkeiten zu vermeiden, bald aufbrach und nach Neapel zurückſegelte. Pandolfello folgte ihm am andern Tage mit den Frauen.

Schon auf der Fahrt nach Neapel erfuhr Sforza die Urſache der plötzlichen Ankunft ſeines Sohnes. Während dieſer das Heer bei Perugia verlaſſen und nach ſeiner Heimath gezogen war, hatten Abgeſandte Braccio's und Caldora's den Tod Sforza's verbreitet, und ſeine Bande von ihren Fahnen abwendig gemacht. Viele hatten Dienſte bei dieſen beiden Condottieri's genommen, viele ſich haufenweiſe zerſtreut, um plündernd das römiſche Gebiet zu durchziehen und kaum zwölfhundert der alten treuen Scharen fand Franzesco noch beiſammen. Mit dieſen zog er gen Neapel, in der Hoffnung, ſich mit denen, ſo dem Vater früher dorthin gefolgt waren, zu verbinden. Aber auch dieſe hatten ſich zerſtreut und waren meiſt zu Johann, Grafen von Capua, gezogen, der, einſt Alapo's Freund, ſich jetzt an die Spitze der unzufriedenen Barone ſtellte. Da faßte der kühne Jüngling den Entſchluß, mit dieſen wenigen Getreuen, die ſich auf ſeinem Zuge bis auf 1500 Reiter verſtärkt hatten, plötzlich nach Neapel zu rücken, ſich mit Liſt in die Stadt zu ſchleichen und durch einen kecken Streich Sforza den Kerker zu öffnen. Als er jedoch des Vaters Befreiung und ſeine Ernennung zum Großkonnetable erfuhr, ließ er ſeinen Haufen bei Nola halten, begab ſich allein nach Neapel und von da nach Iſchia. Auf ſeinem Zuge, ſo berichtete er dem Vater, habe er einer Menge Barone begegnet, welche den Grafen de la Marche, der in Manfredonia gelandet ſei, entgegen zogen. Auch der Graf Johann von Capua rücke mit einer Bande von 4000 Mann dem Grafen entgegen, und Alles ſchien das Anſehn zu haben, als ob die Barone Alapo's Regiment überdrüſſig, dem Gemahle der Königin die Krone antragen würden.

Dieſer Bericht konnte Sforza nicht angenehm ſein; er ſah voraus, daß der Kampf der Barone gegen die Königin bald beginnen würde und er war noch nicht dazu gerüſtet. Die Zeit, während welcher ſie ſich noch auf dem Meere befanden, war er nachdenkend, und als ſie in Neapel angekommen, ſich endlich allein befanden, glaubte er, daß es Zeit ſei, den Jüngling, auf deſſen Muth, auf deſſen feſten Charakter er ſo ganz vertraute, den er für würdig hielt, das angefangene kühne Werk zu vollenden, mit den Verhältniſſen der damaligen Zeit, mit den innern Triebfedern ſeiner Handlungen und ſeinen Plänen bekannt zu machen.

Mein Sohn! ſagte er und hoher Ernſt ſchwebte auf ſeinem Helden-Antlitz: Du trittſt nun in die Jahre, wo Du ſelbſtſtändig auf Dir und Deiner Kraft ſtehen mußt. Meine Verhältniſſe werden mich mehrmals in Neapel feſthalten, wenn Deine Gegenwart bei dem Heere nothwendig iſt, und ſomit wirſt Du zuweilen in die Lage kommen, ohne meinen Rath handeln zu müſſen. Darum ſchließe das, was ich Dir jetzt ſagen werde,

feſt in Dein Gedächtniß, und laß Dich nie durch Leidenſchaft ſo ſehr hinreißen, Dir die Verhältniſſe anders zu denken, wie ich ſie Dir ſchildere! Ich kenne ſie!

Italien hat ſich ſeit einem Jahrhundert ganz umgeſtaltet. Der Name der Guelfen und Gibellinen, der einſt die Gemüther entflammte und die Kriegfackel über dies ſchöne Land ſchwang, iſt nicht mehr die Bezeichnung einer Partei, er iſt nur noch der Mantel, das Privat-Intereſſe des Einzelnen zu decken. Die Kraft der Lombardiſchen Städte, durch die Macht der Hohenſtaufen furchtbar geweckt, iſt durch Eigenſucht gelähmt, Freiheitliebe ſchlingt kein Band mehr um dieſe Mächtigen. Glückliche Krieger, durch den Dank ihrer Mitbürger gehoben, haben ihre Macht gemißbraucht und die Freiheit ihres Vaterlandes an den Stufen eines wandelbaren Thrones in Feſſeln gelegt. Nicht mehr das Gemeinwohl, nicht mehr die Geſetze, nicht das Scepter, das Schwert nur regiert.

Als ich, noch ein Landmann, das Treiben und Wogen um mich ſah, auf die Männer blickte, in deren Hand das Wohl und Wehe der Völker lag, die Heerführer betrachtete, die, unumſchränkten Gebietern gleich, mit ihren Banden Italien durchzogen, und fühlte, daß der Muth allein die Pforten des Glücks zu öffnen vermöge, da ward die Begierde in mir rege, gleich ihnen die Welt zu durchziehen und auf einem Streitroſſe Glück und Ruhm nachzujagen.

Ich zog zu Franzesco von Carara; aus allen Nationen geworbene Haufen, Deutſche, Italiener, Schweizer, waren unter einer Fahne vereint; alle dienten für Sold und Beute, keiner focht für einen heiligen Zweck, Geld und Ruhm war die alleinige Loſung; da ſah ich deutlich, daß nur das Außerordentliche mich zum Ziele führen konnte, und ſetzte nun bei jeder Gelegenheit, wo der Muth Tollkühnheit war, mein Leben ein, ſuchte nur glänzende Thaten, vertraute mehr meinem Glück als meiner Ueberlegung, und bald ward ich Hauptmann von funfzig Küraſſieren. Auf dieſem Standpunkte bedurfte ich nun mehr des Kopfes, es galt das Zutrauen zu erwerben und ſich den Seckel zu füllen. Ich verließ mit meiner Fahne den Franzesco und ging zu den Florentinern, die beſſer und richtiger zahlten. Hier wurde ich durch Origlia's Unterſtützung in Stand geſetzt, 4000 Mann um meine Fahne zu ſammeln; die Apenninen waren mein Werbeplatz, die Lombardei und Deutſchland gaben mir meine Reiter, die geächteten Schweizer machten den Kern meines Fußvolks, und wenn auch die Hälfte meiner Bande ſich durch manche Ausſchweifungen die Hölle verdiente, war doch für die andere das Kriegleben ein gottgefälliges gegen das, was ſie ſonſt geführt hatten.

Gegen Pergulano, den Anführer der Piſaner, befehligte ich nun, zum erſtenmal als Feldherr, das Heer der Florentiner, und errang einen ſchönen Sieg. Piſa unterwarf ſich, der Krieg war geendet und Florenz dankbar gegen ihren Feldherrn; noch jetzt ziehe ich jährlich 1000 Goldgül-

den von der Republik, und legte ſo den erſten Grundſtein meines Erwerbes.

Darauf trat ich in Ludwigs von Anjou Dienſt, und dies führte mich aus dem Norden Italiens nach dem Süden. In der Schlacht von Lyris ſchlug ich, mit Paolo Urſino vereint, den jungen König Ladislaus; der von Anjou ſchenkte mir für dieſen Sieg einen Lorbeerkranz, den ich mir ſelbſt von dem alten Baume in meinem Gärtchen zu Attendolo hätte brechen und zum Kranz flechten können. Dies verdroß mich, und da überdies ſein Statthalter in Neapel, ein ſtolzer, filziger Mann, die Barone gegen ſich aufbrachte, verließ ich Ludwig von Anjou, zog mit Urſino, obgleich wir nicht Freunde waren, zum König Ladislaus und gaben ihm ſolch Uebergewicht, daß er bald Herr von ganz Neapel und Rom wurde, wo der Braccio anfangs für den Papſt, zuletzt für ſich ſelbſt befehligte. Der junge König war ein edler Herr, ein Freund des Kriegvolks, und hätte ihn nicht der Tod zu früh ereilt, ſo würde er alle Banden um ſich verſammelt — denn er war freigebig und wußte den Soldaten zu gewinnen — und ſich in Rom den Thron Italiens errichtet haben. Er ſtarb für ſeinen Ruhm zu früh, für unſer Glück zur rechten Zeit, denn er hätte ſicher das Kriegsweſen anders geſtaltet und uns unſere Art Kriegshandwerk gelegt.

Aus dem, was ich Dir erzählt habe, mein Sohn! fuhr Sforza fort: nimm Dir Regeln für Dein künftiges Leben. Stecke Dir ſtets ein ſchwer zu erringendes Ziel, und haſt Du es erreicht, ſo ruhe nicht aus, ſetze Dir ſchnell ein noch ferneres und ſo ſteige raſtlos immer höher und höher. Spare für Dich und verſchwende für den Soldaten, der Dir Deinen Seckel füllen muß. Diene Keinem, der feſt auf ſeiner Macht ſteht, er gebraucht Dich nur, ſo lange er Deiner bedarf. Deßhalb hüte Dich vor Venedig; die Republik bezahlt gut, aber Du arbeiteſt nur für ſie, nie für Dich. Berechne genau die Kräfte der im Streit Begriffenen, wende Dich ſtets auf die Seite des Schwächern, wenn Du ihm das Uebergewicht geben kannſt, dann verdienſt Du doppelten Lohn; biſt Du aber nicht allein im Sold, ſondern auch im Dienſt, wie ich in den der Krone Neapels, ſo halte treu Dein gegebenes Wort und brich es nie; Du verlierſt ſonſt als Mann Deinen Werth, als Condottiero den Glauben. Aber deßhalb ſchließe auch nur auf kurze Zeit Verbindungen, damit Du ſtets Herr Deiner und Deiner Bande bleibſt. Halte Freundſchaft mit allen Heerführern, ſelbſt wenn Du ihnen feindlich gegenüber ſtehſt; wer weiß, ob Du nicht morgen ſchon neben ihnen kämpfeſt. Schone in der Schlacht die Söldner; die, ſo Du gefangen, laß los, Du gewinnſt ſie für Dich, denn der Fahne des Glücklichen folgt Jeder gern, und in der Schlacht ſie nieder zu metzeln, wäre ſich ſelbſt verwunden. Nur, wenn ihr Führer Dein perſönlicher Feind iſt, dann ſchone ſeiner Bande nicht, dann ſuche ihn und die Seinen zu zermalmen. Aber ſtößeſt Du auf Lehntruppen, auf die Banner der

ſtolzen Barone, die aus der Ritterzeit nur noch Helm und Lanze und den Dünkel mit in die Zeiten des Soldaten brachten, und den Söldner und ſeinen Condottiero als einen Miethling verachten; dann zeige ihnen, daß der Sieg nur den Tapfern wird und die Victoria nicht den Ahnen, ſondern dem Muthe folgt. Laß Deine Küraſſiere ſich dicht ſchließen, ruf' ihnen zu, wer gegen ſie ſteht, und ſchone die Goldbeblechten nicht; dieſe Herren ſind des Feldherrn Goldgrube, ihr Löſegeld muß ſeinen Seckel füllen und ihr Anblick belebt die Unſern mit neuem Muthe, denn bei ihnen iſt Beute zu hoffen, bei den Söldnern nur Wunden.

So lange ein Weib auf Neapels Thron ſitzt und das Haus Durazzo und Anjou um die Krone ſtreiten, iſt hier in dieſem Erdenparadieſe ein ſchönes Feld für den Soldaten; immer gibt es Krieg, überall unzufriedene Barone. Wer von dem Einen treu, wird von dem Andern Verräther genannt, und überall ſtehen Lehne offen, womit man gar freigebig iſt. Ich nehme ſie ſtatt Zahlung, denn Geld fehlt überall, befeſtige ſie, niſte mich ein in dieſem ſchönen Lande und öffne mir nach und nach einen Quell des Reichthums und der Macht, den Du zu Höheren benutzen wirſt.

Haſt Du dereinſt den Muth, nach dem Höchſten, nach dem Purpur zu ſtreben, ſo gedenke dieſes Augenblicks, Franzesco, und meiner Worte. — Rüttle nie an einem alten Throne; verjährtes Recht hat ſeine Grundpfeiler unerſchütterlich befeſtigt. Verſuche Dich nie an einem jugendlichen Freiſtaat, ſeine Jugend gibt ihm Kraft, noch lodert das Feuer der erſten Begeiſterung und ruft ihn zum kühnen Widerſtande auf, und Du verſplitterſt Deine Kraft nutzlos. Darum wähle nicht Neapel, nicht Rom zu Deinem Tummelplatze. Hier hemmt die Tiare jede Unternehmung, dort haben ſeit Robert Guiscard nur Fürſten auf dem Throne geſeſſen, und ſchwer würden ſich die mächtigen Barone unter das Schwert eines Kriegers beugen. Wage Dich nicht an Florenz, dort herrſcht der Kaufmann und der iſt ſtets dem Krieger feind. Aber in der Lombardei, wo die Visconti's ſich einen blutigen Purpur errangen und ſich auf der Freiheit Trümmern einen morſchen Thron bauten, wo jede Stadt die Sehnſucht nach Freiheit nährt, ohne den Muth zu haben, ſie ſich zu erringen, da entflamme dieſe Sehnſucht, leihe ihnen Deinen Muth, löſe die Feſſeln des Tyrannen und knüpfe ſie mit ſanften Banden an Deinen Fürſtenſtuhl. Auch nach Genua ziehe: dort, wo die Freiheit nur noch eine kokette Matrone, ſtolz auf die Tage ihrer Jugend, blind für die Schwächen ihres Alters iſt. Im Norden iſt ein Thron zu erkämpfen, hier im Süden nur der Grundſtein der Macht, den ich mit Gott legen will.

Und nun, mein Sohn, vernimm auch eine Lehre, die nur dem Augenblicke gilt. Nie wollen wir an *einem* Orte zuſammen ſein. In dieſer verhängnißvollen Zeit iſt der Mann ſtets dem Wechſel des Glücks unterworfen; heute hoch oben, morgen tief unten! Schmachtet der Eine in Feſſeln, muß der Andere frei ſein, ihn zu befreien. Wo möglich wollen

wir, wenn es nicht die Noth erfordert, ſelbſt im Feldlager getrennt bleiben, Du im Norden, ich im Süden, damit nicht ein Schlag uns beide zermalmend treffe. Mein Bruder Bartholo, ein bedächtiger, tapferer Mann, ſoll Dir zur Seite ſtehn, was ich an Gütern in Florenz beſitze, ſo wie das Jahrgehalt der Republik, zu Deiner Verfügung ſein. Halte Dich an den Papſt; unter ſeinem Schutze lebt ſich's am bequemſten. Wirb 4000 Reiter; ich will ſie Dir zur Mitgift, die Welt Dir zum Vermächtniß geben; wirke und erwirb Dir dann allein!

Bei dieſen Worten ſchloß er den Sohn in ſeine Arme.

Ziehe noch heute von hier, fuhr er fort: nimm 500 Geharniſchte mit, die übrigen laß in Nola zurück, ziehe in das päpſtliche Gebiet, verſtärke Dich ſo viel Du vermagſt, ſtreite für die Sache des Papſtes und betrachte den Braccio als den unverſöhnlichſten Feind der Sforza. Findeſt Du Urban Origlia, den Boſio und Deinen Vetter Santoparente, ſo beorbere ſie Alle nach Trivento, wo ich meine Bande wieder zu ſammeln gedenke. Sollte mir ein Unglück begegnen, ſo beſtimme Dich dieſer offene Brief, den ich Dir hiermit zuſtelle, zum Oberhaupt meines Heeres und ſetze Dich zum Erben meiner Güter ein.

Noch in der Nacht trennten ſie ſich.

Schon am andern Tage war Pandolfello mit den Anſtalten zur Vermählung ſeiner Schweſter, die auch gleich darauf mit allem Glanz gefeiert wurde, beſchäftigt. Dann zog Sforza dem Gemahl der Königin entgegen, um wo möglich durch ſeine ernſte Haltung, ſeinen Namen und ſeinen Ruhm den Eindruck zu verwiſchen, den die unzufriedenen Barone auf Jacob von Bourbon gemacht haben konnten. Katharina hatte ſich unter bangen Sorgen von ihm getrennt, der, von wenigen Freunden begleitet, ſich in die Mitte ſeiner Feinde begeben wollte, — denn Sforza hielt es für gerathener, nur mit glänzendem Gefolge und ohne alle weitere Bedeckung dem Grafen de la Marche entgegen zu gehen, als, Mißtrauen zeigend, ihm mit einer Kriegsmacht zu nahen, die für den Fall feindlicher Abſichten der Barone dennoch zu ſchwach war.

Die Sanſeverino's, Julius von Capua und die andern Großen, welche er bei Troja gelagert fand, waren nicht wenig erſtaunt, Sforza, dem die Kunde ſeiner Verheirathung vorangegangen war, nur in Begleitung einiger ſeiner Verwandten, einer Menge vom niedern Adel und 100 Kürafſieren ankommen zu ſehen. Sie hatten ſich eben in dem Zelte des Thomas Sanſeverino verſammelt, um über den Empfang ihres neuen Gebieters, der von Foggia her anrückte, zu berathſchlagen, als Sforza in ihre Mitte trat. — Ihr kommt eben recht, Herr Großkonnetabel, redete ihn Julius von Capua, das Haupt der Verſammlung, an: uns Eure Meinung über den Empfang unſers Herrn mitzutheilen!

Ich bin nicht hier, um auf Eure Meinung zu wirken, erwiderte Sforza ruhig: ſo wenig, als Euch meine Meinung kund zu thun. Handle ein Jeder nach ſeiner Pflicht, und dann werden wir gleichmäßig handeln!

Es betrifft nur die Frage, fuhr der Graf von Capua fort: ob wir den neuen Herrſcher ſchon hier oder erſt bei ſeinem Einzuge in Neapel als König begrüßen wollen.

Sforza erwiderte nichts.

Und wie werdet Ihr ihn empfangen? fragte jetzt der alte Thomas von Sanſeverino.

Ich werde ſtreng meine Pflicht erfüllen! entgegnete Sforza gleichmüthig.

Und die iſt? fragte der Alte weiter.

Herr, erwiderte der Konnetabel: die That beantwortet dergleichen Fragen beſſer als das Wort!

Es entſtand unter den Anweſenden ein Gemurmel; doch der rieſenhafte Held in ſeiner ſchwarzen Rüſtung ſah ſo furchtlos, mit ſo viel Selbſtvertrauen lächelnd im Kreiſe umher, daß Keiner ihm zu nahen wagte und die Verſammlung, ohne etwas beſchloſſen zu haben, aus einander ging.

Am andern Morgen brach das ganze Lager auf, dem Gemahl der Königin entgegen zu ziehen, nur Sforza blieb mit den Seinen bei Troja zurück. Jacob von Bourbon wurde für die damalige Zeit und in ſeiner Lage nur von geringem Gefolge begleitet. Dreißig franzöſiſche Ritter umgaben ihn, und die Republik Venedig hatte, ſich den Beiſtand Neapels gegen Philipp Visconti zu ſichern, ihm 1000 leichte illyriſche Reiter zugegeben, für deren Einſchiffung und Sold ſie geſorgt hatte. Mit ihnen zog er auf der Straße von Foggia den Baronen entgegen, die freilich in ganz anderem Glanze vor ihm erſchienen. Julius von Capua führte ihm 4000 Söldner zu; die Sanſeverino's kamen ihm mit 1500 Küraſſieren entgegen; die andern Barone mit ſo vielem Gefolge, als ſie zuſammenzubringen vermochten, ſo daß dieſer Empfang eher einem Kriegszuge, als einem feierlichen Entgegenkommen ähnlich ſah.

Auf dem halben Wege zwiſchen Foggia und Troja begegneten die Barone Jacob von Bourbon, welcher noch erſt vor wenigen Tagen in Manfredonia eine Akte unterzeichnet hatte, nach welcher er nochmals auf die Gewalt und den Titel eines Königs Verzicht geleiſtet und ſich mit dem eines Fürſten von Tarent begnügt hatte. Der Graf von Capua ſtieg zuerſt vom Pferde und begrüßte ihn als König, alle Barone thaten ein Gleiches und mit lautem Jubel riefen ihn die verſammelten Kriegerhaufen zum Könige aus, ſo daß Jacob, von dieſem unvermutheten Empfang überraſcht, ſelbſt nicht wußte, ob er dieſe Ehrenbezeigung annehmen oder ſie ablehnen ſollte. Aber die ihn umgebenden franzöſiſchen Ritter drangen in ihn, den Bitten ſeiner Vaſallen nachzugeben, und wie gern greift die Hand des Ehrgeizigen nach der dargebotenen Krone; auch Jacob widerſtand nicht länger, nahm

die Huldigung als König an und zog, von der jauchzenden Menge begleitet, nach Troja.

Hier erſt kam ihm Sforza entgegen und nahte ſich ihm, ohne vom Pferde zu ſteigen. Mich ſendet meine Königin, redete er ihn an: Euch, ihren Gemahl, zu begrüßen. Ich, als ihr treueſter Diener, thue dies mit Freuden und heiße Euch, Fürſt von Tarent, in Neapels Gefilden willkommen!

Bei dieſen Worten umdüſterte ſich des Königs Antlitz, er ſah, überraſcht, ſtarr auf Sforza, der, während er eine Antwort erwartete, ſein wildes, unbändiges Roß zu beruhigen ſuchte und die Verlegenheit des Königs nicht zu beachten ſchien.

Wie befindet ſich die Königin? fragte endlich Jacob kalt; und als Sforza in eben dem Tone erwiderte: Sie befindet ſich wohl und erwartet Euch mit Sehnſucht! wandte ſich der König nach Julius von Capua, der ihm zur Seite ritt und achtete nicht weiter auf den Großkonnetable.

Der König blieb in Troja, Sforza aber zog weiter, lagerte ſich bei Malvizza, einem Dörfchen an der Landſtraße, und ſchickte von hier einen Eilboten nach Nola, ſeinen dort noch befindlichen Küraſſieren den Befehl zu bringen, ſogleich aufzubrechen und, Bennevent umgehend, nach Trivento zu rücken, wo er Urban Origlia und ſeinen Sohn vermuthete. Ihm ſchien jeder Widerſtand gefährlich; ſelbſt der Königin, welche er von dem Vorgefallenen benachrichtigen ließ, gab er den Rath, ſich in die Umſtände zu fügen und lieber für den Augenblick nachzugeben, als für immer Alles auf's Spiel zu ſetzen. Er wußte zu gut, wie wenig die Königin im Stande war, der Macht der Barone und dem unmuthigen Volke zu widerſtehen, das mit Sehnſucht ihren Gemahl und das Ende der Herrſchaft des allgemein verhaßten Günſtlings erwartete. Er ſelbſt traf für ſich alle nöthigen Vorſichtmaßregeln.

Noch in ſeinem Lager traf ihn ein Bote des Königs, mit dem Erſuchen, ihn morgen bei Malvizza zu erwarten und ihm dann nach Benevent zu folgen; er habe ſich vor ſeinem Einzuge in Neapel über wichtige Dinge mit ihm zu beſprechen. Obgleich ſeine Freunde ihm riethen, noch in der Nacht gen Trivento aufzubrechen und ſo der ſichern Gefahr zu entgehen, hielt er es doch für ſchändliche Feigheit, als der erſte Würdenträger des Reichs die Königin in dieſer gefahrvollen Zeit zu verlaſſen und durch Mißtrauen ſich den König zum gewiſſen Feinde zu machen. Er blieb und erwartete den König.

Dieſer kam ſchon am frühen Morgen, grüßte Sforza freundlich, lud ihn ein, ihm nach Benevent zu begleiten und dort in ſeinem eigenen Schloſſe den Wirth zu machen; darauf ſprengte er, von ſeinen illyriſchen Reitern und den übrigen Baronen gefolgt, voraus. Die Sanſeverino's waren, wie Sforza von einigen Freunden erfuhr, die Straße über Mirabella gezogen und ſchienen ihren Marſch nach Nola richten zu wollen. Julius von Capua war noch mit ſeiner Bande zurück.

Furchtlos, doch nicht ohne die nöthige Vorsicht, folgte der Konnetable dem Könige, der mit möglichster Eile Benevent zu erreichen suchte und Sforza bald aus dem Gesichte war, zu dem sich, als er die Höhe bei Bonalbergo in das Thal hinab zog, der Groß-Seneschall, Graf von Troja, gesellte und ihn unter gleichgiltigen Gesprächen bis nach Padula begleitete. Hier sah Sforza auf dem jenseitigen Ufer des Calore die illyrischen Reiter halten; hinter sich erblickte er den Grafen von Capua die Höhe herabziehen, weßhalb er seinem Bruder Franzesco ein Zeichen gab, der ihn auch, den Zug ordnend, verstanden haben mochte. So ritt er, den Seneschall an seiner Seite, unbekümmert der Fuhrt des Flusses zu.

Was würdet Ihr, als ein so erfahrner Krieger, thun, fragte ihn der Seneschall: wenn Ihr hier, wo der Weg durch den Fluß führt, den Feind vor und hinter Euch sähet?

Ich würde, erwiderte Sforza lächelnd: zuerst meinem Stallmeister ein Zeichen geben, sich mit noch Einigen an Euch zu machen, so daß Ihr uns nicht entwischen könntet. Seht, wie genau sie meinen Wink verstehen und ihn befolgen, als wäre die Gefahr wirklich da! Meine Kürassiere würde ich dicht schließen, die Ritter sich um mich sammeln und dem Gesindel dort drüben sagen lassen, daß sie sich fortmachen sollten, ehe meine Lanzen sie erreichten. — Michaletto, reite doch zu dem Anführer der Illyrier und befiehl ihm in meinem Namen, die Straße zu räumen! sagte er einem seiner Hauptleute. — Und dann, mein werther Graf, würde ich geschlossen durch den Fluß setzen, und fände ich die illyrischen Reiter noch dort, ließ ich die Lanzen einlegen und jagte sie aus einander!

Und was begönnet Ihr mit Jenen, die im scharfen Trabe Euch folgen? fragte der Seneschall.

Sforza wandte sich und sah den Grafen von Capua mit seinem Kriegsvolke im starken Trabe die Höhe herabkommen. Ich würde, sagte er, seine Verlegenheit verbergend: den Trompetern befehlen, das Zeichen zu geben, meine Bande, die rechts und links mich begleitet, zu benachrichtigen, daß es hier nicht geheuer sei. Trompeter, rief er scherzend: blas't! Gebt das Zeichen, daß der Feind nahe!

Die Trompeter gaben das Zeichen, hell schmetterte es durch das Thal und — sonderbar — in dem Thale von Padula antworteten Trompeten, auf der Höhe von Piedro polcina sah man Fähnlein wehen und hinter allen Bergen trabten Abtheilungen Reisiger hervor. Seht, Graf von Troja! sagte Sforza, von diesem Anblicke selbst überrascht: seht, wie pünktlich die Meinen dem Rufe der Trompeten folgen! Kaum hören sie sie schmettern, so brechen sie schon hervor!

Der Graf antwortete nichts und hatte nur immer das Auge auf die Höhe gerichtet; doch konnte er die Stärke des Kriegsvolks nicht beurtheilen; denn bald erschien hier eine Fahne, bald dort, bald sah man nur die Fähnlein an den Lanzenspitzen in langen Reihen hinter der Höhe im Winde

wehen. — So gelangten ſie an's Ufer des Calore, den Grafen von Capua, der ſeine Eile gezügelt hatte, in weiter Entfernung hinter ſich. Noch hielten die illyriſchen Reiter am jenſeitigen Ufer; Michaletto hatte ihnen des Konnetables Befehl gebracht, ſie ſchienen ihn aber nicht befolgen zu wollen. Da befahl Sforza, in geſchloſſenen Gliedern durch den Fluß zu ſetzen, entſchuldigte ſich lächelnd bei dem Großſeneſchall, daß er vielleicht wider ſeinen Willen in ein Gefecht verwickelt würde, ließ das Zeichen zum Angriff geben, und wie die Lanzen der Ritter und Küraſſiere ſich ſenkten, ſtob das illyriſche Geſindel aus einander und jagte dem nahen Benevent zu.

An der Stelle, wo jetzt die Brücke Valentino über den Calore führt, ſetzte nun Sforza durch den Fluß, verließ dann die Straße nach Benevent, zog ſich ſeitwärts nach den Höhen und ließ den Grafen von Capua ruhig an ſich vorbei ziehen. Hier entließ er auch den Großſeneſchall, ſcherzte noch mit ihm über das Vorgefallene, ſetzte die Wachten aus und lagerte ſich mit ſeiner kleinen Schaar im Angeſicht Benevents.

Kaum hatte er hier einige Zeit verweilt, als mehrere Gewaffnete die Höhe herab auf ihn zu ſprengten. Es waren die beiden Freunde, Franzesco Sforza und Urban Origlia, der auf die Nachricht, daß Sforza dem Gemahl der Königin entgegen ziehe, mit den bei Trivento verſammelten Völkern nach Benevent gerückt war. Auf dem Wege dahin hatte er Franzesco mit ſeinen 500 Küraſſieren getroffen und ſich ihm angeſchloſſen, und ſo waren ſie, 2000 Mann ſtark, in der Nähe der Landſtraße geblieben und hatten ſich wohl zur rechten Zeit hinter den Bergen gezeigt.

Sforza befahl ihnen, bis zum andern Morgen hier zu raſten, dann aber zurückzugehen, zu werben, ſo viel ſie könnten, jedoch nicht eher gegen Neapel zu rücken, bis ſie beſtimmten Befehl von ihm erhielten; während der Nacht aber ſollten ſie auf allen Höhen Feuer anzünden laſſen und ihre Anzahl durch alle erdenkliche Mittel zu vergrößern ſuchen. Er ſelbſt zog dann, die Warnung ſeiner Freunde und Verwandten nicht achtend, mit ſeinem Bruder Franzesco, mit Feschino Attendolo und mehreren Hauptleuten nach Benevent; Michaletto blieb zurück.

Ein eigenes Gefühl ergriff Sforza, als er zu Benevent in den Hof ſeines eigenen Schloſſes, das er erſt ſeit wenigen Tagen ſein nennen konnte, einritt. Ueberall, in dem Hofe und in den Ställen, fand er Kriegsvolk gelagert, das hier den Herrn zu ſpielen ſchien. Der Caſtellan trat ihm zwar, — ihn ehrfurchtvoll begrüßend, entgegen, doch lag auf dem Geſicht des Alten eine ſcheue Furcht und man ſah es ihm an, daß die Achtung, welche er ſeinem neuen Herrn bewies, nicht aus ganz freudigem Herzen kam.

Bücke Dich nicht ſo tief, Alter! rief ihm Sforza unmuthig zu: Verſpare Deine Worte auf beſſere Zeiten, wo kein Größerer hier weilt, als ich. Führe mich in mein Gemach.

Herr! erwiderte der Caſtellan: Es iſt kein Zimmer im Schloſſe mehr unbewohnt, das Gefolge des Königs —

Welcher König wohnt in meinem Schloſſe? fuhr Sforza auf. Doch, rede nur weiter! ſagte er gelaſſener: Wer bewohnt mein Gemach?

Der edle Graf Julius Cäſar von Capua! erwiderte der Alte zagend.

So führe mich hin! befahl Sforza: Und wäre es der edle Julius Cäſar ſelbſt, vor dem einſt die Welt erzitterte, ich würde ihn fragen, mit welchem Rechte er des Hausherrn Zimmer für ſich genommen habe.

Zitternd ſchritt der Caſtellan voraus; nur von zwei Hauptleuten begleitet, folgte ihm Sforza.

Schon von fern hörte er die Becher klirren und vernahm den Jubel der Zechenden.

Hier! ſagte der Alte, auf eine Thür zeigend, und entfernte ſich ſchnell. Sforza öffnete ſie und trat in das für ihn beſtimmte Gemach, wo er faſt alle Barone bei dem Becher verſammelt fand.

Gott zum Gruß, Ihr werthen Herren! redete er ſie an: Seid mir auf meinem Schloſſe willkommen, wo ich Euch, Graf von Capua, jedoch erſuchen muß, dem Haushern ein Plätzchen zu gönnen und Euch in der Stadt eine andere Wohnung zu ſuchen.

Dem Hausherrn? rief der Graf erhitzt: Hier iſt der König allein Herr.

Mit nichten! erwiderte Sforza mit Ruhe: Dieſes Schloß gehört mir; der Fürſt von Tarent iſt mein Gaſt, mein werther Gaſt.

Sforza! rief der Graf höhniſch: Ihr nennt den König einen Fürſten von Tarent? Aus einem elenden Dorfe der Romagna gebürtig, ſolltet Ihr am wenigſten unſerm Herrn den Titel eines Königs verweigern, den ihm die aus dem Reiche gebürtigen edlen Herren gegeben. Euch gebührt ſolche Anmaßung nicht!

Graf! erwiderte der Kriegsheld: Bin ich auch nur ein Landmann aus der Romagna und iſt auch meine Geburt nicht edel, ſo waren es doch mit Gott meine Thaten! Hier! rief er, und ſchlug zornig mit dem eiſernen Handſchuh auf ſeinen Panzer, daß es dröhnend im Zimmer wiederhallte: hier ſchlägt ein edles Herz, wenn auch kein adelig Blut es nährt! Und nun, Graf von Capua, für Attendolo, den Landmann, zieht Sforza, der Konnetable ſein Schwert und fordert Euch zum Zweikampf, den blutigen Beweis zu führen, daß er ein ſo edler Mann iſt, wie irgend Einer der Herren, die hier von meinem Weine ſich gütlich thun.

Wie die Sagen der Vorzeit uns die Ritter der Tafelrunde malen, ſo rieſenhaft, ſo kraftvoll ſtand der zornige Mann, das lange Schlachtſchwert in der Fauſt, im Kreiſe der Barone, welche, den Becher vergeſſend, ihre Schwerter wohl mehr zur Vertheidigung als zum Angriff gezogen hatten. Sein Feuerauge blickte zornig umher, die gezückten Schwerter ſchienen, wie der Anblick des Blutes in dem Löwen die Wuth, in ihm die Kampfluſt zu erwecken.

Mann gegen Mann! „fuhr er fort, ſein lockiges Haupt zornig ſchüttelnd: ſo war es bisher unter Rittern Sitte. Nur den ſtolzen Grafen von Capua ſucht mein Schwert und nur zu einem ritterlichen Kampfe fordere ich ihn auf, auch gönne ich ihm Zeit, daß er ſich wappne. Soll ich aber der Bär ſein, den die Hunde umſtellen, ſo verſucht es, mir zu nahen. Wen meine Tatze einmal faßt, der hat genug!

Der durch dieſen Vorfall entſtandene Lärm führte den Großſeneſchall, welchen ſeine Würde die Ordnung und Ruhe im Pallaſt des Königs zu erhalten befahl, herbei; von zahlreicher Wacht begleitet trat er ein.

Im Namen des Königs, Ihr Herren! rief er: gebiete ich Friede! Steckt die Schwerter ein! Wo die geheiligte Perſon des Monarchen weilt, iſt die blanke Waffe Hochverrath!

Alle, außer Sforza, gehorchten.

Und Ihr, Herr Konnetable! wandte er ſich zu dieſem: wollt Ihr meiner Aufforderung nicht folgen?

Ich ſtehe in meinem eigenen Hauſe; der beleidigte Hausherr hat wohl das Recht, Genugthuung von einem frechen, ungeladenen Gaſte zu fordern.

Bei dieſen Worten zog Julius von Capua von Neuem ſein Schwert.

Sie werde Euch! rief dieſer, durch des Seneſchalls und der Wacht Gegenwart ermuthigt.

So muß ich Euch, Graf von Capua, im Namen des Königs gefangen nehmen und erſuchen, mir Euer Schwert zu übergeben.

Der Graf leiſtete Folge.

Auch Euch, edler Großkonnetable, muß ich, gleich Jenem, zur gefänglichen Haft ziehen und erſuchen, Euer Gemach nicht eher zu verlaſſen, bis des Königs Gnade es Euch wieder öffnet. Gebt mir Euer Schwert!

Sein gutes Schlachtſchwert in der Hand wiegend warf Sforza einen verächtlichen Blick auf den Seneſchall und die ihn umgebende Menge; dann lehnte er ſich an einen Pfeiler des Bogenfenſters, ließ das Viſir nieder und rief mit donnernder Stimme:

Wer wagt es, dem Sforza zu nahen?

Alles blieb regunglos.

Herr Seneſchall! wandte er ſich zu dieſem: Sagt dem Fürſten von Tarent, daß unter allen Baronen, die ihn zum König ausriefen, Keiner ſei, der Mann gegen Mann ſich mit Sforza meſſen wolle, ſelbſt Ihr nicht, Herr Großſeneſchall! Sagt ihm, daß ich mich ſeinen Befehlen nicht unterthänig glaube, wohl aber dem Geſetze, welches mir, ſelbſt in meinem eigenen Schloſſe, Ehrfurcht vor dem Gemahl meiner Königin gebietet; deßhalb nehmt mein Schwert, ich ſtelle mich freiwillig zur Haft und bringt mir meinen treuen Krieggefährten morgen wieder, ſonſt möchten Jene draußen ihn mit blutigen Worten von Euch zurück fordern.

Er überreichte dem Seneschall sein Schwert, welcher den Grafen von Capua gefangen abführte und den Baronen befahl, ihm zu folgen.

Die Thür rasselte hinter ihnen zu; sie wurde verschlossen. Sforza blieb, ein Gefangener, allein.

Schon begann der Abend zu dämmern, und noch ließ sich der Seneschall nicht blicken, kein Diener kam, ihm Speise zu bringen, Wein fand er jedoch sattsam in den Krügen. Sinnend schritt er in dem großen Gemache auf und ab und überdachte sein Schicksal. — Du, meine treue Begleiterin, Victoria! rief er endlich aus: schöne Lorbeerspenderin, freundliche Genossin des Kriegers, die vor ihm das Füllhorn des Glückes tausendfach ausschüttet, Du meine Göttin, zu deren Tempel ich kämpfend drang und der Wunden nicht achtete, nicht des Blutes, das ich auf Deinem Altare verspritzte, laß mich nicht untergehen, ehe Du mir noch einmal gelächelt. — Doch nein, Victoria! Du wirst mich nicht verlassen, wirst mir treu zur Seite stehen, und sollten auch diese Hände Fesseln tragen und ich von Neuem im Kerker schmachten, das Vertrauen auf Dich bleibt in mir, und wohin das Schicksal mich auch treibt, Du folgst mir, Deinem ächten treuen Sohne.

Indem er dies sprach, öffnete sich die Thür und der Seneschall trat, von einer Menge Bewaffneter begleitet, ein.

Folgt mir! sagte er im befehlenden Tone.

Wohin? fragte dieser

In den Kerker! erwiderte der Graf von Troja spottend. Legt ihm die Fesseln an! befahl er den Reisigen.

Mir? rief Sforza wüthend, und schlug den, der sich ihm nahte, mit seinem eisernen Handschuh zu Boden. — Dem Mutius Sforza Fesseln? Ihr Elenden! Noch ist der Bär nicht gefangen, noch schlägt seine Tatze die verächtliche Meute zu Boden. — Dies sagend, rannte er Alles vor sich nieder, schleuderte mit herkulischer Kraft den Seneschall zu Boden und indem er, ihm das Schwert zu entreißen, sich niederbeugte, fielen die Feigen hinterwärts über ihn her und umgarnten ihn so mit starken Schlingen, daß er vergebens gegen List und Macht ankämpfte. Sie rissen ihn zu Boden und fesselten ihn. —

Als er wieder aufrecht stand, selbst in Ketten noch ein edler Leu, blickte er mit stolzem Grimme auf seine ohnmächtigen Feinde, keine Klage, kein Wort der Wuth entfuhr ihm. Ernst schaute er auf die Ketten, rüttelte sie und hob dann stolzer als je sein edles Haupt.

Großseneschall! — sprach er würdevoll — Sagt dem Fürsten von Tarent: auch gefesselt erkenne ich ihn nicht für meinen Herrn und König! Und Euch, der Ihr so willig, wie es scheint, das Amt des Henkers übernommen habt, Euch wünsche ich für diese Großthat den Dank, den Fürstengunst gemeinhin austheilt. Nun geleidet mich, wohin es Euch beliebt.

Doch ehe wir von hinnen gehen, wandt' er sich noch einmal: so blickt

durch dieses Fenster, seht die Wachtfeuer der Meinen aufflackern! Ihr habt nur den alten Löwen gefangen, seine Jungen sind noch frei.

Herr Konnetable! erwiderte der Seneschall mit spöttischem Lächeln: Glaubt Ihr, man hätte Euch in den Kerker geworfen, ohne zu wissen, daß nur 2000 Reiter dort sind, die unsere Banner morgen in aller Frühe zerstreuen werden? So thörig würden wir nicht handeln! — Laßt die Wachtfeuer, an deren Gluth sich kein Krieger wärmt, in Gottes Namen brennen und säumt nicht lange, geht mir voran!

Zweitausend meint Ihr? erwiderte Sforza! Ihr könnt Recht haben. Aber zählt nach Monden den Haufen, der dann von Euch Rechenschaft fordern wird, und Ihr und Euer Herr werdet vor ihm zittern! Nun kommt!

Mit verbissenem Grimme folgte er den Seneschall zum Kerker.

Nur den andern Tag noch verweilte der König in Benevent, der Graf von Capua aber rückte mit seinen Kriegern und den illyrischen Reitern in aller Frühe gegen die Bande Sforza's aus, fand sie aber nicht mehr; sie war, wie ihm Landleute berichteten, gegen das Gebirge, nach Pajano zu, gezogen. Er kehrte mithin unverrichteter Sache zurück und benutzte mit dem Großseneschall die Zeit, den König zu stimmen, ihrer Rache die Opfer zu bringen; Sforza und Pandolfello Alapo sollten, als die erklärten Günstlinge der Königin, bluten. Sie schilderten dem Könige das zügellose Leben Johanna's mit den grellsten Farben, verheimlichten ihm nichts und brachten ihn endlich so auf, daß er die schrecklichste Rache an den Günstlingen zu nehmen schwur. Vergebens suchte ihn sein Jugendfreund, Franz von Carignac, der ihm nach Neapel folgte, zu besänftigen, vergebens stellte er ihm vor, daß ihm das Betragen der Königin ja schon früher kein Geheimniß gewesen sei, und daß es ihm gefährlich scheine, besonders Sforza, der unter den Banden der Condottieri einen so großen Anhang habe, und der dem Könige allein ein Gegengewicht gegen die übermüthigen Barone sein könne, der Privatrache zu opfern. Aber der König glaubte nur, durch Hinrichtung aller Günstlinge Johanna's die Krone auf seinem Haupte befestigen zu können und es seiner Würde schuldig zu sein, dem freien Benehmen seiner Gemahlin einen blutigen Zügel anzulegen.

Unter dem Jubel des Volkes begann der König den folgenden Tag seinen Zug nach Acerra, wo die Sanseverino's wieder zu ihm stoßen sollten. Hier wollte er so lange verweilen, bis Alles zu seinem Einzuge in Neapel bereit sei. Der Graf von Capua führte den Zug an, der König, von seinen französischen Rittern und den illyrischen Reitern umgeben, folgte in einiger Entfernung, und die Banner der Barone brachen später

auf. Sforza war in Benevent im Kerker des Schloſſes geblieben, wo man hinreichende Beſatzung zurückgelaſſen hatte.

Von allen Seiten ſtrömte das Volk herbei, den Gemahl der Königin, von dem es Erleichterung ſeiner Laſten und das Ende des drückenden Regiments der Günſtlinge erwartete, zu begrüßen. Der Zug glich mehr einem Triumphzuge als einer Reiſe; der König war frohen Muthes und es trieb ihn unaufhaltſam vorwärts, wohl mehr die Sehnſucht nach dem ſchönen Neapel, als nach ſeiner Gemahlin. Von dieſer Ungeduld geſpornt, vielleicht auch, weil er fühlte, daß er ſich durch die Anordnung des Zuges ganz von den neapolitaniſchen Baronen entfernte und nur von Franzoſen und Illyriern umgeben war, ritt er, als ſie die Brücke über die Fajenza hinter ſich hatten, in Begleitung weniger franzöſiſcher Ritter und einer Fahne leichter Reiter, zu dem Grafen von Capua, der ſich nicht wenig durch dieſe Auszeichnung geſchmeichelt fühlte. Die andern Franzoſen blieben mit den Illyriern zurück.

Unfern Orienzo, wo ſich die Landſtraße längs einem mit Pinien und Kaſtanien bewachſenen Hügel hinzieht, gewährt die Höhe des Hügels eine reizende Ausſicht nach Nola und dem Veſuv. Einer der neapolitaniſchen Edlen, der ſich im Gefolge des Königs befand, aber nicht mit ihm zu dem Grafen von Capua geritten war, machte den Ritter von Carignac und die übrigen Franzoſen darauf aufmerkſam, und neugierig, wenigſtens den Rauch des Veſuvs zu ſehen, bogen ſie, den Hügel hinauf zu reiten, von der Landſtraße ab und ließen indeſſen die illyriſchen Reiter halten, die auch ſogleich abſaßen und ſich lagerten. Aber kaum waren die franzöſiſchen Edlen einige hundert Schritte ſeitwärts geritten, als von dem waldbewachſenen Hügel herab ſich Geharniſchte auf ſie ſtürzten und geſchloſſene Schwadronen auf beiden Seiten hervorbrachen. Nur ſchleunige Flucht konnte ſie retten; ſie wandten ihre Roſſe und jagten, von den Geharniſchten verfolgt, eiligſt zurück; die Illyrier ergriffen die Flucht.

Nur auf die franzöſiſchen Ritter ſchien der Ueberfall abgeſehen. Die Küraſſiere kümmerten ſich wenig um die fliehende Reiterei, nur die Ritter im Auge behaltend, folgten ſie ihnen mit verhängten Zügeln, während ein geſchloſſener Haufe, die Zerſtreuten deckend, in ruhiger Ordnung über die Straße durch das Caudiner Thal die Richtung nach St. Agathe nehmend, trabte. Erſt hier, jenſeit des Fluſſes, machten ſie Halt, wo auch bald die Zerſtreuten mit ihren Gefangenen eintrafen. Nur ſechs Ritter brachten ſie ein, die Andern wurden durch ihre ſchnellen Roſſe oder durch ſonſt einen Zufall gerettet, und der Hauptzweck der Unternehmung, den Fürſten von Tarent in ihre Gewalt zu bekommen, war verfehlt; nur Franz von Carignac und fünf andere franzöſiſche Ritter wurden gefangen.

Die Nachricht von dieſem Vorfalle, welche der König noch auf dem Wege nach Acerra erhielt, ließ ihn noch mehr eilen. Er war über das

kühne Wagstück, ihn aus der Mitte eines mächtigen Kriegzuges, wie der ihn begleitende, aufheben zu wollen, verwundert; ihm dünkte fast, daß dies nicht ohne Einverständniß mit den Baronen sein könne, und Argwohn, zu dem er überdies geneigt war, begann bei ihm rege zu werden. Er äußerte jedoch nichts, beschloß aber fest, nach seinem Einzuge in Neapel strenges Gericht zu halten; Alapo's und Sforza's Tod ward bei ihm unabänderlich beschlossen.

Noch mehr erstaunte er, als gleich nach seiner Ankunft in Acerra Michaletto, ein Hauptmann von Sforza's Bande, ganz keck in diese Stadt einritt und bei ihm Gehör verlangte. Der König wollte ihn sogleich festnehmen und ohne weitere Untersuchung hinrichten lassen; aber Julius von Capua warnte ihn und stellte ihm vor, wie gefährlich es sei, sich ohne weitern Nutzen die Banden ganz zu Feinden zu machen und bestimmte den König endlich, den Hauptmann vorzulassen.

Mich senden die Feldherren Franzesco Sforza und Bartolo Attendolo zu Euch, Fürst von Tarent, begann er mit keckem Tone: sie böten Euch gern die gefangenen französischen Ritter für den edlen Mutius Sforza, wüßten sie nicht selbst, daß diese Gefangenen, ja wären es alle Ritter, die Euch aus Frankreich begleitet, nicht halb so viel werth sind, als der edle Feldherr, den Ihr widerrechtlich in schimpfliche Haft bringen ließet. Aber sie lassen Euch durch mich wissen, daß Franz von Carignac und die Andern, so wie alle Barone Neapels, die noch in ihre Hände fallen, ihnen für Sforza's Leben zum Unterpfande dienen werden!

Der König war über diese Kühnheit erstaunt, sein Stolz konnte sich kaum mäßigen; doch liebte er Carignac zu sehr, um ihn seiner Rache an Sforza zu opfern. — Auch ohne Eure trotzige Sendung hätte Mutius Sforza nicht für sein Leben zu fürchten gehabt; erwiderte er: aber warnt den Franzesco, sich ferner nicht Drohungen gegen mich zu erlauben, wenn er nicht strenger Züchtigung gewärtig sein will! —

Auch ersuche ich Euch, Herr, um ein geheimes Gehör! fuhr Michaletto fort und schien sich wenig um die Warnung des Königs zu kümmern: Ich habe Euch wichtige Dinge zu vertrauen. Zwei Eurer französischen Ritter mögen gegenwärtig sein, doch Keiner der Barone Neapels.

Der König bedachte sich einen Augenblick; die Krone war ihm noch zu neu, um sie jetzt schon mit Würde zu tragen, seine Stellung noch zu wenig fest, um seinen angebornen Stolz laut auszusprechen; vielleicht bewog ihn auch die Furcht, vielleicht nur die Neugierde; er bewilligte, gegen den Rath der Vasallen, dem schlauen Michaletto die erbetene Unterredung und ließ die Anwesenden, bis auf zwei französische Ritter, abtreten.

Zu dem, was ich Euch zu sagen habe, gnädiger Herr, begann nun der Hauptmann leise zu dem König, so daß es die Franzosen selbst nicht deutlich vernehmen konnten: bedarf es nur weniger Worte. Franz Sforza läßt Euch vor den Verräthern, die Euch umgeben, warnen. Dem aus-

ländiſchen Krieger, der nur in Eurem Dienſt erwerben, nicht, wie die Barone, das Ererbte mit ſtets größeren Freiheiten erhalten und vermehren will, iſt ein kriegeriſcher König willkommener als eine von Günſtlingen beherrſchte, friedliebende Königin. Sforza war Ladislaus feſteſte Stütze; er würde es auch Euch geweſen ſein, hätte die Verleumdung der liſtigen Barone ihm nicht Eure Gunſt entzogen, ſie, die Euch nur zum Mittel, ihre Habſucht zu befriedigen, mißbrauchen wollen.

Und weßhalb begrüßte mich Sforza nicht als König? fuhr der Erzürnte auf.

Durfte er das, entgegnete der gewandte Michaletto: ohne das Zutrauen der Königin zu verlieren? — Erſt in Neapel war der richtige Zeitpunkt. Wer wird Euch nun gegen die Anmaßung der unruhigen Barone ſchützen? Wie wollt Ihr den Nimmerſatten ihre Forderungen befriedigen? Sforza an der Spitze ſeiner Bande hätte Euch zum unumſchränkten Gebieter gemacht!

Und auch ohne ihn werde ich es ſein! erwiderte Jacob mit Stolz und entließ, ohne Weiteres, den Hauptmann, dem Scheine nach ſeiner Warnung ſpottend, im Herzen aber mit ſchweren Sorgen, denn der Funke des Argwohns hatte gezündet. Auch die mißtrauiſchen Barone waren über dieſe geheime Unterredung unruhig geworden.

Die Nachricht von dem jubelnden Empfange auf der Ebene bei Troja, mehr noch die Gefangennehmung Sforza's, hatten die Königin und Alapo überraſcht. Mit Sforza war ihre feſteſte Stütze geſunken und die Verfolgung des Raths, den er der Königin von Malvizza aus gegeben, ſich in die Verhältniſſe zu fügen, konnte für beide nicht freudebringende Hoffnungen erwecken. Sich mit Gewalt dem Willen der Barone, den Anmaßungen des Königs zu widerſetzen, war unmöglich; es fehlte hierzu an allen Mitteln; Johanna hatte kein Heer, das für ſie focht, nicht einmal auf die Treue der Beſatzung in den Schlöſſern Neapels konnte ſie ſicher rechnen, und ſelbſt Pandolfello mußte der Königin zum Nachgeben rathen und ſie bitten, ihren Gemahl als König zu empfangen. Die Königin war troſtlos und entmuthigt, Alapo's Muth wuchs aber mit der Gefahr.

Auch in dem häuslichen Kreiſe der Frauen ſtörten dieſe Nachrichten den Frieden. Katharina war ſeit Sforza's Abreiſe ſtets in banger Sorge; Conſtanze, nur mit der Hoffnung beſchäftigt, Urban werde nun bald nach Neapel zurückkehren und ihrer Wünſche größeſter dann in Erfüllung gehen, hatte ſich weniger um die allgemeinen Begebenheiten gekümmert; Margaritta hingegen, Urbans Ankunft wünſchend und fürchtend, ſchien ſich ganz den politiſchen Verhältniſſen hingegeben zu haben und ließ ſich von ihrer hierin erfahrenen Stiefmutter unterrichten. Die Nachricht, daß der Fürſt

von Tarent von den Baronen als König begrüßt sei, ging an Constanze gleichgiltig vorüber, nicht so an Sforza's Gattin und Tochter. Des Konnetables Gefangennehmung aber machte auf Alle einen tiefen, wenn auch ganz verschiedenen Eindruck. Katharina jammerte, glaubte ihren Gemahl, ihren Bruder verloren, und überließ sich ihrem stillen Grame. Constanze dachte weniger an die Gefahr, in welcher ihr Vater schwebte, sie kannte seine Stellung zur Königin nicht genau und konnte daher den Abgrund, an welchem er stand, nicht ahnen, sie berücksichtigte mehr ihr Verhältniß zu Urban, sah die Begebenheit als eine Lähmung ihrer Hoffnung an, sie klagte nicht und ihr Schweigen war mehr muthige Ergebung, als kleinmüthiges Dulden. Margaritta hingegen faßte die Begebenheiten mit ganz andern Gefühlen auf. Der Geist des Vaters belebte sie, sie sah die Gefahr, ahnete, wenn auch nur dunkel, die Folgen, und war zum Widerstande gefaßt. Keine Klage entschlüpfte ihr, keine Thräne näßte, keine düsteren Bilder trübten ihr feuriges Auge, ihr ganzes Sinnen war nur auf Mittel gerichtet, wie sie den Sturm beschwichtigen, dem Schicksal entgegen treten könnte. Sie verschloß sich in ihr Gemach, doch nicht lange, so kehrte sie zu Katharina und Constanze zurück.

Habt Ihr Geld, rief sie ihnen entgegen: Geld oder Geldeswerth, so gebt es mir. — Mutter, Du hast mir von einer festen Stadt erzählt, welche der verstorbene König meinem Bruder Franzesco geschenkt hat; ich will sie vertheidigen und so wenigstens dem Sforza eine Stadt retten, und Franzesco zwingen, die Schwester zu ehren. Nenne mir sie! — Katharina nannte lächelnd Tricarico. — Ihr lächelt? fuhr Margaritta fort: Tricarico liegt so fern nicht von den Höhlen und Bergen, die ich durchzog, so mancher Tapfere wird mich dort noch kennen, und wenn die Stimme der Tochter des alten Pedro, wenn die Stimme Margaritta's Sforza in den Thälern der Basilicata erschallen wird, werden die Krieger herzuströmen und ich sattsame Vertheidiger werben.

Wie kannst Du hoffen? sagte Katharina warnend: Die schwache Jungfrau —

Wie ich hoffen kann, Mutter? unterbrach sie Margaritta, schon durch die Aussicht zum Kampf entflammt: Die schwache Jungfrau ist stark im Willen, und warum soll der Mann allein das schöne Vorrecht genießen, für sich und die Seinen zu kämpfen, zu sterben? Glaubt Ihr, das Schwert, das meine Hand zu führen vermag, wäre nicht scharf genug, mit seiner Spitze zwischen Panzer und Helmkragen zu dringen? Die Sehne meiner Armbrust nicht stark genug, tödtende Bolzen durch die Lüfte zu jagen? Gebt mir nur Geld und Geschmeide! Arm stehe ich neben Euch, aber reich an Muth, denn schon sehe ich Euch, gute Mutter, auch für mich zagen, schon sehe ich Constanze, die Bedächtige, Alles streng Wägende, den Kopf mißbilligend schütteln.

Hast Du die Kraft, Margaritta, was Du sagst zu vollbringen, nahm

jetzt Conſtanze das Wort: iſt Dein Wille nicht dem Schaume der tobenden Welle gleich, dann ziehe mit Gott! Nicht allen Frauen gab die Natur ſolch unweiblichen Muth, und ich glaube, ſie that Recht daran.

Conſtanze! erwiderte das Mädchen, und über ihr Antlitz verbreitete ſich der Ernſt: Des Menſchen Leben iſt zwiefach, aus Sehnſucht und Genuß, aus Dulden und Handeln, aus Entbehren und Erringen gewoben; Dir ward von Allem das Erſtere zu Theil, ich ſtrebe nach dem Letzteren! — Laß mich meinen Weg dahin ſtürmen, wandle Du bedachtſam den Deinen; wir erreichen vielleicht beide unſer Ziel. Und doch, ſagte ſie ſanft, und ihr Auge ſah verklärt auf Katharina: doch eilt uns vielleicht die Mutter voran; ſie ſchwebt auf Engelfittigen durch das Leben, und den Blick himmelwärts gerichtet, weiß ſie es ſelbſt nicht, wie ſie ihre irdiſche Laufbahn durchwallt. — Dies ſagend ſank ſie an Katharina's Bruſt, als wolle ſie den Sturm ihres Innern an dem Buſen eines ſanften Engels beſchwören.

Ich will Dir, heldenmüthiges Mädchen, reichen, was Du bedarfſt! ſagte Katharina, ſie ſanft an ſich drückend; ſelbſt Conſtanze leerte ihren Seckel, und ſie erhielt von ihnen die nöthigen Mittel, ihren Zweck zu erfüllen.

Ich entgehe dem Unwetter, das ſich über Euch zuſammenzieht! ſagte ſie beim Abſchied: Wenn Ihr in Banden ſchmachtet, ſtehe ich frei auf den Zinnen meiner Thürme und ſchaue hinüber nach Euch, Ihr Unglücklichen! Wenn Ihr in namenloſem Schmerz vergeht, leuchtet mir noch die Hoffnung! — Lebt wohl, Gott ſchütze Euch! — Dies ſagend, zog ſie, von einigen Bewaffneten begleitet, an dem nemlichen Tage, an welchem der König ſeinen Einzug hielt, aus Neapel.

Kanonendonner von allen Schlöſſern, Glockengeläute von den Thürmen verkündete den feierlichen Einzug des Monarchen. — Das Volk durchlief jauchzend die Straßen Neapels, ſtrömte haufenweis nach dem Thore, welches nach Benevent führt, und der Ruf: Es lebe König Jacob! Es lebe die Königin Johanna! erſchallte unaufhörlich. Als zöge ihr Retter, ihr Heiland ein, als wären die ſonſt ſo gefürchteten Barone mit ihrem ſtahlbedeckten Gefolge die willkommenſten Gäſte, ſo jauchzend empfingen ſie den König und ſeine Trabanten. Die Straßen, welche er durchzog, waren mit Blumen beſtreut, die Häuſer, an denen der Zug vorüberging, mit Tapeten verziert, das ganze Volk ſchien von einem Freudentaumel ergriffen. König Jacob, ein ſchöner Mann, ſaß ernſt, aber ſtattlich, auf ſeinem normänniſchen Streitroſſe, grüßte nur wenig, und dann nur mit ſtolzem Neigen des Hauptes, und empfing den Jubel der Menge nur als einen ſchuldigen Tribut So zog er bis zu dem neuen Caſtell, wo die Königin ihn in dem großen, zu dieſer Feierlichkeit beſonders geſchmückten Saale empfing.

Er nahete ſich ihr, beugte, jedoch nur wenig, ein Knie und küßte die ihm dargereichte Hand; auch ſchien er von dem Anblick der Königin nicht freudig, nicht unangenehm überraſcht zu ſein; der Ausdruck ſeines Geſichts war kalt und blieb ernſt. Die Königin hingegen wußte das, was in ihrem Innern vorging, beſſer zu verbergen; ſie ſah freundlich auf ihren Gemahl, erwiderte die wenigen verbindlichen Worte zwar kurz, aber liebevoll, und ihr Auge betrachtete ihn ſcharf. Dann reichte ſie ihm die Hand, erſuchte den in ſeinem Ornate gegenwärtigen Erzbiſchof von Neapel, voranzugehen, und folgte ihm, von dem Könige geführt, nach der Kapelle, wo die Einſegnung unter den gewöhnlichen Ceremonieen geſchah.

Nachdem dieſe beendigt, kehrten die Neuvermählten, von dem ganzen Hofſtaat und den anweſenden Baronen begleitet, in den Thronſaal zurück. Johanna führte hier ihren Gemahl, nicht ohne ein leiſes bemerkbares Zittern, unter den Thronhimmel, wo zwei Armſeſſel für ſie bereit ſtanden.

Edle Herzöge, Grafen und Barone meines Königreichs! redete ſie die Verſammlung an: Hier ſehet Ihr den Herrn, welchem ich die Macht über meine Perſon verliehen und dem ich nun auch mit gutem Herzen und freiem Willen die Macht über mein Königreich ſchenke. Wer mich liebt, wer dem Hauſe Durazzo zugethan iſt, wolle ihn ſeinen König nennen und ihn dafür halten und ehren!

Die Verſammlung ließ nun den Ruf: Es lebe König Jacob und die Königin Johanna, unſere Herrin! ertönen.

Als die Großwürdenträger und die oberſten Hofbeamten, unter denen ſich auch der Oberkämmerer Alapo befand, ſich hierauf dem Könige naheten, ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen und ihre Dienſte anzubieten, winkte ihnen dieſer, entfernt zu bleiben.

Der heutige Tag, ſagte er mit gezwungener Galanterie, jedoch ſah man, wie ſein Auge unter den ſich Nahenden jemand ſuchte: der heutige Tag ſei ganz meiner Gemahlin gewidmet, erſt morgen werde ich die Großen des Reichs und meine treuen Diener kennen lernen.

Dies ſagend ſtand er von dem Seſſel auf, reichte der Königin die Hand und führte ſie zur Tafel.

Der Tag wurde unter Banketiren verbracht; Johanna ſchien allen Kummer vergeſſen zu haben, ſie unterhielt ſich viel mit ihrem Gemahl, war freundlich, leutſelig gegen jedermann, und beluſtigte ſich ſelbſt am Tanze. Als aber der König ſie in ihr Gemach führte, ſie durch die Menge der Edlen ſchritt und ihr Auge Pandolfello Alapo traf, der an der Thür ihres Gemaches ſtand, ſagte es ihm, was ſie in dieſem kummervollen Augenblicke empfinde.

Am andern Morgen waren die Großen des Reichs, die Großwürdenträger und die oberſten Beamten des Hofes in dem Saale verſammelt und harrten ihrer Gebieter. Eine dumpfe Stille herrſchte in der Verſammlung; Hoffnung oder Furcht drückte ſich auf den Geſichtern aus;

Aller Augen waren aber auf den Oberkämmerer gerichtet. Die, welche noch vor wenigen Tagen um einen gnädigen Blick des Allvermögenden gebuhlt, ſahen heute mit ſchadenfrohem Lächeln auf den Mann, der wohl nie größer in dieſem Saale geſtanden hatte, als eben heute, denn furchtlos, mit ſtolzer Verachtung blickte er in den Kreis ſeiner ihn umgebenden Feinde und erwartete mit ruhiger Würde das Nahen der Gebieter.

Sie erſchienen und nahmen Platz, die Königin zur Rechten, der König zur Linken.

Großſeneſchall! rief nun der König Jacob dem Grafen von Troja zu: Ruft die Großwürdeträger des Reiches und die Oberbedienten unſers Hofes auf, daß ſie vor uns erſcheinen und wir ſie kennen lernen!

Tretet an die Stufen des Thrones, Großprotonotarius! rief jetzt der Seneſchall mit lauter Stimme.

Der alte würdige Cecco del Borgo, Marcheſe von Peſcara, trat vor.

Der König begrüßte ihn, ſprach nur wenige Worte und entließ ihn.

Tretet an die Stufen des Thrones, Großkonnetable! rief mit höhniſchem Tone der Seneſchall.

Sein Amt iſt erledigt! ſagte der König raſch. Die Königin wollte ſich bei dieſen Worten von ihrem Sitz erheben, doch der König hielt ſie zurück. Ruhe, Madame! raunte er ihr zu: Faſſung! Ihr werdet deren heute noch mehr bedürfen.

Tretet an die Stufen des Thrones, Oberkämmerer! begann der Graf von Troja von Neuem.

Pandolfello Alapo ſchritt vor.

Und Ihr wagt es, mir unter die Augen zu treten? rief der König erzürnt.

Und weßhalb nicht! erwiderte Pandolfello mit der Ruhe, die ihm die Gewißheit ſeines Schickſals gab: Warum ſollte ich nicht an einem Throne erſcheinen, an deſſen Stufen die nemliche Herrin mich geſtellt, die Euch darauf berufen hat?

Man führe ihn in das Gefängniß! befahl der König aufſpringend.

Herr und Gemahl! nahm Johanna das Wort: So hoch ſteht Eure Macht noch nicht, meine treueſten Diener in meinem Beiſein verhaften zu laſſen. Wagt es nicht, bringt mich nicht zum Aeußerſten!

Aber weder der König noch ſeine Trabanten kümmerten ſich um die Worte Johanna's, die Barone ſahen höhniſch auf den von ſeiner Höhe Herabgeſtürzten, keine Stimme, keine Hand erhob ſich für ihn, er wurde in's Gefängniß geſchleppt.

Die Königin verließ nun den Saal, der König ſetzte die begonnene Audienz, als ob nichts vorgefallen ſei, ruhig fort, lächelte, als er den Jubel der vor dem Schloſſe ſich verſammelnden Menge vernahm, welche den Oberkämmerer unter Verwünſchungen nach dem Gefängniß begleitete, und erſt nachdem er die Großen entlaſſen hatte, verfügte er ſich mit Stephan von

Chabrac, einem alten Diener ſeines Hauſes, zur Königin, welche er in Thränen fand. Madame, ſagte er kalt: hier ſtelle ich Euch Euren neuen Oberkämmerer vor. Ich fürchte faſt, ſeine weißen Locken werden Euch nicht ſo gut gefallen wie die braunen des Herrn Pandolfello; das ſchadet aber nichts, er wird ſich ſicher Euer wahres Wohl angelegen ſein laſſen. Gehabt Euch wohl! — Dies ſagend, verließ er Johanna, welche von dieſem Augenblicke an ihrer Freiheit beraubt war. Von allen ihren Dienern beiderlei Geſchlechts blieb ihr niemand, nur Franzoſen umgaben ſie; ſie war in ihrem eigenen Pallaſte eine Gefangene.

Als der König am andern Tage an der Tafel ſaß und mit ſeinen franzöſiſchen Rittern und den ihm ergebenen Baronen zechte, trat eine verſchleierte Dame in den Saal, ging feſten Schrittes auf ihn zu und, ihr Knie vor ihm beugend, ſprach ſie: Herr! vielleicht bin ich die erſte der neapolitaniſchen Frauen, die an ihren neuen König eine Bitte wagt. Könige ſollen, ſo wie ich vernahm, die erſte Bitte nie verſagen, gewährt auch mir die meine!

Wenn ich ſie gewähren kann und Euer Antlitz ſo hold und lieblich wie der Ton Eurer Stimme iſt! erwiderte Jacob.

Eure Huld gewährt ſie mir alſo? fragte die Verſchleierte.

Ja! wenn Euer Geſicht ſo lieblich wie Eure Stimme iſt! wiederholte der König, den der gute Wein fröhlicher als gewöhnlich geſtimmt hatte: Werft aber Euern Schleier zurück!

Die Dame gehorchte, ihr Schleier flog zurück und ein lauter Ausruf der Bewunderung unterbrach die Stille, mit welcher die Verſammlung auf die Entwickelung dieſer ſonderbaren Begebenheit gelauſcht hatte. —

Eure Bitte ſei Euch gewährt! ſagte der König, von dem Anblicke ihrer Schönheit überraſcht: Aber nennt uns Euren Namen, holde Dame, damit wir die ſchönſte der Frauen in unſerm Königreich Neapel kennen lernen und nach Würden ſchätzen können!

Man nennt mich Conſtanze, nahm ſie das Wort: ich bin die Tochter des Oberkämmerers Alapo.

Alapo's Tochter! wiederholte die Verſammlung erſtaunt.

Mein Wort, das ich Euch gab und das Ihr erſchlichen habt, nehm' ich zurück! rief der König erzürnt.

Thut es nicht, Hoheit! unterbrach ihn Conſtanze mit Würde: Das Wort eines Königs iſt ein ernſtes Wort, feſt muß es ſtehen, wie der Glaube an Gott, es muß dem Volke eine heilige, Zuverſicht erweckende Stimme ſein. Nehmt es nicht zurück, Hoheit! Ihr nähmt aus Eurer Krone den reinſten Edelſtein. — Auch fürchtet keine unbeſcheidene Bitte! fuhr ſie nach kurzem Schweigen fort: Die Tochter bittet nur, ihres Vaters Troſt in ſeinen letzten Stunden ſein, ſeinen Kerker mit ihm theilen zu dürfen. Das mögt Ihr mir wohl erlauben. Ihr fürchtet wohl, ich käme, um ſeine Freiheit zu bitten? Nein, König! Was könnte mir dies helfen. Hieltet Ihr

auch Euer mir gegebenes Wort, ſo würde doch ſchon, ehe ich in das Gefängniß träte, ihm die Kunde der Freiheit zu bringen, ein eifriger Diener Euern Wink verſtanden haben, mir vorangeeilt ſein und ſchon der Tod ſeinem Geiſte die Freiheit gegeben haben. Deßhalb bitte ich, laßt mich zu ihm.

Ich werde Euch zu ihm begleiten! nahm ſchnell der Graf von Capua das Wort.

Nicht mit Euch, Graf von Capua, mag ich zu meinem Vater gehen! erwiderte Conſtanze: Die Tochter muß ihm wie ein Friedensengel erſcheinen, und Ihr ſeid ſein Feind, Ihr würdet ihm die Freude verbittern. Laßt mich allein zu ihm, mein König, und erlaubt, daß ich bei ihm bleiben darf.

Die zarte Jungfrau in dem rauhen Kerker? unterbrach ſie der König.

Sein Aufenthalt wird ja dort nur von kurzer Dauer ſein! erwiderte ſie mit Bitterkeit: Gewährt mir die Bitte!

Der König zögerte mit der Antwort. Da erhob ſich Thomas von Sanſeverino, das Haupt dieſer mächtigen Familie, von ſeinem Sitz und mit ihm zwei und zwanzig aus dem edlen Hauſe. Hoheit! wandte er ſich zum Könige, ſein greiſes Haupt unwillig ſchüttelnd: Des Königs Wort ſei heilig, eines Königs Herz ſei milde, und ein menſchlich Herz verweigert der Signora Bitte nicht. Ich bin des Oberkämmerers unverſöhnlicher Feind, aber fern ſei es von mir, das Menſchliche in meiner Bruſt deßhalb zu erſticken! — Signora, ſagte er, ſich zu Conſtanze wendend: bedürft Ihr des Schutzes, ſo wendet Euch an Thomas Sanſeverino; ſo greis ſein Haupt, ſo zitternd ſeine Hand, ſo muthvoll iſt ſein Herz, und er kann noch jedem, der es wagt, Euch zu kränken, den Fehdehandſchuh zuwerfen! — Dann wandte er ſich wieder zum Könige. Hoheit! die Sanſeverino's bitten Euch, dieſer edlen Dame, dieſer frommen Tochter ihren Wunſch nicht zu verſagen.

Der König ſchwieg.

Wer von den Baronen des Reichs ſich meinem Geſuch anſchließt, der ſtehe auf von ſeinem Sitze! rief er jetzt mit Jugendfeuer. — Alle, ſelbſt Julius von Capua und der Großſeneſchall, ſtanden auf; nur die franzöſiſchen Ritter blieben ſitzen.

Mich dünkt, ſagte der edle Greis, auf dieſe blickend: Ihr fremden Herren aus Frankreich trennt Euch ſcharf und ſchon früh von den Eingebornen; daran thut Ihr nicht gut, dem Gaſte gebührt Artigkeit gegen ſeinen Wirth! — Hierauf verließ er ſeinen Sitz und nahete ſich Conſtanzen. Signora, ſprach er gerührt: Ihr werdet bald eine Waiſe ſein; die Elternloſe finde an mir einen Vater und an dem Geſchlecht der Sanſeverino's Brüder. Und nun, Hoheit, tritt der alte Thomas mit ſeiner Tochter vor Euch und bittet. Ich habe das Bitten am Throne faſt verlernt und es wird mir ſchwer, aber doch des lieben Kindes wegen thue ich es gern.

Zu einer andern Zeit! unterbrach ihn der König, ſich von ſeinem Sitze erhebend.

Zu einer andern Zeit? ſagte der Greis, und ein lautes Gemurmel entſtand an der Tafel: Zu einer andern Zeit möchte wohl Thomas Sanſeverino nicht die Laune haben, als Bittender vor Euch zu ſtehen!

Ihr wißt, wie mich der Mann in meiner Gemahlin beleidigt hat! lenkte der König ein, der wohl fühlte, daß er ſeinen Zorn mäßigen müſſe.

Geſchehenes läßt ſich nicht ungeſchehen machen, entgegnete Sanſeverino mit Freimuth: Ihr kanntet die Lage der Dinge; fandet Ihr es Euerem Vortheil gemäß, der Königin Gemahl zu werden, ſo mußtet Ihr auch —

Geht mit Gott, Signora! ſagte Jacob, den Alten in ſeiner Rede, deren Schluß ihm nur Bitteres ſagen konnte, ſchnell unterbrechend: Auch der König entzieht Euch ſeinen Schutz nicht, den dieſer Edle Euch ſo gnädig gewährt hat. Geht, Signora, und bleibt bei Euerem Vater, ſo lange es Euch beliebt. — Nachdem er dies geſagt, hob er die Tafel auf und zog ſich in ſeine Gemächer zurück.

Hier gedachte er Michaletto's Worte; der kühne Muth des alten Sanſeverino, die Bereitwilligkeit, mit der ſich alle Barone, ſelbſt Julius von Capua und der Großſeneſchall ihm angeſchloſſen, hatten ihn tief gekränkt und ihm eine bittere Lehre gegeben; er fühlte es ſchon jetzt, wie laſtend eine Krone ſei, mit welcher mächtige Vaſallen nach Belieben ſpielten. Ihre Macht zu brechen war ſein feſter Entſchluß.

Thomas Sanſeverino begleitete Conſtanzen bis nach dem Caſtel del Ovo, hier trat ſie in den Kerker ihres Vaters, den ſie gefaßter fand, als ſie erwarten konnte. Der Beweis der kindlichen Liebe ſeiner Tochter rührte ihn tief, er ſchloß ſie mit innigem Vatergefühl an ſeine Bruſt, und klagte ſich ſelbſt an, daß er durch Ehrgeiz ſein Schickſal verſchuldet habe.

Hätte ich dem Urban Origlia gleich anfangs Deine Hand gegönnt, ſprach er bewegt: hätte mein beleidigter Stolz den Sforza nicht ſeiner Macht beraubt, konnte es der Schattenkönig nicht wagen, nur den Blick nach der Krone zu wenden, viel weniger die Hand nach ihr auszuſtrecken. Nun, ich habe mein Schickſal ſelbſt herbeigerufen, deßhalb keine Klagen mehr; das Gebäude meines Glücks ſtürzt zuſammen, und nur, daß Du unter ſeinen Trümmern untergehen ſollſt, verdoppelt mir das Bittere meines Geſchicks. Aber auch meine Feinde werden unterliegen! rief er prophetiſch aus: Auch dieſes Königs Regiment wird von kurzer Dauer ſein, und ſein Stolz wird die, ſo ihn auf den Thron gehoben, mehr beleidigen, als meine Hoffahrt; ſie ſelbſt werden ihn ſtürzen.

Als er das edle Benehmen des alten Sanſeverino erfuhr, überzog eine glühende Röthe ſein Geſicht.

An Dir habe ich das nicht verdient, alter Mann! ſagte er bewegt: Ich war Dein Feind und habe mich ſtets als ſolchen bewieſen; Du bezahlſt mir meine Schuld auf eine großmüthige Weiſe. Auch an Dir, meine Tochter, habe ich nicht gehandelt, wie ich ſollte! ſagte er traurig: Auch Dein Glück habe ich nicht gegründet, und keinen Troſt nehme ich mit mir hinüber, als die Mitleidthräne, die ich nicht verdiene; aber der Fluch Tauſender begleitet mich.

Seid Ihr Eures Schickſals ſo gewiß? fragte, ihn beruhigen wollend, Conſtanze: Hofft Ihr nichts von der Macht der Königin?

Nichts! erwiderte er gefaßt: Ihre Macht iſt gebrochen. Allein, ſich ſelbſt überlaſſen, iſt ſie ein ſchwankendes Rohr; von dem ſchwächſten Winde hin und her getrieben. — Mein Tod iſt gewiß, Gott gebe ihn mir nur ohne Marter!

Bei dieſen Worten ſchauderte Conſtanze zuſammen. —

Erwarte das Furchtbarſte! ſagte er mit Faſſung: Ich bin ein ſündiger Menſch und büße, was ich verſchuldet. Was ich hier zu dulden habe, löſcht dort einen Theil meines Vergehens aus dem Schuldbuche; deßhalb ſieh, was mir auch begegnen könnte, als eine Wohlthat des Himmels an.

Wie ſeid Ihr doch ſo verändert, Vater! ſagte Conſtanze tief bewegt: Woher ward Euch der Muth und die Ergebung?

Die Gewißheit meines Schickſals gab mir jenen, die ſichere Ausſicht des Todes ließ mir dieſe werden; Gott ſandte mir Stärkung und ſo bin ich auf Alles gefaßt. Aber wo iſt meine Schweſter, die unglückliche Katharina? wo ihre Tochter?

Katharina flüchtete bei der Nachricht Eurer Gefangenſchaft mit mir in's Kloſter der heiligen Klara! berichtete ihm Conſtanze: Dort weilt ſie unter dem Schutze der edlen Aebtiſſin. Margaritta iſt mit einem Haufen Söldner nach Tricarico gezogen, es für Sforza zu vertheidigen.

Sie betrat den rechten Weg in dieſer ſchwankenden Zeit, ſagte der Vater: betritt auch Du ihn an Origlia's Seite.

Er unterrichtete ſie nun noch, als ſei es der letzte Augenblick, wo er ſie ſähe, von ſeinen Vermögensumſtänden und von den verborgen gehaltenen Schätzen, empfahl ihr den alten Caſtellan auf Iſchia, der von Allem unterrichtet ſei, und kaum daß er beendet, als auch ſchon die Wache eintrat, ihn vor ſeine Richter zu führen.

Du ſiehſt, ſagte er im Abgehen: ſie beeilen ſich, und dafür danke ich ihnen.

Schmerzlich war Conſtanze die Trennung von ihrem Vater, ihr war es, als ginge er in den Tod.

Der Graf von Capua und der Großſeneſchall führten bei dieſem Gericht den Vorſitz; der Großprotonotarius, deſſen Amt dies eigentlich geweſen wäre, hatte es unter dem Vorwande ſeines hohen Alters von ſich

abgelehnt. Deſto begieriger waren jene, den Mann, vor dem ſie ſo oft gezittert hatten, in Ketten vor ſich zu ſehen. Er trat ein, ſchaute ſtolz um ſich und fand ſeine bitterſten Feinde verſammelt; doch der Hohn, mit dem ſie ihn empfingen, ſtärkte ſeinen Muth. — Das Verhör begann. — Ueber zwei Punkte wurde er hauptſächlich, im Namen des Königs, vernommen: Ueber die Verwaltung der öffentlichen Gelder, die ihm als Oberkämmerer obgelegen hatte, und über ſein Verhältniß zur Königin.

Auf die erſte Frage erwiderte er, daß die Rechnungen es ausweiſen müßten, die Ueberſchüſſe ſeien zur Verfügung der Königin geſtellt; auf die zweite erwiderte er nichts.

Aber eben dieſer Punkt war die Hauptſache; man drohte ihm mit der Folter, wenn er nicht das geheime Verhältniß, welches er ſeid Jahren mit der Königin unterhalten habe, öffentlich bekenne. So gut auch Pandolfello wiſſen konnte, daß es für niemand in Neapel ein Geheimniß war, ſo glaubte er doch, es der Königin ſchuldig zu ſein, hierüber ein tiefes Schweigen walten zu laſſen; er erwiderte fortwährend auf dieſe Frage nichts, behauptend, jede Vertheidigung, jede Beantwortung ſei eine Beleidigung königlicher Hoheit. Da befahl der Großſeneſchall, ihn einſtweilen in ein Nebenzimmer zu führen und ſchickte Botſchaft an den König, deſſen Befehle einzuholen, ob man mit der Folter verſuchen ſollte, das hartnäckige Schweigen des Gefangenen zu brechen, oder ob man milde mit ihm zu verfahren habe.

Hierauf begab ſich unter dem Vorgeben, ein Mittel zu kennen, den Oberkämmerer zum Geſtändniß zu bewegen, der Graf von Capua zu ihm.

Alapo! redete er ihn an, als ſie ſich beide allein befanden: Nach dem, was unter uns vorgefallen iſt, wird es Euch zwar ſchwer werden, zu glauben, ich ſtehe als Freund vor Euch, und doch iſt es ſo. Warum verbargt Ihr mir auch bisher das holde Antlitz Eurer Tochter! Sie wäre als Friedensengel zwiſchen uns getreten und nie wäre das, was Ihr zu beklagen habt, geſchehen, denn ſeit ich ſie heute an des Königs Tafel erblickt, habe ich nur einen Wunſch, den Wunſch, ſie mein zu nennen. Gebt mir die Hand Eurer Tochter, verſichert mir die Stelle des Großſeneſchalls, und ich rette Euch, rette Sforza, und wir Drei regieren das Land. Die Caſtelle ſind von meiner Bande beſetzt, der größte Theil der Barone iſt auf meiner Seite, des Königs Macht liegt ganz in meiner Hand; ein Wort von Euch, ein ſüßes Wort von Euerem Kinde, und noch heute fallen Euere Feſſeln; Ihr, die Königin und Sforza ſeid frei, und der Schattenkönig, der überdies mit ſeinem Stolze Aller Herzen ſich abwendet, unſer Gefangener.

Graf von Capua! erwiderte Pandolfello: Die Freiheit iſt ein köſtliches Gut, dem Menſchen das Leben Gottes herrlichſte Gabe, aber um dieſen Preis könnte ich beides nicht erkaufen. Ich kenne meiner Tochter feſten Sinn, ſie würde mir Alles opfern, nur nicht ihre Liebe. Und thäte ſie es, würde ſie dann, mit getheiltem Herzen, noch ein wünſchenswerthes

Gut für Euch ſein? Möchtet Ihr ein Weib das Eure nennen, welches Euch nur, um den Vater zu retten, zum Altare folgte?

Der Graf bedachte ſich einen Augenblick, dann fragte er ſchnell: Wen liebt ſie?

Das iſt ihr Geheimniß, erwiderte Alapo: ich muß es bewahren.

Nun, ſo redet mit ihr! begann nach nochmaligem Sinnen der Graf: Die Flamme, welche ihr holdes Auge in mir entzündete, glüht zu ſtark, um ihr nicht Alles zu opfern. Wenn ſie ihrer Liebe entſagt, mir Treue am Altare gelobt, aber noch in dieſer Nacht, damit ich ſicher bin, daß Weiberliſt mich nicht täuſcht, dann ſchwöre ich Euch bei Gott und allen Heiligen, morgen ſeid Ihr frei!

Euer Mühen iſt vergeblich! ſagte Pandolfello mit Ruhe: Ich kenne meine Tochter, was ihr Herz ergriffen, hält ſie feſt. Auch kann mich nur die Pflicht für die Königin, wahrlich nicht die Selbſterhaltung bewegen, den Verſuch zu wagen.

So ergreift dieſes Mittel raſch, ehe es zu ſpät iſt! ſagte der Graf: Ich werde Euch unter einem Vorwande in Euer Gefängniß zurückführen laſſen. Werdet Ihr wieder vor Eure Richter gefordert, und Conſtanze hat eingewilligt, ſo bittet, daß man das Verhör bis morgen aufſchiebe; hat ſie meine Wünſche verſchmäht, ſo erwartet den martervollſten Tod! Er verließ ihn.

Ich glaube mein Ziel zu erreichen; berichtete er nun der Verſammlung: erlaubt dem Gefangenen nur auf kurze Zeit, in ſein Gefängniß zurückzukehren, um ſich dort zu ſammeln; ſo hoffe ich, wenn er wieder vor uns erſcheint, ihn zum Geſtändniß bereit zu finden.

Die Richter, keinen Verrath in des Grafen Worten ahnend, ließen den Kämmerer in ſein Gefängniß mit der Ermahnung zurückführen, in ſich zu gehen und die wenige Zeit, die man ihm gönne, anzuwenden, ſein verſtocktes Gemüth zum Bekenntniß zu bereiten.

Pandolfello trat mit belaſtetem Herzen vor ſeine Tochter. Conſtanze! ſagte er zu der Weinenden: Mein Schickſal liegt in Deiner Hand; doch fern ſei es von mir, ein Opfer zu verlangen, daß Dich unglücklich machen würde. Nur, um nichts zu unterlaſſen, was die Königin retten könnte, und auch hier die Pflicht gegen meine Wohlthäterin zu erfüllen, bei Gott! nur deßhalb rede ich zu Dir.

Sprecht, Vater, ſprecht! Euch zu retten opfere ich Alles — Glück, Leben — Alles! rief Conſtanze.

Alles? unglückliches Kind! — Auch ihn? auch Urban Origlia? ſagte der Vater.

Ein dumpfes „Nein!“ rang ſich nach langem Kampfe aus ihrer gepreßten Bruſt.

Freundlich, ohne den mindeſten Vorwurf in Wort oder Blick, ſah Pandolfello auf ſein Kind. Gott, mein Herr! ſprach er bewegt: Ich

habe viel und freventlich geſündigt, wenig Thränen getrocknet, aber viele erpreßt, wenig Menſchen glücklich gemacht, da ich es vermochte, und Viele der Verzweiflung übergeben; ich danke Dir, daß Du mich ohne die Sünde hinüber gehen läſſeſt, auch meinem einzigen Kinde das Glück des Lebens zerſtört zu haben. Ich danke Dir, Conſtanze, daß Deine Liebe zu ihm ſo ſtark war, Dich über das Mitleid zu erheben.

Vater, mein Vater! rief Conſtanze außer ſich: Nicht dieſen Vorwurf!

Nein, mein Kind! ſagte er tief gerührt: Glaube nicht, daß in meinen Worten ein Vorwurf liegen ſollte, glaube nicht, daß ich mein, nur durch den Tod zu verſöhnendes Leben mit Deinem gebrochenen Herzen erkaufen möchte; nur die Pflicht gegen ſie, meine Herrin, gab mir, zitternd vor Furcht, Deine Liebe möchte wanken, den Muth, mein Schickſal in Deine Hand zu legen. Ich habe abgeſchloſſen mit der Welt, die Beichte meiner Sünden, die Vergebung, welche der Prieſter mir verhieß, hat mich geſtärkt; ich trete beruhigt aus dieſer Welt, und vielleicht, wenn ich wieder in ſie einträte, erfaßte mich von Neuem Herrſchſucht und Eitelkeit und ich ſänke in den Abgrund zurück, aus dem mich jetzt der Tod befreiet. Was iſt die Trennung von einem Leben voll Fehler und Sünden? Der Austritt aus einer finſtern Höhle in ein Paradies des Lichtes, was ſind die kurzen, ſchmerzvollen Augenblicke der Marter — .

Der Marter! rief Conſtanze aufſchreiend. Der Marter! wiederholte ſie noch einmal dumpf vor ſich hin. — So ſtand ſie lange, mit den Händen ihr Antlitz deckend, das Herz in furchtbarem Kampfe; endlich ſanken die Hände langſam und ſchlaff herab. Vater! ſprach ſie mit ſchwacher aber dennoch feſter Stimme: Mir gebietet Gott, mir gebietet mein Herz, Euch zu retten. Sagt, wie kann ich das Opfer für Euch ſein?

Nein, Conſtanze! rief der Vater, ſie an ſich preſſend: ich nehme das Opfer nicht an! Sei glücklich! Mich allein treffe des Schickſals Zorn! Aber daß Du mir die namenloſe Freude mit hinüber gibſt, daß ich mit der Gewißheit von hinnen ſcheiden kann, ein Weſen zurückzulaſſen, welches das Liebſte für mich opfern wollte, — das iſt dem unglücklichen Pilger ein ſüßer Troſt auf ſeiner ernſten Reiſe.

Vater! unterbrach ihn Conſtanze: Sagt, was ſoll ich thun. Mein Wille ſteht feſt, denn es iſt meine Pflicht! Raubt mir nicht den Troſt, ſie erfüllt zu haben, — redet! — Sänke Euer Haupt auf dem Blutgerüſte, ſo ſänk' auch meines Lebens ganzes Glück mit Euch, und der Fluch des Vatermordes folgte meiner Liebe!

Der Segen Deines ſterbenden Vaters wird ſie begleiten. Laß mich! bat er die Flehende, die ihn feſt umklammert hielt: laß mich, Kind! Nie ſollſt Du des wilden Grafen von Capua Eheweib werden!

Des wilden Julius Cäſar? rief Conſtanze ſchaudernd: Von dem die Welt ſo Gräuliches —

Nie! nie! unterbrach ſie der Vater: Tröſte Dich — aber laß mich,

Conſtanze, ſchon höre ich die Tritte der Schergen, ſie kommen, mich zu rufen.

Vater! ſchrie das Mädchen auf und umklammerte immer feſter ſeine Kniee: Ich beſchwöre Euch, nehmt das Opfer an, freudig bring' ich es Euch, mein Herz jauchzt bei dem Gedanken, Euch gerettet zu haben! Selbſt Urban muß mich deßhalb doppelt lieben, mich, auch als Gattin eines Andern, doppelt achten.

Gott wird mir Muth geben, meine Pflicht zu erfüllen! ſagte der Vater, als die Wache eintrat, ihn vor das Gericht zu führen: Tröſte Dich und leb' wohl! — Er riß ſich von ihr los, ſchritt mit Muth und dem feſten Willen, das Blutgerüſt zu beſteigen, der Entſcheidung entgegen, bat Gott um Feſtigkeit, und ſo durch ein kurzes Gebet geſtärkt, trat er vor ſeine Richter.

Aber des Menſchen Kraft iſt ſchwach, ſchwach das Irdiſche, wenn auch das Heilige in ihm ſtark iſt. — Kühnen Muthes ſchaute er auf ſeine Richter, ihr höhnender Blick befeſtigte nur noch ſeinen Entſchluß; da traf ſein Auge die Marterwerkzeuge, welche, während er bei der Tochter war, hier aufgeſtellt worden, er bebte, eiskalt rannen die Tropfen von ſeiner Stirn, ſein Muth war gebrochen.

Nun, Pandolfello Alapo! nahm der Großſeneſchall das Wort: Seid Ihr in Euch gegangen, wollt Ihr durch freiwilliges Geſtändniß Eure Strafe mildern und den Martern entgehen? — Redet!

Manches hab' ich Euch zu berichten; begann Alapo zitternd, den Blick nach den Werkzeugen gerichtet, während der Graf von Capua den Sinn ſeiner Rede ſchon in jedem Worte zu erſpähen ſuchte: Manches, was ich ordnen, überlegen, wovon ich Euch die Beweiſe vorlegen muß, verlangt, wenn auch nur wenige, Zeit. Die ſchnelle Verſammlung des Gerichts hat mich überraſcht, mich unvorbereitet getroffen. Gönnt mir Aufſchub bis morgen früh, dann will ich Alles, was ich der Wahrheit gemäß ſagen kann, Euch kund thun.

Die Friſt wär' ihm wohl zu gönnen! nahm der Graf von Capua ſchnell das Wort: Warum ihm dieſe kleine Vergünſtigung nicht gewähren? Wir erhalten mehrere Beweiſe und ſehen hernach klarer.

Ich bin nicht Eurer Meinung! erwiderte der Seneſchall: Das ſchnellſte Ende iſt bei ſolchen Dingen ſtets das beſte. Ich glaube, die meiſten der Herren werden meiner Meinung ſein! Sie waren es aber nicht, nur einige der Richter ſtimmten dem Seneſchall bei.

So bitte ich, daß der Gefangene abgeführt werde und wir über ſein Geſuch ſtimmen! nahm der Graf das Wort. — Pandolfello wurde in das Nebenzimmer geführt. Alle, bis auf die Richter, verließen den Saal.

Ehe wir ſtimmen, begann nun der Seneſchall, ein Schreiben des Königs vor ſich entfaltend: mache ich das Gericht mit dem wörtlichen Inhalte des königlichen Befehles bekannt. Er lautet:

„Ohne Verzug muß zur Folter geſchritten werden; das Gericht darf ſich nicht trennen, ehe das Urtheil geſprochen iſt. Jacobus Rex.“

Glaubt Ihr nach Leſung dieſes Schreibens noch, fuhr der Seneſchall fort: daß Euch falſches Mitleid bewegen darf, den königlichen Befehl zu umgehen, ſo bin ich frei von Schuld. Ich aber ſtimme für ſchleuniges Recht!

Und ich nehme die Verantwortung auf mich! unterbrach ihn der Graf von Capua.

Wir fechten nicht unter Euerem Banner, Graf! erwiderte der Seneſchall ſpöttiſch: Jeder der zu Gericht Sitzenden vertritt ſeine Stimme allein; Eure Verantwortung würde uns bei dem Könige wenig nützen.

Die Richter verweigerten, nach kurzem Berathen, dem Gefangenen ſein Geſuch um Aufſchub; die Furcht, dem Könige zu mißfallen, beſtimmte ſie, und ſo waren des Grafen von Capua Bemühungen, Zeit zu gewinnen, vergebens, doch hoffte er noch, Pandolfello werde, der Folter zu entgehen, die Königin anklagen, und dann blieb ſeine Rettung immer noch gewiß.

Der Oberkämmerer hatte während der Berathſchlagung Muße, über ſich und ſein Schickſal nachzudenken. Mit ſich unzufrieden, ſich vor ſich ſelbſt ſchämend, daß ſein Kleinmuth ihn vermocht hatte, das Opfer Conſtanzens anzunehmen, rief er, um ſich zu einem edleren Entſchluß zu ſtärken, die Bilder einer traurigen Zukunft herbei. Er überdachte ſeiner Tochter Schickſal, er ſah ſie an des wilden, zügelloſen Julius von Capua Hand zum Altare wanken, ſah ihr Herz brechen; auch der Gedanke, der Hinterliſtige könne ihn täuſchen, könne nur ſein Kind begehren und, trotz Wort und Schwur, ihn treulos verlaſſen, ſtieg in ihm auf, und mit ihm auch der feſte Entſchluß, allein das Opfer zu ſein und als Sühne lieber die Schmerzen der Folter zu dulden, als ſein Kind vielleicht nutzlos zu opfern.

Als er wieder vor ſeine Richter und an den Marterwerkzeugen vorbeigeführt wurde, blieb er mit Faſſung vor ihnen ſtehen, betrachtete ſie aufmerkſam, als ob er ſich mit ihnen vertraut machen wollte, doch konnte er ſich eines leiſen Schauders hierbei nicht erwehren. — So trat er, durch dieſen Anblick in ſeinem Entſchluſſe wankend, vor ſeine Richter.

Alapo! redete ihn jetzt der Großſeneſchall an: Aus wohlüberlegten Gründen haben wir Euer Geſuch verweigern müſſen; Euch iſt kein Aufſchub vergönnt; was Ihr von Euren Verhältniſſen zur Königin kund zu thun habt, geſchehe ſogleich. Beharrt Ihr in Euerem Schweigen, ſo ſeht dort die Werkzeuge, Euch zum Geſtändniß zu bringen.

Das iſt ein Wink von Oben! ſagte der Oberkämmerer leiſe vor ſich hin. Ich danke Dir, Gott der Milde, Du zwingſt den Schwachen, ſtark zu ſein! Mit heiterem Geſicht, mit ſtolzem Blick erwiderte er nun: Ihr, von dem Fürſten von Tarent widerrechtlich zu meinen Richtern Ernannte! hört, was ich Euch ſagen werde, und berichtet jedes Wort Euerm Herrn. Ich habe Euch hintergangen, indem ich um Aufſchub bat, beſonders Euch

hintergangen, Graf von Capua; denn meine Bitte war nur eine Liſt, Euch zu täuſchen und Zeit zu gewinnen! Ich lebte mit Johanna von Neapel in dem Verhältniß des Dieners zu ſeiner Herrin, des Dankbaren gegen ſeine Wohlthäterin; mehr zu ſagen, vermag ich nicht und werde es nimmer! Mein Verbrechen aber iſt, daß ich Eurer Unerſättlichkeit nicht genügen konnte, Eure Freundſchaft nicht mit Schlöſſern und Burgen, nicht mit Gold erkaufen wollte! Und nun, Ihr ſtolzen Barone Neapels, die Ihr ſo tief geſunken, die Henker eines armen franzöſiſchen Grafen zu ſein, beginnt Euer adelig Werk! Hier bin ich! Hier ſind meine Glieder! Gott wird mich ſtärken!

Verwundert ſahen die Richter auf den Mann, der ſo muthig vor ihnen ſtand. — Plötzlich ſprang der Graf von Capua auf und rief den Angeklagten bei Seite. Die Folter erwartet Euch ohne Rettung! rief er ihm mit lauter Stimme zu. Bekennt! Bekennt nur, ſprach er leiſe: ich rette Euch!

Wollt Ihr es ohne Lohn, ſo thut es! erwiderte Alapo leiſe: Conſtanze aber wird nie die Eure! —

Jeder Verſuch iſt vergebens! rief jetzt der Graf von Capua: Er iſt ein verſtockter Sünder, keiner Schonung mehr werth! Man führe ihn zur Folter!

Zur Folter! wiederholten die Beiſitzer.

Als die Schergen kamen, das die Menſchheit Entehrende zu beginnen, wandte ſich Pandolfello noch einmal gegen die Richter. Euch, Graf von Capua! Euch, Großſeneſchall! und Ihr fünf Richter dieſes Blutgerichtes! weihe mein Fluch zum Tode auf dem Blutgerüſte! — Dies ſagend, ſtreckte er ſeine kraftvollen Hände zürnend gegen ſie aus. — Noch ſind ſie nicht durch die Marter gelähmt! rief er mit furchtbarer Stimme: nach breiten ſie meinen Fluch über Euch! —

Bei dieſem Worte ergriff Grauſen die Richter. Doch der Seneſchall ſprang hohnlachend auf. Fort mit ihm, daß er dort reden und hier ſchweigen lerne! Die Schergen ſchleppten ihn fort.

Conſtanze war, ſeit ihr Vater zum zweiten Male vor Gericht geführt worden, in der qualvollſten Unruhe; bald warf ſie ſich auf ihre Kniee und betete, bald ſchritt ſie, die Hände verzweiflungvoll ringend, in dem Kerker auf und ab, und ihr Muth, ihre Feſtigkeit war dahin. Wohin ſie ſich wandte, welchen Wunſch ſie laut werden ließ, überall folgte ihr die Verzweiflung. Hier ſah ſie das blutige Haupt ihres Vaters vom Blocke rollen, dort den Geliebten mit gebrochenem Herzen an ihrem Grabe ſtehen. — Das Gebet gab ihr keine Stärke, der Gedanke an Urban Origlia keinen Troſt. Nur ein Gedanke trat aus dem Nebelgrunde hervor und ließ ihr

wenigſtens Beruhigung ahnen und den Werth des Lebens noch fühlen; es war der Gedanke an Rache! Er bildete ſich nach und nach in ihr aus; lebhafter, mit hellern Farben trat er vor ſie, gab ihrem gelähmten Willen neue Spannkraft und entmuthigte ihren gebeugten Sinn, und ſonderbar! ſeit dieſer Gedanke ſie ergriffen, ſchien des Gebetes Kraft wieder wohlthätig auf ſie zu wirken; ſie fühlte ſich geſtärkt, von neuem Muth entflammt, und als ſie durch die öden Hallen die Tritte der Schergen vernahm, vermochte ſie, ohne zu zittern, das Auge nach der Thür zu wenden, wo mit ihrem Vater die Beſtimmung ihres Schickſals eintreten ſollte.

Arme Conſtanze, muthige Dulderin! wende Dein Auge ab, wende es nur zu Gott! Er allein kann Dir Kraft geben, das Schreckliche zu ertragen!

Bleich, abgeſpannt, die ausgerenkten Glieder kaum noch ſchleppend, wankte der Vater herein. Weit ſtand das Auge offen, aber kein Lebensfunke ſtrahlte aus dem halbgebrochenen, ſtarr ſah er auf ſein Kind. Lächeln umzog den Mund — ach! es war das Zucken des Schmerzes, welches die Verzweiflung, in Lächeln verwandelt, hier feſt eingegraben hatte.

Es iſt vorüber! lallte er der Tochter zu, die bewegungslos, keines Wortes mächtig, vor dem auf ſein hartes Lager Geſunkenen niederſtürzte, während einer der Schergen dem Unglücklichen mitleidvoll einige Tropfen Wein einflößte. Es iſt vorüber, Conſtanze! ſagte er noch einmal mit gebrochener Stimme: Gott gelobt! — Du biſt nicht geopfert!

Gott der Barmherzigkeit! rief das Mädchen, ſich langſam erhebend, und die Schergen traten bei dieſem ſchreckbaren Anblick, von Grau'n erfüllt, zurück. Sind Deine Donner verſtummt und Deine Blitze erloſchen? Sind des Menſchen Leiden Dir nichts, nichts das zerriſſene Herz eines Kindes? Höre mich, Gott! rief ſie, die Arme gen Himmel ſtreckend: erhöre mich und zürne dem Gebete der Verzweifelnden nicht! — Gib mir des Tigers Herz zur blutigen Rache! — Gib mir eines Löwen Kraft, ſie zu vollbringen! — Und ſollte ich wanken, ſollte der Muth ſchwinden, dann rufe mir das Bild des gefolterten Vaters zurück und verbanne das menſchliche Gefühl aus meiner Bruſt, daß ich einem Tiger ähnlich, wie jene Ungeheuer, die ihn richteten, nur in ihren Qualen, in ihren Schmerzen die geopferte Ruhe, das Glück meines Lebens finden kann! Nimm mir alle Freuden, gönne mir keine ungetrübt, nur die Rache laß meines Lebens ſüßen Labetrunk ſein — dann nimm mich zu Dir und richte mich! —

Amen! erſcholl es an der Thür des Gefängniſſes. Conſtanze, von dem Ton dieſer Stimme erſchüttert, blickte ſich raſch um, der Kerkermeiſter warf die Thür zu — ſie ſah niemand.

Der Vater winkte ihr, ſie nahte ſich ihm.

Conſtanze! ſagte er mit matter Stimme: Du haſt Unrecht gethan. Vergib unſern Feinden, wie ich ihnen vergebe. Was ich hier dulde, ſo

ſprach der Prieſter, dem ich beichtete, das zahle meine Schuld dort oben; jedes Angſtgeſchrei, jeden Schmerzruf zeichne der Engel der Barmherzigkeit auf. Laß mich dulden und mich ſo mit meinem himmliſchen Richter verſöhnen! Unglückliche! Du haſt der Rache all' Deine Freuden geboten! fuhr er fort, nachdem ſein mattes Haupt an der Tochter Bruſt geruht: Hat der Himmel Deine Worte vernommen, erhört er Dein Gebet, dann iſt das Leben Dir eine grauenvolle Oede, dann wehe Dir!

Conſtanze erwiderte dem Vater nichts. Mit ihrem furchtbaren Gebete ſchien die Verzweiflung ſie verlaſſen, und der feſte Muth, die kalte Ruhe ſie wieder erfaßt zu haben. Sie liebkoſ'te den Vater, wuſch mit dem ihm zum Trunk gebrachten Wein die gelähmten Glieder, bereitete ihm, ſo gut ſie es vermochte, ein weiches Lager und half ihm darauf; und als er die Hände faltete, begann ſie laut zu beten, daß ſeine Gedanken ihren frommen Worten folgen konnten, denn ſeine Bruſt war ſchwach, der Athem gebrach ihm. Mit keinem Worte des Unmuths, mit keinem Ausbruch der Verzweiflung ſtörte ſie hierauf die heilige Stille, in welcher ſich der Vater frommen Betrachtungen überließ. Sie war der Erhörung ihres Gebetes gewiß, lebte nun ganz der Gegenwart, und da ſie mit jeder dahineilenden Minute befürchten mußte, daß ſeine Todesſtunde ſchlagen würde, ſo weihete ſie ihm ganz die letzten Augenblicke und ſuchte ſie ihm durch tauſend kleine Hülfreichungen zu verſüßen.

Aber bald ſchloß ſich das matte Auge des Unglücklichen, er ſchlummerte ein; doch war ſein Schlaf nicht ſanft; ſein Mund zuckte, ſeine Hände regten ſich, er ſchrie auf vor Schmerz.

Muß ich denn wieder erwachen? wimmerte er: Hat mir der Tod die Augen nicht zugedrückt? War es nur der Schlaf mit ſeinen quälenden Träumen, die mich noch einmal zur Folter führten? — Conſtanze! ſagte er, und die erſte Thräne näßte das trockene Auge: Ich wollte gern nicht klagen, wäre ich nur ſtandhaft geblieben! Aber der Schmerz, der hölliſche Schmerz übermannte mich — mein Muth brach und ich verrieth die Königin! — Siehſt Du ſie, fuhr er nach langem Trauern fort, und kaum vermochte er ſich zu faſſen: ſo bitte ſie, daß ſie mir vergebe!

Sie wird Euch vergeben, Vater! ſprach Conſtanze, ihn beruhigend: Sie wird es gewiß. Schließt Eure Augen, vielleicht ſtärkt Euch ein erquickender Schlaf.

Ach! der Schlaf wäre ſüß, jammerte er: wenn die Träume nur nicht ſo grauſig wären! — Er lehnte ſein Haupt an Conſtanzens Bruſt — Hier, trotz des ſtürmiſchen Wogens, mußte ihn doch ein Engel mit der Palme des Friedens anwehen, denn er ſchlummerte bald wieder ein, und der Tochter frommes Gebet hatte die ängſtigenden Träume verſcheucht. Conſtanze wachte mit zerriſſenem Herzen an ſeinem Lager.

Ein furchtbarer Sturm trieb die Wellen im Golf von Neapel an's Ufer; hoch wirbelten die Rauchwolken des Vesuvs und verdunkelten die Scheibe des Mondes, der mit seinem bleichen Lichte vergeblich die Nacht zu erhellen versuchte. Dunkle Gewitterwolken zogen langsam heran, einzelne Blitze zuckten am fernen Horizont und schienen sich mit den Flammen, die zuweilen zwischen dem Rauche aus dem Krater des Vesuvs auffuhren, zu vereinen. Der Berg tobte in seinen Tiefen, der Himmel rollte seine Donner über des Menschen Haupt, so wie die Erde in ihrem Innern in Aufruhr schien. Unbekümmert um den Kampf der Natur, ruhten die sorglosen Bewohner Neapels in sanftem Schlummer, und wie ausgestorben waren die Straßen, durch welche am Morgen ein wildes Gewühl gewogt hatte, als man Pandolfello Alapo zum Richtplatz führte.

Nur vor dem Thore, wo auf einem niedern Hügel das Hochgericht stand, wanderte eine verhüllte Gestalt durch die Sturmnacht diesem Schreckensorte zu. Es war Constanze Alapo, welche zu der luftigen Grabstätte ihres Vaters wallfahrtete. Der Mond brach eben im Westen durch Wolken hervor, die, vom Sturm gejagt, mit ihren Blitzen tiefer hinabzogen, und beleuchtete die blutige Todesstätte; Sterne schimmerten zwischen dem schwarzen Gewölk und erhellten den dunkeln Grund des Himmelsdomes. — Ah! rief Constanze und hielt den raschgehobenen Fuß bebend zurück: hier seh' ich die Erfüllung meines Traumes! Ich stehe in dem Dome — die Kuppel, mit Sternen übersäet, wölbt sich hoch auf ihren Nebelsäulen. Dort ist der Altar, und hier — Sie stürzte hinauf und sank neben dem dunkeln Pfahle nieder, auf dem die Gebeine des Vaters ruhten. Schmerz, unaussprechlicher Schmerz erfaßte ihre Seele, kein Gebet vermochten die erstarrten Lippen zu stammeln, kein Seufzer sich aus der krampfhaft geschlossenen Brust hervorzuringen, keines Gedankens ward sie Herr — ihr Geist war von Verzweiflung zerrissen, und auch die Verzweiflung hatte nicht Worte. Fühllos und doch ihre Schmerzen fühlend, sinnlos und sich doch ihres furchtbaren Schicksals bewußt, kniete sie an der Schädelstätte und die Donner rollten an ihr vorüber, sie vernahm sie nicht; spurlos fuhren die Blitze vor ihr nieder, sie beachtete sie nicht, nur das über dem bemoos'ten Blutaltare schwebende Todtenbild stand bleich und trauernd vor ihr und hielt ihren Blick festgebannt. Endlich, nach langem, schmerzvollen Kampfe, rangen sich Töne, rangen sich Worte aus ihrer Brust. Gott, mein Gott! rief sie: lehre mich beten! — Und mit diesen Worten fühlten die gelähmten Flügel ihrer Seele von neuem Kraft, sich leise zu heben und sich wieder aufwärts zu schwingen im frommen Gebet, das anfangs stumm, nur in dem gepreßten Herzen sich aussprach, dann aber sich allmälig auf die bebenden Lippen ergoß und auf des Sturmes Flügel sich zum Himmel hob.

Da störten sie menschliche Tritte. — Constanze blickte auf und sah am Fuße des Hügels Gewaffnete mit einigen Saumthieren nahen. Rasch sprang

ſie auf. — Die Männer ſtiegen den Hügel hinan, gerade der Stelle zu, wo ſie unter dem luftigen Grabe des Vaters ſtand. Da rieth ihr, wenn auch die Furcht in dieſem ernſten Augenblicke fern von ihr war, doch die Selbſterhaltung, ſich zu verbergen. Sie ſchlich auf die andere Seite des Hochgerichts und verbarg ſich hinter die ſchützende Mauer.

Die Männer waren jetzt bis an den Rabenſtein gekommen, jedoch ein Haufen Bewaffneter zur Wacht unten am Hügel zurückgeblieben. Conſtanze konnte ſie jetzt deutlich im Mondlicht unterſcheiden. Es waren ſechs Männer mit zwei Maulthieren, wovon der Eine, in ſeinen Mantel tief verhüllt, den Rücken ihr zuwendend, unbeweglich ſtand und hinauf nach dem Rade blickte; zwei von ihnen hielten die Thiere, die Andern legten eine Leiter an und ſchon begann der Eine ſie zu beſteigen, als Conſtanze mit gezücktem Dolche hervorſtürzte.

Wer wagt es, im Sturme der Nacht den Schlaf eines Gemordeten zu ſtören? rief ſie außer ſich: Berührt die Gebeine des Unglücklichen nicht — ſonſt wehe Euch!

Conſtanze! rief eine ihr wohlbekannte Stimme: Ihr hier?

Urban! ſchreckte die Erſtaunte zuſammen: Euch treffe ich hier? Sagt, was wollt Ihr beginnen?

Die Pflicht eines Sohnes erfüllen, die Gebeine des gemordeten Vaters ſammeln, und ſie in ſtiller Gruft betten, daß der heulende Sturm und der krächzende, blutgierige Rabe ihre Ruhe nicht ſtören.

Dank Dir, mein treuer Freund, Dank, mein Geliebter, für Dein Beginnen! rief ſie mit Wehmuth: Sammle die theuern Reſte, erfülle an meiner Statt die ſchreckliche Pflicht! Mein Herz ſoll Dir lohnen, wenn es noch zu lohnen vermag! — Raſch trat ſie auf ihn zu, der Sturm ſauſ'te durch die braunen, flatternden Locken, zerriß den wallenden Schleier und rauſchte in dem faltigen, weiten Gewande; bleich, ernſt, wie ein Nachtgeiſt, der auf den Flügeln des Sturmwindes einherfahrend auf ein Grab ſich niederſenkt, ſtand ſie, die Rechte hoch erhoben, vor ihm. — In der Stunde der Verzweiflung hab' ich zu Gott gebetet, ſprach ſie feierlich: habe den Allmächtigen um Rache angefleht und dafür alle meine Freuden zum Opfer geboten, ſo daß mir keine mehr ungetrübt werden kann. Ich bin der Trauer geweiht, die Rache allein kann mir noch einen Labetrunk reichen, ein Lächeln erpreſſen. Urban! begehrſt Du noch die den finſtern Mächten Verfallene? Wagſt Du, mit ihr der Rache blutige Pfade zu wandeln?

Ich will! ſprach er mit feſter Stimme: Freud' und Leid mit Dir zu theilen hab' ich geſchworen, und bleibt uns die Freude auch fern, ſind wir doch im Leide vereint!

So nimm denn hier an dem blutgetränkten Altare, hier unter dem luftigen Baldachin, von dem des Vaters gebrochenes Auge ſegnend auf uns herab ſieht, nimm den Kuß der Weihe! — Dies ſagend, ſank ſie in ſeine Arme, preßte ihre Lippen auf die ſeinen, doch langſam, als ſei die Flamme

des Lebens im Erlöschen, ſank ſie unter des Vaters Grabſtätte an ihm nieder.

Während Urban beſchäftigt war, ſie wieder in's Leben zurückzubringen, wurden die theuern Reſte des Vaters geſammelt und ſorgſam in Teppiche gewickelt auf die Thiere geladen. Als ſie die Augen wieder aufſchlug, ſtarr um ſich blickte, als ſei ſie aus einem ſchweren Traume erwacht, des Vaters Gebeine nicht mehr an grauſiger Stätte ſah, erhob ſie ſich und ſank auf ihre Kniee. Gott der Güte! rief ſie und hob ihr Auge kindlich fromm auf zu den Sternen: Du hatteſt des Lebens Licht mir umdüſtert, daß ich das Schreckliche nicht ſchauen ſollte. Du haſt es mir wiedergegeben, daß ich den Schwur, den die Verzweiflung mich ausſprechen ließ, erfüllen könne. Ich werde ihn erfüllen! Fromm will ich ſein, ein duldſam Kind, will ich tragen, was Du mir auflegſt; der Menſchheit will ich leben, ſo viel ich vermag, Thränen will ich trocknen, jeden Seufzer, der einer wunden Bruſt entquillt, mit meinem Odem auffangen und ihn mir zu eigen machen, um ſo die fremde Bruſt zu lindern. Aber nah' ich denen, die ihn geopfert, dann! — dann vergieb mir meine Schuld und richte nicht ſtreng', wie ich richten mußte! — Ihr Haupt ſank auf ihre Bruſt, ſie fühlte ſich bei dem furchtbaren Gedanken, den ſie nicht auszuſprechen wagte, nicht werth, zu Gott ihr Antlitz zu erheben, und doch mußte ſie ihrem Schickſale folgen.

Urban! ſprach ſie, ſich erhebend: Unglücklicher, den ſeine Liebe dem Verderben weihte, komm, führe mich hinab! Wohin? iſt mir gleich. Jeder Weg, den wir betreten, iſt ein düſterer, freudenleerer. Deiner Conſtanze blüht kein Frühling mehr, in einer Schreckennacht hat der Sturm all' ihre Blüthen geſchüttelt, ſie verwehten und die Frucht iſt früh gereift. Nicht aufwärts ſteigt meiner Jugend Blüthenduft, niederwärts zu den dunklen Mächten ſenkt ſich die von einem giftigen Wurm zernagte Frucht, dort iſt ihr Ziel! — Komm, Unglücksgefährte, führe mich hinweg!

Bebend wankte ſie an ſeiner Seite den Hügel hinab. Die irdiſche Hülle des Vaters, welche der Caſtellan unter Thränen empfing, zog ihr voran. — Glücklicher Alter! rief Conſtanze dem Weinenden zu: Du haſt noch Thränen für Deinen Herrn, die Tochter hat keine für den Vater!

In einem kleinen tempelähnlichen, mit Wein umrankten Gebäude, an deſſen Mauern der Arno zwiſchen Luſtgärten rauſchend dahin floß, ſaß ein alter ehrwürdiger Mann in einem weiten ſammetnen Oberkleide, ein von gleichem Stoffe viereckig geformtes Baret auf ſeinem Haupte, wie es Kaufleute, Gelehrte und Künſtler damaliger Zeit zu tragen pflegten. Vor ihm lagen Rechnungsbücher aufgeſchlagen und in der Hand hielt er einen Brief, den er langſam und wohlbedächtig durchlas. Hinter ſeinem hohen, gar ſchön ausgeſchnitzten Seſſel ſtand eine Frau von mittleren Jahren,

einen kleinen goldenen, mit Wein gefüllten Becher auf silbernem Credenzteller in der Hand; sie blickte über des Mannes Schulter neugierig nach dem Briefe, doch zeigte ihr Auge, welches immer nur auf eine Stelle gerichtet blieb, daß sie wahrscheinlich nicht lesen könne, obgleich der feine Anstand und die Kleidung auf eine Frau von nicht ganz gemeinem Stande schließen ließ. Sie mochte wohl schon lange harrend hier gestanden haben, denn ihre Rechte, welche den Credenzteller hielt, zitterte und vermochte kaum länger in dieser Stellung zu bleiben, als der alte Herr endlich kopfschüttelnd den Brief weglegte und sich auf ein Geräusch, das sie wahrscheinlich absichtlich machte, rasch umsah.

Ah, seid Ihr da, Frau Josepha! sagte er freundlich: Habt wohl schon lange hier gestanden und auf mich gewartet? Der Brief enthielt auch so manches Wichtige, daß es sich wohl der Mühe verlohnte, ihn zwei Mal zu lesen. — Er nahm, mit einer freundlichen Neigung seines weißgelockten Hauptes dankend, den Becher, trank, setzte ihn jedoch schnell wieder ab. — Erst auf Euer Wohl, gute Frau! sagte er: Möge Gott Euerem frommen Herzen Ruhe und Frieden schenken!

Die Frau verneigte sich, ohne etwas auf diese freundliche Anrede zu erwidern; doch ehe der Alte trank, mochte eine Bitte, die sich nur in Blicken, nicht in Worten aussprach, auf ihr erröthendes Antlitz treten.

Verstehe schon! sagte er, dies bemerkend, und nahm den Brief wieder zur Hand: Ihr seid neugierig zu wissen, was mir das Schreiben gemeldet hat; das ist wohl zu verzeihen. Wer, wie Ihr, die Seinen so fern und von Gefahren umringt weiß, der bangt bei jeder Kunde, und so sehnlich er sie erwartet hat, so angstvoll ist es, wenn der Augenblick da ist, wo sie ihm laut werden soll. Sorgt nicht, Euch habe ich bloß Erfreuliches mitzutheilen. Pedro ist mit seinem Haufen glücklich in Policastro gelandet, hat sich durch das Gebirge geschlichen, wo noch mancher alte Kumpan zu ihm gestoßen, und ist trotz dem feindlichen Lager, das die Festung umschlossen hält, in Tricarico, welches Margaritta, Euer muthiges Kind, immer noch tapfer vertheidigt, mit den Seinen angelangt.

Und Sforza? unterbrach ihn Josepha.

Frau! erwiderte der alte Gurello Origlia zürnend: Denkt an Euern Vater, an Euer Kind und an Gott und seine Barmherzigkeit, nicht an ihn! Was soll er in Eurem Gedächtniß? Soll er, ein ernster Mahner, Euch Euren Fehl zurückrufen, oder weckt sein Bild die alte Luft? Frau, Frau! ich sollte meinen, Manches im Leben hätte Euch zur Buße gemahnt, statt noch in Euch Freude an solcher Erinnerung zu wecken.

Josepha neigte sich hoch erröthend, seine Hand zu küssen.

Laßt nur, fuhr er freundlicher fort: und sagt mir lieber, was Eure bittende Geberde bedeutet. — Wollt Ihr mir Vorwürfe machen? — Nun ja, ich habe Euch wehe gethan und das thut mir leid, und nun wollt Ihr Euch entschuldigen — thut es nur, gute Frau, sprecht! Ihr wißt, die

rauhen Worte kommen selten aus dem Herzen des alten Origlia, gemeiniglich nur aus seiner mürrischen Laune.

Herr! nahm Josepha ermuthigt das Wort: Ja, Ihr thatet mir Unrecht. Ach, ich möchte so gern die Erinnerung an jene Tage mit einem dichten, undurchdringlichen Schleier decken und meine Schande vor mir selbst verbergen — aber nur nicht die Erinnerung an ihn! Seht, lieber Herr, ich war ja nur einmal glücklich, und das war so kurz, es war ein freundlicher Lichtstrahl in meines Lebens Nacht, denn Gewitterwolken haben mein Frühroth bald umdüstert und seitdem ist mein Himmel nie wieder heiter geworden! — Nur wenn ich an ihn denke, tritt ein Sonnenblick hervor, seine lichten Strahlen brechen sich dann in meinen Thränen und ein Friedensbogen mit seinen schönen Farben steigt vor meinen Augen auf und wölbt sich mir zur Brücke. O, da gönnt mir doch, daß ich versuche, auf diesem Bogen voll freundlicher Erinnerung zu ihm in jene süßen Tage zurücktreten. — Ach! sobald mein Fuß ihn zu berühren glaubt, ist der Regenbogen mit seinen bunten Farben in düsterem Nebel mir verschwunden.

Liebe Frau! nahm nun der Alte das Wort, nachdem er sie nicht ohne Theilnahme angehört: Das sind phantastische Träume, Bilder, die nicht für Euch und Eure Lage passen; ein frommes Gebet, aus des Herzens Tiefe zu Gott gesprochen, vernähm' ich lieber aus Euerem Munde, als solch überspannte Rede, die Ihr nicht in Eurer Hütte zu Caseletta, nicht in Euern Höhlen gelernt habt, wohl aber hier im Umgange mit meiner Tochter, der Gott, der Barmherzige, auch ein ruhigeres Gemüth geben möge!

O, zürnt ihr nicht! bat Josepha.

Ich zürne ihr nicht, erwiderte der Alte: aber das Glück ist nicht mit ihr in mein Haus getreten.

Soll denn nur der Glückliche dem Hausherrn willkommen sein und der Unglückliche verlassen vor der Pforte harren? sagte Josepha aufgeregt: O wär' es so an jenem Tage, dann stände es schlecht mit denen, die hier darbten und litten, und die vom Kummer zerdrückten Herzen könnten nicht zu ihrem himmlischen Vater eingehen, sich zur Heilung irdischer Wunden den Balsam zu fordern.

Der Alte reichte ihr erschüttert die Hand und drückte sie herzlich.

Und das sanfte, engelgleiche Weib, fuhr sie fort: die wie ein Mater dolorosa den Dolch in der Brust, die Thräne im Blick, den Schmerz überwindet und die Thräne im freundlichen Lächeln zurückpreßt, damit Euer Auge sie nicht sehe, sie Euer Herz nicht betrübe, das mit kindlicher Liebe Euch das Kissen rückt, Euern Schlummer bewacht und mit einem Herzen voll unaussprechlicher Liebe an Eurem edlen Sohne hängt — müßt Ihr die nicht lieben? — Der Alte seufzte tief auf. — Gott ist barmherzig! tröstete sie: die Zeit lindert jeden Schmerz.

Frau! wandte sich der Alte nach ihr und in seinen Worten sollte ein Vorwurf liegen: Hat sie den Schmerz auch in Eurer Brust gelindert?

Ja, Herr! sagte Josepha mit Wehmuth: Der Schmerz ist gelindert, aber die Schuld nicht verwischt! — wo die das Herz zernagt, vermag die Zeit nicht, eine freundliche Trösterin zu sein. — Aber seht, dort kommen sie beide auf der Barke geschwommen, jetzt steigen sie aus. Seht nur hin, lieber Herr! Sahet Ihr je ein schöneres Engelgesicht, wenn es auch etwas bleich und traurig ist? — Sabet Ihr je ein sanfter blickendes Auge?

Und dieser Muth, diese Kraft bei dem namenlosen Schmerz! unterbrach sie der Alte unwillkürlich: Wie eine gebeugte Lilie steht sie neben meinem Urban; stolz hebt sie ihr Haupt und fordert das Schicksal auf zum Kampfe. Es wird Dich ereilen, Muthige, es wird mit Dir in die Schranken treten, Du hast schon seine Macht erprobt. Sorge nicht!

Da sei Gott für! sprach Josepha, und öffnete die Thür, der sich Urban und Constanze naheten.

Sie trat ein. Constanze bewillkommte den Alten ehrfurchtvoll, Urban's Blick war auf den Tisch geheftet, wo noch mehrere Briefe uneröffnet lagen.

Hier auch ein Schreiben an Dich, Urban! sagte der Vater, ihm einen Brief reichend: Lies ihn, mich dünkt, er ist von Franzesco Sforza. Auch an Euch, meine Tochter, habe ich das Schreiben Eurer Muhme zu geben; ich fürchte, es wird wenig Tröstliches enthalten. — Constanze so wie Urban lasen die Briefe; doch kaum hatte er einige Zeilen gelesen, als er auffuhr: Schändlicher Verrath! Braccio hat den Tartaglia bestochen und dieser dem Ehrsüchtigen des Sforza Städte in Thuscien übergeben!

Und Armalerio, das feste Oppido verrätherisch dem Könige verkauft und nun sind Franz von Carignac und die französischen Ritter befreit, und Sforza hat keine Bürgen für sein Leben mehr! unterbrach ihn der Vater.

Trübe Aussichten! murmelte Origlia vor sich.

Für den Augenblick, ja, und deßhalb muß schleunige Hülfe kommen! sagte Gurello: Für die Zukunft aber öffnet sich eine frohe Aussicht. Die Barone und das Volk sind mit dem Könige, der sich mit seinen Franzosen in dem neuen Schlosse verbirgt, und Schätze sammelt, unzufrieden. Alle Kronämter hat er durch Fremde besetzt; das einzige des Großkonnetables ist noch nicht vergeben, so sehr sich auch der Graf von Capua darum bewirbt: der König hat es für seinen Freund Carignac aufgespart, und jetzt hat er Gelegenheit, ihm damit zu lohnen. Auch der Großseneschall ist unzufrieden, und die Sanseverino's haben sich vom Hofe in ihre Schlösser zurückgezogen. Deßhalb, mein Sohn, ist die Zeit gekommen, wo wir handeln müssen. Ich werde mit Geld des edlen Sforza Leben zu schützen suchen; was könnte man von diesen französischen Abenteurern, die so arm sind, wie ihr Graf es war, als er in Manfredonia landete, nicht durch Geld erhalten? Franz Sforza schwärmt vor den Thoren Neapels, und dies hat den König schon gezwungen, den Caldero in seine Dienste zu nehmen, und Margaritta, von Micheletto unterstützt, trotzt in

Tricarico dem Großſeneſchall und ſeinen verbündeten Baronen. Florenz, der Dienſte Sforza's eingedenk, fuhr er fort: ſendet dem Franzesco im Geheim tauſend Geharniſchte; eben ſo viel habe ich im Stillen werben laſſen; Du ſollſt ſie dem jungen Helden zuführen, und ich hoffe, der Bund, den Du hier in Florenz geknüpft haſt, wird Dich nicht ſo feſt halten, daß Du nicht Deinem alten Freunde zu Hülfe ziehen möchteſt.

Vater! fiel ihm Conſtanze raſch in die Rede: Gelobt ſei Gott, daß Ihr ſolch Wort ſprachet! Fort, fort nach Neapel, meine Gelübde zu löſen! Hier muß ich meinen Schmerz ungerächt dulden, dort kann ich handeln. Die ſanft fluthenden Wellen Eures Arno lullen meinen Vorſatz in unthätigen Schlummer, das brauſende Meer des heimathlichen Golfes, das Capuaniſche Schloß, an dem der Weg zum Hochgericht vorbeiführt, die Rauchwolken des Veſuvs, auf denen ich die Kuppel des furchtbaren Domes gewölbt ſah, und ſeine Feuer, die er zürnend ausſpeit, ſie entflammen mich, den Schwur zu löſen, den ich an jener ſchauerlichen Stätte that und an des Vaters Gruft wiederholte. Laßt uns ziehen!

Meine Tochter, unterbrach ſie der Alte: wir wollen ziehen, wollen den edlen Sforza aus dem Kerker zu befreien, die Königin auf den angeerbten Thron zurückzuführen ſuchen; aber überlaßt Gott die Rache und denen, die über des Menſchen Handlungen zu Richtern geſetzt ſind. Dem zarten Herzen eines Weibes ziemen nicht blutdürſtige Gefühle. Nehmt ein Beiſpiel an Eurer Muhme; ſie fühlte den Tod ihres Bruders, die Einkerkerung ihres Gemahls gewiß tief, doch ſchwieg ſie, duldete und folgte dem Gatten in's Gefängniß, ſeinen Kummer zu lindern, ſeine Seele zu ſtärken; dies iſt der Frauen Beruf, dies der hohe Muth, den Gott ihnen gab, des Lebens Bürde zu tragen, aber nicht Schwert und Dolch! Selbſt Margaritta, die ſo heldenmüthig des Bruders Veſte vertheidigt, muß ich tadeln, denn ſie tritt aus dem ſchönen Kreiſe der Weiblichkeit in einen ihr fremden.

Vater! ſagte Conſtanze mit kindlicher Demuth: Erfülle ich denn nicht die Pflichten des Weibes, die mir Gott auferlegt, liebe ich meinen Gatten nicht treu und innig? fühle ich nicht mit den Unglücklichen, laſſe ich einen Hungrigen ungeſättigt, einen Weinenden an mir vorübergehen, ohne ſeine Thränen zu trocknen, wenn ich es vermag? Bin ich fühllos gegen den Schmerz einer fremden Bruſt, hat die Rache allein ſich in meinem Herzen ihre dunkle Höhle gegraben, habe ich nicht auch der Liebe darin ihr Hüttchen gebaut? Wen aber das Schickſal ſo gewaltig ergriff als mich, wen es mit des Vaters Marterqualen, mit ſeinem Angſtgeſchrei zur Rache aufrief, der unterdrückt die ſanften Gefühle in ſeiner zerriſſenen Bruſt und hört auf, ein Weib zu ſein. — Alter Mann! ſagte ſie mit tiefem Schmerz, ihr Auge glühte und die nach ihm ausgeſtreckten Arme bebten: Hättet Ihr den kräftigen Mann geſehen, wie er in das Gefängniß zu ſeinem Kinde trat, bleich, abgeſpannt, die Glieder verrenkt, jede Lebenskraft gelähmt, jeder

Lebensfunke erloschen, hättet Ihr Eures Vaters Haupt auf dem Rabensteine gesehen, Euer ruhiges Blut rollte noch jetzt bei dem Gedanken an ihn, so wie das meine von Fieberhitze gejagt, Euer kalter Blick, mit dem Ihr das Leben beschauet, wäre zum flammenden geworden, und hätte Euer Muth nicht zur Selbstrache ausgereicht, so hättet Ihr mit bebenden Händen Euer Gold ausgestreut, Mörder zu dingen, diesen König und seine Trabanten zu morden!

Constanze! rief Urban mit ernstem, verweisenden Tone.

Zürne mir nicht, mein theurer Gatte! bat sie, sich an seinen Busen schmiegend: Zürne Deiner Constanze nicht, daß ihre Liebe, ihre heiße, glühende Liebe sich zuweilen vergißt, vergißt, wie glücklich Du sie machst. Dulde mich und meinen Wahnsinn, wie der Vater meinen Schmerz nennt. Ich habe Dich ja nicht getäuscht, ich habe Dir in jener feierlichen Stunde wohl gesagt, daß ich meine Freuden geopfert und keine mehr ungetrübt genießen könne. — Ich muß meinen blutigen Weg vollenden, mich treibt mein Geschick! Vielleicht, am Ende der Bahn, wenn ich meinen Schwur gelöst habe, dann vielleicht schlägt dies Herz wieder ruhig und ich bin dann ganz Dein! — ein sanftes liebevolles Weib —

Das gebe Gott! sagte der Alte.

Deßhalb laßt uns bald von hinnen, Vater! sagte sie bittend: Ich muß die Bahn durchirren und habe schon zu lange der stillen Trauer und der Liebe gelebt; viele Monden sind seit jenem unglücklichen Tage vergangen und ich bin noch hier. Laßt uns bald von hinnen!

Nun wohl! sagte der Alte: Du, Urban, ziehst mit dem Kriegsvolk, Ihr, Constanze, begleitet mich mit Josepha; uns ist ein ruhiges Plätzchen in meinem Hause zu Neapel vergönnt; Euer Gatte aber muß sich mit dem Schwerte den Weg zu seiner Heimath bahnen.

Alles wurde nun zur Abreise geordnet, den zerstreut liegenden Söldnern Arezzo, wohin auch die von der Republik Sforza zur Hülfe gesandten 1000 Kürassiere beordert wurden, zum Sammelplatz angewiesen und der andere Tag zur Abreise bestimmt. Gurello wollte den nächsten Weg über Rom mit den Frauen ziehen, Urban durch die Mark Ancona in die Abruzzo's rücken.

Schmerzvoll war die Stunde des Abschiedes. Sechs Monden waren seit jener Schreckensnacht vergangen, vier Monden hatte Constanze der Trauer geweiht, erst seit kurzer Zeit war sie Urbans Gattin geworden und der Liebe Glück hatte ihnen diese kurzen Tage versüßt, und nun sollten sie sich trennen! nun sollte sie ihm Lebewohl sagen. Eine traurige Ahnung überfiel sie, und als Urban sie trösten wollte, sprach sie, die Thräne im Blick: Mein theurer Gemahl, darf es Dich wundern, wenn ich zage und mir Alles trüb' erscheint? Das liebende Mädchen, welches im Vollgenuß ihres Glückes jenes Augenblickes gedenkt, wo sie den Bund treuer, ewiger Liebe durch den ersten Liebeskuß besiegelte, sieht auf diesen heiligen Augen-

blick, wie auf die Strahlen der Morgenröthe, welche ihr eine Nacht voll Ahnung und Sehnen erhellte. Muß ich nicht mit Schaudern nach jener Stunde blicken, war ich mir nicht selbst in dem Augenblick entrissen, wo ich mich Dir ganz hingab? War es nicht das gebrochene Auge meines Vaters, das auf uns herabblickte, konnten seine bleichen, im Todeskampf geschlossenen Lippen den Segen über uns sprechen? War die Stunde der Weihe, wo ich die Deine wurde, nicht auch die grausige Stunde, in der ich mich den finstern Mächten hingab? Deßhalb zürne mir nicht, habe Nachsicht mit mir; es ist nicht Furcht für mich, die mich beben läßt, es ist nur die dunkle Ahnung, daß ich Alles mit mir fortreiße, was sich mir nahet! Du sollst Deine Constanze muthig sehen! Ward mir auch nicht der Muth Margaritta's, die mit Schwert und Bogen, mit gepanzerter Brust sich kühn dem Feind entgegen wirft, will ich doch ausharren, im Unglück nicht beugen, und wenn auch bebend und leise, mein Ziel doch ausdauernd verfolgen!

Und nun leb' wohl, mein Urban! In Neapel, mit Gott! sehen wir uns wieder! — Sie preßte ihn noch einmal an ihre Brust und schied.

Die Uebergabe von Oppido hatte in Neapel, an dem Hofe des Königs, große Freude verursacht. Wie im Triumph zogen Franz von Carignac und die andern gefangen gewesenen französischen Ritter in die Hauptstadt ein, und noch am nemlichen Tage übergab der König seinem Lieblinge das Schwert des Großkonnetables. — Feste folgten auf Feste und man feierte dies Ereigniß, als wäre dem Königreiche das größte Heil widerfahren.

Die neapolitanischen Großen, schon durch des Königs stolzes Betragen gereizt, und durch den Vorzug, welchen er den Franzosen so rücksichtlos gab, gegen ihn aufgebracht, murrten laut. Der Graf von Capua, der schon lange, und mit Recht, da der König ihm die Krone zu danken hatte, auf die Würde des Großkonnetables gerechnet hatte, war durch die Vergebung derselben tief gekränkt, und der Großseneschall, sonst eben nicht sein Freund, von dem Könige bei so mancher Gelegenheit zurückgesetzt, von gleichem Unmuthe ergriffen. Beide sahen ihre Pläne gescheitert und wankten in ihrer Anhänglichkeit an diesen stolzen, undankbaren Fürsten.

Unter ihrem Anhange befand sich ein Mann von ausgezeichneten Talenten; zwar nicht mehr in der ersten Jugendblüthe, verband er doch noch männliche Schönheit mit einem äußerst einschmeichelnden Benehmen. Er war aus dem edlen Geschlechte der Caracciolo's, jedoch von einer Nebenlinie, und, als der Jüngere seiner Brüder, ohne alle Mittel. Früher, unter König Ladislaus, in Kriegsdiensten, wegen einer Nachlässigkeit von Sforza empfindlich bestraft, hatte er das Heer verlassen und sich hierher

der Partei des Grafen von Capua angeschlossen. Bald wußte er sich die Gunst des Grafen und des Großseneschalls zu erwerben und wurde durch sie am Hofe eingeführt; sein fügsames Benehmen und die Gewandtheit, mit welcher er sich bei den Franzosen einzuschmeicheln wußte, mehr noch der glühende Haß gegen Sforza und die Königin, den er bei jeder Gelegenheit zeigte, erwarben ihm bald das Vertrauen Jacob's in dem Grade, daß er ihn dem alten Stephan von Chabrac, dem das Amt, Johanna zu bewachen, schon jetzt lästig wurde, zugesellte. — Der Graf von Capua suchte diesen Mann, der nun freien Zutritt bei der Königin hatte, ganz zu gewinnen; Caracciolo schien auch bereitwillig, seinem alten Gönner, obgleich er jetzt seiner nicht mehr bedurfte, in Allem willfährig zu sein. Diese Bereitwilligkeit benutzte der Graf vor der Hand nur, der Königin wissen zu lassen, daß er das, was er, von den Umständen gezwungen, gegen sie [illegible] thun müssen, bereue, und jede Gelegenheit ergreifen würde, ihr gefällig zu sein und sie aus ihrer drückenden Lage zu reißen. Die Königin ließ ihm hierauf durch Caracciol Verbindliches erwidern und war aus mehreren Gründen erfreut, mit ihrem Feinde, dem Richter ihres Günstlings, eine Verbindung anzuknüpfen, die ihr so nützlich werden konnte, da der Graf von Capua als das mächtigste Haupt der königlichen Partei anzusehen war. Doch blieb es einstweilen bei dem allgemeinen Versprechen des Grafen, ohne irgend etwas Näheres darüber zu bestimmen.

Eine Begebenheit führte jedoch früher als es vielleicht seine Absicht gewesen war, die Catastrophe herbei. Der Graf von Capua und der Großseneschall, der aus dem Lager von Tricarico nach Neapel gekommen war, jetzt zu einem Zweck vereinigt, verlangten in einer geheimen Unterredung von dem Könige, ihnen endlich die in Benevent versprochene Belohnung zu ertheilen. Beide mochten ihr Gesuch wohl nicht ganz als Bittende vorgetragen haben, denn des Königs Stolz war beleidigt, und es hatte ihn besonders die freimüthige Aeußerung des Seneschalls aufgebracht, der ihm ohne Rückhalt in Erinnerung brachte, daß er ihnen und den Sanseverino's allein die Krone zu verdanken habe.

Was kann ich dafür, wenn Ihr Euch die verheißene Belohnung nicht nehmt? entgegnete ihnen König Jacob spöttisch: Habe ich Euch nicht Tricarico und die übrigen Besitzungen Sforza's angewiesen? Daß Ihr aber, Herr Seneschall, drei Monden schon vor diesem Neste liegt und die Galanterie gegen die Dame, welche es vertheidigt, Euch nicht erlaubt es zu nehmen, was kann ich dafür? Stürmt, erobert die Stadt! Sie ist dann Euer und die muthige Amazone obendrein.

Hoheit! erwiderte der Seneschall, den Ausbruch seines Unmuthes vergebens zu verbergen suchend: Euern französischen Cavalieren macht Ihr die Sache leichter. Städte und Schlösser werden ihnen zu Theil, ohne daß sie eine Rüstung anzulegen brauchen, und, bei Gott! so lange sie

und Ihr in unserem Lande seid, hat noch kein Neapolitaner ein französisches Schwert außer der Scheide gesehen.

Herr Seneschall! fuhr der König auf: Ihr vergeßt Euch, vergeßt das Beispiel Alapo's! Es möchten auch wohl die Herren, welche mir anfangs zur Erreichung meines Ziels behilflich waren, sich ihre Dienste zu theuer bezahlen lassen. Sollen diese meinen Dank verdienen, so müßt Ihr auch der Krone und dem Zepter ihren Werth erhalten; denn wahrlich! nach Eurem Willen, Ihr stolzen Barone Neapels, sollte nur die Krone mein Haupt zieren, während Ihr den Scepter führtet. Aber Ihr irrt Euch in mir.' Die Krone, die ich auf mein Haupt gesetzt, will ich allein tragen, den Scepter allein führen; ich bedarf keiner dienstfertigen Hand, mein Nacken ist noch nicht gebeugt, mein Arm noch kraftvoll. Hütet Euch, daß Jacob von Bourbon nicht das Schwert seiner Ahnen zu ziehen braucht, es leuchtet dann wie das flammende eines zürnenden Cherubs.

Der Großseneschall wollte antworten, der Graf von Capua aber nahm schnell das Wort, suchte jenen bei dem Könige zu entschuldigen, so diesen zu besänftigen, und beide verließen dann ihren undankbaren Herrn.

Schattenkönig! rief der Großseneschall aus, als sie längs dem Meerufer hingingen: Armseliger Monarch, den wir vom Sclaven eines wolllistigen Weibes zum Herrscher des herrlichen Neapels erhoben, wagst Du, mir mit Deinem flammenden Schwerte zu drohen, als seist Du ein Cherub? Wagst Du es an der Spitze Deiner hungrigen Abenteurer, die von den Ufern der Garonne herbeiströmen, sich an dem Mark Neapels zu sättigen, mich zu höhnen? Ein Wink von mir, Und Du warst!

Wie könnt Ihr Euch doch so ereifern, Seneschall! unterbrach ihn der Graf: Wie könnt Ihr eines solchen Mannes Worte so genau wägen. Auf einem alten Schlosse an der Grenze der Gascogne geboren, stammt er aus einem Lande, wo die Worte schwerer wiegen als die That. Belacht seine Großsprechereien und bedenkt, daß uns in diesem Augenblicke nichts übrig bleibt, als uns in die Zeit zu fügen.

Vermögt Ihr es, ich vermag es nicht! rief der Seneschall erhitzt.

Hört und beruhigt Euch! sagte der Graf von Capua: Ich hoffe durch Caracciolo mit der Königin in Verbindung zu treten; jedoch, ehe wir ihrer nicht gewiß sind, wäre es Thorheit, den König stürzen zu wollen; denn Johanna nähme statt seiner Scepter und Schwert in die Hand und ihre Rache würde uns zuerst treffen; für sie müssen wir handeln, sie muß uns Krone und Freiheit verdanken. Deßhalb bitte ich Euch, handelt nicht unvorsichtig, nicht leidenschaftlich, kehrt in's Lager zurück und überlaßt mir, die Sache einzuleiten.

Ich glaube wohl, Graf von Capua! erwiderte der Seneschall: daß Ihr zu dergleichen besser taucht als ich —

Deßhalb geht nur in's Lager vor Tricarico zurück, sucht dort eine Gelegenheit auf, Sforza nützlich zu werden, denn seine Freundschaft muß uns von Werth sein, und versäumt nichts, das Heer und die Barone zu gewinnen.

Der aufbrausende Seneschall hätte lieber gleich mit dem Schwert drein geschlagen, doch fügte er sich endlich in des Grafen von Capua Willen, und versprach, nichts ohne ihn zu unternehmen, und vor Tricarico die Sache so einzuleiten, daß Sforza sein Schuldner würde.

So schieden sie; der Seneschall kehrte in seine Wohnung, der Graf von Capua längs dem Meerufer zurück.

Hier führte ihn sein Weg vor dem palastähnlichen Hause Gurello Origlia's vorüber. War es Zufall, oder gedachte er vielleicht Gurello's, für dessen Rückkehr er sich bei dem Könige verwendet hatte, er blickte hinauf und sah — Constanze Alapo. Schnell eilte er in's Haus, Gurello war nicht gegenwärtig; da sandte er einen Diener an Constanze, sie um die Erlaubniß bittend, ihr aufwarten zu dürfen, und als der Diener mit der Antwort zurückkehrte, daß die Signora ihn erwarte, fühlte er sich beglückter, als habe ihm der König alle seine Wünsche gewährt; er eilte hinauf und trat in ihr Gemach.

Bei seinem Anblicke überzog Todtenblässe Constanzens Gesicht. Als er ihr nahete, mußte sie sich stützen, so bebte sie und bedurfte all' ihres Muthes, um Fassung zu gewinnen. Auch der Graf, von dem bleichen Antlitz, von der Erinnerung an so manches Vergangene erschüttert, wagte kaum sein Auge nach ihr zu heben, auf deren Wangen sich plötzlich eine Purpurröthe ergossen hatte.

Verzeiht, Signora! sagte er endlich: daß ich so unvorbereitet vor Euch erscheine. Als ich Euch an dem offenen Fenster sah, zog mich die Sehnsucht hierher, und Ihr waret so gütig, mich aufzunehmen.

Graf von Capua! erwiderte sie gefaßt: Seid mir willkommen! — Ihr erstaunt, daß ich einen der Richter meines Vaters so empfange? Weiß ich doch, daß Ihr ihn retten wolltet, daß ich selbst die Ursache war —

Nicht Ihr, Signora! unterbrach sie Julius.

Auch ich! erwiderte sie mit anscheinender Ruhe, obgleich sie fühlte, daß das Blut bei seiner Rede heftiger zu ihrem Herzen drang. — Freilich, wenn Ihr uneigennütziger gehandelt hättet, fuhr sie fort: so blutete mein Vater nicht, und Ihr hättet an ihm einen dankbarern Freund gefunden, als Ihr Euch jetzt eines dankbaren Herrn rühmen könnt. — Doch — laßt uns davon schweigen. Hin ist hin, und keine Thräne, keine Klage bringt das Verlorene wieder!

Und könnt Ihr mir vergeben? wagte, nach kurzem Schweigen, der Graf zu fragen.

Ihr waret nur ein schwaches Werkzeug in der Hand des Königs! er-

widerte Constanze: Ihr handeltet nur wie der bejammernswerthe Sclave, der knechtisch gehorcht, wenn sein Herr befiehlt, nicht wie ein freier Edler des neapolitanischen Reichs. Aber, lenkte sie schnell ein: ich weiß, daß es Euch gereut, so gehandelt zu haben, weiß, daß Ihr um den Lohn Eurer blutigen Dienste betrogen wurdet, daß leere Versprechungen Euch für das Schwert des Konnetables entschädigen sollen, und Ihr im Herzen den stolzen, undankbaren Gebieter haßt, der Euch mit Undank lohnte. — Waren unsere Herzen auch einst getrennt, sagte sie dann, ihn scharf beobachtend: so theilen wir doch jetzt ein Gefühl: Rache an dem Mörder meines Vaters.

Der Graf sah sie bei diesen zweideutigen Worten mißtrauisch an.

Ja, Rache dem Könige, blutige, furchtbare Rache! rief sie, und wie die Geißel schwingende Vergeltung stand sie vor dem Manne, dessen Gewissen ihn in diesem Augenblicke schuldbelastet vor sie stellen mußte.

Theilt Ihr meine Empfindungen nicht, Graf von Capua? fuhr sie gleichmüthig fort, da sie seine Verlegenheit bemerkte: so muß ich mir einen andern Ritter suchen, dem die That nicht zu groß scheint.

Für welchen Preis? fragte der Graf glühend.

Könnt Ihr mich fragen? erwiderte Constanze, kaum die Fassung erhaltend. — Zu ihrem Glück unterbrach Gurello Origlia, welcher so eben eintrat, den Ausbruch seiner Empfindungen. Der Alte war nicht wenig erstaunt, diesen Mann hier zu finden. — Was führt Euch zu mir, Graf von Capua? fragte er besorgt: Was führt Euch in das Zimmer dieser Dame?

Der Graf ist mit meiner Erlaubniß hier, fiel ihm Constanze schnell in's Wort: er wird nicht länger weilen! — setzte sie betonend hinzu.

Der Graf wollte sich bei dem Hausherrn entschuldigen, aber Constanze unterbrach ihn. Es bedarf keiner Erklärung, Herr, sagt mir nur bestimmt: seid Ihr entschlossen?

Ich bin es! erwiderte er: aber gebt mir auch Eure Hand zum Pfande, Dame, daß Ihr mich nicht hintergeht.

Meine Hand? sagte sie erröthend und ein bitteres Lächeln verzog ihren lieblichen Mund: Nein, Graf! laßt Euch an meinem Worte genügen und handelt vertrauenvoll! In drei Tagen, um die nemliche Stunde, erwarte ich Euch. Lebt bis dahin wohl! Sie verneigte sich, der Graf verließ sie.

Meine Tochter, sagte jetzt der Alte, da Constanze heftig im Zimmer auf und ab schritt: was soll der Graf? Was könnt Ihr mit ihm gemein haben? — Aber Constanze hörte nicht auf seine ängstlichen Worte, sie schritt immer heftiger auf und ab; endlich blieb sie sinnend stehen. Den Preis, den ich Dir zu geben vermag! rief sie dumpf vor sich hin: Ha, Unglücklicher! ahnest Du ihn nicht? Es ist der Tod!

Constanze! rief ihr der Alte zu: Hört Ihr meine Stimme, sieht Euer starres Auge den Vater Eures Urban nicht?

Dort steht der unglückliche Vater! sprach sie, auf nichts achtend, und

ihr Auge sah starr nach der getäfelten Wand: Dort steht er, um ihn seine Henker und an ihrer Spitze er! Nun wohl! ich will Dir vergelten, ein blutiger Preis soll Dir werden!

Constanze! rief noch einmal der Vater, sie heftig schüttelnd: Erwacht doch aus Eurem schreckbaren Traume!

Sie fuhr auf, und als sie Gurello mit sorgsamem Blicke vor sich stehen sah, neigte sie sich schnell, küßte des alten Mannes Hand und drückte sie heftig an ihr Herz. — Verzeiht mir, guter Vater, bat sie: ich war fern von Euch, meine Seele war bei ihm, ich sah ihn von den Marterwerkzeugen umringt —

Und was wollt Ihr von dem Grafen? unterbrach er sie ungeduldig.

Seinen Tod! erwiderte sie kalt: Mord um Mord!

Kind, Gattin meines theuern Sohnes! rief der Alte: die Verzweiflung hat Dich ergriffen, hat Dein Herz von Gott gewendet; halte ein in Deinem sträflichen Beginnen!

Das kann ich nicht! sagte sie bewegt: Das Lamm ist zum Tiger geworden, und das Herz, in dem die Liebe sanft, nicht stürmisch schlug, ward zum aufgeregten Meere, wo sich mit jedem Pulsschlage Well' auf Welle thürmt. Der König muß sterben, und durch ihn, daß er, der den Tod über meinen Vater sprach, auf dem Schaffot ende. Ich weiß, auch ohne mich würde ihn sein Ehrgeiz, seine Rache für entzogenen Lohn dahin führen, aber beide sollen das Opfer sein, Einer durch den Andern sterben!

Der Alte schüttelte unmuthig sein Haupt.

Tadelt mich nicht, Vater! fuhr sie fort: Seht es als die schreckliche Bestimmung an, für die mich das Schicksal bezeichnete. Glaubt nicht, ich fände Lust in meiner Rache, ich finde nur namenlosen Schmerz in ihr, und mit wehmuthvollem Blicke seh' ich in jene Zeit zurück, wo meines Lebens Strom wie ein sanfter, rieselnder Bach dahin floß und kein Sturm ihn bewegte. Es war eine schöne Zeit, Vater! die ersten Strahlen meines Morgenrothes verkündeten mir heitere Tage, und duftend, vom sanften Weste geküßt, erschlossen sich mir die Blumen. Gläubig hob ich mein Auge zu Gott, mit Inbrunst stieg mein Gebet zu ihm auf, der Frieden des Herzens lag wie ein schlafendes Kind vor mir und nichts störte dieses Heilige in meiner Brust. Da nahete mir Euer Sohn, die Liebe schlich sich in das unbewachte Herz und das mich weckende Morgenroth weckte auch die Sehnsucht; die um mich duftenden Blumen pflückt' ich und wand aus ihnen Kränze für ihn. Mein frommes Gebet ward glühender, es enthielt nicht mehr nur den Erguß kindlicher Gefühle, es enthielt eine laute Bitte, von deren Erhörung ich all' mein Glück erwartete. Mein Schlaf ward zum leisen, von freundlichen Träumen unterbrochenen Schlummer, und die Ruhe, dies schlafende Kind, das ich sonst mit so frommem Sinn bewacht

hatte, störte ich nun selbst, um es mit andern Gefühlen an meine klopfende Brust zu drücken. Aber der Friede ruhte noch in meinem Herzen und breitete sein Palmendach schirmend über mich, wenn ich auch gegen die Gluth meines Herzens kämpfen mußte.“ Da nahte der Sturm. Das Schicksal riß mich hinaus auf das wildbewegte Meer, Ruhe und Friede, diese stillen Siedler in jungfräulicher Brust, trieb die Leidenschaft hinaus, der Sturm nahm sie auf seine rauschenden Schwingen und führte sie mit sich hinweg. Aber sie werden wiederkehren, wenn die Rache gestillt ist, mein Herz wird wieder ruhig sein, und wär' es auch erst im Grabe!

Da schloß der Alte sie in seine Arme. Barmherziger! rief er bewegt: Rette Deinen Engel vom Verderben, gib Frieden ihrem Gemüthe!

Das wird er! erwiderte Constanze vertrauenvoll: Ich fühle es, Gott wird mich nicht untergehen lassen. Sorget nur, daß mir recht viel Unglückliche auf meiner stürmischen Fahrt begegnen, daß ich Thränen trocknen und wunde Herzen heilen kann, damit der Zwiespalt in meinem Innern sich sanft löse und der Liebe Zaubermacht den Dämon banne, der mich träumend und wachend verfolgt! — Sie küßte hierauf die zitternde Hand Gurello's und küßte die Thräne von seiner Wange. — Ich habe den stillen Frieden Eures Hauses gestört, sagte sie bewegt: zürnt mir nicht, flucht mir nicht! Ich bin eine arme Unglückliche, auf der schon der eigene Fluch schwer lastet!

Geh' mit Gott, mein Kind! sagte der Vater gerührt: Zürnen kann ich Dir nicht, ich fühle Mitleid mit Dir!

Am dritten Tage kam der Graf von Capua zur bestimmten Stunde wieder in Gurello's Wohnung und ließ sich bei dem Fräulein melden. Daß sie Urban's Gattin geworden, war nur wenigen Vertrauten bekannt, und es sollte auch noch länger verborgen bleiben, um des Königs Aufmerksamkeit nicht noch mehr auf den Sohn zu lenken, dessen Freundschaft zu Sforza ihn überdies schon verdächtig machte.

Freudig, als sei er seines Glückes schon gewiß, trat der Graf bei ihr ein. — Constanze empfing ihn ernst, jedoch erschütterte sein Anblick sie weniger als das erstemal. — Ich komme, Eure Befehle zu empfangen! sagte er, sich vor ihr neigend: Mich treibt es zur That, doch wage ich nichts, ohne Euern Willen zu kennen.

Daran habt Ihr recht gethan! erwiderte sie: Ruhig und bedächtig müßt Ihr dem Ziele näher rücken, und nur erst, wenn der Schlag geschehen soll, mit kühner Eile handeln. Heute verlange ich nichts von Euch, als daß Ihr mir die Gelegenheit zu einer geheimen Unterredung mit der Königin verschafft.

Mit der Königin? fragte er mehr neugierig als verwundert.

Ja, mit ihr; erwiderte sie gleichgültig scheinend: sie muß mit in das

Geheimniß gezogen werden. Sorgt nicht, Graf, ſagte ſie, da er ſein Erſtaunen nicht verbergen konnte: ehe ich nicht der Königin Geſinnung kenne, ehe ich nicht weiß, ob die zweite Johanna der erſten gleich handeln will*), eher erfährt ſie Euern Namen nicht; auch halte ich es für Euer künftiges Wohl zuträglich, die Königin wenigſtens zur Mitwiſſerin unſerer Plane zu machen.

Ihr ſorgt mit ſo viel Theilnahme für mich, engelgleiches Weſen! ſagte der Graf, ſie nicht ohne Mißtrauen anblickend: O ſtimmten Eure Gedanken, Eure Wünſche in Allem mit den meinen ſo überein, als hier, dann wohl mir! Morgen geht der König in die Gegend von Averſa, wo er einige Tage verweilen wird, auf die Jagd. Der alte Oberkämmerer — bei dieſen Worten erglühte Conſtanzens Auge, doch bemerkte es der Graf nicht — liegt krank darnieder, und Giovanni Caracciolo, der Alles Vermögende, dem dann die Hut der Königin allein anvertraut iſt, wird nicht ſäumen, Euch in der Dämmerung bei ihr einzuführen.

Giovanni Caracciolo, der knechtiſche Diener der Franzoſen? fiel ihm Conſtanze in die Rede.

Er iſt mir ergeben, verſicherte der Graf: Ihr könnt ihm ganz vertrauen! — Conſtanze ſchüttelte bedenklich den Kopf. — Er ſcheint die Gunſt der Königin in gleichem Grade als die des Herrn zu beſitzen. —

Dann mag er morgen kommen, ich werde ihm vertrauen und ihm folgen! ſagte ſie nach einigem Bedenken: Doch, ich höre des alten Origlia Tritte, ich wünſchte nicht, daß er uns wieder beiſammen träfe. Geht durch dieſe Nebenthür, ſie führt Euch auf eine Wendeltreppe in den Hof. Uebermorgen in aller Frühe ſeid wieder hier.

Der Graf nahte ſich, ihr die Hand zu küſſen. — Graf von Capua, ſagte ſie zurücktretend, und ihr Auge konnte die Flamme des Zornes nicht ganz verbergen: ehe ich nicht gerächt bin, reiche ich Keinem die Hand zum Kuſſe als meinem Gemahl. So lange dieſer franzöſiſche Graf auf Neapels Throne ſitzt, ſo lange meine Feinde leben, ſteht eine undurchdringliche Scheidewand zwiſchen uns; an ihrem Grabe mögt Ihr mich vielleicht weicher geſtimmt finden. Lebt wohl! — Der Graf von Capua entfernte ſich, nicht ganz mit Conſtanze zufrieden.

Am andern Abend trat ein ſchöner, reich gekleideter Mann in Conſtanzens Zimmer. — Signora! ſagte er, Höflichkeit mit Anſtand verbindend: Ich bin der Königin Kämmerer, Giovanno Caracciolo, und von ihr beauftragt, Euch zu ihr zu führen, ſie erwartet Euch mit Ungeduld; jedoch muß das tiefſte Geheimniß dieſen Schritt verhüllen, da mein Leben, ſo wie das Eure ſonſt in Gefahr ſteht und ſelbſt der Königin Leben gefährdet ſein könnte.

*) Dieſe ließ ihren Gemahl, Andreas von Ungarn, erdroſſeln; wenigſtens gab ſie die Gräuelthat zu und zog erſt dann die Mörder vor Gericht, als die allgemeine Stimme und ein Aufruhr des Volkes ſie dazu nöthigte.

Herr! erwiderte Conſtanze, die einnehmende Geſtalt und das ſchöne männliche Antlitz Giovanni's mit Wohlgefallen, jedoch nur flüchtig und ohne ſich eines gewiſſen Grauens bei ſeinem Anblick erwehren zu können, betrachtend. — Herr! was habe ich außer dem tiefſten Schweigen noch zu beobachten?

Mir zu erlauben, bis die Dunkelheit es geſtattet unbemerkt in's Schloß zu kommen, bei Euch zu verweilen, dann müßt Ihr Euer holdes Antlitz, nicht aber Eure Geſtalt, unter einem Schleier verbergen und mir in mein Gemach folgen, aus welchem ich Euch unbemerkt zu der Königin führen werde; nur wenn man in Euch eine Dame erkennt, kann ich Euch, ohne Verdacht zu erwecken, in's Schloß führen.

Wie Ihr es wünſcht! antwortete Conſtanze mit Ruhe: Einem edlen Manne darf ich mich wohl anvertrauen. Nehmt Platz, Herr Kämmerer.

Er ſetzte ſich, und ſie ſprachen nun von ſo Manchem, die drückende Lage der Königin betreffend, wobei Caracciolo innige Theilnahme an dem Schickſale Johanna's zeigte; im Uebrigen war ſein Benehmen das eines fein gebildeten Mannes, der, ohne Schmeicheleien zu ſagen, durch Blick und Wort auf zarte Weiſe der Schönheit zu huldigen verſteht.

Ich glaube, die Nacht bricht an! unterbrach Conſtanze das Geſpräch: Laßt uns gehen! — Sie ſtand auf, warf einen Schleier um und ſteckte, ſo daß es der Kämmerer bemerken mußte, einen Dolch in ihren Gürtel, dann bat ſie ihn, voran zu gehen und folgte ihm ſchweigend nach dem neuen Schloſſe, wo die Königin in den von ihr bewohnten Zimmern gefangen gehalten wurde.

Jetzt, Signora, habt die Güte, mir Euern Arm zu geben! ſagte der Kämmerer: Ich muß Euch geſtehen, nur unter dem Schein gewiſſer Vertraulichkeit kann ich es wagen, Euch durch die Wachen zu führen; der edle Zweck mag das Mittel heiligen.

Conſtanze reichte ihm nicht ohne Zaudern den Arm. Ungehindert ſchritten ſie nun durch die äußeren Wachen, die, vielleicht ſchon an dergleichen nächtliche Abenteuer des Kämmerers gewöhnt, nicht die geringſte Unterſuchung anſtellten, und ſo gelangten ſie über den innern Hof nach einer kleinen unbewachten Pforte. Conſtanzens Herz ſchlug heftig, als ſie das Schloß und ſeine dunklen Mauern vor ſich ſah. Hier hatte ihr Vater gewohnt, hier hatte ſie mit Katharina, wenn auch nur kurze Zeit, Tage ſüßer Hoffnung durchlebt, und mit ſondarbarem, angſterfüllten Gefühle trat ſie durch die kleine, von Giovanni unterdeſſen geöffnete Pforte in den Palaſt.

Reicht mir Eure Hand, bat er nun: folgt mir, doch vorſichtig und leiſe. — Sie reichte ihm die Hand und von ihm geleitet ſchritt ſie eine Wendeltreppe hinauf über einen langen finſtern Gang hinweg; jetzt hielt er an, öffnete eine Thür, ſie traten ein. — Verweilt hier einen Augenblick! raunte ihr der Kämmerer zu, ſchloß die Thür wieder und ließ ſie allein.

Da ſtand ſie nun und ſammelte Muth, denn ihr Herz klopfte gewaltig; Finſterniß umgab ſie, kein menſchlicher Laut, kein Fußtritt ſtörte die grauenhafte Stille, nur zuweilen ließ ein fleißiger Holzwurm ſein eintöniges Picken hören, oder eine Maus fuhr raſſelnd hinter der Tapete herunter und machte Conſtanze erbeben. — Stärke mich, Gott! betete ſie leiſe: gib mir Muth und Kraft auch auf dieſem unheiligen Wege! — Da vernahm ſie leiſe Tritte, Caracciolo trat ein und ſetzte eine brennende Kerze vor ſie.

Geduldet Euch, ſprach er: ich muß vorerſt zur Königin, um dort Alles zu entfernen. Verweilet hier nur einen Augenblick! — Dies ſagend verließ er ſie ſchnell wieder.

Die Kerze erhellte das hohe finſtere Zimmer nur matt und belebte die grauſige Einſamkeit nicht; ihr Licht zeigte die Gegenſtände wie graue Schatten und geſtaltete ſie geiſterhaft. — Bei dem leiſeſten Geknifter auffahrend erwartete Conſtanze, das Auge ſtarr auf die ihr gegenüber hängende Tapete geheftet, des Kämmerers Rückkehr. Da ſchien es ihr, nachdem ihr Blick lange und unverwandt darauf geruht, als bekämen die Figuren der Tapete Leben, als bewegten ſie ſich und ſchritten auf ſie zu. Eiskalt durchrieſelte es ſie, aber muthig griff ſie nach der Kerze und trat, ſich zu enttäuſchen, den Truggeſtalten entgegen. Doch — laut aufſchreiend entſank die Kerze ihrer zitternder Hand; es war wieder Nacht um ſie.

Wie leblos ſtand ſie da, kein Laut, kein Seufzer, kein Angſtruf ſtieg aus der krampfhaft gepreßten Bruſt, nur die Hand ergriff den Dolch und ſtreckte ihn hoch empor. — Ja! rief ſie endlich, nachdem ihr die Beſinnung wieder Worte gegeben, dumpf vor ſich hin: nun weiß ich, daß ich nach Deinem Willen handle, Gott der Gerechtigkeit! Warum würdeſt Du mich ſonſt ſo furchtbar an Rache mahnen, warum mich hier in das Gemach meines Vaters führen, hier, wo ich ſo oft an ſeinem Buſen lag, wo er mir meiner Wünſche höchſten gewährte, wo ich ihn ſo glücklich ſah und Alles ſo furchtbar die Erinnerung in mir weckt? Ja, ihr todten Bilder, die ich oft an ſeiner Seite ruhig betrachtete, und die nur auf mich zuſchritten, mich an meinen Schwur zu mahnen, ihr braucht nicht als Phantome mir zu nahen, ihr weckt auf jener Wand als todte Bilder ſattſam ſein lebendes, ſein blutiges Bild in mir. Ihr beburftet nicht, die Rache zu wecken, ſie ſchlummert nicht in meiner wogenden Bruſt —

Da öffnete Caracciolo die Thür. — Um Gotteswillen, was beginnt Ihr, Signora? rief er, auf ſie zueilend: Mit wem redet Ihr, was ſoll der Dolch in Eurer zitternden Rechte?

Zitterſt Du, weibiſche Hand? ſagte Conſtanze höhniſch, auf ihre bebende blickend: Doch ja! — Was ſollſt Du auch hier? — ſie ſteckte lächelnd den Dolch wieder in den Gürtel. — Geht nur voran, Herr Kämmerer, ich folge Euch.

War jemand hier? Saht Ihr jemand? fragte Giovanni ängſtlich.

Den Geiſt meines Vaters! erwiderte ſie.

Ha! rief der Erſchrockene: Verzeiht, daß ich Euch hieher führte, ich hatte es nicht bedacht. — Kommt, Signora! folgt mir ſchnell in ein anderes Zimmer, daß Ihr Euch dort beruhigt, ehe Ihr vor der Königin erſcheint.

Ich bedarf keiner Beruhigung, ich bin gefaßt! erwiderte ſie: Geht nur voran. — Caracciolo, das ernſte Antlitz Conſtanzens mit Staunen betrachtend, ſchritt voran; ſie folgte.

Als ſie in das Cabinet der Königin trat, das nemliche, in welchem ſie Johanna zum erſten Mal geſehen, fühlte ſie ſich plötzlich weich geſtimmt. Noch ſtand der Armſtuhl, auf welchem die Königin geſeſſen, auf derſelben Stelle, aber Katharina mit ihrer junoniſchen Geſtalt ſtand nicht hinter ihm, ihr Vater ihr nicht zur Seite; ſie ſah ſich allein, denn auch der Kämmerer hatte ſie verlaſſen, und die Erinnerung an jenen Tag ſtand lebhaft vor ihr. Da rauſchte die wollene Tapete, ſie theilte ſich und die Königin trat, von Caracciolo geführt, ein. Conſtanze, bei ihrem Anblick des Vaters gedenkend, ſank, von Schmerz gebeugt, ihr zu Füßen und umfaßte krampfhaft ihre Kniee.

Stehe auf, Conſtanze! ſprach die Königin bewegt. Und Ihr, Giovanni, laßt uns allein! befahl ſie dem Kämmerer, der ſich auch entfernte.

Steh auf, Unglückliche! ſagte jetzt die Königin: Vor einer gefangenen Fürſtin darf kein Knie ſich beugen. Steh auf, komm an meine Bruſt! — Conſtanze erhob ſich, wehmuthvoll blickte ſie in die von Thränen getrübten Augen der unglücklichen Monarchin. — Wir haben beide viel verloren! begann dieſe, nun das Schweigen brechend: Du, einen Vater, ich, einen edlen, treuen Freund; laß unſere Thränen vereint um ihn fließen!

Und ſein Andenken uns heilig ſein! fiel Conſtanze, vom Gefühl überwältigt, ihr in's Wort.

Eine leiſe Röthe überflog bei dieſen Worten der Königin bleiche Wangen. — Ja, es ſoll uns theuer ſein! ſprach ſie, Conſtanze an ſich drückend. — Aber ſag' mir, mein Kind! fuhr ſie mit einiger Unruhe fort: was führt Dich zu mir? Sollte Dein Anblick meinen Schmerz erneuern? Ach! Schmerzen und Kummer habe ich ſattſam, ich bedarf nicht, ſie mit einem Wagniß, wie Dein Hierſein, zu erkaufen.

Nein, Hoheit! erwiderte Conſtanze mit Stolz: Mein Ziel iſt ernſterer, höherer Art.

Hat Dir vielleicht der Graf von Capua einen Auftrag gegeben! unterbrach ſie Johanna.

Ihr habt mit Pandolfello Alapo einen treuen Freund und Eure Krone verloren, ſprach Conſtanze mit hohem Ernſte: ich einen gütigen, liebenden Vater. Wir beide ſind tief gekränkt und Rache iſt der einzige Gedanke, der noch lebhaft, feſt in mir, ſo wie in Euch aufflammen muß, Rache an ſeinen Mördern.

Der Wille, mein Kind, wird nur ſelten zur That; ich bin gefangen, Du ein ſchwaches Weib! erwiderte die Königin.

Denkt an die erste Johanna von Neapel! raunte ihr Constanze leise und geisterhaft zu: Nur um die Krone auf ihrem Haupte zu befestigen, ließ sie es zu, daß der erdrosselte Leichnam ihres königlichen Gemahls aus dem Fenster des Schlosses zu Aversa herabgeworfen wurde; sie hatte keinen theuern Freund zu rächen — und Ihr?

Schweig! bat die Königin: Die Wände haben Ohren. — Rufe mir nicht die greuliche Geschichte zurück, schon der Gedanke daran macht mich beben. Eines Königs Leben ist heilig, die Engel schützen es; Königsmord versöhnt keine Buße, keine Absolution.

Die Engel schützen den Satan nicht! erwiderte Constanze, doch schnell sich fassend flisterte sie der Königin leise in's Ohr: der Graf von Capua, der schon einmal das Amt des Henkers übernahm, will es zum zweiten Mal, Euch zur Rettung, übernehmen; hat er die That vollbracht, dann übergebt ihn freiwillig seinen Richtern, wie jene Johanna des Königs Mörder nur gezwungen übergab. Ihr und ich seid dann zwiefach gerächt und der Geist meines Vaters ist versöhnt.

Sinnend sah die bleiche Fürstin vor sich hin. Muthlos und doch lüstern nach Rache stand sie da, jede Lebenskraft erschlafft, ausdrucklos ihr Antlitz; das Auge starr, aber matt, blickte leblos vor sich hin. Allmälig, als wenn das Leben dem Tode die Beute wieder abgewinnt, rötheten sich die Wangen, ward das Auge lebhafter. — Ha! rief sie plötzlich: so soll es sein:

Constanze! wandte sie sich zu der Erstaunten, und es war eine ganz andere Gestalt, die jetzt vor ihr stand: Sage dem Grafen von Capua, daß ich ihn in drei Tagen um diese Stunde hier erwarte; ist vielleicht der Großseneschall in Neapel, mag er ihn begleiten. Giovanni soll sie in der Dämmerung im Vorzimmer des Königs treffen und in's Geheim zu mir führen. Dann soll die Stunde der Rache für Dich und mich schlagen!

Bei diesen Worten tönte im Schloßhofe der Klang von Jagdhörnern. Caracciolo stürzte herein.

Der König kehrt schon von der Jagd zurück, und wollte doch erst morgen —

Banget nicht, Giovanni! unterbrach ihn Johanna mit Ruhe: Führt die Dame in Euer Zimmer und sobald der König in's Schloß getreten ist, könnt Ihr sie, während des Getümmels der Jäger und Rosse, unbemerkt aus dem Castell bringen; doch müßt Ihr dann schnell zurückkehren, denn fände man, besonders heute, meinen Wächter nicht auf seinem Platze, verlöre er sicher seinen Posten und ich mit ihm einen edlen Freund. — Lebt wohl! — Sie nickte Constanzen freundlich zu und verließ eiligst das Kabinet.

Nach kurzem Harren, während welchem Constanze Zeit hatte, über das sonderbare Benehmen der Königin, welches einen unangenehmen Eindruck bei ihr zurückgelassen, nachzudenken, führte Caracciolo sie zwischen dem wilden Treiben auf dem Schloßhofe unbemerkt hindurch. Jeder, dem sie begegneten, glaubte, es sei ein galantes Abenteuer, welches er bestehe,

niemand that als bemerke er sie, und so gelangten sie vor das äußere Thor. Der Kämmerer geleitete sie noch eine kleine Strecke längs dem Strande, dann, sich entschuldigend, daß er sie schon hier verlassen müsse, sagte er theilnehmend: Rechnet auf mich wie auf Eueren treuesten Freund, und lebt wohl, Signora! — Hierauf verließ er sie.

Constanze eilte nun, den Schleier dicht über sich gezogen, jeden Vorübergehenden sorgsam vermeidend, der Wohnung Gurello Origlia's zu. Ohne irgend auf etwas zu achten, immer nur mit ängstlichem Blick nach den erleuchteten Fenstern des noch fernen Hauses blickend, bemerkte sie einen Vermummten nicht, der, sie stets im Auge behaltend, ihren raschen Schritten folgte. Plötzlich hemmte der leise Ruf: Constanze! ihre Eile; sie schaute um, erblickte die Gestalt und ihr Gang ward nun beflügelt. — Constanze! erschallte es noch einmal mit starker, vernehmlicher Stimme hinter ihr, und sie stand wie gebannt.

Folge mir und schweige! sagte der Vermummte, der sich ihr jetzt nahte. Constanze folgte, ohne ein Wort zu erwidern, der finstern Gestalt, deren Harnisch unter dem Reitermantel hervorblitzte. Jetzt hielten sie bei Origlia's Wohnung an.

Sorge, daß ich ungesehen eintreten kann! sagte hier Urban, denn er war es. — Sie trat in's Haus, doch bald kehrte sie wieder zurück und führte ihn unbemerkt in ihr Gemach. — Constanze! sagte er, und sein finsteres Auge begegnete dem liebevollen Blicke der Gattin: muß ich Dich so treffen? An dem Arme eines Mannes, der Dir seine treuen Dienste versichernd ein trauliches Lebewohl sagt? Wie eine Abenteuerin, bei Nacht auf der Straße irrend, finde ich Dich — wie kann ich Dich mit freudigem Herzen empfangen?

Du kannst es, mein Geliebter! erwiderte sie, sich an seinen stählernen Panzer schmiegend: Blick' in mein Auge, es schaut offen nach Dir; blick' auf meine Wangen, siehst Du da die Röthe der Scham? Vielleicht den Purpur des Entzückens, Dich wieder zu sehen, Dich an meine Brust zu drücken.

Wo warst Du? fragte Urban immer noch finster: Was trieb Dich allein hinaus in das Dunkel der Nacht?

Mein Beruf! erwiderte sie, und der freundliche Zug ihres Mundes war verschwunden, düsterer Ernst umzog ihn: Ich war bei der Königin!

Und wie kamst Du zu ihr, deren Zimmer jedem, am ersten wohl der Tochter Alapo's verschlossen sind?

Der Graf von Capua schaffte mir die Gelegenheit. Der Kämmerer Caracciolo führte mich ein! erwiderte sie.

Der Graf von Capua, welcher Dich zum Preis der Rettung Pandolfello's setzte? Giovanni Caracciolo, der, wie es verlautet, Deines Vaters Stelle bei der Königin einnimmt? Und was wolltest Du bei ihr?

Der Graf von Capua soll den König morden und dann auf dem

Blutgerüſt ſterben; ſagte ſie mit furchtbarem Tone: ſo hab' ich mein Wort gelöſ't und die Ruhe kehrt wieder in meine Bruſt zurück.

Conſtanze! rief Urban, ſich ihren Armen entwindend: Weib, das einem Engel an Liebreiz gleicht, wie kannſt Du, ſelbſt zum Tiger geworden, einen Tiger reizen, den königlichen Löwen zu morden, damit er ſich ſelbſt verderbe! Wie kannſt Du zu einem Königsmord Deine Hand bieten! Ueber ein gekröntes Haupt breitet Gott ſeine ſchützende Rechte.

Ich muß! erwiderte ſie, und auf ihrem Antlitz ſprach ſich der tiefe Schmerz aus: Sieh, Urban, ich gleiche einer Harfe, die, an den Fels gelehnt, einſam ſteht; keine Hand vermag ihr ſanfte Töne zu entlocken, ſelbſt die Deine nicht, mein Geliebter! Nur wenn der Abendwind um ihre Saiten ſpielt, tönen ſie zuweilen leiſe und wehmüthig; aber rauſcht der Sturm durch die Bewegten, erfaßt er die tiefe unmelodiſche Saite, welche die rauhe Hand des Schickſals verſtimmte, dann ſchweigt die ſanfte Harmonie und ein dumpfer, hohler Accord, gleich Grabgeſang, hallt durch die Luft. Dies iſt der Ton meines Innern! Iſt der Sturm vorüber, hat Blut den Vater verſöhnt, dann ſtimme die Hand der Liebe auch die Saite wieder, und in ſanftem Accorde ſoll die Harfe Dir tönen, bis ſie am Grabe verſtummt!

Und wer führte den Grafen von Capua zu Dir, Du Unglückliche? fragte nun der Gatte tief gerührt: Was brachte Dich mit ihm in ſo blutige Berührung?

Der Zufall. Sein Haß gegen den König iſt ſo glühend, wie ſeine thörigte Leidenſchaft für mich. Er war zu Allem bereit.

Und für welchen Preis? fuhr Urban auf.

Für einen blutigen — den Tod. — Auf dem Blutgerüſte, wie der Vater, muß auch e r fallen!

Conſtanze! ſagte nach einer langen Pauſe der Gatte: Du weißt, wie grenzenlos ich Dich liebe; ich duldete Deine abſtoßende Kälte, Deine berechnete Züchtigkeit; ich ehrte die ſtrenge Sitte der Jungfrau, darbte an jedem unſchuldigen Liebesgenuß und lebte nur einer belohnenden Zukunft. Aber die zarte Sitte der Jungfrau iſt, ſeit der Prieſter uns vereinte, nicht ganz mit übergegangen in die Ehe; Conſtanze Origlia gleicht nicht mehr Conſtanze Alapo!

Das Wort iſt hart und verwundet tief, ſprach ſie, ſich abwendend: hart, ſelbſt wenn es Wahrheit wäre. —

Es ſ o l l Dich ſchmerzen, Conſtanze! erwiderte Urban: Die Hand der Liebe ſchlägt oft heilſame Wunden. Sage ſelbſt, iſt nicht der beharrliche Sinn der Jungfrau zum blutigen Starrſinn geworden? Nur an der Rache hängt Dein Herz, den ſanfteren Gefühlen der Liebe iſt es verſchloſſen.

Kannſt D u das ſagen? fragte ſie betrübt.

Ja! erwiderte er ernſt: In das Heiligthum unſerer Liebe drang ein finſterer Geiſt, und Du vermagſt nicht mehr, ihn daraus zu bannen, dort

zerstört er Alles, was dem Herzen theuer und werth war, selbst der Glanz der himmlischen Blumen, welche uns dort erblühten, erlischt, von seinem giftigen Hauche berührt. Solch feindlicher Dämon darf nicht um den Engel der milden Liebe schweben, solcher Zwiespalt kann nicht in einem Herzen wohnen, ohne es zu zerstören; er ist gegen die Natur. Gieb Dich den zarten Gefühlen wieder und überlaß dem Manne die Rache!

Dir? sagte, aus ihren Sinnen aufgeschreckt, Constanze.

Ja, mir! erwiderte Urban: Franz Sforza steht mit dreitausend Kürassieren und tausend Mann Fußvolk bei Benevent; wir rücken bald gegen Neapel und hoffen, daß wir hier noch Herzen finden, welche, der französischen Herrschaft müde, uns entgegenschlagen werden. Laß uns den König im offenen Kampfe vom Throne stoßen: im Zweikampf die Richter Deines Vaters zum Gottesgericht ziehen!

Und im Kampfe fallen, daß mir noch die blutige Pflicht würde, auch Dich zu rächen? unterbrach sie den Gatten mit Heftigkeit: Nein, Urban! wozu der Vater sie in der Marterstunde weihte: zum Tode auf dem Blutgerüste, dahin muß ich sie führen, der muß ihnen werden, nicht ein ehrlicher Reitertodt!

Constanze, bindet nur der furchtbar gesprochene Eid Deinen Willen, so hat die Kirche Mittel, Dich von dem unweiblichen Gelübde freizusprechen.

Wie die Liebe zu Dir, mein Gemahl, unauslöschbar in meinem Busen waltet, erwiderte sie, und ihr Auge ruhte fast bittend auf Urban: wie keine Gewalt der Erde dies Gefühl aus meinem Herzen reißen kann, wie sie einen Theil meines ganzen Wesens ausmacht, so hat sich auch der Durst nach Rache meiner bemächtigt und zwingt mich, ihn zu stillen. Nicht mein Schwur hält mich auf meinem Wege fest, er mag in Sturmes Gebrause verhallt sein, denn was die Verzweiflung spricht, hört ja der Barmherzige nicht; eine unwiderstehliche Gewalt zieht mich fort, ewig steht das bleiche Haupt meines Vaters vor mir und mir ist, als ob seine blassen, geschlossenen Lippen sich öffneten und mir zuriefen: Räche mich! — Ach! ich bin den finstern Mächten verfallen! der Zwiespalt hat mein Herz zerrissen, nur Deine Liebe erhält mich noch. O, mein Urban! rief sie und sank vor ihm nieder: verlaß mich nicht, entziehe mir Deine Liebe nicht! Sie allein ist der gute Engel, der mich noch schirmend umschwebt, der mich vo Verzweiflung schützt. Dulde mich, habe Mitleid mit mir!

Urban erhob und drückte sie an seine Brust. Vermag die Liebe nicht, Dich von der Dornenbahn zu leiten, so will sie Dir doch treu zur Seite stehen, die Wunden heilen, welche die Dornen Dir ritzten; treu will ich Dir tragen helfen und Dein liebender Gatte sein — so lange Du meiner Achtung werth bleibst. Aber, Constanze! führte Dich der Wahnsinn aus dem Kreise der Weiblichkeit, entmenschlichte er Dich — einen Tiger könnte ich nicht an meine Brust drücken — dann —

Dann? rief ſie auffahrend.

Dann überließ' ich Dich den finſtern Mächten und Dein Engel wär' von Dir gewichen! ſagte er mit gepreßter Stimme.

Starr ſah ihn Conſtanze bei dieſen Worten an. Ihr Auge rollte glühend, faſt zornig; doch allmählig löſchte die Thräne der Wehmuth die Flamme. — Iſt das die Liebe, die im Unglück nicht verläßt? rief ſie ſchmerzvoll: Iſt das die ewige, unwandelbare Liebe? Ich würde Dir in Unglück und Gefahr treu zur Seite bleiben, und wenn der Wahnſinn Dich ergriffe, Dich das Schrecklichſte begehen ließe, Du mich von Dir ſtießeſt, würde ich Dich auf meinen Knieen bitten: Laß mich Dein guter Engel ſein, der Dich mit doppelter Treue umſchweben und Dich nicht den finſtern Mächten überlaſſen will! Und, da auch Du mich verläſſeſt, rief ſie, die Hände faltend und ſie gen Himmel hebend: übergebe ich mich Gott und ſeiner Barmherzigkeit. Er verläßt die Unglückliche nicht, ſeine Liebe iſt ewig!

Auch die meine! rief Urban erſchüttert: Auch die meine ſoll es ſein bis zum Tode!

Amen! ſprach Conſtanze: Und nun erſt fühl' ich mich ſtark, und, Deiner Liebe gewiß, gehe ich meinem finſtern Schickſale ſtandhaft entgegen! —

Auf dem alten, noch von den Normannen erbauten Schloſſe in Tricarico, welches die Stadt gegen Süden vertheidigte, führte eine lange hochgewölbte Halle nach dem Thurme, welcher die Hauptbefeſtigung des Schloſſes ausmachte. Von ungeheurer Dicke, als ob der Erbauer ſchon im Voraus auf die Macht des Geſchützes, womit er jetzt beſchoſſen wurde, gerechnet hätte, umgab ihn eine, mit Bruſtwehr und Schießſcharten verſehene Gallerie, von der man die umliegende Gegend ganz überſehen konnte. Die Halle, welche dieſen einzeln ſtehenden Rieſen mit dem Schloſſe verband, war der gewöhnliche Aufenthalt des Kriegervolks, und es hatten wohl an 300 Mann Raum darin. Auch heute, obgleich die meiſten der Knechte ſich unten in der Stadt zur Vertheidigung der Mauer befanden, da eine beſondere Thätigkeit im Lager einen Angriff befürchten ließ, war es ſehr lebhaft.

Noch ein hübſches Häufchen alter Kampfgeſellen war hier verſammelt, unter welchen Pedro, Joſepha's Vater, als ihr gefürchteter Hauptmann, ſtolz einher ſchritt und genaue Aufſicht über die Arbeit hielt, womit ſeine fleißigen Knechte, meiſt ehemalige Spießgeſellen, ſich beſchäftigten; er ſchien heute von beſonders guter Laune zu ſein. — Nur immer wacker, ihr muntern Kumpane! rief er ihnen zu: nur wacker, daß die Waffen bald wieder in Stand kommen. Mir ahnet, das adelige Volk da unten wird nicht länger ſäumen, und da die ungeſchliffenen Karthaunen ein Loch in die Stadtmauer geſchoſſen haben, werden ſie nun wohl endlich einen Sturm wagen. Nur friſch an's Werk, ihr alten Geſellen! müßt ja doch für die jungen Unbär-

tigen Alles wieder in Stand ſetzen; aber nur immer zu, ein Stoßgebet an St. Georg, und fleißig die Becher geleert, ſo wird es ſchon gehen.

Rüſtig arbeiteten nun die Alten, die mit ihrem zottigen Haar, ihren langen Bärten und dem verwogenen Blick ihrer glühenden Augen ſo furchtbar ausſahen, daß ſelbſt der Teufel ſich nicht wohl in ihrer Mitte befunden hätte. Hier hämmerte der Eine die Schiene eines zerhauenen Halskragens wieder zuſammen, dort flocht ein Anderer, eine verroſtete Zange in ſeiner rauhen Hand, den geborſtenen Draht einer Helmdecke; hier wurden zur Partiſane und Pike tüchtige Stangen glatt gehobelt und die Scharten aus den Schwertern gewetzt. Am aufmerkſamſten aber war der Alte auf die Armbrüſte, die in bedeutender Menge an der Wand hingen; er ſelbſt probirte jede und ſah nach, ob die Senne nicht ſchlaff, das ſtählerne Rad noch in gutem Stande ſei. Die Zurichtung der Bolzen und Pfeile, von denen ein großer Vorrath zuſammengeſchichtet war, überließ er den Andern.

Von dem Zuruf des alten Pedro aufgemuntert, war in der Halle ein ſo reges Treiben, ein Hämmern und Klopfen, ein Klirren der Waffen, daß man hätte glauben ſollen, ſich in der Werkſtatt Vulkans zu befinden, hätte nicht das Singen luſtiger Lieder des Einen, das Ave Maria und das brünſtige Beten des Andern, ſelbſt das Fluchen des Dritten enttäuſcht. Auch die Erinnerung aus früherer Zeit, an ſo manche liſtig vollbrachte That, würzte die Arbeit, und der Wein, dieſer Sorgenbecher, erheiterte die mürriſchen, bärtigen Männer und brachte Leben und Freude unter ſie Lieder, ſonſt nach reicher Beute bei wilden Gelagen geſungen, ertönten von den taktmäßigen Schlägen der Hammer begleitet, die Becher kreiſ'ten, aber immer wilder wurde der Lärm, immer rüſtiger ging es an die Arbeit, als ein junger feiner Burſche, die Laute in der Hand, auf eine Tonne ſprang. — Ruhe! riefen mehrere Stimmen. — Antonio will das Lied zu Ehren des Fräuleins ſingen! brummte ein alter grauer Geſelle: Hört andächtig zu und fallt fein ordentlich im Chorus ein. — Der junge Krieger that einige Griffe auf ſeinem Inſtrumente, dann ſang er ein Lied, welches er ſelbſt gedichtet hatte, und unter Hammerſchlägen und Schwertergeklirr fielen die wilden Krieger ein, wiederholten die letzten Strophen und leerten die Becher, indem ſie ſangen:

Der Donna mit edlem, hohen Muth
Bieten wir willig unſer Leben und Blut,
Für Sforza's Tochter, die edle Maid,
Zieht ſelbſt der Räuber zum ehrlichen Streit.

Eben tönte der jubelnde Lärm durch die Halle, die Becher klirrten auf das Wohl Margaritta's, als die Glocke, welche in der Mitte des Gewölbes hing, laut anſchlug. Das Lied verſtummte.

Zu den Waffen! rief Pedro: Schnell jeder auf ſeinen Poſten! — Er ſelbſt ergriff die Streitaxt, nahm ſeine Armbruſt und den Köcher mit Pfeilen, drückte ſeine Eiſenhaube tief in's Geſicht und eilte die Wendeltreppe

hinauf, welche nach dem Thurme führte. Hier ſah er von der Gallerie forſchend hinab in's Thal, wo das Lager das Großſeneſchalls ſich wie ein eiſerner Reif um Tricarico zog. Hell glänzten dort, von der Morgenſonne beſtrahlt, die Waffen; das ganze Lager ſchien in Bewegung, doch wieherten die Streitroſſe nicht unter der Laſt ihrer Eiſendecken, der ſchwere Panzer drückte nicht die Bruſt des Kriegers; Alles war friedlich. Nur drei Ritter mit ihren Dienern, einen Trompeter an ihrer Spitze, ſah er aus dem Lager der Stadt zu ziehen. Dies hatte die Schildwacht auf dem Thurme vermocht, die Glocke zu ziehen, welche das Zeichen der Annäherung des Feindes gab und welche ſo plötzlich Geſang und Arbeit unterbrochen hatte.

Pedro war über dieſen unerwarteten Beſuch verwundert, mehr noch, als er die Trompete unfern des Stadtthores ſchmettern hörte, den Hauptmann Micheletto ſich im Schloßhofe auf ſein Roß ſchwingen und mit hinlänglicher Begleitung in die Stadt reiten ſah. Bald ward das Thor geöffnet, Micheletto zog zu den feindlichen Rittern hinaus, ſprach mit ihnen, führte ſie dann in die Stadt und von da in das Schloß.

Hier wurden ſie in den großen Waffenſaal geführt, von Micheletto bewillkommt und ihnen der Ehrentrunk gereicht. Es waren: der Hauptmann des neuen Schloſſes, der jugendliche Angelo Bellano aus dem Hauſe Sanſeverino, der Graf Ruffo Cajetano und der, ſeines Muthes und ſeiner Beredtſamkeit wegen, ſo berühmte Antonio Puderico. Dieſer nahm das Wort.

Werther Herr! ſprach er zu Micheletto: Wir ſind von dem Großſeneſchall, dem edlen Grafen von Troja geſandt, mit Euch, dem Befehlhaber dieſes Schloſſes und dieſer Stadt, in Güte zu unterhandeln.

Herr! unterbrach ihn Micheletto: Ich bin zwar des Großkonnetables treuer Diener, doch weder von ihm, noch von ſeinem Sohne hier zum Befehlhaber beſtellt. Verzeiht einen Augenblick, mich dünkt, ich höre kommen.

Als er dieſes ſagte, öffneten ſich die Flügelthüren und Margaritta, gewappnet wie zur Schlacht, nur daß ein reichgekleideter Page ihren Helm trug, trat ein; mehrere Ritter und Krieger, unter denen ſich der alte Pedro befand, folgten ihr.

Mit königlichem Anſtande ſchritt ſie auf die Abgeſandten des Seneſchalls zu, die, ſie begrüßend, ſich zwar vor ihr beugten, doch ſchnell den Blick wieder erhoben, um die herrliche hohe Geſtalt des Mädchens zu ſehen. Ihr langes braunes Haar rollte in dunklen Locken über den ſchwarzen Harniſch, den eine weiße Schärpe, in welcher der goldene Löwe Sforza's geſtickt war, zierte; ein Dolch mit funkelndem Griff ſtack im goldenen Wehrgehenk und ein einfaches kurzes Schwert hing an ihrer Seite. Sie erwiderte die Begrüßung der Abgeſandten und ihr feuriges dunkles Auge heftete ſich feſt auf die drei Ritter, als ſie mit Würde fragte, was ihr Begehr ſei.

Signora, befehlt Ihr im Schloſſe? entgegnete ſtatt der Antwort Antonio.

So wie Ihr seht, befiehlt hier die Tochter Sforza's! erwiderte Margaritta.

Nun dann, Dame! fuhr Antonio Puderico fort: so muß ich also an Euch, die holde, muthige Vertheidigerin Tricarico's, meinen Auftrag richten, und ich thue es mit Freuden, da es mir Gelegenheit gibt, eine Dame zu sehen, in welcher Schönheit und Muth sich so herrlich vereinen.

Zur Sache, werther Herr! nahm Margaritta das Wort: Wenn wir uns einmal am Hofe der Königin Johanna finden sollten, und es beliebte Euch auch da, mir Schmeicheleien zu sagen, so hätte ich vielleicht die Laune, Euern Scherz zu erwidern; jetzt aber bitte ich um Euern Auftrag.

Nachdem die Geißeln durch die Einnahme von Oppido frei geworden, begann Antonio: steht das Leben Eures Vaters in Gefahr —

Gab nicht Euer König sein Wort? unterbrach ihn Margaritta rasch.

Was den König zwang, sein Wort zu geben, ist nicht mehr! fuhr Antonio fort: Seine Ritter sind frei und Euer Vater noch im Kerker, da könnte leicht —

Jacob von Bourbon sein Wort brechen? unterbrach ihn die Signora noch einmal: Ich glaube es fast und finde es selbst bei solchem Manne natürlich.

Der Großseneschall, fuhr der Ritter fort: Eurem Vater auch im Unglück gewogen, glaubt ein Mittel gefunden zu haben, ihn zu retten.

Laßt hören!

Uebergebt ihm Tricarico unter der Bedingung, daß der König durch einen Eid Euerem Vater das Leben zusichert. Der Großseneschall und wir verpflichten uns, daß der Eid gehalten werde.

Ihr Herren! erwiderte Margaritta lächelnd: Wie soll ich dem Eid eines Mannes trauen, dem sein Wort nicht heilig ist? Wie Männern trauen, die den heiligsten, als Vasallen geleisteten Schwur brechen konnten? Nein, werthe Herren, da kenne ich ein sichreres Mittel. — Ihr seid vom Geschlecht der Borgo, Ihr, Herr, wandte sie sich zu Angelo Bellano: stammt aus dem edlen Hause der Sanseverino, Ihr aber gehört den mächtigen Cajetanern an; Freunde, Verwandte habt Ihr in Menge, vor deren Macht Jacob von Bourbon zittern muß, Ihr sollt, statt der durch Verrath freigegebenen Franzosen, meinem Vater als Geißeln dienen. Gebt Eure Schwerter ohne Widerstand ab; eine Haft soll Euch hier werden, wie sie meinem edlen Vater in Neapel ward.

Staunend, verwundert sahen die Ritter auf die Jungfrau, deren feuriger befehlender Blick von ihrem Gefolge verstanden und auch sogleich vollzogen wurde. Die Ritter sahen sich so dicht umgeben, daß an keinen Widerstand mehr zu denken war.

Ist es Sitte, rief jetzt der jugendliche Angelo Bellano: Gesandte, die mit sicherem Geleit hier einritten, heimtückisch gefangen zu nehmen? Ihr

Männer und Kriegsleute, die ich im Gefolge dieser geharnischten Dame erblicke, duldet Ihr diesen Verrath?

Auch Sforza, unser Kriegsoberste, wurde hinterlistiger Weise gefangen genommen! entgegnete Micheletto.

Und Euer König bricht sein Wort! fiel Margaritta schnell ein: warum sollte ein Weib es nicht, deren Geschlecht Ihr überdies für so wankelmüthig haltet? — Doch, Ihr Herren, ein ernstes Wort! Die Noth, in welcher ich meinen Vater weiß, zwingt mich zu diesem Verfahren, und Ihr werdet es der Tochter verzeihen, daß sie so handeln muß. Eure Geschlechter sind mächtig, sie waren es, welche dem französischen Grafen die Krone Neapels aufsetzten; mögen sie sich auch jetzt um seinen Thron versammeln und Eure Freiheit erbitten, die Euch nur wird, wenn Mutius Sforza aus seinem Gefängnisse tritt.

Antonio wollte ihr noch fernere Vorstellungen machen. Margaritta aber unterbrach ihn.

Ich weiß nicht zierlich zu reden, nicht Eure Einwürfe mit Scharfsinn zu beantworten; ich weiß besser die Armbrust zu spannen, als meine Worte künstlich zu setzen; deßhalb kann ich Euch nur sagen, daß es mir leid thut, so handeln zu müssen. Sendet Botschaft in's Lager, laßt Euren Freunden und Verwandten wissen, Margaritta Sforza habe geschworen, daß es Euch ergehen solle wie ihrem Vater; ein gleiches Gefängniß, gleicher Unterhalt, Freiheit oder Tod soll Euch werden! Was Euer König dem Großkonnetable geben wird, werde auch Euch!

Signora! nahm jetzt Angelo Bellano, der sie nicht ohne Bewunderung angestaunt hatte, das Wort: Die Bombarden haben in der Mauer der Stadt Bresche geschossen; ist es dem Seneschall Ernst, die Stadt zu nehmen, so bedarf es eines Sturmes und sie ist sein.

Wäre dem so, dann bleibt mir das Schloß! erwiderte Margaritta.

—Und wenn auch dieses genommen würde? sagte der feurige Jüngling nicht ohne Theilnahme.

Dann, werther Herr! ja dann hat das Spiel ein Ende — und mein Ziel ist erreicht! sagte sie ernst! Wer den Panzer umschnallt, das Haupt mit dem Helme deckt, das Schwert ergreift, der muß mit dem Tode vertraut werden und ihn ruhig erwarten.

Trotz der Drohungen der Ritter, trotz der augenscheinlichen Gefahr, welcher sie durch diesen kühnen Schritt entgegen ging, blieb sie in ihrem Entschlusse fest und ließ die Gefangenen in den Thurm führen, wo sie, gleich ihrem Vater, in einem eben nicht freundlichen Gefängnisse auf den Tag der Freiheit harren mußten; zugleich ließ sie durch einen Geistlichen, den sie der Vorsicht wegen dazu ausgewählt, ihr Betragen bei dem Großseneschall durch die Nothwendigkeit entschuldigen.

Kaum waren die Barone in's Gefängniß geführt, kaum hatte sich die Kunde von dem Vorgefallenen im Schlosse und in der Stadt verbreitet,

als überall ein lauter Jubel erscholl. In der Halle, wohin sich die Krieger wieder zur Arbeit begeben, hatte Antonello noch einmal die Laute ergriffen und sang das Lied zu Ehren der Tochter Sforza's, wo dann der Chorus wacker einstimmte und Pedro, stolz auf seine muthige Enkelin, den Wein zu spenden nicht vergaß; überall war Lust und Freude, Jeder glaubte nun sicher Sforza und die Stadt gerettet, und so still es im Lager war, so lebhaft sprach sich hier der Jubel aus. Nur Margaritta theilte ihn nicht.

Sie saß am hohen Fenster und sah sinnend hinab auf das feindliche Lager. Die Antwort, welche der Seneschall dem Priester im Geheim gegeben, ließ sie vermuthen, er freue sich, daß sie die dargebotene Gelegenheit benutzt habe, ihres Vaters Leben, wenigstens für den Augenblick sicher zu stellen; aber diese Antwort war es nicht, was ihre Gedanken umfangen hielt; ihr Sinnen war anderer Art. Ein leiser Druck der Hand, ein Blick aus Micheletto's feurigem Auge, Worte der Bewunderung aus der Tiefe seines Herzens gesprochen, hatten ihre lebhafte Phantasie aufgeregt. Sie wollte freundlich des schönen, wackern Kriegers gedenken, der ein so treuer Freund ihres Vaters, so ausdauernd ihr zur Seite stand, aber sein Bild schwankte nur vor ihrem Blicke und bald zerfloß es in Nebel und Urban Origlia, dieser Mann ihrer ersten, wenn auch hoffnunglosen Liebe, trat herrlich aus ihm hervor und bannte sie fest an's einsame Fenster, obgleich die Sonne schon unterzugehen begann.

Hier überließ sie sich ihren Träumen, ganz in ihnen versunken, ließ sie alles um sich her unbeachtet, so daß sie selbst Micheletto's Eintreten nicht bemerkte. Der junge Krieger blieb bescheiden, das Auge fest auf sie geheftet, an der Thür stehen und ergötzte sich an ihrem Anblick. Die Abendsonne, welche ihre letzten Strahlen durch das Fenster warf, schien dem holden Mädchen ein traulich Lebewohl zu sagen und sich lange und gern dabei zu verweilen, denn ihre Strahlen, auf sonderbare Weise in den matten Scheiben des Bogenfensters sich brechend, bildeten einen goldenen Schein um das braungelockte Haupt der Sinnenden, daß man glauben konnte, eine Heilige in fromme Betrachtungen versunken zu sehen. Ihr Auge, von den langen dunkeln Wimpern bedeckt, blickte vor sich hin und ihren lieblich geformten Mund umzog ein schmerzliches Lächeln; die Wange, von irgend einer holden Erinnerung umschwebt, erglühte, und die gebräunte, immer noch schöne Hand spielte, dessen unbewußt, mit den über die volle Schulter herabrollenden Locken. Ueber das ausdrucksvolle Gesicht, über die herrliche Gestalt hauchte die Abendröthe ihre Zaubergluth und von ihr bestrahlt erschien die Jungfrau in heiligem Lichte.

Der rauhe, wilde Micheletto stand bewundernd und regunglos da. Frauenwürde zieht einen magischen Kreis um sich, hält den rohesten Mann von sich fern und stimmt die rauhe Saite seines Herzens sanfter. Der junge, wilde Krieger hatte bei ihrem Anblicke es nicht gewagt, von seiner Stelle zu wanken und Margaritta in ihrem Sinnen zu stören, und — warum sollte

er auch? Schwelgte sein Auge nicht in den Reizen des holden Mädchens, überflog sein Blick nicht ungestört die herrliche Gestalt, die er sonst nur flüchtig zu beschauen wagen durfte? Konnte er glücklicher werden als er jetzt war? Doch Margaritta selbst löſ'te den Zauber, der ihn umfangen hielt. Ihr Auge erhob sich, ohne ihn jedoch zu bemerken, der Arm, der ihr Haupt gestützt, sank schlaff auf ihren Schooß, die Hand, welche mit ihren Locken gespielt, ließ sie herabrollen und ein tiefer Seufzer hob die sanft bewegte Brust. Vergebens! rief sie, die Hand auf ihr Herz legend: vergebens klopfst du stürmisch! — Mit einem Blick voll Wehmuth der scheidenden Sonne Lebewohl sagend, erhob sie sich, sah Micheletto, erschrack, begrüßte ihn jedoch, ihn freundlich fragend: Waret Ihr schon lange hier, Micheletto?

Ob lange, ob kurze Zeit, weiß ich Euch nicht zu sagen, Signora! erwiderte er: Ich stand in Euerem Anschauen versunken und da ist die Zeit mit solcher Eile an mir vorüber geflogen, daß ich ihren Flug nicht bemerkte.

Habt Ihr Alles in der Stadt, im Fall eines Sturmes, angeordnet? fragte sie weiter.

Eure Befehle, Signora, sind befolgt.

Hat Pedro im Schlosse das Nöthige bereitet, um der Stadt zu Hülfe eilen zu können?

Der erfahrene Krieger hat Alles geordnet.

Nun dann, so können wir ruhig sein!

Ruhig sein? fuhr Micheletto auf, doch traf ihn ein ernster Blick Margaritta's, er preßte unmuthig den Griff seines Schwertes an sein Herz und schwieg. Auch die Signora schien keine Worte zu finden, das Gespräch fortzusetzen; sie trat an das Fenster zurück und blickte nach dem Lager hinunter.

Ich hätte wohl Lust, dort unten einmal einen Besuch abzustatten! begann sie nach langem Schweigen, während welchem Micheletto mit sich im Kampfe zu sein schien: Flattern die Banner der stolzen Barone doch so keck vor ihren prachtvollen Zelten, daß mir oft die Lust anwandelt, sie wegzureißen und Sforza's Löwen an ihre Stelle zu pflanzen. Was meint Ihr, Hauptmann?

Der Hauptmann räth vor dem Unternehmen ab, so sehr es Micheletto auch wünschte, erwiderte er kalt. Margaritta sah ihn fragend an, er schwieg, obgleich ihr Auge wieder freundlich auf ihm ruhte.

Aber plötzlich, als habe eine neue Lebensflamme ihn durchzuckt, schritt er auf sie zu, deren Antlitz jetzt ein hohes Roth überflog. Margaritta! rief er, und die Schranke war gebrochen: länger trag' ich meines Lebens höchsten Wunsch nicht mehr in meiner Brust verschlossen; die Flamme, welche ich so lange zu verbergen suchte, verzehrt mich!

Micheleteo! unterbrach ihn das Mädchen, und nicht finsterer Ernst, ein freundliches, theilnehmendes Lächeln schwebte um ihre Lippen: sprecht

nicht aus, was Ihr mir sagen wollt, — ich ahne, ich weiß es, und könnte Euch nichts erwidern. Ihr seid von edlem Geschlecht, — ich — bin meinem Vater nicht in der Ehe geboren und unter Räubern erzogen, meine Mutter ist eine arme Frau, die auf nichts stolz sein kann als auf ein Herz voll Liebe; oft hat sie durch sanftes Wort den gezückten Dolch der wilden Männer in die Scheide zurückgeführt und manche Frevelthat gehindert. Ihr Vater ist der Räuber Pedro, einst das Schrecken des Landes; es ist der alte mürrische Krieger, der sich nur in der Halle unter seinen alten Kumpanen wohl befindet. Wie kann Euch ein solches Mädchen genügen, das für Euch nichts Wünschenswerthes besitzt, als was Ihr selbst in so reichlichem Maße habt, Muth!

Ihr wollt einer Antwort ausweichen! fiel ihr Micheletto in die Rede: doch es soll Euch nicht gelingen, nicht dieser ernste, strafende Blick, nicht diese abwehrende Bewegung Eurer Hand soll mich hindern, Euch laut und offen das zu sagen, was ich nur zu lange in mir verschloß. Ja, Margaritta, ich liebe Euch, liebte Euch von dem ersten Augenblick, da ich Euch hier fand! Möget Ihr unehelich geboren, von Räubern erzogen sein, was kümmert das mich? Herrlich steht Ihr vor mir, eine schlanke, dem Himmel entgegenstrebende Pinie; was frag' ich, ob sie auf moorigem Grunde, oder auf hohem Felsen sich so schön ausbreitete? Euch begehr' ich, die edelste, muthigste der Frauen und die Schönste, die mein Auge sah, Euch begehr' ich zum Weibe, damit das Starke mit dem Starken, die Kraft mit der Kraft sich eine und mein wildes, rohes Gemüth in den zarten Banden der Liebe wieder zart und menschlich werde. Wendet Euch nicht von mir ab, Margaritta! ich weiß, Ihr blickt nicht mißfällig auf mich, Ihr achtet mich, ich bin Euch werth, und doch schwieg ich und vermochte mein stürmisches Herz zu zähmen. Nehmt das als Beweis meiner innigen, bescheidenen, grenzenlosen Liebe und erwidert sie. — Eine Thräne in Euerem Auge? rief er, als sie ihr holdes Antlitz wieder nach ihm wandte: Nein, Margaritta, wehe thun wollt' ich Euch nicht, nicht unzart Euer Herz berühren, das wollt ich, bei Gott, nicht!

Micheletto! nahm Margaritta das Wort: hört mich an und zürnt mir nicht; hört mich ruhig an, mein werther Freund!

Ich verstehe Euch, sagte der junge Krieger, und die Flamme seines Auges erlosch: ich verstehe Euch, Signora, Ihr wünscht, ich soll mit Fassung mein Todesurtheil vernehmen. Sprecht es nur aus, redet!

Waret Ihr Herr Eures Herzens, als die Neigung zu mir sich in das unbewachte schlich? Konntet Ihr ihm gebieten, sich meinem Bilde zu verschließen und es aus seinem Heiligthume zu verbannen? fragte sie mit sanftem, beschwichtigenden Tone.

Nein, Margaritta, das hätte ich nicht vermocht.

Seht, Micheletto, so ging es auch mir! sprach sie erröthend und wendete sich schnell ab.

Ha! rief er: Ihr seid schon beglückt und bedürft des lästigen Mannes nicht mehr, es zu werden.

Beglückt? unterbrach sie ihn schmerzvoll: Beglückt? Nein, das bin ich nicht! Gebrochen ist dies Herz — für ewig! Aber warum klagen? Seinem Schicksale vermag keiner zu entgehen, nur es muthig zu ertragen, dazu ward dem Erdgebornen die Kraft. Ja, Micheletto, als ich Euch das erstemal sah, stand schon eines Mannes Bild in meinem Herzen, ein Bild, das es, wenn auch hoffnunglos, bis zum Grabe mit sich führen wird. Ihr seht, der Liebe ist kein Plätzchen mehr geblieben, wohl aber dem Freunde, dem treuen, edlen Freunde, der mich uneigennützig liebt, den ich achte, der mir werth ist; ihm reich' ich die Hand zu dem Freundschaftsbunde, der auch dauern mag durch das ganze Leben. Stoßt sie nicht zurück, ehrenwerther, mir theurer Mann!

Sie reichte ihm die Hand, stürmisch ergriff er sie und preßte sie an sein Herz. Hast doch nach manchem Sturm des Lebens einmal geträumt, armes Herz! sprach er bewegt, und Hohn und Schmerz mischte sich in diese Worte: Bist bald wieder erwacht und dein kurzer Traum nahm ein schnelles, freudenleeres Ende. —

Wollt Ihr mein Freund sein? bat Margaritta noch einmal und hohe Röthe umzog ihre Wangen, als ihre Hand das Klopfen seines Herzens fühlte.

Ob ich es sein will, Margaritta? sagte er mit Heftigkeit: Muß ich nicht sein, was Ihr wollt, muß ich nicht Eurem Zauberblicke folgen, wohin er befiehlt?

Nicht dieser wilde Ton! unterbrach ihn das Mädchen ernst: Dem Freunde ziemt Besonnenheit! Wäre ich Euch früher begegnet, Micheletto, sprach sie bewegt, als des Kriegers Auge nun mit sanfter Rührung an ihr hing: dann hätten wir vielleicht beide nicht hoffnunglos geliebt!

Indem sie dies sprach, drangen die Töne einer Laute durch das offene Fenster aus dem Zwinger herauf; eine wohlklingende Stimme sang eine zärtliche Canzone, die bei dem Rauschen des Abendwindes, der in den dichten Zweigen eines Oleanderstrauches spielte, recht lieblich klang.

Ist das der Glückliche, der da unten wie ein Tauber in der Dämmerung girrt? fragte Micheletto auffahrend und wollte an's Fenster eilen.

Laßt ihn girren, gönnt ihm sein Abendlied! sagte Margaritta, ihn zurückhaltend.

Der Glückliche, rief immer noch der junge Krieger: wohnt also mit Euch hier oben auf dem Schlosse unter einem Dache? O verzeiht, Signora, daß ich vorhin mit meinem unüberlegten Geständniß Euch lästig wurde und die schönen Stunden trauter Liebe störte.

Micheletto! unterbrach ihn das Mädchen stolz: Welches Recht habt Ihr, mir zu zürnen, daß ich liebe? Welches Recht gab ich Euch über mein Herz, und wie könnt Ihr wagen, den Verdacht zu hegen, ich berge meinen Buhlen in den Mauern dieses Schlosses, und meine Liebe schleiche, wie

ein Verbrechen, im Dunkeln! Doch Ihr ſeid ein rauher, heftiger Mann, der Augenblick beherrſcht Euch, deßhalb will ich Euch verzeihen, will dem Freunde verzeihen, der jedoch nie vergeſſen mag, daß Margaritta Sforza frei und ungebunden handeln kann und wird, und er kein Recht an ihr hat, als das, welches ſie ihm freiwillig gibt — Der Mann, fuhr ſie freundlicher fort: der da unten ſeine thörige Leidenſchaft in ſeinen Liedern ausſpricht, gehört zu den Kriegsleuten meines Großvaters. Wer er iſt, blieb mir unbekannt; er geſellte ſich vor einem Jahre zu Pedro, ward durch ſein einſchmeichelndes Weſen bald der Liebling meiner Mutter und faßte eine ſchwärmeriſche Neigung zu mir. Er ſollte aber nicht die ſchlummernde Liebe in mir wecken, ſo ſchön ſein Aeußeres auch iſt, ſo lieblich auch die Lieder klingen, die er ſelbſt gedichtet, ſo ſchwärmeriſch er auch an mir hängt, ruht doch ein Etwas zwiſchen ſeinen finſtern Augenbrauen, das mich ſtets zurückſchreckte. Auch fühlte ich ſchon damals, als wir noch von Höhle zu Höhle zogen, ein zu ſtolzes Gemüth in mir ſich regen, als daß ich Neigung zu einem Räuber hätte faſſen können, und als ich erfuhr, daß ich Sforza's Tochter ſei, konnte ich nur mit Abſcheu auf meine Lage blicken, nur mit Widerwillen die Befehle Pedro's befolgen und des Jünglings Bewerbung ward mir läſtig. Er iſt mir auch hierher gefolgt, dient auf dem Schloſſe als gemeiner Knecht, und Ihr werdet ihn wohl kennen, wenn ich Euch ſage, daß es der iſt, deſſen Armbruſt ſo ſicher trifft. — Antonello! rief ſie jetzt hinaus: ſchweig' und ſtöre mich nicht länger durch Deinen Geſang. Gute Nacht! — Sie ſchloß das Fenſter; Geſang und Laute verſtummten.

Ihr ſeht, Hauptmann, fuhr nun Margaritta fort: daß er wenigſtens gehorcht, obgleich ich ihn nicht zu meinem Freunde erkor.

Unglücksgefährte! murmelte Micheletto vor ſich hin und ſchien auf Margaritta's Rede nicht geachtet zu haben: Sind Deine Lieder verſtummt, ſchweigt Dein Saitenſpiel? Nun — auch in mir ſoll es ſchweigen!

Wohl Euch, wenn Ihr es vermögt, unterbrach die Signora Micheletto's Selbſtgeſpräch: wohl Euch! Aber das Herz iſt keine Laute, welche, wenn die Hand die goldenen Saiten nicht mehr berührt, leiſe verhallt. Lange noch, wenn der Blitz auch längſt ſchon traf, rollt in tauſendfachem Echo der Donner nach, und die Erinnerung iſt dem Herzen ein gar treuer Bote. Wohl Euch, könnt Ihr vergeſſen!

Und könnt' ich es, rief Micheletto ſtürmiſch: ſo mag ich es nicht! Gute Nacht, gute Nacht, Margaritta! Ich will meinen Unglücksgefährten aufſuchen, er ſoll auf ſeiner Laute klimpern, ſeine Liebeslieder mir ſingen, und ſo will ich unter Gram und Schmerz die Nacht verbringen, welche all' meine Hoffnung verſchlang.

Lieber, ſtürmiſcher Mann! ſagte Margaritta und bannte mit dem Zauber ihrer Stimme den Forteilenden feſt: Hoffnung muß den Menſchen nie verlaſſen, nie das Vertrauen auf ſein Glück!

Bei dieſen Worten ſah er dem Mädchen ſtarr in's Auge, als ob er in ihrem theilnehmenden Blicke die Hoffnung finden, auf ihren roſigen Lippen das Glück ſuchen müßte; dann umſchlang er die Ueberraſchte plötzlich mit ſeinen nervigen Armen — doch, als reiße ihn eine höhere Gewalt von ihr hinweg, ſo heftig ließ er ſie los. — Nein, nein! rief er: ſo darf ich nicht freveln an der Heiligen! und ſtürzte hinaus.

Das ſprach Dein guter Geiſt! ſagte Margaritta, ihm nachblickend: Der Augenblick hätte mich für immer um einen Freund ärmer machen können!

Während Micheletto die Hoffnung verſchwand, leuchtete dem Großſeneſchall eine neue. Ein Eilbote brachte ihm vom Grafen von Capua ein Schreiben, mit der Bitte, ſchnell nach Neapel zu kommen, wo die Erfüllung ihres ſehnlichſten Wunſches ſeiner warte. Er ſäumte keinen Augenblick, traf die nöthigen Vorkehrungen im Lager und nach wenigen Stunden jagte er auf den längs dem ganzen Wege ſchon bereitſtehenden Pferden der Hauptſtadt zu, wo er in kurzer Zeit eintraf.

Hier erfuhr er durch den Grafen von Capua, daß die Königin nun ganz auf ihrer Seite und in ihre Pläne eingegangen ſei; Caracciolo, der bei dieſer Zuſammenkunft zugegen war, verſicherte überdies noch, daß alle, von dem Könige den Franzoſen ertheilten Lehne ihnen werden ſollten, und Johanna, das Geſchehene vergeſſend, ſich nur ihrer jetzigen Dienſte erinnern und ſie königlich belohnen würde. Der andere Tag, an welchem ihr Gemahl, ſeiner Gewohnheit nach, auf die Jagd zog, wurde zu einer geheimen Unterredung mit ihr beſtimmt, wo alles Nöthige verabredet werden ſollte.

Der König, von ſeinem Hofe umgeben, empfing am nemlichen Tage den Großſeneſchall, welcher bei dieſer Gelegenheit ſeinem Gebieter von der Gefangennehmung der drei Barone durch Margaritta Sforza, benachrichtigte. Je gleichgültiger der König bei dieſer Kunde war, deſto mehr brachte ſie die Barone in Bewegung, welche meiſt alle durch Bande des Blutes oder der Freundſchaft mit den gefangenen Rittern verbunden waren. Sie baten den König, Sforza die Freiheit zu geben, da es das einzige Mittel ſei, ihre Verwandten aus der Haft zu befreien; doch dieſer lächelte und ſprach die wohl ſehr unüberlegten Worte: Konnte ich meine Freunde und Landsleute in Oppido im Kerker laſſen, ohne ſie gegen Sforza auszuwechſeln, ſo mögen auch dieſe, mir Fremden, ihr Schickſal in Geduld ertragen. — Das laute Murren der ihn umgebenden Baſallen ſtörte ihn nicht in ſeinem ſtolzen Gleichmuthe, er verachtete ihre finſtern Blicke, und nur erſt dann bereute er das Geſagte, als Franzesco Riccobono, ein Schwäher des gefangenen Angelo Bellano, keck auf ihn zutrat.

Hoheit! ſprach der Kühne, dem Könige trotzig entgegen tretend:

verweigert Ihr uns auch, Sforza für unſere Freunde auszuwechſeln, ſo fordern wir doch das Leben der Gefangenen von Euch; es hängt, ſo wie wir vernahmen, an Sforza's Schickſal. Ich glaube, dem was ich eben ſagte, ſtimmen alle hier verſammelten Edlen Neapels bei, und auch die, ſo längſt des Hofes müde, ſich auf ihre Schlöſſer zurückzogen, ſind gewiß mit uns gleichgeſinnt.

Allgemeiner Beifall der anweſenden Neapolitaner begleitete dieſe Rede.

Der König, ſo ſehr ihn dieſe Kühnheit auch erſchreckte, behielt Faſſung genug, ſeinen Unmuth nicht laut werden zu laſſen, ſchien die Rede des Riccobono wenig zu beachten und wandte ſich zu dem Grafen von Capua, der mit heimlicher Freude dieſe Bewegung unter den Baronen beobachtete. — Jacob war noch nie ſo freundlich, ſo herablaſſend gegen den Grafen und den Großſeneſchall geweſen, als heute; er ſprach mit ihnen von dem bei Benevent zuſammengezogenen Haufen des Franz Sforza und gab dem Grafen Befehl, in möglichſter Eile ſeine Fahnen zu verſtärken, um dem tollkühnen Jüngling entgegen zu ziehen; den Großſeneſchall erſuchte er, ſo viel er an Kriegsvolk vor Tricarico entbehren könne, eiligſt nach Neapel zu ſenden, und lud beide, trotz dieſer Eile, auf morgen zur Jagd nach Salerno ein. Sie ſchlugen es unter dem Vorgeben ab, wegen der Ausführung der königlichen Befehle an der Theilnahme dieſes Vergnügens gehindert zu ſein, und der Monarch drang nicht weiter in ſie.

Am andern Morgen zog der König, von einer Menge Edler und einem anſehnlichen Gefolge Bewaffneter begleitet, aus Neapel. Die Nähe von Sforza's kleinem Heere, daß ſchon zuweilen bis in die Umgegend Neapels geſtreift, ſchien dieſe ſonſt bei Jagden ungewöhnliche Begleitung nothwendig zu machen. — Als der Zug dem Palaſte des Großſeneſchalls, bei dem ſich der Graf von Capua eben befand, vorüber kam, ſpotteten beide über den Monarchen, der, ohne von ſeinen Küraſſieren begleitet zu ſein, nicht einmal in der Nähe ſeiner Hauptſtadt einen Hirſch verfolgen dürfe, freuten ſich, als ſie ihn fern von Neapel wußten, und erwarteten nun mit Ungeduld den Kämmerer Caracciolo, welcher ihnen die Stunde der geheimen Unterredung mit der Königin noch näher beſtimmen ſollte.

Während ſie auf ihn harrten, war dieſer in dem Hauſe Gurello Origlia's, aus welchem ſich Urban ſchon längſt wieder entfernt hatte und, Gram im Herzen, von finſterer Ahnung gefoltert, zu ſeinem Freunde Sforza, der ihn in der Gegend von Benevent erwartete, geſtoßen war. Conſtanze hatte während der ganzen Zeit nur wenig über die Ausführung ihres Planes vernommen, der Graf von Capua, den ſie noch einmal und in Gegenwart Gurello's geſprochen, hatte nur Gelegenheit, ihr zuzuflüſtern, daß er zwar die Königin nicht geſprochen, jedoch Alles durch Caracciolo eingeleitet ſei, aber wie und wann, blieb ihr im Dunkel. Noch einmal ihn zu ſprechen, noch einmal durch Caracciolo's Vermittelung zu der Königin zu gelangen, ſchien ihr nicht gerathen, da Urban's Warnung ſie vorſichtiger

gemacht, und das ernſte Wort, welches er an jenem Abend ſprach, ſie mahnte, jeden Schein, der irgend einen Flecken auf ihre Sitte werfen könne, zu vermeiden. Auch glaubte ſie zu bemerken, daß der Vater ſie mehr als ſonſt beobachte, der alte Antonio ihren Schritten ſtets folge und Agathe und Joſephe ſie nicht mehr verließen.

Aber dieſe Ungewißheit ward ihr quälend; hatten auch Urban's ernſte Worte ſie erſchüttert, glaubte ſie auch ſeitdem, ſich nicht ganz ohne alle Rückſicht von ihrem Rachegefühl hinreißen laſſen zu dürfen, ſo zog doch eben dies Gefühl ſie unaufhaltſam fort, und ſie ſah mit Grauen, daß ſie ihrem Schickſal unwiderſtehlich verfallen ſei. Deßhalb war ihr die Ankunft Caracciolo's erfreulich, der ſie im Namen der Königin begrüßte.

Sie läßt Euch wiſſen, ſagte er verbindlich: daß ſchon heute ein Theil Eurer Wünſche in Erfüllung gehen werde, Ihr möchtet Euch nur ruhig verhalten, Eure Wohnung binnen drei Tagen nicht verlaſſen, und was auch vorgehen könnte, mit niemand in irgend eine Verbindung treten. — Ich, fuhr der Kämmerer fort: füge der Warnung der Königin noch die Bitte bei, genau das, was ſie von Euch verlangt, zu erfüllen. Der entſcheidende Augenblick naht, Euch zum Heil; aber er könnte auch bei der mindeſten Unvorſichtigkeit eben ſo gut Euch zum Verderben gereichen.

Er ließ, nachdem er ſich wieder entfernt, Conſtanze in qualvoller Unruhe zurück.

Um die zwölfte Stunde ritten der Großſeneſchall und der Graf von Capua, nur von einigen Dienern begleitet, in den Hof des neuen Schloſſes ein, ſtiegen von ihren Roſſen und traten, wie immer, in den großen Saal, wo man ſich zu verſammeln pflegte, um ſich zur Tafel zu begeben. Heute fanden ſie nur wenig Hofleute hier, da die meiſten mit dem Könige nach Salerno gezogen waren, überhaupt ſchien das ganze Schloß wie ausgeſtorben. Nachdem ſie ſich einige Zeit mit dieſem und jenem unterhalten hatten, bemerkte der Graf von Capua einen Pagen, der eine Roſe wie zufällig fallen ließ; dies war das mit Caracciolo verabredete Zeichen. — Er winkte dem Großſeneſchall und beide entfernten ſich nun. Draußen trafen ſie den Pagen, welcher ſie in das Zimmer Caracciolo's geleitete, und dieſer führte ſie nun ſogleich durch den geheimen Gang in das Kabinet der Königin, die ihrer ſchon zu harren ſchien.

Sie empfing ſie freundlich grüßend. Beide beugten ſogleich ihr Knie vor der Gebieterin.

Das Geſchehene ſei vergeben! ſprach ſie mit Huld, ehe jene noch ein Wort der Entſchuldigung vorbringen konnten: Steht auf! Ich will vergeſſen, werthe Herren, wenn Ihr wieder gut macht, was Ihr an mir verbrochen. In dem Palaſte meiner Väter, wo ich als unumſchränkte Gebieterin herrſchte, wie eine Gefangene bewacht, ohne Krone auf meinem

Haupte, ohne Scepter in meiner Hand, bin ich in meinem angestammten Königreiche eine Fremde, von meinen Unterthanen entfernt, umgeben von Franzosen, die mich hassen. Euch Graf von Capua, Euch Großseneschall, dem ich diese Würde verlieh, danke ich die Bande, welche mich beugen, Euch den Raub, den mein Gemahl an mir verübt.

Hoheit! unterbrach sie der Graf von Capua: Sein Blut soll Euch versöhnen und uns rein waschen von Schuld.

Und welchen Gewinn hattet Ihr davon? fuhr die Königin fort: Nur leere Versprechungen! Während er den Franzosen die höchsten Stellen im Reiche ertheilt, werden Euch nur die Brocken, die von ihrer Tafel fallen, zu Theil; während er die Städte des Königreichs an sie verschleudert, weis't er auch feste Plätze an, die Ihr erst mit Euerem Blut erringen sollt.

Ja, bei Gott! rief der Großseneschall heftig: der Elende muß sterben!

Still, Graf von Troja! unterbrach ihn die Königin: mäßigt Eure Stimme! Lauschte jemand hier, so wäret Ihr verloren.

Und wäre ich verloren, fuhr der Seneschall fort, das Knie vor der Königin beugend und sein Schwert zu ihren Füßen niederlegend: so würde ich doch für meine angestammte Herrin diese Waffe zu seinem Verderben weihen. Befehlt! wo und wann soll ihn der Tod ereilen?

Und Ihr, Graf von Capua? wandte sie sich zu diesem, nachdem sie den Seneschall huldvoll aufzustehen geboten.

Ich bin Eurer Hoheit zu gleichem Dienste bereit! erwiderte er.

Nun dann, sprach die Königin: reicht mir Eure Rechte zum Unterpfand und schwört mir durch feierlichen Eid, in des Königs Blut meine Schmach zu tilgen.

Sie schwuren. Da rauschte es hinter der Tapete.

Was war das? fuhr der Seneschall auf.

Wahrscheinlich eine Maus, die durch Eure heftig ausgesprochenen Worte aufgeschreckt wurde! erwiderte Johanna lächelnd. Also morgen um die sechzehnte Stunde, lenkte sie schnell ein: sollt Ihr eine That vollführen, die mich wieder auf den Thron und Euch höher heben wird, als Eure regste Phantasie Euch zu stellen je erwarten konnte; mein Kämmerer wird Euch auf dieselbe Weise, wie heute, bei mir einführen. Der König kehrt morgen Abend von der Jagd zurück, dann erzeigt er mir stets die sparsam zugetheilte Ehre, mich zu besuchen, wahrscheinlich, um zu sehen, ob seine Gefangene noch in ihrem Kerker ist; Ihr werdet in jenem Zimmer verborgen sein, hervorbrechen, ihn niederstoßen, und es geschehe ihm dann, wie jenem ungarischen Andreas. Ob Ihr allein kommt oder noch einige Vertraute mit Euch führt, ist mir gleich. Aber noch einmal frag' ich Euch, sprach sie, würdevoll zwischen sie tretend: seid Ihr noch bereit und willig, die That zu vollführen?

Der Graf von Capua sprach ein vernehmliches: Ich schwöre! Der Seneschall bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er: Auch ich schwöre

seinen Tod! doch kommen wir allein, was bedarf es Mehrerer, solch einen Schattenkönig niederzustoßen? Unsere Freunde sollen jedoch im Schlosse bereit sein, damit, wenn der König gefallen ist, auch die französischen Abenteurer vernichtet werden. Ihr, Graf von Capua, tragt indessen Sorge, daß die Wachen im Schlosse von sichern Leuten besetzt sind.

So wäre denn Alles geordnet! nahm die Königin das Wort: Johanna von Durazzo vertraut Euerm edlen Gemüth, und schwört bei allen Heiligen und bei der ihr entrissenen Krone, daß sie Euch nach Verdienste lohnen wird; Ihr sollt durch sie so hoch erhoben werden, daß der Größeste Neapels an Euch aufblicken muß, um Euch über sich erhaben zu sehen! Lebt wohl! die Zeit naht, wo mein kränklicher französischer Wächter die Runde zu gehen pflegt. Der treue Page, welcher draußen Eurer wartet, wird Euch hinunter geleiten. Lebt wohl! — Sie reichte ihnen die Hand zum Kusse, doch beide erschracken, als sie sie an ihre Lippen drückten, denn sie war kalt wie Eis.

In dem Augenblicke, als die Thür sich hinter ihnen schloß, rauschte es vernehmlicher hinter der Tapete und Caracciolo trat hervor. Ist er fort. ist Alles besorgt? fragte ihn die Königin leise.

Alles! erwiderte der Kämmerer: Tretet nur an's Fenster, Hoheit, von da könnt Ihr es übersehen! —

So wäre ich wenigstens an Diesen gerächt! rief sie: und aus meiner Rache muß mir die Freiheit ersprießen! Ha! Ihr stolzen Barone glaubtet, mit Neapels Krone spielen zu können, als wäre es ein Gut, das Ihr dem Meistbietenden verkaufen dürftet; dies Spiel werdet Ihr theuer zahlen!

Und wenn Ihr in ihren Plan eingegangen wäret, sagte Caracciolo leise und schüchtern, so glaube ich, Ihr wäret sicherer gegangen.

Nein! erwiderte sie schaudernd, doch ihr Auge blickte, indem sie sprach, immer nur in den Schloßhof hinab: Nein, dazu fehlt mir der Muth! Die Vergeltung hat mit ihren Schlangengeißeln die erste Johanna bis an ihr Ende verfolgt; ihr Beispiel soll mich warnen. Blut soll nicht an meinen Händen kleben, am wenigsten das eines Königs; kein Priester wäscht die Flecken rein, sie sind unvertilgbar!

Und das Blut dieser, die eben triumphirend aus dem hohen Portale treten? unterbrach sie Caracciolo.

Ueber sie spricht das Gesetz, ihr Blut verantworte der König, der es vergießen läßt, nicht ich! Ich bin unschuldig daran!

Unschuldig? sagte Caracciolo erstaunt.

Seht, seht! rief Johanna, ohne auf ihn zu hören: Seht! Jetzt! Ha, wie sie erschrecken, die Feigen! Der Seneschall zieht sein Schwert. Seht, Ihr Elenden, so war es auch mir, als man meinem Haupte die Krone entriß. Ha! er blickt wüthend herauf! — Grüß' Dich Gott, stolzer Seneschall! Gehab' Dich wohl, wilder Graf von Capua! — Jetzt sind sie entwaffnet.

Hoheit! unterbrach Caracciolo die Königin, deren Benehmen ihn auf

Haupte, ohne Scepter in meiner Hand, bin ich in meinem angeſtammten Königreiche eine Fremde, von meinen Unterthanen entfernt, umgeben von Franzoſen, die mich haſſen. Euch Graf von Capua, Euch Großſeneſchall, dem ich dieſe Würde verlieh, danke ich die Bande, welche mich beugen, Euch den Raub, den mein Gemahl an mir verübt.

Hoheit! unterbrach ſie der Graf von Capua: Sein Blut ſoll Euch verſöhnen und uns rein waſchen von Schuld.

Und welchen Gewinn hattet Ihr davon? fuhr die Königin fort: Nur leere Verſprechungen! Während er den Franzoſen die höchſten Stellen im Reiche ertheilt, werden Euch nur die Brocken, die von ihrer Tafel fallen, zu Theil; während er die Städte des Königreichs an ſie verſchleudert, weiſ't er auch feſte Plätze an, die Ihr erſt mit Euerem Blut erringen ſollt.

Ja, bei Gott! rief der Großſeneſchall heftig: der Elende muß ſterben!

Still, Graf von Troja! unterbrach ihn die Königin: mäßigt Eure Stimme! Lauſchte jemand hier, ſo wäret Ihr verloren.

Und wäre ich verloren, fuhr der Seneſchall fort, das Knie vor der Königin beugend und ſein Schwert zu ihren Füßen niederlegend: ſo würde ich doch für meine angeſtammte Herrin dieſe Waffe zu ſeinem Verderben weihen. Befehlt! wo und wann ſoll ihn der Tod ereilen?

Und Ihr, Graf von Capua? wandte ſie ſich zu dieſem, nachdem ſie den Seneſchall huldvoll aufzuſtehen geboten.

Ich bin Eurer Hoheit zu gleichem Dienſte bereit! erwiderte er.

Nun dann, ſprach die Königin: reicht mir Eure Rechte zum Unterpfand und ſchwört mir durch feierlichen Eid, in des Königs Blut meine Schmach zu tilgen.

Sie ſchwuren. Da rauſchte es hinter der Tapete.

Was war das? fuhr der Seneſchall auf.

Wahrſcheinlich eine Maus, die durch Eure heftig ausgeſprochenen Worte aufgeſchreckt wurde! erwiderte Johanna lächelnd. Alſo morgen um die ſechzehnte Stunde, lenkte ſie ſchnell ein: ſollt Ihr eine That vollführen, die mich wieder auf den Thron und Euch höher heben wird, als Eure regſte Phantaſie Euch zu ſtellen je erwarten konnte; mein Kämmerer wird Euch auf dieſelbe Weiſe, wie heute, bei mir einführen. Der König kehrt morgen Abend von der Jagd zurück, dann erzeigt er mir ſtets die ſparſam zugetheilte Ehre, mich zu beſuchen, wahrſcheinlich, um zu ſehen, ob ſeine Gefangene noch in ihrem Kerker iſt; Ihr werdet in jenem Zimmer verborgen ſein, hervorbrechen, ihn niederſtoßen, und es geſchehe ihm dann, wie jenem ungariſchen Andreas. Ob Ihr allein kommt oder noch einige Vertraute mit Euch führt, iſt mir gleich. Aber noch einmal frag' ich Euch, ſprach ſie, würdevoll zwiſchen ſie tretend: ſeid Ihr noch bereit und willig, die That zu vollführen?

Der Graf von Capua ſprach ein vernehmliches: Ich ſchwöre! Der Seneſchall bedachte ſich einen Augenblick, dann ſagte er: Auch ich ſchwöre

seinen Tod! doch kommen wir allein, was bedarf es Mehrerer, solch einen Schattenkönig niederzustoßen? Unsere Freunde sollen jedoch im Schlosse bereit sein, damit, wenn der König gefallen ist, auch die französischen Abenteurer vernichtet werden. Ihr, Graf von Capua, tragt indessen Sorge, daß die Wachen im Schlosse von sichern Leuten besetzt sind.

So wäre denn Alles geordnet! nahm die Königin das Wort: Johanna von Durazzo vertraut Euerm edlen Gemüth, und schwört bei allen Heiligen und bei der ihr entrissenen Krone, daß sie Euch nach Verdienste lohnen wird; Ihr sollt durch sie so hoch erhoben werden, daß der Größeste Neapels an Euch aufblicken muß, um Euch über sich erhaben zu sehen! Lebt wohl! die Zeit naht, wo mein kränklicher französischer Wächter die Runde zu gehen pflegt. Der treue Page, welcher draußen Eurer wartet, wird Euch hinunter geleiten. Lebt wohl! — Sie reichte ihnen die Hand zum Kusse, doch beide erschracken, als sie sie an ihre Lippen drückten, denn sie war kalt wie Eis.

In dem Augenblicke, als die Thür sich hinter ihnen schloß, rauschte es vernehmlicher hinter der Tapete und Caracciolo trat hervor. Ist er fort. ist Alles besorgt? fragte ihn die Königin leise.

Alles! erwiderte der Kämmerer: Tretet nur an's Fenster, Hoheit, von da könnt Ihr es übersehen! —

So wäre ich wenigstens an Diesen gerächt! rief sie: und aus meiner Rache muß mir die Freiheit erspriessen! Ha! Ihr stolzen Barone glaubtet, mit Neapels Krone spielen zu können, als wäre es ein Gut, das Ihr dem Meistbietenden verkaufen dürftet; dies Spiel werdet Ihr theuer zahlen!

Und wenn Ihr in ihren Plan eingegangen wäret, sagte Caracciolo leise und schlüchtern, so glaube ich, Ihr wäret sicherer gegangen.

Nein! erwiderte sie schaudernd, doch ihr Auge blickte, indem sie sprach, immer nur in den Schloßhof hinab: Nein, dazu fehlt mir der Muth! Die Vergeltung hat mit ihren Schlangengeißeln die erste Johanna bis an ihr Ende verfolgt; ihr Beispiel soll mich warnen. Blut soll nicht an meinen Händen kleben, am wenigsten das eines Königs; kein Priester wäscht die Flecken rein, sie sind unvertilgbar!

Und das Blut dieser, die eben triumphirend aus dem hohen Portale treten? unterbrach sie Caracciolo.

Ueber sie spricht das Gesetz, ihr Blut verantworte der König, der es vergießen läßt, nicht ich! Ich bin unschuldig daran!

Unschuldig? sagte Caracciolo erstaunt.

Seht, seht! rief Johanna, ohne auf ihn zu hören: Seht! Jetzt! Ha, wie sie erschrecken, die Feigen! Der Seneschall zieht sein Schwert. Seht, Ihr Elenden, so war es auch mir, als man meinem Haupte die Krone entriß. Ha! er blickt wüthend herauf! — Grüß' Dich Gott, stolzer Seneschall! Gehab' Dich wohl, wilder Graf von Capua! — Jetzt sind sie entwaffnet.

Hoheit! unterbrach Caracciolo die Königin, deren Benehmen ihn auf

eine unangenehme Weiſe ergriff: Triumphirt nicht zu früh! Wer weiß, ob Ihr durch deren Tod Euer Ziel erreicht! Triumphirt nicht zu laut, Eure Freude iſt nicht königlich!

Auf dem Hochgerichte, wo er blutete, ſollen auch ſie ſterben! murmelte ſie, ſich von dem Fenſter wendend, vor ſich hin: und ſollte ich mich ſo tief vor meinem Gemahl erniedrigen, daß ich ihn auf meinen Knieen darum bäte — ſterben müſſen ſie auf dem Schaffot. — Geht, Caracciolo, geht zum König! befahl ſie jetzt dem Kämmerer: erſucht ihn in meinem Namen, zu mir zu kommen. Ich glaube zwar, nachdem was er hinter der Tapete gehört, bedarf es meiner Bitte nicht mehr, ihn zur Rache zu reizen. Aber geht nur, Caracciolo! ich erwarte Eure Rückkehr mit Ungeduld!

Als der Kämmerer ſich entfernt hatte, ſchritt ſie unruhig auf und ab; dann blieb ſie plötzlich vor dem Bilde der erſten Johanna, welches in dem Kabinet hing, nachdenkend ſtehen. Ja, Johanna von Anjou, ſagte ſie bewegt: Du warſt ſchöner als ich und auch muthvoller. Ob Du wohl in jener Nacht zu Averſa, wo der Angſtruf des erdroſſelten Gatten bis zu Deinen Ohren drang, ſo gebebt haſt, wie ich jetzt zittere, da die That noch fern liegt? Ich glaub' es kaum! — Du hatteſt nicht den gemordeten Liebling, Deinen Ludwig von Tarent, zu rächen, nur, um ihn auf den Thron zu erheben, um ihn ungeſtört genießen zu können, ließeſt Du Deinen Gemahl erdroſſeln. Nein! das vermöcht' ich nicht! — und ſo bin ich beſſer als Du! — Beſſer? fuhr ſie auf: Nicht der Wille, der Muth fehlt mir, ſonſt — Ha, er kömmt! rief ſie, als ſie Tritte nahen hörte: Weg, weg, ihr Zeichen der Furcht! Liebe, leihe du mir deine heuchleriſche Maske! — So, nun bin ich gefaßt! — Mit freundlichem, demuthvollen Blicke eilte ſie dem eintretenden Könige entgegen.

Gelobt ſei Gott, daß Ihr gerettet ſeid, mein theurer Gemahl! rief ſie: Was Ihr dort hinter der Tapete gehört, wird Euch nun wohl überzeugt haben, daß ich die Wahrheit ſprach und Ihr keinen treueren Freund als Eure Gattin habt.

Wahrlich, Ihr habt mich überraſcht, Dame! erwiderte der König, ſie zum erſtenmal zärtlich umarmend: Nach dem, was unter uns vorgefallen iſt, konnte ich ſolch Benehmen nicht von Euch erwarten. Ihr habt ein Gewitter, das ſich dunkel und ſchwer über mich zuſammen zog, liſtig zertheilt; ich werde dankbar ſein.

So gewährt mir eine Bitte! bat Johanna.

Und die iſt? fragte der König.

Laßt die Verräther bluten, aber nicht heimlich, öffentlich, Andern zur Warnung, auf dem Hochgerichte müſſen ſie ſterben!

Auf demſelben, auf welchem Pandolfello Alapo den gerechten Lohn empfing! erwiderte der König, durch dieſe ſchneidenden Worte eben nicht die Pflicht der Dankbarkeit erfüllend: Die meiſten Barone, dieſe ſtolzen Vaſallen, ſind mir nach Salerno gefolgt, ſie erwarten mich dort vergebens, glauben, mich habe die Fährte eines Wildes verlockt, und ahnen nicht, daß

ich sie bloß, um hier mit den Verräthern freies Spiel zu haben, von Neapel entfernen wollte. Als ich bei Torre del Annunciata die Straße unter dem Vorgeben, am Fuße des Vesuvs mit dem Falken ein wenig zu jagen, verließ, dachten sie wohl nicht, daß ich auf Umwegen nach Neapel zurückkehren und verkleidet auf einem elenden Boote hier eintreffen würde, um die Mächtigsten unter ihnen auf dem Schaffot bluten zu lassen, während sie in Salerno zechen und über den König spotten, der in seinem eigenen Lande sich verirrte.

Ihr habt Alles wohl überlegt, Herr und Gemahl, sagte die Königin: nur rathe ich Euch Eile.

In diesem Augenblicke schon versammeln sich die Richter! fuhr er mit Selbstzufriedenheit fort: Ihre Hinrichtung soll auch den Schein des Rechts haben, obgleich ich es bei Gott verantworten könnte, wenn ich sie beide auf der Stelle hätte niederstoßen lassen. Der Großkonnetable Carignac, welcher mit mir hinter der Tapete lauschte, führt bei dem Gericht den Vorsitz, er hat ihren frevlerischen Eid gehört und kann gegen sie zeugen.

Und leugnen sie, so laßt die Tortur anwenden! fiel ihm die Königin in die Rede.

Dann! — erwiderte Jacob, sie scharf beobachtend: Das wäre auch ohne Euere Erinnerung geschehen. Mir scheint es aber, fuhr er nach kurzem Schweigen fort: als wolltet Ihr eine Scene widerholen lassen, bei welcher die Verbrecher vor kurzem eine glänzendere Rolle spielten, als bei der heutigen. Mich dünkt fast, die Rache habe eben so viel Theil an Eurer That, als die Theilnahme für meine Person!

Hat das Mißtrauen Euch noch nicht verlassen? erwiderte die Königin beleidigt: Nun, so muß ich schweigen und jede Hoffnung, Eure Gunst zu erwerben, schwinden sehen.

Beruhigt Euch! sagte der König einigermaßen verlegen: Ich werd den heutigen Tag nie vergessen, auch wird er für Euch von ersprießlichen Folgen sein!

Dies sagend, küßte er mit steifer Galanterie ihre schöne Hand und verließ sie.

Eine tiefe Stille hatte sich über Neapel verbreitet. Langsam schritten die Hellebardiere der königlichen Leibwache, den Grafen von Capua und den Großseneschall in ihrer Mitte, durch die verödeten Straßen. Die illyrischen Reiter ritten dem Zuge voran, um, wenn etwa das Volk oder die das capuanische Castel und das Castel del Ovo besetzt haltenden Fahnen des Grafen von Capua sich zur Befreiung ihres Feldherrn zusammenrotten sollten, den Weg zu bahnen, doch zogen sie ungehindert und stießen auf niemand; nur neugierig Gesindel, dem jedes Schauspiel erwünscht ist, folgte den Geharnischten, welche den Trauerzug schlossen. Schrecken hatte

ſich bei der Nachricht, daß die beiden mächtigen Barone zum Richtplatz geführt würden, der Einwohner bemächtigt, die Sperrung der Thore Salerno's verhindert, daß die, dem Könige zur Jagd gefolgten Barone das Vorgefallene erfuhren, und die in dem Caſtel und der Stadt zerſtreut liegenden Völker des Grafen von Capua waren deßhalb ohne Anführer und muthlos. Ein allgemeines Schrecken hatte das Volk ergriffen und niemand wagte aus ſeinem Hauſe zu treten.

Nur Conſtanze, ſo eben von Caracciolo verlaſſen, theilte die allgemeine Furcht nicht. Das, was er ihr berichtet, hatte ſie mit Freude und Betrübniß erfüllt; durch die Muthloſigkeit der Königin war ſie um ein Opfer und um das größeſte, ihr unerreichbarſte gebracht. Sie zürnte, und doch konnte ſie ſich der Freude nicht erwehren, als ſie vom neuen Schloſſe aus die Trommel rühren hörte. Lange kämpfte ſie mit ſich, ob ſie der Stimme, welche ſie hinaus nach dem Blutgerüſte rief, folgen, oder der mahnenden gehorchen ſollte, die ihr gebot, den Unglücklichen ihr Mitleid zu weihen. — Ein Blick auf das Bild ihres Vaters entſchied; ſie warf ihren Mantel um, befahl, daß Antonio, der Caſtellan, ihr folgen ſollte und ſtürzte durch die verödeten Straßen, dem capuaner Thore zu. — Schon war ſie, von dem Geiſte der Rache getrieben, bis auf den Platz delle Pigne gekommen, ſchon hörte ſie in der Ferne das Wiehern der Roſſe und das dumpfe Murmeln der neugierigen Menge, als der alte Caſtellan keuchend hinter ihr her kam und ſie endlich erreichte.

Signora! rief er außer ſich, ihren Mantel feſthaltend: Um aller Heiligen Willen, wohin wollt Ihr?

Zur Grabſtätte meines Vaters, rief ſie: dort die Opfer fallen zu ſehen!

Signora! ſagte der Alte muthig: und ſtießet Ihr mir den Dolch in's Herz, ich ließ' Euch nicht von hier. So weit darf die Rache des edlen Urban Origlia Gattin nicht führen. — Den Weg zahltet Ihr mit ſeiner Liebe und mit meiner und aller Edlen Achtung.

Wahnſinniger! rief Conſtanze, und in demſelben Augenblicke hörte ſie die Worte: Schöne Dame! hinter ſich rufen; ein weinendes, kaum zur Jungfrau gereiftes Mädchen ſtürzte ihr in den Weg und umfaßte ihre Kniee.

Auch Ihr ſcheint eine Unglückliche zu ſein, dies zeigt mir Euer verſtörter Blick, darum habt Mitleid, erbarmt Euch, daß Gott ſich Eurer dereinſt auch erbarmen möge; rettet meinen Vater!

Dieſe Worte erſchütterten Conſtanze. — Was willſt Du von mir? ſprach ſie: Komm ſpäterhin in meine Wohnung, nur laß mich jetzt meinen ernſten Weg ungehindert gehen.

Ach, Dame! rief das Mädchen: jeder Augenblick kann ihm den Tod bringen. Kehrt um, kommt mit mir in unſere Hütte, überzeugt Euch ſelbſt von meinem Jammer! Seit zwei Tagen ohne Nahrung, ohne einen Biſſen

Brod, ohne einen stärkenden, erquickenden Trunk liegt mein Vater krank, abgezehrt, sterbend auf seinem elenden Lager. Wohin Ihr auch gehen wollt, und wäre es zum Gotteshause, kehrt um. Euer Gang kann nicht so segenreich sein, als wenn Ihr mir folgt. Kommt mit mir und helft! Gott wird sich auch Eurer erbarmen!

Während das Mädchen sprach, hatte Antonio noch immer den Mantel Constanzens festgehalten, die regunglos auf die Knieende blickte. Plötzlich veränderte sich der Ausdruck ihres Gesichts, die scharfen Züge wurden milder, das sanfte, freundliche Himmelslächeln ihres Mundes strahlte wieder, und mit tiefem Seufzer wälzte die Brust den drückenden Schmerz von sich ab.

Du willst nicht mit Deinem Kinde zu Gericht gehen, Barmherziger! sprach sie feierlich: Du sendest ihm Deinen Engel, es vom Abgrunde zu retten. Friede den Geopferten! — Dein Spruch, Du gerechter Richter, möge ihnen mild sein. — Nun komm, Unglücklichel wandte sie sich zu dem Mädchen: komm, ich folge Dir.

Während dem war der ernste Zug dem Hochgericht immer näher gekommen. Der Graf von Capua schritt schweigend und standhaft zwischen den Hellebardieren, keine Klage, kein Laut des Unmuths entschlüpfte ihm, noch immer belebte ihn die Hoffnung. Als er jedoch die öden Straßen, nirgend das Volk, nirgend die Freunde an der Spitze ihrer Krieger zu seiner Rettung erblickte, sagte er finster zu seinem Unglücksgefährten: Das Spiel ist verloren, Peretto!

Ihr seid schuld, erwiderte ihm heftig der Seneschall: ließet Euch von einem rachsüchtigen Weibe verlocken und verlocktet dann mich. Ihr seid schuld, daß ich den Weg, auf welchen ich den verhaßten Alapo voraus sandte, nun selbst wandern muß, und das macht mir ihn doppelt schwer.

Mir ist es gleichviel, wohin er mich führt, unterbrach ihn der Graf: der Tod ist mir nirgend ein willkommener Gast, wo er mich auch trifft, auf dem Schaffot oder auf dem Siechbette, überall ist er mir verhaßt, obgleich ich ihm standhaft entgegen zu gehen denke, denn überall ist er ehrenvoll, wenn man seine knöcherne Hand nur männlich ergreift.

Der Seneschall schien die Fassung nicht zu haben, er tobte und verwünschte die Freunde, welche sie in der Stunde der Noth verließen.

Jetzt hielt der Zug am Richtplatz, der Priester geleitete die Verurtheilten unter frommen Gebeten und Ermahnungen auf das Blutgerüst. — Als sie oben waren, schaute der Graf stolz umher, sein Auge traf das capuanische Schloß.

Da stehen sie oben und gaffen von den Zinnen herab! rief er, nach dem Schlosse zeigend: Wagt es wohl Einer der feigen Söldner, den Eid, welchen sie ihrem Feldobersten schworen, männlich zu lösen? Sehe ich wohl nur Einen von den edlen Bürgern Neapels, die sich murrend unter das französische Joch beugen, sich zu unserer Rettung sammeln? Gesindel steht um den Richtplatz und gafft.

Diesen lauten Ausbruch seines Zornes unterbrach der Henker, welcher ihn ersuchte, seinen Nacken zu entblößen. Da riß der Graf den Spitzenkragen ab, schleuderte ihn weit von sich und rief: So möge Unglück alle meine Feinde, alle falschen Freunde nach allen vier Winden zerstieben! — Dann kniete er, während der Priester betete, standhaft nieder und bot seinen Nacken dem Schwerte dar; und da der Scharfrichter noch zögerte, hob er sein Auge gen Himmel und sprach: Herr, vergib mir meine Schuld; doch meinen Feinden vergib sie nicht, nicht denen, die in der Stunde der Rettung fern blieben!

Und sie blieben nicht fern. In dem nemlichen Augenblicke, als das scharfe Schwert schon gehoben war, zeigte sich eine Fahne Reiterei auf der Höhe und aus dem von schlanken Pinien beschatteten Thale brach mit Kriegsgeschrei ein starker Haufe Küraſſiere hervor, stürzte sich auf die überraschten illyrischen Reiter, welche einen Kreis um das Blutgerüst gebildet hatten, jagte sie aus einander, und während das Volk unter Anrufung ihrer Heiligen wie die Spreu im Sturmwind über Hecken und Gräben dahin flog, schlossen die Geharnischten des Königs ihre Glieder, die Hellebardiere ihre Rotten und suchten, trotz der Flucht der Illyrier, dem Angriffe zu widerstehen, aber vergebens; unaufhaltsam drangen die Feinde auf allen Seiten heran, die Hellebardierer, die königlichen Reiter wurden umzingelt, niedergehauen oder gefangen und die beiden Verurtheilten waren für den Augenblick frei.

Auf ganz verschiedene Art drückte sich die Freude in beiden aus. Der Seneschall warf sich auf die Kniee und dankte Gott für seine Rettung, der Graf von Capua hatte nur Augen für das, was um ihn vorging; nur das Klirren der Waffen, der blutige Kampf der Geharnischten beschäftigte ihn und unwillkürlich faßte er nach dem Schwerte, das seinen Kopf vom Rumpfe trennen sollte. Seht nur, Peretto, rief er dem Betenden zu: seht nur das Gemetzel! Jetzt stürmen sie das Thor — jetzt dringen sie ein — schaut hin!

Der Großseneschall blickte nicht auf, wohl aber hörte er den Schreckensruf: Sforza! Sforza! mit welchem die Angreifenden selbst in die Straßen Neapels drangen, bis der Donner des Geschützes von dem capuanischen Schlosse ihrer Wuth Einhalt that und sie wieder hinter die Höhe zurück trieb. Auch der Graf von Capua ward durch diesen Feldruf aus seinem Freudetaumel geschreckt, und noch mehr, als er das Blutgerüste von einem Theile des fremden Kriegsvolkes umzingelt und einen Geharnischten heransprengen sah, der, an dem Fuße des Gerüstes angelangt, das Visir zurückschlug; er erkannte Urban Origlia.

Meister! rief dieser dem Scharfrichter zu: laßt Euch nicht in Euerm Amte stören; uns führte nur der Zufall hierher, nicht die Absicht, dem Richteramt in die Arme zu greifen. Laßt sie beichten, ehrwürdiger Pater, agte er dann zu dem Priester, welcher über den wilden Kriegslärm die

Fassung verloren hatte: und Ihr stolzen Barone — rief er nicht ohne Hohn — blickt, ehe Ihr von hinnen geht, nach jenem Rade! Hier sammelte ich die Gebeine Pandolfello Alapo's, hier soll Euch die Nemesis, den Raben zur Atzung, das luftige Grab bereiten. Beginnt! rief er den Henkern zu, wendete sein Roß und sprengte von dannen. Als er bei Franzesco Sforza anhielt und nach dem Hochgericht blickte, hatte die Vergeltung ihr blutiges Werk schon vollendet.

Hätten wir nicht besser gethan, Urban, nahm der besonnene Franzesco das Wort: wenn wir die Barone, statt sie hinrichten zu lassen, gefangen genommen und gegen meinen Vater ausgewechselt hätten? Ich glaube, dem König lag, wie ich jetzt vernahm, viel an dem Tode dieser Beiden.

Und hätten wir dann edel gehandelt? Das Leben zweier mächtigen Vasallen wäre von uns einem rachsüchtigen Könige verkauft! erwiderte Urban: Ueberdies gebot mir eine andere Pflicht —

So magst Du Recht haben, Urban! unterbrach ihn der Jüngling: Ich hätte klüger gehandelt, sie zu schonen, denn es scheint mir, daß es ziemlich gleich war, ob wir sie jetzt hinrichten ließen, oder sie dem Könige wieder übergeben hätten. Den Schein, mein werther Freund, berücksichtige ich selten; der Zweck, die That allein, verdient unsere Beachtung, und das ist die Lehre, welche ich für mein ganzes Leben beherzigen werde. Doch die Execution ist vorüber, die beiden Feinde prangen hoch oben in der Luft, hier ist nichts mehr zu ändern, nichts mehr zu thun; die Todten sind ausgeplündert, die Gefangenen, meist armes Gesindel, in Sicherheit und in der Stadt wird es lebhaft, darum laß zum Abzug blasen; für heute sei es genug, morgen begrüßen wir sie auf einer andern Stelle.

Die Trompete schmetterte, das Kriegvolk versammelte sich um seine Fahnen, und langsam, von niemandem verfolgt, die Gefangenen in ihrer Mitte, zogen Franzesco und Origlia auf der Straße nach Nola bis Pomigliano, wo sie wieder zu dem hier zurückgelassenen Fußvolk stießen.

Die Nachricht von dem plötzlichen Erscheinen der feindlichen Krieger hatte sich schnell durch ganz Neapel verbreitet und den König nicht wenig beunruhigt. Anfangs glaubte er, es seien Freunde der Verurtheilten, die zu ihrer Rettung herbeizögen, als er aber erfuhr, daß es Franz Sforza mit seiner Bande gewesen, und die Hinrichtung vollzogen sei, schöpfte er neuen Muth, denn tausendmal lieber hätte er Sforza als die Beiden in Freiheit gesehen. Er bedachte nun, daß er sich der Besatzung der Schlösser versichern und, im Fall der Noth, sich an Sforza einen Rückhalt werben müsse, er sandte deßhalb den Großkonnetable Carignac in die Castelle, die Besatzungen durch Geld und Versprechungen auf seine Seite zu bringen, welches diesem auch glückte. — Auf den Rath der Königin aber, welche seit diesen Begebenheiten sehr in seiner Gunst gestiegen war, beschloß er, durch Constanze, Sforza'n wenn auch nicht zu gewinnen, denn ihn frei zu lassen war seine Absicht nicht, doch ihn für den schlimmsten Fall, daß die Barone

ſich gegen ihn vereinigten und Caldora's Macht, der mit ſeinen Söldnern vor Tricarico ſtand, nicht hinreichend wäre, ihnen die Spitze zu bieten, für ſich geneigt zu machen.

Conſtanze hatte indeſſen jenes um Hülfe flehende Mädchen in ihre ärmliche Wohnung begleitet; ſie kamen jedoch zu ſpät, der Alte war ſchon verſchieden. — So kann ich für ihn nichts mehr thun, ſagte Conſtanze gerührt: aber für Dich, arme Waiſe, will ich ſorgen. Komm, wenn Dein Vater begraben iſt, zu mir, ich will Dich vor Elend ſchützen. — Den herzzerreißenden Anblick des Mädchens, das den geliebten Todten umfangen hielt und ſeine bleichen Lippen küßte, fliehend, eilte ſie aus der Wohnung des Jammers.

Aber wie fühlte ſie ſich ergriffen, als ihr auf allen Straßen die Nachricht entgegen ſcholl, fremdes Kriegsvolk habe die königliche Leibwache, die Illyrier und die Küraſſiere, welche die beiden Verurtheilten zum Richtplatze geführt, angegriffen und zerſtreut. — Sie eilte, von Verzweiflung getrieben, nach ihrer Wohnung, und überließ ſich hier ganz ihrem Schmerze. Hätte ſie gewußt, daß ihr Gatte der Todesengel geweſen, ſie hätte vor Freude aufgejauchzt. Als ihr aber bald darauf die Nachricht wurde, die Rache habe dennoch ihre Opfer erfaßt, auf dem nemlichen Rade, von welchem das gebrochene Auge des Vaters ſtarr und leblos auf ſie herabgeblickt, ſei der Kopf des Großſeneſchalls gepflanzt, da ſchauderte ſie, und was ihr noch vor Kurzem wünſchenswerth, freudig erſchienen, erſchien ihr jetzt furchtbar und grauſig; mit dem Blute der Geopferten war auch die Rache gekühlt.

In dieſer Stimmung fand ſie ein Page der Königin, welcher ſie zu der Gebieterin beſchied. Was will ſie von mir? war Conſtanzens erſter Gedanke. Soll ich Dank ernten, oder gedenkt ſie mich zu einem neuen blutigen Spiele zu gebrauchen. — Noch mehr verwunderte ſie ſich aber, als ihr der Page ſagte, daß ſie frei und ungehindert in das Gemach der Königin gelangen könne. — Haſt Du die Früchte Deiner berechneten Klugheit ſchon ſo früh geerntet, Johanna? ſagte ſie leiſe für ſich. Nun, wir wollen ſehen! — Sie begab ſich, von Antonio begleitet, in einer Sänfte nach dem Schloſſe.

Die Königin empfing ſie freundlich und huldreich, Conſtanze hingegen blieb ernſt. Da nahm Johanna eine koſtbare Schnur Perlen aus einem Schmuckkäſtchen und reichte ſie ihr mit den Worten: Nehmt, Conſtanze; wenn ich die Krone Neapels erſt wieder allein tragen werde, will ich Euch den kühnen Gedanken, den Ihr in mir wecktet, reichlicher lohnen!

Hoheit! erwiderte Conſtanze erröthend: Ihr habt meinen kühnen Plan nur halb ausgeführt; vielleicht gut, daß Ihr es ſo thatet, aber was ſoll mir der Lohn, was ſoll mir ſolcher Lohn? Sie legte die Perlen auf den Tiſch.

Die Königin war dadurch beleidigt, ſie ward von dieſem Augenblicke an zurückhaltend und kalt und theilte ihr den Auftrag des Königs in Be-

treff Sforza's nur gleichgültig mit. Selbst Constanzens Aehnlichkeit mit ihrem Vater, welche sonst stets in ihr ein wohlwollendes Gefühl für sie erregt hatte, vermochte heute nicht, diese freundliche Stimmung zu erwecken. Vielleicht trat auch die Erinnerung an Pandolfello nicht mehr so wohlthuend, wie einst, vor sie, und als Constanze den Auftrag an Sforza mit der einfachen Bemerkung ablehnen wollte, daß sie sich zu dergleichen Geschäften untauglich fühle, wohl aber es als eine Gnade der Königin ansehen würde, wenn sie ihr die Erlaubniß ertheilte, ihre Muhme Katharina im Gefängniß besuchen zu dürfen, ward der Unmuth Johanna's immer sichtbarer.

Indem trat der König plötzlich durch die geheime Thür herein. Die Königin erschrack, sie fürchtete, er habe ihr Gespräch mit Constanzen belauscht. Diese aber erbebte bei seinem Anblick, der Geist des gemordeten Vaters schien ihr zürnend zuzurufen: Und er lebt noch? Schauder durchrieselte sie, ihre Kniee bebten, Todtenblässe überflog ihr Antlitz.

Ha! seid mir willkommen, schöne Bittende, mir wohl noch von jener Stunde erinnerlich, als Ihr während des Mittagmahles mit so vielem Muthe uns nahtet! redete der König Constanze an: Aber ich finde die Rosen von damals auf Euern Wangen nicht wieder, holde Jungfrau!

Hoheit! erwiderte sie: als mein Vater am Hochgericht blutete, bleichten sie.

Der König, leicht bei jeder kühnen Antwort verlegen, wurde betroffen und wußte nicht gleich einen Faden zu finden, an welchen er ein anderes Gespräch anknüpfen konnte; Johanna, die sich einige Zeit an seiner Verlegenheit geweidet hatte, nahm nun das Wort und trug ihm die Bitte Constanzens vor, Katharina Sforza im Gefängniß besuchen zu dürfen. Der König bewilligte es und befahl ihr, Sforza zu sagen, daß er gar nicht zur Versöhnung abgeneigt sei, nur müsse er Bürgen für seine Treue stellen und alsbald seinem Sohne den Befehl schicken, die Gegend von Neapel mit dem Kriegsvolke zu verlassen.

Constanze beantwortete die Rede des Königs nur mit einer stummen Verbeugung und entfernte sich, sobald es sich thun ließ, und schritt langsam über die Straße, wo ihr unter Hörnerklang das von Salerno zurückkehrende Jagdgefolge entgegen kam; sie eilte ausweichend in eine Nebenstraße, fand die Kirche St. Maria offen, trat hinein und suchte dort durch ein frommes Gebet die verlorene Ruhe wieder zu gewinnen. Der Engel des Friedens hörte ihr Flehen, er senkte sich auf sie nieder und seine Palme wehte ihr Kühlung zu.

Nach dem Thurme Beverella, dem nemlichen, in welchem er schon früher auf Pandolfello's Befehl gesessen hatte, war Sforza schon längst aus dem Schlosse von Benevent, wo der König ihn nicht sicher genug

verwahrt glaubte, in leibliche Haft gebracht worden. Ein geräumiges Zimmer zu seiner Wohnung, ein kleineres zum Schlafen, war ihm eingeräumt; gute Kost, guter Wein, und was er sonst nur zu seiner Bequemlichkeit verlangte, wurde ihm gereicht, und an der Seite seiner geliebten Katharina würde ihm diesmal die Haft erträglich geworden sein, wenn der Löwe sich ohne Freiheit hätte glücklich fühlen können.

Heute beschäftigte er sich, eben Zeichnungen von Gegenständen und Städten vor sich habend, selbst hier in diesem eng verschlossenen Zimmer mit dem Krieg; ihm gegenüber saß Katharina und wirkte an einem Teppich. Die Frische ihrer Wangen war wohl etwas von der Kerkerluft gebleicht, aber das dunkelblaue Auge blickte noch immer so seelenvoll und sanft wie sonst nach dem Gatten hinüber, der, in tiefen Gedanken versunken, die Zeichnung von Aquila, welches Braccio vor einiger Zeit durch List eingenommen hatte, aufmerksam besah. Nach und nach wurde er lebhafter; bald fuhr sein Zeigefinger hier- bald dorthin, und man sah, daß sein Geist in voller Thätigkeit war. Katharina, das Auge nicht von ihm wendend, lächelte über das Feuer, mit welchem er in diesem Augenblicke seine Kriegsunternehmungen leitete, und freuete sich, daß ihr Gatte, wenn auch nur im Spiel der Phantasie, auch hier an seiner Lieblingneigung Freude fand und sich zerstreute. Aber nicht lange währte die Täuschung, denn bald rollte Sforza unmuthig die Zeichnung zusammen.

Was helfen mir Plan und Anordnung? sagte er mürrisch: Ich beschieße hier mit Bombarden den alten Thurm der St. Annenkirche, lasse meine Fahnen vorrücken, mein Fußvolk das römische Thor stürmen, und des Kerkermeisters Knecht ist das einzige menschliche Wesen, dem ich allenfalls befehlen kann: Bring' mir Speis' und Trank!

Geht's nicht mit allem so in der Welt? unterbrach ihn Katharina: Ist nicht Alles Täuschung? Träumen wir nicht vom Frühroth bis zum Abendstern? Und wie langsam folgen die Begebenheiten unsern beflügelten Gedanken! Leben wir doch mehr in unsern wachen Träumen, als in der Wirklichkeit.

Nein, gute Katharina, erwiderte Sforza: so ist es bei mir nicht. Ich habe mir im Leben nicht viel Luftschlösser gebaut und mich immer vor dem hohen Fluge meiner Gedanken gehütet; ich fühlte, daß sie mich zu hoch trugen, und da traute ich ihnen nicht recht. Ein Kriegsmann muß wohl überlegen, sorgfältig Möglichkeit und Unmöglichkeit, so wie das Wahrscheinliche abwägen, genau seine Kräfte mit dem Unternehmen vergleichen, aber nie sich seiner Einbildkraft überlassen; wollte ich ihren schmeichelnden Worten glauben, so ständen die Helden der Vorzeit, von denen ich zuweilen reden hörte, trotz ihrer Thaten, klein wie Zwerge neben mir Riesen, wollte ich ihr folgen, so sprengte ich noch heute die Thore meines Gefängnisses, entriß dem Kerkermeister das Schwert, stürzte auf die Straße — der Trompeter, der eben in gemächlicher Ruhe mir entgegen geritten käme,

stutzte, wenn er seinen alten Feldherrn erblickte — ich befehl' ihm, in die Trompete zu stoßen, zum Sammeln zu blasen, und von Ost und West, von Süd und Nord strömt das Kriegervolk herbei, die Castelle öffnen ihre Thore, die alten bärtigen Gesellen verlassen Capua's Fahnen, und sich um die mit dem Löwen sammelnd, welche ich auf dem Marktplatze aufpflanze, begrüßen sie jauchzend ihren alten Führer. Franz und Urban bringen dann in die Stadt, schon höre ich von fern den Hufschlag ihrer Rosse, das Klirren ihrer Waffen, hoch schlägt mir das Herz, und wenn ich sie an meine Brust gedrückt, den Sohn, den Freund umarmt habe, dann rufe ich mit donnernder Stimme: Wirbelt, Trommeln, blas't, Trompeten! Auf, nach dem neuen Castell, der Königin zu Hülfe! — Die Bombarden zerschmettern die Thore der Königsburg, die Thürme stürzen ein, die Leitern werden angesetzt, wild dringen wir in's Schloß, der König ist gefangen, die Königin sitzt wieder auf ihrem Thron und — Nun, was wäre dann? sagte er sich besinnend. Ein wollüstiges Weib hätte die Krone wieder auf ihr Haupt gesetzt, und wer weiß, welchem unbärtigen Knaben sie dann den Scepter übergäbe! — Aber was blickst Du so schmerzvoll auf mich, liebe Katharina? unterbrach er sich, als sein Weib traurig nach ihm aufsah: Was ist Dir? — Habe ich ein Wort gesagt, das Dir wehe that? sprich! — Du weißt, in Deinem Blicke liegt mein Himmel; schaust Du mich mit den frommen Augen so recht innig an, wird mir so wohl, es ist mir, wenn ich in den Spiegel Deines sanften Gemüthes sehe, als ob ich dann ein besserer Mensch würde; aber traurig kann ich Dich nicht sehen. Ich bin gewohnt, Schmerz und Kummer, Blut und Wunden, die Jammer des Krieges mit kaltem Blick vor mir zu sehen; aber ist Dein heiteres Auge traurig, so ist meine Sonne verschwunden und mein Himmel getrübt. Was ist Dir, Katharina?

Böser Mann! sagte sie zürnen wollend, und doch sagte das freundliche Lächeln ihres Mundes, sie zürne nicht. — Hast Deiner Phantasie die Flügel gelöst't, ihr Deine sehnlichsten Wünsche übergeben, sie hat Dir der Freiheit köstliches Gut errungen, Deine Kampfgenossen um Dich versammelt, die Königin wieder auf den Thron gesetzt, aber Deine Katharina im Thurme Beverella zurückgelassen; nicht ein Flügelschlag war ihr geweiht, nicht ein Gedanke führte ihr Bild vor Deine Seele. Aus dem Kerker gehst Du und nimmst sie nicht mit!

Armes Weib! unterbrach sie Sforza aufspringend: Du hast Recht, mir zu zürnen; aber die tollen Gedanken der Phantasie führen uns immer nur das Wilde, Ungeregelte herbei, schütteln es durch einander und werfen es dann im wilden Chaos vor unser geschlossenes Auge; das Zarte aber, das in diesem wilden Verein untergehen würde, sparen sie uns für die sanften, ruhigen Augenblicke auf und deren hat ein rauher Krieger nicht viel. Sieh, meine gute Katharina! sprach er, und sein Auge begann wieder zu glühen: öffneten sich die Thore des Kerkers, legte man Schwert und

Helm, Krone und Scepter auf den Tisch, schmetterten draußen die Trompeten und tönte der laute Feldruf der Meinen mir in's Ohr, ehe ich nach Schwert und Krone und Scepter griff, umfaßte ich Dich mit meinem starken Arm, trüge Dich hinab und zeigte Dich der versammelten Menge. Behaltet Eure Krone! — würde ich rufen — die schönste Krone der Erde, ein edles, sanftes Weib, habe ich mir schon errungen, ein Weib, das Noth und Elend mit mir theilte, und mir der Stern war in meines Kerkers Nacht! Sieh, so würde ich Dich umfangen, auf meinen Arm nehmen und im Triumph das Herrlichste, was ich besitze, meinem Kriegvolke zeigen.

Bei diesem Worte hatte er die Holdlächelnde ergriffen, sie empor gehoben und trug sie, von der Phantasie getäuscht, der Kerkerthür zu, die sich plötzlich öffnete. Constanze trat ein.

Erstaunt setzte Sforza seine theuere Bürde nieder, die Täuschung war vorüber. Nicht zum Triumph trug er sein Weib, zur Freundin trug er sie, zur schmerzlich herzzerreißenden Erinnerung. Schweigend ruhten die Frauen Arm in Arm, der Schmerz lös'te sich in Worte und war desto stärker. Seit Constanze ihrem Vater in den Kerker gefolgt war, hatten sie sich nicht gesehen, diese dunkle, unglückvolle Zeit, die zwischen dem Damals und dem Jetzt lag, trat mit all' ihren gräßlichen Erinnerungen wieder vor sie; der Vorhang rollte auf, und die Momente des Jammers standen an einander gereiht in einem furchtbaren Bilde vor ihnen, keine Thräne lös'te den Schmerz, kein Seufzer ließ die beengte Brust wieder frei athmen.

Lange hatte Sforza auf dieses Schmerzbild geblickt, als er die immer noch Brust an Brust Ruhenden endlich trennte.

Opfert die Gegenwart nicht ganz dem, was dahin ist! sagte er ungeduldig: Habt Maß in Schmerz und Freude! Sagt lieber dem gefangenen Sforza ein freundliches Willkommen, Constanze Alapo, und stärkt seine Hoffnung durch eine gute Nachricht.

Das will ich! sprach Constanze, sich Katharina's Armen entwindend: Euere bittersten Feinde, der Graf von Capua und der Großseneschall, sind nicht mehr!

Sie starben? fragte Sforza.

Auf dem Blutgerüste; sie wollten den König morden, ich selbst beredete den Grafen dazu.

Ihr? fragte Sforza und seine Gattin erstaunte.

Ja, ich! — Den Vater zu rächen, ward mir Pflicht; ich habe sie erfüllt, doch nur halb; die Königin hinterging mich, verrieth die beiden dem Könige und sie allein fielen als Opfer, nicht er, der das Blutgericht ernannte.

Weiber! Weiber! rief Sforza dumpf vor sich hin: ein Himmel oder eine Hölle liegt in Euerer Brust!

Und Du beredetest den Grafen zu dieser That? fragte Katharina, und

ihr Auge ſchien zu hoffen, Conſtanze könne Nein! antworten; aber dieſe ſprach ein feſtes: Ja, ich that es, und that recht!

Nein, Conſtanze! entgegnete die edle Frau: Recht thateſt Du nicht; zur Verſöhnung, zum Vergeben ſchuf die Natur des Weibes Herz, nicht zur Rache, ſie überlaſſe Gott! Dein unſtäter Blick, die fliegende Röthe Deiner Wangen, das Zittern Deiner Hand in der meinen, ſagen mir, daß ſie Dir keinen Troſt im Unglück gegeben, Du nicht den wahren Weg der Beruhigung gefunden haſt. In der Rache haſt Du Troſt geſucht, arme Betrogene! In dem feſten Glauben an Milde muß die Unglückliche ihn ſuchen, dort findet ſie den Stab, der ſie über die Klippen des Lebens führt, in ſich, in ihrer Ergebung allein findet ſie die entflohene Ruhe wieder; eine ſtille Thräne wäre am Grabe Deines Vaters ein ſchöneres Opfer geweſen, als Blut.

Und konnte ich anders? unterbrach ſie Conſtanze erſchüttert: Konnte ich einer Stimme widerſtehen, die mich aufrief, mich unaufhaltſam fortzog?

Das Edle, das Rechte vermag der Menſch immer, wenn er nur will! fuhr Katharina fort: Des Weibes Herz vermag am meiſten, denn in ihm liegt der zarte Keim zum Beſſern, der Muth zum Dulden, die Kraft zum Ertragen. Klein und beengt iſt die uns vorgeſchriebene Bahn, aber unſer Ziel iſt auch ſchön. Nicht ſtürmiſch, nicht mit Blitzſchnelle ſollen wir es erreichen, wie eine fromme Pilgerin auf ihrer heiligen Fahrt ſollen wir ſie durchwandeln, mit Ergebung ſollen wir die Mühen der Wallfahrt erdulden, beſcheiden denen ausweichen, die uns rauh entgegen treten, und ſelbſt für ſie willig ein frommes Gebet zu Gott erheben. Wandelt ſo die Pilgerin ihre einſame Bahn, und es geſellt ſich ein Mann zu ihr, deſſen Anblick ihr wohl thut, deſſen Gruß zu ihrem Herzen dringt, deſſen Hand ſie ſtützt und hält, wenn ſie ſtrauchelt, da mag ſie wohl mit dem neuen Begleiter muthiger voran ſchreiten, als früher, da ſie allein wandelte, aber ihm nicht folgen, wenn ſein ſtürmiſcher Wille ihn vom Wege treibt, den Adler in ſeiner Veſte zu tödten, oder den Löwen in ſeiner Höhle zu bekämpfen. — Blut aber, Conſtanze! ſprach ſie nach kurzer Pauſe und Purpur überflog ihre Wangen: Blut darf ihre Pfade nicht beſpritzen, in jedem Tropfen rinnt der Seelenfrieden dahin; und ohne ihn, wo fändeſt Du des Lebens dauerndes Glück?

Sie ſchwieg, Conſtanze ſah nachdenkend vor ſich nieder, während Sforza, auf Katharina's Worte nicht hörend, in dem Treiben der Welt umherſchweifte und, von dem ſtillen Pfade ſich abwendend, nachſann, wie er den Löwen bekämpfen könne.

Jetzt faßte Katharina Conſtanzens Hand. Erwache! rief ſie ihr zu: erwache, unglückliche Schläferin, die ein tückiſcher Alp drückt, ſchlag' Deine Augen auf, blicke zutrauensvoll nach der Morgenröthe, hebe Dein Herz zu Gott, und wenn Du in Demuth den Barmherzigen um Milde angefleht dann wende Dein Auge zurück auf die Welt, es rufe den Geliebten herbei,

und die Liebe, mit der Du ihn beglückst, bringe Deiner Seele die verlorne Ruhe wieder!

Schon seit Monden ist er mein Gatte! sagte Constanze.

Und auch die Liebe vermochte nicht, das Unnatürliche in des Weibes Brust sanft zu lösen? Mußt Du denn immer, im Glück wie im Unglück, der eigene Störer Deines Friedens sein? O, das aufgeregte, überreizte Gemüth zerstört sich selbst und zerreißt die zarten Fäden, womit die gütige Natur das Herz der Frauen, es gegen des Schicksals Stürme zu schützen, umgab. Konnte Urbans Liebe Dich nicht retten!

Wo ist er, Constanze? Wo ist mein Sohn? rief Sforza, bei diesem Namen auffahrend: Wie geht es Margaritta in Tricarico, oder ist dies auch verloren?

Aber Constanze war nicht vermögend, ihm zu antworten. Katharina stand wie eine zürnende Heilige vor ihr; das sanfte, aus Lieb' und Ergebung geschaffene Wesen erschien ihr in so himmlischem Glanze, der Blick auf sie zeigte ihr die schönste, lichteste Glorie, die, wie das Mondlicht die zarte Lilie, das fromme Engelantlitz des sanften Weibes umgibt. Aber der Blick in ihr Inneres zeigte ihr Nacht, nur hie und da von zerstörenden, flammenden Blitzen erhellt. — Heilige! rief sie und sank an ihre Brust: umwehe mich mit Deinen milden Flügeln, lehre mich Deinen Weg wandeln, lehre mich, Dir ähnlich werden!

Das war ein frommer Wunsch, sprach Sforza: denn wahrlich, neben ihr stehe auch ich oft wie ein arger Sünder, und in meiner Zerknirschung bete ich dann wie Ihr. Aber in des Mannes Brust ist es zu stürmisch für das Heilige; der Geist der Schlacht und der Zwietracht findet ihre Pforte offen, der Engel des Friedens findet sie verschlossen. Ja, wahrlich, Signora, könntet Ihr meinem Weibe ähnlich werden in Sanftmuth und Liebe, so wäret Ihr gepanzert gegen das Unglück und an Euerm stillen Muthe, an dem festen Schilde der Ergebung, prallte jeder Pfeil des Schicksals ab!

Doch die Zeit verrinnt, sprach er einlenkend: vielleicht ist sie Euch nur sparsam zugemessen, und wir verbringen sie mit unsern Gefühlen, unsern Träumen, und sie gehört wichtigen Begebenheiten an. Sagt mir daher, Signora, wie kamet Ihr hierher, wie es in Neapel steht, welchen Eindruck hat der Tod des Großseneschalls und des Grafen von Capua auf die Gemüther gemacht, vertheidigt meine muthige Margaritta noch Tricarico, und wie ist das Verhältniß der Königin zu ihrem Gemahle? Von alle diesem weiß ich nur so viel, als ich wissen soll, denn der schlaue Kerkermeister berichtet mir zwar immer genug, um, wenn die Verhältnisse sich dereinst anders gestalten, dadurch sattsam seine Anhänglichkeit an mir bewiesen zu haben, aber nie mehr, als was er bei den jetzigen Machthabern verantworten kann.

Constanze, obgleich ihre Stimmung zu diesen Mittheilungen nicht geeignet war, sah doch die Nothwendigkeit ein, und unterrichtete Sforza von Allem genau, machte ihn mit dem feindseligen Benehmen Braccio's,

mit dem Verrathe Armalerios bekannt, gab ihm genaue Kunde von den Hülfsmitteln, die sich seinem Sohne Franzesco, seinen Hauptleuten und Freunden noch darboten, und ließ ihn durch die Gunst, welche Johanna bei ihrem Gemahl erlangt zu haben schien, baldige Freiheit hoffen. Der von dem Könige Constanzen gegebene Auftrag, ihm wissen zu lassen, daß er zur Versöhnung geneigt sei, war für ihn nicht von großem Werth; er durchschaute den Plan des Königs leicht, und der Zweck, weßhalb er ihm Hoffnung mache, blieb ihm nicht verhüllt.

Bedarf er meiner, sprach er lächelnd: so will er meine Kräfte, meinen Anhang zu seinem Vortheil benutzen; bedarf er meiner nicht, mag ich in Gottes Namen in dem Thurme Beverella sterben, ihm ist's gleichviel. Doch so leicht läßt Sforza sich nicht überlisten. — Dame, fuhr er nun fort, an Constanze seine Rede wendend: sagt Euerm Gemahl — und er wird ja wohl zuweilen im Dunkel der Nacht in sein Vaterhaus schleichen dürfen — sagt ihm, die Meinen sollen dem Braccio ausweichen, wo sie nur könnten; ihn zu bekriegen ist es jetzt nicht Zeit; sie sollen zu meiner Befreiung keinen ernsthaften Angriff auf Neapel wagen, denn sie sind noch zu schwach, und es könnte mir leicht das Leben kosten. Aber den Einwohnern Neapels die Villen, die Felder zerstören, das Vieh wegtreiben und so den Unmuth gegen den König vermehren, das mögen sie thun. Auf das Volk vertraue ich mehr als auf die Barone, welche der Franzos mit einer neuen Ehrenstelle, einem Grafentitel oder einem alten verfallenen Schlosse leicht wieder besänftigt und anlockt, und wo der Haß der Geschlechter keine feste, allgemeine Verbindung zuläßt. Ein hier in der Hauptstadt glücklich benutzter Augenblick, und die Königin ist frei. Deßhalb rathet dieser und sagt ihr, daß der Rath von Sforza komme: Sie solle sich verstellen — und das wird ihr nicht schwer — solle den günstigen Augenblick benutzen, jedoch vorsichtig und nur allmählig mehr Freiheit zu erhalten suchen; hat sie es erlangt, öffentlich in die Kirche oder zu einem Feste gehen zu dürfen, so muß das Volk sich ihrer Person bemächtigen. Zu diesem Unternehmen taugt niemand besser als Annechino Mormile, der Volksfreund, und der alte Gurello mit seinem Gelde; und ist alsdann mein Sohn mit seinen Völkern bei der Hand, um der Sache Nachdruck zu geben, so ist Alles leicht und schnell geschehen. — Wißt Ihr niemand, der jetzt in besonderer Gunst bei der Königin steht? fragte er nun: Hat kein Neapolitaner Gelegenheit gefunden, sich ihr zu nahen?

Giovanni Caracciolo! erwiderte Constanze.

Das ist mir nicht lieb, er ist mein Freund nicht, sagte Sforza: doch taugt er wohl zu dem Unternehmen. Sein Vetter Ottino ist ein kühner Mann und hat unter dem Adel bedeutenden Anhang. Ist er der Königin ganz ergeben?

So scheint es mir; nur fürcht' ich, die Königin in irgend ein Geheimniß einzuweihen — meinte Constanze.

Fürchtet nichts; erwiderte Sforza: wo wir nicht ihres Muthes, nur ihrer Verstellung, ihrer List bedürfen, wo es darauf ankommt, auf bequeme Weise Freiheit und Krone wieder zu erlangen, da können wir sicher auf sie rechnen. Und nun hab' ich Euch, werthe Signora, nichts weiter zu sagen; fuhr er nach kurzem Nachdenken fort: beherzigt meine Worte gut, schließt sie in Euer Gedächtniß. Eins zwar hätte ich Euch noch anzuvertrauen, wenn ich ganz auf Eure Vorsicht bauen könnte.

Das könnt Ihr! erwiderte Constanze.

Von Allem, was mir das Schicksal in dieser Zeit nahm, schmerzte mich nichts so sehr, als der Verlust Oppido's. Ich vertraute so ganz auf diese Veste und den falschen Armalerio, daß ich den größten Theil meiner Schätze dort verwahrte. Ein Kästchen mit Juwelen, wohl 40,000 Dukaten an Werth, steht dort verborgen. Nehmt dies Blatt, meinem eigenen Gedächtniß zu Hülfe kommend, beschrieb ich den Ort, wo es liegt, genau; benachrichtigt Micheletto davon, schickt ihm das Blatt, er hat unter Pedro's Leuten manchen verschlagenen Kopf, Oppido ist in der Nähe Tricarico's, er soll versuchen, des Kästchens habhaft zu werden und es Euerem Gatten oder Euch zustellen; der alte Gurello wird dann wohl Gelegenheit finden, die Juwelen zu verkaufen und das Geld meinem Franzesco zu übermachen, der damit Söldner werben soll.

Constanze nahm den Zettel und versprach, Alles, was er ihr gesagt, genau zu befolgen. — Nun, so ist das, was handelnd in's Leben greift, abgemacht und Ihr seid der Mittheilung Eurer Gefühle wieder überlassen; ich will Euch darin nicht stören; öffnet Katharinen Euer Herz und achtet auf ihre Worte so begierig wie auf die meinigen! Er verließ sie und zog sich in das Schlafzimmer zurück.

Wie eine Engelstimme drangen nun die tröstenden, beruhigenden Worte Katharinens in Constanzens bewegtes Gemüth; als sei jedes Wort ein Tropfen Balsam, dessen Heilkraft die Wunde schloß, so wohlthuend wirkte die Vermahnung, womit Katharina dem unnatürlich aufgeregten Gemüthe Constanzens die verlorne Ruhe wiederzugeben sich bestrebte, und als der Kerkermeister sie mahnte, sich zu entfernen, trennte sich Constanze von der sanften Katharina mit tiefbewegtem Gemüth und frommen Sinn.

Nach langen Berathschlagungen, wer wohl dazu tauge, übernahm es der alte Antonio, sich auf den Weg nach Tricarico zu machen. Constanze hatte den ihr von Sforza übergebenen Zettel sorgfältig, mit so kleiner Schrift als möglich, abgeschrieben und diese Abschrift dem Castellan übergeben, der nun mit Geld und List durch das Lager der verbündeten Barone nach Tricarico zu kommen hoffte. Er verließ schon am andern Tage Neapel und fand bei seiner Ankunft im Lager vor Tricarico weit weniger Schwierigkeiten in die Stadt zu kommen, als er gefürchtet. Die Nachricht von der Hinrichtung des Großseneschalls hatte eine solche Bestürzung, solchen Unmuth unter den hier versammelten Edlen erregt, daß der größte

Theil derſelben mit ihren Haufen hinweggezogen war, und die Bitten und Vorſtellungen Calderos, der einſtweilen hier den Befehl führte, nichts fruchteten. Er war faſt allein mit ſeinen Söldnern zurückgeblieben und erwartete auch ſtündlich den Befehl, die Belagerung aufzuheben und nach Neapel zu rücken, wo die Nähe von Franzesco Sforza ſeine Gegenwart nothwendig machte. So gelang es Antonio in dieſer allgemeinen Verwirrung leicht, bis zu Margaritta zu dringen. Er fand Alles auf Tricarico von Muth beſeelt; ſeit der Abreiſe des Seneſchalls war kein Angriff geſchehen, die ſchadhaften Mauern waren wieder ausgebeſſert und Alles im Stande, noch eine lange Belagerung aushalten zu können.

Nur war es ihm auffallend, zwiſchen Micheletto und Margaritta eine Spannung zu finden, die er nicht vermuthet hatte. Ihr gegenſeitiges Benehmen war abgemeſſen und kalt, und eine gewiſſe Vertraulichkeit, die unter obwaltenden Umſtänden wohl ſehr verzeihlich geweſen wäre, hatte einer kalten Förmlichkeit Platz gemacht. Als jedoch Antonio Margaritta von ſeinem Auftrage unterrichtet hatte, ſandte ſie ſogleich zu dem Hauptmann, ließ ihn rufen und theilte ihm die erhaltene Nachricht mit. Auch der alte Pedro wurde zu Rath gezogen und dieſer, wohl am beſten die Fähigkeit ſeiner Leute kennend, ſchlug ihnen Antonello als den Tauglichſten zu dieſem Wagſtücke vor.

Micheletto ſowohl als Margaritta ſchienen mit dieſer Wahl nicht zufrieden, jedoch ſchwiegen beide, und da Pedro mit ſeinem Kopfe für die Treue des jungen Mannes zu haften bereit war, ſo wurde er zur Ausführung gewählt und ſogleich herbeigerufen.

Bald darauf trat er ein und ſchritt auf Margaritta zu, ſie mit flammenden Blicken anſchauend. Der alte Caſtellan beobachtete ihn genau und während Margaritta mit Pedro und dem Hauptmann in's Geheim ſprach, hatte er Muße, ihn genau zu betrachten.

Er war ein ſchlanker kräftiger Mann, in der Blüthe ſeiner Jahre; der Ausdruck ſeines Geſichts war edel, der Blick ſeines Auges jedoch nicht immer gleich; oft glaubte man eine verborgene Tücke hervorleuchten zu ſehen, oft wieder die Gluth einer regelloſen Phantaſie, doch machte das Ganze keinen unangenehmen Eindruck und Antonio blickte mit wahrem Vergnügen auf den ſchönen Jüngling.

Als er einige Zeit ſchweigend und, wie es ſchien, von ihnen unbeachtet geſtanden hatte, trat er näher.

Was verlangt meine Gebieterin von mir? fragte er: Ich bin zu Allem bereit, was ihr holder Mund mir befehlen kann.

Laß die ſchönen Worte, Antonello! erwiderte Margaritta finſter: Sie taugen wohl zum Lied, doch nicht zum ernſten Geſchäfte; auch ziemen ſie ſich nicht in meiner Gegenwart.

Eine ſtolze Verbeugung Antonello's ſagte der Jungfrau, daß er auch hier ihre Befehle befolgen würde.

Bursche! nahm jetzt der alte Pedro das Wort: Wenn sonst Noth an Mann war und niemand so recht wußte, einen listigen Streich auszugrübeln und auszuführen, oder uns aus einer Verlegenheit zu ziehen, so warst Du immer mit einem guten Gedanken und mit der That bei der Hand. Hier gilt es, dem edeln Sforza, unserm Feldoberſten, einen großen Dienſt zu erzeigen, und auch ſeiner Tochter würdeſt Du Dich dadurch verbinden. Das Zutrauen, welches ich in Dich ſetze, die Belohnung, die Deiner wartet, mag Dir ein Sporn ſein, und mehr noch als Alles der Dank Deiner Gebieterin Dich anfeuern. Wagſt Du es wohl, Dich in eine feindliche wohlbeſetzte Veſte zu ſchleichen, dort unbeachtet einen verborgenen koſtbaren Schatz zu heben? Fühlſt Du nicht allein den Muth, fühlſt Du auch Treue genug in Dir, der Verſuchung zu widerſtehen und nicht aus ſchnödem Eigennutz zum Verräther zu werden? So ſchwöre auf dies heilige Kruzifix, als mein redlicher Knecht, als ein treuer Diener Deiner Herrin zu handeln und Dein Leben an die Erfüllung dieſes Auftrages zu ſetzen.

Bei dieſen Worten des Alten lächelte Antonello. — Wenn Ihr an meinem Muth zweifelt, Pedro, ſagte er höhniſch: ſo ſucht doch unter Euern Knechten einen Beſſern als mich; zweifelt Ihr an meiner Treue, ſo geht doch ſelbſt. Wozu der Schwur? Bin ich ein Feiger, ſo gehe ich nicht; bin ich ein Treuloſer ſo wird Schwur und Kruzifix mich wenig binden. Fragt lieber die Signora, ob ſie nicht das Zutrauen zu Antonello hat, daß er Alles für ſie wagt und freudig ſeine Treue mit dem Leben beſiegelt. Kommt der Befehl mir nur von Euch, Signora! wandte er ſich jetzt zu Margaritta: ſo bin ich zu Allem bereit, und ſo wahr ich für die Ewigkeit der treueſte Eurer Diener bin, ſo wahr erfülle ich mein Wort, oder ſterbe!

Ich bitte Euch darum, Antonello! ſprach Margaritta mit freundlichem Tone.

Und wohin ſoll ich? fragte jetzt der Jüngling.

Nach Oppido! erwiderte ſie.

Ha! fuhr er auf und hohe Gluth überzog ſein Antlitz: Dahin ſoll ich? — Unmöglich!

Das Feuer war bald verraucht, ſagte Micheletto ſpöttiſch: die Ewigkeit von kurzer Dauer.

Meint Ihr? erwiderte Antonello ſtolz: Ihr irrt! Ich werde einen ſchweren Gang beginnen, aber ich werde dennoch gehen! — Wohin ich ſoll, weiß ich nun, fuhr er fort: was ich aber ſoll, davon habt die Güte mich zu unterrichten.

Der alte Caſtellan trat jetzt zu ihm, legte traulich die Hand auf ſeine Schulter und ſah ihm feſt in's Auge.

Mein Sohn! ſagte er: ich kenne Dich nicht, obgleich es mich dünkt, Dich früher irgendwo geſehen zu haben; Dein Aeußeres, Dein Benehmen erweckt Zutrauen, doch berg' ich Dir nicht, daß ſo Manches mich wieder

von Dir abstößt und mich für Deine Treue bangen läßt. Bedenke, daß Undank das schwärzeste der Laster ist und Verrath nie Segen bringt. Nun höre und merke wohl auf! — Der edle Sforza hat ein Kästchen mit kostbaren Juwelen in Oppido verborgen; das Geld, welches er aus ihnen lösen könnte, ist ihm jetzt nothwendig, das Heer seines Sohnes zu verstärken. Hier, nimm diesen Zettel, er bezeichnet Dir genau den Ort, wo Du es finden kannst.

In der kleinen Kapelle des Schlosses hatten die Protondini, sonst die Herren von Oppido, sich eine Gruft gebaut, darinnen sanft und ungestört ruhen zu können. In dieser Gruft, so besagt der Zettel, steht dem Eingang gegenüber ein Sarg, größer als alle andere, braun, mit zinnernen Griffen gar künstlich geziert, der allein noch unversehrt ist; an dessen oberen Ende wirst Du die Gestalt eines Engels, der einen Palmzweig hält, in Holz geschnitzt finden; drücke dicht über der ihn haltenden Hand an den Palmzweig, der Sarg wird sich öffnen und Du wirst das Kästchen hier verborgen finden; doch Alles dies wird dieser Zettel Dir noch deutlicher sagen. Zweihundert Dukaten sind Dein Lohn, und bist Du ein so tapferer Mann, wie ich eben vernommen, so wird Dir in Sforza's Heere gewiß ein Platz werden, wo Du Deinen Muth üben kannst.

Eueren Segen, werther Herr! sprach jetzt Antonello, sich ehrerbietig vor dem alten Kastellan neigend: nehme ich mit auf den Weg, dies sagt mir Euer wohlwollender Blick; Eure Liebe, Vater Pedro, begleitet mich. Von Euch, edler Herr, wandte er sich zu Micheletto: wünschte ich wohl einen freundlicheren Blick mit auf meine Wanderung zu nehmen, und von Euch, Signora! — Wenn man hinab in die Gruft der Verwesung steigt, wo Särge die Todten umschließen, wenn man an die dunkle Pforte klopfen soll, daß sie sich uns öffne, so bedarf der sündige Mensch eines Talismans, ihn vor Unglück zu bewahren, einer Reliquie, ihn gegen die zürnenden Geister zu schützen; deßhalb, Signora, gebt mir die Rose, die ich an Eurer Brust welken sehe, sie sei mir die Reliquie, mit der ich kühn in die Geisterwelt steigen, sie sei mir der Talisman, der mich unverwundet aus der Gefahr zurückkehren läßt. — Ihr zögert?

Die Rose wird Dir wenig nützen! erwiderte Margaritta beleidigt: Solche unbescheidene Forderung ziemt einem Knechte nicht!

Einem Knechte? rief er heftig: Mir ziemte sie nicht? Nun ja, es kann wohl sein. — Aber ohne diese Rose gehe ich nicht!

Du gehst! donnerte ihm der alte Pedro entgegen.

Mich zu zwingen, Pedro, reicht Eure Gewalt nicht! entgegnete er.

Wag' es, Bube, uns zu trotzen! rief Micheletto zornig.

Bube! rief er, und seine Hand wollte nach dem Dolche fassen, doch schnell faßte er sich. — Was hälfe es Euch, sagte er gelassen: wenn ich ging und doch mein Wort nicht hielt? Ohne Rose gehe ich nicht; mit ihr kehre ich mit Sforza's Schätzen beladen zurück.

Gebt doch dem Thoren die Blume! bat Antonio: Für Euch hat die Gabe keinen Werth; seiner Narrheit scheint dies Geschenk unbezahlbar zu sein. Gebt sie ihm, Signora!

Margaritta nahm die Rose von ihrer Brust und gab sie Antonello, der sie mit Hast ergriff, sie an seine Lippen drücken wollte, doch sich schnell besinnend sie lächelnd betrachtete und gleichgültig mit ihr zu spielen schien.

Geh', mein Sohn! sagte nun Antonio freundlich: der Himmel begleite Dich!

Antonello, einen bedeutungvollen Blick auf Margaritta werfend, verneigte sich vor ihr, reichte Pedro treuherzig die Hand, grüßte ehrerbietig, jedoch stolz, Micheletto und verließ, ohne weiter ein Wort zu sagen, das Zimmer.

Mich dünkt, sprach dieser: wir wagen viel. Mir gefällt dieser junge Mann nicht ganz, er scheint mir ein stolzes, hoffärtiges Gemüth, zu dem Edelsten, wie zu dem Schlechtesten fähig zu sein.

Je mehr Ihr ihm Vertrauen schenkt, desto mehr könnt Ihr ihm vertrauen! erwiderte Pedro: Bangt nicht für ihn!

Margaritta hatte zu diesem Allen geschwiegen. Nicht ohne Theilnahme war ihr Blick dem Scheidenden gefolgt, welches Micheletto nicht entging.

Noch am nemlichen Tage verließ Antonello das Schloß. Ein langer Bart, ein graues, mit Muscheln besetztes Pilgergewand machten ihn unkenntlich, und so, seine Laute umgehangen, zog er Oppido zu. Es begann schon zu dämmern, als er an der Brücke des Brandano sich auf eine steinerne Bank setzte und spähend in die Gegend umher blickte. Hier nahm er den kleinen Zettel, durchlas ihn noch einmal und, da es ihm zu spät schien, heute noch unter irgend einem Vorwande in das Schloß zu gelangen, so erfaßte er seine Laute, griff einige leise Akkorde darauf und stärkte sich durch einen Trunk aus seiner Pilgerflasche. Da hörte er ein Geräusch in dem dicht neben ihm blühenden Rosengebüsch; er schaute sich um, und zwischen den duftenden Rosen sah er ein freundliches Mädchengesicht, das, als sie bemerkt zu werden glaubte, sich schnell hinter den Zweigen wieder verbarg. Fast hätte ihn die Neugierde getrieben, der lockenden Gestalt nachzueilen, doch besann er sich bald, that, als habe er sie nicht bemerkt, griff noch einige Akkorde und das Auge seitwärts nach der Stelle gerichtet, wo das Mädchen ihm erschienen war, saß er ihrer harrend, ohne wohl eigentlich recht zu wissen, warum. Der Laute Klang lockte die Lauscherin bald wieder herbei, er winkte ihr, und da sie sich nicht mehr verbergen konnte, trat sie schüchtern zu ihm heran.

Liebes Kind! sagte er jetzt: Wolltest Du wohl einem armen Pilger sagen, welcher der vielen Pfade nach jener Stadt hinauf führt, und ob ein Müder dort wohl eine Herberge, sich von den Beschwerden seiner Wanderung zu erholen, finden würde? Es beginnt schon zu dämmern, und mir

scheint der Weg steil und lang, auch schlingt er sich durch so manches Gestrüppe, daß ich mich in der Dunkelheit zu verirren fürchte.

Wenn Ihr Euch nur gedulden wollt, bis ich hier unten meine Ziegen gesammelt habe, so will ich Euch gern hinauf geleiten! sagte das Mädchen. — In unserm Hause nimmt man nicht allein den stattlichen Reiter, auch wohl einen armen Pilger freundlich auf, und unsere Frau, eine ehrbare Witwe, ist gar weichen, frommen Gemüths. Wenn Ihr uns ein Liedchen auf der Laute spielt, wohl gar dazu singt, so könnt Ihr einer recht freundlichen Aufnahme gewiß sein.

Antonello dankte dem Mädchen, versprach, sie hier zu erwarten, und es schien ihm eine gute Vorbedeutung, daß ein so liebliches Wesen ihn in Oppido einführen sollte; auch brauchte er nicht lange auf ihre Rückkehr zu harren, denn bald hörte er in der Ferne das Läuten einiger Glöckchen und sah das Mädchen mit ihren Ziegen herbei eilen.

Kommt, lieber Herr! sprach sie freundlich, ihm die Hand reichend: Ich will Euch den Berg hinauf führen, so gut ich vermag. Sagt nur, ob ich Euch den kürzesten, aber den steilsten, oder einen weniger beschwerlichen, aber den längern Weg führen soll.

Führe mich nur den kürzesten, sagte Antonello: Du siehst, das Alter drückt mich noch nicht, und ein Pilgersmann muß sich auf seiner Wanderung auch an die steilsten Pfade gewöhnen. Komm nur!

Sie schritten vorwärts; munter hüpften die Ziegen ihnen voran, das Mädchen trällerte ein lustiges Lied, während Antonello nachdenkend neben ihr her ging und manchen Plan entwarf.

Ihr seid so still, Herr! begann nun das Mädchen: Mich dünkt, irgend ein Kummer muß Euch quälen. Gewiß wallfahret Ihr zur Büßung irgend einer Schuld? Ich sollte meinen, an einem so schönen Abende wie heute, in Gesellschaft so munterer Thiere wie hier vor uns her springen, und auch wohl in meiner Gesellschaft, müßte ein grämliches Gesicht sich aufheitern und die geschlossenen Lippen sich zum frohen Liede öffnen. Euch drückt gewiß ein Kummer!

Mich drückt eine Schuld; erwiderte der Pilger: zwar hab' ich nur menschlich gefehlt, und deßhalb wird mir auch Gott vergeben, aber dennoch bedarf es der Buße, um Verzeihung zu erlangen. Da hab' ich denn das Gelübde gethan, während einer ganzen Nacht in der Kapelle Eures Schlosses, vor dem wunderthätigen Gnadenbilde der heiligen Mutter, hundert Ave Maria zu beten und mich dann, bis der Morgen grauet, in der Todtengruft zu geißeln. Deßhalb zog ich weit von Mileso hierher, und gebe nur Gott, daß es mir erlaubt werde meine Gelübde zu erfüllen.

Ja wohl! erwiderte das Mädchen, mit Theilnahme seine Hand drückend: Der Herr, der da oben im Schlosse befiehlt, ist ein gar finsterer, böser Mann, ein Edler aus Calabrien, welchen der König hier dem Kriegvolke vorgesetzt hat.

Sein Name? fragte Antonello rasch.

Er heißt Bilani! erwiderte das Mädchen: Doch, frommer Mann, was zittert Eure Hand so in der meinen? Seid Ihr über meine Beschreibung so erschreckt? Sorgt nicht! Singt nur heut' Abend ein paar hübsche Liederchen, und meine Frau, gar wohl mit dem Castellan des Schlosses bekannt, wird Euch schon Gelegenheit verschaffen, Euer frommes Werk zu vollführen. Kommt nur! die Sonne geht schon unter und meine Ziegen drängen nach dem Stalle.

So gelangten sie an das Thor. Ein bärtiger Krieger, der, seine Pike im Arm, schweigend auf und ab ging, betrachtete Antonello aufmerksam. Woher des Weges, Freund Pilger? rief er ihm zu: Wen wollt Ihr hier in unserer kleinen Stadt aufsuchen?

Das wunderthätige Madonnenbild! erwiderte Antonello gefaßt.

Und die Wirthin zum Schwan! fiel das Mädchen ihm keck in die Rede: Kommt nur, frommer Herr, und säumt nicht, sie erwartet Euch schon lange! —

Schließt mich in Euer Gebet, Pilger, sprach jetzt der alte Krieger: und zieht mit Gott!

Das Mädchen nahm Antonello bei der Hand, und als ob sie auf ihren Begleiter stolz sei, so keck schritt sie durch die öden Straßen, der Herberge zum Schwane zu.

Hier bring' ich Euch einen frommen Pilger, liebe Frau! redete sie die Wirthin an: Wenn er so hübsch singt, wie er die Laute spielt, so werdet Ihr mir es Dank wissen, daß ich ihn Euch zugeführt. Er ist aber so still und in sich gekehrt, daß Ihr all' Eurer Freundlichkeit, ihn aufzuheitern, bedürfen werdet. Die Wirthin, eine Frau von mittleren Jahren, dankte Antonello, der sie mit frommem Spruche begrüßte, höflich, lud ihn ein in das Zimmer zu treten, wo er jedoch nur wenig Gäste versammelt fand, setzte ihm einen Trunk guten Wein vor und ließ sich sogleich seine Pilgerflasche geben, damit es ja nicht vergessen werde, sie zu füllen.

Antonello nahm, während die gutmüthige Frau hinaus gegangen war und das Mädchen ihr in aller Eile das, was sie von dem Pilger wußte, mitgetheilt hatte, in einem einsamen Winkel Platz. Bald kehrte sie zurück, setzte dem Pilger Speis' und Trank vor, und nachdem sich dieser sattsam erquickt hatte, trug ihm die freundliche Wittwe die Bitte vor, ihr ein Liedchen zu singen; denn Musik, sagte sie, sei ihr das Liebste auf der Welt.

Er war hierzu bereitwillig, sang mehrere Canzonen und gewann sich dadurch bald die Zuneigung der guten Frau, so daß sie ihm sogar von dem Wein, welcher sonst nur dem freundlichen Castellan des Schlosses gereicht wurde, einen Becher füllte; dann wies sie ihm sein Lager in einem einsamen Kämmerchen, wo sie Stroh in Menge aufgeschüttet und es mit weichen Decken belegt hatte.

Hier ſchlief Antonello ruhig, als ob der kommende Tag für ihn nicht verhängnißvoll ſein könnte, und als er, von der Morgenſonne geweckt, ſein Kämmerchen verließ, begegnete ihm das freundliche Mädchen ſchon, welches, vom Schloſſe kommend, den Caſtellan zum Mittagmahle eingeladen hatte. Mutter Brigitta, die Wirthin, hoffte durch ihn zu erlangen, daß dem Pilger die Erlaubniß ertheilt würde, eine Nacht in der Kapelle zubringen zu dürfen, und freuete ſich ſchon im Voraus, wie der gute Caſtellan ſich an Speiſ' und Trank erquicken und an dem Lautenſpiele und Geſange ergötzen werde. Antonello aber blieb bis dahin ruhig in einer Ecke des unteren Zimmers ſitzen, horchte auf jedes Geſpräch der Gäſte, das ihn nur in etwas mit den Verhältniſſen im Schloſſe bekannt machen konnte, und erwartete ſo die Ankunft des Caſtellans.

Er kam zur beſtimmten Stunde und wurde von Frau Brigitta wie ein alter, lieber Bekannter empfangen und in ihr freundliches Stübchen geführt, wo der Tiſch ſchon gedeckt ſtand. Hier machte ſie ihn mit ihrem Wunſche bekannt, lobte den Pilger als einen ſtillen, gottesfürchtigen Mann und erwähnte beſonders ſehr beifällig ſeines angenehmen Geſanges und wie ſchön er die Laute ſpiele. Der Caſtellan, die Schwäche der guten Frau kennend, zweifelte nicht einen Augenblick an der Gottesfurcht und Tugend des Pilgers, beſonders da er Canzonen zu ſingen verſtehe, meinte aber doch, man müſſe den Mann näher kennen lernen, ehe man ihn auf dem Schloſſe beherberge, und überdies dürfe er das nicht ohne des Grafen Bilani Erlaubniß.

Das Mittagmahl ward aufgetragen, der Pilger erſchien, aß und trank viel, ſprach wenig, ſchien gar keinen Theil an dem Geſpräche nehmen zu wollen und beantwortete die Fragen des Caſtellans nur kurz. — Als jedoch Frau Brigitta den guten alten Wein einſchenkte, der Caſtellan fleißig trank und der Pilger noch fleißiger, ward er beredter, erzählte von Dieſem und Jenem, und es ſchien faſt, als genöſſe er des Weines zu viel. Dem ſchlauen Caſtellan entging dies nicht, er ſchenkte nun öfter ein, trank ihm zu und bemerkte nicht, daß er ſelbſt redſeliger und von dem Pilger überliſtet wurde, der ihm ſchlau Manches, Stadt und Schloß betreffend, abzufragen wußte.

Nach vollbrachter Mahlzeit kehrte der Caſtellan auf das Schloß zurück und verſprach, ſich bei dem Befehlhaber für den Pilger zu verwenden. Er hielt Wort, denn ehe es zu dämmern begann, traf ein Knecht mit dem Befehl, den Pilger auf das Schloß zu begleiten, in der Herberge ein.

Mit klopfendem Herzen, doch muthvoll, folgte ihm Antonello, der ſchon von fern, bei einem Vorſprunghäuschen, einen Mann ſitzen ſah, welchen ihm ſein Begleiter als den ſtrengen, hier befehlenden Grafen ankündigte. Als ſie ihm näher kamen, warf der Graf einen bedeutenden, forſchenden Blick auf den Pilger, erwiderte deſſen ernſtes: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“ mit einem rauhen: „In Ewigkeit!“ und winkte ihm dann, zu halten.

Pilger! ſagte er mit unfreundlichem Tone: Du wünſcheſt die Nacht in der Schloßkapelle vor dem wunderthätigen Muttergottesbilde zuzubringen?

Ja, Herr! antwortete Antonello, den Ton ſeiner Stimme ſo viel ihm möglich verändernd.

Was willſt Du da beginnen? fragte er weiter.

Beten, Buße thun und mich geißeln! war des Pilgers Antwort.

Und warum dieſe Kaſteiung hier? fuhr der Graf fort, und ſein Auge ruhte immer ſchärfer auf Antonello.

Ein Gelübde bindet mich, es eben hier zu thun! erwiderte der Jüngling.

So geh', es zu erfüllen! ſprach der Graf unfreundlich. — Und Du, Giovonni, befahl er dem Knecht, welcher den Pilger herauf begleitet hatte: führ' ihn in die Kapelle und verſchließe ſie hinter ihm!

Der Schloßhof war bald durchſchritten, bald ſtand Antonello vor der kleinen Pforte; der Knecht öffnete ſie und ließ den Pilger ein.

Die Kapelle war nur klein und vermochte oft nicht die Menge der Wallfahrenden zu faſſen, die mit frommen Glauben hierher zu dem über dem Altar hängenden wunderthätigen Muttergottesbilde zogen. Das Bild ſelbſt ſtellte die Himmliſche, den Jeſusknaben auf dem Schoße, vor und ſchien von einem alten Meiſter und aus der erſten Zeit der wieder auflebenden Kunſt zu ſein. Antonello neigte ſich in frommer Andacht vor dem Bilde, kniete auf die Stufen des Altares nieder, und fürchtend, daß er beobachtet werde, that er nichts, was gegen die Frömmigkeit ſeiner Abſicht hätte Verdacht erwecken können.

Nach verrichtetem Gebet ſah er ſich forſchend in der Kapelle um. Keine Gemälde, keine Zierde, nur in Stein gehauene Ritter mit ihren Frauen ſah er in kalter Ruhe über den Gräbern rings an den Wänden bis zu einer dunkeln, geöffneten Pforte knieen, die wahrſcheinlich der Eingang zu der Gruft war. So ſehr ihn auch das Ziel ſeiner Wallfahrt anzog, ſpähte er doch, ehe er ſich nahte, vorſichtig umher, ob irgend wo der Verräther lauſchen könnte, und ſchritt dann erſt dem Eingange zu. Aber hier bedachte er, daß die Nacht, wo Alles im Schloſſe ſchlafe, zur Ausführung ſeines Vorhabens geeigneter und es jetzt thörig ſei, nach dem Schatze zu ſuchen, da ihm doch vor Sonnenaufgang die Pforte nicht wieder geöffnet würde. Hierüber nachdenkend, ſah er hinunter in die von einem matten Lämpchen ſpärlich erhellte Gruft, und überließ ſich ſeinen Gedanken. Da ſchien es ihm, als ob er unten murmeln hörte; unverſtändliche, von Seufzern unterbrochene Töne glaubte er zu vernehmen, jetzt ſchien es ihm ſogar, als ſähe er Schatten ſich bewegen, und gleich darauf erblickte er eine finſtere Geſtalt, welche die Stufen herauf auf ihn zuſchritt. So furchtlos er auch war, konnte er ſich doch eines geheimen Schauders nicht erwehren; er trat einige Schritte zurück, ließ die Geſtalt näher kommen, und als ſie

in die Kapelle, vom Licht der hier brennenden Ampel beleuchtet, eintrat, ſank er auf ſeine Kniee vor ihr nieder. Heilige, Deinen Segen! rief er, ſein Haupt vor der in Schwarz Gehüllten beugend.

Pilger! erwiderte ſie: Du irrſt! Ich bin keine Heilige, bin eine unglückliche Mutter, die kinderlos am Sarge der entſchlafenen Tochter gebetet hat. Steh' auf!

Euern Segen, unglückliche Mutter, fromme Dulderin! bat der Pilger noch einmal.

Steh' auf! wiederholte die Dame: Hoffe von dem wunderthätigen Bilde der Schmerzenmutter Vergebung, mein Segen kann ſie Dir nicht geben, die Hand einer Unglücklichen vermag nicht Segen zu ſpenden!

Sprecht ihn aus, edle Frau! beharrte Antonello bittend: Geht nicht von hinnen, ohne Euern Segen mir ertheilt zu haben; er wird mir eine reiche Gabe auf meiner unſtäten Wallfahrt ſein!

So möge Gott Dir Deine Schuld vergeben! ſprach die Dame, ihre Rechte auf ſein Haupt legend: wie meine Hand jetzt Dich ſegnend berührt. Es gehe Dir wohl! Gedenke mein in Deinem Gebete! Dies ſagend, neigte ſie ſich vor der Madonna, warf noch einen Blick auf den Knieenden und verließ die Kapelle.

Schon lange war ſie entfernt und Antonello kniete noch immer auf der nemlichen Stelle. Endlich erhob er ſich und ſetzte ſich tiefbewegt auf die Stufen des Altares.

Der Knecht, welcher Antonello ſchon einmal als Führer gedient hatte, ſtörte ihn auch jetzt in ſeinen Sinnen, und lud ihn ein, bei dem Caſtellan zu Nacht zu eſſen. So unangenehm ihm auch dieſe ihn ſtörende Botſchaft war, ſo durfte er doch die Einladung nicht ablehnen und mußte dem Knechte folgen.

Der Caſtellan war freundlich und zuvorkommend gegen ihn, der Tiſch gut beſetzt, der Wein perlte in ſilbernen Pokalen, aber von einer ihm unerklärbaren Scheu abgehalten, rührte er ihn nicht an, und wich den zudringlichen Bitten ſeines Wirthes unter dem Vorgeben aus, ſein gethanes Gelübde verböte ihm, nach Sonnenuntergange etwas anderes als Waſſer zu trinken. Der Caſtellan ſchien ſich über die Mäßigkeit ſeines Gaſtes beruhigt zu haben, als die Thür ſich öffnete und der Graf Vilani eintrat. Er ſprach Einiges leiſe mit dem Caſtellan, wobei er jedoch Antonello ſcharf beobachtete, und nachdem er mehrere gleichgiltige Fragen an dieſen gethan, entfernte er ſich bald wieder.

Auch der Pilger dankte dem freundlichen Wirthe und wollte in die Kapelle zurückgehen, doch der Caſtellan hielt ihn unter mancherlei Geſprächen auf, bis er ihn endlich eine Stunde vor Mitternacht entließ.

Noch verkündete die Glocke mit ihren dumpfen Schlägen die Geiſterſtunde, als Antonello in die Kapelle trat und die Thür ſich hinter ihm ſchloß. Eine beängſtigende Stille empfing ihn; die ſteinernen Ritter und Edelfrauen

umgaben ihn in ernstem schweigsamen Kreise; selbst das Madonnenbild, zu dem er sich jetzt betend wandte, schien nicht liebreich, es schien zürnend auf ihn zu blicken, der sich um diese todten Gebilde wenig kümmernd, noch einmal den kleinen, den Ort bezeichnenden Zettel überlas, dann die nur angelehnte Thür der Gruft öffnete und hinunter stieg.

Der erste Blick, den er hier in diese Wohnung des Todes warf, ließ ihn sogleich den bezeichneten Sarg erblicken, welcher an der nördlichen Stelle des Gewölbes allein stand; aber sein Auge weilte nicht lange auf ihm; ein kleinerer, mit einem Myrtenkranze geschmückter, der dicht am Eingange stand, zog seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Er nahte sich ihm mit Thränen. Ja, hier schlummerst Du, hier verwelkst Du, frühgebrochene Knospe und dieser Kranz von Myrten sollte Dein Haupt nicht schmücken. — O laß mich Dich, vielleicht die Einzige, die mein Herz verstand, noch einmal sehen. Er hob den Deckel des Sarges ab und sein Auge betrachtete mit Wehmuth die Todte.

Und warst Du im Leben auch schon eine welkende Blüthe, sagte er schmerzvoll: warst Du doch lieblich, gute Marie; aber der Tod hat die bleiche Rose furchtbar zerdrückt und mit seinem Hauche Dich schrecklich entstellt; ich erkenne Deine holden Züge nicht mehr. Schlafe sanft, Dir ist jetzt wohl, wohler als mir, den der Fluch verfolgt, und dem auf seiner wilden Irrfahrt das Schicksal nichts ließ, als diese welke Blume, die sich für mich nie erschließen wird. — Er zog Margaritta's Rose hervor, drückte sie an seine Lippen und sagte dann mit Heftigkeit: Alles mußte ich opfern, Stand, Namen, Vater und Mutter, und auch Dich nahm der Tod; nun will ich auch diese Reliquie opfern, damit mir nichts bleibt, als ein zerrissenes Gemüth. — Er legte die Rose an die kalte Brust der Todten. — Das Theuerste, was ich habe, weihe ich Dir, Maria! sprach er, schloß den Deckel und setzte sich trauernd auf den Stufen der Treppe nieder.

Hier mochte er wohl schon eine lange Zeit, seinen düstern Gedanken nachhängend, gesessen haben, als die Glocke des Thurmes die Stunde der Mitternacht verkündete, er plötzlich aufsprang und mit verstörtem Blick auf den braunen Sarg zuschritt. — Wen werde ich hier in seiner Ruhe stören? Wem zurufen: Steh auf und gib mir Deine Schätze! — Holla, holla, Schläfer! rief er, auf den Deckel des Sarges klopfend: Erwache, es nahen Diebe!

Und als er dies sprach, schien dem Todten das Leben geworden zu sein, es rasselte furchtbar, als wenn Todtengebeine zusammen schlügen, und eine lange in ein weißes Leichentuch gehüllte Gestalt stieg wie aus dem Sarge hervor. — Was störst Du meinen Schlaf, Antonio? sagte sie dumpf: Was störst Du meine Ruhe, Du, vom Vaterfluch rastlos Getriebener?

Antonello, von der Erscheinung überrascht, war bebend einige Schritte zurückgewichen, doch bald sich ermannend, rief er: Blendwerk der Hölle! aus diesem engen bretternen Hause steigt kein Todter zum Leben auf, keinem

Geiſte ward je die Pforte geöffnet. Ich werde Dir, Sterblicher! als Mann begegnen. — Dies ſagend, zog er den Dolch unter dem Pilgergewandte hervor und ſprang auf die Geſtalt zu. Das Leichentuch ſank, ein Geharniſchter mit geſchloſſenem Viſir ſtand vor ihm.

Oeffne Dein Viſir, daß ich Dein Antlitz ſchaue! rief Antonello: Zeige Dich mir! Wer Du auch biſt, ich fürchte Dich nicht und will mit Dir, Eiſengepanzerter, ringen um mein elendes Leben!

Dir geſchehe Dein Wille! ſprach der Geharniſchte, ſchlug das Viſir auf und ſtarr vor Entſetzen ſtand Antonello vor dem Furchtbaren; nur den regungloſen Blick auf ihn geheftet, vernahm er das Kommen Gewaffneter nicht, die ihn, ehe ſeine Beſinnung wiederkehrte, ſchon umringt hatten.

Gebt Euer Schwert, junger Herr! redete der Caſtellan ihn an: Jeder Widerſtand wäre hier vergebens und ſündlich!

Bei dieſen Worten kehrte Bewußtſein und Beſonnenheit in Antonello zurück, er faßte ſchnell in ſein Koller, ergriff den Zettel, verſchluckte ihn und ſchleuderte dann den gezückten Dolch weit weg.

In den Thurm mit ihm! befahl der Geharniſchte mit donnernder Stimme.

Die Knechte führten ihn ab.

Schon ſeit mehreren Tagen hatte man in Tricarico vergebens auf Antonello's Rückkehr gewartet, man war für ihn beſorgt, ſelbſt Zweifel an ſeiner Treue regten ſich in mancher Bruſt; da ſandte Micheletto einen Kundſchafter nach Oppido, der an dem nemlichen Tage, wo zur Freude Margaritta's die königlichen Scharen die Belagerung der Veſte aufhoben und von dannen zogen, mit der traurigen Nachricht zurückkehrte, daß ein Pilger, welcher unter dem Vorwand eines Gelübdes in der Schloßkapelle habe die Nacht zubringen wollen, feſtgenommen und in tiefem Gefängniſſe verwahrt ſei. Dieſe Nachricht trübte die Freude über den Abzug der königlichen Scharen.

Signora! ſagte Micheletto, als er ſich eben mit Pedro allein bei Margaritta befand: Ich glaube, ein kühner Streich wäre hier am rechten Orte. Caldoro iſt nach Potenza gezogen, wer weiß, ob er den ſtolzen Grafen von Vilani, mit dem er überdies in Unfrieden lebte, von ſeinem Abzug unterrichtet hat. Gebt mir dreihundert wackere Männer, und ich will verſuchen, das mit Muth wieder zu gewinnen, was der Verrath uns entrieß.

Ihr wolltet! rief Margaritta erſtaunt: und haltet es für möglich, das feſte Oppido durch ein kühnes Wagſtück zu nehmen?

Je verwegener das Unternehmen, je unglaublicher, deſto eher gelingt es! erwiderte der Hauptmann.

Es freut mich, Micheletto, ſagte nun Margaritta gerührt: daß Ihr

solchen Theil an dem Unglücklichen nehmt, und Antonello zu befreien, Euer Leben wagt.

Ihn zu befreien? fuhr der Hauptmann auf: O, Ihr irrt, Signora! Für diesen Thoren ziehe ich wahrlich mein Schwert nicht aus der Scheide. Hat er doch eine Reliquie erhalten, die ihn vor jedem Unfall schützt; was bedürfte er meiner?

Margaritta sah mit ihrem flammenden Auge zürnend auf ihn, schwieg und wandte sich zu Pedro.

Vater! sprach sie: Ihr habt mir zweihundert wackere Krieger zugeführt, geprüfte Gesellen aus alter Zeit; ich selbst habe vor Eurer Ankunft manchen unternehmenden Burschen geworben; mit diesem Haufen und unter Eurer Begleitung, mein Vater, will ich selbst nach Oppido ziehen und für den Unglücklichen mein Leben wagen, da Micheletto, so wie es scheint, nur für die Schätze meines Vaters sein Schwert zu ziehen bereit ist. Mögen sie verloren gehen! Sforza kann andere erringen, aber das Leben eines wackern Mannes vermag er und Ihr und wir Alle nicht wieder zu gewinnen.

Hohe Röthe überzog Micheletto's Angesicht.

So ist er wahrlich zu beneiden, rief er: daß er für Euch in Ketten schmachtet, da Ihr, Signora, zu seiner Befreiung auszieht und für ihn —

Hauptmann! unterbrach ihn die Jungfrau: Schon einmal fragte ich Euch, wer Euch ein Recht gab, meine Empfindungen zu bewachen; ob Mitleid, ob Dankbarkeit, oder ein anderes Gefühl, ob das Wohl meines Vaters mich nach Oppido führt, sei Euch gleich! — Besorget Alles, wandte sie sich nun zu Pedro: so wie die Nacht anbricht, ziehen wir aus. Nehmt Petarden und Sturmleitern mit, und ehe wir das Schloß verlassen, will ich die Krieger, an deren Spitze ich mich stelle, mustern. — Ihr, Hauptmann Micheletto, habt wohl die Güte, indessen Tricarico zu bewachen.

Ich werde Euch folgen, Signora! erwiderte der junge Kriegsmann beschämt. An Eurer Seite zu fechten werdet Ihr mir doch wohl erlauben?

Wie Ihr wollt! erwiderte Margaritta gleichgiltig und verließ das Zimmer.

Dreihundert auserlesene Männer, deren Tapferkeit schon in manchem Gefechte erprobt war, sammelten sich auf dem Schloßhofe, und Keiner von ihnen wußte weßhalb. Sie waren Alle nur leicht bewaffnet, ein Schild am Arm, ein kurzes Schwert an der Seite, die Partisane in der Hand, so erwarteten sie ihre Herrin, die auch nicht lange zu erscheinen säumte. Einen Helm auf ihrem Haupte, die Brust mit dem Panzer bedeckt, die blanke Partisane in der Hand, trat sie mit Zuversicht, einer Königin der Amazonen gleich, vor die geschlossenen Reihen.

Zaget nicht! rief sie ihren Kriegsgefährten zu: weil die schwache Jungfrau Euch zu einem kühnen Unternehmen führt. Denkt, sie ist des Mutius Sforza Tochter! und dieser Gedanke gebe Euch Vertrauen. Wir gehen einem Wagstück entgegen, wo ausdauernder Muth uns allein zum Ziele

führen kann: es gilt, das feste Oppido wieder zu gewinnen. Wollt Ihr mir dahin folgen und Euer Leben daran setzen, so sprecht es mit einem freudigen Zurufe aus.

Hell klirrten die zusammengeschlagenen Waffen, laut tönte der Kriegsruf: Sforza! Sforza! und: Wir folgen Dir! schallte wie aus einem Munde. Margaritta schwang sich nun auf ihr türkisches Roß, Micheletto bestieg seinen Streithengst. — Mir nach! rief das kühne Mädchen, und so zogen sie in aller Stille aus den Thoren Tricarico's und machten erst an der Brücke, wo Antonello seine Führerin gefunden, Halt.

Micheletto, der längere Zeit in Oppido zugebracht und es mithin genau kannte, machte hier, auf Pedro's Ersuchen, die nöthigen Anordnungen, verbot unter Androhung strenger Strafe, im Fall der Einnahme der Stadt, zu plündern, befahl, sich dann schnell wieder in Rotten zu sammeln und dem Schlosse zuzueilen, und führte nun das Kriegvolk auf die nördliche Seite des Berges, wo sie einen steilen Fußpfad hinauf klimmten, auf welchem sie bald in möglichster Stille, Petarden und Sturmleitern mit sich führend, unbemerkt am Fuße der Mauer anlangten. Von hier rückte Pedro mit 50 seiner Knechte und der Petarde gegen das Thor, die Andern setzten die Leitern an und erstiegen ohne Schlachtruf die Mauer, welche von dieser Seite ganz unbesetzt war. Nun eilten sie hinab, überfielen die sorglose Wache, öffneten das Thor, durch welches Pedro mit den Seinigen eindrang, und stürmten vereint dem Schlosse zu, das man jedoch besser verwahrt fand als die Stadt.

Hier war man wachsam; die Thurmwacht hatte die Unruhe in der Stadt bemerkt, ihm war das Waffengeklirr am Thore nicht entgangen, und sein Horn hatte die Besatzung auf die Mauern und in die Thürme gerufen. Dennoch befahl Margaritta den Angriff; Pedro setzte die Petarde an das äußerste Thor, doch fand er am innern solchen Widerstand, daß er sich kaum in dem blutig errungenen Vortheile behaupten konnte.

Auch die, welche die Mauer stürmten, fanden hartnäckigen Widerstand; zweimal wurden sie zurückgeschlagen; schon war der größte Theil der Leitern zertrümmert, schon lag mancher Muthige zerschmettert am Fuße der Mauer, als Margaritta noch einmal die Weichenden sammelte, sich an ihre Spitze stellte und die Erste die Leiter bestieg. Ihr Beispiel entflammte von Neuem den Muth, unaufhaltsam hinter und neben ihr klimmten die Scharen hinauf; Fortuna begünstigte die Kühnen, Margaritta stand die Erste auf der Mauer, Micheletto, sie schützend, ihr zur Seite. Das Schloß war erobert.

In einem alten, mit düstern Tapeten behangenen Saale des untern Geschosses, der wahrscheinlich in früheren Zeiten zu Trinkgelagen gedient hatte, wurden jetzt die Gefangenen den Siegern vorgeführt; ein Mann, mehr von Gram als Alter gebeugt, stand an ihrer Spitze. Schneeweiß, von Blut gefärbt, rollte sein Haar wild über Schultern, Nacken und Stirn

herab und verbarg sein feurig flammendes Auge, das fast verächtlich auf Margaritta blickte, in welcher er die Jungfrau von Tricarico, wie man sie in der dortigen Gegend zu nennen pflegte, erkannte.

Seid Ihr Graf Vilani? fragte ihn Margaritta, und in dem Ton ihrer Stimme lag freundliche Milde.

Ich bin's! erwiderte der Verwundete stolz.

So gebt Ihr mir wohl Kunde, was aus dem Pilgersmann geworden ist, den Ihr vor einigen Tagen hier festnahmt und gefangen setztet! fuhr die Signora fort: Finden wir ihn noch am Leben, so werden wir nicht streng mit Euch verfahren.

Liegt Euch der Pilgersmann so am Herzen? erwiderte der Gefangene höhnisch: Nun, so kann ich keine schönere Rache an Euch nehmen, als wenn ich ihn Euch überliefere. Sendet nur hinunter in den Thurm, der gen Süden liegt, dort werdet Ihr ihn in Ketten finden, die ohne Euch keine Barmherzigkeit hätte lösen sollen.

Und weßhalb habt Ihr ihn in Ketten gelegt? fragte Micheletto.

Weßhalb? Die Rechenschaft hierüber bin ich nicht Euch, bin ich nur Gott schuldig! erwiderte der Graf.

Ihr seid ein trotziger Mann! nahm Margaritta das Wort: Das Gerücht von Eurer finstern Gemüthsart hat nicht gelogen.

Wohl möglich! erwiderte er kalt: Das Schicksal stimmt nicht immer die Saiten zur Freude. Wohl Euch, habt Ihr dies noch nie erfahren.

Was habt Ihr mit den Schätzen, die Ihr dem Pilger abgenommen, gemacht? fragte Micheletto weiter.

Ihm Schätze abgenommen? erwiderte der Gefangene höhnisch lachend: Arm ist er, daß selbst der Bettler sein „Gott mit Dir!" nicht einmal mit ihm theilen möchte. Arm, daß, wenn Ihr ihm das Wams von seinem Leibe reißt, ihm nichts bleibt als das Gerippe eines nackten Sünders!

Als er dies sprach, vernahm man Kettengeklirr.

Hört Ihr? Dies Klirren ist sein Gebet und das Eisen sein würdiges Geschmeide! — Da that sich die Thür auf und Antonello, mit Ketten beladen, wurde herein geführt. Schweigend trat er in den Kreis, sein Auge, nicht mehr flammend wie sonst, schien jemand zu suchen, es traf den Grafen. Wehmuth sprach aus des Jünglings Blick, doch schnell wandte er sich zu Margaritta:

Laßt mir die Fesseln abnehmen, Signora! bat er, und als sie rasselnd neben ihm hinsanken, trat er langsam, ungewissen Schrittes auf den Grafen zu. Ich bin frei, sprach er: und bedarf Eurer Gnade nicht, doch bitt' ich: Vergebet mir! — Er beugte bei diesen Worten sein Knie vor dem Gefangenen. Dieser schwieg, sein Auge wandte sich von dem Knieenden ab, finster blickte er in dem Kreise der Staunenden umher, als eine in Trauer gehüllte Dame die Thür aufriß, neben Antonello niederstürzte und schmerzvoll ausrief: Vergib ihm, es ist ja Dein Sohn!

Er war es! ſagte Vilani kalt und wendete ſich ab.

Steht auf, Signora! bat jetzt Margaritta die Knieende: Steh' auf, Antonello! Ein Geheimniß muß hier obwalten, das vielleicht nicht gut iſt, vor der Menge zu enthüllen. Habt die Güte, Graf Vilani, und Ihr, verehrte Frau, uns mit dieſem in ein anderes Zimmer zu begleiten. — Sie ergriff mit zarter Schonung des Gefangenen Hand, Micheletto reichte der Dame ſeinen Arm, und Pedro, einen Wundarzt herbeirufend, folgte mit Antonello.

Laßt Euch verbinden, Ihr blutet ſtark! ſagte jetzt Pedro zu dem Grafen, der erſchöpft auf einen Seſſel ſank. Du aber, Margaritta, thäteſt wohl gut, Dich mit der Dame und Antonello zu entfernen, da der edle Herr Ruhe bedarf und jede Gemüthsbewegung ihm ſchädlich ſein muß.

Margaritta begleitete die Gräfin in ihr Gemach, während Antonello in's Freie eilte und Micheletto in die Kapelle ging, das Käſtchen mit Juwelen zu ſuchen. Margaritta konnte den Wunſch nicht verbergen, Licht in dieſer verwickelten Sache und beſonders über Antonello zu erhalten; ſie ſprach dies ſo deutlich aus, daß die Dame nicht umhin konnte, ihr gefällig zu ſein und ſie von Allem zu unterrichten.

Antonio, den Ihr Antonello nennt, begann ſie: iſt des Grafen Vilani und mein Sohn; ihn Euch zu ſchildern, bedarf es wohl nicht, da Ihr ihn, wie ich vermuthe, ſattſam kennt. Schon in ſeiner früheſten Jugend ſprach ſich ſein wilder, aufbrauſender Sinn deutlich aus, und war er auch hierin meinem Gatten ähnlich, ſo gewann ihm dies doch des Vaters Herz nicht; ſchon als Knabe konnte er ſich ſeiner Liebe nicht erfreuen, und ihm blieb damals nichts als das Mutterherz.

Sein freier, ungebundener Sinn, ſtets von des Vates feſtem Willen oft wohl zu ſehr gezügelt, fand ſich in dem väterlichen Hauſe nicht wohl, er wünſchte es zu verlaſſen, aber nie wollte mein Gatte ſeine Einwilligung geben. Die aufſtrebende Kraft des Jünglings mußte ſich an dem Gängelbande eines Knaben leiten laſſen, und ſein Unmuth ſprach ſich immer lauter aus, ſein Benehmen ward immer ſtörriſcher, ſo daß auch das Mutterherz, ſonſt ſo ſchwach, ſich nach und nach ſeinem rauhen Weſen verſchloß. Nur gegen Marie, ſeine kränkelnde Schweſter, war er ſanft und liebreich, ſie allein ſchien ihn zu verſtehen.

Eines Tages kehrte mein Gatte aufgebracht und faſt wüthend von der Jagd zurück. Antonio hatte nach des Vaters Meinung einen Hirſch gefehlt, der Sohn, ein ſicherer Schütze, glaubte ihn getroffen zu haben und wollte das Thier verfolgen; der Vater unterſagte es ihm, Antonello aber entgegnete heftig: „Ich bin weder ein Knabe, noch Euer Knecht!" und ſprengte mit der Meute hinter dem Hirſch drein, fand bald den Verendeten und kehrte im Triumph kurz nach dem Vater zurück, der, noch von ſeinen Jägern und Dienern umgeben, auf dem Hofe ſtand und den Ungehorſamen mit entehrenden Scheltworten empfing. Dieſer, vielleicht durch das Vor-

gefallene noch aufgeregter als sonst, antwortete nicht ganz in den Schranken kindlicher Demuth, und der Vater — o, ich erinnere mich des furchtbaren Augenblicks noch mit Grausen — schlug den Sohn, in Gegenwart der Diener, in's Gesicht.

Einen Augenblick stand dieser wie versteinert, dann sagte er mit kalter, an ihm ungewohnter Ruhe: „Vater, vergeßt Ihr noch einmal, daß ich ein Edler bin, behandelt Ihr mich noch einmal, als wäre ich ein unbärtiger Knabe, dann, bei Gott! vergeß' ich, daß Ihr mein Vater seid, und —"

Ein Wink meines Gatten und der Sohn ward umzingelt, gleich einem Verbrecher gebunden und in den Kerker geworfen. Jetzt begann das Mutterherz laut zu mahnen, ich bat, flehte den Gatten, warf mich mit der Tochter zu seinen Füßen, nichts half; er blieb unerbittlich. „So lange ich lebe, sprach er: soll er das Licht des Tages nicht wieder sehen!" Ich kannte den festen Sinn meines Gemahls, mir blieb nichts übrig, als dem Sohne durch List und Bestechung die Freiheit zu verschaffen. Es gelang mir, er entfloh und seit einem Jahre hörte ich nichts von ihm. Da führt mich das Schicksal spät am Abend in die Gruft, wo meine früh verwelkte Maria schlummert; ich finde in der Kapelle einen Pilger, der sich leidenschaftlich vor mir niederstürzt und um meinen Segen fleht. Mir war das auffallend, unheimlich, ich theile es meinem Gatten mit, dieser ahnet unter dem Pilgergewande Betrug, läßt ihn zu dem Castellan kommen, beobachtet ihn dort und erkennt den Sohn. Um den Zweck seines Hierseins und was er in der Kapelle vorzunehmen gedachte, zu erforschen, schwieg er, verbarg sich, wohl gewaffnet, in der Gruft, verhüllte sich, Betrug mit Betrug zu vergelten und beorderte Gewaffnete, auf das erste Geräusch in die Kapelle zu dringen. So wurde Antonio gefangen, und ohne Eure Rettung wäre vielleicht das Mutterherz gebrochen.

Diese Erzählung hatte auf Margaritta einen tiefen Eindruck gemacht. Sie konnte dem unglücklichen Antonio ihr Mitleid nicht versagen, wenn sie auch sein Benehmen gegen den Vater nicht ganz entschuldigen konnte. Sie erinnerte sich, während die Gräfin sprach, so Manches, Antonello betreffend, wie sie ihn in der Gegend von Lauletta zum ersten Mal gesehen, er sich ihr, als sie eben Waldbeeren suchte, mit Heftigkeit genahet, bei ihrem Anblicke aber scheu zurückgetreten war und sie gebeten hatte, ihn in irgend eine Hütte, am liebsten aber in die ihrige zu führen, wie sie gezögert, ihn gewarnt, ihm, von seiner einnehmenden Gestalt verführt, selbst das Furchtbare ihres Aufenthalts gestanden. Sie erinnerte sich noch lebhaft, wie er sich damals durch nichts habe abhalten lassen, ihr zu folgen, wie er von dem alten Pedro freundlich aufgenommen und ihr werth geworden sei. — Auch der Stunde gedachte sie, wo sie ihn zum ersten Male mit den Räubern ausziehen sah, und plötzlich jede Neigung zu ihm aus ihrem Herzen geschwunden sei, da sie ihn für einen gemeinen Räuber gehalten. Das Alles war wie ein Traum an ihr vorüber geschwebt, und ohne sich

Rechenschaft von ihren Empfindungen geben zu können, fühlte sie sich bei der Nachricht froh, daß Antonello der Sohn des Grafen Vilani und nicht gemeinen Standes sei. Sie tröstete die Mutter, sicherte ihr des Gatten Freiheit zu und beachtete es im Sturm ihrer Gefühle wenig, als Micheletto mit dem Kästchen, das er an dem bestimmten Orte noch unversehrt gefunden hatte, eintrat.

Die Wunde des Grafen war nicht gefährlich und nach einigen Tagen konnte er schon an seine Abreise denken. Er dankte Margaritta für die ihm gegebene Freiheit und schien von ihrem edlen Benehmen gerührt; aber dennoch vermochte ihre Bitte ihn nicht zu bewegen, den Sohn zu sehen.

Erlaubt, daß ich die traurigen Reste meiner Tochter mit mir nehme und sie in der Gruft meiner Väter beisetze! erwiderte er Margaritta: Sagt meinem Sohne, daß ich ihm verzeihe; sehen mag ich ihn nicht. Nur drohend, wie auf dem Hofe meines Schlosses, nur den Dolch gegen mich zückend, wie hier in der Gruft, würde er vor mir stehen und sein Anblick mir den Finch wieder erpressen, den ich nicht noch einmal aussprechen möchte. Deßhalb laßt mich ziehen, ohne ihn gesehen zu haben.

Noch am nemlichen Abend sandte Margaritta Antonello mit den Juwelen nach Neapel zu Constanze, ihm konnte man sie am ersten anvertrauen, da er, dessen Familie zur Partei des Königs gehörte, ungehindert dahin kommen konnte; auch wollte sie ihn gern von hier entfernen. Der Graf Vilani zog nun mit seinem Weibe und dem Sarge, der die irdische Hülle seiner Tochter verschloß, nach Calabrien, Margaritta kehrte mit Pedro nach Tricarico zurück und überließ Micheletto einstweilen die Vertheidigung Oppido's.

Antonello war mit seinen Schätzen ohne weiteres Abenteuer in Neapel angekommen, übergab sie Constanzen, die sogleich Sforza von dem Ereignisse benachrichtigte. Gurello fand bald Gelegenheit, die Juwelen in Gold umzusetzen und es fehlte nur noch Urban, der seit lange nicht in Neapel gewesen war, um das Geld für Franzesco in Empfang zu nehmen. Durch Constanze war der Königin Sforza's Rath mitgetheilt. Caracciolo hatte seinen Vetter Ottone durch große Versprechungen gewonnen, und der alte Gurello war mit Annechino Mormile in genaue Verbindung getreten. Die Großen des Reiches, gegen welche sich der König immer stolzer, immer geringschätzender benahm, murrten seit des Seneschalls und Capuas Hinrichtung laut, das Volk, durch die steten Streifzüge Franzesco's in seinem ruhigen Eigenthume gestört, sah nur mit Unmuth Felder und Gärten verwüstet und hoffte mit Sehnsucht auf eine andere Gestaltung der Dinge. Alles war in dumpfer Gährung, die Gemüther waren auf das Höchste gegen die Franzosen erbittert und jeder sah unruhig dem Ausbruche dieses Vulkans entgegen. Nur der König nicht, welcher mit seinen Franzosen, deren Zahl

sich von Tag zu Tag mehrte, unbesorgt auf die Jagd zog, den Falken auf der Hand Tage lang in der Gegend umherstreifte, und, von seinen Illyriern umgeben, mit stolzer Zuversicht die so nahe Gefahr nicht ahnte. Die Königin spielte ihre Rolle meisterhaft; still ergeben, schien sie jede Laune ihres Gemahls gelassen zu ertragen, schmeichelte bei jeder Gelegenheit den Franzosen und äußerte einst sogar, daß ihr größter Stolz sei, aus dem Hause Anjou, mithin aus Frankreich zu stammen. Fast täglich hatte sie dem Könige irgend eine Bitte vorzutragen, aber diese Bitten waren so gering, so wenig der Ansprüche einer Königin, die selbst den Scepter des Landes geführt hatte, angemessen, daß Jacob sie nicht allein gern bewilligte, sondern auch seine Gemahlin ihres Kleinmuthes, ihrer Unterwürfigkeit wegen zu verachten begann. Kein Wunsch nach Freiheit entschlüpfte ihr, sie zeigte nicht die leiseste Begierde, irgend einen Einfluß auf den König oder die Staatsverwaltung zu erhalten, äußerte nie ihre Meinung, wenn ihr Gemahl sie nicht dringend deßhalb befragte, schilderte ihm dann die Verhältnisse, welche sie doch genau kennen konnte, gewiß stets falsch, und suchte hierbei besonders das hervor, was ihn gegen die Barone aufbringen konnte. So wurde der König getäuscht, der nun seine Gemahlin für so wenig gefährlich hielt, daß er die Einschränkung ihrer persönlichen Freiheit nur noch ihres Lebenswandels wegen geschehen ließ.

Constanze, die noch zuweilen Katharina in ihrem Gefängniß besuchte, hatte die unaussprechlichste Sehnsucht nach ihrem Gatten. Seit der Hinrichtung des Grafen von Capua, seit den mütterlichen Ermahnungen ihrer Freundin schien der Engel des Friedens sie wieder zu umschweben. Ihr wilder Schmerz war zur stillen Trauer geworden, sie hatte wieder Thränen und an der Brust ihrer Freundin erschien ihr die Welt von neuem wie eine freundlich friedliche Gegend, in welcher sie wohl noch ein Plätzchen der Ruhe zu finden hoffen konnte. Nur fehlte ihr Urban; gedachte sie seiner, rief ihr eine innere Stimme zu: Nur an seiner Brust wirst Du die wahre Ruhe finden. Es war ihr deßhalb ängstlich und traurig, daß er, obgleich Franzesco mit seinem Kriegsvolke in der Umgegend Neapels herumschwärmte, sich nicht blicken, nichts von sich hören ließ. Bei jedem Tritte, den sie in der Dämmerung vernahm, glaubte sie, er sei es, bei jedem Geräusch auf der Straße hoffte sie seine Stimme zu hören. So waren Monden ohne Nachricht von ihm vergangen und selbst der alte Gurello, der doch immer von Allem unterrichtet wurde, vermochte nicht, sie zu trösten.

Eines Abends, als sie still trauernd auf ihrem einsamen Zimmer saß, öffnete sich leise die Thür und die langgenährte Sehnsucht wurde erfüllt, Urban trat ein. Unaussprechlich war ihr Glück, als sei er ihr erst heute gegeben, so innig, so fest drückte sie ihn an ihre Brust. Auch Urban empfing sie mit glühender Liebe, der Blick seines Auges strahlte nur Wonne und der Ton, mit welchem er sie seine gute Constanze nannte, war ihr Bürge, daß er nicht mehr zürne.

Du haſt wohl lange vergebens auf mich gehofft? ſagte er endlich: verdamme mich deßhalb nicht, Conſtanze! Mein kurzer Aufenthalt in Neapel war verrathen worden, Euer Haus wurde von Spähern umgeben, und deßhalb durfte ich es in der erſten Zeit nicht wagen. Franzesco hatte durch einen Freund genaue Nachricht hiervon erhalten und ſandte mich, mir ſelbſt die Möglichkeit eines Verſuchs zu nehmen, in geheimem Auftrag nach Mailand an den Visconti. So war ich fern von Dir, durfte Dich von meiner Reiſe nicht einmal unterrichten, und ſelbſt dem Vater mußte es verborgen bleiben. Vor einigen Tagen erſt bin ich, nachdem ich meinen Auftrag glücklich vollendet, zu Franzesco zurückgekehrt; ich fand einen jungen Mann bei ihm, der ſich ſeit einiger Zeit im Verborgenen dort aufgehalten hatte. Es war Antonio Vilani, der Sohn des in Oppido durch Margaritta gefangenen Grafen. Durch ihn erhielt ich Nachricht von Dir und von dem, was ſowohl bei Tricarico als hier in Neapel ſeitdem vorgefallen. Er bat mich, zu Dir zu eilen, da mein Vater mich zu ſprechen wünſche, und verſicherte, mich ungefährdet hin und zurück zu geleiten. Er hat bis jetzt treulich Wort gehalten und muß ein Mann von unternehmendem Geiſte ſein, der viel Anhang unter dem Adel hat, denn von Caſoria, wo wir ſeit heute Mittag lagern, bin ich bis hierher unter ſteter Begleitung Bewaffneter gekommen, die ich auf allen Straßen fand, und die ſich, wie von ungefähr, an mich anſchloſſen.

Ich kenne ihn wohl, ſagte Conſtanze: es iſt derſelbe, den Margaritta, ohne ſeinen Stand zu ahnen, nach Oppido ſandte, und dem Sforza gewiſſermaßen die Wiedereroberung dieſer Stadt zu danken hat, denn ſeine Rettung war wohl der Hauptgrund zu dieſem kühnen Unternehmen. Er war es, der mir das Käſtchen mit Juwelen brachte, und irr' ich nicht, ſo hängt er mit Leidenſchaft an Margaritta!

So ſchien es auch mir; ſagte Urban: Alles ſetzt der Jüngling daran, Sforza zu retten, er ſteht mit Caracciolo in Verbindung —

Das wußt' ich, unterbrach ihn ſchnell Conſtanze: deßhalb vermied ich ihn. Ich traue dieſem Giovanni ſo wenig wie ſeiner Königin.

Dem Antonio Vilani darfſt Du trauen, entgegnete Urban: er wird Dir Nachricht von mir bringen, und was Du mir wiſſen laſſen willſt, kann durch ihn geſchehen; Bande, wie ſie an Sforza ihn knüpfen, ſind feſt. — Doch nun genug hiervon; wir wollen dem Ernſten nicht jede der kurzen Stunden opfern; auch uns und unſerer Liebe mögen einige gehören. Ein Brief meines Vaters, den ich bei Franzesco vorfand, hat mir Tröſtliches berichtet, und ich leſe die Beſtätigung deſſen, was er mir ſagt, in Deinem ſanften Auge. Wohl Dir, meine Conſtanze, wohl mir, daß Du beruhigt biſt. Auch der Geiſt Deines Vaters wird nun Ruhe gefunden haben, da Du ihn nicht mehr mit Deinen blutigen Gedanken aufſchreckſt. Du haſt Deinen furchtbaren Schwur gelöſ't.

Noch lebt der König! unterbrach ihn Conſtanze: Aber wende Dich

nicht zürnend von mir ab; ich habe der Rache entsagt, habe sie dem ewigen Richter übergeben; denn was ich später erfuhr, macht mir Manches klar und vermindert des Königs Schuld. Laß uns davon schweigen. Vergiß die Worte, welche mir der Schmerz in jener Unglücksnacht erpreßte, möge auch der Barmherzige sie nicht vernommen haben, möge er die Wahnsinnige nicht nach den Worten richten, welche die Verzweiflung aus ihr sprach. Ich bin wieder Deine Constanze, lebe nur Dir, nur Deiner Liebe; aber auch Du, mein Geliebter, solltest mir fortan Deine Tage weihen. Reiß' Dich aus dem Treiben der Welt, ein einsames Schloß am Meere nehme uns auf, fern von dem Toben der Leidenschaften, fern von des Ehrgeizes lockendem Schimmer, wollen wir dort in stiller Einsamkeit nur uns leben, und wenn die Kriegstrompete schmettert, dann laß uns friedlich an den Tönen der Laute uns vergnügen und unbekümmert um die Königin und ihre Günstlinge, unbekümmert um Sforza und seinen Kriegerruhm, unser stilles Glück in Abgeschiedenheit und Ruhe genießen.

Du senkst zu rasch Deine Schwingen, Constanze! unterbrach sie Urban: Als ich Dich das letzte Mal sah, schwebtest Du, ein raubgieriger Adler, hoch in den Lüften, heute möchtest Du, eine girrende Taube, Dich unter den Zweigen des Rosengebüsches verbergen; beides ist Ueberspannung. Sforza, meinem väterlichen Freunde, bin ich Dank schuldig; gegen Dich und Deinen gemordeten Vater hab' ich am Altare Verpflichtungen übernommen und das unterdrückte Vaterland verlangt meinen Arm!

Nun wohl! unterbrach ihn Constanze bewegt: So erfülle Deine Pflicht, weihe dem Vaterlande Deinen Arm, dem Freunde Dein Herz und laß Deiner Constanze nichts als die Ahnung, daß wir in dem Strudel der Welt untergehen werden. Ich habe Muth, ich bedarf nicht immer der Rache zum Sporn, und soll ich nicht das stille Glück der Liebe genießen, will ich Dir doch treu in Gefahr und Noth zur Seite stehen.

Des Vaters Eintreten unterbrach die ernste Unterhaltung. Er freuete sich, den Sohn hier zu sehn, unterrichtete ihn von jedem Schritt, den er zur Befreiung der Königin, mithin auch zur Befreiung Sforza's gethan hatte und redete so Manches für die Zukunft mit ihm ab. Auch gab er ihm die aus den Juwelen gelöst'te Summe in Wechseln auf Florenz und machte ihn mit dem Willen Sforza's in Betreff der Anwendung dieses Geldes bekannt.

Die kurze Zeit, welche Urban vergönnt war bei seiner Gattin zu bleiben, verrann bald, die Stunde der Trennung schlug und von Antonio Vilani und dessen Freunden auf die nemliche Weise, wie er hergekommen, zurückbegleitet, traf er im Lager ein und war Franzesco Sforza, des Geldes wegen, doppelt willkommen.

In dieser Zeit hatten sich die Freunde der Königin und Sforza's durch Wort und Handschlag eng mit einander verbunden, Johanna die Freiheit zu erringen und die Franzosen aus Neapel zu vertreiben. Sie entwarfen einen bestimmten Plan und setzten sich durch Antonio Vilani in genaue Verbindung mit Franzesco Sforza, der, obgleich sich Caldoro mit seinen Söldnern in Neapel befand, die Umgegend durchstreifte und so viel als möglich den Neapolitanern die Zufuhr zu Lande abschnitt. Der reiche Gurello hatte sogar mehrmals einigen mit Getreide beladenen Schiffen, ehe sie noch im Hafen einliefen, ihre Ladung abgekauft, um so, wenn auch nicht drückenden Mangel, doch Theuerung herbei zu führen; kaum vermochten Caldoro's Söldner die Ruhe in der Stadt zu erhalten. Aber eben diese Söldner, welche der Condottiero auf Befehl des Königs von Tricarico herbeigeführt hatte, schienen den Verbündeten das größte Hinderniß zur Ausführung ihres Planes zu sein. Es kam daher Alles darauf an, ihn von Neapel zu entfernen; Sforza warb nun so viel er nur konnte; Margaritta, welche unter diesen Umständen nicht mehr belagert zu werden befürchten durfte, hatte Micheletto mit 500 Fußknechten und der wenigen Reiterei, die sie bei sich hatte, ihrem Bruder zur Verstärkung gesandt, und Pedro mit seiner Bande die Vertheidigung Oppido's übergeben; sie selbst war mit den Uebrigen in Tricarico zurückgeblieben. Auch mehrere Barone waren zu Franzesco gestoßen, und die von der Partei der Sanseverino's, zu vielfach beleidigt um den König zu unterstützen, hielten sich ruhig in ihren Schlössern.

Die Hülfe, welche die Republik Venedig dem König Jacob von Zeit zu Zeit sandte, die Illyrier, welche einen Theil seiner Leibwache bildeten und von Venedig bezahlt wurden, zeigten deutlich, daß diese ehrsüchtige Republik sich im Süden Italiens einen Freund erwerben und hier festen Fuß an der Küste des adriatischen Meeres fassen wolle. Schon hielten ihre Söldner Manfredonia, was zu Sforza's Besitzungen gehörte, unter mancherlei Vorwand besetzt. Dies berücksichtigend, hatte der schlaue Franzesco, seinem Vater an Muthe gleich, an schnellem Ueberblick, Scharfsinn und List noch überlegen, Urban Origlia nach Mailand gesandt, dem Visconti die Pläne der ihm stets feindlich gesinnten Republik zu enthüllen und ihn um Beistand zur Befreiung der Königin und Sforza's aufzufordern. Visconti lag zu viel an der Freundschaft eines berühmten Kriegers wie Sforza, sein Haß gegen Venedig war zu stark, als daß er nicht den Vorstellungen Origlias hätte Gehör geben sollen; er versprach Hülfe und sandte auch in aller Stille 500 Küraſſiere zur Verstärkung Franzesco's. Sie kamen in dieser Zeit nach mancherlei durch Braccio's Feindschaft bestandenen Gefahren bei dem kleinen Heere Sforza's an, das jetzt bis auf 4000 streitbare Männer angewachsen war.

Die Verbündeten hatten den Tag der Kreuzeserhöhung zur Ausführung ihres Unternehmens bestimmt. Um nun Caldoro in dieser Zeit

von Neapel zu entfernen, mußte Franzesco täglich in die Umgegend der Stadt streifen; in jeder Nacht sah man dort die Feuer brennender Landhäuser und Dörfer, und die geplünderten Landleute eilten unter Jammer und Klagen in die Stadt und machten ein schreckbares Bild der Verwüstung, welche Franzesco's wilde Schaar draußen anrichtete. Die Klagen der Einwohner wurden immer lauter. Mormile, der einen mächtigen Einfluß, besonders auf die ärmere Klasse des Volkes übte, schürte das Feuer noch mehr an. Der König wagte es nicht mehr, auf die Jagd zu reiten, so daß er auch diesem Vergnügen entsagen mußte. Als er eines Nachmittags nach dem Capuanischen Schlosse ritt, was den Verbündeten durch Caracciolo verrathen war, rotteten sich, trotz des ihn umgebenden Kriegervolks, die Bürger zusammen und baten, wohl in nicht ganz bescheidenen Ausdrücken, sie von Sforza's Söldnern zu befreien, oder zu gestatten, daß sie, sich selbst Recht zu schaffen, die Waffen ergreifen dürften.

Der König, nicht ohne Muth, der sich jedoch nur im Gefecht, nicht in seinem Handeln zeigte, war über diesen Vorfall betroffen, kehrte auf Umwegen nach dem neuen Schlosse zurück und versammelte hier seine Getreuen, meist Franzosen — nur Caldoro und Caracciolo waren Neapolitaner — sich mit ihnen zu berathen. Jacob befragte nun die Versammelten, ob es besser sei, den Mutius Sforza dem Unmuthe des Volkes zu opfern, oder mit bewaffneter Macht den kühnen Franzesco von Neapel abzutreiben. Fast alle Franzosen stimmten für das Letztere, Caldoro für Beides. Der Neid auf Sforza's Kriegsruhm, auch die geheime Verbindung, in welcher er mit Braccio stand, ließen ihn des Helden Untergang wünschen. Nach seinem Tode, meinte er, wäre es leicht, das Heer des unbärtigen Knaben aus einander zu sprengen, das nur noch der gefürchtete Name des Vaters zusammenhielt, und er stände mit seinem Kopf dafür, es nicht allein von Neapel, sondern ganz aus dem Reiche zu vertreiben.

Caracciolo hingegen stimmte für keine der vorgeschlagenen Maßregeln.

Sforza's Tod, sagte er: wird den kühnen Jüngling nur noch mehr erbittern. Alle Söldner, Caldoro! die jetzt aus Eigennutz unter Euern Fahnen fechten, und dem berühmten Krieger einst folgten, könnten leicht den Tod ihres alten Feldherrn blutig rächen. Die Stadt in dieser unruhigen Zeit von allem Kriegvolk zu entblößen, finde ich gefährlich, wenn kein Mittel aufgefunden wird, das mißmuthige Volk für Euch zu gewinnen.

Womit könnte ich dies zügellose Volk gewinnen, das durch Weiberregiment verwöhnt ist? unterbrach ihn der König ungeduldig: Ihr verwerft jeden Vorschlag, legt jedem Hindernisse in den Weg, ohne ein Mittel anzugeben, sie zu heben.

Ich kenne Eines, es ist jedoch gefährlich, erwiderte Caracciolo: und darf nur mit Vorsicht gebraucht werden.

Und dies wäre? fragte der König.

Gebt der Königin dem Scheine nach, aber nur dem Scheine nach, einige Freiheit; zeigt Euch mit ihr dem Volke; hängt es auch nicht an seiner vorigen Herrin, so hat es doch Mitleid mit ihr, und glaubt, weil es sie seit Monden nicht gesehen, ihren Zustand fürchterlich, da er doch leidlich und gewiß wohlverdient ist. Nehmt aber ja alle Vorsichtmaßregeln. Die Stimmung, in welcher das Volk sich hierbei ausspricht, wird Euch zur Richtschnur dienen können; bezeigt es Eurer Hoheit seine Freude, so laßt Caldoro gegen Franzesco ziehen und die Königin zuweilen öffentlich sehen. Jubelt das Volk nur ihr entgegen, so behaltet die Söldner in der Stadt und beengt die Freiheit der Königin noch mehr. Das ist mein Rath!

Die meisten der Anwesenden stimmten ihm bei, nur Caldoro war dagegen, doch ward beschlossen, ihn schon am andern Tage zu befolgen. Schnell benachrichtigte Caracciolo seine Freunde, die auch sogleich ihre Vorkehrungen trafen.

Um die zwölfte Stunde des andern Tages wieherte der Königin Zelter, als ob er sich freue, endlich einmal wieder seine Herrin tragen zu dürfen, laut im Schloßhofe. Aber Johanna schien sich nicht der Freude zu überlassen; den König erwartend, saß sie bleich und abgespannt auf einem Lehnstuhle, und als dieser eintrat, vermochte sie nur bebend ihm entgegen zu gehen.

Was ist Euch, Madame? fragte er besorgt.

Ich fühle mich unwohl, erwiderte sie: und fürchte fast, die ungewohnte Luft. —

Fürchtet nichts, Hoheit! unterbrach sie der anwesende Caracciolo schnell: die Luft wird Euch stärken.

Wenn es mein Gemahl befiehlt! sprach sie dann, dem Könige die Hand reichend, der, noch einige entschuldigende Worte sagend, sie hinunter begleitete.

Der Zustand der Königin war heute nicht ganz Verstellung; furchtsam von Natur, war sie nicht ohne die Besorgniß, welches Ende dieser Tag nehmen und ob der gewagte Schritt sie zur Freiheit führen würde. Selbst der Gedanke, nach so langer Zeit zum ersten Male wieder durch die Straßen ihrer Hauptstadt zu ziehen und sich dem Auge dieses wetterwendischen Volkes zu zeigen, machte sie beklommen, und ihre Furcht war nicht Verstellung, wohl aber ihr Unwohlsein.

Als der König mit seiner Gemahlin das Schloß verließ und, von seinen Hofleuten und Gewappneten begleitet, durch die Straßen zog, sammelte sich bald eine Menge, selbst angesehener Bürger um sie und begleitete den Zug unter dem lauten Freudenrufe: Es lebe König Jacob und die Königin Johanna! doch schallte der Name des Königs viel häufiger aus der Mitte der jubelnden Menge, als der der Königin; denn die Hofleute hatten einen Haufen durch Geld geworbenen Pöbels auf die Straßen und Plätze gestellt, durch welche der Zug ging, und auch Annechino

Mormile und die Verbündeten hatten ebenfalls allen ihren Freunden und Dienern befohlen, nur dem Könige ihren Jubel zu bezeigen.

Obgleich Johanna durch Caracciolo von alle diesem unterrichtet war, that ihr doch die Gleichgiltigkeit wehe, mit welcher das Volk sie empfing, und die sich von Straße zu Straße vermehrte; der lächelnde, höhnende Blick, mit welchem ihr Gemahl auf sie herab sah, kränkte sie, und der Kummer, der sich auf ihrem Antlitze so deutlich aussprach, vermehrte noch den Triumph des Königs und täuschte ihn ganz. Von diesem Tage an erhielt die Königin größere Freiheit, jedoch nur im Palaste, denn das äußere Thor des Hofes blieb noch immer vor ihr geschlossen.

Auch Caldoro sammelte nun seine Fahnen. Die königliche Leibwache, in der Eile verstärkt, übernahm die Besatzung des Castels del Ovo am Meere und nur eine kleine Besatzung von Caldoro's Söldnern blieb in dem Capuanischen Schlosse. Er selbst an der Spitze von 5000 Mann, meist geworbene Reiterei, zog nach einigen Tagen aus, und trieb Franzesco, der bei dem Vorrücken des königlichen Heeres schnell zurück wich, bis in die Gegend von Arienzo. Aber nicht zufrieden, den Feind aus der Umgegend Neapels verjagt zu haben, wollte Caldoro sein Wort ganz lösen. Er rückte den andern Tag gegen St. Agatha, wo Franzesco Posto gefaßt hatte, vor, stürmte am Abend noch die Brücke, welche dort über den Fajonzo führt, fand jedoch von dem hier aufgestellten Fußvolk mehr Widerstand, als er erwartet hatte, und mußte einen weiteren Angriff bis auf den andern Tag verschieben. Aber der verschlagene Franzesco hatte sich in der Nacht zurückgezogen und war bei Limatola über den Volturno gesetzt, wohin Caldoro sogleich nachrückte; auch hier ward die Brücke so gut vertheidigt, wie die bei St. Agatha, und nach einigen vergeblichen Versuchen mit Gewalt den Uebergang zu erzwingen, sah er sich genöthigt, nach Capua zu rücken, dort den Volturno zu überschreiten und so gegen Cajazzo vorzugehen.

Aber Sforza hatte ihn auch hier überlistet. Er war gleich nach Caldoro's Abzug von Limatola über den Volturno zurückgegangen, an Telese vorbei über das Gebirge gerückt und stand am andern Tage auf der Straße nach Trivento hinter dem Tanaro und schien hier in einer guten Stellung den Feind zu erwarten. Caldoro, begierig, den Fliehenden zu erreichen, folgte ihm auf dem Fuße. Am Abend des dritten Tages standen die Heere kampfgerüstet gegen einander; am Morgen aber fand Caldoro das Lager der Feinde wieder leer, denn Franzesco hatte in der Nacht seinen Rückzug fortgesetzt. Da sandte ihm der Condottiero einen Trompeter mit einem höhnenden, ausfordernden Schreiben, welches den Ehrgeiz des Jünglings reizen und ihn bewegen sollte, ein Treffen anzunehmen; aber lächelnd erwiderte Franzesco dem Ueberbringer: Sage Deinem Hauptmann, er würde mich zum Streit bereit finden, wenn es mir die rechte Zeit dünkte, jetzt vergnüge es mich noch, das Land zu durchziehen.

Nicht das Feuer der Jugend, nicht Ehrgeiz noch Kampfluſt, konnten den Beſonnenen zu einem unüberlegten Schritte verleiten. Er wollte, ſo war es auch mit den Freunden in der Hauptſtadt beſchloſſen, Caldoro ſo weit als möglich von Neapel ziehen, deßhalb vermied er jedes, auch das kleinſte Gefecht, und erſt unter den Mauern Trivento's, welches ſein Waffenplatz war, hielt er Stand, und hier durfte es Caldoro nicht wagen, ihn anzugreifen. Beide Heere lagerten unthätig in kleiner Entfernung von einander.

Am Tage der Kreuzeserhöhung fand noch zu damaliger Zeit ein alter, ſchöner Gebrauch in Neapel ſtatt. Alle in dieſem Jahre Neuvermählten verſammelten ſich, ohne Unterſchied des Standes, in dem großen Saale des Stadthauſes. Männer und Frauen von allen Ständen vereinigten ſich hier, und das Weib des rüſtigen Fiſchers, ſo wie der ärmliche Korbflechter, konnten ſich doch rühmen, einmal in ihrem Leben in der Geſellſchaft der Edlen geweſen zu ſein. Mehrere Königinnen hatten ſchon dies Feſt durch ihre Gegenwart verherrlicht, und König Jacob glaubte ſich nicht beſſer die Volksgunſt erwerben zu können, als wenn er ſeine Gemahlin Antheil an dieſem Feſte nehmen ließ.

Johanna weigerte ſich anfangs, ſie ſtellte dem Könige vor, wie ſelbſt ihr Alter ſich nicht eigne, in dem Kreiſe ſo jugendlicher Frauen aufzutreten, auch ihre Stimmung nicht von der Art ſein könne, ſich ihrem Volke roſenbekränzt zu zeigen. Doch der König beharrte in ſeinem Vorhaben; Johanna, der es nur um Täuſchung zu thun geweſen war, gab endlich nach, und die Vorſteher der Stadt wurden durch die frohe Kunde, das königliche Paar bei dem Feſte der Neuvermählten in ihrer Mitte zu ſehen, angenehm überraſcht. —

Das Geläute aller Glocken verkündete den für Neapel ſo frohen Tag. Die Andächtigen ſtrömten in die Kirchen und beteten zum Heile derer, welche in dieſem Jahre den Bund der Ehe geſchloſſen; am brünſtigſten aber war wohl das Gebet der Neuvermählten ſelbſt; denen die Zukunft ſo manche bange Sorge erweckte; nach beendetem Gottesdienſte eilte dann ein Jeder nach Hauſe, ſich zu ſchmücken. Einfach und gleich, jedoch von verſchiedenartigen Stoffen, war die Kleidung aller Frauen; das Gewand, weiß und ſchmucklos, wurde nur von einem breiten, roſenfarbenen Gürtel umſchloſſen, und ein duftender Roſenkranz, als Bild des Glücks und der Freude, ſchlang ſich durch die dunkeln Locken. Die Männer, mit ihrem beſten Kleide angethan, führten dann ihre Frauen in den zu dieſem Feſte freundlich geſchmückten Saal des Stadthauſes, welchen Blumen aller Art in bunter Menge zierten. Jeder Prunk, jeder ſilberne oder goldene Becher war bei dieſem Feſte verbannt; hölzerne, mit Blumen umwundene ſtanden auf den gedeckten Tafeln, und wie das wahre Glück häuslichen Friedens

nur in stiller Einfachheit gedeihen kann, so sollte auch dies Fest ohne Prunk und in Allem ein Bild häuslichen Glückes sein, das den Neuvermählten noch lange erblühen möchte.

Es war ein schöner Anblick, die herrlichen Frauengestalten Neapels, meist in der Blüthe der Jugend, die stille Freude des Glückes auf ihrem Antlitz, hier versammelt zu sehen. Die Fülle der Locken, durch die sich die purpurnen Rosen wanden, die zarte Röthe, welche die Erinnerung bei so Manchen erweckte, das Auge, das, wenn auch auf die Gegenwart freudig blickend, doch auch der kommenden Zeit wehmüthig entgegen sah, die Empfindungen, die sich so verschiedenartig auf den jugendlichen Gesichtern ausdrückten — alles dies gewährte ein herzergreifendes, herrliches Schauspiel. Die Männer, noch kraftvoll und lebensfroh, sahen mit stolzem Selbstgefühl auf ihr errungenes Glück, und nur Wenige blickten sehnsuchtvoll nach der Zeit zurück, wo sie als freie, ungebundene Jünglinge diesem Feste scherzend zusahen.

Dieser Tag, dessen Unkosten aus dem allgemeinen Seckel der Stadt bestritten wurden, vermischte jedoch die verschiedenen Stände nicht ganz. Drei Tafeln bildeten sich in dem langen Saale, wo an der einen die jungen Barone mit ihren Gattinnen, an der andern die vornehmen Bürger saßen, an der größesten aber die Kraft und das frische Leben von Neapels ärmerer Bürgerklasse in wenig gezügelter Freude sich gütlich that. So wollte es eine alte Sitte, welche auch, ohne daß es die Freude störte, stets genau beobachtet wurde.

Die Neuvermählten waren schon alle versammelt, der Erzbischof, um den Segen zu sprechen, an diesem Tage stets gegenwärtig, stand schon, von der niedern Geistlichkeit umgeben, bereit, das königliche Paar zu empfangen, als das Schmettern der Trompeten ihre Ankunft verkündigte. Einfach, wie die gemeinste der Frauen, doch nicht mehr in jugendlich üppiger Schönheit, trat die Königin an der Hand ihres reichgekleideten Gemahles in den Saal, wo der frohe Jubel der hinzugeströmten Menge das königliche Paar bewillkommnete. Der Erzbischof, einige bedeutsame Worte sprechend, empfing den Herrscher mit der dabei üblichen Anrede und war in nicht geringer Verlegenheit, wie er hierbei die Worte setzen sollte, indem er, dem Gebrauche nach, den Neuvermählten für die folgenden Jahre den Segen des verflossenen erflehen sollte; doch einem frommen, klugen Manne wird es immer leicht, den Worten eine gefällige Deutung zu geben.

Die Königin sprach, während die Speisen an allen Tischen in gleicher Art aufgetragen wurden, huldreich mit den jungen Frauen, selbst mit denen des niedrigen Standes, fragte hier und da nach ihren häuslichen Verhältnissen, und von Natur herablassend, ward es ihr nicht schwer, die Herzen zu gewinnen, welche wohl die Leiden der unglücklichen Fürstin mitfühlen mochten. Der König hingegen, von seinen Französischen Rittern umgeben, konnte sich nicht einmal überwinden, nur huldreich zu scheinen;

man ſah ihm den Widerwillen an, mit dem er Theil an dieſem Feſte nahm und die Neapolitaner, an ihrem Regentenhauſe Anjou eine gewiſſe Leutſeligkeit gewohnt, ſchienen über das Benehmen des Königs nicht erfreut; doch die Trompeten, welche zur Tafel riefen, gaben ihren Gedanken ſchnell eine andere Richtung.

Der König nahm nun, dem alten Gebrauche zu Folge, mit der Königin ſeinen Platz an der Tafel der Barone, wo jedoch eine beſondere Vorrichtung getroffen war, ſo daß ſie gewiſſermaßen abgeſondert ſpeiſ'ten; die Barone folgten dem Könige, und alles ſetzte ſich nun, an dieſem frohen Tage ſich der allgemeinen Freude zu überlaſſen.

Dem König fiel es während der Tafel auf, daß der laute Jubel des vor dem Rathauſe verſammelten Volkes heute mehr der Königin als ihm galt, doch glaubte ſein Stolz, es mehr dem Ungewohnten, die Königin in ihrer Mitte zu ſehen, als dem Ausdruck ihrer Gefühle zuzuſchreiben, jedoch machte ihn dies während des ganzen Mahles noch mürriſcher. — Die Königin, welche ſich in der höchſten Spannung befand, ſehnte ſich nach dem Ende der Tafel und würde gern eine Unpäßlichkeit, es ſchnell herbeizuführen, vorgeſchützt haben, wenn ſie nicht gefürchtet hätte, die allgemeine Freude zu ſtören. Als aber das Mahl beendet war und ſich die verſchiedenen Stände in eigens dazu eingerichtete Zimmer begaben, um dort bis zum Beginn des Tanzes zu verweilen, bat die Königin ihren Gemahl um die Erlaubniß, nach dem Schloſſe zurückkehren zu dürfen. Sie fürchtete, ſo gab ſie vor, daß der wilde Tanz, an welchem ſie doch keinen Theil nehmen könne, Gelegenheit zu Unordnungen geben möchte, und erſuchte ihn deßhalb, die zur Begleitung nöthige Leibwache an die hintere Pforte des Rathhauſes beordern zu laſſen, damit ſie unbemerkt und nicht von dem auf dem Marktplatze verſammelten Volke beläſtigt, nach dem Schloſſe fahren könne. Der König, dem dies willkommen war, da er immer noch die Zügelloſigkeit des Volkes und deſſen Neigung für die Königin fürchtete, gab die nöthigen Befehle, begleitete ſeine Gemahlin bis an die kleine Treppe, welche durch den Thurm auf die Straße führte, und kehrte, von ſeinen Franzöſiſchen Rittern umgeben, in den Saal zurück, wo er nur ſo lange zu bleiben gedachte, als es der Anſtand erforderte und bis die Leibwache zu ſeiner Begleitung zurückgekehrt ſei.

Von Caracciolo und dem neuen Großſeneſchall geführt, ſtieg Johanna in ihre Karoſſe, die königliche Leibwache, zu ihrer Begleitung bereit, umgab ſie, eine Fahne Illyrier, den Zug eröffnend, ſetzte ſich in Bewegung, und die Hellebardierer, der Königin Karoſſe in ihrer Mitte, folgten. Kaum hatte ſich der Zug einige hundert Schritte entfernt, als das Volk, dem dies kund geworden ſein mochte, ſich wie ein Strom von dem Marktplatze heranwälzte und zwiſchen die Reiter und die Hellebardierer drängte. Unmöglich war es den vom Volke gehaßten Illyriern, es aus einander zu treiben. Fröhlich und jubelnd beantwortete es die Drohungen mit dem

lauten Zuruf: Hoch lebe unſere Königin Johanna! — Da begann auch die Leibwache, ihre Hellebarden ſenkend, dem Volke zu gebieten, Platz zu machen und die Gaſſe zu öffnen; aber plötzlich, als ſeien ſie der Erde entwachſen, ſtrömten von allen Seiten und aus den Häuſern Bewaffnete herbei, und unter dem lauten, wilden Rufe: Es lebe unſere angeſtammte Königin Johanna! hielten ſie die ſtolzbrauſenden Roſſe vor dem königlichen Wagen an, drängten ſich, trotz des Widerſtandes der Hellebardiere, an die Kutſche der Königin und hoben ſie heraus.

Meine Getreuen! rief nun, mitten in dem Tumult, Johanna mit lauter Stimme: um Gottes und aller Heiligen willen verlaßt mich nicht! Ich gebe mein Leben und mein Reich in Eure Macht, helft Eurer bedrängten Königin! — Bei dieſen Worten, welche das Volk mit wildem Jauchzen beantwortete, warf es ſich auf die Hellebardiere, es entſtand ein mörderiſches Gefecht, Alles drängte ſich gegen die ſchon von allen Seiten umzingelte Leibwacht, welche ihre Waffen kaum mehr gebrauchen konnte. Aus den Häuſern fiel ein Steinhagel auf die Reiterei, die, nach gewohnter Weiſe ſchnell die Flucht ergreifend, dem Schloſſe zueilte. Wohl an zweitauſend bewaffnete Edle und Bürger nahmen nun die befreite Fürſtin in ihre Mitte und führten ſie, von einem zahlloſen Haufen Volkes begleitet, vor das Capuaniſche Schloß, und während hier die beiden, Giovanni und Ottone Caracciolo, mit dem im Schloſſe Befehlenden unterhandelten, brachten die Bürger mit beiſpielloſer Thätigkeit Sturmleitern, Aexte und allerhand zum Stürmen nöthiges Werkzeug herbei.

Wir wiſſen, rief Ottone Caracciolo dem Befehlhaber zu, der ſich auf einen vorſpringenden Thurm begeben hatte: daß Ihr nur ſechzig Mann zur Beſatzung habt! Seht die Tauſende, die hier das Caſtell zu ſtürmen verſammelt ſind; ſeht Eure angeſtammte Königin in ihrer Mitte! Eine Kugel, die über uns ſauſ't, ein Pfeil oder Bolzen, der das Blut irgend eines treuen Bürgers vergießt, und Ihr ſeid der Wuth geopfert. Nur Augenblicke geben wir Euch Friſt zum Ueberlegen, dann iſt's zu ſpät!

Während Caracciolo ſprach, hatten die Bürger ſchon die Leitern angeſetzt, und nur mit Mühe vermochte Mormile die Wüthenden zurückzuhalten. Da ſah der im Schloß befehlende Franzöſiſche Ritter, daß wohl an keinen Widerſtand zu denken ſei, ließ das Thor öffnen und die Königin wurde im Triumphe in das Caſtell eingeführt.

Von hier ſtrömte nun das Volk unter Jauchzen und Rufen: Es lebe Johanna von Durazzo! nach dem neuen Schloſſe, wo die Zugbrücken aufgezogen waren, und die Beſatzung zur Vertheidigung auf den Mauern ſtand. Der König hatte, ſobald er die Nachricht von dem Aufruhr erhielt, mit den Rittern ſchnell den Saal verlaſſen; ſie hatten ſich auf die bereitſtehenden Roſſe geworfen und waren in möglichſter Eile nach dem Pallaſte gejagt. Von ſeinen Franzoſen und der Leibwache umgeben, machte er alle Anſtalten zur Vertheidigung und trotzte für den Augenblick den Drohungen

des Volks, das die Zugänge zu dem Schloſſe verrammelte, und es auf dieſe Weiſe mit der Stadt außer aller Verbindung ſetzte.

Sforza, in ſeinem Gefängniſſe auch von der Wichtigkeit dieſes Tages benachrichtigt, ſaß während dem mit Katharina in dem Thurm Beverella voll freudiger, ſeine Gattin voll banger Erwartung.

Wie viel Blut wird noch vergoſſen werden! ſeufzte ſie: ehe Du, mein geliebter Gemahl, wieder im Glanze Deines Ruhmes auftreten kannſt? Wie viel Stunden werden noch vorüber gehen, bis uns die Stunde der Freiheit ſchlägt? Weiß Gott! mich treibt die Sehnſucht nicht aus dieſem Kerker, ich habe ſchöne, heitere Tage hier verlebt, und wer weiß, ob ich in Deinem Schloſſe zu Benevent die heitere Ruhe finden werde, die ich hier genoß! Doch um Deinetwillen, der Du hier traurig und niedergeſchlagen warſt, um Dich, mein Gatte, dem die Freiheit des Lebens höchſtes Gut iſt, der, wenn auch oft an meiner Seite freundlich, in dieſen düſtern Mauern doch nie freudig war, um Deinetwillen wünſche ich, daß die Pforte ſich öffne, und Du, der Stolz Neapels, wieder in gewohnter Kraft einherſchreiten und über Deine Feinde triumphiren könneſt. Ja, mein edler Gatte! fuhr ſie fort, und ihr ſanftes Auge erglühte: oft ſah ich Dich hier in Deinem Lehnſtuhle ſinnend ſitzen, das Haupt geſenkt, die ſorgenvolle Bruſt tief Athem holend, da wandte ich voll Wehmuth den Blick von Dir ab und ſchloß mein Auge, daß ich die düſtere Gegenwart in einem ſüßen Traume froher Zukunft vergeſſen könnte; mir trat dann immer ein herrliches Bild vor das Geſchloſſene. Ich ſah einen Löwen, groß und majeſtätiſch; aus ſeinem geöffneten Käfig treten; zornig ſchüttelte er ſeine Mähne, wilde Flammen ſchoß ſein Auge, und das Haupt kühn erhebend, ſchritt er ernſt und ſtolz einher, als ob die Welt ſein Eigenthum und er ihr Herr ſei. Zitternd vor ſeiner Rache, bebend vor ſeiner Stärke, flohen die Menſchen, er aber achtete ihrer nicht, die noch vor Kurzem des Gefangenen geſpottet; großmüthig die Elenden verachtend, ging er an ihnen vorüber, einem edleren Ziele entgegen; aber Blut bezeichnete ſeine Tritte nicht. So erſcheinſt Du mir, mein Gemahl, ſo denke ich, müßte Sforza aus dem Kerker treten und, ſeinen Feinden vergebend, die große Laufbahn von Neuem durchwandeln — und ſo wird er! ſagte ſie, ſich ſchmeichelnd an ſeine Bruſt lehnend: deſſen bin ich gewiß.

Mit freudiger Rührung blickte Sforza auf ſie nieder, nicht ſtürmiſch, aber innig drückte er das liebe Weib an ſeine Bruſt. — Ich habe mir ein edles Gut erworben! ſprach er gerührt: eine zarte Blume, faſt zu zart, zu ſchön für meine rauhe Hand. Ja, Katharina! fuhr er fort, ihr ſanft ruhendes Haupt mit zarter Liebe aufrichtend: Mir hat in dieſem Kerker, in dieſer langen Prüfungzeit das Schickſal nicht das ſchöne Jahr meines Lebens ganz geſtohlen, es hat mich das ſtille Glück häuslichen Friedens

fühlen gelehrt und mir gezeigt, daß auch das Leben außer dem Schlachtgetümmel noch schöne Stunden bieten kann.

Hat es dies, mein Gatte, erwiderte sie und Aug' und Lippen sprachen ihre Wonne aus: so segne ich den Tag — doch nein, wie könnte ich ihn segnen, da er Dir nicht Wonne brachte, da die Freude, welche Du bei dem sanften Geläute der Abendglocke, bei diesem Zeichen stiller Ruhe empfunden, schnell von dem Schmettern Deiner Trompeten übertäubt sein wird.

Ja, gutes Weib, unterbrach er sie: Du hast wohl recht! — Für das stille, heilige Leben eines Engels tauge ich nicht; ich bin zu rauh, zu sehr an das Treiben und Jagen des Schicksals gewöhnt, um ein dauerndes Glück in der Ruhe zu finden. Aus mir allein habe ich mir ein Glück geschaffen, in mir die Kraft gefunden, nach einem großen Ziele zu streben; was ich bin, verdanke ich nur meinem Muthe und meinem Glücke. Ich habe nicht die Kraft, mit freiem Willen mitten in meiner Laufbahn still zu stehen und von meinen Mühen auszuruhen. Es beherrscht eine Gewalt den Menschen, welche ihn mit Zaubermacht vorwärts treibt; er muß die steile Höhe hinan, und wenn Seele und Leib dabei zu Grunde gingen, er kann nicht ausruhen, wenn er will, nicht die andere Stunde erwarten; es reißt ihn mit der Minute fort, und Herr über Andere, ist er nicht Herr seines Willens. So ist es auch mir! — Ich muß in die Welt zurück, muß zur Schlacht, muß mir eine Zukunft erkämpfen, von der, obgleich sie noch dunkel vor mir liegt, ich gewiß weiß, sie macht mich nicht glücklicher; muß ein Spiel spielen, wobei ich nur wenig gewinnen, aber Alles verlieren kann. Diese verborgene Gewalt hält meine Vernunft, selbst meinen Willen gefangen — ich muß ihr folgen!

Katharina drückte bei diesen Worten leise seine Hand und führte sie dann an ihre Lippen.

Sforza! sagte sie, und aus ihrem Blicke sprach der Engel der Milde: Wenn sich die Pforte öffnet, Du hoch über Deinen Feinden stehst, Dein Fuß sich hebt, sie zu zertreten, dann, ich flehe zu Dir, dann denke an Deine Katharina, ziehe den Fuß zurück und schreite, wie jener Löwe, mit edlem Stolze an ihnen vorüber; dem entwaffneten Feinde sei mild, laß kein Blut fließen, jeder Tropfen wird zur Thräne, welche Dich am Throne Gottes anklagt! — Gedenke dieser Stunde und —

Wildes, verworrenes Getöse, lautes Waffengeklirr' unterbrach ihre Rede. Sforza, die Ursache des Tumultes ahnend, sprang auf, eilte nach der Thüre, schlug mit geballter Faust zürnend an die Verschlossene, daß sie klirrend ertönte; dann lauschte er auf das Getümmel, welches immer näher und näher kam.

Herbei, herbei, Ihr, meine Befreier! rief er, schon im Gefühle seiner Freiheit, mit donnernder Stimme: Zertrümmert die eisernen Stäbe meines Kerkers, daß der Löwe hervorbrechen und in die Reihen seiner Feinde sich stürzen kann!

Sie ſchienen ſeinen Ruf zu hören. Die ſcharfe Axt ſpaltete die Thüre und ein junger Ritter ſtürzte mit Bewaffneten herein, neigte ſich ehrfurchtvoll vor Sforza und ihm ein Schwert überreichend, ſprach er:

Edler Konnetable, tapfrer Sforza, nehmt mein Schwert, bis das Eurige wieder in Eurer Hand ruht, ſtellt Euch an die Spitze dieſer Muthigen und befehlt, wohin wir Eure edle Gattin geleiten ſollen. Die Königin iſt frei, der König in ſeinem Schloſſe belagert.

Ich danke Euch, junger Mann, ſagte Sforza: ich danke Euch doppelt, da ich Euch nicht kenne und Ihr uneigennützig zu meiner Rettung herbeigeeilt ſeid. Geleitet mich mit meiner Gattin zur Königin, erſt aber nennt mir Euern Namen.

Ich heiße Antonio Vilani! erwiderte er.

Der Sohn des Ottavio, meines unverſöhnlichſten Feindes? unterbrach ihn Sforza.

Ja, edler Herr, erwiderte der Jüngling: der bin ich, und Eurem Dienſte geweiht für das ganze Leben!

Sforza ſah mit ſcharfem Blick dem Jüngling in's Auge, der mit Heftigkeit ſeine Hand ergriff und ſie an ſeine Bruſt drückte.

Sonderbar! begann Sforza: Ihr kanntet mich nicht, und handeltet mit ſo keckem Muthe für mich? Wie ſoll ich mir das erklären?

Ihr ſeid frei, edler Konnetable! erwiderte Antonio, ohne Sforza's Frage zu beantworten: Kommt, wappnet Euch und ſetzt Euch an die Spitze des Neapolitaniſchen Volks, das ſeinen Helden mit Ungeduld erwartet. Ihr aber, edle Dame, erlaubt, daß ich Euch auf das Capuaniſche Schloß zu der Königin führen darf.

Sforza drang nicht weiter in ihn, folgte Antonio, ſchwang ſich auf ein bereitſtehendes Roß und zog unter lautem Jubel des Volkes, wie im Triumph, durch die Straßen Neapels, dem Capuaniſchen Schloſſe zu.

Hier waren die Häupter dieſer Staatsumwälzung verſammelt, um über das zu berathſchlagen, was ferner zu thun ſei. Die Königin erwartete deßhalb mit Ungeduld die Ankunft Sforza's, der auch zu kommen nicht ſäumte.

Johanna empfing ihn huldreich, weniger freundlich Giovanni Caracciolo, aber herzlich der alte Gurello Origlia und der biedere Mormile. Auch ſah er in dem Kreiſe der Verſammelten manchen ſeiner Feinde, welchen Eigennutz oder beleidigter Stolz zur Partei der Königin zurückgeführt hatte. Johanna, nachdem ſie ſich niedergelaſſen und die Umſtehenden zum Sitzen eingeladen hatte, dankte den Verſammelten in einer zierlich geſetzten Rede für die ihr geleiſteten Dienſte, verſprach, dankbar zu ſein und nie den Beiſtand, der ihr durch ſolche treue Freunde geworden ſei, zu vergeſſen. Sie erſuchte dann den Großkonnetable, als den oberſten Beamten des Reichs, ſeine Meinung auszuſprechen und Mittel anzugeben, ihr wiedererworbenes Recht gegen den König und die feindlich geſinnten Barone

behaupten zu können. Sforza entschuldigte sich und bat, daß man ihm erlauben möchte, noch schweigen zu dürfen, da die Abgeschiedenheit von der Welt, in der er in seinem Gefängnisse gelebt, ihn nicht alle Verhältnisse genau kennen lasse, und die Meinung der andern Herren ihm vielleicht mehr Licht darüber geben werde. Caracciolo nahm nun das Wort und war der Meinung, man müsse sich der Person des Königs zu bemächtigen suchen, ihn in's Gefängniß werfen, ihn so unschädlich machen und mit den Franzosen die Sicilianische Vesper wiederholen. Dagegen setzte sich Annechino Mormile mit Heftigkeit. Er gab den Rath, mit dem Könige zu unterhandeln und ihn zu bewegen, freiwillig der königlichen Gewalt zu entsagen, die Franzosen aus dem Lande zu jagen und nur einige, die unschädlichsten, um die Person des Königs zu lassen, da es doch grausam wäre, da er fern von seinem Vaterlande sei, alle seine Freunde von ihm zu entfernen. Gegen alles Blutvergießen aber, sei es auf dem Schaffot oder gar in einem allgemeinen Gemetzel, — so schloß er seine Rede — würde er sich mit all' seiner Kraft setzen.

Ja! unterbrach ihn Sforza: Eine allgemeine Verzeihung kann nur allein Ruhe wieder in die aufgeregten Gemüther zurückführen, und so wie ich hier feierlich, im Angesicht meiner Königin, im Angesicht dieser wackern Männer, allen denen vergebe, die an mir übel gethan, so bitte ich auch Euch, meine Gebieterin, laßt die erste Stunde, in welcher Ihr das Scepter Eurer Vorfahren wieder in eigener Hand haltet, eine Stunde der Milde sein!

Auch ich, nahm Gurello Origlia das Wort: bitte Eure Hoheit, den Alles versöhnenden Rath Sforza's zu befolgen. Nur so könnt Ihr in Ruh' und Frieden auf Euerm angestammten Throne sitzen, und Ihr gewinnt durch Großmuth wahrlich mehr, als durch Ströme Blutes!

Die Königin schien unschlüssig. Ihr Auge suchte das Auge Caracciolo's, welcher ihr Zeichen der Mißbilligung gab. — Der Grund, nahm sie nun das Wort: weßhalb wir Euch, meine treuen Freunde, hier versammelt haben, war wohl mehr, Euern Rath zu vernehmen, was jetzt zu thun sei, da der Augenblick einen schnellen Entschluß erfordert; was aber der Zukunft frommt, muß gar wohl und weislich überlegt werden, und dies laßt uns für eine andere, ruhigere Zeit versparen.

Ei, meine Gebieterin, nahm der freimüthige Mormile das Wort: der Entschluß zu einer guten That kann nie zu rasch gefaßt werden. Hätten wir uns heute so lange bedenken und das Für und Wider weislich abwägen wollen, statt das Schwert zu ziehen und die Leibwache niederzuwerfen, so säße Eure Hoheit nicht als Gebieterin des Königreichs auf dem Capuanischen Schlosse, Ihr säßet noch als Gefangene im Pallaste. Sprecht das Wort der Milde aus, versöhnt Euch mit Euerm Gemahl, ehrt ihn seinem Stande gemäß, ehrt ihn als Euern Gatten, gebt ihm ein reichliches Einkommen und Dienerschaft, wie es einem Fürsten gebührt, nur enthalte er

ſich aller königlichen Gewalt und lebe als Euer Gemahl friedlich unter uns.

Die Königin vermochte nicht ganz ihren Unwillen über dieſe Worte zu verbergen. — Bin ich, wie Ihr eben ſagtet, die Beherrſcherin Neapels, ſprach ſie ſtolz: ſo möge mir doch wenigſtens erlaubt ſein, in meinem Hauſe die Anordnungen nach Belieben zu machen.

Hoheit! erwiderte Annechino mit Freimuth: Ihr habt Eure Worte ſchnell vergeſſen, die Ihr uns in jenem entſcheidenden Augenblicke zuriefet: Eure Leben und Eure Macht in die Händ des Volks zu legen. Es gab Zeiten, fuhr er mit ernſtem, bedeutſamen Tone fort: von denen Neapel nicht wünſcht, daß ſie zurückkehren, und die wohl zurückkehren könnten, ſtände nicht ein Gemahl an Eurer Seite. Ich und mit mir das Volk, das ſich willig für Euch bewaffnet hat, und deſſen Sprecher ich bin, ſtimmen für Milde und für einen Vergleich mit dem König — bitten Eure Hoheit darum und verlangen es!

Und was ſagt Ihr, Großkonnetable? nahm Johanna, Sforza ſcharf beobachtend, das Wort.

Für den Augenblick wenigſtens, Hoheit, erwiderte er: ſcheint mir der Rath dieſes edlen Mannes der zweckmäßigſte. Will Jakob von Bourbon der Krone und den königlichen Rechten entſagen, als Gemahl friedlich mit ſeiner Königin leben und die Franzoſen bis auf wenige von ſich entfernen, die Illyriſche Reiterei und ſeine Leibwache abdanken, und ſich mit einem Gefolge von funfzig Edelleuten Neapolitaniſchen Stammes begnügen, ſo ſei Euch dieſe Demüthigung genug. Warum das Blut von Tauſenden vor dem neuen Schloſſe und dem Caſtell dell' Ovo verſpritzen? Wer bürgt meiner Königin dafür, daß ſtrengere Maßregeln die Sanſeverino's und die andern unruhigen Barone nicht mit Calboro vereinigen? Wer kann Euch Gewißheit geben, ob Ihr dieſen für Euch gewinnt, und mißglückt es, was könnt Ihr ihm dann entgegenſetzen als meines Sohnes kleines Heer und die Bürger dieſer Stadt, deren Eifer, wie Ihr ſelbſt wiſſen werdet, leicht erkaltet?

Caracciolo, von allen Seiten überſtimmt, und verſchlagen genug, um zur rechten Zeit nachzugeben, bat Johanna nun ſelbſt, in den Vorſchlag des Annechino einzugehen, und ſo wurde beſchloſſen, daß Ottone Caracciolo und der alte Origlia ſich zu dem Könige begeben und die Unterhandlungen anknüpfen ſollten.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß die Abgeſandten zu ihrem Zwecke gelangen konnten. Der König ſchien beſtimmt zu ſein, der Krone nicht zu entſagen; und die Franzoſen riethen ihm, lieber das Aeußerſte zu wagen, als zu dieſer Erniedrigung ſeine Zuſtimmung zu geben. Da er aber die Beſatzung in beiden Schlöſſern mit jedem Tage durch Ueberläufer geſchwächt ſah, die Nachricht in dem Pallaſte eintraf, daß die Bürger ernſtlich zur Vertheidigung gegen den zurückkehrenden Calboro ſich rüſteten

und deſſen Treue überdies wankend zu werden ſchien, unterzeichnete Jakob endlich den ſchimpflichen Vertrag, welcher beſtimmte, daß er, unter Gewährleiſtung der Neapolitaner, mit ſeiner Gemahlin friedlich leben, die Königin als rechtmäßige Beherrſcherin des Reiches erkennen und ihr alle Gewalt überlaſſen ſolle, wie ſie ſelbige vor geſchloſſener Ehe gehabt. Ihm ſolle jedoch der Titel eines Königs und ein Jahrgehalt von 40,000 Dukaten, ſeinen Hofſtaat davon zu unterhalten, verbleiben. Die Franzoſen und Illyrier, ſo wie alle von Venedig beſoldete Fahnen, mußten ſich ſogleich entfernen, nur zehn von den Franzöſiſchen Rittern, die in ſeinem Dienſte, jedoch ohne Staatsamt, bleiben durften, war ihm erlaubt, ſich auszuwählen.

So hatten ſich in wenigen Tagen die Verhältniſſe völlig umgeſtaltet, und der König war jetzt gewiſſermaßen eben ſo ein Gefangener ſeiner Gemahlin, wie dieſe bisher die ſeinige geweſen war.

Caldoro trat mit den Seinigen zu Sforza über; dieſem wurden alle abgenommene Städte nnd das Schwert des Großkonnetable zurückgegeben, und ſein Stern leuchtete von neuem, heller und glänzender als je!

Mehrere Wochen nach der Begebenheit, welche Johanna aus der Gefangenſchaft wieder auf den Thron zurückgeführt hatte, waren die Vaſallen und die Abgeordneten der wichtigſten Städte verſammelt, der Königin Glück zu wünſchen. Von ihren Frauen und ihrem Hofſtaate umgeben, trat ſie, von Juwelen ſtrahlend, die Krone auf dem Haupte, das Scepter in der Hand, in den Saal, wo die Vaſallen, welche aus den entfernteſten Gegenden des Reichs, ſich an der neuen Sonne zu wärmen, herbeigeeilt waren, und die Abgeordneten der Städte ſie erwarteten. Sie grüßte huldreich, beſtieg den Thron und ſetzte ſich hier unter den von reichem Goldſtoff errichteten Thronhimmel.

Meine Getreuen! ſo redete ſie die Verſammlung an: Ich freue mich, Euch hier um mich zu ſehen, freue mich Eures aufrichtigen Beſtrebens, mir Eure Theilnahme zu bezeigen und Euren Gehorſam kund zu thun. In der Hoffnung, nie wieder Gelegenheit zu haben, mich über den Wankelmuth ſo Mancher unter Euch zu beklagen, will ich das Geſchehene vergeſſen und auch vergeben. Euch aber, edler Thomas Sanſeverino, als das Haupt Eures Geſchlechtes, fordere ich auf, künftig dem Hauſe Durazzo mehr Anhänglichkeit zu beweiſen wie bisher.

Der ehrwürdige Greis ſtand unbeweglich, das Auge auf die Königin geheftet, und erwiderte nichts auf dieſe beleidigende Anrede.

Habt Ihr das, was ich Euch ſagte, vernommen? fragte Johanna, welche ein Blick Caracciolo's zu muthigem Benehmen aufforderte.

Ich habe es! erwiderte er, ſich neigend.

Und es beherzigt? fragte die Königin weiter.

Den Sanseverino's fehlte es immer an Worten, Hoheit! nie an That. — Sie waren stets, fuhr er fort und sein Auge glühte feurig unter den starken weißen Brauen hervor: ihren Fürsten treu, wenn diese das Scepter, wie sie es sollten, gerecht und in eigener Hand führten; doch zu stolz, sich vor den Anmaßungen elender Günstlinge zu beugen. Gebe Gott Eurer Hoheit Ruh' und Frieden, in der Vergangenheit eine weise Lehre, ein Herz für Euer Volk und einen klugen Staatsrath, der des Landes Wohl, nicht sein eigenes vor Augen hat, und die Sanseverino's werden in Zeit der Noth mit Leib und Blut zur Vertheidigung des Thrones bereit stehen.

Das Uebereinkommen, welches ich mit meinem Gemahl getroffen, und das Euch Eures Eides gegen ihn entbindet, nahm die Königin, die Rede des alten Sanseverino nicht beachten wollend, das Wort: kennt Ihr, was sonst noch über ihn beschlossen wird, soll Euch zu seiner Zeit mitgetheilt werden.

Ueber den König kann nur mit Zuziehung der Stadt Neapel bestimmt werden! sprach rasch hervortretend Annechino Mormile. — Unter ihrer Gewährleistung ward der Vertrag geschlossen, wir müssen für die Rechte des Königs, wie für die Eurigen wachen.

Johanna schien über diese freimüthige Rede verlegen, doch zwang sie sich zum Lächeln. — Für die Bereitwilligkeit, meine Rechte zu schützen, danke ich Euch, ich hoffe von dem Himmel, Eures Schutzes ferner nicht zu bedürfen.

Das gebe Gott! dann wäre Ruhe und Friede im Lande und König und Volk in Eintracht! erwiderte Annechino und trat wieder unter die Uebrigen zurück.

Und nun, fuhr die Königin fort: liegt mir noch die angenehme Pflicht ob, einen Mann zu belohnen, der meinetwegen so viel litt, dem seine Städte, seine Würde genommen wurden und der im schmählichen Gefängnisse für seine Anhänglichkeit an mich schmachten mußte. Ihr wißt Alle, daß ich den edlen Konnetable Mutius Sforza meine, welchen ich hiermit zum Grafen von Barletto und Herrn von Trani ernenne und ihm beide Städte zum Eigenthum verleihe. — Konnetable! redete sie Sforza an: seid die festeste Stütze meines Thrones; ich gebe Euch die Macht, es zu können. — Führt das Schwert, welches Ihr von mir zurück erhieltet, nur zu meinem Schutz.

Zu Eurem Schutz, Hoheit, und zu dem Schutz des Königreichs! erwidrte Sforza: Ich will es fortan sorgfältiger bewahren; und daß es mir nicht wieder heimtückisch entrissen werde, dafür mögen diese sorgen, welche ich der Gnade der Königin empfehle. — Er zeigte hierauf auf seine Verwandte und Freunde, die ihn begleitet hatten, lauter gediente Hauptleute seiner Schaar.

Die Königin theilte nun noch manche Gnade aus und vergab mehrere Hof- und Staatsämter, welche die verjagten Franzosen bekleidet hatten; nur das wichtige Amt des Großseneschalls blieb unbesetzt. Am reichlichsten wurde Ottone Caracciolo bedacht; er erhielt die Grafschaft Nicastro; Mormile aber konnte sich keiner Gnade erfreuen.

Wenige verließen die Versammlung zufrieden, und die meisten Barone, besonders die Sanseverino's, zogen, durch so Manches beleidigt, nachdem Thomas eine lange Unterredung mit Sforza gehabt, nach ihren Schlössern zurück.

Ueberhaupt war durch den Staatsstreich, wodurch Johanna wieder auf ihren angestammten Thron gestiegen war, die Gährung im Reiche nicht gehoben. Des Königs unfreundlicher, Alles beleidigender Stolz, die frechen Anmaßungen der Franzosen hatten zwar die Barone gegen ihn aufgebracht, Mitleid das Volk von Neapel für Johanna gestimmt und bewaffnet, aber das Regiment Pandolfello Alapo's stand noch in zu frischem Andenken; Jedermann fürchtete, daß die Gewalt wieder in die Hand eines Günstlings kommen möchte, und die zweideutige Rolle, welche Giovanni Caracciolo spielte, der Königin Neigung zu ihm, welche sie nicht zu verbergen vermochte, ließen mit Recht fürchten, daß die Günstlinge nur den Namen gewechselt hätten und die alten Zeiten wiederkehren würden. Auch konnte leicht das Mitleid, welches für Johanna gesprochen, für ihren Gemahl rege werden, und der Thron, obgleich von Sforzas Schwert geschützt, stand immer noch auf einem Vulkan; denn Johanna verstand nicht, die, einem Herrscher so leichte Kunst, die Herzen ihres Volkes zu gewinnen.

Urban Origlia kehrte ernst gestimmt vom Schlosse in seine Wohnung zurück und machte hier Constanze, welcher mit dem Glücke der Liebe auch der Friede des Herzens wieder geworden war, seine Ernennung zum Kämmerer der Königin bekannt. — Sie erschrack.

Hättest Du doch meine Bitte erfüllt, Urban! sagte sie mit Wehmuth: Wären wir doch nach Florenz oder auf eines Deiner Schlösser gezogen, fern von dem Treiben der Welt, fern von dieser Königin, die ihren Thron nicht durch die Liebe ihrer Unterthanen befestigt. Mir ahnet Schlimmes; es ist mir, als ob hier in Neapel ein finsterer Geist um uns schwebe, und jene Stätte, wo ich den Vater bluten sah, steht immer, Unglück verkündend, vor meinem Auge. Reiße Dich los — Sforza bedarf Deiner nicht mehr, Du bedarfst nicht der Königin, nicht Ehrenstellen und des Reichthums, dieses lockenden Zieles. Reiße Dich los von Deinen eisernen Banden, die auch den Glücklichsten an ein fremdes Geschick schmieden. Suche das wahre Glück des Lebens in dem sanften der Liebe, und laß mich im stillen Frieden büßen, was ich in den Tagen verblendeter Leidenschaft gefehlt.

Du quälst Dich mit Ahnungen, Constanze! erwiderte er ernst: Neige Dich nicht zu diesen Träumereien, ich könnte Dir dahin nicht folgen.

Handelnd, in die Begebenheiten eingreifend, bin ich auf den Schauplatz getreten und dem Manne wird es nicht so leicht, das einmal Ergriffene wegzuwerfen, wie den Weibern, ihr Prunkgewand abzulegen und in schlichtem häuslichen Kleide zu erscheinen. Auch für die Zukunft muß ich sorgen; ich muß meinem Geschlechte ein festes Loos begründen, jetzt ist der Zeitpunkt, und wenn das Glück lächelt, muß man ihm nicht den Rücken wenden.

Bedarfst Du noch des Glücks, Urban? fragte Constanze traurig.

Nein! erwiderte er gerührt: Mit Dir habe ich ja des Lebens Höchstes erlangt; ich sollte wohl nichts mehr begehren. Aber glaube mir, Constanze, der Mann mit Lebenskraft, mit thätigem Geiste taugt nicht auf einsamem Schlosse. Dort treibt ihn entweder die Sehnsucht nach Thaten wieder hinaus in die Welt, oder er gewöhnt sich an das träge Pflanzenleben, und dann geht der Geist unter.

Der Geist ginge in Liebe unter? unterbrach ihn Constanze leidenschaftlich: Nein, mein Gemahl! Reiner, heiliger strebt er da aufwärts nach den Himmelsräumen; aber das Herz geht unter in dem Kampfe der Welt, und an diesem Hofe auch die Tugend. — Ich bitte Dich noch einmal, Urban, laß uns von hinnen ziehen! Du bist reich, stehst ehrenvoll unter Deines Gleichen, und der Ruhm ist ein wandelbares Gut. Starb Sforza im Kerker, so waren seine gewonnenen Schlachten bald vergessen; nur seines Mangels an Klugheit, der ihn in das Gefängniß brachte, hätte man gedacht. Jeder Lorbeer, noch so theuer mit Blut und Thränen erkauft, verwelkt; was in den Augen der Welt glänzend, herrlich und groß erscheint, wird oft so klein, wenn die Nachwelt mit strenger Wage richtet.

Ich verkenne Dich, Constanze! sagte Urban: Was hat Dein stolzes Gemüth so gebeugt? Wo ist Dein Muth, der Dich selbst das Unweibliche beginnen ließ?

Das eben ist es! erwiderte sie, und eine Thräne trat in ihr Auge: Der Blick rückwärts und auf mein Handeln, läßt mich vor der Zukunft beben. Ruft mich das Schicksal noch einmal in die Schranken, dann fühl' ich, daß das Weibliche in mir schweigt und eine unwiderstehliche Gewalt mich den finstern Mächten übergeben würde. Seit ich mich ihnen in jener Unglücknacht weih'te, seit ich da den Allmächtigen um Rache angefleht, und dafür alle meine Freuden zum Opfer geboten, so daß mir keine ungetrübt mehr werden soll, seitdem bebe ich für mich; Gott hat mich erhört, der Vater ist gerächt und das Schicksal verlangt nun sein Opfer.

Furchtbar! rief Urban: grausig, daß diese Gedanken Dich nie verlassen wollen! Vergiß, was geschehen, verzweifle nicht an Gottes Barmherzigkeit, gehe muthig, und trifft Dich Prüfung, so bestehe sie in Demuth!

Constanze sank an seine Brust.

Und warum, sprach sie: rufst Du mich in's Leben zurück, mein Gemahl, da die Demuth mir gebricht, die Pfeile des Schicksals ohne Murren,

duldend aus meiner Bruſt zu ziehen? Gebe Gott, daß meine trübe Ahnung mich täuſche! Für mich fürchte ich nicht, denn wer dem Unglück geweiht iſt, dem verſchont es die eigene Bruſt; zu ſchnell würde es mit ihm geendet ſein, und das ſoll es nicht, er ſoll nur langſam untergehen. Aber was ihm lieb und theuer, was ſeinem Herzen werth iſt, darnach ſtreckt es ſeine gierige Hand, das reißt es hohnlächelnd von ihm los, ſo daß das Herz Tropfen vor Tropfen verbluten muß. Ich fürchte für Dich!

Fürchte nicht! erwiderte er: Was ich that, was ich noch thun werde, geſchieht aus Dankbarkeit für Sforza, aus Anhänglichkeit für Franzesco, dem ich mit treuer Freundſchaft ergeben bin. Er wünſcht mich in die Nähe der Königin, die Pläne des Konnetables zu unterſtützen, und wenn es nöthig wäre, gegen Caracciolo zu wirken.

Iſt es blos die Freundſchaft, Urban, unterbrach ihn Conſtanze: oder iſt der ſchlummernde Ehrgeiz erwacht? Ich fürchte, ich fürchte, Urban, Du betrittſt einen gefährlichen Weg. —

Katharina, welche eben eintrat, gab dem Geſpräch eine andere Wendung. Was iſt hier vorgefallen? fragte ſie theilnehmend: Du haſt geweint, Conſtanze? Ihr glüht, Urban, und Euer Auge flammt! Trübt Euch nicht die Tage der Ruhe, die Euch noch vergönnt ſind! Sie eilen ſchnell vorüber, und die Sorge ſchleicht ungerufen hinter ihnen her. Ich komme, Euch Freudiges zu verkünden. Die Sanſeverino's haben ſich mit meinem Gemahl ausgeſöhnt, ſie ſind eine feſte Stütze in dieſem Reiche; auch iſt Margaritta hier, ſie wird bald, Euch zu begrüßen, mit dem Vater und Franzesco zu Euch kommen. Empfanget ſie mit Liebe. — Hohe Röthe überflog bei dieſen Worten Conſtanzens Antlitz. — Sie hat ſich während des Unglücks als eine ächte Tochter Sforza's bewieſen, fuhr Katharina fort: hat kräftiger gehandelt als ich es vermöchte, und ſcheint dadurch der Abgott ihres Vaters geworden zu ſein, der nur das Kräftige und Kühne, ſelbſt in dem Weibe, liebt.

Ihr irrt, Signora! unterbrach ſie Urban: Daß er auch das Sanfte, das Zarte in dem Weibe zu ſchätzen weiß, hat er wohl bewieſen, als er um Euch warb.

Ich glaube es auch, Urban, ſagte ſie freundlich: und bin gewiß, daß er mich liebt. Monden zuſammen im Kerker verbracht, wo man einſam nur ſich und ſo ganz für einander lebt, zeigen das Herz wie es iſt, und Sforza's Herz, vielleicht hart, ſelbſt grauſam im Kampfe, iſt doch im ſtillen, häuslichen Leben ſanft und gut. Ach, die ſchönen Tage in unſerm Kerker — lächelt nicht, Origlia! ich werde ſie mir noch oft zurückrufen, wenn ich einſam im Getümmel der Welt ſtehen und um ihn mich ängſtigen muß! Ach, der Gattin eines Kriegers ward ein trauriges Loos! Hoffen und Bangen iſt ihre Mitgabe und die wenigen frohen Augenblicke, wenn der Mann als Held zurückkehrt und die Bruſt von ſtolzem Gefühle hoch aufſchwellt, erſetzen nur karg, was man dafür aufopferte.

Sforza trat eben mit Franzesco und Margaritta ein. Hier bring' ich Euch meine Kinder! sprach er zu Conſtanze und Urban: Beide kamen zugleich und mir unerwartet, und ſehnten ſich, Euch zu ſehen.

Margaritta nahte ſich Conſtanzen. Nehmt meinen Glückwunſch! ſprach ſie: Ich hatte noch nicht Gelegenheit, Euch als Gattin zu begrüßen. Nehmt meinen Glückwunſch und die Ueberzeugung, daß ich Euch wegen deſſen, was Ihr für Euern Vater unternommen, doppelt hochſchätze!

Conſtanze umarmte ſie, doch ſchien es nicht, als ob die Heftigkeit, mit welcher ſie das Mädchen an ſich drückte, ganz dem Gefühle der Freundſchaft entſpringe. Margaritta wandte ſich dann zu Urban, der eben von Franzesco lebhaft unterhalten wurde; ihr Auge blieb ernſt auf ihm ruhen, ſie ſchien über Etwas nachzudenken, Etwas in ſich zu prüfen, aber bald ſchwand der Ernſt, ein freudiges Lächeln umſtrahlte ihren lieblichen Mund, ſie trat ihm näher und ſagte, das Geſpräch unterbrechend: Auch Euch begrüße ich, Urban Origlia! Seit Iſchia haben wir uns nicht geſehen, und ſeitdem hat ſich Manches verändert!

Er dankte ihr und ſagte ihr einiges Verbindliche; ſie aber brach ſchnell das Geſpräch ab und trat wieder zu Conſtanzen, welcher kein Blick, kein Wort entgangen war.

Urban, Dich hat die Königin zu ihrem Kämmerling erwählt! nahm jetzt Sforza das Wort: An Deiner Stelle, Origlia, hätte ich für die Gnade gedankt und bliebe aus der Nähe dieſer Frau. Nur in Zeiten, wo das Herz frei iſt, wo eine Bahn gebrochen werden muß, und der Ehrgeiz unſer Gott iſt, da mag man ſich in ihre Schlingen verwickeln, ſie mit kühner Fauſt zerreißen, wenn ſie einem läſtig werden, oder darin zu Grunde gehn. Aber wer, wie Du, in den Jahren der Jugend, ohne auf dem Pfade des Ehrgeizes vorwärts geſchritten zu ſein, der Liebe ſein Leben geopfert, der ſuche ſein Glück nicht an Johanna's Hofe; da wird er es nicht, wohl aber ſein Verderben finden.

Sforza, unterbrach ihn Conſtanze: Ihr ſprecht für mich ein Segenswort!

Und warum kannſt Du nicht ſelbſt dieſe Lehre befolgen, warum Dich nicht ſelbſt losreißen von dieſem Hofe und dieſer Königin? fragte Katharina ihren Gatten.

Würdevoll, aber mit freundlich lächelndem Blick legte Sforza ſeine Linke auf Urbans Schulter und erfaßte mit der Rechten den Sohn. Warum ich mich nicht losreißen kann? ſprach er: Sieh her, Katharina! Zwiſchen Mutius Sforza, dem Konnetable, und Urban Origlia iſt eine weite Kluft Mein Name tönt durch ganz Italien, von den Küſten Calabriens bis zu den Alpen kennt Jeder den Sforza. Er kann nicht mehr rückwärts, er muß erſt ſeinen unverſöhnlichen Feind, den Braccio, demüthigen, um würdevoll vom Schauplatze abzutreten, denn die halbe Welt blickt auf ihn. Dieſer aber hat des Ruhmes genug, um ehrenvoll

unter den Edeln Italiens da zu ſtehen; er gehört nicht, wie Sforza, der Welt, er gehört dem engen Kreiſe ſeiner Häuslichkeit an, in dieſem iſt ſein Platz. Und dann — hier ſteht mein Sohn! ihm muß ich ein Beiſpiel ſein. Trät' ich vom Schauplatz ab, ſo müßte er die Bahn, welche ich mühevoll durchlief, von Neuem beginnen. Jetzt fange Franzesco Sforza an, wo Mutius Sforza aufhörte, und er wird das höchſte Ziel erringen. Ich gehöre dem Ruhme und meinen Kindern.

Und nicht Deinem Weibe, nicht Deiner Katharina? fragte dieſe bewegt.

Liebes Weib, erwiderte er und reichte ihr die Hand, ſie herzlich ſchüttelnd: milder Friedensengel, den mir der Himmel geſandt, das Rauhe meiner Bahn zu ebenen und die Dornen zu brechen, daß ſie mich nicht verwunden. Alles, was Natur Sanftes in mich gelegt, iſt Dir geweiht, und mehr noch als dies, meine hohe Achtung iſt Dir geworden. Denn wahrlich! ich ſag' es hier im Kreiſe meiner Freunde, meiner Kinder, oft, wenn ich Dich in dem Thurme Beverella mit Ergebung und Freundlichkeit ſitzen und in der Stille ein leiſes Gebet für mich zum Himmel ſenden ſah, da erſchienſt Du mir groß und edel, geſchmückt mit der Strahlenkrone einer Heiligen, und ich mit allem meinen Ruhm und meinen Lorbeeren ſtand klein neben Dir. Ich kenne Deinen Werth, fühle und ſchätze ihn, Du biſt eines glücklicheren Looſes würdig als die Gattin eines Kriegers zu ſein. Aber auch das hat ſein Angenehmes.

Das hat es! ſprach Katharina, und ihr Auge ſah freundlich, innig an ihm auf: Deine Liebe, Deine Achtung trocknen mir jede Thräne, lindern mir jeden Schmerz.

Du aber, wandte ſich Sforza ernſt gegen Urban: reiß' Dich los; ich ſag' es Dir noch einmal — reiß' Dich los von dieſer Königin und lebe Deiner Gattin, die mit ihrem edlen Gemüthe wahrlich Deiner werth iſt. Was willſt Du in der Welt? Du haſt genug und brauchſt nicht Alles auf das Spiel zu ſetzen, um Dir ein Loos zu gewinnen.

Urban hatte bisher geſchwiegen, jetzt aber, bei dieſen Worten Sforza's ergriff ihn Unmuth. Ich glaube wohl, Euch nie auf Eurer Laufbahn erreichen oder begegnen zu können, aber wenn Franzesco von Carrara dem Mutius Attendolo, als er ihn, ein gemeiner Kürazreiter, in Reih' und Glied unter ſeinen Fahnen fand, geſagt hätte: Geh' heim, Attendolo, nach Deiner Hütte und baue Dein Feld; was kannſt Du hier, als ein gemeiner Knecht, mehr als Wunden erwarten? Ihr hättet ihn verſpottet, denn Ihr fühltet in Euch die Flügel des Adlers rauſchen und ſie trieben Euch aufwärts. Auch in mir glüht es, nach dem Höhern ſtreb' ich, wie Ihr, auch mein Name ſoll in meinem Vaterlande ertönen, wenn er auch nicht bis zu den Alpen dringt.

Junger Mann! erwiderte Sforza gelaſſen und mit väterlichem Ernſt: Fühlſt Du, daß die Flügel des Adlers Dich erheben, ſo ſchwinge Dich auf

bis zur Sonne. Aber prüfe auch, ob es des Adlers Schwingen sind, die Du zu heben breitest, oder ob Du Dich täuschest. Nun, handle wie Dir gut dünkt. Meine Freundschaft bleibt Dir, wo Du auch seist, selbst, trätest Du mir auch gegenüber. Ich bin Dir Dank schuldig, und vermöchte ich ihn nicht zu zahlen, so wird es Franzesco thun!

Gewiß werd' ich es, das bist Du überzeugt, mein Bruder! sagte Franzesco, Urban die Hand reichend: Auch halte ich es für Pflicht, mein Vater, Euch zu sagen, daß er auf meine Bitte die Stelle eines Kämmerers bei der Königin angenommen hat. Seid Ihr fern von Neapel, bin ich bei dem Heere, wer spricht, wer handelt für Euch, wenn Caracciolo, der neue Günstling, Euch in der Gunst der Königin schadet; ich halte es für nothwendig, daß Urban hier in Neapel und am Hofe der Königin bleibe!

Sforza schüttelte mißbilligend das Haupt — Komm Urban, begleite uns Franzesco, sprach er nach einigem Sinnen: was ich Euch zu sagen habe, taugt nicht für Frauen; folgt mir in jenes Zimmer. Sie folgten ihm und ließen die Frauen allein.

Sforza hatte seit seiner Befreiung nur einen Gedanken, den der Demüthigung Braccio's, dieses gefährlichen Nebenbuhlers seines Ruhmes, der, während er gefangen saß, so manche Stadt, von Sforza's Hauptleuten besetzt, durch List oder Gewalt genommen hatte. Den Kriegsruhm mit Sforza theilend, gleich groß im Felde, nur verschlagener und weniger bieder als dieser, hatte Braccio ausschließend seine Kräfte für sich allein in dem Kirchenstaate verwandt, wo er seit König Ladislaus Tode den Herrn gespielt. Während drei Päpste sich um den Stuhl St. Peters stritten, war er Beherrscher von Rom und dem Römischen Gebiete, und kein Fürst Italiens hatte Macht oder guten Willen genug, ihn daraus zu vertreiben. Die Engelsburg, Ostia und Civita Vecchia waren jedoch noch in der Gewalt der Neapolitaner geblieben, die ihm deßhalb lästige Nebenbuhler waren. Sie zu entfernen und sich aus Rom und dem päpstlichen Gebiete einen unabhängigen Staat zu bilden, war sein lang und tief durchdachter Plan, zu dessen Ausführung ihm das Schisma der Kirche, die Unruhen in Neapel und besonders Sforza's Gefangenschaft behülflich gewesen waren. Jedoch das Eroberte zu behaupten, war ihm der Besitz der Engelsburg besonders wichtig, und er hatte schon alle nöthigen Anstalten zur Belagerung gemacht und sie von allen Seiten eingeschlossen.

Um die Engelsburg zu retten und Braccio aus Rom zu vertreiben, glaubte Sforza, bei der wenigen Thätigkeit Johanna's, die Hülfe des Mailändischen Herzogs und der Florentiner nöthig zu haben; deßhalb wollte er Urban Origlia nach Mailand und Florenz senden, um mit dem Visconti und der Republik wegen Hülfe zu unterhandeln. Er war nicht

wenig erſtaunt, als ihm Origlia unumwunden erklärte, daß er nicht nach Mailand zu gehen, überhaupt, ſeiner Gattin wegen, jetzt nicht Neapel zu verlaſſen wünſche. Die Gründe, die er anführte, waren wichtig genug. Er meinte, Conſtanzens Gemüth könnte, wenn ſie von ihm getrennt würde, leicht wieder aufgeregt werden, und die heftige, leidenſchaftliche Stimmung, welche nur durch ein ſtilles häusliches Glück gemildert, ſich wieder ihrer bemächtigen. Ueberdies hielt er, wenn die Kriegrüſtungen den Konnetable von der Hauptſtadt entfernten, ſeine Gegenwart um die Perſon der Königin zu nothwendig, um ſich entfernen zu können. Auch Franzesco war der nemlichen Meinung und überraſchte ſeinen Vater mit dem Anerbieten, ſelbſt nach Mailand und Florenz zu gehen und die Unterhandlung zu übernehmen, von welcher er wohl nicht voraus ſehen konnte, daß ſie die erſte Stufe zu ſeiner nachmaligen Größe werden ſollte. So jung er auch war, ſo übertrug ihm doch der Vater endlich, da er darauf beharrte, dies wichtige Geſchäft.

Conſtanze wußte nicht, ob ſie ſich über den Entſchluß ihres Gatten freuen oder betrüben ſollte. Es beglückte ſie, daß ſie ſich nicht von ihm trennen mußte, und doch fürchtete ſie, ſein Ehrgeiz könne ihn in das Netz verwickeln, welches die Königin gewiß um den ſchönen Mann zu ſchlingen verſuchen würde. Nicht, daß ſie für ſein Herz gebangt hätte, dem vertraute ſie ganz; aber Caracciolo's Tücke fürchtete ſie, und wohl mit Recht.

Auch Sforza durchſchaute dieſen ehrſüchtigen Günſtling, der noch jetzt in beſcheidener Zurückgezogenheit faſt der Einzige von Johanna's Anhang war, den ſie noch nicht belohnt hatte; auch war er gewiß, daß die Würde des Großſeneſchalls Caracciolo beſtimmt ſei und er in jeder Art Alapo's Stelle eingenommen habe. In einer Zuſammenkunft mit Annechino Mormile und mehrern ſeiner Freunde, welcher auch Thomas Sanſeverino beiwohnte, wurde hierüber berathen. Alle waren der Meinung, daß man ſich des Günſtlings Herrſchaft widerſetzen müſſe, und Sforza verſprach, der Königin deßhalb Vorſtellungen zu machen, ſo ſehr er auch überzeugt war, daß ſie vergebens ſein würden.

Johanna ließ ihn am andern Tage rufen, um mit ihm über ſo manches, das Kriegweſen Betreffendes zu ſprechen. Bei dieſer Gelegenheit, da er ſich mit der Königin allein befand, ſuchte er das Geſpräch auch auf Caracciolo zu lenken; doch Johanna wich ihm ſtets aus, hielt die begonnene Unterredung feſt, verwickelte Sforza ſo ganz in ſeinen Lieblingsplan, die Engelsburg zu entſetzen, daß er bald ſeinen wahren Zweck darüber vergeſſen hätte.

Aber wohl ohne es zu wollen, brachte ihn die Königin ſelbſt ſeinem Ziele näher. Sie verſicherte ihm nemlich, daß ſie Caracciolo den Auftrag gegeben habe, in den Provinzen alles Mögliche zu veranſtalten, ihm, ſobald er zu werben beginnen wolle, dies Geſchäft zu erleichtern, auch daß ſie durch ihren Kämmerer die ihr ergebenen Barone haben auffordern laſſen,

bereit zu ſein, um bei dem erſten Aufrufe von ihm zu ſeinen Fahnen zu ſtoßen.

Durch Euren Kämmerer, durch Caracciolo habt Ihr dieſes Geſchäft betreiben laſſen? fragte jetzt Sforza erſtaunt.

Ja, durch ihn, lenkte die Königin, ſich ſchnell faſſend, ein: da ich Keinen wußte, der Euch mit treuerer Freundſchaft ergeben wäre, als er.

Das glaube ich kaum, Hoheit! erwiderte Sforza mit ſeinem zuweilen etwas derben Freimuthe: Aber ob er mein Freund oder nicht, iſt ziemlich gleichgiltig, das wird Euch, wird dem allgemeinen Beßten wenig ſchaden, noch frommen. — Königin! fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort, ſein Auge ſah treuherzig auf Johanna, und der Ton ſeiner Stimme war bieder und Zutrauen erweckend: Daß ich es redlich mit Euch meine, müßt Ihr überzeugt ſein; ich habe Manches durch Euch und für Euch gelitten, war doch ſtets zu Eurem Dienſte bereit und bin es auch noch, deßhalb vergebt einem Krieger, der ſeine Rede nicht zierlich zu ſetzen weiß, ſeine Offenheit; wägt die gute Abſicht, nicht die Worte; und verargt es ihm nicht, wenn Ihr in ſeiner Rede bittere Wahrheit findet, er meint es bei Gott redlich mit Euch und will aufrichtig Euer Wohl.

Konnetable! unterbrach ihn die Königin: Ihr beginnt in einem Tone mit mir zu ſprechen —

Der vielleicht mehr dem Herzen, als dem Verſtande angehört, fiel ihr Sforza in die Rede: das glaube ich wohl, denn, wollte ich nur an mich denken, wäre es wohl klüger, ich ſchwiege; aber das verbietet mir meine Pflicht, ich muß reden, deßhalb bitte ich Euch, Hoheit, hört mich mit Langmuth an und beherzigt, was ich Euch ſage.

Kaum ſind Wochen ſeit Eurer Befreiung vorüber, und ſchon murrt das Volk, die Barone ſind unzufrieden auf ihre Schlöſſer zurückgegangen und Jedermann fürchtet, die Zeit, wo Alapo das Land regierte, möchte wiederkehren.

Konnetable! unterbrach ihn Johanna aufſpringend.

Ereifert Euch nicht, Hoheit! bat er: Aus meinem Munde kann Euch die Erinnerung an dergleichen nicht bitter ſein. — Man fürchtet, fuhr er fort, da die Königin wieder Platz genommen hatte: Caracciolo habe Alapo's Stelle eingenommen. Ihr wißt, wie ſchwer ſich die Großen unter das Scepter ihrer Beherrſcher beugen, wie ſtrenge Euer königlicher Bruder, glorreichen Andenkens, es führen mußte, die ſtolzen Vaſallen in Zaum zu halten. In der Hand Eines ihres Gleichen aber verliert der Scepter für ſie die magiſche Kraft, die er in der Hand des Fürſten hat, und nur das Schwert, nicht die geheiligte Sitte von Jahrtauſenden, kann ihm dann noch Achtung und Unterwerfung verſchaffen. Wollt Ihr mit Blut Eure Gewalt befeſtigen? — Ihr habt Neapels Volk und ſeine Großen kennen gelernt. Wollt Ihr auf die Unterſtützung Derer bauen, die Ihr durch Würden und Lehne belohnt habt? Hat Euch die Erfahrung

noch nicht gelehret, daß man nichts leichter vergißt, als genossene Wohlthaten, und sie vergessen muß, wenn der Geber eine Ungerechtigkeit als Dank fordert? Ich selbst, Königin, so treu mein Herz aus so manchen Gründen an Euch hängt, würde der Erste sein, der gegen die Macht des neuen Günstlings sich stemmte. Ich würde Euch lieber das Schwert des Konnetables zurücksenden, als es für Giovanni Caracciolo ziehen.

Indem er dies sprach, glaubte er ein Geräusch hinter der Tapete zu vernehmen, auch überzog Purpurröthe der Königin Wangen in dem nemlichen Augenblicke; Sforza lächelte.

Hoheit! sagte er ruhig: Ist das nicht dasselbe Gemach, wo Euer Gemahl den Großseneschall und den Grafen von Capua hinter dieser Tapete belauschte? Sollte vielleicht wieder eine Maus dahinter rascheln, wie damals, so erlaubt, daß ich mit meinem Schwerte das lästige Thier spieße. — Er faßte nach dem Griffe seines Schwertes, die Königin hielt ihn zurück. — Sorgt nicht, Hoheit, so ernst war es nicht gemeint! sagte er lächelnd: Wenn aber Caracciolo auch hier des Königs Stelle übernommen hätte und mir des Seneschalls Schicksal bereitet wäre, so bitte ich Euch, laßt das unversucht. Ich trage einen guten Panzer unter meinem Gewande und mit dem Schwerte in der Hand steht Sforza seinen Mann. Auch durch die Begebenheit von Benevent gewitzigt, trete ich nie wieder ohne Begleitung in den Palast. Meine Freunde und Kriegsgenossen warten unten meiner, deßhalb laßt mich in Frieden ziehen und erlaubt, daß ich mich von meiner Königin beurlauben darf.

Sonderbarer Mann! nahm Johanna scherzend das Wort: Wie könnt Ihr so mißtrauisch sein?

Und das fragt Ihr mich? erwiderte er bitter: Auf wessen Befehl ward ich in den Thurm Beverella gelockt? — Doch das ist vergessen. — Für ein offenes, gerades Benehmen hat Sforza ein offenes, treues Herz; er haßt jede Verstellung, das hat er Euch heute gezeigt. Ich habe meine Königin als treuer Diener gewarnt, und füge nur noch hinzu: Bedenkt, wie schnell Ihr aus Eurer Gefangenschaft wieder auf den Thron gehoben wurdet. — Noch ist König Jakob im Schlosse, es bedarf nur einer Laune des Volkes, eines freudigen Zurufes, wenn er sich öffentlich zeigt, und die Benutzung eines günstigen Augenblicks von seiner Seite, und Alles kann sich umgestalten. — Aber das wolle Gott nicht, der Eure Hoheit in seinen Schutz nehmen möge! Dies sagend verneigte er sich, küßte ihre Hand und entfernte sich.

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, als Caracciolo hinter der Tapete hervor trat.

Hätte ich doch nie geglaubt, sagte er bitter: daß die Majestät eines gekrönten Hauptes solch' freche Reden dulden könnte. Er schmähte mich, schmähte Euch, und Ihr hörtet so geduldig zu —

Wollt Ihr vielleicht da fortfahren, wo er aufhörte? unterbrach ihn

die Königin entrüſtet: Wollt Ihr das, was er treuherzig zu mir ſprach, mit höhnenden Worten ſagen? Spannt den Bogen nicht zu hoch, Kämmerer, er möchte brechen. Die Macht der Gewohnheit allein kann nur ein königliches Herz lenken, die Macht der Liebe nur, wenn ſie in Liebe ſich naht; merkt Euch dies, Caracciolo!

Der Höfling verneigte ſich und ſchwieg; er kannte die Schwäche der Königin zu gut, um nicht ihrem erſten Zorn auszuweichen.

Ihr habt es ſelbſt vernommen, wie der Konnetable gegen Euch geſinnt iſt! nahm nach einer langen Pauſe Johanna beruhigter das Wort: Hütet Euch vor ihm, oder beſſer, ſucht ihn zu gewinnen. Auch der vom Kopf bis zum Fuß Geharniſchte hat ſeine verwundbare Stelle, und jetzt bedürfen wir ſeiner. — Ihr erwidert mir nichts? fuhr die Königin fort, da Caracciolo nachdenkend vor ſich hinblickte: Seid Ihr durch meine heftigen Worte beleidigt?

Wie könnte ich das ſein? erwiderte er, der Königin dargereichte Hand küſſend: Ich dachte nur nach, was jetzt zu beginnen ſei. Wir müſſen Sforza's Warnung benutzen. Der König muß vor Allem ſeine Freiheit verlieren, daß wir dem Volke die Gelegenheit nehmen, ſich gleich gefällig gegen ihn zu zeigen, wie es gegen Euch that. — Sforza muß entfernt werden. — Sendet ihn gen Rom; dort ſiegt er für Euch, oder ſein Glück geht durch Braccio's Macht und Verſchlagenheit unter, und er hört auf, gefährlich zu ſein.

Auch den Urban Origlia müſſen wir zu gewinnen ſuchen, fiel ihm die Königin in die Rede: er vermag viel bei Sforza und ſeinem Sohn. — Sendet ihn morgen zu mir.

Ihr übernehmt die Mühe gern, wie es ſcheint, Hoheit, den jungen Ehemann zu gewinnen? ſagte Giovanni, ſpöttiſch lächelnd: Doch Ihr habt Recht, die Herzen zu gewinnen, ſeid Ihr Meiſterin. Ich werde ihn Euch ſenden; aber vorher laßt uns wegen des Königs überlegen.

Ehe noch der Page der Königin meldete, daß das Abendeſſen bereitet ſei, war der Plan entworfen.

Am andern Morgen war ganz Neapel in Aufruhr. Es wurde unter Trommelſchlag und Trompetenklang öffentlich bekannt gemacht, daß alle Franzoſen, ohne Anſehen der Perſon, ſogleich die Stadt und das Königreich räumen ſollten. Nicht ſowohl dieſer Befehl, welcher den Neapolitanern ziemlich gleichgiltig und wohl noch angenehm war, ſondern der Umſtand, welcher ihn herbeigeführt, beunruhigte die Gemüther. — Während der Abendtafel hatte nemlich Johanna, wahrſcheinlich auf Caracciolo's Rath, das Geſpräch auf die noch im Königreich befindlichen Franzoſen gebracht und ſich darüber beſchwert, daß der König ſo viele gegen den beſtehenden Vertrag zurückbehalten habe. Die eben nicht ſchonende Art, mit welcher

ſie dies ſagte, hatte den König aufgebracht, und als Johanna verlangte, daß er am andern Tage alle Franzoſen, ohne Ausnahme, entlaſſen ſollte, war der Streit heftiger geworden, der König hatte im Zorn die Tafel verlaſſen und ſich in ſein Gemach begeben. Auch dies hätte das Volk, welchem die Franzoſen verhaßt waren, weniger aufgebracht, wenn ihm nicht zu gleicher Zeit die Nachricht geworden wäre, daß vor des Königs Gemach Wache ſtehe, Niemand zu ihm eingelaſſen werde, und er ein Gefangener ſei.

Die Vorſteher der Stadt, an deren Spitze ſich Annechino Mormile befand, begaben ſich ſogleich in's Schloß, wo ihnen Johanna die Verſicherung gab, daß die Wache vor des Königs Zimmer bloß deßhalb aufgeſtellt ſei, um ihren Gemahl vor dem Andrange der Franzoſen zu ſchützen, die ihn ſonſt mit ihren Klagen beläſtigen würden. Sie verſprach, ſobald dieſe das Land verlaſſen hätten, dem Könige ſeine volle Freiheit wiederzugeben.

Mormile mußte ſich mit dieſer Verſicherung begnügen und verließ mit den Uebrigen das Schloß; das Volk aber, als es hiervon benachrichtigt wurde, wollte ſich nicht täuſchen laſſen und verlangte ſtürmiſch augenblickliche Befreiung des Königs.

Antonio Vilani, der ſich unter ſie gemiſcht hatte und den das Betragen Johanna's empörte, blies die Flamme des Aufruhrs immer mehr an, und nur die ernſtlichen Maßregeln Sforza's, welcher ſein Kriegsvolk in die Stadt rücken ließ, verhinderten den völligen Ausbruch.

Durch Mormile hatte er erfahren, daß Antonio Vilani ſich an die Spitze der Unzufriedenen geſtellt habe, und ohne zu ahnen, wie viel Einfluß er auch durch andere Verhältniſſe auf den Jüngling habe, ließ er ihn zu ſich entbieten, um ihn mit väterlichem Ernſt zu rathen, ferner keinen Theil an den Unruhen zu nehmen.

Antonio folgte ſogleich der Einladung, erſchien bei Sforza, eben als Margaritta bei ihm war.

Antonio, redete ihn Sforza an: Ihr habt Euch bei den letzten Begebenheiten als mein treuer Anhänger und als ein unternehmender Mann gezeigt. Die Königin, ſo wie ich, haben Euch viel zu danken, allein ſie ſcheint es vergeſſen zu haben, denn unter der Menge, die ihrer Gnade theilhaftig wurden, hab' ich Euch nicht gefunden. Laßt Euch das nicht irren, Euch nicht gegen die Monarchin aufbringen. Ihr habt wahrſcheinlich keinen Fürſprecher bei ihr gehabt und ſeid deßhalb vergeſſen und übergangen worden. Ich werde die Königin an ihre Schuld erinnern.

Edler Herr, unterbrach ihn Antonio: thut das nicht. Was ich gethan, war nicht für die Königin; mir gebührt daher auch kein Lohn. Was ich that, geſchah nur für Euch!

Nun, ſo wär' ich alſo allein Euer Schuldner. Sagt, womit kann ich ſie Euch zahlen?

Jetzt könnt' ich Euch dies nicht ſagen, vielleicht kommt eine Zeit, wo ich auftreten und Euch an Eure Schuld erinnern darf! erwiderte Antonio, einen bedeutungvollen Blick auf Margaritta werfend. — Sforza entging dies nicht, eben ſo wenig das Erröthen ſeiner Tochter, deren Geſicht eben nicht Zufriedenheit über das, was Antonio geſagt, ausdrückte.

Auch wollte ich Euch väterlich warnen, ſprach Sforza weiter: Euch nie an die Spitze des Volks zu ſtellen. Wer ſich den Launen dieſes Wandelbaren hingibt, wird ſtets ein Opfer. Auch wüßt' ich nicht, was Euch antreiben könnte, öffentlich gegen die Königin aufzutreten.

Das wißt Ihr nicht? fragte Antonio empfindlich: Fühlt Ihr das Unrecht der Königin nicht? Als ſie gefangen ſaß, wagt ich mein Leben, ſie zu befreien; jetzt erregt das Schickſal des Königs gleiche Theilnahme. Handelt ſie nicht gegen den Vertrag, den ſie unter Gewährleiſtung des Volkes mit ihrem Gemahl ſchloß? Caracciolo will ihn entfernen, da er ihm immer noch im Wege iſt. Darf man das geduldig ertragen? Iſt es nicht Pflicht, für das Recht das Schwert zu ziehen?

Antonio, nahm Sforza lächelnd das Wort: es iſt ſchön und brav, für das Recht zu kämpfen, aber nicht immer klug und weiſe. Wollt Ihr als ein Märtyrer ſterben, ſo thut Ihr Recht; der Weg, den Ihr betreten, iſt ſicher der leichteſte. Strebt Ihr aber nach Höherem, habt Ihr ein glänzendes Ziel vor Augen, ſo werdet Ihr es nicht auf dieſe Weiſe erlangen.

Dem Unrecht kriechend fröhnen, auf dieſe Weiſe werd' ich es nie erlangen! unterbrach ihn Antonio.

Ich ſetze den Fall, ſprach Sforza, ohne auf die Unterbrechung zu achten, ihn jedoch ſcharf beobachtend: ich ſetze den Fall, Ihr ſuchtet in irgend einem Gut der Erde Euer Glück, wär' es eine Würde, oder wär' es Reichthum, oder gar der Beſitz eines holden Mädchens; die Erreichung dieſes Zieles läg auf einer Wage, das Schwert, für die gerechte Sache gezogen, auf der andern, das Eine könntet Ihr nur gewinnen, indem Ihr das Andere aufgäbt, — nach welcher griffet Ihr?

Nach dem Schwerte! erwiderte der Jüngling raſch.

Und opfertet die Geliebte? fragte Sforza weiter.

Die ich liebe, erwiderte Antonio, ſich vergeſſend: iſt, bei Gott! zu edel, als daß ſie mich achten könnte, wenn ich auf ſolchen Wegen ihren Beſitz zu erlangen trachtete. Lieber Alles opfern, als die heiligſte Pflicht verletzen und ſich zum Werkzeuge der Tyrannei gebrauchen laſſen!

Das war edel geſprochen, Antonello! ſagte Margaritta vortretend: Ich ehre Euch deßhalb!

Ehrt Ihr mich nur deßhalb, Signora? ſagte er finſter: Ich hoffte, auch ohne meine Aeußerung hätte ich wohl Eure Achtung verdient. Dies war ein Preis, nach dem ich bei Euch nicht mehr ringen zu müſſen glaubte.

Man ſah es Margaritta an, daß ſie ihm etwas erwidern wollte, doch ſchwieg ſie und trat zurück.

Mit dieſen Grundſätzen, mein Sohn, ſagte Sforza: ſo edel ſie auch ſind, wirſt Du in dieſer ſturmbewegten Zeit nicht glücklich durch die Klippen Deinem Ziele entgegen ſteuern, wirſt bald am Ende Deiner Fahrt ſein, dem Schickſal, ein Opfer, fallen, aber ehrenvoll untergehen. Wähle Dir, ich bitte Dich, Deinen Edelmuth zu üben, einen andern Schauplatz als Neapel; es würde mich ſchmerzen, mich Dir gegenüber ſtellen und Dir ſo lohnen zu müſſen. — Geh mit Gott! So oft Du zu mir zurückkehrſt, biſt Du mir und auch wohl den Meinen willkommen!

Als Vilani das Zimmer verlaſſen hatte, warf Sforza einen ernſten Blick auf ſeine Tochter. In welcher Verbindung ſtehſt Du mit ihm? fragte er ſie: Ich liebe nicht, daß meine Kinder Geheimniſſe vor mir haben; ſprich offen mit mir! Nun, warum zauderſt Du?

Ich ſinne, erwiderte Margaritta: was ich Euch ſagen könnte, da ich in keinem Verhältniß mit Antonio Vilani ſtehe, wenn Ihr das nur ein Verhältniß nennt, wo gegenſeitige Verbindungen ketten. Als ich mit Pedro von Höhle zu Höhle zog, da erſchien mir Antonio als ein gemeiner Räuber und warb um meine Gunſt. Obgleich er mir nicht mißfiel, ſein Benehmen edel, ſeine Handlungsweiſe menſchlich und ſeine Sitte nicht roh waren, fühlt' ich mich doch, wenn gleich meine Geburt nicht ahnend, für etwas Edleres geſchaffen, als die Gattin eines Räubers zu werden, und ich wies ihn mit Stolz zurück. In Tricarico nahte er mir als ein gemeiner Knecht wieder; ich ſtand, als Sforza's Tochter, hoch über ihm, und Ihr werdet wohl nicht fürchten, daß ich mich mit Liebe zu ihm neigte. Als ich erfuhr, daß er der Sohn des Grafen Vilani ſei und er nur um meinetwillen ſich der Bande Pedro's angeſchloſſen hatte, da freilich erſchien mir der Jüngling in einem andern Lichte, und ich überraſchte mich, als ich prüfend mein Herz befragte, ob es wohl für ihn ſchlüge? — Doch ſeine Antwort war dunkel —

Und Micheletto? unterbrach ſie der Vater: Ich hörte, daß auch er Dir mit Liebe zugethan ſei?

So iſt es! ſagte ſie kalt: Aber wegen ihm befragte ich mein Herz nicht.

Und warum nicht? fragte Sforza weiter: Er iſt ein kühner, kräftiger Mann, der, obgleich noch jung, manch Großes ausgeführt hat. Ueberdies iſt er mein treueſter Freund, und ich wüßte Keinen, dem ich ſo vertrauen würde. Deßhalb wünſchte ich wohl —

Wünſchet nichts, mein Vater! unterbrach ihn Margaritta: Lohnt Euern Freunden durch Freundſchaft und Gunſt: der Tochter Hand und Herz vermag nur den Geliebten zu belohnen!

Und Urban Origlia? fragte jetzt Sforza und ſah der Erröthenden ſcharf in's Auge.

Urban Origlia? ſprach ſie bitter: Nun ja, es gibt thörige Augenblicke, es gibt wahnſinnige Träume im Leben; wird aber der Schläfer geweckt, ſo iſt auch der Traum dahin, kaum daß man ſeiner mehr gedenkt. Auch ich

träumte, Vater, aber sorgt nicht, es ist vorüber. Als ich Urban an der Seite seiner Gattin erblickte, da prüfte ich mich und bestand.

Also Dein Herz ist frei, Margaritta?

Frei! erwiderte sie: Aber sagt, mein Vater, wie kommt Ihr dazu, über die Neigung des Herzens mit mir zu reden? Ueberlaßt das Katharina, Eurer Gattin, sie versteht es besser als Ihr, mit zartem, sanften Worte das Herz zu erforschen; und wahrlich! wollt' ich es Euch auch öffnen, Ihr fändet nichts als Nebelgestalten darin, die sich noch zu keinem bestimmten Bilde geformt haben. Mir ist die Liebe noch nicht des Lebens Morgenroth; ein Schwert drück' ich so innig an mein Herz als sie, und ich würde vor dem Lorbeer- und dem Myrthenkranze zweifelnd stehen, und nicht wissen, nach welchem ich greifen sollte.

Ich glaube nicht, Margaritta, erwiderte Sforza, sie liebkosend: daß Katharina Dich so ruhig angehört hätte als ich; sie würde unmuthig den Kopf geschüttelt und gemeint haben, das Herz eines Weibes dürfe nicht zwischen einem Lorbeer- und Myrthenkranze wählen. Auch ich, so sehr ich mich Deines Muthes und Deines männlichen Sinnes erfreue, muß Dir doch gestehen, daß Du von dem rechten Pfade gewichen bist, und Dein Sinn mehr ein Erbtheil Deines Vaters, als das der sanften Josepha ist. Ich fürchte, Du verfehlst auf solchem Wege Dein Glück.

Antonio, mit den Sanseverino's verwandt, fuhr er fort, nachdem er vergebens auf Margaritta's Antwort gewartet hatte: Antonio wäre mir als Eidam nicht unwillkommen, wenn ich nicht befürchten müßte, daß der Sturm der Leidenschaften, der in Euch Beiden rauscht, bald Euer Lebensschiff untergehen lassen würde. Aber um dies Eine bitt' ich Dich, Margaritta, entscheide bald über sein Schicksal, daß er nicht durch Dich zu Thorheiten verleitet werde, die ihn verderben könnten. — Er drückte sie an sich, küßte ihre glühende Stirn und überließ sie ihren Gedanken.

Wäre wirklich das, was ich für Antonio fühle, Liebe? sprach sie, aus ihrem Sinnen erwachend: Wär' es Liebe, wenn ich in seiner Gegenwart mein Herz bewegter fühle? War es Liebe, die mich schon früher auf seinen Gesang lauschen, mich freuen ließ, wenn er in dem Wettstreit mit den Andern jedesmal den Preis gewann und sein Bolzen sicher das ferne Ziel traf? Ist der Zwiespalt in meinem Innern nur der Kampf zwischen Stolz und Neigung — Nein! einen Mann, der mir unterthänig wäre, könnt' ich nicht achten, und ich — könnte mich nie in die stolzen Launen eines Mannes fügen! Hin zu der Mutter! Sie weiß am beßten den Zwiespalt des Herzens mit sanfter, theilnehmender Hand zu lösen. Hin zu ihr!

Einige Tage darauf, als durch Sforza's und Mormile's Bemühungen das Volk wieder beruhigt war, kam Caracciolo, um Urban, der seinen Dienst als Kämmerer noch nicht angetreten hatte, zur Königin abzuholen.

Dem Schlauen entging die Unruhe, welche diese Aufforderung in Constanzen hervorbrachte, nicht, und diese schöne Frau, welche schon früher seine Aufmerksamkeit erregt hatte, schien ihm in diesem Augenblicke noch reizender als je. Jedoch war er, selbst als Urban zum Ankleiden sich entfernte, zu sehr Herr seiner Leidenschaft, um sich nur im Mindesten den Eindruck, den sie auf ihn machte, hinzugeben. Er gewann es über sich, Constanzen auch nicht das mindeste Verbindliche zu sagen, wußte aber wohl, ihr die besondere Gunst, in welcher ihr Gemahl bei der Königin stehe, hell vorzuspiegeln. Dies trug er mit so vieler Theilnahme, aber auch so grell vor, daß er seinen Zweck nicht verfehlte und Constanzens Unruhe noch vermehrt wurde.

Auf dem Schlosse angelangt, begleitete Caracciolo Urban bis an das Kabinet der Königin, wo er ihn verließ. Hier traf er Johanna schon seiner harrend, keine ihrer Frauen war zugegen und er befand sich mit ihr allein. Die Worte, der Blick der Königin, die bei solchen Gelegenheiten ihre Wünsche wenig zu verbergen sich bemühte, zeigten ihm deutlich ihre Absicht, und obgleich er sich gewissermaßen darauf vorbereitet hatte, so bedurfte er doch aller seiner Gewandheit, um mit Anstand den Schlingen zu entgehen, ohne sie ganz zu zerreißen. Das Geheimnißvolle in dem ganzen Benehmen der Königin, ihr leises Flüstern, wahrscheinlich weil sie das Lauschen Caracciolo's fürchtete, die Innigkeit, mit der sie mehr bat als befahl, seinen Dienst bei ihr anzutreten, und die goldene Kette mit ihrem Bildnisse, welche sie ihm verehrte, zeigten ihm deutlich, daß es nur von ihm abhing, mit Caracciolo, um ihre Gunst, den Wettkampf zu bestehen. Sein Ehrgeiz, seine Anhänglichkeit an Sforza rieth ihm, nicht mit der Königin zu brechen, seine Liebe zu Constanzen, sein edles Gemüth befahlen ihm, eher Alles, selbst die Gnade der Gebieterin zu opfern, und so war er froh, als Caracciolo's Eintreten, welcher der Königin insgeheim Etwas zuflüsterte, die lange Unterredung endete, ohne daß es zu einer Erklärung gekommen war.

Er brachte seiner Gattin wenig Trost zurück, denn jede seiner Versicherungen, daß er in dem neuen Verhältnisse stets ihrer mit treuer Liebe eingedenk sein würde, konnte sie nicht beruhigen. Sie fürchtete ja nicht für sein Herz und seine Tugend, sie fürchtete nur Caracciolo's Eifersucht und der Königin gekränkten Stolz.

Allein dieser selbst befreite sie von ihrer Furcht auf sonderbare Weise. Wenige Tage darauf, noch ehe Urban seinen Dienst angetreten, hatte Caracciolo in einer heftigen Unterredung mit der Königin sie endlich dahin vermocht, Origlia von ihrer Person zu entfernen. Dies auf eine schickliche Weise zu thun, fand er bald die Gelegenheit. Der Bischof von Aversa wurde zum Concilio nach Constanz geschickt und Urban, wie man vorgab, aus besonderer Auszeichnung, zu seinem Begleiter und bei jedem eintretenden Falle zu seinem Stellvertreter ernannt. Diese Nachricht war ihm

unangenehm, selbst Constanze konnte sich nicht darüber freuen, da die Umstände es ihr nicht erlaubten, ihn zum Concilio zu begleiten. Urban erkannte hierin die Gewalt Caracciolo's über die Königin deutlich und alle seine Pläne gescheitert; doch berücksichtigend, daß die Gunst dieser leidenschaftlichen Frau stets dem Wechsel unterworfen sei, hoffte er von der Zukunft, und wollte durch die Verweigerung des Auftrags nicht geradezu mit dem Hofe brechen. Er verließ, obgleich ihm nur wenige Tage zu seiner Anordnung blieben, da der Bischof schon längst das Nöthige zur Reise bereitet hatte, kurz darauf mit einem glänzenden Gefolge, unter Thränen seiner Gattin, Neapel und zog über die Alpen.

Caracciolo hatte nun seinen doppelten Zweck erreicht. Nur noch Sforza war ihm im Wege, um sich ganz in der Gunst der Königin fest zu setzen und allein die Zügel der Regierung zu erfassen. Aber es wurde ihm leicht, den Krieger vom Hoflager zu entfernen, der sich überdies wohler in seinem Zelte, als in den Prunkgemächern des Schlosses befand. Der Zug nach Rom zum Entsatz der Engelsburg wurde im Rathe der Königin beschlossen, die nöthigen Gelder zur Werbung der Truppen schnell herbei geschafft und Alles mit seltener Thätigkeit betrieben. Da die Unterhandlungen Franzesco's in Mailand und Florenz einen guten Fortgang gehabt, und Visconti sowohl als die Florentiner ihren thätigen Beistand versprochen hatten, so ließ Sforza in allen Plätzen des Reichs die Trommel rühren und seine Fahne aufpflanzen, um welche sich die alten Soldaten bald wieder sammelten. Zwar vergingen Monden, ehe das Kriegsvolk beisammen war und Franzesco aus dem Norden Italiens anrücken konnte; aber der Konnetable, wieder ganz in seinem Elemente, mischte sich nun wenig mehr in die politischen Händel, und nur Braccio vor Augen, nahm er fast keinen Antheil an der Lage des Königs, die immer drückender wurde, da er, zwar mit Anstand und Schonung behandelt, jedoch in den Mauern des neuen Schlosses als Gefangener gehalten, sich nie dem Volke zeigen durfte.

In dieser Zeit hatten sich sämmtliche Hauptleute um Sforza versammelt, auch Micheletto, der in der Basilicata geworben, war mit einem Haufen Gehannischter in Neapel eingezogen. Seine beiden Brüder, Bartholo und Franzesco, führten ihm gleichfalls wohlgerüstete Scharen zu, auch die Sanseverino's schickten ihre Banner, Santoparente und Petraccinio sammelten im Lager bei Benevent die in den Abrucci's und Campanien Geworbenen, und selbst der alte Pedro, welcher einen Haufen Fußvolk zusammengebracht und von Sforza zum Hauptmann darüber ernannt worden, hatte seinen alten Groll vergessen und wollte unter seines ehemaligen Krieggesellen Fahne noch einmal das Schwert ziehen.

Da der alte Gurello Origlia sich in Florenz befand, war Constanze, Anstands wegen, gleich nach der Abreise ihres Gemahles zu Katharina Sforza gezogen. Sie hing mit Schwärmerei, so wie Margaritta mit inniger Liebe an diesem sanften Wesen, die ruhig und ernst, jedoch mit wahrer Theilnahme Constanzens überspannte Ansichten zu mildern und besonders den Glauben, daß sie sich selbst einem finstern Geschicke geweiht habe, zu bekämpfen suchte. Sie that dies mit so vieler Wärme, so innig, daß sie oft die Entmuthigte stärkte und ihr den Faden zeigte, an welchem sie sich aus dem selbstgeschaffenen Labyrinth retten könne. — Auf Margaritta zu wirken ward ihr schwerer. Von der frühesten Jugend an unter rohen Männern aufgewachsen, war sie mit den männlichen Beschäftigungen vertrauter geworden, als mit denen ihres Geschlechtes. Die sanfte Josepha hatte, so viel sie vermochte, auf ihr Inneres gewirkt, und doch wäre das Mädchen untergegangen, hätte nicht ein ungebändigter Stolz sie aufrecht erhalten. Mit Widerwillen war sie dem alten Pedro gefolgt; mehrmal war der Gedanke in ihr aufgestiegen, ihn zu verlassen, nur hing sie zu sehr an der Mutter, und ihr Stolz selbst, der ihr wohl sagte, sie müsse als eine Bettlerin in die Welt treten, hielt sie zurück. Aber von dem Augenblicke an, wo sie erfuhr, Sforza, der Konnetable des Reichs, sei ihr Vater, hob sie ihre Schwingen zum kühnsten Fluge, das Bild ihres Vaters stand als Muster vor ihr, ihm wollte sie gleichen und, wie ihr Bruder, sich den Lorbeer erringen. Das, was sie jetzt für Antonio fühlte, wohl mehr Leidenschaft als Liebe, war ihr oft lästig, sie fürchtete, es würde sie in ihrem Auffluge hindern, es würde das Weibliche zu sehr in ihr aufrufen. Als sie nun überdies bemerkte, daß des Jünglings Stolz ihn schweigen ließ, er vielleicht gar ein Entgegenkommen von ihrer Seite verlange, unterdrückte sie, so viel sie es vermochte, die Stimme, welche in ihrem Herzen für ihn sprach, und doch war es ihr willkommen, wenn Katharina, welche nur durch die Liebe Aenderung ihres unweiblichen Gemüthes hoffte, von Antonio redete, und, mit dem Willen Sforza's bekannt, Alles anwandte, daß sie sich dieser Neigung hingeben möchte.

Aber nichts vermochte sie, dem Jüngling auch nur den kleinsten Schritt entgegen zu kommen, der, von der Enkelin Pedro's zurückgewiesen, von der Tochter Sforza's auf Tricarico mit Stolz behandelt, auch jetzt ein gleiches Benehmen fürchten mußte. Er wagte deßhalb nicht, seine Gefühle laut auszusprechen; doch zeigte sein Betragen sattsam, daß der Pfeil tief saß. Aber trotz des Schmerzes schwieg er, und obgleich er jetzt häufig um sie war, da des Konnetable's Erlaubniß ihm seinen Palast geöffnet hatte, so war er doch Margaritta'n nicht im Mindesten näher gekommen.

Eines Abends — der Zufall ist der Liebe treuester Bundesgenosse — befand er sich mit Sforza und seiner Tochter allein; Katharina war bei Constanze, die sich unwohl fühlte. Der Konnetable unterhielt sich mit ihm von dem Zuge nach Rom, den Antonio bei dem Reiterhaufen der Sanse-

verino's mitmachen wollte, und freute ſich über das verſtändige Urtheil des Jünglings, als ein Page der Königin eintrat und erſtern aufforderte, eiligſt nach dem neuen Schloſſe zu kommen. Sforza ſandte ſogleich nach ſeiner Begleitung, ohne welche er nie den gefährlichen Gang unternahm, Antonio aber, der ſich ihm anſchließen wollte, befahl er, vielleicht abſichtlos, zurück zu bleiben, und ſo befand er ſich nun mit Margaritta allein.

Dieſe, zu ſtolz, um ſich zu entfernen und dadurch ihre Verlegenheit zu zeigen, unterdrückte die Bewegung, welche ſie empfand, als Antonio nach langem Schweigen ſich ihr näherte, und auf ſeinem Geſicht der Entſchluß geſchrieben ſtand, daß er den Augenblick zu einer Erklärung benutzen wollte.

Signora! redete er ſie an: Ihr habt in der Höhle am Calore Antonello's Bewerbung zurückgewieſen, Euer Stand gebot Euch auf Tricarico den Armbruſtſchützen in ſolcher Entfernung zu halten, daß er nicht wagen durfte, ſich Euch zu nahen; aber auch dem Sohne des Grafen Vilani begegnet Ihr mit Kälte; darf auch er nicht um Eure Gunſt werben? — Sprecht! entſcheidet über mich! — Länger trage ich die quälende Ungewißheit nicht. Euer Benehmen ſollte mir zwar die Antwort längſt gegeben haben, aber ein Blick, ein Wort von Euch, wenn auch nur ſparſam zugemeſſen, erhält mir noch die thörige Hoffnung, und da ich mich jetzt mit Euch allein befinde, ſo wage ich es, die Entſcheidung meines Schickſals ſelbſt herbeizurufen. Darf ich Hoffnung nähren, Margaritta, oder ſoll ich ihr und Euch Valet ſagen?

Margaritta war überraſcht, ſo ſchnell, ſo beſtimmt hatte ſie nicht geglaubt, daß der Augenblick ſich nahen würde. Die Liebe übte ihre Gewalt, das Herz neigte ſich zu dem Jüngling hin, der ohne Zagen ſein Schickſal erwartend, vor ihr ſtand; aber eben dieſer ernſte, ſtolze Blick, den er auf ſie heftete und welcher gewaltſam Entſcheidung zu fordern ſchien, weckte ihren Stolz; ſie ſchwieg.

Signora! begann er noch einmal: Euer Schweigen bricht den Stab ſo gut über mich als Eure Worte. Mir entflieht auf jeder dahinſchwindenden Minute die Hoffnung, und wenn ich auch die Gluth Eurer Wangen günſtig für mich deuten könnte —

Thut es lieber nicht, Signor! unterbrach ihn Margaritta: Ihr möchtet Euch irren. Um meinen Beſitz zu werben, ſteht Jedem frei, geöffnet ſind die Schranken, nur fehlt die Preisſpenderin, ſie tritt erſt hervor, wenn ſie den Kämpfer ihrer würdig befindet; dann erſt reicht ſie ihm den Lohn. Nur durch Thaten erringt man mich; dem Ruhmloſen verſchließt ſich mein Herz. Nicht durch Lautenklang, durch Girren und Seufzen vermochte Antonello Margaritta's Herz zu gewinnen; nicht durch ſtolze Anmaßungen wird es Antonio Vilani. — Wem ich als ein würdiger Preis erſcheine, der kämpfe um mich, er vermag mich nur durch hohen Muth und edle That zu erringen!

Also durch Blut? sagte Antonio finster: Wer die meisten Wunden davon trägt, das Kühnste wagt, sich in die dichtesten Reihen der Feinde stürzt, vielleicht der Erste auf den Mauern Roms ist, der kann Euch zu erringen hoffen. Hütet Euch, daß nicht ein Knecht unter Pedro's Haufen, der verwegenste Geselle im Heere, der Erste auf der Mauer ist.

Ihr würdet Euch verwundern, wenn er den Preis verlangte! — Signora, fuhr Antonio nach kurzem Schweigen fort: Was die Liebe sich durch Thaten erringen muß, hat weniger Werth für sie, als was ihr das Herz aus Neigung gibt. Wechselseitig muß das Opfer, mit Freuden muß es gebracht sein. Als ich Euch, die Enkelin eines Räubers, zum ersten Male erblickte, Euch um Euer Selbst willen lieb gewann und um Euch warb, wägte ich nicht, ob der Preis meiner würdig sei, ich folgte der Sehnsucht meines Herzens; auch angethan mit blutigem Raube, war Margaritta meine Königin, und mir so werth wie jetzt, wo sie, die Tochter Sforza's, Tricarico männlich vertheidigt hat und im Juwelenglanze vor mir steht Wahre Liebe, Signora, quillt aus dem Herzen, verlangt Gegenliebe, aber nicht Thaten. Die Myrthe wünscht wohl die Rose, doch nicht den Lorbeer in ihren Kranz geschlungen.

Margaritta, fuhr er bewegt, aber leidenschaftlich fort: ich kann nicht vor Euch knieen und um Liebe betteln, ich kann mich nicht, weil Ihr es verlangt, verzweiflungvoll in den Kampf stürzen und blutige Thaten vollführen, die ich freiwillig tausendmal und mit Freuden für Euch vollführt hätte; aber Schwereres als dies vermag ich. Ich habe den Muth, mich aus Euerem Zauberkreise zu bannen und, bei Gott! die Wunden werden noch lange bluten, welche mir dieser Sieg schlagen wird. Lebt wohl! rief er und eilte fort.

Dort geht er hin, der Stolze! murmelte Margaritta unmuthig, als sie ihn über die Straße eilen sah: Ein trotziges „Lebewohl!" ist Alles, was er mir zurück ließ. Geh' nur, geh', stolzer Jüngling, und fliehe meine Nähe! Du kehrst ja doch bald wieder zurück. Wird er? fragte sie sich: Nein! wär' ich Antonio, bei Sanct Georg! ich kehrte nicht wieder!

Sie verfiel nun in Nachdenken, warf sich auf einen Sessel, und so fest sie auch die Hand auf ihr Herz preßte, konnte sie doch die Stimme, die hier so laut sprach, nicht unterdrücken; sie rang sich in einem tiefen Seufzer hervor. Fahr' hin! rief sie aufspringend: Urban's Bild, das ich für die Ewigkeit hier zu bewahren glaubte, ist verschwunden, auch das seine nimmt die thatenvolle Zeit mit sich fort! — Ihr Auge traf, indem sie dies sprach, den Helm ihres Vaters mit seinen weißen und schwarzen Federn, der neben dem Schilde und dem Schlachtschwerte hing. Leben und Tod nicken mir aus diesem Helmbusche entgegen, nicht Wonne oder Schmerz, das Schild schützt die Brust wohl vor des Feindes Schwert, nicht vor den Pfeilen des blinden Gottes. — Und schlägt das Herz unter dem Panzer, deckt der Helm meine Locken, blitzt das Schwert in meiner Hand und blutet

den Feind zu meinen Füßen — was bin ich dann? bin ich glücklich? hab' ich des Lebens Wonnebecher geleert? Herz, mein Herz! rief sie voll Unmuth: lästiger Mahner, zudringlicher Bote, schweig! hör' auf so stark zu klopfen und laß mir meine Ruhe! —

Aber das Herz klopfte nur noch schneller, mahnte dringender und brachte unaufhörlich Botschaft von ihm.

Sforza, dem die Königin die verlangten Summen hatte auszahlen lassen, erwartete nur noch Nachricht von seinem Sohne, um mit dem aus 10,000 Mann, meist Reiterei, bestehenden Heere nach Rom zu ziehen. Alle seine Hauptleute und Freunde waren um ihn versammelt, keiner fehlte, nur Antonio Bilani zog nicht mit den Geharnischten der Sanseverino's in's Lager bei Benevent. Sforza war nicht wenig hierüber verwundert; auch auf Margaritta schien es einen unangenehmen Eindruck zu machen, und doch zürnte sie mit sich selbst, daß sie so viel Werth darauf legte, ob der Jüngling mitzöge oder daheim blieb. Sie hatte von ihrem Vater die Erlaubniß erhalten, ihn begleiten zu dürfen, und vielleicht wär' es ihr nicht unlieb gewesen, vor den Augen dieses jungen Mannes noch einmal ihren Muth zeigen zu können, aber er erschien nicht, und Micheletto fand oft Gelegenheit, deßhalb seinen Spott zu üben.

Endlich traf von Franzesco die Nachricht ein, daß er mit 4000 Geharnischten von Florenz und Mailand bereit sei und nur die Befehle seines Vaters zum Aufbruch erwarte. Er erhielt schnell die Weisung, eiligst, Perugia vermeidend, über Spoletto nach Aquila zu ziehen, wo Sforza, der nun im Lager alle Anstalten zum Abmarsche machen ließ, mit ihm zusammentreffen würde.

Ehe jedoch Sforza Neapel verließ, ging er zur Königin, sich bei ihr zu beurlauben, und versäumte nicht, Caracciolo seinen Besuch zu machen, dem er bei dieser Unterredung auf seine freimüthige Weise zu verstehen gab, daß, würde er ihn nicht gehörig unterstützen, besonders den Sold für seine Krieger fehlen lassen und ihm im Geheim als Feind entgegen sein, er ein Gleiches von ihm erwarten könne, nur würde er dann öffentlich gegen ihn auftreten.

Da ich übrigens sehe, fuhr er fort: daß die Königin nicht ohne Günstling leben kann und das Scepter stets in fremde Hände legt, so ist es mir ziemlich gleichgiltig, wer der Auserwählte sei, wenn er mir nur in meinen Plänen nicht hinderlich ist. Dies, Herr Kämmerer, Euch zur Nachricht und Warnung. Seid Ihr mein Freund, bin ich der Eurige, handelt Ihr zum Wohle des Staates mehr als zu Euerm eigenen, so seid meiner Unterstützung gewiß, wo nicht, so wißt Ihr, daß ich mit meinem Fehdehandschuh nur zu bereit bin. Neben mir mag ich Euch wohl dulden, über mir nie!

OXFI

Caracciolo verſprach die größte Bereitwilligkeit zu Allem, was zum glücklichen Fortgange der Unternehmung beitragen könne, verſicherte Sforza ſeine aufrichtige Freundſchaft, und ſo trennten ſie ſich, jedoch Keiner dem Andern vertrauend.

Katharina war entſchloſſen geweſen, mit ihrem Gemahl und Conſtanzen Neapel zu verlaſſen und ſich nach Benevent zurückzuziehen; ſelbſt die inſtändigen Bitten der Königin, in welcher auf's Neue die alte Neigung für Katharina Alapo rege geworden zu ſein ſchien, hatten ſie nicht zurückhalten können. Aber da Sforza es wünſchte, daß ſie in Neapel bliebe, damit er in ſeiner Abweſenheit Jemand um die Perſon Johanna's wußte, der ihm das, was am Hofe vorging, berichten und auch Manches für ihn wirken konnte, willigte ſie ein.

Die ſchönen Tage ſind bald vorübergegangen, mein theurer Gemahl, ſagte Katharina beim Abſchiede: Du zieheſt in den Krieg und wir armen Frauen bleiben daheim. Gebe Dir Gott den Sieg! Was ich hier für Dich wirken kann, ſoll geſchehen, denn deßhalb blieb ich nur in Neapel zurück, der Königin Bitten hätten mich nicht dazu vermocht, ſie war meinem Herzen nie theurer und mir jetzt noch fremder als je.

Sforza lächelte. Das glaub' ich wohl! ſagte er, ſie umarmend: Denn als ich Dich das erſte Mal hinter dem Stuhle der Königin ſtehen ſah, war es mir, als erblickt' ich eine Heilige warnend neben der Sünderin. Doch, da Du einmal um ſie ſein mußt, ſo rathe ich Dir, den Günſtling ſchonend zu behandeln, ſei aber auch gegen ihn auf Deiner Hut und ſorge, daß er mir nicht ſchade. Auf jeden Fall, denn wer könnte an Johanna's Hofe Alles vorausſehen, findeſt Du in Benevent eine Zuflucht. Auf Annechino Mormile kannſt Du vertrauen, und Dich, jedoch nur im Fall der Noth, den Sanſeverino's in die Arme werfen. Nun leb' wohl! Ich hoffe, wir ſehen uns bald wieder!

Als Sforza die Nachricht erhielt, daß Franzesco ſchon bei Spoletto eingetroffen ſei, ſäumte er nicht länger und rückte mit ſeinem Heere in Eilmärſchen durch das Gebirge über Sulmona vor. Er mußte fürchten, daß Braccio von Rom aus Franzesco angreifen und ſo ihre Vereinigung hindern würde; allein ſeine Furcht war vergebens. Braccio war durch die Begebenheiten in Neapel überraſcht worden; auch hatte er nicht geglaubt, daß es Sforza möglich ſein würde, in ſo kurzer Zeit eine furchtbare Macht auf die Beine zu bringen. Sein Heer war nicht in ſchlagfertigem Zuſtande, um in offenem Felde dem Sforza die Spitze zu bieten, er wagte es daher nicht, ſich ſo weit von Rom zu entfernen und Franzesco bis Spoletto entgegenzurücken. In Rom ſelbſt traf er alle nur möglichen Anſtalten zur Vertheidigung, ſuchte durch Verſprechungen und Liſt, wie durch heftige Angriffe die Engelsburg in ſeine Gewalt zu bekommen, aber Petraccinio, der darin befehligte, widerſtand ſeinen Lockungen wie ſeinen Angriffen.

Sforza hatte bei dieſer Unternehmung gegen Rom einen dreifachen

Beweggrund. Erſtens war es ſein Haß gegen Braccio, der ihn antrieb, dann wollte er ſein Anſehen, welches er durch ſeine zweimalige Gefangenſchaft erſchüttert glaubte, durch eine kühne That von Neuem befeſtigen. Auch fühlte er, daß er einer fremden Stütze bedürfe, die ihm bei dem Wankelmuth Johanna's nothwendig ſchien, und hierzu glaubte er den Papſt am geeignetſten, der eben auf dem Concilio von Conſtanz in der Perſon Otto Colonna's, welcher den Namen Martin V. annahm, erwählt worden war. Er rückte, nachdem er ſich ſchon in Terni mit ſeinem Sohne vereinigt hatte, vor Rom und lagerte ſich zwiſchen dem Appiſchen und Lateiniſchen Thore, in der Hoffnung, den ſtolzen Braccio, welcher bei ſeiner Annäherung ſogleich die Belagerung der Engelsburg aufhob, zu einer Schlacht zu zwingen. Aber dieſer, ſeine Kräfte wohl kennend, verſchloß ſich in die Mauern Roms und ſchränkte ſich auf ihre Vertheidigung ein. Mehrere Tage ſchon war Sforza in einiger Entfernung von der Stadt gelagert, ohne daß Braccio ihm nur die kleinſte Abtheilung Reiterei entgegengeſandt hätte; die Thore blieben feſt verſchloſſen und ſelbſt auf den Mauern ſah man nur hier und da eine einzelne Wache. Der vorſichtige Sforza glaubte, Braccio wolle ihn verleiten, Rom zu ſtürmen; ein zu damaliger Zeit unerhörtes Unternehmen. Aber er durfte dies, des zweifelhaften Ausganges und, da es die Plünderung der Stadt nach ſich gezogen haben würde, des Papſtes wegen nicht wagen. Statt deſſen ſandte er einen Herold nach Rom, welcher den Braccio durch Ueberreichung eines blutigen Handſchuhes zu einem offenen Kampfe herausfordern ſollte. Braccio beſah lächelnd das blutige Zeichen, gab es dem Herold zurück und erwiderte: Sage Deinem Herrn, ich ſende ihm dieſen Handſchuh zurück, bis auf eine mir gelegenere Zeit. Ich hoffe, daß, ehe der Tod Einen von uns Beiden ereilt, wir noch Gelegenheit haben werden, uns in offener Feldſchlacht gegenüber zu ſtehen.

Sforza war nun feſt entſchloſſen, es koſte was es wolle, Rom anzugreifen, jedoch, da es auf dieſer Seite faſt unmöglich war, ſo ging er mit dem Heere in die Gegend von Oſtia, führte es dort über eine Schiffbrücke und rückte von dieſer Seite gegen Rom an. Hier, zwiſchen das Meer und die Stadt gedrängt, ohne Flotte, die ihnen Lebensmittel zuführen konnte, ſchien das Heer in einer gefahrvollen Lage und das Unternehmen faſt zu gewagt zu ſein. Die Hauptleute, ſelbſt Bartholo, ſein Bruder, ſonſt ein kühner, verwegener Mann, machte Sforza deßhalb Vorſtellungen. Statt Antwort gab er den Befehl, die Brücke bei Oſtia, im Rücken des Heeres, abzubrechen, und ſagte, indem er auf den Griff ſeines Schwertes ſchlug: Dieſes wird mir, ſo wie jedem Tapfern ſchon das Nöthige ſchaffen und den Sieg erfechten! — Nun rückte er bis dicht unter die Mauern, ließ das Geſchütz anfahren und begann den Angriff. Braccio, da er den Ernſt des Konnetable's ſah, überdies dem Römiſchen Volke nicht trauend, verließ, ſelbſt mit Hinterlaſſung des größten Theiles ſeines Gepäckes, Rom und

zog sich nach Präneste zurück, wo er den Piccinio mit einem Theile des Heeres zurück ließ und mit den Uebrigen weiter in's Herzogthum Urbino rückte.

Sforza zog als Sieger in Rom ein, ließ den Santoparente mit einem Theil des Fußvolkes zur Besatzung hier und verfolgte mit den Uebrigen den fliehenden Feind. Bei Präneste fand er ihn in einer vortheilhaften, fast unangreifsbaren Stellung; demungeachtet rückte er gegen ihn vor, aber Piccinio, den Braccio unbegreiflicher Weise mit diesem unbedeutenden Heere zurückgelassen hatte, hielt den Angriff muthig aus, wurde jedoch endlich durch Franzesco Sforza, der sich an die Spitze der Mailändischen Kürraßreiter stellte, nach tapferer Gegenwehr aus seiner vortheilhaften Stellung geworfen, das Heer zerstreut und der größte Theil desselben nebst Piccinio selbst gefangen. Zum zweiten Mal zog Sforza triumphirend in Rom ein.

Bei dem den Sieg entscheidenden Angriffe Franzesco's hatte sich, trotz des Bruders Warnung, Margaritta an ihn angeschlossen. Als sie im dichtesten Handgemenge mit dem Feinde waren, sah sie sich von den Reitern Braccio's umringt; sie und die Wenigen, welche ihr gefolgt, kämpften mit Löwenmuth, aber hätten dennoch der Menge unterliegen müssen, wäre nicht ein Ritter mit dunkelrothem Federbusch auf seinem Helm herbeigeeilt, der mit seinen Begleitern Alles vor sich niederwarf und sie befreite. Niemand hatte ihn vorher gesehen, auch nach diesem Vorfall ließ er sich nicht blicken. Margaritta aber ahnete wohl, wer es gewesen sei.

Während Sforza die umliegenden Städte, welche Braccio noch in dem Römischen Gebiete besetzt hielt, belagerte und dessen Partei in Rom zu unterdrücken sich bemühte, strömte der größte Theil des feindlichen Heeres, dem Glücke folgend, zu ihm, und seine Macht war um mehrere Tausend angewachsen, aber das Geld, ihnen den Sold zu zahlen, blieb aus. Die Königin so wenig, wie ihr Günstling, hielten, was sie versprochen. Unmuth herrschte in seinem Heere und Meuterer begannen es aufzuwiegeln. Zwar dämpfte Sforza diese Bewegungen schnell, sein Ansehen und das Gold, welches die Stadt Rom hergeben mußte, beschwichtigte die Soldaten; aber der Vorfall zeigte ihm sattsam, daß er auf die Gunst der Königin nicht bauen könne, und die Unruhen im Heere absichtlich von Caracciolo herbeigeführt seien. Er beschloß deßhalb, eine bedeutende Besatzung unter Santoparente in Rom zu lassen und mit den Uebrigen, dem größten Theile seines Heeres, nach Neapel zu rücken. Ein Aufruhr des Volks in der Stadt selbst, von Braccio's Freunden veranlaßt, nöthigte ihn jedoch, Santoparente noch mehrere Truppen zurückzulassen und nur mit 7000 Mann, nebst Reiterei, den Zug nach Neapel anzutreten.

Einige Tage vor seinem Abmarsch ritt Margaritta mit einem kleinen Gefolge durch die immer noch unruhige Stadt. Sie wollte, ehe sie Rom verließ, noch mehrere Merkwürdigkeiten besehen, und bis in die entlegenen

weniger bewohnten Theile dieſer öden Stadt gedrungen, beachtete ſie nicht, daß der Tag ſich zu neigen begann. Sorglos ritt ſie an den Bädern des Titus vorüber, und als es ſchon dunkel wurde, befand ſie ſich auf der Straße Merulana, wo ſie einen Haufen Volks verſammelt fand. Einer ihrer Begleiter, der voran geritten war, befahl im gebieteriſchen Tone, Platz zu machen, das Volk aber, das kleine Häuflein Bewaffneter nicht achtend, verweigerte trotzig, die Straße zu öffnen, und als der Reiter einen der ſich Widerſetzenden unbedachtſamer Weiſe niederrannte, begrüßte ihn der Pöbel unter wildem Geſchrei mit Steinwürfen; aus allen hier zerſtreut liegenden Häuſern trat das Volk heraus, aus den Fenſtern warf man Steine herab, und Margaritta, die keinen andern Ausweg offen ſah, mußte ſich zu einem ungleichen Kampfe entſchließen. Schon waren Mehrere der Ihrigen durch Steinwürfe, ihr Roß ſelbſt durch einen Bolzenſchuß verwundet, und kaum hatte ſie ſich auf das Pferd eines Dieners ſchwingen können, als bewaffnete Römer auf ſie eindrangen. Sie wehrte ſich mit beſonnenem Muthe, aber ihr Häuflein wurde immer kleiner und kleiner, und nur noch mit wenigen der Ihrigen widerſtand ſie. Jetzt aber blieb ihr nichts weiter übrig, als den verzweifelten Entſchluß zu faſſen, ſich in den dicht gedrängten Haufen zu ſtürzen und ihr Leben theuer zu verkaufen. Sie ſpornte ihr Roß und ſetzte in die dichten Reihen des Pöbels. Da, in dieſem gefahrvollen Augenblicke, vernahm ſie hinter ſich plötzlich den Kriegsruf: „Sforza! Sforza!“ Das Volk ſtutzte, ſie wandte ſich und ſah den nemlichen Ritter, der ſie ſchon in dem Treffen bei Präneſte der Gefahr entriſſen hatte, mit einem Haufen ſchwer Geharniſchter dem Volke in den Rücken fallen, nach kurzem Kampfe es vor ſich her treiben und ſich fechtend die Bahn bis zu ihr brechen.

Ohne das Viſir zu öffnen oder ein Wort zu reden, ergriff er die Zügel ihres Roſſes, kehrte auf dem nemlichen Wege, den Rücken durch ſeine Begleiter gedeckt, mit ihr zurück und jagte in ſtarkem Trott der Wohnung Sforza's zu.

Herr! ſagte Margaritta: Schon zwei Mal waret Ihr mein Retter und noch kenne ich Euch nicht. Nennt mir Euren Namen, damit ich den kenne, dem ich ſo vielen Dank ſchuldig bin. Auch ſehe ich, daß unter Euerm Helm Blut hervor quillt, Ihr ſeid verwundet. Kommt mit mir in meines Vaters Wohnung, daß auch er Euch danken und ich Euch pflegen kann.

Der Geharniſchte erwiderte nichts, trabte immer ſchneller zu und ſchien ihres Dankes zu ſpotten.

Ihr thut mir wehe! nahm Margaritta noch einmal das Wort: Und trügt mich meine Ahnung nicht, ſo iſt es auch Eure Abſicht, mir wehe thun zu wollen. Ich glaube Euch zu kennen, Ritter! und wahrlich! mein Herz iſt in dieſem Augenblicke zum Danke geneigt.

Er ſchwieg und trabte fort.

Woran ſoll ich Euch, treffen wir uns dereinſt noch einmal auf unſerem

Wege, wieder erkennen? fragte Margaritta, ihr Roß anhaltend, da ſie dem Palaſte Colonna, wo ihr Vater wohnte, nahe kamen. Statt Antwort zog er ſeinen Dolch und ſchnitt mit Haſt eine Locke ihres herabgerollten braunen Haares ab, hielt ſie hoch in die Höhe und ſprengte dann mit ſeinen Begleitern, deren Keiner das Viſir aufgeſchlagen und ſich zu erkennen gegeben hatte, davon.

Sforza war über dieſen Vorfall aufgebracht, zürnte der Tochter, daß ſie ſich ſo unnütz der Gefahr ausgeſetzt hatte und gab den Befehl, nach dem Ritter zu forſchen, der wie ein Geiſt ſein Heer umſchwebte und in der Zeit der Gefahr ſich ſtets bei Margaritta befand. Aber alle Nachforſchungen blieben vergebens; niemand wollte ihn geſehen haben und weder während ihres Aufenthaltes in Rom, noch auf dem gleich darauf folgenden Zuge nach Neapel ließ er ſich blicken.

Forſcht nicht weiter nach ihm, Vater! ſagte Margaritta: Es iſt Antonio Vilani. Meine Ahnung trügt mich nicht; er will mein Verlangen erfüllen, will, ſo wie ich es forderte, um den Preis ringen, damit er, hat er ihn verdient, ihn mit Hohn verſchmähen kann. Tritt er mir wieder in den Weg, zu meinem Heil oder zu meinem Verderben, ſo muß er ſein Viſir öffnen und mir Rede ſtehen.

Thöriges Kind! ſprach Sforza; Iſt der ſchwarze Ritter, wie Du glaubſt, Antonio, ſo achte, bewundere ihn, daß er ſich für Dich in Gefahr ſtürzt. Ich würde für ein Mädchen, das mich höhnend zurück wies, nicht meinen Dolch, geſchweige mein Schwert gezogen haben.

Für Keine? fragte Margaritta mit Bedeutung.

Für Keine! erwiderte Sforza ernſt: Oder wähnt Dein ſtolzer Sinn, Du hätteſt höheren Werth als Deine Schweſtern? Glaubſt Du, weil Du ein Roß zu tummeln verſtehſt, das Schwert zu führen weißt und Dich, wie die Frauen der Fabelzeit, die Amazonen, in den Kampf ſtürzeſt, Du wäreſt in den Augen der Männer ein höherer Preis? — Du irreſt! Du wirſt nur wenige Thoren finden, die gleich Antonio, um Deiner Selbſt willen um Dich werben. Das ſchöne Mädchen, die Tochter Sforza's wollen ſie; die Heldin nicht. Nur in dem Manne liebt der Mann die Kraft, in dem Weibe iſt Sanftmuth und ein frommer Sinn der Talismann, der unſers Herzen anzieht. Bewundern werden Dich Viele, aber nur Wenige dies Wunder lieben. Ich ſelbſt war ein Thor, als ich mich Deines männlichen Sinnes freute; aber ich bin geheilt, da ich ſehe, daß es Dich nicht zu dem wahren Glücke des Lebens führt, und bereue mein Verſprechen, das Dir erlaubt, mich auf allen meinen Kriegszügen zu begleiten. Beſſer wäre es, Du ſäßeſt daheim bei Katharina, und ſie wäre Dein Vorbild, nicht ich.

Er verließ ſie in Unmuth. Seine Worte hatten Nachdenken in ihr erregt, ſie konnte das Gefühl, ihr Vater möge Recht haben, nicht unterdrücken; denn was er ihr eben geſagt, hatte ſie ſchon ſo oft von Katharina vernommen. Sie entwaffnete ſich heute mit ernſtem Blicke; die leichte

Quetschung ihres Armes, durch einen Steinwurf verursacht, ließ sie unmuthig verbinden, und es war das erste Mal, daß sie, indem sie ihre Waffen ablegte, sich einer drückenden Bürde zu entledigen glaubte.

In Neapel hatte Katharina indessen die Königin nur selten gesehen und gesprochen. Kam sie zu ihr auf das Schloß, so fand sie dieselbe meist so sehr mit Staatsangelegenheiten beschäftigt, daß sie, ohne sie gesehen zu haben, sich wieder entfernen mußte. Alles, was sie ihres Gemahles wegen ihr vorzutragen hatte, und das besonders die Auszahlung des Soldes betraf, mußte durch Caracciolo geschehen, der während Sforza's Abwesenheit zum Großseneschall ernannt worden war, und der es nicht versäumte, häufig genug in ihre Wohnung zu kommen, um das Nöthige mit ihr abzureden. Ihren Klagen suchte er mit Entschuldigungen, ihren Forderungen mit Versprechungen entgegen zu kommen, und Katharina, welche noch aus der Zeit ihres Bruders den Hof und die Königin genau kannte, täuschte sich nicht lange in dem neuen Günstling, und sah nur zu deutlich in ihm Sforza's geheimen Feind.

Auch entging beiden Frauen die eigentliche Absicht seines Besuches nicht lange. Constanze schien der Magnet zu sein, der ihn hierher zog, und befand er sich mit ihr allein, so suchte er alles Mögliche hervor, wodurch er ihre Gunst zu erwerben glauben konnte. Beide Frauen, weit entfernt, dies für Sforza benutzen zu wollen, behandelten ihn mit Stolz und Kälte, und Constanze säumte nicht, ihren Gemahl davon zu benachrichtigen, dem, nach seinem Briefe zu schließen, überdies der Aufenthalt in Constanz von Tage zu Tage lästiger zu werden schien, und der nur auf eine Gelegenheit wartete, schicklicher Weise nach Neapel zurück zu kehren. Aber Caracciolo setzte demungeachtet seine Besuche fort, und da er an Constanzen keine leichte Eroberung zu machen gehofft hatte, entmuthigte ihn ihr stolzes Betragen nicht, nur gebot es ihm mehr Vorsicht. Er suchte jetzt zwar weniger die Gelegenheit auf, sie in ihrer Wohnung zu sprechen, aber traf er sie bei der Königin, so zeichnete er sie vor allen andern auf so auffallende Weise aus, daß jeder, der die kleinliche Eifersucht Johanna's kannte, vermuthen mußte, es geschehe auf Befehl der Königin, da ohne ihren Willen der Seneschall wohl nicht wagen konnte, sich mit so viel Galanterie einer Dame zu nahen.

In dieser Zeit kam die Nachricht von dem Anmarsch Sforza's nach Neapel. Jedermann war erstaunt, daß ein so thätiger Krieger, welcher sonst den Sieg so gut zu benutzen verstand, inmitten seines Sieges mit einem bedeutenden Heere den Schauplatz des Krieges verließ. Nur Caracciolo kannte seine Absicht recht gut, wußte, daß der Zug ihm galt, und setzte sich in Bereitschaft, der drohenden Gefahr zu widerstehen. Er hatte

geglaubt, daß Braccio den Sforza festhalten und das Unternehmen scheitern würde, und so war ihm die schnelle Besetzung Roms, noch mehr die Nachricht überraschend, daß der Konnetable mit 7000 Mann schon bei Terracina angekommen sei. Mit Geld beladene Maulesel wurden ihm nun entgegen gesandt, um von dieser Seite seinen gerechten Klagen zuvorzukommen, die Königin mußte mit Katharina sprechen und, ohne den Schein zu haben, als ob sie nur im Mindesten von Sforza eine feindliche Absicht befürchtete, sie auszuforschen und zu bewegen suchen, ihren Gemahl von jedem feindlichen Schritte gegen sie oder den Seneschall abzuhalten.

Katharina, bei aller ihrer Sanftmuth verschlagen genug, um auch hier den Plan Caracciolo's zu durchschauen, schien die leisen Andeutungen der Königin nicht zu verstehen. Johanna erklärte sich nun deutlicher, aber auch da wich Katharina dem Gespräche aus, und als die Königin ihr endlich unumwunden sagte, daß sie glaube, Sforza rücke in feindlicher Absicht gegen Neapel, so suchte sie, dies wirklich selbst nicht glaubend, die Königin zu beruhigen. Allein ein Schreiben ihres Gemahls, das sie noch an demselben Tage erhielt, gab ihr die Gewißheit, daß die Furcht Johanna's nicht ungegründet sei. Er befahl ihr nemlich, in der Stille und bei nächtlicher Zeit mit Constanzen und allen Kostbarkeiten, die sie mit sich fortbringen könnte, und ohne sich von der Königin zu beurlauben, nach Benevent zu eilen. Ihr Scharfsinn würde wohl eine Ursache auffinden, womit sie ihre schnelle Abreise entschuldigen könne. Sie befolgte noch in derselben Nacht den Befehl ihres Gatten und traf glücklich in Benevent ein, während Sforza bei Capua vorbei gerade auf Neapel rückte.

Caracciolo hatte indessen mit vieler Gewandtheit die unruhigen Köpfe durch Ehrenstellen und Geschenke für sich gewonnen, nur Mormile war auch jetzt wieder ohne Gunstbezeigung geblieben. Caracciolo glaubte ihn zu sehr Freund des Konnetable's, um ihn gewinnen zu können, und wollte daher an ihn die Mittel nicht verschleudern, durch welche er in Stand gesetzt war, andere, weniger hartnäckige Feinde auf seine Seite zu bringen. Das unruhige Volk hatte er schon lange durch Herbeischaffung und den geringen Preis der Lebensmittel zu beruhigen und für sich zu gewinnen gewußt. Caldoro, der wegen Ungehorsam von Sforza seit längerer Zeit gefangen gehalten wurde, ließ er aus dem Gefängniß entfliehen, sandte ihn in aller Stille nach den fernen Provinzen, dort im Geheim zu werben, und versäumte nicht, einen Unterhändler nach Rom an Franzesco Ursini, diesen tapfern Soldaten, zu senden, von dem er wußte, daß er noch zwischen der Partei Braccio's und Sforza's schwanke. Durch große Versprechungen gewann er ihn für den Dienst der Königin.

Sforza, der mit kaltem Blut dem in Schlachtordnung aufgestellten Feind entgegenrückte, zog nicht mit gleicher Lust des Schwert, wenn es einen Bürgerkrieg galt. König Ladislaus war sein Wohlthäter gewesen, in früherer Zeit selbst war ihm Johanna gewogen, und auch ihr war er

Dankbarkeit schuldig. Geld hatte er, um seinen Truppen den Sold zu zahlen; dieser Beschwerde war also abgeholfen, und seine Gattin, welche in Aversa bei ihm eintraf, suchte ihn auch zu vermögen, nicht das Aeußerste zu wagen; so entschloß er sich, statt mit gewaffneter Hand Gesetze vorzuschreiben, der Königin Vorstellungen machen und das Heer in der Gegend von Neapel Winderquartiere beziehen zu lassen. Er selbst ging, ohne am Hofe gewesen zu sein, ohne Neapel betreten zu haben, in den mittäglichen Theil des Reichs, wo die Sanseverino's hauseten, und ließ seinen Sohn Franzesco und die Frauen in Benevent, nur Margaritta begleitete ihn.

Auf dem Wege dahin, als sie Eboli hinter sich hatten, konnte Margaritta ihre Unruhe nicht bergen; sie betrat jetzt den Schauplatz ihres früheren Lebens, und hätte Sforza den Weg auf Altavilla genommen und nicht den über La Ducheſſa eingeschlagen, so wäre sie über die Brücke von Felitto gezogen, deren Einsturz so sehr auf ihr Schicksal einwirkte. Aber auch in diesen Gegenden war sie bekannt, in ihrem unsteten Wanderleben hatte sie so manches Thal durchstrichen, hatte so manche Höhle zu ihrer Wohnung gehabt, daß wohl kein Theil des Gebirges von ihr unbesucht geblieben war.

Auch Sforza ward ernster, als sie bei Casalnuovo den hohen Berg hinaufritten, von dem sie in das Thal des Sorgipiano gelangten. Von hier schlug er den Weg nach dem Meere ein, zog auf Maratea und schon begann die Sonne hinter die Gebirge zu sinken, als Casaletta vor ihnen lag. Sforza hielt hier an, schickte seine Begleitung voraus nach Circella und blieb mit Margaritta und nur wenigen Dienern zurück. Als sie der Stelle näher kamen, wo einst Pedro's Wohnung gestanden hatte, erblickten sie auf demselben Platze ein gar freundliches Häuschen, das ihnen, mit Reben umpflanzt, entgegen lachte. Bei einer hohen Pinie, welche, den Stürmen des Meeres trotzend, ihr Fächerdach über einen steinernen Sitz wölbte, stieg Sforza von seinem Rosse, ließ die Diener bis Casaletta vorausreiten, blieb allein mit der Tochter zurück und setzte sich auf den Stein. Hier, Margaritta, sprach er: habe ich oft mit Deiner Mutter gesessen und sie an mein Herz gedrückt. Wie ist doch die Pinie so hoch und stattlich emporgeschossen; sie hat, gleich mir, aufwärts gestrebt! Ein armer Reitersmann, saß ich hier, meines Krieggesellen Tochter im Arm; jetzt sitzt der Konnetable des Reichs an der Seite seiner Tochter, die ihm Josepha gebar. Ein hohes Ziel hat er erreicht, und immer noch, wie in jenen Tagen, strebt er, mit dem errungenen Looſe nicht zufrieden, aufwärts. Damals sah er mit heiterem Sinn der Zukunft entgegen; jeder Morgen, so hoffte er, sollte ihn seinem Ziele näher bringen; nichts hatte er zu verlieren, aber Alles zu gewinnen, und gegen dies Alles setzte er nur sein Leben ein;

jetzt ſchaut er ſorgenvoll in die Zukunft. Margaritta, glaube nicht, daß ich mich glücklicher fühle als damals. Der Blick in die Zukunft reicht dem Menſchen mit der Hoffnung das Glück, der Blick in die Vergangenheit bietet ihm nur ſelten den Frieden. Aber Du hörſt nicht auf mich! rief er der Träumenden zu: Was ſinnſt Du? Was preßt die Thräne aus Deinem Auge?

Auch ich war nach den vergangenen Tagen zurückgekehrt, Vater! mein Leben unter Räubern ſtand vor mir und ich dankte Gott, daß er mich gerettet und mich wieder edlen Menſchen zugeſellt hat.

Wohl Dir, Margaritta, empfindeſt Du das recht oft und recht tief. Verlockt mich der Stolz und der Ehrgeiz und genügt das ſo reichlich mir zugemeſſene Theil nicht, ſo gehe ich in meine Rüſtkammer, ſtelle mich vor die Eiſenhaube, den Panzer und das Schwert, das ich als Reitersmann trug, und denke an jene Zeit, wo dieſe einfachen Waffen mein höchſter Schmuck waren; und kann ich nicht zu ihnen gehen, ſind ſie fern von mir, dann nehme ich das kleine Büchelchen — er zog ein Gebetbuch aus ſeinem Koller — und bete eine Ave Maria daraus; es hat mich in jener Zeit nie verlaſſen und auch jetzt noch trage ich es ſtets als eine Reliquie bei mir, denn es iſt ein Vermächtniß meiner Mutter. Deßhalb, Margaritta, ſei demüthig im Glück, ſtoße nicht in ſtolzem Wahn die Menſchen von Dir, welche ſich mit Liebe nahen, und vergiß nie die Zeit der Noth, ſie iſt das Feuer, welches des Menſchen ſtolzen Sinn läutern muß. Nun komm' zu jener Hütte, die auf der Stelle ſteht, wo Du geboren wurdeſt. Sieh, jenes Dach, das Deinen erſten Lebensmorgen ſchützte, iſt nicht mehr, ein anderes, größeres deckt jetzt die Stelle. Sieh, fuhr er fort, als ſie dem Hauſe näher kamen: wie ſtattlich es jetzt da ſteht! Man ſieht wohl, daß es keinem wilden Krieger gehört, der mit Luſt aus ſeiner Hütte in die Welt zieht, und mit Unmuth zu ihr zurückkehrt. Wie freundlich rankt ſich der Weinſtock an dem Giebeldach hinauf, wie reinlich iſt der kleine, mit Roſen bepflanzte Platz! Aber trotz des Feuers, das die Erinnerung zerſtörte, finde ich hier doch einen alten Bekannten wieder. Sieh dieſen Kaſtanienbaum, ſprach er und ſein Auge blickte freudig an ihm auf: Joſepha pflegte ihn, ich grub das Loch mit meinem breiten Schwerte in den lockern Boden, worein ſie das ſchwache Bäumchen ſetzte, und meinte, auch das, was durch das Schwert der Erde würde, könne gedeihen. „Das gebe Gott!" ſprach ſie, mich an ſich drückend; und hier geſtand ſie mir erröthend — Es war ein gutes, liebes Mädchen, Deine Mutter, unterbrach er ſich bewegt: ich möchte ſie wohl noch einmal ſehen, ſie hier bei dieſem Baume wiederſehen! und Du müßteſt dann zwiſchen uns ſtehen. — Aber komm', mein Herz wird weich und das taugt nicht. — In jenes Haus mag ich nicht eintreten, ich fände ja nichts, was mir eine freundliche Erinnerung bieten könnte; Alles fänd' ich zerſtört, kein Plätzchen mehr ſo, wie ich es verließ. — Er wandte ſich und ſchritt Caſaletta zu, wo die Nachricht, daß der Konnetable, der

mächtige Sforza, durch den Ort ziehen würde, Alles in Bewegung geſetzt hatte. Alt und Jung kam ihm jubelnd entgegen, und der alte Prieſter empfing ihn, den Segen ertheilend. Als ſie der Kirche ſich näherten, blieb Margaritta plötzlich ſtehen, dann ſtürzte ſie nach der Pforte des Gotteshauſes, warf ſich vor der in verwitterten Goldſtoff gekleideten Statüe der Mutter Gottes nieder, verrichtete ihr Gebet, und als ſie es beendet, trat ſie mit ernſtem Blick zu dem Prieſter: Ehrwürdiger Herr, fragte ſie: wie lange ſeid Ihr ſchon in Caſaletta?

Nun ſind es beinahe vierzig Jahre, Signora! erwiderte der Greis.

Und wer bekleidete mit jenem reichen, zwar jetzt ſchon unſcheinbaren Gewande die heilige Mutter?

Ein wilder Krieger, der ſonſt draußen am Rebenhügel wohnte! erwiderte er: Er wollte der Tochter mit dieſem Geſchenk Vergebung ihrer Sünden erkaufen.

Und ward ihr die Sünde vergeben? fragte Margaritta weiter und ihr Auge flammte.

Nachdem ſie in härenem Hemd Kirchenbuße gethan, ſprach ich ſie los! erwiderte der Prieſter.

Vor den Menſchen mußteſt Du Arme Deine Schuld büßen, wenn auch Gott ſie Dir vergab! ſagte Margaritta mit Wehmuth. — Vater! rief ſie und ihre Lippen bebten: Dort, neben dem Heiligenbilde, ſtand Joſepha, die Kerze in der Hand, in härenem Hemd, verſpottet, verhöhnt, fluchbelaſtet — ſeht die Stelle, dort ſtand meine Mutter, die Ihr unglücklich gemacht!

Sforza, deſſen Blick auf die Stelle gerichtet war, wo Joſepha gebüßt, ſchien von Margaritta's hartem Wort unangenehm ergriffen zu ſein. —

Der Prieſter aber, durch ihren flammenden Blick nicht entmuthigt, ſagte: Wer hier duldet, dem wird dort vergeben, die Pforte des Himmels wird nur den Demüthigen geöffnet, den Stolzen bleibt ſie verſchloſſen!

Ehrwürdiger Mann, nahm Sforza das Wort: ich werde der heiligen Mutter ein neues Gewand ſenden, köſtlicher als dies war, was ſie jetzt trägt. Nehmt dieſe Gabe gütig auf und ſchließt mich und die Meinen in Euer frommes Gebet. — Er grüßte freundlich, warf noch einen Blick auf die Pforte, ſchwang ſich dann auf ſein Roß und ſprengte davon.

Margaritta, ſagte er, als ſie längs dem Meeresſtrande hinritten: wag' es nie wieder, auf ſolch' liebloſe Art Deinen Vater an ſeine Schuld zu erinnern; dies ziemt der Tochter nicht, und könnte leicht mein Herz von Dir wenden. Das Zarte ſcheint in Dir ganz untergegangen zu ſein!

Margaritta fühlte, das ſie gefehlt, aber dennoch ſchwieg ſie. Sforza ritt unmuthig in Cirella ein.

Auf dem Schloſſe des alten Thomas zu Sanſeverino fand Sforza die meiſten dieſes Geſchlechts zur Berathung verſammelt. Auch der Graf Vilani, Antonio's Vater, war zugegen, der das unſern Sanſeverino ge-

legene Schloß Rocca Bernalda bewohnte; aber sein Sohn erschien nicht, obgleich er durch Sforza's Verwendung mit dem Vater ausgesöhnt war, welcher dem Freunde seines Geschlechtes, dem mächtigen Konnetable, diesen gerechten Wunsch nicht abschlagen konnte. Weder Sforza noch seine Tochter wollten den Vater nach ihm fragen.

Der Zweck dieser Zusammenkunft, zu welcher sie Sforza eingeladen hatte, betraf die Gefangenschaft des Königs, der, noch immer seiner Freiheit beraubt, von Tage zu Tage mit wenigerer Achtung behandelt wurde, und den neuen Großseneschall, Giovanni Caracciolo, diesen verschlagenen Günstling, der, weit gefährlicher als Alapo, an seinem, im Königreich mächtigen Geschlechte eine bedeutende Stütze und die seltene Gabe hatte, die Herzen zu gewinnen. Ob man sich der Königin und ihm mit gewaffneter Hand entgegen setzen, oder Vorstellungen machen sollte, dies war die Frage. Nach langer Berathung wurde beschlossen, sich zwar für jeden Fall zu rüsten und bereit zu halten, doch aber noch nicht öffentlich und mit gewaffneter Macht der Königin entgegen zu treten. Sforza war hierbei mehr der Vermittler gewesen, als daß er Partei genommen hätte. So lange er die Würde eines Konnetable's bekleidete, schien es ihm Pflicht, wenn nur der mindeste Schein von Recht auf der Seite Johanna's war, sie nicht ganz zu verlassen.

Während dieser Tage der Berathung hatte Margaritta oft mit ihrem Diener in der Gegend herumgeschweift. Zuweilen, wenn sie ihr munteres Roß tummelte, führte sie ihr Weg nach der Brücke des Nietto, wo sie dann an dem Fuße des Berges, auf welchem Rocca Bernalda lag, vorüber mußte. Margaritta, den Besitzer des Schlosses wohl kennend, warf oft forschend ihre Blicke hinauf und fühlte dann ihr Herz lauter klopfen. Sie zürnte mit sich, wollte nicht nach den grauen Thürmen des alten Schlosses blicken, aber immer zogen sie ihr Auge an. Da vermied sie eine Zeitlang diese Gegend ganz, schwärmte nach einer andern Seite hin, und überließ sich der Erinnerung. Was Antonio für sie gethan, wie er sich um die Tochter des Räubers beworben, als gemeiner Knecht unter ihren Augen gefochten, wie er zur Befreiung ihres Vaters gewirkt, alles dies stand jetzt lebhafter als je vor ihr. Ihre Heiterkeit, überdies schon seit Präneste und Rom getrübt, war ganz dahin, so daß es selbst ihrem Vater, der seit Casaletta mit ihr unzufrieden war, beängstigte. Sie war nicht lieber als allein, schwärmte mehr als sonst in der Gegend umher, vermied aber immer Rocca Bernalda und ritt jetzt öfter nach dem Meere, oder nach Monte Riccardo zu. Doch von jeder Stelle, wo sie die Thürme des Schlosses sehen konnte, blickte sie hinüber, und wenn sie einmal ihrem Rosse den Zügel ließ, und ihr Leben, so kurz aber doch so reich an Begebenheiten, überdachte, da traten, mehr als sonst, die sanften Ermahnungen Katharina's vor sie und ihre Lehren drangen jetzt tiefer in ihr Herz als selbst da, wo der innige Ton der mütterlichen Stimme zu ihr gesprochen hatte. Ueberhaupt, seit-

dem der Vater sein Mißfallen über ihre Lebensweise ausgesprochen, seit ihre abstoßende Kälte Antonio von ihr entfernt hatte, war, wenn auch nicht das zarte Weibliche, doch die Liebe in ihrer Brust aus einem tiefen Schlummer geweckt worden und zuweilen erschien ihr das Leben und ihre Bestimmung in einem weit edleren Lichte als vordem. Auch heute, da sie, den Weg nicht beachtend, von der Höhe des Riscardo gegen Policastro zu ritt, hatte dieser Gedanke sie weich gestimmt, und sie in ein so ernstes Nachdenken vertieft, daß sie, den Blick nur auf ihres Rosses Hals gesenkt, nicht auf dessen lautes Wiehern achtete. Plötzlich, als ein Reiter, um einen Felsen hervorsprengend, es in seinem ruhigen Gange hemmte, stand es still; Margaritta, aus ihren Träumereien erwachend, sah auf und Antonio hielt vor ihr.

Verzeiht, Signora, sparch er: der Zufall, nicht mein Wille, führt mich in Eure Nähe. Erlaubt, oder befehlt vielmehr, daß ich mich entferne, und ich werde, ohne Euch lästig zu sein, gehorchen.

Margaritta war überrascht, aber in solchen Augenblicken, wo sie sich selbst außer Fassung fühlte, sprach ihr Stolz am lautesten; auch jetzt raunte er ihr zu, sie solle ihre Würde nicht opfern, und so erwiderte sie ihm kalt:

Ist Euer Weg auch der meinige, Graf Antonio, so wird es mich nicht stören, wenn Ihr mich begleitet.

Wohin auch Euer Weg gehen mag, erwiderte er: werde ich Euch stets folgen, wenn Ihr mir es vergönnt.

Wohin ich eigentlich will, weiß ich nicht! nahm Margaritta schnell das Wort: Ich überließ mich meinem Rosse und meinen Gedanken.

Ihr seid schon weit von Sanseverino entfernt, Signora! sagte der Jüngling: Erlaubt, daß ich Euch dahin zurück begleite, man würde sonst dort mit dem Mittagmahle auf Euch warten.

Margaritta wandte ihr Roß und sie ritten nun beide den Berg hinab. Keiner begann zu sprechen, Jedem schloß der Stolz die Lippen, Keiner wollte dem Andern entgegen kommen. Endlich brach Margaritta das Stillschweigen und that die voreilige Frage:

Warum seid Ihr meinem Vater nicht auf seinem Kriegzuge nach Rom gefolgt, Antonio? Wir hofften, Euch bei den Fahnen der Sanseverino's zu sehen.

Antonio schwieg.

Mein Vater glaubte gewiß Euch dort zu sehen! fuhr Margaritta fort: Auch ich war darüber verwundert.

Ihr? unterbrach sie Antonio: Ihr könntet Euch darüber gewundert haben, daß ich Eure Nähe mied? — Ich bin indeß auf Abenteuer ausgezogen, habe Riesen und Drachen bekämpft. Da ich aber noch keine That gethan, die den hohen Preis, den Ihr gefordert, werth ist, so bin ich heimgekehrt, um glücklichere Zeiten und tiefere Wunden zu erwarten.

Und habt Ihr keine That gethan, die meinen Dank verdiente? fragte ihn anblickend Margaritta: Nichts, womit Ihr mich verpflichtet hättet?

Ihr sehet, Signora, erwiderte der Jüngling mit Bitterkeit: noch strömt das Blut in meinen Wangen, ich habe noch nicht alles vergossen. Noch sitze ich, rüstig an Seele und Leib, auf meinem Arabischen Rosse, und keines meiner Glieder habe ich Euch opfern können. Wenn ich nicht auf dem Siechbette liege und den letzten Pulsschlag in mir fühle, oder wenigstens, wenn ich nicht verstümmelt vor Euch treten kann, wenn nicht ganz Italien meinen Namen nennt, darf ich ja nicht fragen, ob ich mich des Preises würdig gezeigt habe, der nicht durch Liebe, der nur durch Blut und That errungen werden kann.

Diese Worte Antonio's beleidigten Margaritta und gaben ihr sogleich alle Besonnenheit wieder.

Die Riesen und Drachen, Graf Vilani, nahm sie das Wort: sind wohl nur in Eurer Einbildung von Euch bekämpft worden! Mich dünkt, Ihr hättet einen schönern Kampfplatz bei Präneste gefunden, als den Eurer Träume; denn wahrlich! es ziemt einem Jünglinge von Eurem Alter nicht, ruhig daheim zu bleiben, wenn der Konnetable seine Fahne aufrollt. — Doch Worte sind leichter als Thaten, und um Liebe zu bitten, leichter, als sie zu erkämpfen. — Sehet, fuhr sie fort, da sie bemerkte, daß der Gleichmuth Antonio's zu wanken begann: da habe ich auf unserem Zuge nach Rom die Bekanntschaft eines Ritters gemacht, der mich zwei Mal muthig aus dem Getümmel riß, ohne sich mir zu erkennen zu geben und einen Dank zu heischen. Wer er auch gewesen sein mag, mein Herz spricht für ihn. Die Locke, welche sein Dolch mir raubte, überließ ich ihm gern, und sollte er dereinst sich mir wieder nahen und mir die geraubte zeigen, ich glaube, meine Dankbarkeit könnte sich in Liebe wandeln. Würdet Ihr mir es verdenken, Antonio? Könntet Ihr mich deßhalb tadeln? — Aber freilich, Ihr, der Ihr mich nicht einmal zur Schlacht begleitetet, der Ihr fern von mir in Rocca Bernalda bliebet, Ihr wißt den Werth solch' uneigennütziger That nicht zu schätzen, Ihr wäret ihrer nicht fähig.

Nicht? rief Antonio heftig und zog eine braune Locke, die er an seiner Brust verborgen hatte, unter dem Gewande hervor. — Nicht, Margaritta? rief er, sie hoch in die Höhe haltend, und als Margaritta nach ihr auffah, wandte er sein Roß und sprengte davon. —

Freundlich, als wenn nach sturmbewegter Nacht ein milder Strahl der Morgenröthe hervor bricht, war bei dem Anblick ihrer Locke in des Mädchens Brust der sanfte Strahl der Liebe gefallen. Mild lächelnd blickte sie dem Forteilenden nach; keine Sehnsucht, ihm zu folgen, stieg in ihr auf, kein Wort, ihn zurückzuhalten, rief sie ihm nach. Er werde zurückkehren, sie ihm begegnen — dieser Glaube stand fest in ihr, und zum ersten Male empfand sie die Wonne der Liebe, von keinem Stolze getrübt.

Noch nie war sie so mit sich zufrieden heimgeritten, nie hatte sich der Zwiespalt ihres Innern so sanft gelöst. Vater! sprach sie zu Sforza, da sie am Abend sich mit ihm allein befand: Der Ritter mit den rothen Federn war Antonio Vilani, deß bin ich gewiß; ich habe ihn gesprochen, habe die Locke gesehen und auch zugleich einen Blick in mein Inneres gethan, so daß ich Euch sagen kann, was Ihr so gern zu hören wünscht.

Und was ich schon längst wußte, sprach der Vater lächelnd: daß Du ihn liebst. Aber ich freue mich, daß Dein Stolz gebeugt ist und Dir erlaubt hat, mir dies Geständniß zu machen. So bist Du auf dem rechten Wege, und es ist mir lieb, noch hier, während meiner Anwesenheit, die Sache in's Reine zu bringen. Dieses wird meine Verbindung mit den Sanseverino's noch fester knüpfen.

Um aller Heiligen willen nicht! bat Margaritta: Der Vaterbrust hab' ich mich vertraut, aber sonst Keinem. Laßt meiner Neigung die Zeit, sich zu entfalten; glaubt nicht, daß mit der Liebe der Stolz ganz verschwunden sei. Fühlt auch mein Herz laut für ihn, so laßt es die zarte Empfindung der Jungfrau sein, die sanft erröthend dem Jüngling ihre Neigung nur in dem Augenblicke gesteht, wo die Liebe mit zauberischer Gewalt beide zugleich umfängt. Sprecht nicht mit dem Vater, Antonio ist ein stolzer Mann, und ich würde nur in seinen Augen verlieren, wenn ich ihm entgegen kommen wollte. Ihn jedoch zurückweisen, ihn durch Kälte abschrecken, das werd' ich nicht. Euer Aufenthalt hier war ja noch für längere Zeit bestimmt; der Zufall, wenn uns das Schicksal vereinen soll, wird das Seinige thun.

Sforza fand die Bitten seiner Tochter gerecht. Er versprach, ihr Geheimniß in seiner Brust zu bewahren, und da er sich noch mehrere Wochen hier aufzuhalten gedachte, so war er selbst überzeugt, daß der Zufall, oder vielmehr die Liebe, beide wohl einander näher bringen würde.

Ihm unvermuthet erhielt Sforza jedoch schon am andern Tage von Bartholo, seinem Bruder, der in seiner Abwesenheit das Heer von Neapel befehligte, die unerwartete Nachricht, daß Franzesco Ursini dort eingetroffen, und Caldoro zu gleicher Zeit mit 2000 Mann im Hafen gelandet sei, die Besatzung der Schlösser übernommen habe, und fast mit jedem Tage neugeworbenes Kriegsvolk in Neapel eintreffe. Auch schien es, so meldete er, daß der Großseneschall sich immer mehr in der Gunst des Volkes festsetze und durch seine Freigebigkeit selbst die vornehmeren Bürger und den Adel für sich zu gewinnen wisse. Sforza hielt es nun nicht für rathsam, hier länger zu verweilen, sondern für nothwendig, sich selbst zum Heere zu begeben, und der andere Tag wurde schon zur Abreise bestimmt. Obgleich diese Nachricht Margaritta beunruhigte, da sie wohl sehnlichst wünschte, Antonio Lebewohl zu sagen, so konnte sie es doch nicht über sich gewinnen,

ihn davon zu benachrichtigen. Es bedurfte dies auch nicht, denn Antonio, dem nichts entging, was in Sanseverino vorfiel, hatte schon längst die Kunde von ihrer Abreise erhalten, und fühlte wohl gleiche Sehnsucht, sie noch einmal vorher zu sehen.

Als sie am Abend, trotz der rauhen Witterung, an dem offenen Fenster saß, das Auge auf die in der Dämmerung hervorragenden Thürme von Rocca Bernalda gerichtet, hörte sie die süßen Töne seiner Laute, und die Melodie eines ihr wohlbekannten Liedes drang zu ihr herauf. Ihr Herz klopfte laut, sie hatte diese Töne schon so oft gehört, aber nie hatten sie den Eindruck auf sie gemacht; sie drangen zarter, schmeichelnder in ihr bewegtes Herz, und als er sie, unter ihrem Fenster vorbeigehend, grüßte, mußte sie der innern Stimme folgen und ihm ein inniges Lebewohl hinunter rufen. Der Morgen sah sie traurig zur Reise bereit, ohne daß der geheime Wunsch ihres Herzens erfüllt worden wäre.

Der Graf Vilani, welcher noch am Morgen von seinem Schloß herüber kam, sich von Sforza zu beurlauben heiterte sie zwar in etwas auf, da er freundlicher gegen sie war, als er es wohl sonst zu sein pflegte. Er empfahl dem Konnetable seinen Sohn, und sich an Margaritta wendend, sagte er: Auch Euch, Signora, bitte ich, ihn freundlich aufzunehmen, sollte er Euch nahen. Aber dennoch mußte sie sich, ohne ihn gesehen zu haben, auf ihr Roß schwingen und mit ihrem Vater, von einer Menge der Sanseverino's bis an die Brücke des Nietto begleitet, die ihr so lieb gewordene Gegend verlassen. Ihr Auge immer nach Rocca Bernalda gewendet, schien sie auch jetzt Antonio von dorther zu erwarten und sie vermochte nicht, die Unruhe, welche sie ergriff, zu verbergen. Sforza, der sie genau beobachtete, ward darüber unwillig. Margaritta, sagte er verweisend: Du scheinst in nichts Maß und Ziel zu kennen. Ist der Stolz, der Ehrgeiz, Deine Dich beherrschende Leidenschaft, so glaubst Du Dir genug zu sein und stößest Jeden, der Dir naht, kalt zurück. Hat die Liebe endlich gesiegt, so gibst Du Dich ihr mit einer solchen Leidenschaft hin und vergissest in beiden Fällen, daß Du ein Weib bist. Deine Unruhe, der stets nach jenem Schlosse gewandte Blick mißfällt mir. Was willst Du von Antonio? Glaubst Du, er ahne es nicht, daß Du ihn liebst? Du wolltest ja Deine Neigung vor der Welt verbergen, warum vor den Dienern nicht, die neugierig Dich beobachten? Ist seine Liebe edel, war es nicht Deine Kälte, Dein Zurückweisen, das ihn reizte und festhielt, fühlt er wahre Neigung für Dich, wird er Dir sicher in's Lager vor Neapel folgen, wie er es nach Rom that. Ueberdies glaube ich, die Tochter Sforza's braucht nicht zu bangen, daß man ihre Gefühle schnöde zurückweis't. Kein Mann würde es wohl wagen, mit Dir sein Spiel zu treiben; und Antonio Vilani, schon einmal, zwar Deinetwegen auf einem eben nicht ehrenvollen Schauplatze stehend, muß sich beglückt fühlen, wenn der Konnetable seine Bewerbung nicht stolz zurückweis't.

Ihr verlangt Sonderbares von mir, Vater! erwiderte Margaritta; Bald werd' ich irre an Euch und an mir selbſt. Iſt denn die Liebe ein ſo gemeines Gut, daß man ſie mit Gleichmuth auf die Wagſchale legen und das Zuviel oder Zuwenig genau abwägen kann? Verlangt Ihr von mir, daß die Neigung, gegen die ich ſeit Jahren kämpfte, und da ich ſie nicht aus meinem Herzen vertreiben konnte, ſorgſam darin verſchloß, verlangt Ihr, daß ſie ſich wohlbedächtig und überlegt zeige? Hab' ich ein Herz, wie Katharina? Hab' ich den berechnenden Gleichmuth Conſtanzens, die in der Liebe vorſichtig wägend, im Haß ohne Maß iſt? Was ich ergreife, ergreif' ich mit Leidenſchaft; entweder ich dämpfe die Flamme und ſie verliſcht, oder ich laſſe ſie auflodern und leuchten. Fordert nicht Unmögliches von mir! Warum habt Ihr mich in meiner Jugend verlaſſen, warum mußt' ich unter wilden Räubern leben, wo das Zarte in mir verloren ging. Gelobet ſei Gott, daß das Edle nicht mit unterging!

Sforza ſchüttelte bedenklich ſein Haupt. Du haſt wohl Recht, daß ich gefehlt habe, Margaritta, ſprach er: am meiſten aber, als ich mich, von der Vertheidigung Tricarico's verblendet, verleiten und Dich mit Helm und Panzer waffnen ließ. Doch von jetzt an trittſt Du zurück in Deinen Kreis, und an meiner Gattin Seite wird das Zarte wieder erwachen, und Du wirſt Deinem Geſchlechte wiedergegeben. Kleide Dich dann in Stoffe und Seide, ſo köſtlich, ſo reich Du willſt, aber der Helm decke nie wieder Dein Haupt, der Panzer beenge nie wieder Deine Bruſt.

Vater, unterbrach ihn Margaritta lächelnd: droht mir nicht! Das Wort des Mutius Sforza iſt ihm zu heilig, als daß er es auch ſeiner Tochter brechen könnte. Ihr habt es mir feierlich zugeſagt, daß ich an Eurer Seite fechten darf. Glaubt Ihr, die Liebe habe mich entmuthigt und meinen Geiſt erſchlafft? Jetzt erſt will ich freudig kämpfen, denn ich kämpfe vor dem Auge des Geliebten, und jetzt will ich mit zwiefachem Muthe nach dem Lorbeer ringen, da mir die Myrthe gewiß iſt.

Thöriges Kind! ſagte der Konnetable ernſt: Du willſt Deinen Willen ertrotzen? Gut! mein Wort will ich nicht brechen, aber wohl noch andere Mittel finden, daß mein Wunſch Dir Gebot werde!

Unter dieſem Geſpräch kamen ſie nach San Giovanni in Fiore, wo ſie übernachteten. Seit dieſem Augenblicke war Sforza ernſt, faſt ſtreng gegen ſeine Tochter.

In Eboli, wohin Sforza nach mehreren Tagereiſen gelangte, traf er den Franzesco Mormile, welcher ihm die Nachricht brachte, daß ſein Bruder Annechino zu Neapel verhaftet ſei und jenſeit des Sarno bedeutende Haufen des Urſini, die auf ihn zu lauern ſchienen, ſich blicken ließen. Sforza zog demungeachtet weiter, umging Salerno und rückte bis La Cava vor. Hier verließ er in aller Stille ſein Gefolge, das gegen einen ernſtlichen Angriff nicht ſtark genug war, zog einen alten Kittel an, ſetzte eine Eiſenhaube auf, wie ſie die gemeinen Troßknechte damaliger Zeit zu tragen

pflegten, nahm eine Peitſche in die Hand, ſetzte ſich auf einen zwar guten, aber häßlichen Gaul, und ritt, blos von ſeiner als Knabe verkleideten Tochter begleitet, ſeitwärts nach Aquamela. Sein Gefolge ließ er, die Feinde zu täuſchen, die gerade Straße nach Neapel über die Brücke des Garno fortziehen, wo das Kriegvolk Urſini's vergebens auf ihn gewartet hatte. Da es ihnen nur um Sforza's Perſon zu thun war, ließen ſie die Seinen ungefährdet weiter ziehen.

Sforza ritt indeſſen von Aquamela nach Acerra zu, war aber kaum bis in die Gegend von Pinto gekommen, als er in der Ferne zwei Reiter hinter ſich her jagen ſah. Je raſcher er vorwärts trabte, um die Brücke über den Fluß vor ihnen zu erreichen, deſto eiliger folgten ſie ihm auf ihren flüchtigen Roſſen, ſo daß Sforza ſich in Bereitſchaft ſetzen mußte, für den Fall, daß ſie in feindlicher Abſicht ihnen folgten, ſie gehörig zu empfangen. Als ſie jetzt näher kamen, ſah er, daß es nur gemeine Knechte waren, die ſich wahrſcheinlich an ſie anſchließen wollten, und ſie jetzt dicht vor Pinto ereilten. Aber wie erſtaunte er, wie freudig klopfte Margaritta's Herz, als ſie Antonio in dem Einen erkannten, der von Mormile Sforza's Abſicht, dieſen Weg verkleidet zu ziehen, erfahren, und ſich beeilt hatte, mit ſeinem Diener in gleicher Verkleidung zu folgen.

Auf dem ganzen Wege, den ſie ohne weiteres Abenteuer zurücklegten, war zwar Antonio verbindlich und zuvorkommend gegen Margaritta geweſen, hatte aber mit keinem Worte ſeine Empfindungen ausgeſprochen, und wenn auch ſein Blick beredt genug war, ſchwiegen doch ſeine Lippen. Anfangs ward es ihr ſchwer, ihre Gefühle zu unterdrücken und die Flamme zu verbergen, welche einmal in ihrem Herzen entzündet, nun unaufhaltſam hervorbrechen wollte; aber durch Antonio's Schweigen tief gekränkt, ſchwieg auch ſie.

Als ſie am andern Morgen bei Montanaro vorbei ritten, kamen ihnen ſieben Bewaffnete entgegen. Es waren drei geharniſchte Reiter und vier leicht Bewaffnete, welche Sforza ſogleich als neu geworbenes Volk erkannte.

Wohin, Geſellen? rief ihnen der Eine, ein alter bärtiger Krieger, entgegen: Wollt Ihr Euch an uns anſchließen?

Nein! erwiderte Sforza, ſich auf alle Fälle zur Gegenwehr bereit haltend: Ihr ſeht, wir ziehen einen ganz entgegengeſetzten Weg.

Du, auf Deiner elenden Mähre, ſcheinſt mir ein kecker Burſche zu ſein! fuhr Jener fort: Biſt ſo ein tüchtiger Mann, ſtark, wie ein Rieſe, und ſtatt der Lanze hängt der Sack mit Striegel und Bürſte an Deinem Sattel. — Wer ſolche Arme zum Zuſchlagen hat, wie Du, der ſollte ein tüchtiger Reitersmann und nicht ein Troßknecht ſein. Zieh' mit uns, ſollſt Dir bald ein beſſeres Roß gewinnen. Wir haben nicht weit bis zu den Unſern, ſie ſtehen bei Torre bei Annunciata und lauern auf einen guten Fang. — Auch Ihr Andern ſcheint mir tüchtige Burſche zu ſein und könnt mit uns

ziehen und das Werbegeld verdienen; nur der Milchbart nicht, der ist zum Kriegspiel noch nicht reif.

Wem dient Ihr? fragte Antonio, während Sforza, unbekümmert scheinend, weiter reiten wollte.

Halt, Freund! rief ihm der fremde Reiter zu: Gemach! erst steht mit Rede!

Wem dient Ihr? fragte noch einmal Antonio, als er sah, daß Sforza sein Roß gewandt hatte.

Dem Franzesco Ursini, diesem großen Helden, der mit seinem Kriegsruhme bald alle andere Anführer verdunkeln wird! sagte der Reiter mit ächtem Soldatenstolz.

Freund! unterbrach ihn Sforza, Antonio winkend, daß er sich ruhig verhalten möchte: Ihr könnt Recht haben; was nicht ist, kann noch werden.

Und wollt Ihr seinen Fahnen folgen? fragte der Reiter noch einmal.

Nein! war auch jetzt Sforza's bestimmte Antwort.

So seid Ihr wohl gar von des Sforza's Bande? rief der Geharnischte höhnend: Von der Bande dieses Elenden?

Bube! rief der Konnetable, über das Frevelwort ergrimmt, packte ihn beim Helmkragen, hob ihn mit seiner Riesenfaust aus dem Sattel und schleuderte ihn, ehe er noch seine Wehr erfassen konnte, zu Boden, während Antonio, Margaritta und der Diener schnell ihre Schwerter zogen und die Andern anfielen.

Solches ernsten Kampfes noch nicht gewohnt, flohen die Neugeworbenen bald, die beiden Geharnischten aber wehrten sich tapfer, besonders da sie aus dem nahen Walde einen Haufen der Ihrigen zu ihrer Hülfe heransprengen sahen. — Auch Sforza erblickte sie, es waren wohl an zwanzig Reiter. Selbst in der größten Gefahr schnell besonnen, riß er den Einen, den noch mit Antonio Fechtenden, vom Pferde nieder, verließ dann den Kampfplatz und sprengte den Anrückenden entgegen.

Der sie Befehligende glaubte einen Wahnsinnigen auf sich kommen zu sehen, als Sforza ohne Waffe in der Hand — er hatte sein Schwert wieder eingesteckt — auf ihn zutritt; er jagte ihm entgegen.

Auf ein Wort, Herr! rief ihm Sforza zu: Laßt Euren Haufen halten! Ihr seht, das Gefecht ist dort beendet und die Meinen erwarten uns ruhig. — Was ich Euch zu vertrauen habe, ist von Wichtigkeit.

Laß hören! sagte der Anführer und winkte den Seinen zu halten.

Erst versprecht mir jedoch mit Wort und Schwur, uns frei nach unserer Heimath Sperone ziehen zu lassen! sagte er nun, indem er sich immer näher an ihn drängte: Dann will ich Euch ein Geheimniß anvertrauen, daß Euch bei Franzesco Ursini sicher eine Hauptmannstelle verschaffen wird.

Thor! unterbrach ihn dieser: Was bedarf es des Schwures, da Du

nebſt den Deinen in meiner Gewalt biſt, und ich Macht habe, Dir Dein Geheimniß zu erpreſſen.

Herr! erwiderte Sforza und hob ſeinen nervigen Arm: Ehe Ihr den Bären fangen wollet, hätte er Euch gepackt und erdroſſelt. Ihr könnt wohlfeileren Kaufes einen guten Fang thun.

Nun, ſo gebe ich Dir mein Reiterwort und ſchwöre beim heiligen Januarius, daß Du mit den Deinen frei nach Sperone ziehen ſollſt, wenn nemlich das was Du mir ſagen wirſt von Wichtigkeit iſt.

In Forino, welches dort links ganz in der Nähe liegt, werdet Ihr, errathet Herr, wen — den Sforza mit drei Begleitern, als gemeiner Reiter gekleidet, in der Herberge finden. Wir gehörten zu ihm.

Den Sforza? rief der Anführer, und ohne weiter auf ihn zu hören, ohne ſich um die Seinen, welche verwundet auf dem Kampfplatze lagen, weiter bekümmernd, ſprengte er zu dem Haufen zurück und jagte mit ihm nach Forino.

Kaum war er Sforza aus dem Geſicht, als dieſer die genommenen Roſſe niederſtechen, die drei Verwundeten liegen ließ und nach Nola zu ſprengte.

Glücklich kam er an der Stadt vorüber und bei Marigliano an, wo er die Seinen fand und ſo gerettet war.

Sforza ſammelte nun ſchnell ſein Heer und ſtand, ehe Caracciolo ihn in der Nähe vermuthete, vor den Thoren Neapels. Ohne ſich auf weitere Verhandlungen einzulaſſen, rückte er unter dem lauten Rufe: Es lebe die Königin, nieder mit ihrem Günſtling! in die Stadt, wo er auf die Hülfe des ihm treu ergebenen Neapolitaniſchen Volkes rechnete. Allein Caracciolo hatte dieſes zu gewinnen gewußt, und ſtatt ſich an Sforza anzuſchließen, trat es auf die Seite des Urſini, der mit Caldoro in der Eil die Truppen ſammelte und dem Konnetable entgegenrückte; nach einem mörderiſchen Gefecht ſah ſich dieſer genöthigt, mit Hinterlaſſung von 500 Todten, die Stadt zu räumen. Sforza zog nun die Beſatzung mehrerer Städte an ſich, und verſtärkte ſein Heer, ſo daß er wieder vorrücken und Neapel von Neuem einſchließen konnte. Diesmal rächte er ſich an dem Unbeſtande des Volkes, denn er verwüſtete die ganze Gegend umher, beſetzte alle Zugänge der Stadt und ſchnitt ihnen die Zufuhr der Lebensmittel ab. Hierdurch auf's Aeußerſte gebracht, begann das Volk zu murren, rottete ſich zuſammen, zwang die Soldaten des Urſini, ſich in die Caſtelle zu ziehen und ernannte zehn Abgeordnete aus ihrer Mitte, die ſich zur Königin begeben mußten, ſie zu bewegen, mit Sforza in Unterhandlung zu treten.

Lange weigerte ſich die Königin; da aber das Volk das Schloß zu be-

ſtürmen drohte, gab ſie nach und ſandte die Abgeordneten des Volkes ſelbſt zum Konnetable.

Dieſer erklärte ihnen, daß er ſtets der Königin treuer Diener ſein und bleiben würde, nur zum Beßten des Landes die Waffen ergriffen und keinen andern Zweck habe, als Neapel von der Regierung des Günſtlings zu befreien. Er ſtellte indeß ſogleich alle Feindſeligkeiten ein und machte nur die einzige Bedingung, daß Urſini und Caldoro ſich aus Neapel entfernen und die Truppen in den Caſtellen, mit Ausnahme derer im neuen Schloſſe, neben dem Eide, den ſie der Königin geſchworen, auch ihm als Konnetable ſchwören ſollten. Von dem Volke gezwungen, mußte die Königin nachgeben, und ſelbſt Caracciolo, die wenigen Mittel, welche er zum Widerſtand hatte, wohl erwägend, rieth ihr dazu. Urſini und Caldoro ſchifften ſich nach Capua ein. Bartholo, Sforza's Bruder, nahm die Soldaten in Eid, beſetzte die Caſtelle mit ſeinen Fahnen, und nun erſt kam der Konnetable in die Stadt.

Das Volk, das ſich ihm noch vor wenigen Wochen mit gewaffneter Hand widerſetzt hatte, empfing Sforza nun mit lautem Jubel und begleitete ihn zu dem Pallaſte der Königin, welche ihn in Gegenwart ihres Hofes ſo freundlich empfing, daß niemand, der die Verhältniſſe nicht gekannt, es hätte ahnen können, daß Sforza ihr feindlich gegenüber geſtanden habe. Caracciolo war bei dieſer Audienz nicht zugegen.

Die Königin dankte dem Konnetable in allgemeinen Ausdrücken für die Befreiung Roms, ſprach mit ihm über die dortige Verwaltung, und nach kurzem Höflichkeitbezeigungen, wobei Sforza nicht im Mindeſten die der Monarchin ſchuldige Achtung vergaß, erſuchte ſie ihn, ſie nach ihrem Kabinet zu begleiten. Der Konnetable gehorchte und folgte ihr, von ſeinen Hauptleuten und einem bedeutenden Gefolge umgeben, das er vor dem Kabinet zurückließ. Johanna, dieſe Vorſichtmaßregeln nicht zu bemerken ſcheinend, machte, als ſie mit Sforza allein war, ihrem Herzen Luft und beklagte ſich mit Heftigkeit über ſein feindſeliges Betragen, jedoch in einem Tone, der ihm wohl zeigte, daß ſie ihn fürchte, ihm aber auch die Gewißheit gab, daß die Zeit ihrer Neigung zu ihm vorüber ſei. Sie ſuchte Caracciolo zu entſchuldigen, wußte mit vieler Verſchlagenheit Allem, was er gegen Sforza gethan, eine vortheilhafte Deutung zu geben, und ſuchte den Konnetable, wenn auch nicht wieder in ihr Intereſſe zu ziehen, ihn doch für den Augenblick zu täuſchen.

Dieſer entgegnete ihr aber mit ſeinem gewohnten Freimuthe: Er kenne des Großſeneſchalls Geſinnung gegen ihn genau, wiſſe ſehr gut, wie er ihm den Sold für ſein Heer zurückbehalten habe, damit Meuterei es auflöſen ſolle, und wie er den Urſini in den Dienſt der Königin gezogen, nicht allein, um ihn entbehrlich zu machen, ſondern ihm auch einen geachteten Feind entgegenſtellen zu können.

Ihr ſeid des Seneſchalls perſönlicher Feind! unterbrach ihn die

Königin: Schon in früherer Zeit, als er unter Euern Fahnen diente, habt Ihr es ihm gezeigt, und jetzt, da Ihr seht, daß ich ihm mein Zutrauen schenke, regt sich der alte Haß doppelt leidenschaftlich in Euch.

Ihr irrt, Hoheit! erwiderte Sforza; Was zwischen mir und Caracciolo in früherer Zeit vorgefallen, betraf bloß den Feldherrn und den widerspenstigen Krieger. Dies hab' ich längst vergessen; doch scheint es bei dem Seneschall noch in gutem Andenken zu sein. Ich hätte ihm, ungereizt, nie den Fehdehandschuh entgegengeworfen, war aber wohl bereit, den seinen aufzunehmen. Mich fesselt Dankbarkeit an Euer Haus, an Eure Person, Königin! und noch mancher freundliche Rückblick in die Vergangenheit. Wer meiner Königin werth geworden, ist es mir wahrlich auch, wenn es ein Ehrenmann ist und er mich ruhig meinen Weg gehen läßt. Ich versichere Euch nochmals, ich bin Caracciolo's Feind nicht, nur der Feind des anmaßenden Großseneschalls, in dessen Hände Ihr die Zügel der Regierung gelegt habt. Als ein Krieger gewohnt, zu gehorchen, werd' ich stets dem Gebot meiner Königin gehorchen, aber nicht den Befehlen eines Mannes, der in meinen Augen wohl noch eine Stufe unter mir steht.

Würdet Ihr das, was Ihr mir so eben versichert, daß Ihr nemlich nicht Caracciolo's Feind seid, ihm selbst sagen wollen?

Warum nicht? erwiderte Sforza: Meine Worte scheuen nicht das Licht, und wär' er jetzt hier, ich würde ihm als Mann die Hand zur Versöhnung bieten, aber nicht als Regenten des Reichs.

Kaum hatte er dies gesagt, als die Königin das Zimmer verließ, und bald mit Caracciolo zurückkehrte.

Ist Eure Anhänglichkeit an mir so fest, wie Ihr mir eben versichert, Konnetable! begann nun Johanna: so beweist es jetzt, indem Ihr Euch mit diesem Manne, dem ich mein Zutrauen schenkte, versöhnt. Ich versichere Euch, daß er Euch nichts in den Weg legen und jeden Eurer gerechten Wünsche erfüllen wird. Es thut mir leid, die beiden ersten Diener des Staats entzweit, noch mehr, zwei Männer, die ich beide gleich achte, als Feinde einander gegenüber zu sehen. Reicht Euch die Hände, bringt beide Euern Stolz der Königin zum Opfer, und der Konnetable ziehe sein Schwert nie wieder gegen seine Monarchin!

Hoheit! nahm Sforza das Wort, während Caracciolo ihn forschend beobachtete: Ich reiche Giovanni Caracciolo hiermit meine Hand und gebe ihm die Versicherung, daß ich ihn nicht hasse, nicht als sein persönlicher Feind ihm gegenüber stehe; doch mit dem Großseneschall, Eurem Günstling, dem Regenten des Reichs, kann ich mich nie versöhnen! Ich habe Euch gewarnt, Seneschall, fuhr er, sich zu diesem wendend, fort: Ihr habt meine Warnung verachtet, habt Euch Anderen in die Arme geworfen, die es weniger redlich mit Euch meinen werden, und die, ständen sie an meinem Platze, nicht so offen und ehrlich gegen Euch verfahren würden. Daß ich Euer persönlicher Feind nicht bin, zeigt mein Benehmen in diesem

Augenblicke. Gehorchten Euch die Bewaffneten, welche vor der Thüre dieſes Gemachs meiner Befehle harren, wär' ich in gleicher Lage mit Euch, Seneſchall, ſo gäbt Ihr ihnen ein Zeichen, ich wär' gefangen und erwartete zum dritten Male mein Schickſal im Thurme Beverella. Aber fern ſei es von mir, zu dergleichen entehrenden Handlungen meine Zuflucht zu nehmen. Wer mir nicht, das Schwert in der Hand, entgegentritt, deſſen Perſon iſt mir heilig, aber eben ſo heilig verſichr' ich Euch, Hoheit, daß ich keinen Frieden ſchließen, keinen Frieden halten werde, ſo lange dieſer Mann an dem Ruder des Staats und in Eurer Nähe iſt. Deßhalb gebe ich dem Seneſchall den Rath, ſich freiwillig zu verbannen; Euch aber, Hoheit, erſuche ich, mir die Unkoſten dieſes Zuges und beſonders den Verluſt, den ich bei dem Treffen in dieſer Stadt erlitten habe, zu erſetzen. Iſt dies beſeitigt, und ſind treue Männer zu Euren Räthen ernannt und ſo für das Beſte des Landes geſorgt, dann wählt Euch einen Günſtling; er herrſche in Eurem Pallaſt, aber nicht im Reiche; Ihr möget ihm unterthan ſein, nur Sforza muß ſich nicht vor ihm beugen ſollen.

Der Seneſchall erwiderte auf dieſe Rede nichts, die Gewaffneten vor der Thür zwangen ihn zum Nachgeben. Nur die Königin brach in Klagen aus, und da dieſe nichts über den Konnetable vermochten, ging ſie zu Drohungen über.

Was Eure Hoheit mir im Unmuthe ſagt, will ich vergeſſen und nur daran denken, was Ihr mir Gutes gethan. Fügt Euch in die Umſtände; auch Ihr, Herr Seneſchall, und kann ich Euch irgend wo dienen, ſo ſtellt meine Aufrichtigkeit auf die Probe; überall, nur nicht um die Perſon der Königin, werd' ich Euch als Freund behandeln.

Er verneigte ſich ehrfurchtvoll vor der Königin, empfahl ſich und verließ das Zimmer.

Es wurden nun fünf vom Adel und fünf von den Abgeordneten der Stadt erwählt, den Rath der Königin zu bilden, und als ein päpſtlicher Legat in Neapel angekommen war, um wegen der Freiheit des Königs zu unterhandeln, und Caracciolo, durch das Verſprechen, die Engelsburg, Oſtia und Civita Vecchia dem Papſt einzuräumen, ſich der Protection des Legaten verſichert hatte, verließ er den Hof und ging nach Procida in freiwillige Verbannung, wo er der Königin, ſo nahe, immer noch der Leiter ihre Entſchlüſſe war. —

Kaum hatte der Seneſchall Neapel verlaſſen, als auch Urban dahin zurückkehrte. Er fand ſeine Gattin mit Katharina und Margaritta in Iſchia, wo ſie ſich, ſeit Sforza's Ausſöhnung mit der Königin, auf dem Landhauſe ihres Vaters aufhielt. Urban war freudig erſtaunt, als er Conſtanzen wieder ſah. Die Roſen ihrer Wangen waren zurückgekehrt, eine ſanfte Heiterkeit ſtrahlte aus ihrem ſeelenvollen Auge und in dem erſten Ausruf: „Mein Urban!“ mit welchem ſie ihn empfing, ſprach ſich der Friede ihres Herzens deutlich aus. Sie dankte Katharinen dieſe Stim-

mung; die edle Frau hatte die düstern Gedanken aus ihrer Seele gescheucht und ihr den Glauben genommen, daß sie sich selbst dem Unglück geweiht habe. Auch Margaritta war zugegen und empfing Urban wie einen gleichgiltigen alten Bekannten. Sforza, den der Zufall heute hierher geführt, freute sich wahrhaft, den ihm so werthen Mann wieder zu sehen, zog ihn bald von dem süßen Gekose mit der Gattin ab und forschte nach den Weltbegebenheiten, besonders nach dem persönlichen Charakter des Papstes, zu dessen Hülfe er auf Befehl der Königin ein Heer geworben hatte, ihn mit gewaffneter Hand auf den Stuhl Petri nach Rom zurückzuführen, wo Braccio, seit Sforza seine Soldaten von dort weggezogen hatte, so wie im Römischen Gebiete wieder den Meister spielte und sich der Rückkehr des Papstes widersetzte. Urban, die Verhältnisse am päpstlichen Hofe genau kennend, konnte Sforza von Allem unterrichten, und was er von ihm vernahm, befestigte ihn immer mehr in seinem neuen Plane, sich dem Dienste des Papstes gänzlich zu weihen.

Als am Abend alle Anwesende auf der Terrasse am Meere versammelt waren und Margaritta unmuthig, daß Antonio nicht komme, nach jedem vorüberseglenden Schiffe blickte, fragte Sforza Urban: Und was willst Du jetzt beginnen, Origlia? Wirst Du mir mit dem Heere nach Florenz folgen? Hast Du vielleicht bei den Vätern des Conciliums die Feder so gut zu führen gelernt, daß Du sie mit dem Schwerte vertauschen willst? Oder hoffst Du wohl gar, am Hofe Dein Glück zu machen?

Constanze sah bei dieser Frage forschend auf ihren Gatten, sie bebte vor Furcht, denn seine Antwort mußte über das Schicksal ihres Lebens entscheiden.

Konnetable! erwiderte Urban nach kurzem Überlegen, während welchem Katharina sich mit Margaritta entfernte: Ich habe schon früher über meine künftige Bestimmung nachgedacht. Seit lange gewohnt, nur für Euch, mein väterlicher Freund, zu leben, soll Euer Wohl mich auch jetzt bestimmen. — Constanzens Antlitz erheiterte sich bei diesen Worten. — Mein Arm, fuhr Urban fort: kann Euch weniger nützen, als mein Kopf. In Neapel, am Hofe der Königin, bedürft Ihr eines treuen Freundes, da Ihr hier so viele Feinde zurück lasset — deßhalb will ich den Bitten Eures Sohnes nachgeben, und —

Sprich es nicht aus, mein Gemahl, unterbrach ihn Constanze: sprich das Unglückswort nicht aus! —

Urban! nahm Sforza das Wort: Ich gebe es zu, Du könntest mir an Johanna's Hofe sehr nützlich sein, könntest mich vielleicht vor allen meinen Feinden, selbst vor den Ränken des Großseneschalls schützen, und hätte ich Selbstsucht genug, Dein Wohl für das meine hopfert zu sehen, so müßte ich es sogar wünschen, daß Du, ein Günstling der Königin, hier bliebest — Aber, Origlia, fuhr er fort, und ergriff treuherzig die Hand des jungen Mannes: entweder Du täuschest Dich, oder willst uns täuschen;

in beiden Fällen erkenne ich den besonnenen, den edlen Mann, der Du mir immer zu sein schienest, nicht wieder. Schau her auf Deine Gattin! Ein Blick auf dieses schmerzerfüllte Gesicht muß Dir sagen, daß die Ausführung Deines Vorsatzes sie unglücklich machen wird. Bringe Deinem Ehrgeize nicht dieses Opfer. Wahrlich, Urban! was Du am Hofe Johanna's gewinnen kannst, ist nicht den tausendsten Theil von dem werth, was Du dagegen verlieren wirst.

Konnetable! erwiderte Origlia, seinen Unwillen unterdrückend: Es scheint, Eure Freundschaft für mich, die ich so hochschätzte und werth hielt, ist nicht auf Achtung meiner selbst gebaut. Glaubt Ihr, ich könne dem Ehrgeize meine Treue opfern, ich könne bei Johanna die Stelle Alapo's oder Caracciolo's einzunehmen wünschen? — Denkt nicht so unedel von mir; dazu halte ich mein Weib und mich selbst zu werth.

Und was willst Du denn am Hofe? fragte Sforza: Verzeihe, wenn es mich dünken muß, daß Freundschaft für mich allein Dich nicht zu diesem gefährlichen Entschluß bewogen haben kann. — Du willst aufwärts streben, Dein Ehrgeiz treibt Dich dieser Klippe entgegen, das ist es!

Und hätte ich Unrecht? Was treibt Euch denn, edler Sforza! immer noch nach höherem Ruhm, nach dem Besitz noch mehrerer Städte und Länder? Ist dies nicht auch der Ehrgeiz, dieser mächtige Sporn des Mannes?

Urban Origlia! erwiderte Sforza mit Stolz und blickte fast mitleidig auf ihn herab: Der Weg, den mich mein Ehrgeiz führt, ist ein gerader, ehrenvoller. — Nicht auf Weibergunst will ich emporsteigen, mein Genius breitet mir seine eigenen Schwingen zum Fluge aus. Ich setze mein Leben daran, nicht meine Ehre, nicht die Achtung meiner selbst.

Urban wollte antworten.

Ich bitte Euch! unterbrach er ihn, das trauliche Du, mit dem er ihn sonst anzureden pflegte, vergessend: Laßt uns davon schweigen; handelt, wie es Euch beliebt, nur stellt Euch dann nicht mir gleich. — Er stand auf und ließ ihn mit Constanze allein.

Urban! sagte diese: Du bist aufgeregt; Sforza's Wort hat Dich beleidigt, denke, es sei der Vater, der zu Dir sprach.

Und trotz seinem Worte, trotz seinem höhnenden Worte bleibe ich hier! rief er hastig: Er soll fühlen, daß ich keinen Weg gehe, wo ich seine, wo ich die Achtung meiner selbst verlieren könnte.

Mit einem Blick voll Wehmuth sah jetzt Constanze auf ihren Gatten.

Urban! sprach sie: Ich glaubte nicht den Muth zu haben, offen mit Dir über diese Angelegenheiten zu sprechen. Gott gibt mir ihn in diesem Augenblicke und darum sey's! — Höre mich an! — Ich trage den festen Glauben, das feste Vertrauen in mir, daß Du die Gunst Johanna's nicht erkaufst, wie mein Vater, wie Caracciolo; auf Deine Liebe zu mir, auf Deine Treue baue ich so fest, daß das schönste Weib Neapels diesen Glau-

den nicht erschüttern könnte, vielweniger eine Johanna. Aber hofft Du denn ohne dieses Opfer die Gunst der Königin zu erhalten? glaubst Du, daß Deines Geistes, Deiner Thatkraft wegen die Zügel der Regierung Deiner Hand übergeben würden? ohne — Ach, laß mich schweigen, ich kann die Worte, selbst den Gedanken nicht dazu finden. Fühlt sie sich getäuscht, so hast Du ihre Rache zu fürchten, diese Schmach vergibt ein solches Weib nie, und auch die Verfolgung des Günstlings, der Dich nur nach sich beurtheilend, stets fürchten wird, Du könntest die Gunst der Königin, Dich aufopfernd, wieder gewinnen; diese schreckliche Gunst, die meinen Vater auf das Blutgerüst brachte. Der Königin Rache, die Rache Caracciolo's fürchte ich. Darum höre meine warnende Stimme, höre mein Flehen! — Verscheuche den Frieden nicht wieder, der endlich, die schmerzvollen Wunden zu heilen, in meine zerrissene Brust zurückkehrte. — Ziehe mit Sforza! — Ich will Dich lieber dem Schwerte der Feinde, als dem Dolche der Meuchelmörder ausgesetzt sehen. — Höre meine warnende Stimme, mein Urban! denn, wäre meine Furcht gegründet, so wäre ich hier und dort verloren, mein Wahnsinn kehrte wieder, und Dich zu rächen, opferte ich mein kaum wider gefundenes Paradis.

Du siehst ewige Phantome und bebst vor Deinem eigenen Schatten, Constanze! erwiderte er, sie trösten wollend: Aber zage nicht! Sähe ich, daß Du Recht hättest, daß mein Ehrgeiz nur durch solch' ein Opfer sein Ziel erlangen könnte, dann verspreche ich Dir, sogleich die Laufbahn und, wenn es sein muß, selbst dies Königreich zu verlassen. Aber Sforza's höhnendes Wort fordert mich auf, ihm zu zeigen, daß er sich in mir geirrt und daß mein Weg so ehrenvoll ist als der seinige.

Der erste Tag des Wiedersehens war nicht ein Tag der Freude für Constanze gewesen, für Margaritta aber ward er zum Tage der Wonne. Als sie mit Katharina am Ufer des Meeres lustwandelte, das Auge nach jedem Schiffe gewendet, das von Neapel herüber schwamm, sah sie eine Barke mit vollen Segeln der Insel zu schwimmen, und als sie am Strande hielt, sprang der längst erwartete Geliebte an's Ufer und eilte dem Landhause zu.

Mutter, sagte sie zu Katharina: ich glaube, die entscheidende Stunde naht, er kommt, um mich zu werben. Die letzten Worte, welche er mir in Neapel sagte, lassen mich es glauben. Geht, ich bitte Euch, geht, ihn zu empfangen, daß ich noch Zeit zur Fassung gewinne. — Ach, Mutter! rief sie, in ihre Arme sinkend: mein Herz klopft zu laut, ich darf ihm so nicht nahen!

Katharina küßte des Mädchens glühende Stirn. Fasse Dich, Margaritta; sagte sie: ich will ihm entgegen. Sie ließ sie unter der schattigen Platane zurück und eilte die Stufen hinauf. Hier sah sie Antonio mit

Sforza die Terraſſe auf und ab gehen; der Jüngling ſprach heftig, leidenſchaftlich, Sforza hörte ihm aufmerkſam und freundlich zu. Katharina wollte ſich wieder entfernen, doch Sforza, der ſie bemerkt hatte, winkte ihr, zu kommen; ſie trat zu ihnen. Alles dies beobachtete Margaritta in der Entfernung, ſah, wie Antonio die Mutter freundlich begrüßte, Sforza mit beſonders ernſtem Blick zu ſeiner Gattin ſprach, und ihr Herz klopfte ungeſtüm, als ſie jetzt die Terraſſe verließen und zu ihr herabſtiegen. Sie erwartete ſie in ängſtlicher Spannung.

Antonio nahte ſich ihr. Signora! redete er ſie an: Nur zagend tret' ich vor Euch; nicht mit Lorbeer geſchmückt, nicht von Thatenruhm begleitet, ein ſchlichter Mann, in deſſen Arm die Kraft, in deſſen Bruſt der Wille liegt, Großes zu vollbringen, aber mehr noch als dies, eine unüberwindliche Neigung zu Euch, die ihm befahl, Euerm Schatten gleich, Euch in die Schluchten der Gebirge, wie nach Rom und hierher zu folgen — darf dieſe Neigung für Euch ſich ausſprechen? darf ich hoffen?

Margaritta reichte ihm ſtatt Antwort die Hand; ihr Auge blickte freundlich und ſanft auf ihn, ein leiſer Druck beſtätigte ihm ſein Glück.

Endlich, endlich doch errungen! rief er entzückt: endlich doch das langverſchloſſene Herz geöffnet! —

Margaritta hatte, während er dies ſagte, ſich ihren Gefühlen hingegeben; ſie duldete, daß er ihre Hand an ſein Herz, an ſeine Lippen drückte; ſie fühlte wohl jetzt zum erſten Male ſo ganz die zarte Regung eines weiblichen Herzens, aber ſich bei dieſer Hingebung überraſchend, glaubte ſie, es ihrer Würde ſchuldig zu ſein, dieſe zu laut ausgeſprochenen Empfindungen zu mildern. Antonio, ſagte ſie: ich geſtehe, und geſtehe es mit Freuden, daß ich Eure Neigung erwidere. Ihr habt Euch durch Vieles ein Recht auf mein Herz errungen, und ich will Euch nicht länger den Preis vorenthalten, jedoch bedinge ich mir Eines aus: Sechs Monden noch ſei mein Herz, ſei das Eure frei und ungebunden; ſollte in dieſer Zeit der Rauſch verfliegen, ſolltet Ihr Euch in mir, ich mich in Euch getäuſcht fühlen, dann ſei das Band, das wir mit Liebe knüpften, in Frieden gelöſ't! Deßhalb bin ich nur vor den Augen meines Vaters, wenn er mir es zu ſein erlaubt, und vor den Augen dieſer edlen Mutter Eure Verlobte.

Warum dieſe Bedingung? ſagte Katharina, während Sforza lächelnd auf die Tochter ſah.

Das Warum? wenn ich mit Euch allein bin! erwiderte Margaritta erröthend.

Ihr habt ein hartes, unfreundliches Wort geſprochen, ſagte nun Antonio: ein Wort, das meiner Sehnſucht die Schwingen lähmt und meiner Ungeduld ſie löſ't. Doch Ihr wollt es, nun ſo ſei es! Habe ich ſo lange vor der Welt dieſe Empfindungen in meiner Bruſt verſchließen müſſen, ſo hoffe ich, ich werde es auch in dieſer Friſt noch können. Aber auch ich verlange von Euch die Erfüllung eines Wunſches —

Auch Ihr verlangt? unterbrach ihn Margaritta staunend.

Auch ich! fuhr er fort, und seine ganze Haltung war männlich und bestimmt: Ich fordere von Euch, daß nie wieder Helm und Panzer Euch decke, Ihr nie mehr zum Kampfe zieht!

Vater! sagte Margaritta: dies fordert er auf Euren Befehl!

Nein! antwortete Sforza: Mir selbst kommt sein Wunsch unerwartet.

Antonio! nahm nach einigem Nachdenken Margaritta das Wort: Diese Bedingung werde ich nicht erfüllen. Unter Euern Augen will ich fechten, Euch gleich stehen an Muth! Nicht lieben allein, auch bewundern sollt Ihr mich!

Margaritta! sprach Antonio mit herzlichem Tone: Der edle Sforza sieht mit Liebe auf seine Gattin, wenn sie sich, wie Epheu an den Ulmbaum, an seine männliche Brust schmiegt. Er blickt mit Bewunderung auf sie, wenn sie dem zürnenden Schicksal den Schild der Ergebung entgegen hält.

Nun? unterbrach ihn die Jungfrau aufgeregt: Was war es denn, was Euch mit solchem Zauber an mich band? — Saht Ihr mich je in mein Schicksal ergeben? Ertrug ich seine Launen mit Sanftmuth? Wo habt Ihr das zarte weibliche Gemüth in mir erkannt, das Ihr in der Mutter bewundert? Unter Räubern saht Ihr mich und die Neigung entstand dennoch in Euerm Herzen und führte Euch der mit Helm und Panzer Bewaffneten nach, die Euch, das Schwert in der Hand, in Oppido befreite; für die im Kampfe Bedrängte warft Ihr Euch bei Präneste und in Rom in den dichtesten Haufen der Feinde; überall saht Ihr nur die Geharnischte, nirgend das sanfte, duldsame Mädchen. — Welcher Zauber zog Euch denn an mich? —

Margaritta! erwiderte er bewegt: Wer kann die geheimen Kräfte nennen, welche in dem Blicke des Auges uns erfassen, auf dem Tone der Worte uns entgegen schweben? Ohne es zu wollen, übtet Ihr Eure Macht über mich, und ich mußte gehorchen, ohne die Kraft zu kennen, die mich fesselte. Aber Euer Heldenmuth war es wahrlich nicht, das fühle ich; ich hätte die Heldenjungfrau bewundern, aber nicht lieben können, wenn ich nicht unter dem stählernen Panzer, durch das Visir Eures Helmes das zarte Gemüth des Weibes hätte hervorleuchten sehn. Wie ein riesiges Gebirge, seine Eiskrone in Wolken, zu seinen Füßen den Donner, unsere Bewunderung erweckt, wenn wir auch nicht unser Haupt an seine kalte Brust legen wollen, an welcher selbst die Strahlen der Alles belebenden Sonne abprallen und nicht Blüthe, nicht Halm hervorzulocken vermögen, so steht die männlich, in kalten Stahl gewappnete Jungfrau vor uns, groß, erhaben über ihr Geschlecht, und wie an jenem todten Wunder jeder Pulsschlag der Natur erstarrt, so bleibt das Herz in ihrer Nähe kalt, wie das übrige. Glaubt nicht, Margaritta, fuhr er fort: daß Euer Heldensinn mich entzückte; Euer edler Sinn, der sich unter Räubern wie an der Seite Eures

Vaters aussprach, Eure liebliche jungfräuliche Gestalt hat mich bezaubert, das Mädchen hab' ich in Euch geliebt, nicht die Heldin! —

Nun wohl! erwiderte sie, nicht ohne innere Bewegung: so will ich Euch versprechen, daß ich während der sechs Monden kein Schwert führen, keinen Panzer anlegen, kein Streitroß besteigen will.

Seid damit zufrieden, Antonio Vilani, nahm Katharina das Wort: die Liebe windet ja selbst dem Manne oft das Schwert aus der Hand, wie viel leichter dem Weibe!

Sie irrte nicht; betrachtete auch Margaritta am Abend ihre Waffen mit stiller Sehnsucht, so achtete sie schon nach einigen Tagen wenig mehr auf sie, und Katharina lächelte, wenn sie das Mädchen geschmückt und mit besonderer Sorgfalt gekleidet erblickte. Im Arm der Liebe vergaß Margaritta Helm und Schwert, und als sie eines Abends beides mit Myrthe umwunden fand, ließ sie dies freundliche Sinnbild der Liebe ruhig an ihren glänzenden Waffen hängen.

Die Unterhandlungen des Kardinal Legaten wegen der Freiheit des Königs hatten nur geringen Fortgang; Johanna entschuldigte sich mit den Unruhen im Reiche, welche durch die Befreiung des Königs noch vermehrt würden, und versprach, sobald der allgemeine Friede hergestellt und alle Barone die Waffen niedergelegt hätten, dem Könige unbedingt seine Freiheit wieder zu geben. Der Legat schien damit zufrieden, war jedoch nicht zu bewegen, ehe der König frei sei, Johanna zu krönen.

Zu diesen Unterhandlungen gebrauchte die Königin, während der Verbannung Caracciolo's, Origlia, dem sie jetzt ihr ganzes Vertrauen geschenkt zu haben schien. Durch seinen Aufenthalt in Constanz mit dem päpstlichen Hofe und dem Charakter des Papstes genau bekannt, selbst mit dem Legaten befreundet, schien er zu diesem Geschäft am geeignetsten; jedoch mochten seine Fähigkeiten wohl nicht der Hauptgrund sein, weßhalb ihn die Königin zum Unterhändler gewählt. Sie hatte hierdurch täglich Gelegenheit, Urban in ihrem Kabinet zu sehen und zu sprechen, und dem Schüchternen, wofür sie ihn hielt, durch manches Wort und manche Gunstbezeigung entgegen zu kommen. Aber bald mußte sie sehen, daß Origlia zwar mit allem Eifer, mit vieler Gewandtheit die Unterhandlungen betrieb und oft selbst den Legaten überlistete, doch da, wo sie ihn gewandt und klug erwartete, war er es nicht im Mindesten. Er ließ die Schmeichelworte der Königin an sich vorüber gehen, war von ihrer Gnade durchdrungen, blieb aber immer in den Schranken der Ehrfurcht von ihr entfernt.

Caracciolo, dem Alles, was am Hofe vorging, nach Procida gemeldet wurde, war in der größten Unruhe. Origlia, in den Jahren der schönsten Blüthe, täglich um die Person der Königin, deren leidenschaftlichen, unstäten Charakter er nur zu genau kannte, mußte ihn für sich besorgt machen.

Ehre, Reichthum und Macht, diese drei Lockungen, denen selten der Ehrgeizige widersteht, spendete die Königin ihren Günstlingen mit freigebigen Händen. Wie konnte Caracciolo glauben, daß irgend ein Mann dem widerstehen und sich nicht willig in jede Fessel schmiegen würde, um diese wünschenswerthen Güter zu erlangen; er bebte vor der Zukunft, glaubte in dem Ganzen einen tief angelegten Plan des Konnetable's zu sehen, welcher Origlia an des Günstlings Platz stellen und so die Königin beherrschen wolle. Er betrieb daher, so viel er aus der Verbannung vermochte, die Bewaffnung des für den Papst zu werbenden Heeres, schaffte die nöthigen Gelder herbei und ermahnte die Königin, Sforza so bald als möglich nach Florenz zu schicken, indem er nicht eher, bis dieser abgereis't sei, es wagen könnte, nach Neapel zurückzukehren.

Wie sehr erstaunte er, als er statt dessen den Befehl Johanna's erhielt, dem Legaten, welcher sich zu seiner Rückreise nach Florenz anschickte, dahin zu begleiten, um wo möglich den Papst ganz in das Interesse der Königin zu ziehen. Er mußte gehorchen, sah in dieser Reise seine Verbannung von Neapel für immer bestätigt, und seine einzige Hoffnung blieb nur noch, den Papst für sich zu gewinnen. Er übergab deßhalb wirklich dem Legaten Ostia und Civita Vecchia, ließ die Besatzungen dem Papste schwören und ihm eben so durch einen ausgestellten Befehl, da sie Braccio's wegen nicht selbst nach Rom kommen konnten, die Engelsburg übergeben.

Bei seiner Ankunft in Florenz that er alles Mögliche, sich bei dem Papste beliebt zu machen. Er versprach den beiden Colonna's, Bruder und Neffen Martin's des Fünften, bedeutende Besitzungen in Neapel, und wußte ihn zu überreden, daß der päpstliche Stuhl keine sichrere Stütze, als die Beherrscher von Neapel habe. Zugleich versprach er, das schon längst zugesagte Hülfsheer unter Sforza sogleich abgehen zu lassen, um ihn wieder ganz in den Besitz des römischen Staates zu setzen. Dagegen versprach der Papst, ihn mit Sforza auszusöhnen und durch seinen Legaten, der sich sogleich wieder nach Neapel begeben sollte, es dahin einleiten zu lassen, daß seine Verbannung aufgehoben würde und er wieder an den Hof zurückkehren könne.

Caracciolo verließ, mit seinen Unterhandlungen zufrieden, den Papst und Florenz; da jedoch Sforza sich noch immer in Neapel befand, ging er einstweilen nach dem ihm ergebenen Gaeta und betrieb von hier aus die Werbung des Heeres so thätig, daß Sforza wenige Wochen darauf seinen Zug antreten konnte.

Was Caracciolo in Gaeta erfuhr, ließ ihn wieder neue Hoffnung schöpfen. Seine Kreaturen am Hofe berichteten ihm nemlich, daß Urban Origlia sich nicht in der Gunst der Königin befestige, gegen Johanna eine angenscheinliche Kälte zeige und sie über dies Betragen ungeduldig zu werden beginne. Caracciolo faßte daher den Vorsatz, so bald Sforza sich mit dem Heere in Bewegung gesetzt und die Abruzzo's verlassen habe,

trotz seiner Feinde nach Neapel zurückzukehren und ihnen die Stirne zu bieten.

Sforza rückte indessen mit einem Heere von achttausend Mann durch die Mark Ankona in die Gegend von Florenz, wohin ihm schon Franzesco mit der Florentinischen und Mailändischen Reiterei vorangegangen war und wo auch kurz darauf Ursini mit seiner selbst geworbenen Schaar eintraf. Die Königin hatte auf Caracciolo's Rath ausdrücklich verlangt, daß Franzesco Ursini und Caldoro ihn begleiten sollten, um, wie sie sagte, den Konnetable dadurch in einem höheren Glanze auftreten zu lassen, da die vorzüglichsten Heerführer Italiens unter seinem Befehle ständen. Von jeher war Sforza mit den Ursini's in Feindschaft, schon mehrere Male hatten sie feindlich einander gegenüber gestanden, und Franzesco Ursini, ein würdiger Nebenbuhler Sforza's und Braccio's, hatte sich bisher nie weder zu dem Einen, noch zu dem Andern geschlagen, sondern immer für sich allein an der Spitze eines Heeres gestanden. Desto mehr war es zu verwundern, und ließ den listigen Franzesco Sforza befürchten, daß irgend ein Fallstrick hinter Ursini's Bereitwilligkeit, sich unter die Befehle Sforza's zu stellen, verborgen sei. Ursini behauptete zwar, daß er blos deßhalb den Zug mitmache, um die Gunst des Papstes zu gewinnen, und so die Feindschaft zwischen dem nun so mächtigen Hause Colonna und dem der Ursini's zu beenden, und obgleich der Konnetable ihm glaubte, so vermochte er doch nicht, seinem Sohne, der von Natur mißtrauisch durch diese Aeußerung nur noch mehr in seinem Glauben bestärkt wurde, den Verdacht zu benehmen.

Sforza ließ nun das versammelte, 16,000 Mann starke Heer bei Arezzo lagern, er selbst ging nach Florenz, dem Papste aufzuwarten und seine Befehle zu empfangen.

Als Sforza in dem Hause des alten Gurello Origlia, seines Gastfreundes, abstieg, fand er ihn eben auf einer kleinen Reise begriffen, und während sein Gepäck in die schon längst für ihn bereiteten Zimmer gebracht wurde, sandte er den Santoparente zu dem Papste, um bei ihm anfragen zu lassen, wann er kommen und dem heiligen Vater seine Ehrerbietung beweisen könnte. Dessen Rückkehr mit Ungeduld erwartend, da ihm die Art, wie er von dem Papste aufgenommen würde, von zu großer Wichtigkeit war, ging er, sich zu zerstreuen, in den schönen Garten.

Nachdem er dort einige Zeit gelustwandelt hatte, führte ihn sein Weg nach einem kleinen Tempel am Arno, er stieg die Stufen hinauf, öffnete die Thür und überraschte dort eine Dame, welche er mit häuslicher Arbeit beschäftigt fand. Sie erschrak bei seinem Anblick, stutzte, verneigte sich und wollte sich entfernen; doch Sforza hielt sie zurück.

Warum flieht Ihr vor mir? sagte er, mit Wohlgefallen auf das zwar

verblühte, aber immer noch ſchöne, hocherröthende Geſicht blickend: Laßt Euch nicht ſtören; ich ſehe die Frauen nicht lieber als in ihrem Berufe, und was das Schwert dem Manne, iſt Euch die Nadel. Setzt Euch, ich bitte, und ſagt mir, wann ich meinen Freund Origlia zurückerwarten darf.

Er wird ſicher heute wiederkehren! erwiderte ſie, noch immer verlegen an der Thür ſtehend.

Sforza ergriff ihre Hand, führte ſie nach ihrem Seſſel zurück und bat ſie dringend, ſich niederzuſetzen und bei ihm zu verweilen.

Ich weiß nicht, ſagte er zutraulich: iſt es mir doch, als ob ich Euch ſchon früher geſehen hätte. Eure Züge ſind mir nicht fremd, und doch, habe ich Euch geſehen, ſo muß es vor langer Zeit geweſen ſein.

Die Frau ſchlug die Augen nieder und erwiderte nichts auf Sforza's freundliche Worte.

Auch Ihr ſcheint in mir einen alten Bekannten wieder gefunden zu haben, fuhr er fort: ſonſt könntet Ihr unmöglich in meiner Gegenwart ſo verlegen ſein. Erinnert Ihr Euch meiner, ſo ſagt mir, wie und wo wir uns ſahen. Es wird mir Freude machen, daran erinnert zu werden, denn Euer Geſicht nimmt ein, das Auge ruht gern darauf, und ich wüßte nicht leicht jemand, bei deſſen Anblick mir ſo wohl geworden wäre, als bei Euch.

Sforza! rief ſie, ſich vergeſſend, freudig aus; doch ihre Lippen ſchloſſen ſich ſchnell, ihr Blick ſenkte ſich wieder zu Boden.

Ihr kennt mich, Dame? fuhr der Konnetable raſch auf: Ich bitte Euch, erklärt es mir deutlicher.

Kennt Ihr mich wirklich nicht mehr, Sforza? ſagte ſie, das thränende Auge nach ihm aufſchlagend: Kennt Ihr Joſepha, die Tochter Pedro's von Caſaletto, nicht mehr?

Du biſt es, Joſepha? Du, meiner Margaritta-Mutter? rief er freudig aus: Sei mir gegrüßt, fromme Seele! Sei mir von Herzen gegrüßt, Du, die meinetwegen ſo viel duldete und litt. Sieh, man hat mir Deinen Aufenthalt verſchwiegen; Margaritta wußte ihn nicht, und Pedro wollte ihn mir nicht ſagen. Da führt mich der freundliche Zufall hierher und erfüllt meinen ſehnlichſten Wunſch!

Euern ſehnlichſten Wunſch? ſagte Joſepha, ihr Haupt ſchüttelnd: Das glaube ich kaum, Sforza! Zwanzig Jahre ſind dahin gerollt und Ihr habt meiner nicht gedacht!

Du haſt Recht! erwiderte er: Ich habe nur in den Tagen des Unglücks Deiner gedacht, in den Tagen des Glücks ſelten. Aber ſeit Margaritta bei mir iſt, ſeit ich unſer Kind mit Vaterliebe an mein Herz geſchloſſen, ſeitdem hab' ich oft mit Katharina, meiner Gattin, von Dir geſprochen und Dich ihr als ihr Ebenbild an Sanftmuth und Güte geſchildert.

Wie geht es Margaritta? fragte ſie beſorglich.

Es ist ein schönes, rothwangiges Mädchen, blühend und frisch, wie Du einst warest, erwiderte er: und jetzt mit Antonio, dem Sohne des Grafen Bitani, verlobt.

Ich danke Euch, Sforza, für diese Nachricht. Ich hörte von ihren Kriegszügen, vernahm, daß sie, mit Panzer und Helm bewaffnet, mit Euch in den Kampf ziehe, und da klopfte mir das Mutterherz; es klopfte für sie, denn was kann die Jungfrau im Schlachtgewühl gewinnen? ich bangte für Euch, denn noch tönt der Fluch des Vaters in meinem Ohr!

Welcher Fluch? fragte Sforza verwundert.

Habt Ihr ihn vergessen? Das Kind, das ich gebären würde, sollte Euch Tod und Verderben bringen! so sprach er und wiederholte es in der Stunde des Wehes, und wo die Sünde waltet, Sforza, da hat der Fluch ein furchtbares Feld zur Ernte.

Quäle Dich nicht, Josepha, um dergleichen thörige Worte! beruhigte sie Sforza: Was Pedro im Unmuth sprach, das hat Gott nicht gehört: Freue Dich Deines Kindes, denn es ist ein edles Mädchen, mir werth und theuer, als wäre sie mir im ehelichen Bette geboren. — Sie schüttelte zweifelnd ihr Haupt. — Du bist also, fuhr er fort: hier? Auch für Dich hat der alte Gurello väterlich gesorgt, mir auch hierin seine Freundschaft bewiesen. Guter Alter! warum verschwiegst Du mir das?

Ich entlockte ihm das Versprechen und Origlia und Constanze täuschte ich; sie glauben mich fern im Mailändischen. Mein Anblick sollte Euch nicht lästig fallen, sollte Euch nicht jene Tage der Noth, in denen Ihr mich verließet, zurückrufen; Ihr solltet meine Schmerzenstränen nicht sehen, wenn Ihr mich Arme mit kaltem Herzen zurückstießet, solltet die Freudenthränen nicht sehen, wenn Ihr, so wie es geschehen, mich freundlich empfinget. Als ich Eure Ankunft vernahm, wollte ich von hier; doch Gurello zürnte und befahl mir, zu bleiben. So hab' ich mit klopfendem Herzen von Tage zu Tage Eure Ankunft erwartet, und — sie stand auf und trat sanft lächelnd vor ihn, aus ihrem Auge strahlte die Wonne dieses Augenblickes — und ich danke Euch, Sforza, daß Ihr im Glanze Eures Glückes so freundlich gegen Josepha gewesen seid. Es war gut, daß Ihr mich verließet, denn ich hätte Eures Glückes Flügel gebunden und Euch von der hohen Stelle, auf der Ihr jetzt steht, herabgezogen. Nun bin ich stolz, sagen zu können, der edle Sforza war einst mein Geliebter, und als ich vor ihm stand, bleich und abgehärmt, ohne alle Reize, ohne allen Schmuck der Jugend, da reichte er mir dennoch freundlich die Hand und sein Herz fühlte noch für die Mutter seines Kindes! Ja, Sforza, mit diesem Augenblicke habt Ihr Alles gut gemacht, was Ihr Uebles an mir gethan, und meinem Schlafe, meinem Wachen die lieben Träume von Euch wiedergegeben.

O wäre doch meine Katharina hier bei uns und sähe Dich und hörte Dich, fromme Dulderin! nahm Sforza das Wort: sie würde mit inniger

Schwesterliebe Dich an ihr Herz drücken und ſich Deiner freuen! Glaube mir, Joſepha, dachte ich auch nicht oft an Dich, war mir doch immer die Erinnerung eine freudige. Du gabſt Dich mir mit ganzer Seele hin, und als Du aus Deinem Rauſche erwachteſt, als Dein unglückliches Schickſal vor Dir ſtand und Deine Zukunft Dir düſter und ſorgenvoll erſcheinen mußte, da iſt keine Klage Deinen Lippen entflohen, kein Vorwurf hat mein Herz zerriſſen, Du haſt Deine Thränen unterdrückt, wenn ich bei Dir war, und mich ſanft lächelnd angeblickt, wenn auch Dein Herz blutete. Das hab' ich ſelbſt in jener Zeit, wo ich noch ein roher Menſch war, tief empfunden; ſeit ich aber die Welt näher kennen lernte, ſeit ich weiß, welche hohe Tugend duldſame Ergebung im Weibe iſt, ſeitdem hab' ich Dich hochgeachtet und reiche Dir auch jetzt mit Freundſchaft und Liebe die Hand. Sprich, Joſepha, was kann ich für Dich thun? Fordere nur, ſprich! denn wüßteſt Du nichts, würde ich betrübt vor Dir ſtehen. Glaube mir, ſo rauh ich bin, tönt die Trompete — ſo hab' ich doch ein weiches, ehrliches Gemüth und möchte gern gut machen, wo ich gefehlt.

Edler Herr! nahm ſie das Wort: Ihr habt meinem Vater wohl gethan, ihn zu Ehren gebracht; Ihr habt mein Kind nicht verſtoßen, es mit Vaterliebe an Euer Herz gedrückt; Ihr habt mir geſagt, daß Ihr auch jetzt noch mir wohlwollt und mich ehrt. Was bedarf ich denn weiter, um mich glücklich zu fühlen? Nicht Reichthum, nicht Ehre könnte mir das bieten, was dieſe ſchöne Stunde mir gegeben hat.

Arme Unglückliche! rief Sforza, ſie heftig an ſich preſſend: könnt' ich Dir die verlorenen Tage Deiner zerſtörten Jugend wieder geben, ja dann glaub' ich, wärſt Du glücklich, aber ſo weit reicht meine Macht nicht. Doch an dieſem Herzen ſollſt Du ruhen, an dem Herzen meiner Gattin, bis der Tod uns trennt! — Inniger noch drückte er ſie an ſich, und als Santoparente eintrat, ihm die Nachricht zu bringen, daß der Papſt ihn erwarte, hielt er ſie feſt umſchlungen. Sieh, Freund, ſagte er faſt triumphirend: dies iſt die Mutter meiner Margaritta, ein edles, ein liebes Weib, obgleich in einer Hütte geboren. Ehre ſie als Sforza's theuerſte Freundin! — Nun leb' wohl, Joſepha! Ich gehe einen ſchweren Gang, ich gehe zum Papſte. Ja, fuhr er plötzlich aus tiefem Nachdenken auf: ſo könnt' es ſein! — Drückt vielleicht die Schuld jener Tage Dein Gewiſſen, ſo bedarf es nur eines Wortes von mir, und der heilige Vater ſpricht Dich los.

Herr, unterbrach ihn Joſepha: wenn mein innerer Richter mich nicht frei ſpricht, ſo vermag es auch der heilige Vater nicht. Aber dieſe mahnende Stimme hat mir ſchon längſt geſagt, Gott der Barmherzige habe der Sünderin vergeben. Ziehet hin in Frieden, kehrt freudig zurück!

Sforza wurde von dem Papſte huldreich aufgenommen. Er erkundigte ſich genau nach den Verhältniſſen des Neapolitaniſchen Hofes, wobei er

ſehr zu Gunſten des Königs geſtimmt zu ſein ſchien, fragte Sforza nach der Stimmung in Rom und forſchte, ob Braccio nicht durch Verſprechungen oder Geld zu gewinnen ſei.

Ich leugne es nicht, ſagte der Papſt endlich: daß ich nur ungern mit Gewalt der Waffen, lieber den Palmzweig in der Hand, wie der Erlöſer in Jeruſalem, in Rom einziehen möchte. Ueberdies iſt das Glück wandelbar, der Sieg begleitet nicht immer den Tapferſten und wo das Kriegvolk zieht, da läßt es Spuren der Verwüſtung zurück.

Heiliger Vater! erwiderte Sforza, der auch in Gegenwart des Oberhauptes der Kirche ſeiner Freimüthigkeit nicht entſagte: War das ſchon früher Eure Abſicht, ſo hättet Ihr zu ihrer Ausführung den Großſeneſchall Caracciolo beſſer gebrauchen können, als mich; ich tauge zu dergleichen nicht, verſtehe nur ein Kriegheer zu werben, es zu ordnen, und mich an ſeiner Spitze tüchtig zu ſchlagen; Jener aber iſt liſtig und gewandt und hierin wohl dem Braccio überlegen. Wollt Ihr übrigens dieſem die Mark Ankona einräumen, ſo, daß er ſie von dem päpſtlichen Stuhle zu Lehn trägt, wollt Ihr ihm eine bedeutende Summe für ſeine verwendeten Kriegkoſten zahlen, ſo glaube ich wohl, daß er Rom räumen und einen Vergleich eingehen wird.

Das kann meine Abſicht nicht ſein; der Kirche werde ich nie Etwas vergeben, erwiderte der Papſt, von Sforza's offener, freier Rede betroffen: mehr könnte mir der blutigſte Kampf nicht koſten, als ſolches Opfer. Zu einer billigen Forderung an Geld könnte ich mich vielleicht verſtehen, denn ſagt ſelbſt, Konnetable, in jetziger Zeit, wo fünf oder ſechs Hauptleute Italien mit ihren Haufen durchziehen und man ſich, will man Kriegvolk haben, an ſie wenden muß, da iſt das Krieg führen eine theuere Sache, und ich rathe jedem zu einem billigen Vergleich.

Verzeihe mir Eure Heiligkeit eine Frage! nahm Sforza das Wort: Zahlt Ihr das Heer, welches ich befehlige, oder zahlt es die Königin?

Der Papſt lächelte. — Euch, Sforza, kann es wohl ziemlich gleich ſein, von wem das Geld kommt, wenn Ihr es nur erhaltet! erwiderte er.

Da habt Ihr vollkommen Recht, heiliger Vater! ſagte Sforza: Wenn ich Geld erhalte, ſo kann es mir gleich viel ſein, wer es gibt; aber ob ich es bekomme, wenn die Königin es zahlen muß, das iſt die Frage. Deßhalb wäre es mir lieber, der Kämmerer Eurer Heiligkeit müßte mir ſeinen Seckel öffnen, als der Großſeneſchall der Königin Johanna.

Habt Ihr ſo wenig Zutrauen zu Eurer Monarchin? fragte der Papſt: Fürchtet Ihr, daß ſie die eingegangenen Verbindungen nicht halten wird?

Was der Seneſchall mit Eurer Heiligkeit unterhandelt hat, kann ich nicht wiſſen; er wird viel geſprochen haben, nur fürchte ich, er wird wenig halten; ich kenne ihn.

Ihr ſeid ſein Feind, Konnetable! unterbrach ihn der Papſt.

Wie Ihr es nehmen wollt, heiliger Vater; des Mannes persönlicher Feind nicht. Caracciolo hat mir nie Etwas zu Leide gethan, wohl aber der Günstling der Königin. Er wird Eure Protection suchen, sie zur Festhaltung seiner Gewalt benutzen und dann handeln, wie es ihm, seinem Vortheile nach, am beßten dünkt; so macht er es mit jedem, kriecht wie eine Schlange und ist man ihm im Wege, so sticht er.

Ihr macht mir ein gar sonderbares Bild von dem Manne; mir ist er während seiner Anwesenheit ganz anders erschienen, und so sehr ich Eure Beurtheilung schätzen und der offenen Redlichkeit, die sich in jedem Eurer Worte ausspricht, Glauben beimessen muß, so fürchte ich doch, Eure Leidenschaft macht Euch ungerecht gegen ihn.

Sforza schwieg; der Papst, welcher dem Gespräche eine andere Wendung zu geben wünschte, fragte ihn nun nach der Stärke seines Heeres und nach den Hauptleuten, die unter ihm befehligten. Als er vernahm, daß Franzesco Ursini mit einem selbst geworbenen Haufen, der nahe an 5000 Mann betrage, zu ihm gestoßen sei, so schüttelte er bedenklich den Kopf.

Wie kommt Ihr zu dem? fragte er Sforza: Ist er Euer Freund? Seid Ihr seiner Treue gewiß?

Heiliger Vater! antwortete der Konnetable: Er stieß auf ausdrückliches Verlangen der Königin, oder richtiger gesprochen, auf Verlangen Caracciolo's und wider meinen Willen zu mir; zwar versicherte er mich, daß er, der nie unter eines Andern Befehle sich gestellt, blos deßwegen zu mir gestoßen sei, um sich Eurer Heiligkeit unterthänig und Euch den Wunsch zu zeigen, mit der Familie Colonna fortan in Frieden leben zu wollen.

Glaube kaum! sagte bitter lächelnd der Papst: Die Ursini und Colonna taugen nicht zusammen. Nun, wir werden ja sehen; doch seid auf Eurer Hut. — Glaubt Ihr, Konnetable, fuhr er fort: daß Braccio sich Euch im offenen Felde entgegenstellen wird? oder meint Ihr, daß er sich in Roms Mauern einschließen werde?

Ich fürchte das Letzte, heiliger Vater! erwiderte Sforza: Braccio ist ein kluger, erfahrener Soldat, zu vorsichtig, um Alles auf einmal auf das Spiel zu setzen. Ich bin ihm an Streitkräften überlegen, unter meinen Fahnen stehen alte, in Waffen ergraute Krieger, und schönere, herrlichere Kürraßreiter, als die, welche mein Sohn mir von Mailand zugeführt, kann man nicht sehen. Aber man irrt sich oft in seinen Vermuthungen, Umstände zwingen den Feldherrn, zuweilen von der Regel abzuweichen. Auf jeden Fall kann jedoch Eure Heiligkeit überzeugt sein, daß ich mich als braver Soldat und als treuer Diener meines geistlichen Oberhauptes schlagen, und müßte ich Rom belagern, es schonen werde.

Sforza! sprach der Papst: Ihr seid ein offener, gerader Mann, scheint aus wahrer Anhänglichkeit meine Partei ergriffen zu haben, denn — ein

seltener Fall — Ihr habt noch nichts von mir gefordert. Darum glaube ich auch das Zutrauen zu Euch haben zu müssen, Euch von Manchem, Neapel betreffend, zu unterrichten. Der König muß seine Freiheit erhalten, Frankreich, der Deutsche Kaiser, selbst der König von Kastilien verlangen es, und warum sollte ich mich ihnen in einer mir ziemlich gleichgiltigen Sache nicht gefällig zeigen; ehe dies also nicht geschehen, darf der Legat Johanna nicht krönen. Berichtet dies Eurer Königin. Ich wünsche, daß sie es durch Euch unumwunden erfährt; der Seneschall möchte es ihr vielleicht nicht so offen kund gethan haben. Ueberhaupt bin ich nicht ganz mit dem Wandel Johanna's zufrieden, ich wünschte wohl, daß sie wenigstens vor der Welt ihre Leidenschaften mehr zu mäßigen, ihr Benehmen mehr zu regeln verstände; ich könnte ihr dann öffentlich nützlicher sein, als so.

Sforza, der hierauf nichts zu antworten wußte, oder nicht antworten wollte, verbeugte sich schweigend. Der Papst verstand ihn und berührte diesen Punkt nicht weiter.

Da Ihr nun, fuhr der heilige Vater fort: das Schwert für den Stuhl Petri zu ziehen entschlossen seid, und als ein treuer Diener der Kirche ihre Rechte mit Leib und Blut vertheidigen wollt, so ertheile ich Euch hiermit meinen Segen und überreiche Euch ein geweihtes Schwert, das Ihr an der Spitze Eures Heeres führen möget, damit Ihr, durch Gott, des Sieges gewiß seid.

Er überreichte dem vor ihm Niederknieenden ein künstlich gearbeitetes Schwert, welches neben ihm auf dem Tische lag. Sforza ergriff es und empfing den Segen des heiligen Vaters. — Als er sich wieder erhob und die Hand des Papstes geküßt hatte, sagte er zutraulich:

Eure Heiligkeit möge mir erlauben, mein altes gutes Schlachtschwert ferner zu führen. So mancher Sieg gab ihm die Weihe und es ist mir ein treuer Gefährte geworden, von dem ich mich nur ungern trennen würde. Das Schwert, von dem Oberhaupt der Kirche geweiht, soll mir ein Bürge des Sieges sein, aber erringen muß ihn dieses, daß ich schon seit zwanzig Jahren und länger geprüft habe.

Der Papst schien über diese Worte nicht ungehalten zu sein.

Siegt nur für mich, mit welchem Schwert, ist mir gleich! sprach er huldreich und entließ ihn, mit dem offenen, freimüthigen Betragen des Kriegers wohl zufrieden.

Indeß Sforza seine Anordnungen zu dem Zuge nach Rom machte, war Caracciolo von Gaeta nach Neapel zurückgekehrt. Er hatte die kluge Vorsicht gebraucht, mehrere mit Lebensmitteln beladene Schiffe vorauszusenden, und diese unter das Volk vertheilen lassen, und so empfing es ihn mit freudigem Zurufe. Auch der Cardinal Legat ging ihm entgegen

und behandelte ihn mit besonderer Achtung und Auszeichnung, so daß seine Feinde sich ruhig verhalten und selbst Annechino Mormile, einer nochmaligen Gefangenschaft zu entgehen, Neapel verlassen mußte. Caracciolo, obgleich er anfangs Alles ließ wie er es fand, selbst den der Königin indessen beigeordneten Rath dem Scheine nach beibehielt, faßte doch sogleich die Zügel der Regierung wieder und trat mächtiger auf, als je; niemand wagte, sich ihm zu widersetzen. Urban, obgleich die Königin ihm noch wohlzuwollen schien, hatte doch zu wenig die Gelegenheit benutzt, sich in ihrer Gunst festzusetzen, und oft zürnte sie sogar auf ihn und ward über sein kaltes, zurückhaltendes Betragen ungeduldig, so daß Caracciolo diesen Thoren, wie er ihn nun zu nennen pflegte, nicht mehr fürchten zu müssen glaubte. Das Einzige, was ihm noch Sorge machte, war der Ernst, mit dem der Legat auf die Freiheit des Königs drang. Zwar that der Seneschall alles Mögliche, den Papst zu gewinnen; Jordano Colonna, der Bruder Martin's des Fünften, erhielt das Fürstenthum Amalfi, dessen Sohn, Antonio, das Fürstenthum Salerno, aber nichts wollte fruchten; der Pabst dankte in den schmeichelhaftesten Ausdrücken, versicherte ihm schriftlich, dem Legaten die bündigste Weisung gegeben zu haben, so viel es sich thun ließe, der Königin, in Betreff ihres Gemahles, gefällig zu sein, allein der Legat handelte entweder gegen seinen erhaltenen Befehl, oder er hatte geheime Weisung bekommen, die sein Betragen leitete. Er erklärte der Königin bei versammeltem Rathe, daß er unter keinen Umständen sie eher krönen würde, bevor nicht der König auf freien Fuß gesetzt sei, und so schwer es auch Johanna und ihrem Günstling wurde, mußten sie endlich hierin nachgeben. Diese Nachricht verbreitete allgemeine Freude in Neapel; so wie man Johanna's trauriges Schicksal beklagt hatte, bedauerte man den gefangenen König, der, als er nach einigen Tagen mit seinem Gefolge durch die Straßen zog und sich dem Volke zeigte, das nun den Zwist beendet glaubte, mit allgemeinem Jubel empfangen wurde. Allein diese Freude war von kurzer Dauer. Der König, statt nach dem neuen Pallast zurückzukehren, begab sich nach dem Capuanischen Schlosse. Der dortige Befehlhaber, nichts Böses argwöhnend, glaubte ihn einlassen zu müssen; doch kaum war der König mit seinem Gefolge im Schlosse, als er den Befehlhaber entsetzte und es für sich in Besitz nahm. Er gab vor, im neuen Pallaste und in der Nähe der Königin und ihres Günstlings nicht sicher zu sein und den Lebenswandel seiner Gemahlin nicht geduldig ansehen zu können, und somit waren sie beide wieder getrennt. Erst nach langen Unterhandlungen gelang es dem Legaten, ihm diese Furcht zu benehmen und ihn zu vermögen, zur Königin zurückzukehren.

Während dieser Zeit hatte Urban Origlia, ob aus wirklicher Neigung, oder um den Seneschall zu kränken, dem König einigemal seine Aufwartung gemacht. Der König selbst schien, trotz dem, daß Urban

früher Partei gegen ihn genommen, die Nähe des jungen Mannes um die Person seiner Gemahlin zu wünschen, und gab ihr nicht undeutlich zu verstehen, daß, wenn sie ihr Vertrauen dem tapfern Origlia schenke, er nichts dagegen haben würde; nur müsse sie den Großseneschall von ihrer Person entfernen, wenn sie mit ihm in Frieden leben wolle.

Der Legat, wahrscheinlich von dem französischen Hofe bestochen, schien der Königin gleichfalls, jedoch nur auf sehr versteckte Weise, denselben Rath zu ertheilen, so daß Johanna zu schwanken begann und endlich Urban, als Caracciolo eines Tages sich auf der Jagd befand, zu einer geheimen Unterredung zu sich rufen ließ. Hier sprach sie offen mit ihm, legte ihm alle Verhältnisse unumwunden vor, gestand ihm geradezu ihre Neigung und die glänzendsten Verheißungen begleiteten das Geständniß. Urban, entgegnete ihr mit gleicher Offenheit, daß seine Anhänglichkeit an ihr, aber auch die Treue gegen seine Gattin unwandelbar sei.. Die Königin, durch diese Worte beleidigt, entließ ihn im höchsten Zorn.

Von Johanna zurückgekehrt, fand Urban seine Gattin in großer Gemüthsbewegung. Sie war in dieser Zeit augenscheinlich in einer sehr reizbaren Stimmung, die kleinste Begebenheit brachte sie außer sich, um so mehr der unvermuthete Befehl, welcher ihren Gemahl zur Königin rief. Als er mit ernstem, fast verstörtem Gesichte zu ihr eintrat, sank sie ihm zitternd um den Hals und beschwor ihn, ihr zu sagen was vorgefallen sei.

Urban, noch über das unweibliche Benehmen der Königin empört, glaubte ihr keine Schonung schuldig zu sein; vielleicht auch um seiner Gattin einen, wenn auch kleinen, Triumph zu gönnen, berichtete er ihr das Vorgefallene. Kaum hatte sie es vernommen, als ihre Furcht verschwand; sie wurde einen Augenblick nachdenkend, dann sagte sie rasch: Jetzt, mein Gemahl, rettet uns nichts als Flucht. Noch an diesem Abend laß uns fort von hier, hin nach Florenz, wo der Arm der Königin und ihres Günstlings uns nicht erreichen kann; dort finden wir eine Freistätte, dort nur ist Rettung für uns!

Urban lächelte und spottete ihrer Besorgniß.

Kennst Du Caracciolo so wenig? Kennst Du so wenig die Rache eines schwachen, wollüstigen Weibes? fuhr sie fort: Wer weiß, ob nicht schon der Dolch für Dich geschliffen, der Giftbecher gefüllt ist? Rette Dich, da es noch Zeit ist — rette mich! denn schon jetzt fühl' ich mein Blut wild durch die Adern rinnen. Bedenke Dich nicht, fliehe mit mir!

Fliehen, wo ich noch keine Gefahr sehe? entgegnete Urban: Nein, Constanze, so muthlos bin ich nicht, so leicht überlasse ich das Schlachtfeld dem Feinde nicht. Der Legat ist mein Gönner. Morgen in der Frühe übergeb' ich mich seinem Schutze. —

Morgen ist es zu spät, Urban! rief Constanze geängstigt: Auf meinen Knieen beschwör' ich Dich! rief sie, sich vor ihm niederwerfend: höre

nur dieses Mal auf mich, vertraue nur dieses Mal meiner trüben Ahnung!

Steh' auf, Constanze! erwiderte Urban fast unmuthig: Ich würde ja vor mir selbst erröthen, wollte ich mich von dem Augenblicke und Deinen Bitten hinreißen und mich zur Flucht nach Florenz bewegen lassen, wo ich fast ein Fremdling und ohne Bedeutung bin!

So wisse, sprach Constanze, sich erhebend: daß der Seneschall mich mit seiner Liebe verfolgt, mich schon verfolgte, ehe Du nach Constanz gingest; nicht allein der Königin wegen, deßhalb entfernte er Dich. Jetzt — o mir grauf't! — jetzt wird er Dich auf ewig von mir trennen.

Urban griff, indem Constanze sprach, nach seinem Schwerte, und ohne ein Wort zu erwidern, nahm er sein Baret und wollte gehen; doch die Gattin hielt ihn zurück. — Um Gottes willen, Urban, wohin willst Du?

Für den Frevel Rechenschaft fordern! erwiderte er kalt.

Willst Du Dich muthwillig verderben? warnte Constanze, ihn umklammernd: Willst Du mich verderben?

Laß mich! rief er heftig: Wo die Ehre den Mann ruft, muß er taub gegen jede andere Stimme sein, und tönte sie ihm vom Himmel herab! — Er riß sich los und verließ die Gattin.

So muß ich wieder zurück in die finstere Welt voll Leidenschaften und der Friede meines Herzens ist wieder dahin! rief sie, als sie Urban mit raschen Schritten dem Schlosse zueilen sah. Muth, Muth, armes, gequältes Herz! keine Freude soll Dir ungetrübt werden, Du hast sie ja selbst dem Schicksale zum Opfer gebracht! — Sie setzte sich an das Fenster, schien beruhigt, aber es war nur der dumpfe Schmerz, der sie betäubte. So saß sie Stunden lang, schon dämmerte es, Urban kehrte nicht zurück, schon senkte sich die Nacht, sie vernahm seine Tritte noch nicht; da sprang sie auf, ließ den Kastellan von Ischia, der sich gegenwärtig befand, rufen, befahl ihm, sie zu begleiten, warf ihren Mantel um und verließ die Wohnung.

Es war um die zwanzigste Stunde, als sie an das Thor des neuen Schlosses kam und eingelassen zu werden verlangte. Der Gemahlin Urbans glaubte der hier Befehlende es nicht verweigern zu dürfen; sie trat mit dem Kastellan ein und ging dem Portale zu. — Fast alle Fenster des Schlosses waren erleuchtet, es mußte ein Fest oder sonst eine freudige Begebenheit sein, welche die Veranlassung dazu gegeben. Ohne auf die Fragen des alten Antonio zu achten oder sie zu erwidern, schritt sie die Marmortreppe hinauf. Hier begegnete ihr Thomas Sanseverino; er erkannte sie. Wohin, Signora? redete er sie an: wohin wollt Ihr in dieser häuslichen Kleidung? Dort oben ist jedermann auf das Prachtvollste geschmückt, denn ein herrliches Fest wird da gefeiert. In dem Walde bei Pascarola hat der Seneschall einen ungewöhnlich starken Keuler mit etwas

unsicherer Faust angenommen, der ihn niedergerannt und ihm sein edles Lebenslicht ausgeblasen hätte, wäre ihm nicht ein Jäger mit seinem Jagdspiese zu Hülfe gekommen. Die glückliche Rettung des Günstlings wird da oben gefeiert; ich schlich mich im Unmuthe fort.

Da komme ich zur gelegenen Stunde! sagte Constanze bitter lachend.

Dame! unterbrach sie der edle Greis, die Forteilende zurückhaltend: Ihr seid aufgeregt, Euer Gemüth ist beunruhigt, ich lasse Euch nicht von hier, bis ich weiß was Ihr dort oben wollt.

Constanze zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann theilte sie dem alten Sanseverino ihre Unruhe mit.

So begleite ich Euch; sagte er, als sie geendet hatte: obgleich mir diese Marmorstufe ein glatter Boden sind, auf dem ich nur ungewiß stehe, so will ich Euch doch nicht verlassen. Tretet mit Eurem Begleiter hier in das Zimmer, ich will zur Königin gehen und versuchen, ob sie vor dem alten Sanseverino so viel Rücksichten hat, seinetwegen die Musik und den Tanz zu verlassen. — Er führte sie in das Zimmer, verließ sie und kehrte bald mit der Nachricht wieder, daß er sie, ohne ihren Namen zu nennen, bei der Königin als eine Dame angemeldet, die ein dringendes Gesuch bei ihr habe und an welcher er einigen Antheil nehme. Sie habe ihm auch zugesagt, sie noch heute Abend sprechen zu wollen, jedoch müsse sie sich gedulden, bis der Tanz beendet sei.

Dem edlen Greis für seine Bemühung dankend, erwartete Constanze mit anscheinender Ruhe den Augenblick, wo sie der Königin nahen dürfe.

Als Urban seine Wohnung verlassen hatte, um von dem frechen Günstling, seines unwürdigen Betragens wegen, Rechenschaft zu fordern, war dieser so eben von der Jagd zurückgekehrt und bei der Königin eingetreten. Johanna, durch ihre Unterredung mit Urban überdies aufgeregt, ward es noch mehr, als Caracciolo sie von der Gefahr, welcher er entgangen war, unterrichtete. Und nehmt Ihr wirklich so viel Theil an mir? fragte jetzt der Seneschall, welcher durch seine Kundschafter schon von der geheimen Zusammenkunft Urban's mit der Königin benachrichtiget und in welchem die Eifersucht rege geworden war. — Die Königin erröthete. — Urban Origlia war bei Euch, fuhr er heftig fort und ließ nun seinem Unmuthe die Zügel, machte ihr die heftigsten Vorwürfe, daß sie sich um die Gunst Origlia's bewerbe und ihn zu sich erheben wolle. — Die Königin leugnete und versicherte ihn, daß ihr Urban ganz gleichgiltig sei und ihr ferneres Betragen gegen ihn dies zeigen würde.

Nun, so gebt den Befehl, daß er gefangen genommen werde! sagte Caracciolo: Dies sei mir ein Beweis, daß Ihr mir die Wahrheit gesagt, Euer Herz mir treu ist und Ihr in keinem Verhältnisse mit ihm steht. — Die Königin war schwach genug, um ihren Günstling zu beruhigen, den Verhaftsbefehl zu unterzeichnen.

Kaum war dies geschehen, als man dem Seneschall meldete, daß der

Kämmerer Origlia in ſeinem Zimmer auf ihn warte. — Kommſt mir ja recht gelegen, junger Freund! rief er hohnlachend, ließ einen Offizier der Wache rufen und gab ihm im Namen der Königin den Befehl, Urban Origlia gefangen zu nehmen und ihn nach dem Kaſtell del Uovo zu führen.

Der Königin war die raſche Ausführung des gegebenen Befehles unangenehm, ſie mochte dies nicht genug verbergen können, denn der Seneſchall überhäufte ſie von Neuem mit Vorwürfen, und ihn zu beſänftigen, hatte ſie in aller Eile das Feſt, ſeine Rettung zu feiern, veranſtaltet.

Conſtanze hatte ſchon lange gewartet, noch kam kein Befehl der Königin, ſie zu ihr zu rufen; ſie ſchien darüber gelaſſen und mehr in dumpfer Ruhe, als aufgeregt zu ſein. Aber der alte Sanſeverino ward unwillig, ihm war es empfindlich, daß die Königin ihn ſo lange warten ließ; er kehrte in den Saal zurück und erinnerte Johanna an das ihm gegebene Verſprechen, die auch, nachdem ſie Caracciolo einige leiſe Worte geſagt, Sanſeverino befahl, mit der Dame in ihr Kabinet zu kommen und ſich dann in der Stille aus dem Saale entfernte.

Wie erſtaunte die Königin, als der Greis mit Conſtanzen in ihr Kabinet trat.

Meine Gegenwart wird hier nur ſtörend ſein, ſprach er, ſich vor der Königin verneigend: erlaubt, Hoheit, daß ich mich entferne.

Die Königin winkte ihm und er verließ das Zimmer. —

Jetzt ſtürzte Conſtanze zu den Füßen der Königin. — Hoheit! rief ſie: Iſt Euch das Andenken an meinen Vater noch werth, gedenkt Ihr ſeiner noch mit Liebe, ſo hört auf die Bitten ſeiner Tochter und rettet ihren Gemahl!

Kind! ſprach die Königin verlegen und hob ſie auf: Beruhige Dich, Du brauchſt nicht für Deinen Gatten zu fürchten, er ſteht unter meinem Schutze.

Unter Eurem Schutze? — Hoheit! ſagte Conſtanze, immer noch außer ſich: Wollt Ihr, könnt Ihr ihn ſchützen? Iſt es nicht genug, daß ich meinen Vater auf dem Blutgerüſte ſah, ſoll ich auch noch —

Schweig! unterbrach ſie die Königin unwillig und durch die Erinnerung an Pandolfello tief bewegt: Rufe mir jene Zeit nicht zurück.

Ach, könnte ich ſie Euch ſo blutig zurückrufen, wie ſie vor meiner Seele ſteht, daß ihre Erinnerung Euer Herz erweiche! ſprach Conſtanze: Gebt Urban frei! Gebt ihn frei.

Was hat er verbrochen? fragte ſie jetzt mit kühnem Muthe, als die Königin ſchwieg und ihr kein tröſtendes Wort ſagte: Iſt es ein Verbrechen, der Gattin treu zu ſein? Muß das Herz bluten, wenn es ſich ſträflichen Lockungen verſchließt? — Ja, Königin! ſagte ſie, von dem zornigen Blicke Johanna's nicht entmuthigt: Ich habe den Vater verloren, weil er Euch liebte, — ſoll ich den Gatten verlieren, weil er Euch nicht lieben kann? —

Soll ich ihn verlieren, weil Euer Günstling mit sträflichen Wünschen sein Auge auf mich warf?

Was sprichst Du? fuhr die Königin auf, Constanzens harte Worte, alles Andere vergessend, und nur noch hierauf hörend: Er, Caracciolo, auf Dich sein Auge geworfen, um Dich gebuhlt?

Ja, Königin, diesen Frevel zu rächen kam Urban auf das Schloß und er kehrte nicht wieder zurück.

Ah! seufzte die Königin: so sind wir beide betrogen!

Darum eilt, rettet Origlia! bat Constanze dringend: Gebt den Befehl, daß er aus dem Kerker, in welchem er sicher schmachtet, entlassen werde; eilt — ehe der Tod ihn erfaßt!

Sprich leise, Constanze, raunte ihr die Königin zu: Du weißt, diese Wände haben Ohren und mich däucht —

Arme Herrscherin Neapels! sagte die edle Frau mit stolzem Mitleid: Seid Ihr in Eurem Pallaste so wenig Herrin, daß Ihr vor dem Worte, das Euch entschlüpfen könnte, zittert? Habt Ihr so wenig Gewalt in Eurem Königreiche, daß Ihr nicht einmal den Eidam Pandolfello Alapo's seiner Haft zu entlassen wagt? Oder ist Euer Haß gegen ihn so stark, wie der des Seneschalls — o, so bedaure ich Euch! Ihr seid unglücklicher als ich, denn mir blieb im Unglücke der Muth; selbst da ich am Rabenstein unter dem blutigen Leichname des Vaters stand, verließ er mich nicht, und ich fühlte mich, obgleich die Tochter eines Gerichteten, nicht entehrt, ich fühlte mich muthig genug zur Rache, wie auch noch jetzt, da ich meinem Gatten in's Gefängniß folgen werde. Aber ehe ich dies thue, rief sie, und die Leidenschaft übermannte sie: durchrase ich die Straßen Neapels, rufe das Volk unter die Waffen, und sollte ich dann auf dem Schaffot für meine Kühnheit büßen, so bitte ich Euch, Königin, — sprach sie, und ihr ganzes Wesen war geisterhaft, — laßt es auf der nemlichen Stelle sein, wo mein Vater blutete.

Dies sagend, wankten ihre Kniee, ihr Auge umflorte sich, sie sank ohnmächtig zu Johanna's Füßen.

Als sie erwachte, sah sie Urban an ihrem Lager sitzen. Freudig blickte sie an ihm auf, aber als sie sich in einem düstern, ihr fremden Zimmer sah, das nur von dem Scheine einer ärmlichen Lampe erhellt wurde, war ihre Freude dahin.

So grausam waren sie doch nicht, sprach sie endlich: mich von Dir zu trennen, mein Gemahl; gelobt sei Gott, wir sind vereint! — Sie erhob sich von ihrem Lager und sank in die Arme des in stille Trauer Versunkenen. — Verliere den Muth nicht, Urban! tröstete sie ihn: So lange wir vereint bleiben, verläßt uns das Glück nicht, erst getrennt hört es auf, uns zu folgen.

Ob ich glücklich oder unglücklich bin, daran liegt mir wenig, Conſtanze! erwiderte er: Aber daß ich Dich elend gemacht, daß meine thörige Eiferſucht den Frieden Deines Herzens geſtört hat, das ſchmerzt mich, das wird mich ewig ſchmerzen. Wäre ich Deiner Mahnung gefolgt, hätte ich den Hof dieſer Königin verlaſſen, ſo ſäßen wir in ſtillem Frieden am Arno oder auf einem Schloſſe meines Vaters, am Strande des Meeres. — Aber es ſollte nicht, fuhr er unmuthig fort: mich riß die Leidenſchaft von dem ſtillen Wege und nun ſtehen wir, jedoch nicht muthlos, am Abgrunde. — Schön iſt das Leben mit all' ſeinen Freuden! rief er und ſein Auge ſtrahlte: Lieblich ſind die Roſentage der Jugend, doch herrlicher noch, ruht man an der treuen Bruſt eines holden Weibes; aber gern wollte ich mich von dieſen freundlichen Genoſſen meines Daſeins trennen, gern dem Leben Valet ſagen, wenn ich Dich nur beruhigt wüßte. Daß ich Dich elend gemacht, das iſt mein Schmerz, das drückt hier auf dieſer Bruſt ſchwerer als die düſtern grauen Mauern dieſes Zimmers.

Klage nicht, Urban! ſprach Conſtanze heiter: Du ziehſt mich nicht in Dein Schickſal. Ehe ich Dein Weib wurde, war ich ſchon dem Unglück verfallen; ich führte Dich an den Abgrund, in welchem wir untergehen werden. — Seit der Vater ſtarb, habe ich mich mit dem Tode vertraut gemacht, nur Du riefeſt mich zum Leben zurück und ſchließt ſich hinter uns beiden die Pforte, treten wir vereint in die Dämmerung der fernen, ewigen Zukunft, ſo laß uns das roſige Licht des Tages freudig verlaſſen, laß uns ruhig aus dieſer Welt gehen und in die Sternenwelt dort eintreten.

Du biſt gefaßter, Conſtanze; Du geheſt dem Schickſal muthiger entgegen als ich! ſprach Urban: Ich hatte mir das Leben ſo ſchön ausgeſchmückt, die Ehre wirkte mir den Purpur, der Kriegruhm flocht den Lorbeer um meine Stirn, Reichthum ließ mir keinen Wunſch unbefriedigt, und zwiſchen allen dieſen lieblichen Bildern ſaßeſt Du, das holdeſte Bild unter allen, auf einem von Roſen umſchatteten Throne und reichteſt mir die Schale, aus welcher ich des Lebens höchſte Wonne trank. — Und von Allem ſoll ich ſcheiden, Alles in Grabesnacht untergehen ſehen?

Von Allem? unterbrach ihn Conſtanze: Bleibe ich Dir nicht auch dort? Kann die Schale, mit des Lebens Wonne gefüllt, nur allein beglücken? Können der irdiſchen Liebe bunte Schwingen nur allein uns der Wonne entgegen tragen? — Nein, mein Gemahl, ich ahne höheres Glück. — Wenn die Strahlen der Sonne für uns ihre goldenen Fittige breiten, und wir auf ihnen an Myriaden von Welten vorüber ziehen, in Himmelsäther geläutert den Engeln entgegen ſtreben und jedes uns umwehende Lüftchen, jeder Ton der unſichtbaren Stimmen, die wir vernehmen, mit Liebe uns begrüßt und Liebe aus jedem Sonnenſtrahle, aus jedem Sterne uns entgegen lächelt, da wird Dir Deine Conſtanze noch holder erſcheinen, als auf dem von Roſen beſchatteten vergänglichen Throne, welche die Zeit

verwelken läßt und der Sturm entblättert. Mache Dich mit dem Tode vertraut, mein Geliebter, er rauscht über uns wie das Abendlüftchen durch die Gipfel der Platanen, wenn es das halbverwelkte Blatt auf seine Schwingen nimmt und es in unbekannte höhere Regionen trägt; er löscht seine Fackel wie der Nachtwind das matte Lämpchen des müden Pilgers, damit er sanft schlummern kann und zum schönern Morgenroth wieder erwache. Mache Dich mit ihm vertraut, Urban, er wird kommen, mir ist, als höre ich schon das Rauschen seiner Flügel.

So tröstete ihn die edle Frau, die schon längst mit dem Leben abgeschlossen, den Tod als einen freundlichen Boten schönerer Zukunft erkannte. Sie war glücklich, mit dem Gatten zu leiden, und ward ihr auch nicht die stille, duldsame Ergebung Katharina's, war ihr doch ein höherer Muth geworden.

Aber nach wenigen Tagen schon sollte sie noch härtere Prüfung erfahren. Ein Page trat in das Gefängniß und benachrichtigte sie, daß die Königin im Castell sei und sie sprechen wolle. Constanze folgte ihm und fand in dem Zimmer eines abgelegenen Thurmes — den Seneschall statt der Königin.

Der Freche verlangte für die Freiheit ihres Gatten einen Preis, der sie empören mußte. Mit stolzem verächtlichen Schweigen beantwortete sie den entehrenden Antrag, wandte ihm den Rücken und blieb bei allen seinen Schmeichelworten, bei allen seinen Drohungen stumm.

Nun, so versucht, ob die Einsamkeit Eure Tugend stärke, stolze Dame! sprach er nach manchem listigen Versuche, sie plötzlich verlassend. Die Thür schloß sich hinter ihm, sie blieb von ihrem Gatten getrennt, in qualvoller Ungewißheit über sein Schicksal allein, eine Gefangene. Aber das Vertrauen auf Gott war nicht von ihr gewichen, wie einst; im Gebet fand sie noch Trost.

Sie sah in ihrem neuen Kerker niemand, weder Katharina, noch Margaritta durften zu ihr, sie zu trösten. Selbst der Königin war die Trennung von dem Gatten ein Geheimniß; nur der verhaßte Caracciolo kam zuweilen zu ihrer Qual, doch blieb auch dann ihr Mund für ihn verschlossen.

Indessen rückte Sforza, nachdem er Florenz verlassen und alle Abtheilungen seines Heeres bei Arezzo versammelt hatte, gegen Rom vor; aber kaum bis Orvietto gekommen, überraschte ihn die Nachricht, daß Braccio Rom verlassen und mit seinem Heere bei Viterbo angelangt sei. Er machte Halt und sandte Kundschafter aus, ihm von der wahren Beschaffenheit und Stärke des feindlichen Heeres Nachricht zu bringen. Durch sie erfuhr er, daß Braccio, 10,000 Mann stark, in Viterbo stehe und ihn dort zu erwarten schiene; das Heer sei in gutem Zustande, nur der Reiterei

fehle es hier und da an tüchtigen Pferden; auch habe er mehr Geschütz wie gewöhnlich bei sich.

Sforza war über diese Nachrichten nicht wenig erstaunt, aber auch erfreuet. Er hatte zwar die Streitkräfte seines Gegners richtig geschätzt, allein nicht erwartet, daß er ihm, der über die Hälfte stärker und selbst an Reiterei überlegen war, auf offenem Felde entgegenrücken würde. Daß er sich nicht allein auf die Vertheidigung Viterbo's einschränken, sondern ihm die Schlacht anbieten werde, war er nun gewiß, denn wollte sich Braccio hinter Mauern vertheidigen, so wär' er lieber in dem weit mehr befestigten Rom geblieben. Doch dies kümmerte Sforza wenig — er rückte bis Palsena vor, Braccio ihm bis Monte Fiascone entgegen.

Am andern Morgen standen die Heere in Schlachtordnung einander gegenüber. Braccio's linker Flügel hatte sich an einen See gelehnt, der rechte an Monte Fiascone, das er mit Fußvolk besetzt hatte. Seiner Schlachtordnung gegenüber stand Sforza mit seinem selbstgeworbenen Heere; Franzesco Ursini's Haufen überflügelte den Feind, der, von der Stadt gedeckt, auf ihn keine Rücksicht zu nehmen schien. So standen sie bis Mittag einander unbeweglich gegenüber, Keiner wollte seine vortheilhafte Stellung verlassen. Als endlich Sforza, über den Verzug ungeduldig, das Zeichen zum Angriff geben wollte, kam sein Sohn Franzesco, welcher im Hintertreffen die Mailändische und Florentinische Reiterei befehligte, zu ihm gesprengt, machte ihn aufmerksam, daß Ursini's Haufen, keinen Feind gegen sich habend, in seiner Stellung nichts nütze, und die wenige Beachtung, welche Braccio dieser bedeutenden Macht würdige, ihm auffallend sei. Er rieth dem Vater, Ursini mit seinen Fahnen in das Hintertreffen zu stellen, um so seiner auf jeden Fall gewiß zu sein. Aber der Konnetable lächelte: Du wirst doch nie Zutrauen zu den Menschen gewinnen! sagte er fast zürnend: Glaubst Du, daß ein Krieger im Stande wäre, am Tage der Schlacht seinen Feldherrn verrätherisch zu verlassen?

Nun, so erlaubt wenigstens, Vater, bat Franzesco: daß ich mich mehr links ziehen und sie im Auge behalten darf. Am See, wo das Gestrüppe sich mehr für das Fußvolk eignet, bin ich überdies nichts nütze.

Nun, wie Du meinst! erwiderte Sforza ungeduldig, daß durch Franzesco's Gespräch das Beginnen der Schlacht aufgehalten wurde, und befahl den Constablern, durch das Abbrennen des Geschützes das Zeichen zur Schlacht zu geben.

Jetzt begannen mit dem Kanonendonner die Trompeten zu schmettern, die Trommeln zu wirbeln. Wie eine dunkle, gewitterschwere Wolke zog das Heer langsam dem Feinde entgegen. Dicht am See rückte das Fußvolk, unter Micheletto, gegen die hinter dem Gestrüppe aufgestellten Feinde; ihm zur Seite zog die Reiterei, welche aus Sforza's selbstgeworbenen Küraſſieren und den Fahnen der Neapolitanischen Barone bestand, von Santoparente angeführt, der feindlichen Reiterei entgegen, während der

übrige Theil des Fußvolkes, welcher der Reiterei zur Linken ſtand und von den beiden Brüdern Sforza's, Franzesco und Bartholo, angeführt wurde, mit dem größten Theile des Geſchützes gegen Monte Fiascone vorrückte; ihnen folgte Franzesco Sforza mit ſeinen 4000 Geharniſchten. Die Urſini, auf dem linken Flügel, erhielten, da ſie keinen Feind vor ſich hatten, den Befehl, ſobald Sforza bis auf die Höhe vorgerückt ſei, ſich um Monte Fiascone herumzuziehen und dem Feinde in den Rücken zu fallen.

Braccio ſtand in ſeiner vortheilhaften Stellung unbeweglich. Ein wohlgeordnetes Feuer aus dem Geſchütz empfing die Anrückenden; ſeine Armbruſtſchützen, in dem Geſträuche längs dem See vertheilt, thaten dem Fußvolke Sforza's bedeutenden Schaden; doch bald griff ſie Micheletto in geſchloſſenen Reihen an und warf ſie auf die mit Piken Bewaffneten zurück; jetzt wurde die Schlacht allgemein. Braccio, der ſeine ganze Reiterei zwiſchen Monte Fiascone und dem See vereinigt hatte, warf ſich in dem Augenblicke, als eben der Konnetable zu dem Fußvolke gejagt war, um den Angriff auf die Stadt zu leiten, auf Santoparente, brachte die Neapolitaniſche Reiterei bald in Unordnung, und hätten nicht Sforza's Küraſſiere ihm längern Widerſtand gethan, ſo hätte dieſer Angriff allein ſchon die Schlacht entſchieden. Aber Franzesco, die Urſini aus den Augen laſſend, eilte zur Hülfe herbei; Braccio, der ihn anrücken ſah, wartete deſſen Angriff nicht ab, ließ den errungenen Sieg fahren und zog ſich, obgleich hier noch an Reiterei überlegen, wieder hinter einen Graben zurück, wo er gegen den Angriff ſichergeſtellt war. Indeſſen hatte Micheletto die feindlichen Armbruſtſchützen vor ſich hergetrieben, war in die dichten Glieder der mit Spießen Bewaffneten eingedrungen und ſchon manche Fahne Braccio's floh zerſtreut. Doch konnte auch er ſeinen Sieg nicht verfolgen, da die Reiter, durch den Graben an einem Angriff gehindert, nicht gleiche Linie mit ihm halten konnten.

Eben wollte Franzesco Sforza ſich wieder näher an die Urſini ziehen, als dieſe in dem Augenblicke, da der Konnetable Monte Fiascone angriff, die ihm befohlene Bewegung ausführte und mit ſeiner ganzen Abtheilung welche aus 4000 Reitern nnd 1000 Mann zu Fuß beſtand, dem Feinde in den Rücken kam. — Braccio verließ nun den ihn ſchützenden Graben und rückte raſch dem Urſini entgegen. Dies benutzte Santoparente, umging den Graben und ſtellte ſich in gleicher Linie mit Micheletto auf; auch Franzesco rückte jetzt vor und Sforza glaubte ſchon die Schlacht gewonnen. Aber in dem Augenblicke, als ſich eben Santoparente auf die Reiterei Braccio's warf und ihnen ſchon im Rücken war, ſah der Konnetable die Reiterei der Urſini ſich mit der des Braccio freundſchaftlich vereinigen, beide ſich gegen ſeinen Sohn wenden, und ehe noch Santoparente ihm zu Hülfe kommen konnte, auf ihn anrücken. — Franzesco machte mit kaltem Blute und großer Ordnung eine rückgängige Bewegung, gab dadurch Santoparente Zeit, ſich ihm anzuſchließen, und nun, da er die Unmög-

lichkeit einsah, das Gefecht zu vermeiden, Sforza selbst, der indeß das Geschütz von der Stadt ab nach der feindlichen Reiterei hatte richten lassen, zu ihm stieß, so wandte er sich, setzte sich an die Spitze der Mailänder, ließ zum Angriff blasen und stürmte dem Feinde entgegen. Schon war es ihm gelungen, die Glieder des Braccio zu trennen, schon war der feindliche Feldherr in der Flucht der Seinen mit fortgerissen, als Franzesco Ursini, ihn überflügelnd, gegen ihn anrückte und so den Fliehenden Zeit gab, sich wieder zu sammeln.

Mörderisch wüthete jetzt das Gefecht. An 17,000 Reiter standen nicht mehr sich gegenüber, sie waren in einen wilden Haufen aufgelöst und kämpften Mann gegen Mann, die Lanzen waren unbrauchbar, das Schwert allein mußte entscheiden. Das Fußvolk auf beiden Flügeln hielt im Gefecht an, denn der Kampf der Reiterei mußte entscheiden; auch das Geschütz schwieg; es hätte Freund und Feind getroffen.

Auf der Seite Braccio's focht die große Uebermacht, auf der Seite Sforza's das bessere Kriegvolk und die Verzweiflung. Sforza, gegen die Fahnen der Ursini seine besten Streitkräfte gerichtet, suchte diesen im Gefechte auf; nicht der Konnetable focht, Mutius Attendolo Sforza war es, der mit dem mächtigen Schwert in starker Faust, gleich dem Tode mit seiner Sichel, Alles vor sich her niedermähte. Franzesco Sforza widerstand dem Braccio muthig, seine Geharnischten, mit Begeisterung ihrem jungen Führer folgend, wichen nicht; noch war, trotz Uebermacht und Verrätherei, der Kampf nicht entschieden; noch sah man die Riesengestalt Sforza's auf seinem schwarzen Streitrosse, den weiß und schwarzen Federbusch seines Helmes im Winde wehen und die Fahne von Neapel flatterte noch neben ihm hoch in der Luft; die Victoria lächelte noch Keinem.

Da erblickte Sforza in dem dichtesten Gedränge den Verräther Ursini; rücksichtlos drang er vor und brach sich Bahn bis zu ihm; Antonio Vilani, der ihm während des ganzen Gefechtes nicht von der Seite gewichen war, stürzte sich mit ihm in die dichten Reihen der Feinde, suchte ihm den Vorsprung abzugewinnen und den Kampf mit Ursini selbst zu bestehen. Aber Sforza stürmte immer voran, sein Schwert öffnete die Reihen, Alles wich vor der Riesengestalt des Helden; da traf von hinten eine Streitaxt die Schiene seines Helmes, der Helmkragen sprang aus einander, ein Römischer Edler, Graf Brandolino, gewahrte das, zielte mit fester Faust auf diese Blöße, und während Sforza, den Hieb der Streitaxt wenig beachtend, Alles vor sich niederwarf, rannte jener dem Helden die Spitze seiner Lanze tief in's Genick. Sforza taumelte, hielt sich jedoch mit der Linken an dem Halse seines Pferdes fest, und seine Rechte brachte dem Feinde noch Tod und Verderben, während Antonio auf Ursini gestoßen und mit diesem im Kampfe begriffen war. Santoparente, der seinen Freund verwundet und von den Feinden umringt sah, drang bis zu ihm, erfaßte die Zügel seines Rosses, und trotz alles Widerstrebens, riß er den Schwer-

verwundeten aus dem Gefechte. Aber in dieſem Augenblicke ertönte der laute Siegesruf der Feinde. Sforza flieht! hallte es durch die Lüfte. Antonio ſchaute ſich um, ſah ſeinen zweiten Vater verwundet das Schlachtfeld verlaſſen, ſah den Feind ihm nachjagen; da erfaßte ihn wilde Verzweiflung; er brach den Kampf mit Urſini ab; drängte ſich hinter die den Konnetable Verfolgenden und warf ſich mit den Wenigen, die er um ſich ſammeln konnte, unter dem lauten Feldruf: Sforza! Sforza! auf ſie. Sie ſtutzten, wandten ſich, der Jüngling drang in ihre Reihen und ſank, durch hundert Schwerter niedergeſchmettert, zu Boden; Sforza war gerettet.

Franzesco, dieſen Ausgang des Gefechts von dem Augenblicke der Verrätherei Urſini's vorausſehend; hatte ſo viel als möglich ſeine Schaar dicht beiſammen gehalten, und als er jetzt Santoparente's und ſeines Vaters Flucht in der Ferne erblickte, ſah er, daß die Schlacht unwiederbringlich verloren und nur noch auf den Rückzug zu denken ſei. Auch Micheletto hatte ſich ſchon früher auf die Straße nach Orvietto gezogen und ſich dort hinter einem Hohlwege aufgeſtellt; zu ihm zog ſich Franzesco, jedoch nicht ohne Verluſt, da es ihm ſchwer wurde, das Gefecht abzubrechen. Das Fußvolk, unter Franzesco und Bartholo Attendolo, welches auch während des Gefechtes der Reiterei mit dem Angriffe auf Monte Fiascone eingehalten hatte, ſtellte ſich zur Vertheidigung des Geſchützes auf, deſſen Feuer den Feind im Verfolgen aufhielt. Aber endlich mußten auch ſie weichen, und wäre Franzesco nicht wieder vorgerückt, ſie aufzunehmen, ſo würde dieſer Theil des Fußvolkes gänzlich verloren geweſen ſein; ſo aber retteten ſich die Meiſten noch und ſchloſſen ſich an Micheletto an. Das ſämmtliche Geſchütz fiel in die Hände des Feindes, an 1000 Reiter waren getödtet, 1700 gefangen genommen, unter denen 40 Hauptleute; das Fußvolk hatte am wenigſten verloren.

Braccio, der die ruhige Haltung der geſchlagenen Feinde bewundern mußte, verfolgte die ſich Zurückziehenden nicht mit ſeiner ſonſt gewohnten Thätigkeit; er überließ es dem Urſini, neue Lorbeern zu pflücken, deſſen Eifer aber an dem Muthe Franzesco's abprallte. So gelangte das geſchlagene Heer, nur wenig von dem Feinde beunruhigt, nach Orvietto, wo Santoparente den Befehl des Heeres, Micheletto den des Fußvolkes, Franzesco den der ſämmtlichen Reiterei übernahm. Die beiden Brüder Attendolo aber, zwar nur leicht verwundet, begleiteten Sforza nach Florenz, wohin er ſich, trotz ſeiner Wunde, bringen ließ.

Die Nachricht von der verlorenen Schlacht, der größeſten und blutigſten, die je von Condottieris geſchlagen worden war, ſetzte ganz Italien in Bewegung, nur in Neapel, beſonders am Hofe, nahm man ſie gleichgiltig auf. Caracciolo freute ſich, daß es ihm gelungen war, Sforza mit einem

Schläge zu demüthigen; denn nie, glaubte er, könne er ſich von dieſer Niederlage wieder erholen. Er dankte in einem verbindlichen Schreiben dem Urſini, daß er den von ihm angelegten Plan ſo meiſterhaft ausgeführt habe, und obgleich dem Legaten, welcher auf die Unterſtützung von Geld und Mannſchaft drang, die möglichſten Verſprechungen gethan wurden, ſo ging doch kein Goldſtück, keine Fahne zur Wieder-Inſtandſetzung des geſchlagenen Heeres ab.

König Jakob, der in der Hülfe des Papſtes und ſelbſt in Sforza ſeine einzige Stütze verloren zu haben, und ſein Leben und ſeine Freiheit von Neuem gefährdet glaubte, verließ eines Tages den Pallaſt, beſtieg unter dem Vorwande, nach Procida eine Luſtfahrt zu machen, ein bereit gehaltenes Schiff, und Caracciolo, ſehr gut von ſeiner Abſicht unterrichtet, froh, ſich auch ſeiner entledigt zu ſehen, legte ihm keine Hinderniſſe in den Weg. Aber zu ſeinem Erſtaunen ſchiffte der König nicht, wie er geglaubt, nach Frankreich über, ſondern landete in Tarent, einer ihm als Eigenthum übergebenen Stadt. Dort wohnte die Witwe des verſtorbenen Königs Ladislaus, Maria, welche unter dem Volke und den Großen einen bedeutenden Anhang hatte, und welche Jakob mit dem Hofe unzufrieden glaubte. Er ſuchte Hülfe bei ihr, doch ſie verſagte ſie ihm, und er, von Allen verlaſſen, verkaufte ihr das Fürſtenthum Tarent und ſchiffte ſich nach Frankreich ein, wo er ſpäterhin in Beſançon im Kloſter der Franziskaner als — Mönch ſtarb.

Nun war Caracciolo von allen ſeinen Gegnern befreit und unumſchränkter Gebieter der Königin und des Reichs. Nur den Papſt fürchtete er noch und ſchmeichelte ihm deßhalb; aber, da er die beiden Colonna's durch ſeine Freigebigkeit an ſich gefeſſelt hatte, glaubte er ſich auch hier ſicher geſtellt, beſonders da Martin der Fünfte ſeit der Nachricht von der Flucht des Königs, vielleicht auch durch die verlorene Schlacht von Viterbo nachgiebiger geworden, dem Legaten endlich den Befehl gab, die Königin zu krönen. Die Gelder, welche zur Wieder-Inſtandſetzung des Heeres ſo nothwendig geweſen wären, wurden nun zu dieſer Feierlichkeit verwendet, und kurze Zeit nach der Flucht des Königs ſah ſich Johanna mit der Krone geſchmückt.

Sforza lag indeſſen an ſeiner Wunde ſchwer darnieder, auch hatte ihn der Tod Antonio's hart getroffen. Braccio, von deſſen Verhältniſſe zu dem Konnetable unterrichtet, hatte ſo edel gehandelt, ihm die Leiche Antonio Vilani's nach Orvietto zu ſenden, von wo ſie Sforza nach Florenz bringen, ihn dort einbalſamiren und feierlich beſtatten ließ. Joſepha war ſeine Pflegerin, und ſo ſehr ihr auch Sforza's Schickſal zu Herzen ging, ſo ſehr ſie den Verluſt Antonio's beweinte, vermochte ſie doch, ihren Kummer in ſeiner Gegenwart zu unterdrücken, und heiterte das Gemüth des vom Schickſal hart Betroffenen durch die Beweiſe ihrer ſanften Liebe und durch ihre zarte Pflege oftmals auf.

Die verlorene Schlacht, die erste, wodurch sein Kriegerruhm gefährdet, sein Heer zertrümmert war, hatte ihn tief gebeugt, aber nicht entmuthigt. Mit Ruhe und Fassung übersah er seine Lage, gab die nöthigen Befehle zur Instandsetzung des Heeres, dem Braccio immer noch, wider Vermuthung, in Orvietto Ruhe gönnte, und sandte seinen Sohn nach Mailand, um den Herzog, in dessen Gunst er stand, zu neuer Hülfe zu bewegen; er selbst war in Florenz thätig. Zwar fand er Gurello Origlia nicht mehr dort, indem dieser sich nach Neapel begeben hatte, um sich, wo möglich, für seinen Sohn zu verwenden. Aber doch hatte er gleich, nachdem er den Ausgang der Schlacht erfahren, die nöthigen Anstalten getroffen, daß Sforza eine bedeutende Summe ausgezahlt wurde und sich bei den Mediceern für ihn verwandt. Cosmus Medicis schoß auch dem Konnetable große Summen vor, und bald durchzogen Sforza's Werber mit gefülltem Seckel die nördlichen Provinzen Italiens, und haufenweise strömte das Volk zu seinen Fahnen. Der Papst, von Natur geizig, suchte ihm zwar durch seinen Einfluß Hülfe von Neapel zu verschaffen, öffnete jedoch seine Schatzkammer nicht, obgleich der Krieg nur seinetwegen geführt wurde, und vertröstete Sforza von einem Tag zum andern mit der versprochenen Hülfe an Geld und Mannschaft, die aber nie aus Neapel eintraf; endlich zahlte er ihm eine unbedeutende Summe.

Bei der Nachricht von Sforza's Verwundung und Antonio's Tode, hatten Katharina und Margaritta schnell Neapel verlassen und sich auf die Reise nach Florenz begeben, wo sie nach manchen überstandenen Gefahren glücklich ankamen. Sie fanden Sforza noch auf seinem Krankenlager und neben ihm Josepha, welche bei ihrem Eintreten auf Margaritta zustürzte und unter Thränen sie in ihre Arme schloß. Margaritta erwiderte zwar der Mutter Zärtlichkeit, schwieg aber bei ihren Klagen, und als sie dem Vater ihre Hand reichte und dieser mit dem Ausrufe: Mein armes Kind! sie an sich zog, drang zwar eine Thräne in ihr Auge, aber ihr Antlitz blieb unumwölkt, als ob sie den Verlust ihres Geliebten nicht fühle.

Du erschreckst mich, Margaritta! sagte Sforza: Ist denn alles Gefühl aus Deiner Brust verbannt? Geh' in die Kirche des heiligen Franziscus, dort wirst Du ihn finden; ein einfacher Sarg verschließt das, was Dir das Theuerste auf Erden war. Dringt auch da keine Klage, kein Seufzer aus Deiner Brust, nun, dann wappne sie mit Stahl und biete sie der Lanze und dem Schwerte dar; mir soll es gleich sein.

Laß die Arme! raunte ihm Katharina leise zu: Ihr Schmerz ist tief, wenn auch stumm.

Katharina, begann jetzt der Konnetable, ihre Hand fassend: hier steht Josepha, von der ich mit Dir so oft gesprochen; es ist Margaritta's Mutter,

ein braves, edles Weib. Reiche ihr freundlich Deine Hand und ſag' ihr ein trauliches Wort, damit ſie Dir ohne Zagen nahen kann.

Seid mir willkommen, Joſepha! ſprach Sforza's Gattin mit dem Zauberton, der ihr alle Herzen zu eigen machte: Seid mir herzlich willkommen, Freundin meines Gemahles aus jenen Tagen, wo er noch nicht in der Liebe Glück ſein Paradies zu finden glaubte. Ich reiche Euch von Herzen die Hand. — Joſepha ergriff die Dargereichte raſch und preßte ſie an ihre Lippen.

Nicht ſo, Joſepha! ſprach Katharina, ſie ſanft an ſich ziehend: Wir haben uns beide einen Platz in ſeinem Herzen errungen, und wie dort, ſo müſſen wir auch hier neben einander ſtehen. Ihr habt in den Stürmen des Lebens, nach ſchwerer, harter Prüfung Euer Herz bewahrt und es rein erhalten; Ihr habt, ſo wie mir mein Gemahl oft erzählte, mit ſanfter Ergebung ſeine Härte und Euer Unglück erduldet, waret ihm jetzt liebende Pflegerin und ſeid ſeines Kindes Mutter, eines Kindes, das mir ſo werth und theuer geworden iſt; das alles gibt Euch ein Recht auf mein Herz. Vergeßt, daß der Stand uns trennt, vergeßt, daß Euch die Liebe zu Sforza fehlen ließ und nahet mir mit offenem Zutrauen und herzlicher Liebe. Während Ihr an dem Krankenlager meines Gatten ſorgtet, ihm ſeine Kiſſen rücktet, ſeine Schmerzen lindertet, habe ich die Thränen Eures Kindes getrocknet; jetzt thun wir dies alles gemeinſchaftlich.

Ja, Mutter, nahm Margaritta das Wort: mich hat Gott einen Engel zugeführt, einem Engel an Tugend und Milde. Verehrt ſie wie eine Heilige, aber liebt ſie auch wie eine Schweſter.

Edle Frau, ſagte Joſepha: meine Achtung, meine Verehrung habe ich Euch ſchon lange gezollt; meine Dankbarkeit vermag das betrübte Mutterherz nicht auszuſprechen und meine Liebe — uns trennt ſo Manches! Es iſt zwiſchen Euch und mir eine ſo weite Kluft; vielleicht zieht mich Eure Sanftmuth, Eure Güte hinüber; jetzt aber fühle ich noch nicht den Muth in mir, es zu wagen, denn Ihr ſteht zu hoch über mir. Erlaubt deßhalb, daß ich in beſcheidener Entfernung von Euch bleibe und Euch, der Heiligen, die dienende Schweſter ſei.

Mutter, raunte ihr jetzt Margaritta zu; der Vater hat ſicher mit ſeiner Gattin über ſo manches Wichtige zu reden; wir wollen uns entfernen. Kommt, führt mich zu Antonio's Grabe.

Willſt Du mich ſchon verlaſſen? fragte Sforza die Wegeilende.

Laß ſie! unterbrach ihn Katharina: Es zieht ſie nach ihm, laß ſie nur hin wo er ruht.

Margaritta entfernte ſich mit ihrer Mutter und ging nach der Franziskaner-Kirche. Als ſie die hohen Hallen des Gotteshauſes betraten, der Glöckner das Gewölbe öffnete, in welchem die ſterbliche Hülle Antonio Vilani's beigeſetzt war, Margaritta hinunterblickte und die kalte Todtenluft ſie anwehte, erbleichte ſie, wandte ſich ſchnell, eilte nach einem Altar,

über welchem ein Bild der Mater dolorosa hing, warf sich auf die Stufen nieder und betete. Als sie ihr Gebet beendet, kehrte sie gestärkt zu der Mutter zurück und schritt mit Muth und Fassung die Stufen hinab.

Sein Körper ist einbalsamirt? fragte sie jetzt: Cosmus Medicis hat die Specereien dazu gesandt, wie ich vernommen. — Der Glöckner bejahete es. — So öffnet den Sarg, daß ich ihn noch einmal sehe! —

Klopfet nicht an die Pforte des Todes! sagte der alte Diener des Gotteshauses ernst: Gönnt den Todten ihren Schlummer.

Sein Schlaf ist tief, antwortete Margaritta: meine Seufzer, meine Klagen werden ihn nicht stören, meine Thränen ihn nicht erwecken. Oeffnet!

Auch die Mutter bat, aber sie bestand auf ihrem Willen. — Der Glöckner zögerte. — Alter Mann, sprach sie: Ihr meint es gut mit mir, wollt mir einen schmerzlichen Anblick ersparen; aber ich sah ihn ja schon so oft in meinen unruhigen Träumen, bleich, entstellt, sein Gesicht von Wunden zerfetzt; laßt mich ihn auch sehen, wie ihn der Tod gebettet hat. Oeffnet den Sarg; mir ward unter den Lebenden der Muth! auch unter den Todten wird er mich nicht verlassen!

Schweigend, die Jungfrau anstaunend, welche mit männlicher Fassung an dem Sarge ihres Bräutigams stand, öffnete ihn der Glöckner, hob den Deckel ab, und als er das Leichentuch, welches den Todten bedeckte, zurückschlagen wollte, rief Margaritta unwillkürlich: Haltet ein! — Verwundert sah sie der Alte an, die Mutter erfaßte ihre Hand, wollte sie von dem Orte der Schrecken wegziehen; sie aber sagte lächelnd: Bangt nicht für mich, ich fürchte seinen Anblick nicht, ich wollte nur noch einmal sein Bild so recht lebendig in mir auffassen, sein liebes Bild, wie er oftmals vor mir stand, wenn die Liebe wild und doch so sanft aus seinem Auge auf mich strahlte, ich wollte dies schöne Bild recht fest halten, damit sein Anblick es mir nicht vielleicht für immer verwischen möchte. Schlagt das Tuch zurück! befahlt sie jetzt: Zeige Dich mir, Antonio, zeige Dich, mir werth im Tode wie im Leben! — Starr blickte ihr Auge auf den Entschlafenen, thränenlos, aber brennend, schaute es hin. — Keine Spur mehr des holden, schönen Angesichts! Von der Feinde Schwertern zerfetzt und entstellt, gleicht es keinem menschlichen Antlitz, und doch erkenn' ich Dich wieder, Antonio! rief sie, dem Sarge näher tretend: doch spricht auch aus Deinem geschlossenen Auge die treue, unwandelbare Liebe zu mir. Ach! und die Hand, welche so oft die meine drückte, die treue Rechte, sie liegt abgehauen neben Dir, die feindliche Lanze durchbohrte das Herz, das nur für mich schlug, und Deine Margaritta war so fern, Du wolltest nicht, daß sie mit Dir in den Kampf zöge, sie konnte Dich nicht schützen — nicht mit Dir sterben! Schlaf' wohl, schlaf' sanft, bald bin ich bei Dir! — Sie beugte sich über ihn und preßte mit Heftigkeit ihre Lippen auf die seinen. — Hüllt ihn wieder ein! sprach sie dann: Gute Nacht, Antonio!

— Dies ſagend, wandte ſie ſich, ſchritt die Stufen des Gewölbes hinauf, und als der Deckel des Sarges tönend ſich ſchloß, ſeufzte ſie tief auf. — Nun iſt Alles dahin! ſprach ſie dumpf vor ſich und ſchritt wieder zu dem Altare der Schmerzenmutter. Hier knieete ſie nieder. Heilige! betete ſie: haſt Du es ſchmerzlich empfunden, als Du den Sohn verloreſt, ſo fühleſt Du auch die Schmerzen einer unglücklich Liebenden, welcher der Tod den Geliebten in der Blüthe ſeines Lebens nahm. Sei barmherzig, erhöre mein Gebet, Heilige! Sende einen Deiner Engel zu mir, aber keinen der lichten Seraphe — den Todesengel ſende, daß ſein Pfeil mich treffe und mich wieder mit ihm vereine. Laß mein gebrochenes Herz nicht lange bluten. Gnadenreiche! ſchenke mir einen baldigen, einen ſchnellen Tod!

Mutter! ſprach ſie, als ſie eben das Gotteshaus verließen: Die Heilige hat mein Gebet erhört, ſie winkte mir freundlich zu und drückte das Schwert und den Dolch tiefer in ihre Bruſt; ſie hat meinen Schmerz gefühlt.

Kind, bat die Mutter: frevle nicht! Ergib Dich in Demuth dem Schickſal und dulde, was Tauſende dulden müſſen. Ach! wenn der Tod den Geliebten von uns reißt, das iſt noch nicht das Schmerzlichſte, aber wenn es die Untreue that — doch, laß uns heim gehen! Vielleicht findeſt Du an meiner und Katharina's Bruſt die Thränen wieder, ſie ſind ein lindernder Quell, der mir nur zu oft verſiegte.

Sie kehrten nun nach Hauſe zurück. Aber ſelbſt Katharina's ſanftes Wort konnte die Quelle nicht öffnen, nur in der Gegenwart des Vaters ſchien ſie freundlich. War ſie aber bei der Mutter, dann überließ ſie ſich ganz ihrem Schmerze.

Die Hülfe von Neapel blieb immer noch aus, und ſtatt Geld und Soldaten ſandte Caracciolo nur Verſicherungen ſeiner Ergebenheit und leere Verſprechungen und ſo wurde es Sforza leicht, den Papſt zu überzeugen, daß Caracciolo Seine Heiligkeit nicht mit Ernſt unterſtützen, ſondern ihn immer nur von ſich abhängig machen, ihn, Sforza, aber verderben wolle; jedoch konnte er den Papſt zu keinem entſcheidenden Schritte vermögen. Dieſer, welcher der Königin in Betreff ſeiner Familie ſo ſehr verpflichtet, und dem die Ausſicht, den Colonna's ein glänzendes Loos in Neapel zu verſchaffen, zu lockend war, konnte und wollte nicht öffentlich mit Johanna brechen und ſuchte ihre Freigebigkeit für ſeine Verwandten ſo lange als möglich zu benutzen. Da aber Sforza ſah, daß ſein Einfluß in Neapel verloren ſei, Caracciolo ihm durch Urban's und Conſtanzens willkürliche Gefangenſetzung offenbar zeigte, daß er ſein Feind ſein wolle, und der Papſt nicht Mittel und guten Willen genug hatte, ihm, wie er es verlangen konnte, beizuſtehen, ſo dachte er auf andere Mittel, ſeinen Einfluß und ſeine Macht in Neapel zu behaupten.

Die alte Liebe zu dem Hause Anjou war in ihm erwacht, er schrieb an König Ludwig und übersandte ihm Briefe von einer bedeutenden Anzahl Barone, welche ihn einluden, Besitz von dem ihm, dem Erbrechte nach, gehörigen Königreiche zu machen und versprach ihm mit seinem Heere alle nur mögliche Hülfe. Der Papst, um doch einen Schritt für Sforza und Ludwig von Anjou zu thun, ließ bei Gelegenheit der Krönung Johanna's eine Bulle ausfertigen, worin er die Rechte des Hauses Anjou auf den Thron von Neapel verwahrte und in bestimmten Ausdrücken sagte, daß diese Krönung nicht zum Nachtheil des Hauses Anjou geschehen sei; er behauptete sogar, daß diese in ihrer völligen Kraft erhalten werden und, im Fall die Königin Johanna ohne männliche Nachkommen sterben, das Reich Ludwig von Anjou zufallen solle. — Ludwig, schon lange von unzufriedenen Neapolitanischen Großen, die seinem Hause anhingen, eingeladen, mit gewaffneter Hand nach Neapel zu kommen, ergriff diese Gelegenheit mit Freuden, ernannte Sforza zu seinem Vice-König und Groß-Konnetable und sandte ihm 30,000 Dukaten, sein Heer in Stand zu setzen. Mit diesem Gelde gelang es ihm auch bald, seinen Fahnen den alten Glanz wieder zu verschaffen, und da er von seinen Wunden völlig geheilt war und selbst von Braccio nichts zu fürchten hatte, der, zufrieden, daß Sforza ihn in Rom ruhig ließ und gegen Neapel zog, ihn auf seinem Marsch nicht beunruhigen zu wollen versprochen hatte, machte er alle Anstalten, zu seinem wieder bei Arezzo versammelten Heere zu gehen; Katharina, Margaritta und Josepha beschloß er in Florenz zurück zu lassen.

Aber Margaritta war, trotz Sforza's Vorstellung, trotz der Bitten ihrer Mutter nicht zu bewegen, unthätig in Florenz zu bleiben. Selbst Katharina's warnende Stimme hielt sie nicht zurück; die Zeit, wo sie ihrem Geliebten versprochen, keinen Panzer umzuschnallen, kein Schwert zu führen, war verflossen; sie mahnte ihren Vater an sein gegebenes Wort und bestand fest auf ihrem Willen. Es war nicht, wie sonst, die wilde Kriegslust, welche sie dazu bewog, es war Verzweiflung, die sie hinaus trieb; vielleicht hoffte sie auch den Tod zu finden, da ihr das Leben jetzt eine Bürde war, doch erwähnte sie dies nie. — Ihr habt mich zurückgehalten, meinem Geliebten in den Kampf zu folgen, sprach sie: laßt mich wenigstens den Vater begleiten, wer weiß, wozu ich ihm nützlich sein kann. — Sforza, seinem gegebenen Worte treu, konnte ihr die Erlaubniß nicht versagen, und nach schmerzlicher Trennung von ihrer Mutter und Katharina begleitete sie den Vater auf seinem neuen Zuge nach Neapel.

Die Nachricht von dem Anrücken Sforza's setzte ganz Neapel in Bewegung. Der Seneschall, dies wohl voraussehend, hatte schon früher Maßregeln dagegen getroffen; die Colonna's und Christoph von Gaeta mußten in der Stille Soldaten werben, Franzesco Ursini war von ihm wieder in den Dienst der Königin genommen, aus dem er wohl eigentlich nie getreten war, und schon früher mit 4000 Mann in Neapel einge-

rückt. Auch ließ er die Stadt auf längere Zeit reichlich mit Lebensmitteln versehen; zugleich bat er den Papst, von dem er nicht ahnte, daß er selbst zu dieser Feindseligkeit die Hand geboten, um Hülfe, schickte aus gleichen Ursachen einen Abgesandten nach Venedig und an den König von Aragonien und Sicilien, Alphons, der in diesem Augenblicke in einem Unternehmen gegen Corsika begriffen war. Diesen mächtigen Fürsten ganz für sich zu gewinnen, machte ihm Johanna den Vorschlag, ihn als ihren Sohn anzunehmen und ihm dadurch die Nachfolge im Reiche zu versichern.

Während Ludwig von Anjou in der Provence Heer und Flotte in Stand setzte, rückte Sforza, auf sich allein vertrauend, mit seinem 12,000 Mann starken Heere ungehindert gegen die Abruzzo's vor. Bei Civitella bei Tronto, dem ersten bedeutenden Orte angelangt, sandte er der Königin das Schwert des Konnetables und den Banner der Familie Durazzo mit einem Schreiben zurück, in welchem er feierlich erklärte, daß er nicht, um sie persönlich zu beleidigen, in den Dienst König Ludwigs getreten sei, sondern blos um die ihm vom Großseneschall zugefügten Beleidigungen zu rächen. Würde sie daher diesen von sich entfernen, seinem Freund Urban Origlia und seiner Nichte die Freiheit wieder geben, auch dem König Ludwig die Thronfolge nach ihrem Tode zusichern, so würde sie an ihm und seinem neuen Heere den treuesten Diener und Bundesgenossen finden.

Sforza wußte sehr gut, daß dies Schreiben ohne Wirkung bleiben würde. Caracciolo regierte die Königin so unumschränkt wie das Reich, und die Gefahr war noch zu entfernt, als daß er sich zum zweiten Male hätte verbannen sollen. Jedoch ganz ohne Folgen blieb es nicht. Johanna, ihr Unrecht einsehend, wohl auch durch das Andenken an Pandolfello, der ihr immer noch theuer war, vielleicht auch durch die noch nicht ganz unterdrückte geheime Neigung für Urban bewogen, bestand auf dessen Freiheit, und so sehr auch der Seneschall alle Mittel anwendete, sich ihrem Willen entgegen zu setzen, so blieb sie dennoch fest, und erwiderte auf Caracciolo's geäußerten Verdacht: daß es ihr blos darum zu thun sei, ihre Verbindung mit Urban von Neuem anzuknüpfen, daß dieser mit seiner Gattin sogleich Neapel verlassen, und sie ihn nie wiedersehen wolle. Dieses Versprechen gab sie vielleicht mehr Constanzens als Urban's wegen, da sie von ihrer Trennung im Gefängniß mochte gehört und daraus Verdacht geschöpft haben.

Urban sowohl als seine Gemahlin erhielten am folgenden Tage ihre Freiheit, jedoch mit dem ausdrücklichen Befehl, sich nach wenigen Tagen von Neapel zu entfernen, bis dahin ihre Wohnung nicht zu verlassen und der Königin nicht vor die Augen zu treten.

Während dem war Sforza immer weiter vorgerückt und vor Neapel angekommen, wo er sich auf der Straße nach Acerra lagerte. Da er aber die Stadt in zu gutem Vertheidigungsstande fand, sein Heer nicht viel

ſtärker als die Beſatzung war, er auch nur wenig auf die Hülfe der Bürger rechnen zu können glaubte, ſo begnügte er ſich, wie er ſchon oftmal gethan, die Gegend und die Stadt zu verwüſten und ihr die Lebensmittel abzuſchneiden. So erwartete er mit Sehnſucht die Ankunft König Ludwigs, von welchem er Nachricht hatte, daß er unter Segel gegangen war.

Die Nähe Sforza's hinderte jedoch den Großſeneſchall nicht an der Ausführung ſeines Vorhabens. Das zu bewerkſtelligen, ſtellte er der Königin vor, Urban nicht, ohne ihn geſehen und geſprochen und ihn ihrer ferneren Gnade verſichert zu haben, aus Neapel ziehen zu laſſen und ihn zum Unterhändler mit Sforza zu gebrauchen. Um die Origna's, die ſeit mehreren Jahren bedeutende Beſitzungen in Neapel erworben und durch ihren Reichthum ein bedeutendes Geſchlecht geworden waren, zu beruhigen, ſollte dies öffentlich geſchehen und Urban zur Tafel geladen werden. Die Königin, hierin einen Fallſtrick ihres Seneſchalls fürchtend, willigte nur ungern ein, war jedoch nicht zu bewegen, daß es an einem Tage geſchehen ſolle, wo der Hof um ſie verſammelt war; ſie wollte ihn nur in Gegenwart Caracciolo's und Einiger ihrer Vertrauteſten ſehen, und ſo erhielt denn Urban den Befehl, ſich am andern Tage um die gewöhnliche Stunde des Mittagmahles bei der Königin einzufinden.

Urban, noch mehr Conſtanze, waren nicht wenig über dieſen Befehl betroffen, den ſie kurz vor ihrer Abreiſe erhielten. Conſtanze, immer nur in trübe Zukunft ſehend, ahnete Verrath, Urban aber, immer noch von ſeinem thörigen Ehrgeize geſpornt, ſchloß wohl ganz richtig, daß, wenn eine feindliche Abſicht dieſer Einladung zum Grunde läge, man dieſe eher im Kerker, als im Pallaſte hätte ausführen können.

Dem ungeachtet trennte ſich Conſtanze nur mit Wehmuth von ihm; es war ihr, als ob ſie ihn nie wieder ſehen ſollte, und ſo ſehr ſie ſich auch zu faſſen ſuchte, war es ihr doch nicht möglich, ihre Unruhe zu verbergen, als Urban ihr Lebewohl ſagte.

Sie ſank in ſeine Arme, bat ihn mit Thränen im Blicke, jedes Wort, was er ſagen würde, genau abzuwägen und ſich nicht von ſeinem Stolz und ſeinem Feuer hinreißen zu laſſen. Urban verſprach es, verließ die Gattin und betrat, von Conſtanzens Warnung aufgeregt, nicht ohne eine gewiſſe Furcht den Pallaſt.

In dem Kabinet der Königin fand Urban außer Caracciolo noch Ludwig Colonna. Die Königin empfing ihn freundlich, verwies ihm jedoch mit Schonung, daß er es damals gewagt habe, in dem Schloſſe von ihrem erſten Diener blutige Rechenſchaft zu fordern; ſie wollte ihn bedeuten, daß er dadurch den Burgfrieden gebrochen und ſich die Strafe des Gefängniſſes ſelbſt zugezogen habe. „Jetzt wünſche ich, ſprach ſie: oder verlange es vielmehr, daß Ihr in meiner Gegenwart dem Großſeneſchall die Hand zur Verſöhnung bietet. — Urban ſchien dieſen Befehl nicht beachten zu wollen. — Auch erſuche ich Euch, fuhr die Königin fort, der dies

nicht entging: dem Sforza in meinem Namen zu ſage, daß es jetzt noch Zeit ſei, meine Verzeihung zu erlangen, daß ich ihm die Rückkehr zu ſeiner Pflicht königlich belohnen und ihm zum Beweiſe meiner Gnade die Stadt Trani verleihen wolle.

Urban verneigte ſich ohne etwas zu erwidern.

Was ſoll die ſtumme Sprache? fuhr Johanna unmuthig auf: Habt Ihr für Eure Königin keine Worte?

Hoheit! erwiderte Urban: was könnt' ich euch ſagen? Euch für die Entlaſſung aus meinem Kerker danken? — Ihr habt blos ein Unrecht wieder gut gemacht. Dem Manne zur Verſöhnung die Hand bieten, der, indem er ſelbſt Euer Vertrauen hinterging, den empfindlichſten Theil meiner Ehre verletzte? Das vermag, das will ich nicht! Meinen väterlichen Freund Sforza durch eine Verheißung überliſten, die, ſo lange der Seneſchall an Eurer Seite ſteht, nie redlich gemeint iſt, darf ich das?

Eure Worte ſind ſehr ſcharf, Herr Kämmerer, und eignen ſich nicht für das Ohr Eurer Königin! nahm Ludwig Colonna das Wort: Ich ſollte glauben, die Neapolitaniſchen Edlen hätten mehr Achtung und Unterwürfigkeit für ihre Monarchin.

Fürſt von Salerno, erwiderte Urban, dem das Blut ſchon raſcher durch die Adern zu rinnen begann: Ihr ſeid noch zu ſehr Fremdling in dieſem Lande, um die Rechte der Edlen Neapels zu kennen; unter dieſe Rechte gehört auch, ſich mit Freimuth, ſelbſt gegen ſeinen Beherrſcher, vertheidigen und den unberufenen Lehrmeiſter züchtigen zu können!

Laßt, ſagte Caracciolo, Colonna zurückhaltend: wir ſtehen vor den Augen der Königin und wollen nicht in gleichen Fehler mit dieſem Heftigen verfallen. Ich kenne den Kämmerer, er iſt leicht aufgereizt.

Urban ſah, ſtatt zu antworten, verächtlich auf den Seneſchall, der dieſen Blick voll Verachtung hohnlächelnd erwiderte. Die Königin aber, welcher Urban's Lage leid thun mochte, benutzte einen Augenblick, wo ſie nicht bemerkt wurde, ihm freundlich beruhigend zuzunicken.

So nahte die Stunde der Tafel. Außer der Königin war nur die Herzogin von Seſſa, ihre Vertraute, Ludwig Colonna und der Großſeneſchall zugegen. Urban erhielt den Platz zwiſchen Johanna und der Herzogin, wahrſcheinlich, um ihn von den Männern zu entfernen.

Das Geſpräch berührte nur allgemeine Gegenſtände; die Königin verlangte noch einmal von Origlia, ſeinen Einfluß auf Sforza dahin zu benutzen, daß er die Feindſeligkeiten einſtellen und jede Verbindung mit Ludwig von Anjou aufheben ſolle. Urban wich einer beſtimmten Antwort aus, ohne jedoch der Königin im Mindeſten etwas Unangenehmes zu ſagen und ſchien überhaupt weit mehr Rückſichten zu nehmen, als er vorher gethan. Die Herzogin von Seſſa unterhielt ſich viel mit ihm, doch wußte Urban recht wohl, daß es blos geſchehe, dem Seneſchall dadurch wehe zu thun. Dieſer war der Heiterſte an der Tafel, denn während die Königin

oft nachdenkend zu sein schien und Colonna die Andern mit seinem ernsten Auge beobachtete, überließ er sich der frohen Laune, leerte einen Becher nach dem Andern, vermied jedes Gespräch mit Origlia, sah manchmal hohnlächelnd auf die Herzogin von Sessa und setzte die Königin durch dieses Betragen in nicht geringe Verlegenheit.

Nachdem das Mittagmahl fast beendet war, wandte er sich endlich an Urban. Ihr wollt uns verlassen, sagte er: und schon morgen, wie ich vernahm; Ihr geht nach Florenz? — Urban erwiderte auf alle diese Fragen nichts. — Ich bitte Euch, fuhr jener fort: mich Seiner Heiligkeit zu empfehlen und ihm die Versicherung zu geben, daß alle seine Wünsche, die ich stets für Befehle erkenne, ehestens erfüllt werden sollen. Euch aber, der Ihr, wie ich glauben muß, mit feindlichen Gesinnungen von mir geht, biete ich hiermit die Hand zur Versöhnung. Unter Männern, denen die Geschäfte des Staats obliegen, fallen oft Zwistigkeiten vor, die mit der Person nichts gemein haben. Beurtheilt mein Benehmen gegen Euch von dieser Seite und laßt uns als Freunde scheiden. — Mundschenk! rief er, ehe noch Urban auf diese sonderbare Anrede etwas entgegnen konnte: füllt frische Becher mit Cyperwein, daß wir sie auf die baldige Wiederkehr des würdigen Origlia leeren.

Großseneschall, erwiderte Urban, während der Mundschenk beschäftigt war die Befehle des Seneschalls auszuführen: hier ist nicht der Ort, Euch so zu antworten wie ich wohl sollte; die Gegenwart der Königin verbietet mir es, doch wird es mir erlaubt sein, Euch zu sagen, daß wir beide unmöglich als Freunde scheiden können.

Warum wäre das unmöglich? fragte die Königin.

Erlaßt mir die Antwort, Hoheit! erwiderte Urban mit Stolz.

Indem kredenzte der Mundschenk der Königin den Becher; dann brachte er der Herzogin von Sessa einen künstlich gearbeiteten, auch den Andern reichte er die gefüllten, Urban erhielt den Seinen zuletzt. Dieser dankte, und verweigerte ihn anzunehmen. Warum soll ich auf baldige Rückkehr trinken? sagte er ernst, während der Mundschenk harrend hinter ihm stand: Ihr wünscht meine Rückkehr nicht, Seneschall, und wünschte sie die Königin, warum hätte sie mir den Befehl gegeben, mich von Neapel zu entfernen?

Trinkt nur, Herr Kämmerer, unterbrach ihn die Herzogin lächelnd: die Worte des Großseneschalls werden den Wein nicht vergiftet haben. Denkt, Ihr tränkt auf schnelle Entfernung, die ihm wahrscheinlich lieber ist.

Die Königin schien über diese Worte empfindlich, Caracciolo jedoch lächelte. Wenn Ihr Herrn Origlia den Becher reichen wolltet, Hoheit, sagte er mit Bedeutung zur Königin: so würde er ihn wenigstens auf Euer Wohl mit Freuden leeren.

Ja, rief Urban, sich vergessend: ja, Herr Seneschall, auf das Wohl meiner Königin trink' ich ihn mit Freuden.

Die Königin ergriff in diesem Augenblicke den Becher und reichte ihn Urban mit den Worten: So trinkt auf mein und Euer Wohl!

Wohl bekomm' es Euch! sagte der Seneschall höhnisch, während Urban den Becher bis auf den letzten Tropfen leerte: Ihr zeigt durch diesen Trunk, daß Ihr bis an Euern Tod ein treuer Anhänger Eurer Königin seid. Wohl bekomm' es Euch!

Johanna, fürchtend, die Gemüther möchten sich durch diese Reden erhitzen, hob schnell die Tafel auf, und als Urban sich ihr empfahl und sie ihm zum Abschied die Hand reichte, zeigte ihm ein leiser Druck, daß sie auch jetzt noch wohlwollend gegen ihn gesinnt sei.

Als Urban in seine Wohnung zurückkehrte, fand er Constanze in unbeschreiblicher Angst, seiner harrend. Hochbeglückt, ihn wieder in ihre Arme schließen zu können, eilte sie ihrem Gemahl entgegen, und drückte ihn so innig an ihre Brust, als ob sie jahrelang von ihm getrennt gewesen wäre, und als ihr Urban sagte: „Morgen verlassen wir Neapel, meine Laufbahn ist hier vollendet!" jauchzte sie laut auf und eilte fort, schnell Alles zur Reise zu ordnen.

Aber Urban theilte ihre Freude nicht; sein Stolz, seine Eitelkeit, war gekränkt, er theilte nicht die Freude seiner Gattin, die in ihrer baldigen Abreise das Ziel ihrer Ruhe zu erreichen glaubte; auch trieb ihn eine sonderbare Unruhe von Zimmer zu Zimmer und endlich auf den Söller. Hier schaute er über's Meer nach der sinkenden Sonne, welche im Untertauchen ihr goldenes Haar glühend über die dunkeln Wellen breitete. Constanze trat jetzt zu ihm, setzte sich an seine Seite und ihr Auge sah, gleich dem seinen, wehmuthvoll auf das herrliche Schauspiel, welches sie hier vielleicht zum letzen Male sehen sollten. Je tiefer die Sonne sich senkte, desto glühender wurden ihre Strahlen, jetzt sank sie ganz in ihr Wellenbette und die am fernen Horizonte dahin ziehenden Wolken waren, als sie schon lange zur Ruhe gegangen, noch von ihrem Widerscheine vergoldet, die Wellen wogten noch glühend, wie die Flammen des rauchenden Vesuvs, bis die Gluth zu falbem Dämmerschein ward und die Nacht ihren dunkeln Mantel über sie breitete.

Sinkst Du, schönes Licht des Tages, sprach Urban, von diesem Schauspiel ergriffen: so rötheſt Du noch im Scheiden den Himmel und die blauen Fluthen, und bist Du auch schon heimgegangen, läßt Du noch lange Deinen Glanz zurück. — Nicht so der Mensch! Er sinkt, und sein Glanz ist dahin!

Ist es mir doch, Constanze, fuhr Urban, sich den kalten Schweiß von der Stirne wischend, nach ernstem Schweigen fort: als ob ich heute auch so untergehen müßte, wie jene Sonne, von deren Glanze nun auch kein

Strahl mehr übrig ist, während der Vesuv jetzt erst in voller zürnender Kraft seine Flammen wirbelnd emporsteigen läßt und, der Nacht spottend, ihre Dunkelheit erhellt. — Mir ist so sonderbar ängstlich zu Muthe, eine unbeschreibliche Unruhe treibt mich umher und läßt mich nirgend weilen, der Angstschweiß perlt auf meiner Stirne. — Constanze, raunte er ihr zu: ich glaube — ich bin vergiftet.

Wie vom Blitz getroffen sank sie bei diesen Worten zu Boden und kaum vermochte Urban, sie aufzuheben und in das Zimmer zu tragen, so schwach fühlte er sich schon. Hier erholte sie sich jedoch bald wieder, ihr Auge traf den Gatten, der, als habe des Todes Fittig ihn schon mit Grabesluft angeweht, erbleicht neben ihr stand.

Sorge nicht für mich, sagte sie sanft: denke nur an Dich, mein Gemahl, vielleicht ist noch Rettung möglich, vielleicht widersteht die Kraft Deiner Jugend dem tödtenden Gifte — und wäre es nicht, müßtest Du sterben! — Gott! — rief sie und sank auf ihre Kniee: Was hab' ich Arme denn gethan, daß Du mich so furchtbar strafest; was hab' ich verbrochen, daß Du so strenges Gericht über mich hälst? — Ach! das Herz einer Tochter ist ja dem Schmerze geöffnet und der Verzweiflung, wenn sie unter dem Rade knieet, auf welches der Vater geflochten ist. Den Worten, welche die Verzweiflung ausstieß, mußte Deine Barmherzigkeit ihr Ohr verschließen. — Warum, Du Allmächtiger, gabst Du dem finstern Schicksale die Macht über mein Leben, warum gabst Du sie nicht dem Tode, es zu enden?

Mäßige Deinen Schmerz, Constanze! bat Urban: Frevle nicht und gib Dich nicht noch einmal der Verzweiflung hin! Sende nach einem Arzt und nach einem Priester. Ist noch Rettung da, will ich sie ergreifen, wo nicht, will ich mich zu der langen Reise bereiten und muthig sterben, wie ich gelebt habe.

Constanze eilte hinaus, Arzt und Priester rufen zu lassen.

Als sie wieder eintrat und sich stürmisch an seine Brust warf, suchte er sie zu beruhigen. — Aber plötzlich riß sie sich los.

Wer gab Dir das Gift? rief sie, und ihr Auge starrte wild.

Kannst Du noch fragen? erwiderte er: Caracciolo ließ den Becher füllen, die Königin reichte ihn mir.

Die Königin? rief Constanze erschüttert: Nun, so treffe Dich, wollüstiges, rachsüchtiges Weib —

Verbittere mir nicht meine letzten Augenblicke! unterbrach sie Urban ernst: Ich glaube, Johanna reichte mir den Becher, ohne zu wissen was er enthielt. Aber sei es auch! Wer mir das Gift bereitet, wer mir es gegeben hat — ich verzeihe ihm.

Du verzeihest ihm, verzeihest ihm unter qualvollen Schmerzen, die sich auf Deinem Antlitz furchtbar aussprechen? rief Constanze außer sich: Hat die Nähe des Todes Deinen männlichen Sinn so sehr erschüttert?

Geliebtes Weib! sagte Urban, seine Arme nach ihr streckend: Gedenke

der Zeit, wo nach Deines Vaters furchtbarem Tode die Raserei der Rache Dich ergriff. Versprich mir, meinen Tod nicht zu rächen, den Deinen nicht zu suchen. Gönne mir, daß meine Seele, unter Qualen des Körpers, beruhigt mit der Gewißheit hinüber gehen kann, daß Du in stiller Demuth Dein Geschick ertragen und mit Ergebung Deinem Ende entgegen gehen willst.

Ich soll dulden, wie ein frommes Lamm? unterbrach ihn Constanze Deinen Tod nicht rächen? — Kann ich das? —

Wenn Du mich liebst, wenn Du mich sanft betten willst, dann versprich es mir; nur so gehe ich getrost hinüber und mir wird der Friede einer bessern Welt. Auch ich habe wild in das Leben gestürmt, habe mit Blut erringen und erkämpfen wollen, und mich meinen ungezügelten Leidenschaften hingegeben. Wenn der Pilger die Pforten der Ewigkeit geöffnet sieht, steht er sinnend, wie der Jüngling, der nach langer Wanderschaft an die Pforte des Vaterhauses tritt. Das wilde Treiben des Lebens verliert den Glanz für ihn, er sehnt sich nach der Vaterbrust, und so tritt er ein, versöhnt mit Allen, denn auch er bedarf des guten Vaters Vergebung. Reiche mir die Hand, versprich mir, Deinen und meinen Feinden zu verzeihen und Dich mit Gott zu versöhnen.

Constanze warf einen thränenvollen Blick gen Himmel, Gott sandte einen seiner Engel, sie zu stärken, sie reichte dem Sterbenden die Hand und gelobte Verzeihung seinen und ihren Feinden.

Der Arzt kam und fand jede Hülfe vergebens; dann ließ ihn der Priester beichten, verhieß ihm Vergebung, und reichte ihm die Stärkung zur langen Wallfahrt. Urban fühlte sich nicht rein von den Fehlern des Ehrgeizes und den Lockungen der Welt, aber rein von Sünde und übergab sich deßhalb vertrauungsvoll der Gnade des himmlischen Vaters und sah seinem irdischen Ziele getrost entgegen.

Arzt und Priester hatten sich entfernt, die weinenden Diener mußten nun die Thüre des Söllers öffnen, daß die frische Nachtluft den Sterbenden erquicke, und dann das Zimmer verlassen; er blieb mit Constanzen allein.

Theures Weib! sprach er mit heiterer Ruhe, zuweilen durch das Zucken des nahenden Todes unterbrochen: Verzeihe auch mir! Ich habe Dich, Deine Warnung nicht achtend, unglücklich gemacht. In dem Augenblicke des Scheidens steht die Welt ganz anders vor unserem Blicke; Alles, was ich zurück lasse, was mir einst so werth war, nach dessen Besitz ich so stürmisch rang, Alles erscheint mir werthlos und klein. Nur Du nicht, nur nicht Deiner Liebe heiliger Strahl, der mir das Leben erleuchtete und auch jetzt meine Todesnacht erhellt. Dein Blick verbreitet auch jetzt noch sein sanftes Licht über mich — und schaue ich in Dein ruhiges, duldendes Antlitz, so ist mir, als sähe ich einen Engel neben mir, der auf den letzten Hauch meines Odems lauscht, die aufstrebende Seele in seine Arme

zu nehmen und sie hinauf zu Gott zu tragen. — Sieh', Constanze, der Blick voll Ergebung, der mir aus deinem Auge strahlt, macht mir den Tod so leicht und kühlt die Gluth, die mein Inneres verzehrt. — Gelobt sei Gott, daß mein Tod Dein Leben nicht wild zerreißen, daß er Dein Herz sanft und heilig erhalten wird. — Grüße den edlen Sforza von mir, fuhr er ermattet fort: sag' ihm, daß ich in den letzten Augenblicken meines Lebens dankbar seiner gedacht. — Grüße die edle Katharina; sie sei Dein Vorbild; auch Margaritta, die Unglückliche, grüße von Urban. Mir ist, als ob die Lieben mir bald folgen, wir bald vereint sein würden. — Meinem alten Vater trockne die Thränen und drücke ihm die Augen zu. Franzesco, meinem herzlichen Freunde, sag' ein ernstes Lebewohl — er wandelt einen gefährlichen Weg, Gott möge ihn beschützen! — Und Du, — der Schmerz hemmte seine Rede — Du, die ich über Alles liebe, leb' wohl und vergib mir!

Der Tod senkte mild die Fackel, daß sie schnell verlosch; sein Haupt sank an Constanzens Brust; er war nicht mehr.

Einige Tage darauf, als die Königin mit ihrem Gefolge vom Capuanischen Schlosse nach dem neuen Pallaste ritt, sah sie auf der Straße einen Trauerzug sich langsam nahen. Vier schwarz behangene Pferde zogen den von einer Menge bewaffneter Reiter umgebenen Trauerwagen; ihm voran ritt auf einem Maulthiere eine schwarz verschleierte Dame, welche den Zug anzuführen schien. Sie bekümmerte sich wenig um die Königin und ihr Gefolge, an denen sie, ohne anzuhalten, ohne ihre Ehrfurcht zu bezeigen, vorüberritt.

Die Königin, schon durch den Anblick des Trauerzuges verstimmt, ward es durch die wenige Achtung, welche die Verschleierte ihr bewies, noch mehr. Caracciolo, der sie begleitete, mußte die Dame nach ihrem Namen fragen; diese aber, ohne ihm zu antworten, winkte den Reitern, zu halten, wandte ihr Thier nach Johanna, und als diese mit stolzem, herrischen Tone fragte: Wer seid Ihr, die, ohne auf die Königin zu achten und sie zu begrüßen, an ihr vorüber zieht? warf die Dame ihren Schleier zurück. Constanze Alapo! sprach sie feierlich: Im Sarge ruht Urban Origlia, und sein Mörder ist der Mann, der auf stolzem Rosse neben Euch hält. — Dies sagend ließ sie den Schleier wieder fallen, winkte ihrer Begleitung, zu folgen, und die Königin nicht weiter beachtend, setzte sie ihren Weg nach dem Thore fort, das nach Acerra führt.

Johanna, von diesem Anblick tief erschüttert, warf einen finstern Blick auf Caracciolo und ritt schweigend nach dem Pallaste zurück. Lange noch stand seitdem Constanzens düstre Gestalt vor ihrem Blicke, und oft, lag sie wachend auf ihrem Lager, glaubte sie Pandolfello's zürnenden Schatten zu sehen, der Rechenschaft von ihr fordere. An Urban's Tode war sie unschuldig, doch blieb sie nach wie vor seinem Mörder gewogen.

Sforza, welcher mit dem größten Theile seines Heeres bei Melitto stand, war nicht wenig erstaunt, als man ihm meldete, daß ein Trauerzug, von Neapel kommend, dem Lager zuzöge. Mehr noch erstaunte er, als sein Sohn Franzesco ihm berichtete, daß es Constanze Origlia sei, die mit der Leiche Urban's die Stadt verlassen habe. Er eilte ihr entgegen, empfing die Trauernde mit väterlicher Theilnahme, und als er die nähern Umstände des Todes seines jugendlichen Freundes erfahren hatte, war auch er überzeugt, daß er an der Tafel der Königin durch Caracciolo vergiftet worden sei. Constanze schien gefaßter als man hätte vermuthen können; der wilde Schmerz, den sie bei dem Tode ihres Vaters empfunden, war bei dem Tode des Gatten nur stille Trauer. Ganz in ihr Schicksal ergeben, hatte sie keinen Wunsch, keine Bitte mehr, als den Tod. Kein Gefühl von Rache stieg in ihr auf. — Ich habe mich selbst einem finstern Schicksal geweiht, sprach sie zu Margaritta, die mit herzlichem Mitgefühl sie zu trösten suchte: ich habe selbst jeder Lebensfreude entsagt, denn keine wollt' ich ja ungetrübt genießen; ich büße für meinen Frevel und darum duld' ich mit Ergebung und ziehe nach den heiligen Mauern eines Klosters, die mich vor sündhaft-leidenschaftlichen Gefühlen schützen sollen.

Sforza suchte sie zu überreden, nach Florenz zu Katharina zu gehen, aber es war vergebens; — ihre Sehnsucht zog sie nach Gaeta, um dort in dem Kloster der Ursulinerinnen den Geliebten begraben zu lassen und bei einer ältern Schwester ihres Vaters, welche dort Aebtissin war, ihr Leben zu beschließen. Am andern Morgen setzte sie ihren Trauerzug fort und Margaritta und Micheletto begleiteten sie mit einer Bedeckung bis nach Gaeta. Inniger als je schlossen sich auf diesem Wege die Herzen der beiden Unglücklichen gegenseitig auf; das Leidenschaftliche in den Gemüthern beider war durch das Schicksal gedämpft, Margaritta hatte seit Antonio's Tode nur noch einen Wunsch, und diesen theilte Constanze mit ihr: in den stillen Mauern des Klosters hoffte diese zu sterben, jene suchte auf dem Bette der Ehre, gleich ihrem Geliebten, den Tod.

Micheletto, zwar keine Hoffnung nährend, hatte doch die Liebe in seinem Herzen für die Tochter seines väterlichen Freundes nicht unterdrücken können; er war ihr steter Begleiter, wich im Kampfe nicht von ihrer Seite, und obgleich kein Freund Antonio's, ehrte er doch dessen Andenken, indem er der Ritter seiner Verlobten ward, ohne auch nur durch ein Wort seine tiefgefühlte Neigung auszusprechen. Margaritta erkannte dieses edle Benehmen Micheletto's dankbar, er ward ihr werth und ihr treuer Freund.

So zogen sie in den düstern Hof des Klosters der Ursulinerinnen ein, wo sich Margaritta von ihnen trennte. Urban's irdische Hülle wurde in der Kirche des nahe liegenden Franziskaner-Klosters beigesetzt, und Constanze ließ die Stätte seiner Ruhe durch ein marmornes Denkmal bezeichnen.

Bei ihrer Rückkehr in's Lager fand Margaritta Alles in Bewegung. Ludwig von Anjou war am Ausfluſſe des Sebetto, wohin Sforza ihm mit ſeinem ganzen Heere entgegengezogen war, gelandet. Der junge König ward von dem Heere mit Jubel empfangen; von allen Seiten des Reichs, ſelbſt aus Neapel ſtrömte der dem Hauſe Anjou anhängende Adel herbei, und auf den Mauern Neapels konnte man den lauten Jubel hören, mit welchem der junge Monarch begrüßt wurde.

Nach einigen Tagen, nachdem die Flotte ſüdlich nach Calabrien geſegelt war, um dort die Provinzen in Aufruhr zu bringen, ward die förmliche Belagerung Neapels beſchloſſen. Aber an dem zu dem Hauptangriff beſtimmten Morgen ſah man eine bedeutende Flotte im Golf einlaufen und bald darauf in dem Hafen vor Anker gehen. Es war Raimondo Peronnes mit der Aragoniſchen Armada, welche 6000 Mann alter Krieger ausſchiffte und den geſunkenen Muth Johanna's und des Seneſchalls hob.

Trotz dem unterblieb der Angriff auf die Stadt nicht; Sforza ſetzte ſich ſelbſt an die Spitze der Anrückenden, allein die Neapolitaner, durch die Ankunft der Spanier ermuthigt, widerſtanden ihm tapfer. Zwar nahm er das Capuaniſche Thor, pflanzte die Fahne von Anjou mit eigener Hand auf daſſelbe, aber da die in der Stadt dem Hauſe Anjou zugethane Partei ihn nicht unterſtützte, auch einer ſeiner Hauptleute, Marco Biſio, welcher ein anderes Thor angreifen ſollte, aus Verrätherei ſeine Befehle nicht befolgte, ſo ſah er ſich genöthigt, das Gefecht abzubrechen und ſein Lager wieder zu beziehen.

Dieſer mißlungene Angriff zeigte Sforza, daß er gegen Neapel ſelbſt nichts mit Erfolg unternehmen könne; er beſchloß daher, mit dem Könige nach Averſa zurückzugehen und indeſſen die wenigen, Johanna noch ergebenen Städte in den Abruzzen zu erobern, die Hülfe des Papſtes, der ſich nun öffentlich für Ludwig von Anjou erklärt hatte, abzuwarten, ſich durch die aus den fernen Provinzen herbeiſtrömenden Anhänger des Hauſes Anjou, ſo wie durch neue Werbungen zu verſtärken, und ſo das Heer in Stand zu ſetzen, Neapel förmlich zu belagern.

Aber auch Caracciolo hatte nicht geſäumt, alle ihm zu Gebote ſtehenden Mittel zur Vertheidigung der Stadt und zur Unterdrückung der Partei von Anjou zu ergreifen. Eilboten auf Eilboten gingen an den König Alphons, ihn, der jetzt förmlich von Johanna an Sohnes Statt angenommen war, zu bewegen, in Perſon mit einem Heere nach Neapel zu kommen. Alphons verſprach es, jedoch nur unter der Bedingung, daß Braccio in die Dienſte der Königin genommen würde und das Heer ſo bedeutend ſei, daß es ſich im freien Felde mit Sforza meſſen könne. Caracciolo wandte Alles an, Braccio in ſein Intereſſe zu ziehen, und verſprach ihm die Würde des Konnetable's und bedeutende Güter in Neapel. Dieſer, nur ſtets ſeinen Vortheil vor Augen, ging zwar in des Seneſchalls Vorſchlag ein, verſprach mit Verſtärkung nach Neapel zu rücken, zögerte

aber mit der Erfüllung seines Versprechens, um immer noch vortheilhaftere Bedingungen zu erhalten. Das bedeutende Aquila war ihm schon zugesagt, er bestand aber noch darauf, daß ihm auch Capua zum Lehn gegeben würde. Da jedoch Caracciolo selbst an dem Besitze dieser Stadt so viel gelegen war, und er lange schon getrachtet hatte sie für sich zu behalten, so zögerte er so viel als möglich, bis er endlich, da Braccio keine andere Stadt dafür annehmen wollte, gezwungen wurde, nachzugeben und dem trotzigen Condottiere die Urkunde hierüber nach Rom zu senden.

Kaum war dies geschehen, als auch Braccio in aller Stille mit 3000 Reitern von Rom aufbrach, und noch ehe Sforza vermuthen konnte, daß er die Partei der Königin ergriffen habe, war er schon am Volturno, überfiel von Capua aus die Franzosen, welche unbekümmert auf Fouragirung gezogen waren, und rückte, ohne sich weiter aufzuhalten, nach Neapel, wo er mit Jubel empfangen und feierlich zum Konnetable und zum Befehlshaber aller Truppen, selbst der Spanischen, ernannt wurde.

Zur nemlichen Zeit kam auch die längst versprochene Hülfe des Papstes im Lager von Aversa an, doch entsprach sie der Erwartung Sforza's nicht. Der Papst hatte ein Heer von 8000 Mann stellen wollen; statt dessen rückte Tartaglia, ein alter Feind Sforza's, der sonst im Dienste Baccio's gestanden hatte, mit 1000 Reitern in Aversa ein. Da jedoch mehrere Barone mit ihren Reisigen zu ihm gestoßen waren und Franzesco Sforza's Mailändische und Florentinische Reiterei bedeutende Verstärkung erhalten hatte, so glaubte Sforza doch, Neapal ganz einschließen zu können. Er sandte deßhalb Tartaglia nach Sorno, indessen Franzesco Nola besetzen mußte; er selbst blieb in Acerra, das Französische Heer, unter dem König, im Lager von Aversa.

Die Neapolitaner hofften nun bei den bedeutenden Streitkräften, welche in der Stadt versammelt waren, durch eine Schlacht ihr Schicksal entschieden zu sehen und so wenigstens von einem Theile der fremden Kriegsvölker befreit zu werden.

Nichts von alle diesem geschah. Braccio blieb ruhig in der Stadt, der größte Theil seines Heeres, welches aus Rom herbei zog, rückte gegen das ihm zur Belohnung verheißene Aquila, welches er sich jedoch erst erobern sollte, und es schien, als ob er vor der Uebergabe von Capua, mit der man immer noch zögerte, nichts Entscheidendes gegen die Partei Ludwigs von Anjou unternehmen wolle. In Sforza's Lager herrschte gleichfalls eine gewisse Unthätigkeit, durch Franzesco gewarnt, mißtraute er Tartaglia, dem er noch 2000 Fußknechte hatte zugesellen müssen. Die häufigen Boten, welche dieser unter mancherlei Vorwand an Braccio nach Neapel sandte, die häufigen Trompeter, die unter nichtigen Gründen aus der Stadt zu ihm in's Lager kamen, mußten Sforza auffallen. Ein von Franzesco aufgefangener Brief bestätigte dessen Argwohn noch mehr. Durch dieses Schreiben erfuhr er, daß Braccio den andern Tag, gegen

Sarno zu, einen Ausfall machen und bis Torre dell Annunciata vorrücken wolle, wo ihm Tartaglia entgegen gehen, sich mit seinen Reitern ihm anschließen und dann gemeinschaftlich das Fußvolk Sforza's niederhauen wollte. Ohne des Vaters Befehl abzuwarten, den er zwar sogleich davon benachrichtigt hatte, brach Franzesco in derselben Nacht von Nola auf, rückte gegen Sarno und fand Tartaglia, der nicht wenig erstaunt war, Franzesco an der Spitze von 5000 Reitern hier zu sehen, eben im Begriff auszurücken.

Franzesco ließ ihn an der Spitze seiner Geharnischten gefangen nehmen, löste diese auf, entließ einen Theil der Hauptleute, vertheilte die ganze Mannschaft unter seine Reiterei und rückte so gegen Torre dell' Annunciata in der Hoffnung vor, Braccio dort zu finden. Aber ein in das Geheimniß eingeweihter Offizier Tartaglia's eilte, sobald er Franzesco anrücken sah, Braccio entgegen, traf ihn bei Resina und benachrichtigte ihn von dem Vorgefallenen, worauf Braccio sich eilig wieder nach Neapel zurückzog und Franzesco dadurch sein Unternehmen gescheitert sah.

Sforza, sonst kein blutgieriger und grausamer Mann, war doch durch die so häufigen Verräthereien bei seinem Heere, wie die der Ursini, des Bisto und mehrerer Anderer so aufgebracht, daß er glaubte, endlich ein warnendes Beispiel aufstellen zu müssen. Er befahl, gegen den Rath seiner Freunde, selbst gegen Franzesco's Rath, die Hinrichtung Tartaglia's, der unter den Hauptleuten und Soldaten einen bedeutenden Anhang hatte; aber auch das vermochte nicht, seinen einmal gefaßten Entschluß zu ändern. Er ließ ihn nach Aversa bringen, benachrichtigte den Papst von dessen Vergehen, ließ Kriegsrecht über ihn halten und so wurde Tartaglia unter Murren des auf dem Markte zu Aversa versammelten Kriegsvolks enthauptet. Viele Hauptleute und Soldaten, welche den Hingerichteten als einen tapfern Krieger schätzten, verließen Sforza's Heer und gingen, über Tartaglia's Tod aufgebracht, zu Braccio über.

Katharina, welche an dem Tage der Hinrichtung Tartaglia's mit Josepha von Florenz in Acerra eingetroffen war, kam zu seiner Rettung zu spät. Sie allein hätte vielleicht das traurige, obgleich wohlverdiente Schicksal dieses Kriegers abwenden können, denn ihre sanften Bitten hatten bisher schon oft das Rauhe in Sforza's Charakter zu mildern vermocht. Ihre Ankunft war jedoch für Sforza's Gemüth wohlthätig. In dieser Zeit hatte ihn so Manches verstimmt, mancher Freund war ihm abtrünnig geworden und nur mit Mühe suchte er sich die alten Freunde zu erhalten. Um so mehr war es ihm unangenehm, das Margaritta die Bewerbung Michelleto's, gewiß Eines der Treuesten, so ganz unbeachtet ließ. Oft hatte Sforza mit ihr deßhalb gesprochen.

Laßt mich, Vater, sagte dann das Mädchen, wenn er ihr seine Wünsche eröffnete: laßt mich ruhig dem Ziele meines freudelosen Lebens entgegen gehen. Sollte ich einen Mann betrügen und ihm meine Hand

ohne mein Herz geben? Sollte mir das Andenken Antonio's so wenig heilig sein? Ach, quält mich nicht, Vater! es wird mir so schwer, Euch einen Eurer Wünsche nicht erfüllen zu können; deßhalb verdüstert mir mein freudeloses Leben nicht noch mehr; Ihr seht, Micheletto, so heftig seine Leidenschaft für mich auch sein mag, ehrt meinen Schmerz. Für mich hat die Liebe ihren Tempel verschlossen; einmal aus ihrem Heiligthum verwiesen, werde ich es nie wieder betreten.

Der Frohsinn des sonst so lebhaften Mädchens war verschwunden, nur die Ankunft Josepha's und Katharina's vermochte sie zu erheitern, und an ihrer Brust gewann der stumme Schmerz wieder Worte. Beide liebten das Mädchen unaussprechlich, an beiden hing sie mit gleicher Liebe; zog auch die Gewalt der Natur sie mehr nach Josepha, erkannte sie auch die herzliche Liebe, womit diese sanft-duldende Mutter an ihr hing, so fand sie doch in Katharina's beruhigenden Worten mehr Trost, und war eben so offen und mittheilend gegen sie, als gegen Josepha.

Die Auszeichnung, womit Ludwig von Anjou sie beehrte, war ihr gleichgiltig; eben so die Bewunderung der Französischen Ritter, welche sie mit männlichem Muthe in die dichtesten Reihen der Feinde hatten stürzen gesehen. Sie führte das Schwert nicht mehr des Ruhmes, nicht eitler Ehre wegen, nicht nur vor den Augen des Geliebten zu glänzen; es sollte sie zum Tode führen, dies war noch der einzige Zweck, weßhalb sie sich in's Kampfgewühl stürzte, und darum war ihr jedes Lob, jede Bewunderung gleichgiltig. Nur an dem Kummer ihres Vaters nahm sie Theil, der jetzt, von manchen Sorgen gedrückt, nicht mehr so zutrauensvoll wie sonst in die Zukunft blickte. Er fand in ihr mehr Trost, als in dem Sohne, der bei jedem unglücklichen Ereignisse, das Schicksal verspottend, diesem zu trotzen schien. Sforza, der, nur für den Glanz seiner Familie lebend, nur zu ihrer Erhebung arbeitend, die Mühen und die Launen des Schicksals ertrug, ward oft unwillig, wenn Franzesco nur immer mit stolzem Uebermuthe in die Zukunft schaute und jedem Zweifel des Vaters die Zuversicht entgegen stellte.

Eines Tages, als ihm Sforza die Unsicherheit, in welcher sich seine mühsam errungenen Besitzungen in dem Königreiche befanden, vorgestellt hatte, sagte Franzesco feurig: Laßt die Königin und Caracciolo alles nehmen was wir besitzen; was schadet es? Den Namen Sforza können sie uns, Euch Euern Ruhm nicht nehmen. Und ständ' ich nach Euerm Tode ein Bettler da, und blieb mir nichts als eine Rüstung und ein Schwert, so wollte ich doch den Ruf unseres Namens erhalten, und würde ich auch tausendmal von dem Schicksale niedergeschmettert, trät' ich doch größer aus meinem Unglück hervor.

So dachte auch ich in Deinen Jahren; erwiderte Sforza: aber nach mancher traurigen Erfahrung fühl' ich nun wohl, daß es anders in der Welt ist, als ich glaubte. Du wirst mich nie entmuthigt handeln sehen,

denn der Muthlose ist immer dem Unglück verfallen, aber auf meinem Geiste lasten oft die Begebenheiten schwer, und der Gedanke, das Glück könne uns doch endlich verlassen, beengt oft meine Brust; ich habe zu viel gewonnen, um sorgenlos alles auf das Spiel zu setzen. Da meine Rüstung das Einzige war, was ich mein nennen konnte, erschien mir Fortuna als eine freundliche, ewig lächelnde Dirne, jetzt ist es mir, als ob sie kalt gegen mich geworden wäre, und seit Viterbo will es mich zuweilen dünken, sie zürne auf mich.

Und seit Viterbo, fuhr Franzesco feurig auf: seid Ihr erstanden, wie der Phönix aus seiner Asche! Ein tückischer Pfeil traf des Adlers Flügel, aber geheilt von seinen Wunden, schwingt er sich nur noch höher zur Sonne auf!

Alphons ist mit einem Heere in Neapel gelandet. Weißt Du es schon? fragte Sforza jetzt.

Ich weiß es; die Nachricht hat mich nicht erfreut, doch auch nicht entmuthigt! erwiderte Franzesco: Ihr werdet Euch wahrscheinlich mit dem Heere in Aversa und in Acerra einschließen und Neapel frei lassen; deßhalb bitte ich Euch, Vater, sendet mich nach Mailand. Mein Geist ist zu unruhig, sich hinter Mauern einengen zu lassen; überdies liebe ich das Hoflager Ludwigs von Anjou nicht.

Auch den König liebst Du nicht? unterbrach ihn Sforza.

Auch ihn nicht! antwortete Franzesco freimüthig: Er ist zu gut, zu edel, um ihn zum Spielwerk zu gebrauchen, und mir nicht kräftig genug, um sein Diener zu sein.

So wenig der Vater diese Grundsätze des Sohnes theilte, so konnt' er doch nicht umhin, ihn bei diesen Worten herzlich zu umarmen. Dir fehlt nichts, das Höchste zu erlangen, sprach er: als das Glück; möge es Dich stets begleiten; denn, mein Sohn, ohne diese wandelbare Göttin ist der Klügste, der Mächtigste verloren!

Man muß sie mit Beharrlichkeit an seine Schritte bannen, meinte Franzesco: und deßhalb bitt' ich Euch noch einmal, mein Vater, mich nach Mailand zu senden. Dorthin zieht es mich; dort glaub' ich meine Fortuna erblickt zu haben, die zwar noch eine zarte Jungfrau, mir dennoch freundlich zu winken scheint.

Du meinst Bianca Visconti! sagte Sforza lächelnd: Nun wohl, ziehe mit Gott und suche sie zu gewinnen.

Seit König Alphons von Aragonien in Neapel angekommen war, umdüsterte sich Sforza's Himmel immer mehr; die Kriegunruhen in Frankreich entzogen Ludwig von Anjou die Hülfe aus seinem Lande, und Martin der Fünfte, welchem Alphons immer noch mit dem Gegenpapste Benedict drohete, schien in seiner Neigung zu Ludwig lauer zu werden.

Das mit dem Könige von Aragonien in Neapel eingerückte Heer gab der Partei Johanna's ein solch bedeutendes Uebergewicht, daß Sforza nicht mehr im Stande war, das offene Feld zu halten. Er hatte jetzt die Macht von Aragonien, Sicilien und den größten Theil der Neapolitaner gegen sich. Hierzu kamen noch die alten Banden Braccio's und Caldora's; auch die mächtigen Ursini waren wider ihn, und diesen allen hatte er nur sein selbstgeworbenes Heer, die unbedeutende Unterstützung von Mailand und Florenz, und die nie erfüllten Versprechungen des Papstes entgegenzusetzen. Auch war sein alter bewährter Freund Gurello Origla nicht mehr; kurz vor dem traurigen Ende seines Sohnes war er in Florenz gestorben, und obgleich die Familie mehr als je gegen Johanna ergrimmt war, fand sich doch keiner unter ihnen, der ihn mit so thätiger Hülfe an Geld hätte unterstützen können, wie der Verstorbene. Ihm blieb jetzt nichts übrig, als die Städte, welche in den Abruzzo's in seiner Gewalt waren, stark befestigen zu lassen und sein Heer als Besatzung darein zu legen. Er selbst blieb mit dem größten Theile desselben und seiner Familie beim Könige Ludwig in Aversa.

Aber kaum war sein Heer in den Städten vertheilt und in Aversa angelangt, als Alphons unvermuthet vor Acerra rückte, es enge einschloß und die Belagerung begann. Santoparente, welcher darin befehligte, obgleich überrascht, vertheidigte sich muthig, schlug dreimal den Sturm der Spanier ab, und gab hierdurch Sforza Zeit, zum Entsatz anzurücken. Allein Alphons, von diesem Marsche unterrichtet, sandte ihm Johann von Vintimiglia mit einem bedeutenden Heere entgegen, um sich der Brücke von Casola vor Sforza's Ankunft zu bemächtigen. Vintimiglia kam jedoch zu spät; Sforza war schon mit einem Theile seines Heeres über die Brücke gerückt, als Braccio den Spaniern zu Hülfe herbei eilte, wurde er gezwungen, zurückzugehen, den Versuch des Entsatzes aufzugeben und Acerra seinem Schicksale zu überlassen.

Der Papst, obgleich er einsah, daß ohne thätige Hülfe die Sache Ludwigs von Anjou untergehen müsse, war dennoch nicht zu bewegen, seine Verpflichtungen zu erfüllen. Er schlug lieber den Weg der Unterhandlungen ein, der ihm weniger kostete als die Aufstellung eines Heeres, und endlich, nach langem Bemühen, gelang es seinem Legaten, einen Waffenstillstand zu schließen, wonach Martin dem Fünften Aversa, Acerra und die Citadelle von Castel a Mare bis zum abgeschlossenen Frieden zur Verwahrung übergeben wurde. Sforza, in diesen Waffenstillstand mit eingeschlossen, mußte sein Heer entlassen und erhielt die Erlaubniß, sich nach Benevent mit seiner Familie zurückzuziehen. Der größte Theil seines Heeres ging zu Franzesco, der indessen in die Dienste des Herzogs von Mailand getreten war.

Sforza's Stern ſchien untergegangen, ſeine Feinde hatten über ihn triumphirt, der Löwe war unmuthig, doch nicht entmuthigt in ſeine Höhle zurückgekehrt.

Ludwig von Anjou, zu ohnmächtig ihn zu unterſtützen, war nach Frankreich gegangen, der Papſt, welchem Sforza ſo manches Opfer gebracht, hatte nichts für ihn gethan, als daß er ihm während des Waffenſtillſtandes ein ſicheres Aſil in Benevent ausgewirkt hatte. Die Florentiner waren eben mit Mailand im Kriege begriffen, das außer dieſem Freiſtaate noch einen harten Kampf mit den Schweizern zu beſtehen hatte. Visconti forderte zwar Sforza auf, das Heer gegen Florenz zu führen, aber er wollte nicht gegen ſeine alten Freunde und Bundesgenoſſen ſtreiten und ſeine noch immer bedeutenden Beſitzungen im Neapolitaniſchen verlaſſen, da er überzeugt war, daß man ſie bei ſeiner Entfernung ſogleich einziehen würde. Er lehnte es ab und verbot ſelbſt Franzesco, gegen Florenz zu fechten, den indeß die Liebe zu Bianca, der natürlichen Tochter des Visconti, bei den Fahnen Mailands feſt hielt. Er zog, des Vaters Befehle achtend, mit dem Heere gegen die Schweizer.

Sforza lebte nun im Kreiſe der Seinen als Privatmann, das Schwert ruhte, ſeine alten Krieger waren heimgezogen und ſeine Fahne ſtand, auf beſſere Zeiten harrend, zuſammengerollt in dem Waffenſaale zu Benevent. Katharina, welche ihm jetzt einen Sohn geboren, erhielt ihm die Heiterkeit des Gemüths, und ſo glücklich ſie ſich auch in dieſer Zeit der Ruhe fühlte, ſo wenig ſie ſich auch nach dem Glanze des Hofes und dem wilden Krieggetümmel ſehnte, ſo erheiterte ſie ihren Gatten doch ſtets mit der Hoffnung, daß ſein Stern wieder aufgehen und der Ruf der Trompete bald wieder ein Heer um ihn verſammeln würde. Joſepha, ſtill und beſcheiden, wirkte weniger auf Sforza's Gemüth. Margaritta, ganz in ſich verſchloſſen, ganz der ſtillen Trauer hingegeben, betrübte ihn mehr, als ſie ihn zu erheitern vermochte. Auch ſeine alten Krieggefährten, Santoparente, Micheletto und ſeine beiden Brüder konnten den Unmuth nicht verſcheuchen, den ſeine Unthätigkeit in ihm erzeugte; ihre Unterhaltung, meiſt auf vergangene Kriegerthaten ſich beziehend, riß nur immer die Wunde auf, ſtatt ihm ſie zu heilen, und ſo war er am liebſten allein, oder bei Katharina, wo er mit dem Knaben ſpielte und hierbei Welthändel und Kriegruhm vergaß.

Aber war auch ſeine Stimmung nicht heiter, ſo war dennoch ſein Geiſt ungetrübt, ſein Muth ungeſchwächt. Saß er allein, ſo entwarf er Pläne, und arbeitete auch im Stillen thätig an ihrer Ausführung, damit er bald aus ſeinem Schlummer kräftig und geſtärkt erſtehen könne. Mit den geſammelten Schätzen unterſtützte er ſeine alten Krieggefährten, daß ſie nicht fremde Dienſte ſuchen, und im Fall der Noth für ihn bereit ſein ſollten. Mit dem Papſte blieb er trotz ſeines Grolls in Verbindung. Der heilige Vater hatte Achtung und Zuneigung zu ihm, nur mußte es

kein Geld kosten. Die Florentiner von dem Herzoge von Mailand hart bedrängt, hatten Sforza auch zum Anführer ihres Heeres verlangt, aber aus dem nemlichem Grunde, weßhalb er es dem Herzoge abgeschlagen, lehnte er auch die Aufforderung seiner Freunde, der Mediceer, ab, und schlug ihnen, zu Aller Verwunderung, Braccio statt seiner zur Anführung des Heeres vor.

Braccio war während seines kurzen Aufenthaltes in Neapel mit dem schwankenden Benehmen der Königin und dem anmaßenden Stolze des Günstlings unzufrieden gewesen, auch hatte sein Scharfblick schnell den König Alphons durchschaut, welcher, der größte Fürst seiner Zeit, keines Condottiere bedurfte, ein Herr zu versammeln, keines Heerführers, es zu befehligen, und die Tugenden eines Königs, eines Feldherrn und Staatsmannes in sich vereinigte. Ein solcher Fürst taugte für Braccio nicht, denn einem solchen konnte er sich nicht unentbehrlich machen. Er freuete sich deßhalb, als die Florentiner ihn aufforderten mit seinem Heere zu ihnen zu stoßen, nahm unter vortheilhaften Bedingungen ihr Anerbieten an, und als er erfuhr, daß er Sforza dies zu danken habe, schwand der durch eine Reihe von Jahren genährte Groll, und er beschloß, da er des Königs von Aragonien Uebergewicht in Italien fürchtete, sich Sforza zu nähern.

Freundschaft für Braccio hatte Sforza nicht vermocht, den Florentinern diesen Rath zu ertheilen; er wollte ihn mit seinem Heere von Neapel entfernen und sich dadurch von einem Nebenbuhler befreien, mit dem die Ursini, Caldoro und alle seine Feinde gewiß abziehen würden. Er selbst wollte sich in diesen Krieg nicht mischen, um sich die Freundschaft der Republik und Visconti's zu erhalten, und so war es mehr Verschlagenheit als Uneigennützigkeit, was ihn für seinen bittersten Feind zu handeln bewogen hatte, und nur beiderseitiges Interesse führte sie einander näher.

In dieser Zeit brach die Pest in Neapel aus, und Johanna mußte sich mit Alphons und ihrem ganzen Hofe nach Gaeta begeben. — Braccio sandte bei dieser Gelegenheit eine freundschaftliche Einladung an Sforza, nach Teano zu kommen, wo sie sich mit einem nur kleinen Gefolge treffen und sich über Manches besprechen wollten. Sforza willigte ein, und nachdem er alle nöthige Vorsicht gebraucht, machte er sich, von seinen Freunden begleitet, auf den Weg.

Schon in dem Walde von Ricardo kam ihm Braccio entgegen, und sprang, als er ihn erblickte, vom Roß. Sforza that ein Gleiches, und die beiden größten Feldherrn Italiens, welche so oft feindlich einander gegenüber standen, ruhten jetzt versöhnt, von ihren tapfern Freunden umgeben, Arm in Arm.

Ich ziehe nach Norden, Ihr bleibt in Süden! ſagte nun Braccio, nachdem ihre Umgebungen zurückgetreten und ſie allein waren: Der Atorno ſoll uns künftig trennen; dieſer Theil der Abruzzo's bleibe mein, was jenſeit liegt überlaſſe ich Euch, und Friede und Freundſchaft ſei fortan zwiſchen uns. Glaubt es mir, Sforza, fuhr er fort: wir haben beide gefehlt, haben gegenſeitig unſere Kräfte aufgerieben und ſo uns die Macht genommen, auf den Trümmern der Fürſtengröße die unſere zu bauen; hätte nicht thörige Eiferſucht uns verlockt, ich ſäße noch in Rom und Ihr ſpieltet den Herrn in Neapel.

Ihr mögt wohl Recht haben! erwiderte Sforza: Die früheren Condottieri waren klüger als wir, ſie zogen das Geld von den Republiken und den Fürſten, für welche ſie ſich rüſteten, und führten ihre Kriege nur zum Schein; ihr Zweck war der gefüllte Seckel; unſer Ziel aber iſt Ehre und Macht.

Um dieſes Ziel zu erlangen, unterbrach ihn Braccio: müſſen wir Freunde ſein im Glück wie im Unglück. Mir bleibe das mittlere Italien, Euch Neapel; der Garigliano trenne uns am Mittelländiſchen, wie der Atorno am Adriatiſchen Meere. Franzesco, Euer Sohn, der jetzt um des Visconti Tochter freit, mag ſein Glück jenſeit des Po's verſuchen, ſo ſind wir getrennt und kommen in keine feindliche Berührung mit einander.

Sforza ergriff die dargereichte Hand, der Friede war geſchloſſen.

Nun rathe ich Euch, fuhr Braccio fort: nach Gaeta an den Hof Johanna's zu kommen. Das Schwert des Konnetable gebe ich ab, es fällt wieder an Euch, eben ſo die Anführung des Heeres. König Alphons iſt ein ritterlicher Fürſt, für uns zu ſehr Krieger, für den Seneſchall zu klug, zu kraftvoll. — Zwiſchen beiden wird es nicht lange Friede bleiben, ich glaube das gute Vernehmen iſt jetzt ſchon geſtört, und Ihr habt dann die Wahl zwiſchen der Königin und dem Aragonier; auf beiden Seiten iſt für Euch zu gewinnen.

Dies war Sforza einleuchtend, er verſprach nach Gaeta zu kommen, wenn ihm ſicheres Geleite zugeſtanden würde, und ſo war eine kurze Stunde hinreichend, die Fehde ſo vieler Jahre zu enden.

Braccio, mit rieſenhafteren Plänen als Sforza beſchäftigt, meinte es diesmal mit ſeinem alten Krieggeſellen redlich, und kaum zu Gaeta angelangt, betrieb er die Sache ſeines ehemaligen Nebenbuhlers mit Eifer, ſchilderte dem König Alphons Sforza als einen biederen, geraden Mann, der nur Krieger, ſeines offenen, freimüthigen Benehmens wegen nie ſein Glück an Johanna's Hofe machen und, ſo mancher Urſache halben, nie des Seneſchalls Freund werden könne. — Caracciolo aber zeigte er die Nothwendigkeit, einen Mann für den Dienſt der Königin zu gewinnen, der im Stande ſei, dem Aragonier die Spitze zu bieten. Es gelang ihm, beide zu täuſchen, und Alphons ſowohl als Johanna luden Sforza ein, nach Gaeta zu kommen.

Er beſchloß, dem Befehle zu gehorchen und machte ſich bereit, mit Katharina, Margaritta und von ſeinen Freunden begleitet, nach Gaeta zu ziehen.

Die Ankunft des Hofes machte auf Conſtanze einen traurigen Eindruck; die Nähe Johanna's und Caracciolos war ihr ſchrecklich, und als die Glocken bei dem Einzuge der Königin zu ihrer Bewillkommnung läuteten, war es ihr, als ob dieſer feierliche Ton noch einmal Urban zu Grabe geleiten ſollte. Sie drang jetzt heftiger als je in die Schweſter ihres Vaters, die Aebtiſſin, ſie den Schleier nehmen zu laſſen, und ſie ſomit ganz von der Welt loszureißen, aber immer legte ihr die würdige Frau, welche noch nicht vom Alter abgeſtumpft, wohl zuweilen in dieſen ſtillen Mauern die Sehnſucht nach der Welt empfinden mochte, Hinderniſſe in den Weg. Conſtanze war ja ihres geliebten Bruders einziges zurückgelaſſenes Kind.

Sie lebte jetzt ſchon ganz eingezogen, und trat nicht aus der Pforte des Kloſters, als nur um in das nahe gelegene Gotteshaus der Franziskaner zu gehen, dort an Urbans Grabe zu beten. Dieſem einſamen, freudenloſen Leben gleich, war es jetzt auch in ihrem Herzen freudelos und düſter; keine Klage, keine Sehnſucht nach Rache ſtieg in ihr auf, es ſchien, dieſer Dämon ſei ganz von ihr gewichen. Nur, dachte ſie an Caracciolo, durchſchauerte ſie Fiebergluth, ſie bebte und ihre Hand zog ſich unwillkürlich krampfhaft zuſammen; nie hatte ſie zu Gott um Rache, aber auch nie um Erbarmen für ihn gefleht. Der Gedanke an ihn war ihr ſchaudererregend, der Gedanke, ihn wieder zu ſehen, ſpannte jede ihrer Nerven fieberhaft, und ſeit ſie ihn in Gaeta wußte, war ihr Gemüth doppelt aufgeregt.

Eines Tages erhielt ſie die Einladung der Königin, zu ihr auf das Schloß zu kommen. Sie ſchützte Krankheit vor und kam nicht; jeden Tag wiederholte ſich die Aufforderung, ſie gehorchte keiner. Endlich erhielt die Aebtiſſin den Befehl, ſie an den Hof zu ſenden; die würdige Frau ſchützte ihre Ohnmacht vor, ſie mit Gewalt aus den heiligen Mauern, welche ſie nicht verlaſſen wolle, zu treiben Da hatte Caracciolo die Frechheit, zu verlangen, daß ſie am Sprachgitter erſcheine, und zu der Aebtiſſin Erſtaunen war Conſtanze nach kurzem Ueberlegen bereit, ihn dort zu ſehen.

Sie trat, von der Aebtiſſin begleitet, verſchleiert an das Gitter, warf einen ernſten Blick auf den Mörder ihres Gatten, wollte ihn anreden und vermochte es nicht; ihre Kniee bebten, ihre Hand fuhr raſch nach einem Dolche, den ſie unter ihrem Gewande verborgen trug, doch ergriff ſie ihn nicht, winkte Caracciolo, ſich zu entfernen und verließ ſchnell das Sprachzimmer.

Conſtanze, ſagte die würdige Frau, als ſie in ihr Gemach zurückge-

kehrt waren: sprich, was führte Dich jenem Manne entgegen. — Was wolltest Du von ihm?

Mich prüfen, würdige Mutter! erwiderte sie: Die Gewißheit erhalten, daß nur unter dem heiligen Schleier einer Klosterfrau mir Ruhe werden kann. Ihr habt mir bisher verweigert in Eure fromme Mitte zu treten, habt mich zurück in die Welt gewiesen und mir gesagt, dort sei meine Bestimmung, die Zeit lindere jeden Schmerz und das Leben biete den Balsam für jede Wunde. Sein Anblick sollte der Prüfstein meines Herzens sein; und, würdige Mutter, was ich hierbei empfunden, sagt mir, daß ich blutdürstig wie ein Tieger bin, nach Rache lechze und meine Hand bereit ist, den Dolch in seine Brust zu stoßen. Ich habe Urban in dem letzten Augenblicke seines unglücklichen Lebens das feierliche Versprechen gegeben, seinen und meinen Feinden zu verzeihen, und ich fühle nun, daß ich es nur kann, wenn ich fern von ihnen und in heiligen Mauern verschlossen bin. Darum, ehrwürdige Mutter, laßt mich den Schleier nehmen, nur das Klostergewand gibt meinem Herzen die Ruhe und schützt mich vor Verzweiflung.

Die Aebtissin ward nachdenkend, Constanze glaubte sie kämpfe mit dem Entschluß, und suchte sie durch Bitten und Vorstellungen zu bewegen, ihren Wünschen nachzugeben; aber die würdige Frau blieb unerschütterlich.

Ich habe heute die Nachricht erhalten, daß Sforza mit Katharina und seiner Tochter nach Gaeta kommen wird, sprach sie: erwarte ihre Ankunft und höre auf ihren Rath.

Constanzens Antlitz erheiterte sich bei diesen Worten, sie freute sich, all' die Lieben wieder zu sehen und sprach ihre Freude hierüber laut aus.

Siehst Du, meine Tochter, sagte die Aebtissin: wie sehr Dein Herz noch an der Welt hängt. Nicht Katharina, nicht Margaritta allein erwecken Deine schlummernden Lebensgeister, die Erinnerung an die Tage des Glücks, welche Du mit ihnen durchlebtest, weckt in Dir die Freude, und auch sie, diese freundliche Botin aus glücklichen Zeiten, muß man in diesen stillen Mauern verbannen, will man den Frieden des Herzens ungetrübt genießen.

Mit jedem Tage stieg nun Constanzens Sehnsucht, Katharina und Margaritta wieder zu sehen, jeden Abend legte sie sich traurig nieder, da der hingeschwundene Tag ihre Hoffnung getäuscht hatte.

Häufiger als je wallfahrtete sie nach dem Grabe ihres Gemahls; der Gedanke, daß, wenn sie den Schleier genommen habe, sie auch diese heilige Stätte nicht mehr betreten dürfe, trieb sie jetzt öfter hin, denn nur dort fand sie Trost.

Die Königin hatte, seit Caracciolo Constanze im Sprachzimmer gesehen, keinen weitern Befehl in's Kloster gesandt; es war dies auch nur auf des Seneschalls Verlangen und wider ihren eigenen Willen geschehen, da sie ihres Günstlings frühere Absicht auf die Tochter Alapo's wohl kannte.

Ueberdies war ihr der plötzliche Tod Urban's auffallend gewesen, und Constanzens Worte, durch welche sie den Seneschall als seinen Mörder bezeichnete, hatten wohl Glauben bei ihr gefunden. Ihr sonst so sorgloses Gemüth war überdies jetzt aufgeregter als je. Die Pest, welche sie von Neapel getrieben, schien, indem sie dort nachließ, ihr längs der Küste zu folgen, und sie glaubte jetzt mehr als sonst den himmlischen Beistand nöthig zu haben. Sie besuchte daher jeden Tag, nur mit geringer Begleitung, mehrere Gotteshäuser, und so führte sie auch ihre Andacht in die Franziskanerkirche. Als sie hier ganz in der Stille ihr Gebet verrichtet hatte und eben die Kirche wieder verlassen wollte, erblickte sie auf der einen Seite der gewölbten Halle ein neues Grabmal, an welchem eine schwarzgekleidete, dicht verschleierte Dame kniete. Neugierig, dies Monument zu sehen, winkte sie ihren Begleiterinnen, zurückzubleiben, damit die Betende nicht gestört würde, und trat näher. Es war ein en basrelief gearbeitetes Grabmal von weißem Marmor: Zwei Engel, die Friedenspalme in der einen, einen Myrtenkranz in der andern Hand, schwebten über dem Sarkophage, auf welchem ein goldener Becher zu sehen war. Die Königin, durch dieses auffallende Sinnbild neugierig geworden, winkte dem in ihrer Nähe sich befindenden Glöckner und fragte ihn leise: Wessen Grabmal ist dies?

Urban Origlia's! erwiderte der Diener des Gotteshauses, jedoch nicht leise genug, daß es die Betende nicht hätte hören können. Sie richtete sich auf, sah die Königin vor sich, blieb einen Augenblick unentschlossen vor ihr stehen, dann verneigte sie sich und wollte sich eben entfernen, als die Königin, Constanze erkennend, sie bedachtlos zurückhielt.

Treff' ich Euch hier, Constanze Alapo? sprach sie, von ihrem Wohlwollen für die Tochter Pandolfello's überrascht: Ihr thut mir leid, ich beklage Euch! — Constanze schwieg, ihr Auge sah starr, fast seelenlos auf die Königin.

Friede seiner Asche! sagte Johanna ergriffen.

Ihm ward der Friede des Himmels, erwiderte Constanze, Fassung suchend: möge Gott ihn auch seinen Mördern geben!

Bei diesen Worten erbleichte Johanna. — Königin, sprach Constanze, ergriff mit Heftigkeit ihre Hand und führte sie dem Grabmale näher: hier, wo die irdischen Gebeine meines Gatten ruhen, wo das Auge Gottes auf uns herabblickt, frag' ich Euch: wußtet Ihr von der schrecklichen That, oder waret Ihr selbst nur ein grausames Werkzeug in der Hand des Ruchlosen?

Ich? fragte die Königin erstaunt und blieb einen Augenblick unentschlossen, ob sie ihr Gefolge rufen oder der Unglücklichen Rede stehen sollte.

Ja, Ihr! fuhr Constanze fort: Ihr selbst reichtet Origlia den Giftbecher.

Großer Gott! rief die Königin, und plötzlich ſtand die ganze Scene des Mittagmahles vor ihr. Herzogin von Seſſa! wandte ſie ſich zu ihrem Gefolge: ſagt mir, helft mir erinnern, — bat ſie die Herbeieilende — nöthigte mich bei jenem Mahle Caracciolo nicht, Urban Origlia den Becher zu reichen?

Das that er! erwiderte die Herzogin: Ihr ſelbſt ſolltet ihm den Todestrunk geben, ſo wollte es ſeine Rache an ihm, an Euch!

Die Königin ſank bei dieſen Worten unwillkürlich auf ihre Kniee; ſie war erſchüttert und ihrer nicht mehr mächtig. So hab' ich Dich gemordet, Unglücklicher! rief ſie: Dich gemordet, ohne es zu wollen! denn bis zu dem letzten Hauche Deines Lebens warſt Du mir theuer. Vergib es mir Gott! — Ihr Haupt tief beugend, betete ſie noch lange im Stillen; dann erhob ſie ſich. — Hat er mir in ſeiner Todesſtunde geflucht? fragte ſie zitternd: Hat er mir geflucht, Conſtanze? Sprich!

Er hat ſeinen Feinden vergeben, ſagte die Trauernde: und auch ich habe an dieſer feierlichen Stätte zu Gott gefleht, Euch dieſe That nicht in Euer Schuldbuch zu ſchreiben. Aber, Königin, — fuhr ſie fort und feierlich, wie eine Heilige, ſtand ſie vor der Sünderin — geht in Euch, entfernt den Ruchloſen von Euerm Throne, ſtoßet ihn aus Euerm Pallaſte, ſeid Königin und Mutter Eures Volkes, und wenn Ihr meine Bitte erhört, dann wird aus ſeinem Grabe dem Vaterlande eine herrliche Frucht entſprießen!

Was kann ich für Dich thun? erwiderte die Königin, einer Antwort ausweichend: Sag' es mir, Conſtanze, ſprich eine Bitte aus, daß ich doch in Etwas wieder gut machen kann, was ich Dir Uebels gethan.

Meine Wünſche, Königin, erwiderte ſie: ſteigen nach einem Reiche auf, das Euch entfernter liegt als mir, wo nicht Ihr, nicht Euer Günſtling Macht hat, zu geben, zu verweigern; dort wohnt ein barmherziger Vater, und die Pforten ſtehen jeder frommen Seele offen. Für dieſe Welt hab' ich keinen Wunſch, den für jene wird Gott wohl erhören. Sie verneigte ſich vor der Königin und verließ das Gotteshaus.

Johanna ſtand noch lange zerſchmettert am Grabmale Urban's; ohne es zu wollen, war ihr Auge an den Sarkophag gebannt. Ihr liebtet ihn, ſagte die Herzogin von Seſſa halb theilnehmend, halb ſpöttiſch: und Eure Liebe gab ihm den Tod. Tückiſch füllte Caracciolo den Becher mit Gift, und Ihr ſelbſt mußtet ihn dem von ihm gefürchteten Manne reichen, an welchem in dieſem Augenblicke noch Euer Herz hängt. So lohnt' er, ſo ſtraft' er Eure Liebe.

Ohne der Herzogin etwas zu erwidern, verließ die Königin dieſen Ort trauriger Erinnerungen und kehrte in's Schloß zurück. Von dieſem Augenblicke an erſchien ihr Caracciolo in einem andern Lichte, die Liebe verlor das Vertrauen, wenn auch die Leidenſchaft ſie immer noch an ihn feſſelte. Was ſie von jetzt bis zu ſeinem Tode an ihn band, war mehr

Furcht als Neigung; das Samenkorn, von der Herzogin von Sessa feindlich ausgestreut, wuchs mächtig auf und trug zu seiner Zeit blutige Früchte.

Am nemlichen Tage kam auch Sforza mit den Seinen in Gaeta an. Katharina eilte sogleich mit Margaritta nach dem Kloster der Ursulinerinnen zu ihrer Schwester, der Aebtissin. Als sie Constanze erblickte, erschrack sie; die Rosen der jugendlichen Wangen waren gebleicht, jede Lebensfrische dahin, das Feuer ihrer Augen war erloschen und matt nur glimmte ein düsterer Funke noch aus ihnen hervor. Stürmisch, ihrer nicht mächtig, sank die Unglückliche an die Brust ihrer mütterlichen Freundin und ruhte lange dort, ehe Thränen und Worte ihren Schmerz zu lindern vermochten.

Katharina! rief sie, sich plötzlich von ihr losreißend: Seit wir uns nicht sahen, hat sich mir des Lebens Paradies verschlossen, aber die Himmelspforte sich geöffnet. Seit wir uns nicht sähen, hat mir der Himmel Alles genommen, was er mir auf Erden gegeben, nur den Frieden ließ er mir und die Kraft, das schmerzvolle Leben zu ertragen.

Arme Unglückliche! tröstete Katharina.

Als mein Vater auf dem Blutgerüste starb, sprach sie mit Ruhe: war ich unglücklicher als jetzt. Damals trieb mich die wilde Wuth der Rache; das Leben war mir, selbst an der Hand meines Gatten, eine furchtbare Einöde, durch welche mich die Verzweiflung jagte. Jetzt ist es mir ein blüthenleerer Winterpfad, und ist auch Alles todt um mich, begleitet mich doch die Hoffnung, welche mir tröstend sagt, daß mit jedem schmerzvoll vollbrachten Tage der Frühling sich nahe und jeder Schritt mich dem schattigen Plätzchen der Ruhe näher führe. Zwar ist es für mich noch nicht Abend geworden, der Schlaf drückt noch nicht mein Auge, kein lieber Traum kühlt meinen brennenden Schmerz und mein Morgenroth ist noch fern. Aber ich will es ruhig und mit Ergebung erwarten. Der Tag des Todes macht all' meinen Schmerzen ein Ende, der Tag der Auferstehung führt mich wieder zu ihm.

Während sie dies gesprochen, war auch Margaritta zu ihr eingetreten, ergriff ihre Hand und drückte sie herzlich.

Du verstehst mich! sagte Constanze: Ach, Du Glückliche! der Ton der schmetternden Trompete, welcher Dich zur Schlacht ruft, ruft Dich auch zum Tode. Wohl Dir!

Die Aebtissin gab ihrer Schwester und Margaritta ein Zeichen, das Gespräch nicht weiter fortzusetzen; sie verstanden es und lenkten es schnell auf andere Gegenstände. Auch die Schwestern hatten sich lange nicht begrüßt, auch sie fühlten jetzt erst die Freude des Wiedersehens und der Ausbruch ihrer Wonne zog Constanzens Blick auf sie. Sie lächelte heiter.

Ach! sprach sie leise zu Margaritta: wie oft ruhte ich nach langer

Trennung in seinen Armen! Ich glaubte, jede Trennung müßte die letzte sein, glaubte dann ihn festhalten zu können für die Ewigkeit, und die nächste Stunde nahm ihn mir wieder. — Freuet Euch nicht, Ihr Getäuschten! rief sie: Schließt Euch nicht fest in die Arme! Das Schicksal tritt neidisch zwischen Euch, und schon die kommende Minute ruft Euch vielleicht zu — Trennt Euch für immer!

So verfolgten düstere Gedanken die Unglückliche, welche jetzt mehr Trost in den Klagen Margaritta's, als in der sanften Ermahnung Katharina's fand. Traurig kehrten die Frauen heim, lebhaft stand das Bild der vom Schicksal so tief Gebeugten vor ihnen, und selbst Margaritta war von dem Anblicke der Unglücklichen erschüttert. Das Schicksal hatte auch sie gebeugt, aber muthiger hob sie auch jetzt noch ihr Haupt trotz dem Sturme empor.

Sforza war indessen nach dem Pallaste gegangen, wo er zuerst bei dem Könige von Aragonien vorgelassen wurde. Dieser empfing ihn mit ausgezeichneter Achtung, begrüßte ihn als einen ehrenwerthen Feind, dem er jetzt zur Versöhnung die Hand biete, und versprach, ihm zur Wiedererlangung der Gnade der Königin, so viel in seinen Kräften stehe, behülflich zu sein, nur rieth er ihm, dem Großseneschall nicht vorbei zu gehen, da dieser die Königin jetzt mehr als je beherrsche.

Sire, erwiderte Sforza: das wäre mir unmöglich! Denn dem Manne, den Sforza verachtet, kann er nicht freundlich entgegen kommen. Dieser Mann hat mich zu tief gekränkt.

Vergeßt es, Sforza! sagte der König zutraulich: Vergeßt das Geschehene, denkt nur an die Zukunft.

Gnädigster Herr! fuhr Sforza auf: Hätte dieser Mann in zehn Schlachten mich überwunden, meine Schlösser niedergerissen, meine Städte verbrannt, mir das letzte Blatt meines Lorbeers geraubt, so könnte ich, müßte ich ihn vielleicht ehren, und würde nicht erröthen, ihm zum Frieden die Hand zu bieten. Aber wen ich verachten muß, dem muß ich auch meine Verachtung zeigen.

So geht Ihr einen gefährlichen Weg! nahm der König das Wort: Rechnet zwar auf mich, so viel ich für Euch zu thun vermag, soll geschehen; doch ist hier am Hofe meine Macht nur gering. Wollt Ihr in meine Dienste treten, so nehme ich Euch mit Freuden auf, obgleich ich Euch hier nicht so viel bieten kann, als die Königin, und in den Ländern wo ich unumschränkt herrsche, bekleiden nur Eingeborene die höchsten Würden.

Ich danke Eurer Majestät für Eure Gnade! nahm Sforza das Wort: Mein Glück erblühte in diesem Lande; König Ladislaus, glorreichen Andenkens, war mein Wohlthäter, und so bleib' ich hier.

Und träte der Fall ein, fragte Alphons, ihn scharf beobachtend: daß mein Verhältniß zur Königin sich feindlich trennte, auf wessen Seite würdet Ihr treten?

Dahin, wohin mich Pflicht und Dankbarkeit ziehen würde! erwiderte Sforza unerschrocken.

Ich ehre Eure Gesinnungen, antwortete der König: und schätze Euch deßhalb doppelt; dennoch rathe ich Euch, meine Warnung nicht zu vergessen, hütet Euch vor dem Seneschall! — Dies sagend entließ er ihn.

Jetzt begab sich Sforza zu der Königin. Er fand sie allein und in aufgeregter Stimmung. Auch sie empfing ihn huldreich, versprach alles Geschehene zu vergessen, reichte ihm zum dritten Male das Schwert des Konnetables und erwähnte Caracciolo mit keinem Worte, dem er, als er die Königin verließ, begegnete. Das Zusammentreffen beider war kalt, Sforza erwiderte nur so viel auf die Begrüßung des Seneschalls, als es der Anstand und die Gegenwart mehrerer Zeugen erforderte, obgleich Caracciolo ihm höflich entgegen kam.

Braccio verließ am andern Tage Gaeta und Sforza erschien nun am Hofe in neuem Glanze, wo dennoch seine Verhältnisse zu dem Seneschall gespannt blieben. Er wußte, daß er seine innern Empfindungen und seinen Haß nicht laut aussprechen durfte, vermied daher, so viel es sich thun ließ, jede Berührung mit ihm, und Alles, was er vielleicht wegen der Instandsetzung des Heeres mit ihm zu verhandeln hatte, ging durch die Königin. Alphons aber kam dem Konnetable mit der Offenheit eines Kriegers entgegen, war aber desto zurückhaltender gegen Caracciolo, und man sah deutlich, wie sich beide mißtrauten. Der Seneschall hatte sich ganz in Alphons geirrt. Er war in nichts dem Könige Jakob gleich, der, ohne Macht und ohne wahre männliche Thatkraft, ein Ball in den Händen des Seneschalls gewesen war. Alphons, ein mächtiger Fürst, dem das Königreich Neapel nur seine Macht vermehrte, sie nicht begründete, Herr der Königreiche Aragonien und Valencia, König von Sicilien und Minorka, stand mit seiner bedeutenden Macht ganz unabhängig von Johanna, noch mehr von dem Günstlinge da. Ueberdies erregte ihm das unsittliche Betragen der Königin Widerwillen, die Anmaßungen des Seneschalls beleidigten seinen Stolz und die Opfer, welche er für das zukünftige Erbe bringen sollte, schienen ihm fast zu groß. Er hatte der Königin schon immer in Staatsangelegenheiten seine Meinung offen gesagt, jetzt begann er auch sich in das, was ihr häusliches Leben betraf, zu mischen; dies wurde ihr unerträglich, und Caracciolo benutzte es, ihn der Königin verhaßt zu machen.

Obgleich der Seneschall seit der Scene an Urban's Grabmal bedeutend in der Gunst der Königin verloren hatte, so wußte er doch die Leidenschaft Johanna's und die Gewohnheit, die sie an ihn kettete, so zu seinem Vortheile zu benutzen, daß er sie immer noch am Gängelbande lenkte, wenn er ihr auch zuweilen lästig zu werden begann. Sein ganzes Trachten ging dahin, Alphons mit der Königin zu entzweien, ihn verdächtig und ihr glauben zu machen, er strebe schon bei ihren Lebzeiten nach der Krone

Neapels. Dies war auch die Ursache, warum er so bereitwillig gewesen war sich mit Sforza zu versöhnen, und trotz der ihm bei jeder Gelegenheit von dem Konnetable bewiesenen Kälte jeden seiner Wünsche zu befriedigen und in jeden seiner Pläne einzugehen.

Die Königin, durch Caracciolo's Einflüsterungen aus ihrem trägen Schlummer geweckt, fürchtete mit jedem Augenblicke einen gewaltsamen Schritt ihres Adoptivsohnes. Beständig stellte ihr der Seneschall vor, daß sie vom Throne herabsteigen und das Ende ihrer Tage in einem Kerker beschließen müßte, oder Alphons wohl gar, da er die Zeit, den Thron des schönen Neapels zu besteigen, nicht erwarten könne, sie heimlich umbringen lassen würde. Von Natur furchtsam und schwach und durch diese ewigen Vorspiegelungen aus dem gewohnten Gleichmuth gebracht, war ihre Seelenruhe dahin, und als die Pest in Neapel nachgelassen, faßte sie, auf Caracciolo's Zureden, den unüberlegten Entschluß, unter dem Vorwande einer Landreise Gaeta zu verlassen und nach Puzzuolo zu flüchten.

Alphons, bei dieser Nachricht überrascht, sah die Nothwendigkeit ein, die Königin nicht ganz den Händen Caracciolo's zu überlassen; er folgte ihr. Kaum daß Johanna dies erfuhr, als sie nach Neapel flüchtete, sich in das Capuanische Castel einschloß und den König, der unterdessen in der Hauptstadt angekommen war, nicht vor sich ließ. Die Hauptklage, welche sie gegen ihn führte, war, daß er theils die durch die Gewalt der Waffen wieder eingenommenen Städte, theils diejenigen, welche der Papst seit dem Frieden besetzt und nun wieder zurückgegeben hatte, für sich behalten und sich von ihnen den Eid der Treue hatte schwören lassen.

Durch Sforza's Bemühungen gelang es endlich, eine Art Versöhnung zwischen beiden zu stiften. Alphons durfte nun die Königin in dem Capuanischen Schlosse besuchen und wieder Theil an den Geschäften nehmen, jedoch fand von beiden Seiten das größte Mißtrauen statt und man sah sich nur, nachdem man gegenseitig sichere Geißeln gestellt hatte.

Endlich, des undankbaren Amtes eines Friedenstifters müde, verließ Sforza Neapel und ging, seine Familie abzuholen, nach Gaeta. Constanze wurde bei der Nachricht der Trennung von Katharina und Margaritta schwermüthig; sie hing jetzt besonders mit Leidenschaft an dieser Unglückschwester und fand nur Trost in ihren gegenseitigen Klagen. Dennoch hatten Margaritta's Bitten und ihre Vorstellungen sie nicht zur Entsagung ihres Entschlusses, den Schleier zu nehmen, bewegen können; die Aebtissin hatte nachgeben müssen und schon war Alles zu diesem Trauerfeste bereitet, als Sforza ankam. Auch er versuchte noch, es zu hintertreiben, aber auch seine Bemühungen waren vergebens.

Ich kann nur Ruhe finden, war Constanzens Antwort: wenn ich ganz von der Welt geschieden bin. Seid nicht so grausam und haltet mich nicht länger zurück; jeder Tag, den ich, ohne das klösterliche Gelübde abgelegt zu haben, vollbringe, ist ein Raub an meinem Glücke. Verweilt noch

einige Tage hier, edler Sforza, gönnt mir die Freude, daß Katharina und Margaritta mich zum Altare begleiten. Eure Gattin ehrte, Eure Tochter liebte Urban; beide fühlen meinen Schmerz und segnen gewiß im Herzen meinen Entschluß, wenn auch ihr Mund ihn verdammt.

Sforza konnte ihren Bitten nicht widerstehen, er beschloß, bis Constanze auf ewig der Welt und ihren Freuden Lebewohl sagen würde, mit den Seinen noch in Gaeta zu bleiben.

Am Vorabende dieses verhängnißvollen Tages erhielt Sforza einen Eilboten von Neapel, der ihn mit den dortigen Vorfällen bekannt und seine Gegenwart zur Rettung der Königin nothwendig machte.

Caracciolo hatte nemlich ein großes Ringelrennen veranstaltet, welches in der Straße Carbonara gehalten werden sollte, wozu er Alphons nach dem Capuanischen Schlosse, von wo aus man das Ganze übersehen konnte, eingeladen hatte. In der Hoffnung, daß die meisten Aragonischen Ritter Theil an diesem Spiele nehmen würden und der König mithin nur von geringer Begleitung umgeben erscheinen könnte, hatte er den Plan gemacht, ihn gefangen zu nehmen und wahrscheinlich auch ihn ermorden zu lassen. Durch einen Zufall ward dies Alphons verrathen. Er schlug, unter dem Vorwande, krank zu sein, die Einladung aus, legte sich zu Bett und ließ nach einigen Tagen den Seneschall bitten, zu ihm in das neue Schloß zu kommen, indem er Wichtiges mit ihm verhandeln müsse. Caracciolo erschien, nachdem Alphons drei Ritter als Geißeln für ihn gestellt, auf diese Einladung im Pallaste. Aber kaum eingetreten, wurde er verhaftet, in's Gefängniß geworfen und Alphons rückte mit den bereit gehaltenen Aragoniern schnell nach dem Capuanischen Schlosse, um es zu überrumpeln und sich der Person der Königin zu bemächtigen. — Schon war er mit den Seinen auf der niedergelassenen Zugbrücke, als ein Hauptmann der Besatzung, welcher Argwohn geschöpft haben mochte, seines Pferdes Zügel ergriff, ihn zurückriß, die Zugbrücke hinter sich aufzuziehen befahl, und durch einen kühnen Sprung in den Graben dem sichern Tode entging.

Bei dieser Nachricht rottete sich das Volk zusammen; es war durch das Benehmen des Königs von Aragonien empört, da es die Ursachen nicht kannte, welche diesen zu dem Gewaltschritt bewogen hatten. Die Sturmglocken ertönten, die Trommeln wirbelten, das Volk drängte nach dem Capuanischen Schlosse, und der König sah sich genöthigt, mit bewaffneter Hand sich den Rückweg nach dem neuen Pallast zu bahnen und sich eiligst in denselben zu werfen.

Die Angesehensten des Adels und der Sadt begaben sich nun bald zum Könige, bald zu Johanna, Frieden zu stiften, um dadurch einem innern Kriege vorzubeugen und das Feuer in seinem Entstehen zu dämpfen.

Da aber die Königin sich in keine Unterhandlung einlassen wollte, ehe nicht der Seneschall wieder freigegeben sei, und Alphons denselben unter keiner Bedingung frei gab, so zerschlugen sich alle Verhandlungen. Als Alphons am andern Tage erfuhr, daß der Eifer der Bürger, welche aufgebracht waren, daß die Königin ihres Günstlings wegen den angebotenen Frieden verweigere, erkaltet sei und er keinen Widerstand von ihnen zu befürchten hatte, zog er aus der Umgegend alle seine Soldaten nach Neapel, rückte vor das Capuanische Schloß und belagerte die Königin darin.

Diese sandte jetzt Eilboten auf Eilboten an Sforza, mit dem Befehl, Alles aufzubieten und ihr zu Hülfe zu kommen. Sforza empfing diese Nachricht in Gaeta, traf hier schon die nöthigen Veranstaltungen, eilte schnell nach Benevent, zog nun aus allen Städten die Besatzungen, und da er schon seit dem Tage, da er wieder zum Konnetable ernannt war, seine alten Krieggefährten zu sich berufen hatte, so konnte er nach kurzer Zeit mit einem nicht unbedeutenden Heere von Benevent aufbrechen und dem Könige entgegenrücken. Dieser hatte zwar schon vor mehreren Tagen einen Vertrauten nach Benevent gesandt, Sforza unter dem Anerbieten der vortheilhaftesten Bedingungen auf seine Seite zu ziehen und sich gegen Johanna zu erklären. Allein Sforza, dessen Anhänglichkeit für Johanna noch nicht erloschen war, ließ dem Könige sagen, der Großkonnetable des Reichs dürfe seine Monarchin in der Zeit der Gefahr nicht verlassen. Er blieb seinem Eide treu und rückte der Königin zu Hülfe gegen Neapel an.

Der König von Aragonien hob nun sogleich die Belagerung auf und schickte sein Heer unter Bernardo Centiglia Sforza entgegen, dessen Einrücken in Neapel zu verhindern. Centiglia rückte ihm auf der Straße nach Acerra entgegen, stellte sich unfern der Stadt auf und theilte sein aus dem Kern der Aragonier bestehendes Heer, der Enge des Raumes wegen, in vier große auf einander folgende Abtheilungen. Mit der ersten griff er unbedachtsamerweise den anrückenden Sforza an, wurde geschlagen und zog sich auf den zweiten Haufen zurück. Hier wurde die Schlacht allgemein, Santoparente, welcher das Fußvolk Sforza's befehligte, griff jetzt die Aragonier muthig an, welche aber, durch die Beschaffenheit des Bodens begünstigt und von einer Menge Landhäuser geschützt, muthig widerstanden. Dreimal ließ Sforza den Angriff erneuern, dreimal wurden die Seinen zurückgeschlagen. Da faßte er einen kühnen Entschluß, befahl Santoparente sich nur vertheidigungsweise zu halten, jedoch den Feind stets zu beschäftigen, nahm Micheletto und die erprobtesten Soldaten mit sich, umging den Park Karl's des Zweiten, riß die ihn einschließenden Mauern ein, drang hindurch und kam so den Aragoniern bei Poggio-Reale in den Rücken.

Auf ein von hier gegebenes Zeichen griff sie Santoparente in dem Augenblicke von vorn an, in welchem Sforza ihnen in den Rücken fiel;

das Geſchütz von dem Capuaniſchen Schloſſe ſchleuderte Verderben in ihre Reihen. Sforza's Reiter drangen ein, ein paniſcher Schreck ergriff die Aragonier, ihre Flucht war allgemein, der größte Theil floh auf der Straße von Capua und wurde dort gefangen oder niedergehauen; nur Wenige erreichten den neuen Pallaſt.

Sforza drang nun mit den Flüchtlingen zugleich in die Stadt, die ſich ihm ſchnell unterwarf. Er hatte einen entſcheidenden Sieg errungen; hundert und zwanzig der edelſten Spaniſchen Ritter waren gefangen, unter ihnen Bernardo Centiglia, der Anführer des Heeres; Raimond Perolles, der Admiral der Flotte; der Graf von Ventimiglia, Heinrich der Sohn des Admirals von Caſtilien, und Bernhard Moncada; über 2000 Todte deckten den Wahlplatz, 3000 waren gefangen; die Macht von Alphons war gebrochen. Der neue glänzende Sieg gab Sforza's Ruhm neuen Glanz; die Schlacht von Viterbo war vergeſſen.

An jenem Vorabend der feierlichen Handlung, welche Conſtanze auf ewig der Welt entreißen ſollte, begab ſie ſich, von Margaritta begleitet, zum letzten Male nach der Kirche des heiligen Franziskus, an dem Grabe ihres Gemahles zu beten. Mit dem Gelübde, das ſie morgen ablegen ſollte, waren ihr ſelbſt die Pforten dieſes Gotteshauſes verſchloſſen, und ſie hoffte mit dieſer feierlichen, noch dem Andenken des ermordeten Gatten geweihten Stunde alle Rückerinnerungen, alle Sehnſucht abzulegen. Sie warf ſich auf der Stelle nieder, wo ſie ſchon ſo oft gekniet; auch Margaritta, vor deren Augen das Bild Antonio's lebhafter als je ſtand, kniete neben ihr. In ihrem frommen Gebete bat Conſtanze Gott um Vergeſſenheit, nur nach dem Himmel wollte ſie ſchauen, das Irdiſche ſollte hinter ihr zurückbleiben. Aber als ſie ihr Gebet beendet hatte, noch einmal den kalten Marmor küßte, welcher die irdiſche Hülle des Geliebten deckte, und nun die Kirche wieder verlaſſen wollte, da ergriff ſie ein kalter Schauer und ihr Fuß ſchien wie an den Boden gebannt. Wie dem Zurückgebliebenen, wenn er die erſte Scholle Erde auf den Sarg des theuern Heimgegangenen dumpf rollen hört und er nun fühlt, daß mit dieſem ſchauerlichen Tone der Freund ihm für immer genommen, die Trennung für ewig iſt, ſo war es auch Conſtanzen, als ihre Lippen den kalten Marmor berührt hatten und ſie die heilige Stätte für immer verlaſſen wollte. Erſt jetzt war es ihr, als ob ſie ſich ewig von ihm trennen müßte, und nie hatte ſie ſeinen Verluſt ſo tief empfunden als in dieſem ſchrecklichen Augenblicke. Für immer ſoll ich mich von Dir trennen! ſeufzte ſie: Niemals die Stelle wieder betreten, wo Du ruhſt! Das iſt furchtbar! — Doch ermannte ſie ſich ſchnell, ergriff Margaritta's Hand, zog ſie mit ſich fort und eilte aus dem Gotteshauſe.

Als ſie in ihrem einſamen Gemache mit der Freundin allein war, die beiden Unglücklichen ſich lange, in Trauer verſunken, gegenüber geſeſſen hatten, da brachen plötzlich ihre Thränen hervor. Margaritta, rief ſie: ich habe Dir oft gezürnt, daß Du nicht, gleich mir, den Schleier nehmen wollteſt und Dich noch ferner in den Strudel der Welt ſtürzteſt. Aber ich glaube, Du thuſt recht. Nicht das härene Gewand der Kloſterfrauen kühlt die Gluth des Herzens, nicht der Schleier birgt Deinem Blicke die Vergangenheit, die Erinnerung bleibt ewig und mit ihr die ewige Sehnſucht!

Wie lange, fuhr ſie, einen bittenden Blick gen Himmel werfend, fort: werde ich noch dulden? O wie lange werde ich noch harren müſſen, ehe der Tod an meine einſame Zelle klopft und mich zu endlichem Wiederſehen abruft? Wie lange werde ich gegen mein Herz noch kämpfen müſſen, ehe Gebet und Glaube mir den Frieden des Herzens gibt? Vielleicht — ſo lange ich bin! — Ach! den Schmerz lindert kein brünſtiges Gebet, die Kühle dieſer Mauern wird die Gluth meines Innern nicht dämpfen! — Erhebe ich den Blick gen Himmel, wird der Gatte mir erſcheinen und meine Andacht geſtört ſein! Und — Gott vergebe der Sünderin! — wenn der Prieſter den Kelch mit dem geheiligten Wein erhebt, werde ich, ſtatt frommer Gedanken; an den Becher mit Gift denken, den ſie ihm reichten, und eine Sünderin im Heiligthum des Herrn ſtehen. Nimm nicht den Schleier, Margaritta! Stürze Dich in die Schlacht, dort wird Dich der Tod ereilen und Du wirſt glücklicher ſein als die arme Conſtanze, die, wie ein Bettler, arm an Lebensfreuden, einſam und gedrückt nach dem Ziele ihrer Wallfahrt ſchleichen muß.

Faſſe Muth! unterbrach ſie Margaritta: So wenig ich Deinen Entſchluß billige, ſo ſehr tadl' ich Dein kleinmüthiges Zagen. Haſt Du Dich dem Himmel geweiht, ſo erwarte auch von ihm den Frieden.

Margaritta! rief Conſtanze tief bewegt, ſprang auf und ergriff ihre beiden Hände: Gedenke was ich am Hochgericht gelobte. Keine Freude wollt' ich ungetrübt auf Erden genießen! — Auch der Friede Gottes wird mir nicht ungetrübt werden, der Gedanke an ihn wird ſich in mein ſtilles Gebet drängen und mein Flehen zu der heiligen Mutter wird zum Sehnſuchtsruf nah ihm.

Starr, düſter ſinnend ſah bei dieſen Worten Margaritta vor ſich hin. Wär's möglich, ſagte ſie mit bebender Stimme: wär's möglich, daß der Himmel die frevelnden Worte der Verzweiflung hörend, auf ſie achte? Dann wehe auch mir! Pedro ſprach in der Stunde meiner Geburt den Fluch aus, daß ich meinem Vater den Tod bringen ſolle. Furchtbar wär' es, hätte der Himmel ihn vernommen, und an Dir und mir ginge das frevelhafte Wort, von Verzweiflung geſprochen, in Erfüllung.

Es wird in Erfüllung gehen, ſprach Conſtanze: das ſagt mir eine

innere Stimme. Aber wir wollen es muthig tragen, Margaritta, und wär' es auch noch so schwer. Glückliche! rief sie plötzlich: ich sehe Dich so nahe dem Ziele und ich bin noch so fern von dem meinen!

Am andern Tage deckte der Schleier das holde Antlitz, umschloß das härene Gewand der Klosterfrauen die herrliche Gestalt; aber den Schmerz vermocht' es nicht zu lindern, er brach in stiller Einsamkeit unaufhaltsam hervor. Constanzens Ahnung bewährte sich noch mehr, als Katharina und Margaritta sich von ihr trennten und auf die Nachricht von der gewonnenen Schlacht nach Benevent zurückgingen; da erst, sich selbst und der Erinnerung überlassen, gab sich die Unglückliche ganz ihrem Grame hin.

Sforza's Anhänglichkeit an das Haus Anjou, seine persönliche Neigung zu König Ludwig, vielleicht auch die heimlichen Einflüsterungen des Papstes, bewogen ihn, die Königin zu überreden, jede Verbindung mit Alphons aufzuheben und Ludwig von Anjou an seiner Stelle an Kindesstatt anzunehmen, ihm dadurch die Nachfolge im Reiche, an welche er überdies ein Recht zu haben glaubte, zu sichern und so allen fernern verderblichen Kriegen ein Ende zu machen.

Johanna, gegen Alphons auf's Höchste aufgebracht, war leicht dazu zu bewegen, sie stellte eine Urkunde aus, welche späterhin der Papst bestätigte. In dieser Urkunde hob sie die Adoption Alphonsens förmlich auf, und ernannte Ludwig zu ihrem Nachfolger und zum Herzoge von Calabrien, jedoch unter dem Vorbehalt, daß er und sein Bruder Italien verlassen, in ihre Französischen Staaten zurückkehren und keine Neapolitaner in ihre Dienste nehmen sollten. Sie versprachen sich überdies zur gänzlichen Vertreibung der Aragonier aus dem Königreiche gegenseitige Hülfe. Der Herzog von Mailand, der Doge von Genua, der Papst und sämmtliche Kardinäle leisteten Bürgschaft für die Aufrechthaltung dieses Traktats.

Sforza hatte nun seinen Zweck erreicht, von der Gunst Ludwigs überzeugt, hatte er nur die Vertreibung der Aragonier vor Augen. Gern hätte er den König in dem neuen Pallaste belagert, allein er fand es, seiner Stärke und Festigkeit wegen, so lange nicht thunlich, als man nicht Herr zur See war. Er beschloß daher, bis die Französische Flotte bei Neapel angekommen, Aversa zu belagern, ließ in dem Capuanischen Schlosse und in Neapel hinlängliche Besatzung, und da indessen sein Sohn Franzesco mit einer bedeutenden Macht aus dem Mailändischen zu ihm gestoßen war, unternahm er selbst die Belagerung.

Der König von Aragonien war indessen in einer peinlichen Lage. Sein Heer war vernichtet, aus den meisten Städten hatte er die Besatzung herausziehen und sie für die Schlösser in Neapel verwenden müssen, und

so hatte er keine weitere Aussicht, als die Flotte, welche von Barcellona gegen Corsika auslaufen sollte, nach Neapel zu beordern. Sie erschien auch kurze Zeit darauf, legte sich an dem Castel del Ovo vor Anker und setzte einen Theil ihrer Bemannung, die sich sogleich verschanzte, bei dem Hafendamme unfern des neuen Schlosses an's Land.

Kurze Zeit darauf rückten sie aus ihrer Verschanzung den angreifenden Neapolitanern entgegen, drängten sie zurück und bemeisterten sich eines Thores. Während dem landete Don Pedro, der Bruder Alphons, mit den Uebrigen zwischen der Kirche St. Nikola und dem Arsenale, drang gegen die Kirche St. Peter des Märtyrers vor, ließ die umstehenden Häuser in Brand stecken und verbreitete so während der Nacht Unruhe und Schrecken in dem unglücklichen Neapel.

Die Einwohner und der Adel hatten sich zwar dem Vordringen der Aragonier muthig entgegen gesetzt, jedoch der ganze Anhang der Mormiles und Origlia's, welcher meist das Quartier del Porto bewohnte, blieb aus Haß gegen die Königin ruhig und nahm keinen Theil an dem Gefechte, auch hütete sich Alphons wohl, diesen Theil der Stadt anzugreifen und hierdurch die mächtige Partei gegen sich zu waffnen.

In der Nacht wüthete das Feuer in dem von den Aragoniern eroberten Theile der Stadt furchtbar. Alle Häuser wurden hier geplündert und jeder Greuel des Krieges zog dem Kriegvolke nach. Johanna sah von ihrem Schlosse die Flammen ihre Hauptstadt zerstören, sie sah beim Scheine des Feuers die Flotte der Aragonier und ihren wilden Kriegerhaufen, der sich immer näher heran wälzte; die Furcht ergriff sie, sie fürchtete für ihre Freiheit, und ließ eiligst Sforza von der Belagerung von Aversa mit der Bitte abrufen, ihr schleunigst zu Hülfe zu kommen.

Der Konnetable brach auch noch in derselben Nacht auf, ließ einen Theil seines Heeres vor Aversa stehen und eilte mit den Andern nach Neapel. Er war bei seiner Ankunft erstaunt, die Aragonier in dem Besitz des größten Theiles der Stadt und so stark zu finden, und rückte schnell gegen das Kloster der heiligen Clara vor, wo sie ihre Hauptmacht versammelt hatten. Hier fand er aber bedeutenden Widerstand; das Aragonische Heer, fast nur aus Fußvolk bestehend, gebrauchte eine eigene Art von Vertheidigung gegen die ihnen überlegene Reiterei der Neapolitaner; sie hatten große Fässer mit Steinen gefüllt, welche sie vor sich her rollten, sich dahinter verschanzten und so das Vordringen der Reiterei fast unmöglich machten. Auch waren sie in die Häuser gedrungen und warfen Balken und Steine auf die Heranrückenden herab. Nach zweistündigem Gefecht sah Sforza die Unmöglichkeit ein, die Aragonier aus Neapel zu vertreiben; er gab die Wiedereroberung der Stadt auf, führte die Königin aus dem Capuanischen Schlosse und brachte sie, von einem bedeutenden Theile ihrer Anhänger aus Neapel begleitet, nach Nola. Er selbst kehrte zur Belagerung von Aversa zurück.

In Nola machte nun die Königin ihren mit Ludwig von Anjou geschlossenen Frieden und dessen Adoption öffentlich bekannt, erklärte Jeden, welcher die Partei des Königs von Aragonien ergreifen würde, für einen Landesverräther und ladete Ludwig ein, zu ihr zu kommen und sich als künftigen Thronerben an die Spitze der bewaffneten Macht zu stellen.

Alphons sah nun wohl, daß an keine weiteren Verhandlungen zu denken war und die Gewalt der Waffen allein entscheiden müsse. Er begann nun die Belagerung des Capuanischen Schlosses, dem es gänzlich an Lebensmitteln fehlte und hielt Caracciolo immer noch im strengen Gewahrsam. Sforza machte zwar einige Versuche, das Schloß mit Lebensmitteln zu versorgen, die aber immer mißglückten; hingegen gelang es ihm, Aversa nach hartnäckigem Widerstande zu erobern, wohin sich auch sogleich die Königin verfügte und ihre Residenz verlegte.

Durch die Trennung von Caracciolo ward die schon halb verloschene Neigung zu ihm wieder bei ihr erwacht und die Sehnsucht nach ihm war jetzt, wo sie seines Rathes und Beistandes so sehr bedurfte, stärker als je. Sie versuchte Alles zu seiner Befreiung; allein Alphons verweigerte anfangs seine Loslassung ganz, endlich versprach er, ihn, jedoch nur unter der Bedingung, frei zu geben, wenn für ihn die sämmtlichen, in der Schlacht bei Nola durch Sforza gefangenen Ritter ohne Lösegeld frei gelassen würden. — Diese Gefangenen waren in der Gewalt Sforza's, der ein bedeutendes Lösegeld von ihnen zu erwarten und keinen Grund hatte, Caracciolo's Freilassung zu wünschen; er verweigerte daher die Auslösung standhaft und keine Bitten der Königin, welcher er offen seine Gründe sagte, weßhalb er so handeln müsse, konnten ihn bewegen. Aber endlich fand Johanna doch Mittel, ihn dazu zu vermögen; sie wandte sich an seinen Sohn und machte diesem so bedeutende Anerbietungen, bestätigte nicht allein die früheren Schenkungen von Benevent, Manfredonia, Trani und Barletta, sondern bot ihm auch noch für den Gefangenen zehn Städte und einen bedeutenden Distrikt, welcher seine früheren Besitzungen von Oppido und Tricarico, mit der am Meere verband. Franzesco, der den hierdurch ihm erwachsenden Vortheil leicht einsah, suchte seinen Vater zu bereden, in die Vorschläge der Königin einzugehen. Zu gleicher Zeit versicherte Johanna den Konnetable der Dankbarkeit des Seneschalls, und Sforza, alles genau erwägend, gab endlich den Bitten seines Sohnes nach und lieferte die 120 gefangenen Ritter aus. Der Seneschall traf dafür in Aversa bei der Königin ein.

Aber fast hätten diese Verhandlungen den häuslichen Frieden Sforza's gestört. Katharina, mehr noch Margaritta, zürnten Franzesco deßhalb; es entstand zwischen der Schwester und dem Bruder eine Art feindlicher Spannung und selbst die sanfte Katharina äußerte sich laut und sagte ihm offen, daß blos der Ehrgeiz Franzesco's ihn zu der unüberlegten Hand-

lung verleitet habe, seinen bittersten Feind wieder an das Ruder zu bringen und dadurch das Königreich zu verderben.

Der Seneschall aber schien von Dank durchdrungen, versicherte Sforza seiner ewigen Freundschaft und es war vielleicht das erste Mal, daß er Wort hielt; denn Sforza mochte für sich und für das Heer fordern, was er wollte, Caracciolo war ihm nie entgegen und schien seine ganze Wohlfahrt nur auf ihn zu gründen.

Der Verlust des Capuanischen Schlosses, welches nach einiger Zeit überging, trübte in etwas die Freude der Königin, welche sie über ihres Günstlings Rückkehr gehabt. Auch hatte die Herzogin von Sessa, an deren Umgang sie so sehr gewöhnt war, gleich nach des Seneschalls Ankunft Aversa verlassen, und auch dies war ihr unangenehm, da keine ihrer Damen den Platz dieser klugen, unterhaltenden Frau auszufüllen vermochte. Ueberdies schien ein neues Ungewitter über das Reich heranzuziehen. Braccio hatte sich wieder mit dem Papst veruneinigt, war aus dem Dienste der Republik Florenz getreten, verfolgte von Neuem seinen alten Plan, in den Abruzzo's und der Mark Ancona sich auf des Papstes und Neapels Unkosten ein Fürstenthum zu erobern, und rückte mit seinem Heere durch den Kirchenstaat vor Aquila. Ludwig von Anjou und Sforza thaten alles Mögliche, ihn davon abzuhalten. Ludwig versprach sogar, sobald er im Besitz Neapels sei, ihm Aquila freiwillig einzuräumen; Braccio aber, unter dem Vorwande, Alphons und nicht Johanna hab' es besetzt und es gehöre, vermöge Vertrages, ihm, kehrte sich nicht an diese Abmahnung, schloß mit 12,000 Mann die Stadt ein und begann eine förmliche Belagerung.

Für Ludwig von Anjou schienen sich demungeachtet die Verhältnisse glücklich zu gestalten; in Aragonien vorgefallene Unruhen und Einfall des Königs von Kastilien nöthigten Alphons, nach Spanien zurückzukehren. Der Tag seiner Abreise war schon bestimmt und Alles dazu in Bereitschaft gesetzt, sein Bruder Don Pedro war zu seinem Generallieutnant, Caldora zum Befehlhaber in Neapel ernannt; 1200 Geharnischte, 10,000 Mann Fußvolk ließ er ihnen zurück und erklärte nun feierlich und öffentlich, daß er nicht im Mindesten darnach trachte, die Königin bei ihren Lebzeiten ihrer Rechte zu berauben, sondern nur zum Schutze des Landes gegen die Eingriffe des Günstlings und zu Johanna's eigener Sicherheit ein Heer in Neapel unterhalte.

In der nemlichen Zeit traf auch Ludwig von Anjou mit Verstärkung in Aversa ein und rückte am andern Tage sogleich mit Sforza gegen Neapel. — Alphons, auf dem Punkte sich einzuschiffen, ließ die Soldaten wieder an's Land setzen, stellte sich an die Spitze des Heeres und rückte dem Feinde entgegen; die Flotte legte sich zur Unterstützung des Heeres am Ausflusse des Sebetto vor Anker. Aber nach kurzem Gefecht ward er mit bedeutendem Verlust in die Stadt zurückgetrieben, wo jedoch Sforza, da

die Bürger sich nicht für ihn erklärten, nicht weiter vordringen konnte, sondern sich mit dem Heere wieder nach Aversa zurückzog. Alphons, durch diesen, obgleich geringen, Verlust unmuthig geworden, schiffte sich ein, und schon am andern Tage lichtete die Flotte die Anker und segelte nach Spanien.

Durch Hülfe des Herzogs von Mailand, selbst diesmal durch thätige Hülfe des Papstes, der Braccio mehr fürchtete als Alphons, auch durch eine auf der Flotte Anjou's aus Frankreich angekommene Verstärkung war das Heer Sforza's so bedeutend geworden, daß man zwei Unternehmungen auf einmal beginnen zu können glaubte. Ludwig von Anjou rückte mit den Französischen und Neapolitanischen Soldaten gegen Neapel, Sforza war bestimmt, mit seinem selbstgeworbenen und den von dem Papste und Mailand gesendeten Hülfvölkern gegen Braccio zum Entsatz Aquila's vorzurücken. Seine alten Waffengefährten und Freunde alle wieder um sich versammelnd und an der Spitze eines Heeres von fast 20,000 Mann, schien Sforza auf dem Gipfel seines Glückes zu stehen, denn trotz seiner Versöhnung mit Braccio wünschte er nichts sehnlicher, als durch einen Sieg über ihn den Tag von Viterbo ganz zu verwischen und mit freudigem Herzen und festem Vertrauen ordnete er Alles zu diesem Kriegszuge. Nie hatte er an der Spitze eines so bedeutenden, so muthigen Heeres gestanden; 10,000 der schönberittensten Reiter standen unter seinen Befehlen und 30 ganze Karthaunen, ohne das kleinere Geschütz, sollten dem Heere folgen. Seine Brüder, so wie Micheletto und Santoparente, waren um ihn, sein Sohn, der sich schon als einen der ausgezeichnetsten Krieger seiner Zeit bewährt hatte, befehligte die Reiterei, und um Margaritta hatte sich eine Schaar von 200 Edlen versammelt, die sich freiwillig ihrem Dienst und ihrem Schutze geweiht hatten. Alle waren frohen Muthes und jubelten laut, Alle theilten mit Sforza die Begierde den Tag von Viterbo zu verwischen und sein Vertrauen auf den Sieg.

Nur ein Herz war traurig, das Herz Katharina's. Sie fürchtete stets, wenn Sforza zum Kampfe zog, und konnte zuweilen, selbst in seinem Beisein ihre Thränen nicht verbergen. Josepha, die ihr immer theurer geworden war, suchte sie zu trösten, aber vergebens, und als sie sich von ihrem Gatten trennen sollte, um mit Josepha nach Gaeta zu gehen, wo sie während des Kriegzuges bei ihrer Schwester im Kloster bleiben wollte, konnte sie sich kaum vor ihrem Gatten losreißen, welcher ihr den höchsten Beweis seiner Liebe und Achtung dadurch gegeben, daß er ruhig ihre Klagen angehört und, ohne ungeduldig zu werden, ihre Thränen getrocknet hatte.

Als schon Alles zur Abreise bereit war und sie ihr Maulthier bestiegen hatte, war sie nicht wenig verwundert, Margaritta und Micheletto

an der Spitze eines Theiles der sich freiwillig Margaritta's Dienste geweihten Edlen zu ihrer Begleitung bereit zu sehen. Dieser Beweis ihrer Liebe rührte sie tief, mehr aber noch, als sie Sforza zu Pferde neben sich erblickte, der ihr das Geleite bis an den Volturno gab. Als sie sich dort von ihm trennte, war sie gefaßter, keine Thräne entquoll ihrem Auge, und nur erst als sie das jenseitige Ufer des Flusses betrat, brachen sie unaufhaltsam hervor. Sie gelangte in der traurigsten Stimmung in Gaeta an, wo sie von ihrer Schwester und Constanze mit Freude und Liebe empfangen wurde

Sobald Constanze mit Margaritta allein war, warf sich die jugendliche Klosterfrau an die Brust der Freundin, ruhte an ihrem theilnehmenden Herzen und sprach ihren Kummer aus, denn der Zwiespalt in ihrem Innern störte noch immer den Frieden ihres Herzens; die immer noch wache Sehnsucht nach ihrem Geliebten und der Wunsch, ihn vergessen und so ein frommes, von der Welt abgeschiedenes Leben führen zu können, stritten stets gegen einander. Sie hatte hier nicht die Ruhe gefunden, die sie zu finden gehofft, sie hatte sich nicht den Trost im Gebet errungen, den sie darin gesucht; weit über die klösterlichen Mauern hinweg führte sie ihre Sehnsucht, und wie sie an jenem Abend vor ihrer Einkleidung gefürchtet, so störte die Erinnerung an ihn, an ihr dahingeschwundenes Glück jede heilige Andacht, jede fromme Ergießung ihres Herzens.

Die Nachricht, daß Margaritta sie schon wieder am andern Tage verlassen wollte, betrübte sie. Früher so feindselig von diesem Mädchen, dessen männlicher Charakter sie nicht ansprach, dessen Neigung zu Urban ihr widrig war, getrennt, hatte jetzt ein gleiches Schicksal sie desto inniger vereinigt. Seit Urban's Tode, den auch Margaritta tief empfunden, war niemand auf der Welt, an welchem sie noch innig gehangen hätte als an ihr, und die schnelle Trennung von ihr schmerzte sie unaussprechlich. Als Margaritta am andern Morgen, ihr Lebewohl zu sagen, in ihre Zelle trat, sank sie heftig an des Mädchens Brust und weinte bitterlich. Aber plötzlich riß sie sich los und sah starr in Margaritta's Augen. Glückliche! rief sie: Du stehst, mit Helm und Panzer angethan, vor mir Unglücklichen, die in ihrem Klostergewande noch immer der Welt angehört. Glückliche! Du bist vielleicht Deinem Ziele nahe, und ich Unglückliche dem meinen noch so fern! — Ziehe hin in Frieden und leb' wohl! Gehst Du mir voran, und ist es Dir vergönnt, Dich auch von Jenseits Deiner unglücklichen Freundin liebend zu nahen, so umschwebe mich, gib mir ein Zeichen, wenn meine Stunde schlägt, und rufe Du mich ab! Dies sagend, küßte sie feierlich Margaritta's Stirn, sank dann vor dem Bilde der heiligen Mutter nieder, winkte der Freundin, sich zu entfernen, und suchte im Gebete Trost.

Auf Margaritta's Gemüth hatten die Worte Constanzens einen düstern Eindruck gemacht. Nicht als ob sie den Tod scheute, er war ihr ein

freundlicher, willkommener Bote. Aber sie schauderte dennoch vor ihm, gedachte sie der Worte Pedro's, der auch jetzt bei dem Heere Sforza's war. Mit beklommenem Herzen nahm sie von Katharina und ihrer Mutter Abschied. Ihr Lebewohl war heute so feierlich, selbst Josepha, sonst so ergeben und sanft, drückte die Tochter stürmisch an ihre Brust, und Katharina, schon früher durch die traurige Ahnung beunruhigt, legte segnend ihre Hand auf sie, und es war, als ob sie der Jungfrau den Segen auf einer langen Pilgerfahrt mitgeben wollte.

Als Margaritta Gaeta verließ und an Micheletto's Seite die Straße nach Teano ritt, schien sich ihr Trübsinn aufzuheitern, sie war gegen ihn zutraulicher als je, sprach mit freudiger Erwartung von dem bevorstehenden Kriegszuge und schien den ernsten Abschied von den in Gaeta Zurückgelassenen bald vergessen zu haben. Wenn sie aber auf ihrem einsamen Lager ruhete, ihr Leben wie ein Schattenbild an ihr vorüber flog, die ernste Gestalt Antonio's bei ihr verweilte und sie seiner Liebe gedachte, dann hatte sie nur den einen Wunsch, daß die Trompete, welche sie zum Kampfe riefe, auch den Tod, sie zu umfangen, herbeirufen möchte.

Aber plötzlich, indem sie diesen Wunsch aussprach, erschrack sie vor sich. Der Gedanke, Pedro's Fluch habe das Schicksal ihres Vaters an das ihre gekettet, hatte feste Wurzel in ihr gefaßt. Sie bebte vor dem furchtbaren Glauben, und doch konnte sie ihm nicht widerstehen, doch stand er fest in ihr. Nur fern von dem Vater, dachte sie jetzt, ist Rettung für ihn, und sie beschloß, ihre Sehnsucht zu unterdrücken, auf dem Schlachtfelde, gleich Antonio, den Tod zu finden.

Schwaches Wesen! glaubst Du dem mächtigen Arme des Schicksals zu entgehen? Armes, unglückliches Mädchen, dessen erstes Lächeln dem Vater zum Fluche ward, dessen Kindheit, dessen erste Knospe der Jugend sich im Elende und unter Räubern entfalteten. Als der Glanz einer frohen Jugend Dich umstrahlte, als sich der Lorbeer und die Myrte zugleich um Deine Schläfe wand, die Liebe Dein wildes Gemüth bezähmte, und Du an ihrer Hand in ein Paradies von Wonne einzugehen hofftest, da riß der Tod den Geliebten von Deiner Seite und ließ Dir nichts als die Sehnsucht, daß er auch Dich auf dem Schlachtfelde, gleich dem Geliebten, ereilen möchte.

Auch diesen Wunsch erfüllte das Schicksal Dir nicht, muthige Dulderin! —

Sforza hatte indessen sein Heer versammelt und rückte durch das Gebirge auf Sulmona, um bei Popolo den Atorno zu überschreiten. Bei Teano war Margaritta zu ihm gestoßen und hatte ihn nicht wenig mit der unerwarteten Bitte überrascht, ihr zu erlauben nach Gaeta zurück zu gehen und während dieses Feldzuges in dem Kloster bei Katharina zu bleiben.

So sehr ich diesen Entschluß früher gebilligt hätte, erwiderte Sforza

unwillig: so wird mir es doch schwer werden, Dir jetzt meine Einwilligung zu geben. Es haben sich 200 junge Edle um Deine Person versammelt, sie tragen Deine Farbe, weihten sich Deinem Dienste, und Du versprachst ihre Führerin zu sein. Kannst Du jetzt, wo wir dem Feinde so nahe sind, das Heer verlassen? Du, die Du mir so oft gesagt, daß Dir der Tod auf dem Schlachtfelde willkommen sei, willst Dich jetzt in den Mauern eines Klosters verbergen? — Geh', wenn Dein Herz vor der Gefahr erbebt, aber sage niemand, daß Du die Tochter Mutius Sforza Attendolo's bist.

Sanft lächelnd schaute Margaritta dem Zürnenden in's Auge.

Ihr verkennt mich, Vater! sagte sie ruhig: Nicht der Gefahr, nur einem finstern Geschick will ich ausweichen. Doch Ihr wünscht es, und ich bleibe. — Seid überzeugt, daß ich an Muth Franzesco, meinem Bruder, nicht nachstehen werde, bangt nicht, daß Eure Tochter den Namen Sforza beschimpfe; Ihr habt befohlen, Ihr haltet mich fest bei Euch; nun, so muß es ja der Wille Gottes sein; er geschehe!

Sforza schüttelte über diese ihm unverständliche Rede bedenklich den Kopf, und als er mit Franzesco allein war und ihm seine Sorge um die Schwester mittheilte, lächelte dieser Kalte, Besonnene und sagte höhnend: Die Amazone möchte sich gern einen Lorbeerkranz erringen, aber so wie sie darnach faßt, ist es nur ein Kranz von Myrten, den sie wegwirft. Sie möchte stark sein und bleibt doch immer nur Weib!

Bei einem fürchterlichen Wetter setzte nun das Heer seinen Marsch nach Sulmona fort. Margaritta schien öffentlich die Heiterkeit und den Jubel des Heeres zu theilen, und Muth und Vertrauen strahlte aus ihren Augen, wenn sie ihr Streitroß vor dem Haufen der jungen Ritter tummelte, unter denen wohl Keiner war, der nicht mit sehnsuchtvollem Blicke auf das schöne Mädchen geschaut hätte; aber in der Stille war ihr Gemüth betrübt.

In Sulmona angelangt, musterte Sforza noch einmal das Heer und durchschritt mit stolzer Zuversicht die Reihen dieser alten Krieger, die ihn mit freudigem Jubel begrüßten. Jeder unter ihnen, von dem Führer bis zu dem gemeinsten Knechte, hielt diesen Kriegzug für die Sache ihrer gemeinsamen Ehre. Der Gedanke, Braccio zu besiegen, begeisterte Alle, und Viterbo ward ihr Kriegsruf.

Kurz darauf erhielt Sforza die Nachricht, daß Braccio die Belagerung von Aquila aufgehoben habe und sich ihm, seinem Wunsche gemäß, nähere, ihm den Uebergang über den Atorno streitig zu machen. Diese Nachricht erfreute ihn; aber nicht die, so er zu gleicher Weit erhielt, daß der Fluß durch die häufigen Regengüsse so angeschwellt sei, daß man durch keine Furt setzen könne; dennoch rückte er weiter vor. In Popolo angelangt, fand er Braccio schon im Besitz der Brücke, welche eine Menge auf der Höhe aufgefahrenes Geschütz bestrich und eine in der Schnelligkeit aufgeworfene Schanze deckte. Sforza sahe nun wohl ein, daß hier der Ueber-

gang nicht ohne die größten Aufopferungen zu erzwingen sei, er wollte seine Soldaten nicht unnütz opfern. Deßhalb ließ er noch am nemlichen Abend einiges Geschütz auffahren, machte jedoch nur zum Schein einen Angriff auf die Brücke und zog sich indessen während der Nacht über Tocce nach der Brücke bei Valentino, in der Hoffnung, sie unbenutzt zu finden. Allein er fand sie abgebrochen und auch hier den Strom so reißend, daß er durch keine der sonst so häufigen Fuhrten setzen konnte. Ihm blieb nichts übrig, als den Fluß weiter hinunter nach Civita di Chietta zu gehen, um wo möglich vor der Ankunft Braccio's das feste Pescara zu nehmen und so sich einen Uebergang zu erzwingen.

Braccio, von seinem Marsche benachrichtigt, hatte sich durch den Scheinangriff nicht irre führen lassen, sondern war seinen Bewegungen auf der andern Seite des Atorno gefolgt, hatte sogleich den größten Theil der Reiterei schnell aufbrechen lassen und erreichte, da der Marsch Sforza's durch das schwere Geschütz aufgehalten wurde, Pescara früher als der Konnetable.

Bei Pescara befand sich eine einzige Fuhrt, die trotz des angeschwollenen Wassers noch zu durchwaden war. Dieser gegenüber ließ Braccio sogleich Schanzen aufwerfen, stellte hier sein Geschütz und in dem am Ufer befindlichen Gesträuche seine Armbrustschützen auf, machte längs dem seichten Ufer einen Verhau von Baumzweigen und spitzen Stämmen, so daß es auch hier Sforza unmöglich war, überzugehen. Ein Angriff auf die Außenwerke Pescara's mißglückte ebenfalls, und so schienen alle Mittel erschöpft, den Uebergang zu erzwingen. Da faßte der Konnetable den kühnen Entschluß, dicht am Meere, wo die Mündung des Flusses versandet war, den Uebergang zu versuchen. Er umging in dieser Absicht Pescara, und Franzesco an der Spitze von 600 Mailändischen Kürassieren, von Margaritta und ihren Rittern begleitet, stürzte sich in die Fluth, schwamm durch den hier bedeutend breiten Strom und gelangte glücklich an das andere Ufer. Braccio war jedoch die Bewegung Sforza's nicht entgangen, er eilte schnell mit Allem, was er von seinem Heere in Pescara hatte, herbei, Franzesco anzugreifen und ihn in den Fluß zurückzuwerfen. Als dies der Konnetable gewahrte, setzte er sich an die Spitze einiger ihm nachgeeilten Fahnen, und ungeachtet sich im Osten ein bedeutender Sturm erhob, welcher die Fluthen in die Mündung des Flusses zurück trieb, gelang es ihm doch, das jenseitige Ufer zu erreichen und seinem Sohne zu Hülfe zu eilen.

Dieser hatte indessen Braccio schon geworfen und ihn in die Stadt zurückgedrängt. Aber eben so wie die Reiterei Sforza's ihm gefolgt, war auch das Heer Braccio's in Pescara eingerückt. Mit weit überlegener Macht brach dieser jetzt aus der Stadt hervor, und obgleich Franzesco mit etwa 1200 Reitern, die er bei sich hatte, tapfern Widerstand leistete, so sah Sforza doch leicht ein, daß er endlich der Uebermacht erliegen müßte. —

Er ſchickte Boten auf Boten an die gegenüberſtehenden Fahnen, den Uebergang zu beſchleunigen. Aber der Fluß war durch das ſich andrängende Meer ſo aufgeſchwellt, daß nur wenige Fahnen es gewagt hatten, überzuſetzen und kein Winken, kein Zeichen des am Ufer haltenden Konnetable konnte die Muthloſen bewegen, ſich in die immer reißender werdende Fluth zu ſtürzen.

Micheletto! rief er in dieſem Augenblicke, von Zorn erglüht, dieſem zu, der mit Margaritta und den Zweihundert zu ſeiner Bedeckung am Ufer hielt: Sieh' dieſe Feigen! Wagt Einer ſich in die Gefahr? Ich will ihnen zeigen, daß ich, wo es gilt den Sieg zu erkämpfen, mein Leben für nichts achte!

Dies ſagend gab er dem Roſſe die Sporen, ſetzte in den Fluß, Margaritta's Verhängniß führte ſie dem Vater nach und ſo ſchwamm der edle Kriegsheld, von ſeiner Tochter begleitet, trotz des Sturmes, trotz der andrängenden Meeresfluth durch die brauſenden Wellen. Sein Neapolitaniſches Roß, ſtolz ſolch' edle Bürde zu tragen, theilte mit ſeiner ehernen Bruſt die ſchäumenden Wellen und wieherte laut auf vor Muth. Da zog Sforza plötzlich den Zügel an, ein lauter Angſtruf, den er neben ſich vernahm, veranlaßte ihn, ſein Roß anzuhalten; er wandte ſich, ſah Margaritta von der Fluth überwältigt, ſah ihr Roß, die letzten Kräfte anſtrengend, unterliegen und eilte hin, die Tochter zu retten. In dem Augenblicke, da er ſich ihr nahete, erfaßte ſie der Strudel und zog ſie hinab in die furchtbare Tiefe. Da beugte ſich der Vater nach ihr nieder, faßte ſie mit ſtarker Fauſt, zog ſie in die Höhe, aber auch den Zügel ſeines Roſſes zu ſtraff an, das edle Thier bäumte, überſchlug ſich, Roß und Reiter ſanken unter. Micheletto, der bei der erſten Gefahr Margaritta's in das Waſſer geſetzt hatte, nahete ſich ihr in dem Augenblicke, wo Vater und Tochter noch mit den Wellen um ihr Leben rangen. Wen ſollte er erfaſſen, wen retten? Sein Herz trieb ihn nach dem Mädchen, er zog ſie hervor, brachte ſie nach dem andern Ufer, aber nur noch einmal ſchlug ſie das Auge dankbar nach ihm auf, dann ſchloß ſie es für ewig.

In dumpfer Wuth ſahen die Kriegerſchaaren den Tod ihres Anführers; wozu die Pflicht ſie nicht vermocht hatte, dazu brachte ſie der Schmerz; 2000 ſtürzten ſich geſchloſſen in die Fluthen, in dichtgedrängten Schwadronen ſchwammen ſie hindurch und erreichten noch zu rechter Zeit das jenſeitige Ufer, um den Sohn ihres Herrn vom Untergange zu retten. Die Nachricht von dem Tode ſeines Vaters entflammte Franzesco bis zur Verzweiflung. Er ſtürzte ſich mit ſeiner wuthentbrannten Schaar auf das Heer Braccio's und trieb es nach Pescara zurück. Dann ſandte er überall aus, die Leiche des Vaters aufzuſuchen.

Als ob der Sturmwind und das tobende Meer an dieſem großen Opfer ſich begnügt hätten, ſo ruhig ward es jetzt; das Meer trat wieder zurück und am jenſeitigen Ufer, wo das trauernde Heer in Schlachtord-

nung stand, an der Stelle, wo die Karthaunen aufgefahren waren, warf der Fluß die Leiche des Feldherrn an's Ufer. Hier lag der Held, dem das Schicksal den herrlichsten Sieg entrissen hatte, vor seinem in Schlachtordnung aufgestellten Heere. Die alten Krieger drängten sich zu ihm, pflanzten die Kriegsfahnen um ihn, daß sie flatternd einen Baldachin über dem Todten bildeten. Jeder nahete sich ihm, noch einmal das Antlitz des Helden zu sehen, noch einmal die Hand seines Feldherrn zu drücken und von ihm, wie von ihren Hoffnungen, Abschied zu nehmen. Kein Klageruf erscholl, aber die dumpfe Stille dieser Tausende sprach tiefer den Schmerz aus als die lauteste Klage.

Franzesco kehrte mit seinem Kriegvolk über den Fluß zurück. — Der Tod des Vaters hatte auch ihn im Laufe seines Sieges gehemmt, er wagte nicht, bei der traurigen Stimmung des Heeres, ohne Berathung mit seinen Hauptleuten irgend etwas Entscheidendes zu unternehmen.

Vom Schmerz gebeugt, von den Hauptleuten umgeben, kniete der junge Held neben der Leiche des Vaters, küßte noch einmal seine bleichen Lippen und drückte die kalte Hand an sein Herz, dann ergriff er des Vaters Schwert, hob es im Angesicht des Heeres hoch in die Höhe und sprach mit feierlichem Tone: Du bist von uns geschieden, Vater, doch Dein Geist wird den Sohn umschweben, Dein Leichnam uns noch zum Siege begleiten. Dies Schwert will ich fortan führen und Deinen Namen ehren, indem ich Dir gleich zu sein sterben werde. — Freunde! sprach er, sich zu den Hauptleuten wendend: keinen feierlichern Augenblick, keine schönere Stätte fänden wir, zu berathschlagen was nun zu thun sei, als hier bei der irdischen Hülle unseres Feldherrn. Sollen wir seinen unversöhnlichen Feind bekämpfen, so seinen Tod rächen und sein Andenken ehren? Wollt Ihr mich als Euer Haupt erkennen und mir folgen, oder wollt Ihr muthlos aus einander gehen, einen fremden Herrn suchen und dessen Sohn verlassen, der durch Eure Muthlosigkeit ein Opfer des Todes ward?

Einstimmig beschlossen die Führer, ihm zu folgen. Gleicher Meinung war das Heer, das von Franzesco's entschlossenen Benehmen neu belebt, durch den Tod seines Anführers nicht entmuthigt war.

Als am Abend die Leichname Sforza's und Margaritta's nach Civita di Chietti gebracht und dort feierlich aufgestellt waren, trat in der Stunde der Mitternacht ein alter Krieger mit herabhängenden, eisgrauen Haaren und verstörtem Blicke an das Lager, auf welchem die Todten ruhten. Starr sah sein Auge bald auf die Tochter, bald auf Sforza, sein Blick war wild, so daß die Wache, die ihn wohl erkannte, scheu vor ihm zurück trat.

So ward mein Fluch erfüllt! sprach der Alte dumpf und bebend: So

haſt Du Deinem Vater den Tod gebracht, Unglückliche! und das Gebet und das Wort, von der Verzweiflung geſprochen, hat Gott gehört, aber ſo Manches nicht, wo ich um Erbarmung flehte. — Dann trat er Sforza näher, faßte ſeine kalte Hand und ſagte mit Rührung: Wir waren einſt Freunde, Mutius! dann haßte ich Dich, und dennoch thateſt Du mir Gutes. Verzeihe mir, an Deinem Tode bin ich nicht Schuld. Nicht meines Wortes wegen mußteſt Du ſterben; ich, des Schickſals erbärmliches Werkzeug, mußte ausſprechen was geſchehen ſollte. Auch Du, Margaritta, ſagte er, ſich über ſie neigend: Du, unter Schmerzen und Fluch geboren, um derenwillen die Mutter im härenen Gewande Buße thun und neben dem Muttergottes-Bilde knieen mußte, Du haſt Deine Laufbahn ſchnell vollendet. Wohl Dir! Du biſt bei Gott! Werde ich Dich wiederfinden? rief er plötzlich: oder wird mich der Tod in eine andere Wohnung geleiten als die Deine? Dies ſagend, berührte er noch einmal ihre kalten Lippen und entfernte ſich. — Niemand hat ihn je wieder geſehen, niemand vernommen, wohin ſein finſterer Geiſt ihn getrieben.

Margaritta's Leiche wurde am andern Tage nach dem Kloſter der Urſulinerinnen von Gaeta abgeführt. Dort ſah man noch vor funfzig Jahren das Denkmal, welches Katharina, die bald neben ihr ruhte, ihr ſetzen ließ. Noch manche lange, ſchmerzvolle Jahre durchweinte Conſtanze an ihrem Grabe, ehe der Tod die Fackel löſchte und ihrer Sehnſucht und ihrem Grame ein Ende machte.

Sforza's Leichnam wurde einbalſamirt und nicht beigeſetzt; Franzesco ließ ihn einſtweilen nach Averſa zurückbringen, wo er in der Kapelle des Schloſſes aufgeſtellt wurde. Die Vorfälle zu Neapel, wodurch der größte Theil des Heeres dorthin zu Ludwig von Anjou ſtoßen mußte, hinderten jetzt noch, Franzesco, den Tod ſeines Vaters zu rächen. Als aber Ludwig von Anjou Herr von Neapel und des Capuaniſchen Schloſſes war und Don Pedro ſich nur noch mit ſchwacher Beſatzung in dem neuen Schloſſe und dem Caſtel del Ova hielt, verſammelte Franzesco die alten Soldaten ſeines Vaters und zog mit ihnen gen Aquila, das Braccio immer noch vergebens belagerte. Sein Heerzug war feierlich. Voran zog die Reiterei, die ſchönſte, welche ſeit lange in Italien geſehen ward, zwiſchen ihr und dem ihr folgenden Geſchütze trugen zwölf bärtige Krieger die Leiche ihres Feldherrn. Er ſoll Braccio beſiegen! Noch im Tode ſoll ihm dieſer Ruhm werden! ſprach Franzesco. So rückte er unaufhaltſam vor, überſchritt den Atorno und ſtieß bei Aquila auf das faſt gleich ſtarke Heer ſeines Feindes.

An einem kleinen Hügel ließ er den Sarg aufſtellen, ihn öffnen und den mit einem Lorbeerkranze geſchmückten Helden noch einmal dem ganzen Heere ſehen, das in ſtillem Schmerz an ihm mit geſenkten Fahnen vorüberzog. Und als am Morgen die Trompete zum Angriff blies, trugen die bärtigen Krieger, Jedem im Heere ſichtbar, den geöffneten Sarg vor dem

Fußvolke her, und so rückte es, Mutius Sforza Attendolo an seiner Spitze, gegen die geschlossenen Reihen Braccio's an. Ihm folgte der Sieg. Braccio's Heer ward geschlagen, er selbst schwer verwundet und gefangen.

Als der junge Sieger den im Kampfe ergrauten Feldherrn an seinen Wunden blutend auf dem Schlachtfelde fand, bat Braccio, ihn an die Stelle tragen zu lassen, wo die Leiche Sforza aufgestellt war. Franzesco erfüllte seine Bitte; sie trugen ihn hin, wo unter schattigen Cypressen, von den Fahnen und Trophäen, welche der Sieg errungen, umgeben, der Held ruhte, der selbst im Tode ob des Sieges noch freundlich zu lächeln schien.

Braccio sah nachdenkend auf die bleiche Riesengestalt seines Feindes. Du warst ein großer Mann! sprach er: Ohne Dich säß ich jetzt auf dem Capitole. Nun lieg' ich besiegt neben Dir, und vielleicht nach wenigen Stunden sind wir dort oben in Freundschaft vereint. Glücklicher, dem noch im Tode der Sieg folgt! rief er aus. Ihr aber, junger Held, fuhr er, sich zu Franzesco wendend, fort: werdet ihm gleich! Die Erinnerung an ihn hebe Euern Muth, die Erinnerung an mich, der nach so vielen gewonnenen Schlachten endlich doch unterlag, und mit diesem Tage alle seine Lorbeern verlor, lehre Euch Demuth im Glück. — Er schwieg; man brachte ihn in die entsetzte Stadt, wo er nur wenige Tage seinen Unfall überlebte.

Die Zukunft theilte ihre Loose wunderbar aus. Franzesco errang Bianca Visconti und mit ihr späterhin das Herzogthum Mailand. Größer noch als sein Vater glänzte er in der Geschichte, und nicht allein dem Glücke, auch seinem Geiste, seinem Muthe verdankte er den Fürstenthron und seinen Ruhm.

Acht Jahre nach dieser Schlacht endete Caracciolo, wenn auch nicht auf Befehl, doch sicher durch Zulassung Johanna's, sein Leben. Er ward in ihrem Pallaste erdrosselt, und fiel, ein Opfer seiner Habgier und des unversöhnlichen Hasses der Herzogin von Sessa. Johanna überlebte ihren Günstling vier Jahre. Ihr ward ein friedlicher Tod, friedlicher als ihr elendes, zügelloses Leben verdient hätte. Alle überlebte Josepha, sie drückte Katharinen und Constanzen die Augen zu, forschte vergebens nach dem Schicksal ihres Vaters und starb, die letzte Dulderin unter Allen.

Der Findling.

Da wo sich der reißende Schwarzbach von den Gebirgen herabstürzt, welche Böhmen und Oestreich trennen, lagerten zwei junge Krieger unter einer alten Eiche, deren gelbes Laub der Abendwind auf sie herab schüttelte. Ungestört saß ein Heer von Krähen in den halb entlaubten Zweigen des hohen Baumes und bereitete sich seine Ruhestätte, während die untergehende Sonne das graue Bergschloß erleuchtete, das ihnen gegenüber aus dem Walde stolz hervorragte. Ein Quell, der murmelnd dem Gestein entsprang und zu ihren Füßen dahin floß, brachte den ruhigen traulichen Ton hervor, welcher die ganze Umgegend belebte, während der Raben Gekreisch, das ferne Geheul des hungrigen Wolfs, des Auerhahns schallender Flug diese einsame Gegend noch schauerlicher machten.

Die beiden Kriegsleute saßen schweigend neben einander, Helm und Schwert ruhten im Grase, ihr Auge sah starr nach dem Bergschlosse hinüber, und ihre Gedanken schienen nur dort zu weilen. Sie saßen eben nicht in traulicher Stellung, wohl aber so von einander abgewendet, daß man eher hätte glauben können, ein Zwist habe sie getrennt. Beide waren im Jünglingalter, schön und kräftig, nur daß des Einen Gesicht mehr Sanftmuth ausdrückte, wenn in den Zügen des Andern der wilde Muth scharf hervortrat. Lange mochten sie nun schon stumm und gedankenvoll unter dem Eichbaume gesessen haben, als hinter ihnen der Ruf eines Hifthornes ertönte, nicht laut und schallend wie der Jäger verkündet, wenn er des Wildes Fährte gefunden, nur leise, so daß man merken konnte, daß der, welcher diesen Ton hervorgelockt, seine Stärke absichtlich mäßige. Ha! rief schnell aufspringend der Eine der Gelagerten: Sie sind da! Sähen wir nur erst das Zeichen auf dem alten Thurme dort brühen, aber es dämmert schon und noch immer erscheint es nicht.

Der Andere, welcher unbeweglich, an den Eichstamm gelehnt, sitzen geblieben war, erwiderte nichts auf diesen lebendigen Ausruf seines Gesellen. Nun, Richard, fragte dieser: wirst Du ewig stumm bleiben? Bist Du so wenig Herr Deiner Leidenschaft, daß der erste Pfeil, der Dich trifft, Dich schon entmuthigt? Bei diesen, nicht ohne Hohn ausgesprochenen Worten, wandte sich Richards Auge nach seinem Genossen, in seinem Blicke lag Schmerz, Bitterkeit und Wehmuth. — Nun, fuhr Jener fast unmuthig fort: Dein Schweigen beginnt mich zu langweilen. Wer hieß

Dich mitziehen? Konnteſt in Prag bleiben, und bei den Kapuzinern und Deiner Madonna Deine Sünden beichten, brauchteſt Dich hier nicht zu kaſteien. — Ich bedurfte Deiner nicht!

Langſam erhob ſich Richard und ergriff Schwert und Helm. Wohl Euch, Graf Thurn, wenn Ihr meiner nicht bedürft! ſprach er, und ging dem Walde zu.

Das Zeichen! rief in dieſem Augenblicke Graf Thurn; der Wegeilende hielt bei dieſem freudigen Ausrufe an, und den Blick nach dem Bergſchloſſe wendend, ſagte er: Wahrlich, der Schleier flattert, ſie hält Wort!

Ja, Richard! rief der Graf, ihn zurückhaltend: Nur noch kurze Stunden, und ſie iſt mein, mein für ewig!

Lebt wohl, Graf Thurn! ſagte dieſer, ihm heftig die Hand ſchüttelnd: Lebt wohl, Ihr bedürft ja meiner nicht mehr!

Wann bedurft' ich Deines Armes mehr als jetzt? rief der Graf: Wann des Freundes mehr als heute?

So will ich bleiben, erwiderte Richard Steinbach: obgleich es mir iſt, als ſollte ich von hier.

Richard, unterbrach ihn der Graf, in ſeinen ſpöttiſchen Ton zurückfallend: Wenn ich alles ſo recht bedenke, biſt Du ein Narr! Wie konnteſt Du, von niederem Stande, Dein Auge zu der Tochter eines Grafen erheben, wie ſo eitel ſein, einige freundliche Worte für Liebe zu deuten, und wie kannſt Du noch über den Verluſt eines Mädchens jammern, das nie die Deinige werden kann?

Ihr verſteht mich wieder nicht, Graf Thurn; deßhalb beſſer, wir ſchweigen! erwiderte Richard.

Warum ſchweigen, Freund? lenkte der Graf ein: Warum nicht unſere Gedanken, unſere Empfindungen gegenſeitig austauſchen, wenn ſie auch nicht übereinſtimmend ſind! — Du biſt niedergebeugt, weil Sidonie für Dich verloren iſt.

Nein, nein! ſo lange ich athme, iſt ſie es nicht!

Armer Schwärmer! unterbrach ihn Graf Thurn mitleidig lächelnd: Du dauerſt mich.

Ich bin ſo arm nicht, als Ihr meint; erwiderte Steinbach: ich ſtrebe nach dem Hohen, aber nicht nach dem Unerreichbaren. — Thurn lächelte mit vornehmem Stolze. — Graf Thurn! fuhr der Gereizte auf: Von dem Eltern- und Heimathloſen bis zur Gräfin von Schlick iſt der Abſtand nicht ſo groß als von der Grafen- bis zur Königskrone!

Richard! rief der Graf Thurn, die Hand an's Schwert legend.

Der Wurm krümmt ſich, wenn man ihn tritt, und Hohn erſtickt das Gefühl der Freundſchaft und Dankbarkeit auch in der offenſten Bruſt. Das Wort iſt geſprochen, ich nehme es nicht zurück! ſagte Richard mit Feſtigkeit.

Das Wort war hart, aber verdient, sagte der Graf von Thurn nach kurzem Bedenken: Deine Hand, Richard, und kein weiterer Groll! Steinbach reichte ihm die Hand, die Versöhnung war geschlossen.

Auf dem Wege zu ihren Reisigen, deren Ankunft das Hifthorn ihnen verkündigt hatte, sprachen sie von gleichgiltigen Dingen. Thurn berührte des Freundes empfindliche Saite nicht mehr, und so gelangten sie hinunter in's Thal, wo sie die Ihrigen gelagert fanden. Es waren an 500 Reiter und 200 Musketiere, tüchtiges, versuchtes Volk, das sich aus aller Herren Ländern in Böhmen zusammengefunden hatte; sie waren von des Matthias Thurn und des Grafen von Schlick Regimentern.

Als es finster wurde, führte sie ein Landmann aus dortiger Gegend durch Schluchten und Fußpfade auf unbekannten Wegen der Burg näher, so daß die Reiter absteigen und ihre Rosse am Zügel führen mußten; auf einem grünen Rasenplatze angekommen, hielt er an. Gnädiger Herr, sagte er zu dem Grafen: seht über dieser Tanne jenen dunkeln Fleck, er gleicht einer schweren Gewitterwolke, das ist der alte Schloßthurm. Wenn Ihr da oben durch eine seiner finstern Luken ein Lämpchen schimmern seht, dann ist es Zeit, dann rasch vorgerückt, Ihr werdet die Brücke herabgelassen, das Thor geöffnet finden. Es kann wohl noch einige Stunden dauern, denn Mitternacht ist noch fern; ich bleibe bis dahin bei Euch. — Der Graf gab ihm einige Goldstücke, setzte sich dann unter den Baum, und sah, als ob er das Zeichen schon jetzt erwarte, unverwandt nach dem Thurme, während die Reiter sich um ihn lagerten, das Fußvolk aber rings umher, sich vor jedem Ueberfalle zu sichern, Posten ausstellte.

Richard Steinbach ging indessen unter den dunkeln Bäumen auf und ab; sein Inneres war bewegt, er überdachte sein Schicksal. Einst hatte ein Diener des Grafen Matthias von Thurn den dreijährigen Knaben unfern eines Felsquelles gefunden, weßhalb er auch den Namen Steinbach erhielt. Man fand bei dem Knaben nichts, was über seine Geburt hätte Licht geben können, nur einen Zettel trug er an seinem Halse. Die unglückliche Mutter, lautete er: bittet das fromme Herz, das sich des hülflosen Kindes annimmt, es in der Religion seiner Väter, der katholischen, erziehen zu lassen. Sei er Utraquist, Calvinist oder dem Glauben Luthers zugethan, so wird ihn Gott segnen, wenn er die Bitte der unglücklichen Mutter erfüllt. — Die Gräfin Thurn, eine fromme, mitleidige Frau, ehrte die Bitte der Mutter; ihrem Gatten, welcher ernster über das Zeitliche nachdachte als über das Himmlische, war es gleich, zu welchem Glauben der Knabe sich bekennen sollte, und so wurde Richard Steinbach, in dem Hause des Hauptes der Utraquisten, in dem katholischen Glauben erzogen. Der Knabe ward dem Sohne des Hauses zugesellt, mit ihm gleich gehalten, und so waren beide, stets unzertrennlich, aus dem Knaben- in das Jüngling-

alter getreten, obgleich beide ganz verschiedenen Gemüthes waren. Der Graf, wild, stolz, hochfahrend wie sein Vater, war überdies noch leicht und schwankend, und dem Augenblicke und den Leidenschaften unterthan — jedoch ward ihm auch der Mutter Herz zu Theil, das ihn leicht sein Unrecht fühlen, und es in den ersten Augenblicken der Reue wieder gut machen ließ. Richard, von Kindheit an den Wohlthaten des Grafen von Thurn alles verdankend, hielt Dankbarkeit für seine erste Pflicht; sie zog ihn mehr als Neigung zu seinem Jugendgespielen, dessen Stolz, dessen Trotz, dessen ewig launisches Betragen er oft erdulden mußte, weil dieser, meist ohne es zu wollen, die zartesten Saiten seines Gemüthes mit rauher Hand berührte. Wo Richards gerader Sinn ernst und bedächtig handelte, stürzte sich Graf Thurn mit Leichtsinn den Gefahren entgegen, die Jener dann mit ihm theilen mußte. Bernhard Thurn war ein durch Geburt und Glück begünstigter Mann, welcher noch nicht in der ernsten Schule des Schicksals geläutert, seinen Willen für Gesetz, und den niedern Hülflosen für ein ihm untergeordnetes Geschöpf hielt. Richard Steinbach, in welchem von Kindheit an der innere Muth gegen die äußeren drückenden Verhältnisse kämpfen mußte, hatte sich gestählt, hatte geduldet, aber das schmerzliche Gefühl des Verlassenseins nicht unterdrücken können. Sein reiner Sinn hatte die Dankbarkeit als erste Pflicht in sich aufgestellt, sein edles Herz, auch gegen die Mahnung seines Stolzes, sich dies schöne Gefühl bei jeder Probe rein erhalten.

So hatten beide die Jahre durchlebt, wo der Ehrgeiz und die Liebe des Jünglings Brust mächtig bewegen; sie fanden in der Zeit und ihren Verhältnissen sattsamen Stoff, diese Leidenschaften zu nähren. Sie lebten in jener Zeit, wo unter Kaiser Matthias schwacher Regierung der Funke zu glimmen begann, welcher späterhin, zur Flamme angefacht, während dreißig verhängnißvoller Jahre, das deutsche Vaterland verheerte. Der junge Graf von Thurn theilte die ehrgeizigen Pläne des Vaters; er wurde in dieser Zeit gegen seinen Jugendgespielen noch mürrischer und unfreundlicher, und sein ohnedies rauhes Gemüth fand in den gewaltthätigen Schritten der Böhmischen Landstände neue Nahrung und einen neuen Tummelplatz. Steinbach, dem Wege des Grafen Thurn folgend, nahm keinen innigen Theil an der Staatsumwälzung Böhmens; er hatte kein Vaterland, und sein Glaube, dem er fest anhing, ließ ihn auch manches aus einem andern Gesichtspunkte sehen, als es den eifrigen Utraquisten erschien. Beide Jünglinge sollten jetzt die ersten Prüfungen des Schicksals erfahren.

Der Graf von Hardegg, Geheimer Rath König Ferdinands, kam mit seinem alten Jugendfreunde, dem Grafen von Schlick, nach Prag, beide wohl in ganz verschiedener Absicht. Jener war von seinem Herrn im Geheim nach Böhmens Hauptstadt geschickt, wo möglich die Flamme in ihrem Entstehen zu dämpfen; dieser, eine Art Abenteurer, der sein Vaterland überall wo es Krieg gab wieder fand, suchte bei den Böhmischen

Ständen Dienste. Dies führte beide zu Graf Matthias von Thurn, diesem mächtigen Böhmischen Magnaten, und Graf Hardegg sah mit Freuden, daß der Sohn des Matthias um die Liebe seiner Tochter warb.

Aber Helene Hardegg war auch geschaffen, in der Männer Herzen mit Blitzschnelle den Funken der Liebe zu zünden. Schlanken, majestätischen Wuchses, schwarzäugig, von blendend blühenden Farben geschmückt, Liebreiz auf den Lippen, Geist im Blicke, stand sie, wo sie auch hintrat, wie mit einem mächtigen Zauberkreise umgeben, der unwiderstehlich anzog, aber eben so sehr den sich Nahenden in scheuer Ehrfurcht zurückhielt. Ihr stolzer Gang, die edle Haltung ihres Körpers, der rasche, überwiegende Geist, der sich in jedem Worte aussprach, gaben ihr das Ansehen, die Würde einer Fürstin; sie schien zum Herrschen geboren. — War es ein Wunder, daß der leicht entzündete Bernhard von Thurn nicht ungestraft in der Nähe dieser Zauberin weilen konnte, daß er in ihren Zauberkreis zu bringen versuchte? daß ihr Herz, ihr stolzer Sinn es nicht unbeachtet ließ, daß der Mann, vor dem alles zurücktrat, sein Stolz sich nur vor ihr, vor ihr allein zu beugen schien, und daß sie ihn über die andern Standesherren des Böhmerlandes so auszeichnend erhob? — Ihre Neigung ward gegenseitig, heiß glühend, wie es bei der Leidenschaft beider sein mußte. Die Väter, denen eine solche Verbindung willkommen war, gaben mit Freuden ihren Segen, und nur die Trauer um Helenens erst kürzlich gestorbene Mutter verschob die Verbindung.

Richard Steinbach, der Vertraute seines Freundes, war in dieser Zeit oft in dem Hause des Grafen Hardegg gewesen, welcher den bescheidenen jungen Mann liebgewonnen hatte. Hier sah er Sidonie, Gräfin von Schlick, die Tochter des Obersten. Konnte sie sich auch nicht mit Helenen an Schönheit messen, war sie ihr doch an Liebreiz gleich; wo jene wie die glänzende Sonne leuchtete, strahlte diese, einem freundlichen Sterne gleich, in sanftem bebenden Lichte, wo jene, eine glühende Rose, mit der Zuversicht ihres Werthes auftrat, duftete diese, ein stilles anspruchloses Veilchen, im Verborgenen. Für Steinbach hatte es lieblich und unverborgen geduftet — ihre Herzen fanden sich. — Lange schwiegen die Lippen, denn die Hoffnung lockte nicht die süßen Worte hervor; aber endlich brach die Liebe sich Bahn — auch hoffnunglos weihten sie sich einem finstern, gemeinsamen Schicksale.

In dieser Zeit begannen die Unruhen in Prag; der Graf Thurn stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen. Des Grafen Hardegg Bemühung, ihn, nach dem Tode des Kaisers Matthias, auf die Seite Ferdinands zu ziehen, blieb vergebens, und trotz der Verbindungen, die sich Hardegg in Prag unter den Großen zu verschaffen gewußt, die noch zum Theil ihrem alten Herrn und ihrem alten Glauben mit Treue anhingen,

ſah er ſich genöthigt, ohne den Zweck ſeiner Sendung erreicht zu haben, Prag zu verlaſſen. Scheinbar in Wien in Ungnade gefallen, zog er ſich auf ſein Schloß an dem Schwarzbach zurück, um der Böhmiſchen Grenze näher, und mehr im Stande zu ſein, die in Prag angeknüpften Unterhandlungen fortzuſetzen.

Kaum von Prag entfernt, löſ'te er auf eine eben nicht ſchonende Weiſe die Verbindung mit der Familie des Grafen Thurn; denn wie konnte er ſeine Tochter dem Sohne eines Geächteten geben. Der alte Graf Thurn antwortete in der erſten Aufwallung in gleichem Tone; der Stolz beider war feindlich aufgeregt, an keine Verſöhnung zu denken. Aber in des Sohnes und der Tochter Herzen waltete die Liebe zu mächtig; ſie ſagte ihm beim Abſchied: Der Väter Haß ſoll unſere Liebe nicht trennen, vertraue mir! — Und als Matthias Thurn bei reiflicher Ueberlegung fühlte, wie vortheilhaft ihm auch jetzt noch die Verbindung, wie nothwendig ihm, für den ſchlimmſten Fall der Ereigniſſe, die Freundſchaft eines Mannes ſein könne, der an Kaiſer Ferdinands Hofe ein vielvermögender Mann, welcher der Freund Eggenbergs war, da gab er den ſtürmiſchen Bitten des Sohnes nach, der, ſei es durch Liſt oder Gewalt, ſich in den Beſitz ſeiner Helene ſetzen wollte. Nach langen vergeblichen Verſuchen, ſich der Verlobten auf irgend eine Art zu nähern, oder die Wachſamkeit des Vaters zu hintergehen, fiel Bernhard auf den Gedanken, Richard Steinbach zu ihr zu ſenden, um mit ihr den Plan abzureden, ſie mit Liſt oder Gewalt aus dem väterlichen Schloſſe zu führen. Die Neigung, das Vertrauen, welches der alte Hardegg dem Steinbach während ſeines Aufenthaltes in Prag geſchenkt hatte, ließen ihn hoffen, daß dieſem der Eingang in die Burg nicht verſagt werden würde.

Richard war bei dem Antrage ſeines Freundes ſchmerzlich betroffen. Graf Hardegg hatte ihn ſo liebevoll aufgenommen, in ſeinem Hauſe hatte er Sidonien kennen gelernt, hier der erſten Liebe Glück empfunden; hier war ihm der tiefe Schmerz, ohne Eltern, ohne Heimath zu ſein, vielleicht zum erſten Male weniger empfindlich geworden, da ihn der Vater Helenens mit einer Liebe behandelte, die ihm, nach dem Tode ſeiner Beſchützerin der Gräfin Thurn, in dem Hauſe ſeines Wohlthäters fremd geblieben war. Mit Undank ſollte er die Liebe lohnen, das Vertrauen täuſchen, womit der alte Vater ihm ſo freundlich entgegen gekommen war. — Aber die Worte Bernhards: Du haſt mir ſo oft geſagt, kein Opfer ſei für Deine Dankbarkeit zu groß; beweiſe ſie jetzt! beſtimmten ihn.

Er zog hin, ward von dem Grafen Hardegg freundlich aufgenommen, und ſo ſehr ſich auch ſein Stolz und ſein edles Gefühl gegen den Auftrag ſträubten, ſo tief er auch fühlte, daß er die herzliche Aufnahme mit Undank lohne, überwog doch die Dankbarkeit, die er von Jugend auf ſo tief ſich eingeprägt hatte, jedes andere Gefühl; er verabredete mit Helenen den Plan zur Flucht, der jedoch nur mit gewaffneter Hand ausgeführt werden

konnte, und verließ, von den Segenwünschen des alten Grafen begleitet, das Bergschloß am Schwarzbache.

Die dunkle, unfreundliche Nacht hatte schon lange ihren feuchten, sturmbewegten Herbstmantel über Wald und Höhe gebreitet, der Westwind führte die Glockenschläge der Uhr vom nahen Franziskaner-Kloster herüber, und Steinbach, der unruhig auf- und abging, zählte deren jetzt zehne. Noch zwei Stunden und er ist glücklich! sagte er vor sich hin: und ich! — Er wandte sich plötzlich nach dem Grafen von Thurn, der seinen Träumen überlassen, an einen Baum gelehnt, mit sehnsüchtigem Fluge der Zeit voraneilte, die ihm heute zu schleichen schien. Auf ein Wort, Graf Thurn! raunte er ihm leise zu und zog ihn mit sich fort: Bis hierher habe ich Euch begleitet, aber dorthin — er zeigte nach dem Schlosse — ziehe ich, das Schwert in der Hand, nicht mit Euch. Der Graf Hardegg hat mich dort gastfreundlich aufgenommen, herzlich war sein Gruß als ich bei ihm eintrat, segnend sein Lebewohl; ich bin ihm durch das, was ich bereits that, schon schwer verschuldet, ich mag meine Schuld nicht noch mehr häufen.

Bebst Du vor der Gefahr? fragte der Graf spöttisch: Dem Fähnrich von Matthias Thurns Leibfahne sollte es wohl nicht an Muth fehlen, dem Sohne seines Herrn bei einem Abenteuer zu folgen!

Zweifelt Ihr an meinem Muthe, Graf Thurn? entgegnete der Jüngling mit Feuer: Setzt ihn auf die Probe, wo er sich ehrenvoll bewähren kann, und er wird Euch zeigen, daß der Knabe, den man am Waldbache verlassen fand, der Alles verlor, was ihm Ansprüche an des Lebens Freuden geben konnte, doch noch den Funken des Muthes besitzt, der sein Ehrgefühl zur Flamme erweckt, die, bei Gott, so hell auflodert, als hätte eines Grafen Uebermuth sie angeregt. Ueberdies ist Euer Vater, dem Gott für das, was er dem verwais'ten Knaben gethan, Segen und Gedeihen geben möge, mein edler Wohlthäter, aber nicht mein Herr!

Da hast Du Recht! erwiderte Graf Thurn einlenkend: Der freie Mann erkennt nur Gott als seinen Herrn; darum bleib' mit einem Haufen Reiter zurück, decke den Angriff und sorge, daß der Dampierre uns nicht überfalle. Solltest Du aber meines Armes bei ähnlicher Gelegenheit bedürfen, so will ich Deine Weigerung vergessen, und Dir den Reiterdienst nicht versagen!

Der Sturmwind, welcher sich eben erhob, führte jetzt noch einmal die Schläge der Klosteruhr herüber; in möglichster Stille bestiegen die Reiter ihre Rosse, und, die Fußknechte an der Spitze, zogen sie dem Schlosse des Grafen von Hardegg zu, wohin der Landmann sie führte.

Mit der eilften Stunde standen die Haufen unfern der Burg; die zum Spähen Vorausgesandten brachten die Nachricht, daß oben im dunkeln Thurme das Lämpchen brenne, und die Zugbrücke niedergelassen sei. Da

befahl der Graf, auf jeden Zufall sich bereitend, daß die mit Sturmleitern versehene Mannschaft den Musketieren folgen, 200 Reiter absitzen, und zu deren Unterstützung bei der Hand sein sollten. Steinbach, die Hauptfahne führend, mit den übrigen Reisigen, sollte, ihnen den Rücken deckend, zurückbleiben.

Als sie in der größten Stille der Zugbrücke nahten, fanden sie das Thor verschlossen; nur einen Augenblick verweilte der Graf, er hoffte, es würde sich öffnen, statt dessen aber begrüßte ihn ein mörderisches Feuer, das, von allen Seiten auf sie gerichtet, manchen wackern Krieger zu Boden warf. Stürmt, stürmt! brüllte Thurn, und während die Musketiere das Feuer nutzlos erwiderten, stiegen die Andern in den Graben, setzten die Sturmleitern an, und die geharnischten Reiter klommen kühn hinauf. Das Gefecht ward allgemein, die Musketen, die Donnerbüchsen krachten. Steinbach, der außerhalb des Bereiches der Kugeln mit den Seinen an einem verfallenen Gemäuer hielt, vergaß Vorsatz, Gastfreundschaft, Pflicht; nur an die Gefahr des Freundes denkend, sprengte er nach dem Schlosse, und die weiße Fahne mit dem rothen Thurme in ihrer Mitte schwingend, stürzte er sich in den Graben, ergriff eine umgeworfene Sturmleiter, setzte sie an, und die Fahne noch hebend, klomm er hinauf; fast mit dem Grafen von Thurn zugleich stand er auf der Mauer. Hier begann ein mörderisches Gefecht, doch die Uebermacht siegte; die Vertheidiger der Burg flohen nach dem innern Hofe, das Thor wurde geöffnet, das Fallgatter aufgezogen, und des Grafen von Thurn Reisige zogen ein.

Noch war das eigentliche Schloß, die Wohnung des Grafen, mit dem alten Thurme, wo das Lämpchen längst verloschen war, von dem von Hardegg und seinen Reisigen besetzt, als Steinbach im äußern Schloßhofe auf seinen Freund stieß. — Bernhard! rief er ihm zu, der verwundert war ihn hier zu sehen: Laßt des Blutvergießens genug sein, laßt mich allein zu dem Grafen auf's Schloß; ich will versuchen, ob man uns gutwillig das Thor öffnet, oder das Fräulein ausliefert!

Graf Thurn besann sich einige Augenblicke, dann sagte er: Geh mit Gott, Richard! und zog sich mit den Seinen in den äußeren Hof zurück.

Mit der weißen Fahne in der Hand trat Steinbach vor das alte Schloß, und rief mit starker Stimme durch das Gebrause des Sturmes: Ich bitte um Einlaß, um mit dem Grafen von Hardegg friedlich zu unterhandeln! — Da sanken von oben brennende Pechkränze herab, welche den düstern Hof sattsam erleuchteten, und als man ihn allein erblickte, öffnete sich eine niedere Pforte, ein Geharnischter trat heraus, ergriff seine Hand, bat ihn zu folgen, und die Pforte schloß sich schnell hinter ihnen.

In dem ihm so wohl bekannten Rittersaale fand er den Grafen gewappnet, in dem großen Lehnstuhle am Erkerfenster sitzend, das Schwert an der Seite, den Helm neben sich. Steinbach trat auf ihn zu, der Graf erhob sich, als er aber des Jünglings Antlitz erkannte, wendete er sich

plötzlich ab. Ihr hier? sagte er unwillig: Euch hätte ich heute nicht vermuthet!

Herr Graf, begann Steinbach, sich fassend: ich komme als ein Friedensbote. Der Graf Thurn sendet mich an Euch, mit der Bitte, Euer Wort zu erfüllen und ihm seine Verlobte zu übergeben.

Eine sonderbare Art von Brautwerbung! unterbrach ihn Graf Hardegg: Wahrlich, die Herren Utraquisten haben sonderbare Manieren angenommen, seit sie ihren rechtmäßigen Herrn verließen.

Widerstand wäre vergebens, fuhr Steinbach fort: und ich fürchte, Ihr brächet Eurem Kinde das Herz, wenn sie sich gewaltsamer Weise von Euch trennen müßte.

Glaube es, glaube es! mein werther Abgesandter! unterbrach ihn der Graf bitter: Erhielt ich ja erst vor wenig Stunden die tröstende Nachricht, daß mein Kind den Schloßvoigt und mehrere meiner Diener bestochen, um dem Buhlen die Thore zu öffnen. O! sie stürzte ihm mit offenen Armen entgegen, und eilte dem Bräutigam, über des Vaters Leiche, in die Arme.

Gnädiger Herr! unterbrach ihn Steinbach bittend.

Und daß auch Ihr mich hintergehen konntet, Ihr, dessen frommem Blicke ich mein Leben anvertraut hätte, daß auch Ihr mich hintergehen, gewaffnet als Feind vor mir stehen konntet, Ihr, dem ich mit Liebe zugethan war als wäret Ihr mein Sohn, das schmerzt mich, denn ich fühle, daß ich nun ganz verlassen da stehe. — Doch es sei! stürmt, zündet! Die Tochter mag er mit dem Vater unter den Trümmern der Burg begraben, aber freiwillig übergeb' ich ihm die Lebende nicht!

Da beugte Steinbach seine Kniee vor dem Greise. Graf Hardegg! sprach er mit ergreifendem Tone: Frevelt nicht und beginnt nicht das Unnatürliche. Euer Sohn ist nicht mehr, Helene ist Euer einziges Kind. Beugt Euch vor dem Schicksale und trotzt ihm nicht. — Ich bitte Euch, Herr, fuhr er fort: löst Euer Wort, übergebt dem Verlobten die Braut und stoßt Euer Kind nicht von Euch!

Unwillkürlich hatte sich des Grafen Hand auf das Haupt des Knieenden gesenkt, zitternd ruhte sie dort. — Steh' auf, mein Sohn! sagte er endlich: In Wien bin ich gerechtfertigt — auch dort oben vor Gott will ich es sein Steh' auf! sagte er noch einmal mit gepreßter Stimme, und als Steinbach sich erhob, drückte der Alte ihm die Hand. Erwarte mich hier! sagte er, an ihm vorüberschreitend, und ließ ihn allein.

Hell glänzten im Fackelscheine die blankpolirten Rüstungen um ihn her, wogend flatterten die Fahnen im Zugwinde. Es war ihm so schauerlich, als er die alten Bilder der Ahnen derer von Hardegg um sich sah, diese Erinnerungtafeln vergangener Zeit; es wurde ihm bei ihrem Anblick so weh um's Herz. So wie er einsam in ihrer Mitte stand, stand er auch einsam in der Welt; er hatte nicht Vater, nicht Mutter, kein Plätzchen aus

seiner Kindheit, an das sich eine freundliche Erinnerung knüpfen konnte. Keine Thaten seiner Vorfahren entflammten seinen Muth; er stand allein, und keine Brust, an die er sich schließen, kein Herz, das er sein nennen durfte, schlug ihm entgegen. Ich habe nichts als Dich, Sidonie, und darf Dich nicht die Meine nennen! rief er schmerzvoll, und seine Klage tönte dumpf im hohen Saale wieder, sein Auge sah wehmüthig auf die Reihen der Ritter und Frauen. Ich bin ausgestoßen aus der Reihe der Edeln! sagte er, heftig bewegt: Das Schicksal hat mich von der menschlichen Brust gerissen und mich ausgeworfen, den wilden Thieren zur Beute! — Schnell wandte er seinen Blick von den alten Bildern, und wie er ihn unstät umherirren ließ, traf er auf eine halbgeöffnete Thür, die er während seines früheren Aufenthaltes im Schlosse noch nie bemerkt hatte; er öffnete sie unwillkürlich, und trat, als fliehe er die edle Versammlung, in ein kleines Gemach, das fast wie eine Hauskapelle ausgeschmückt war. Ein großes Gemälde, von einem grauen Vorhange bedeckt, hing in dessen Mitte, ein Kranz von halbverwelkten Astern lag auf einem kleinen Tischchen, das zu dessen Füßen stand.

Neugierde, vielleicht auch Ahnung gab ihm die Schnur in die Hand. Er zog. — Der Vorhang rauschte auf, und das Bild einer Jungfrau stand vor ihm, deren seelenvolle Züge ihm sogar Sidoniens Bild für den Augenblick verdrängten. In der Tracht einer Bewohnerin der weinumrankten Gefilde Italiens, einfach und schmucklos, stand eine freundliche, schlanke Gestalt vor ihm, nicht von blendender Schönheit, aber von einem unaussprechlichen Liebreiz umflossen. Ihr rechter Arm, voll und rund, hielt ein niedlich geflochtenes Körbchen mit Purpurtrauben, das sie auf ihrem Kopfe trug, während der linke, das leichte Schürzchen hebend, auszuruhen schien. Die Landschaft aber, welche das holde Mädchen umgab, deutete, trotz der Weinreben im Vordergrunde, mehr auf eine Alpengegend, als auf eine lachende Flur Italiens.

Noch stand Steinbach im Anschauen dieses Bildes versunken, als er Tritte nahen hörte. Schnell als sei er sich einer Schuld bewußt, eilte er aus dem Kabinet und lehnte die Thür wieder an. Der Graf von Harbegg trat mit Helenen ein. Hier, sprach er, sie Steinbach zuführend: und nun gehabt Euch wohl!

Helene wollte an des Vaters Brust sinken; er schob sie sanft von sich. Fluchen will ich Dir nicht, um Deiner Mutter willen, sprach er; aber die Strafe, die jeder bösen That auf den Fersen folgt, wird Dich ereilen, und bald. Euch, Steinbach, sei verziehen.. — Er wandte ihnen den Rücken und ging mit schnellen Schritten in das Kabinet, welches er hinter sich schloß.

Starr hatte Helene ihm nachgesehen; als er ihren Augen entschwand, überflog eine steigende Röthe ihr schönes Antlitz, dann blickte sie im Kreise der Ahnenbilder umher, und als ihr Auge auf dem Bilde der Mutter

ruhte, brach eine Thräne hervor. Kommt, Steinbach! rief sie mit fester Stimme, seine Hand, zitternd, ergreifend: Kommt! — Lebt wohl! rief sie den Dienern zu, an welchen sie vorbei ging, erwähnte aber mit keinem Worte des Vaters, und nur von einer Zofe gefolgt, trat sie auf die Schwelle des väterlichen Hauses. Hier verweilte sie einen Augenblick, und sagte dann leise für sich hin: Gott sei mir gnädig und vergib mir meine Schuld! Dann schritt sie über den innern Hof, dem Geliebten entgegen.

Jetzt ruhte sie in seinen Armen; laut wieherte das Roß, das sie von dannen tragen sollte, die Reisigen jauchzten ihr jubelnd entgegen, da nahte sich der Geistliche des Schlosses, freundlich zu ihr sprechend: Helene! wollt Ihr von dannen ziehen, ohne den Segen der Mutter erfleht zu haben, wollt Ihr deren Grab verlassen, ohne ein frommes Gebet?

Das Fräulein wand sich bei diesen Worten aus den Armen ihres Geliebten. Kommt, Fräulein! sagte der Greis, und ihre Hand erfassend, führte er sie zurück nach der Kapelle, wo das helle Kerzenlicht durch die gemalten Fensterscheiben schien; der Graf von Thurn und Richard folgten.

Als Helene mit klopfendem Herzen durch die kleine Pforte eintrat, schrak sie zusammen, sie erblickte ihren Vater, vor dem Altare in frommer Andacht betend; sie zog den schon gehobenen Fuß zurück und wollte fliehen. Tretet nur ein, sprach der Greis: das Gebet des kinderlosen Vaters steigt für Euch zum Throne Gottes auf; tretet nur ein. Die Gruft, wo Eure Mutter ruht, ist geöffnet, die brennende Ampel erhellt sie.

Sie trat ein, wollte mit schwankendem Schritte an dem Altar vorbei zur Gruft eilen, als sie aber, vor dem Bilde des Erlösers sich neigend, anhielt, wandte sich der Vater, erblickte sie, und unwiderstehlich zog es sie neben ihm nieder. Vergib mir, Gott! rief sie mit gepreßter Stimme. — Wie ich ihr vergebe! sprach der Vater, den Blick gen Himmel hebend. — Die Tochter beugte ihr Haupt vor dem Greise, er legte seine Hand auf ihre Stirn. Sei glücklicher als ich es bin, sprach er mit Rührung: und nun geh' mit Gott!

Helene küßte des Vaters Hand, erhob sich und ging die hallenden Stufen in die Gruft hinab. — Richard war indessen vor ein Madonnenbild getreten, und verrichtete hier, als frommer katholischer Christ, sein Gebet; der Graf von Thurn stand an den Todesengel eines Grabmals gelehnt, und schien in finstern Gedanken versunken, als der Graf Hardegg sich ihm nahete. Bernhard! sagte er mit Rührung: Ihr nehmt mir das Letzte, was ich noch auf der Welt habe, mein einziges Kind. — Macht sie glücklich, und es sei Euch vergeben!

Vater, erwiderte dieser, von dem Anblicke des Greises, dessen Silberlocken über das bethränte Auge niederwallten, innig gerührt: Vater, wie könnt Ihr zweifeln!

Graf Thurn, unterbrach ihn der Alte mit finsterm Ernste: das Band der Ehe beglückt nicht immer; das zarte Herz eines Weibes ist bald ge-

brochen. Selbst der edle Mann ist Sklave seiner Leidenschaft, und Ihr seid nicht ihr Herr.

Bei diesen Worten trat Helene aus der Gruft; nicht schwankend, mit Zuversicht schritt sie, einen welken Myrtenkranz in der Hand, auf den Vater, auf den Geliebten zu.

Was hast Du begonnen? rief der Vater erschrocken, und starr blickte sein Auge auf den Kranz: Was willst Du mit diesem?

Der Mutter Brautkranz, den ich auf ihrem Sarge fand, soll auch meine Locken schmücken, erwiderte sie.

Gib ihn mir! rief der Vater, und streckte die Hand nach dem Verwelkten: Es ist — Seine Stimme stockte, die Thräne brach hervor. — Herr, deine Wege sind wunderbar! sagte er bewegt: Behalt' ihn! —

Und da sie wunderbar sind, begann der Geistliche: da er Euch den Fingerzeig gibt, daß Eure Tochter nicht ohne Brautkranz geschmückt, nicht ohne den Segen des Vaters, nicht ohne den Segen am Altare aus der Burg ihrer Väter ziehen soll, so faßt einen kräftigen, männlichen Entschluß, und erlaubt mir, die Verlobten durch das Sakrament der Ehe zu verbinden. Die Gräfin von Thurn zieht mit mehr Anstand mit ihrem Gatten von hinnen, als das Fräulein von Hardegg mit ihrem Entführer.

Der alte Graf schien zerstreut, er sah nur immer nach dem Brautkranze, und sagte endlich, nachdem der Geistliche seine Bitte wiederholt: Wenn Ihr glaubt, daß es Recht und Gott gefällig sei, so thut nach Eurem Willen.

Als Helene den welken Kranz um ihre Locken wand, rauschten die Blätter herab, und der Zugwind aus dem Grabgewölbe trieb sie weit weg zum Altare, dahin, wo die gottesfürchtige Ahnfrau der Hardegg, in Stein gehauen, betend auf ihrem eigenen Grabe stand. Flattert nur hin, ihr welken Blätter, sagte Helene: und legt euch auf der Ahnenmutter Grab, ihr zieht hin, von wannen ihr kamt, — und doch seid ihr mir werth, da ihr einst der Mutter Brautkranz schmücktet. — Sie trat nun an des Verlobten Seite zum Altare, ihr Auge schien zu lächeln, aber die entfallenen Blätter des Kranzes hatten die trübe Ahnung in ihrer Brust aufgeregt.

Herzlich ermahnend waren des Priesters Worte, andächtig vernahmen sie die Liebenden, selbst der Graf Thurn vergaß, daß es ein katholischer Priester war, der sein Glück für ewig knüpfte; der Vater stand tief gebeugt neben der scheidenden Tochter, und Richard, an einen Pfeiler gelehnt, hatte das Auge auf die Madonna gerichtet, und blickte so freundlich lächelnd nach ihr auf, daß man meinen mochte, er denke an Sidonie Schlick, und ein Traum beglücke ihn, wie die Wirklichkeit den Freund.

Die heilige Handlung war beendet, die Tochter ruhte an des Vaters Brust, der ihr versöhnt den Segen mitgab auf die künftige Wanderung ihres Lebens. Der Graf Thurn drückte innig des Alten Hand, und versprach mit diesem Handdruck sein Wort zu lösen, die Gattin glücklich zu

machen; und als Richard dem alten Grafen Lebewohl sagte, ihn dieser in die Arme schloß, sagte der Priester mit feierlichem Tone zu dem Jünglinge: Dich wird Gottes Segen begleiten!

Mit aufgeregtem Gemüthe traten sie aus der Kapelle in den äußeren Hof, der Vater, der Priester begleiteten sie. — Da sahen sie den Himmel geröthet, von allen Bergen flammten die Feuersäulen empor. Gerechter Gott, es ist zu spät! rief der Greis: Eilt, Graf Thurn, ehe Dampierre naht. Ich gab den Befehl, diese Feuer zu zünden, sie rufen den Feldmarschall zu meiner Hülfe auf. Eilt — sonst seid Ihr verloren.

Nun beginnt mein Tagewerk! rief Richard, und wollte sich auf sein Roß schwingen, da befahl ihm Graf Thurn, mit dem Fußvolk und funfzig Reitern die Nachhut zu bilden; noch einmal rief Helene dem Vater ein Lebewohl zu, schwang sich auf ihr Ungarisches Roß, und so jagten sie über die Zugbrücke davon.

Der Morgen dämmerte, die hervorbrechenden Strahlen der Sonne drängten die Herbstnebel in die Thäler nieder, wo der rauhe Ostwind ihn über die kahlen Stoppeln rollte, kein Vogel sang sein Morgenlied, die Natur war unfreundlich und rauh; nur die krächzende Dohle verließ ihr schwankendes Nest, durchzog, ihr Futter suchend, den feuchten Nebel, und der gesellige Staar lockte die Gefährten mit seinem kreischenden Rufe. Kein Landmann zog über die Straße, kein freundliches Gesicht sah aus den Fenstern der verschlossenen Häuser von Chludenz, denn ein Haufen Reisiger zog durch das schon oft geplünderte Dorf. Es war Graf Thurn mit seiner jungen Gattin, die jetzt, von den Reitern gefolgt, langsam den Berg hinaufritten, da sie das Fußvolk erwarten mußten. Helene ritt schweigend, in Nachdenken versunken, an ihres Gatten Seite, der fast mürrisch zu werden begann, da sie sein Entzücken nicht mit gleicher Wärme erwiderte; oft, wenn sie auf dem Gipfel der Berge anhielten und sie durch die dunkle Nacht nach der Gegend schaute, wo die Feuer auf den Höhen noch flackerten, und sie die Beklemmung ihrer Brust nicht zu unterdrücken vermochte, rief er ihr unmuthig zu: Lerne vergessen, Helene, und der Gegenwart Dich freuen! Du bist des Grafen Thurn Gattin, und diese bedarf des Muthes.

Mit Gott soll er mir nicht mangeln! Befürchte dies nicht, Bernhard! erwiderte sie dann, den hervorbrechenden Seufzer unterdrückend: Komm nur fort von hier, — hier mahnt mich so manche Erinnerung; nur fort! Dann trieb sie das Roß an, und sprengte den Hügel hinab.

Aber bald hielten sie wieder auf dem Berge jenseit Chludenz, um hier Richard mit dem Nachtrabe zu erwarten, der immer noch nicht aus dem jenseitigen Thale rücken wollte, das, von der Sonne bestrahlt, glänzend vor ihnen lag. Da hörten sie in der Ferne einige Schüsse; bald wurde

das Feuer stärker; sie sahen einen Reiter in vollem Jagen auf sie zusprengen, der, als er genaht, ihnen die Nachricht brachte, daß Dampierre mit den Reitern des kaiserlichen Heeres im Anzuge sei, und ihnen zugleich die Bitte Richards mittheilte, sich nicht um ihn zu kümmern, sondern eiligst gen Wessely, auf die Straße nach Tabor zu eilen. Jeder Widerstand sei vergebens, da, nach Aussage eines Gefangenen, Dampierre mit tausend Küraſſieren und zweitausend Ungarn sie verfolge.

Der Graf Thurn bedachte sich einen Augenblick; er schien mit sich zu kämpfen, ob er dem Freunde die Gefahr allein überlassen oder sie mit ihm theilen solle. Ein Blick auf Helene bestimmte ihn. — Er befahl seinen Reitern, zu folgen, suchte auf der Landstraße von Tabor sich und die Seinen zu retten, und überließ den Freund seinem Geschicke.

Richard vertheidigte indessen eine Brücke über den angeschwollenen Waldbach muthig; er stemmte sich hier dem Andrange der Küraſſiere entgegen und gab dadurch dem Freunde Zeit zur Rettung. Als aber die Seinen neben ihm sanken, auch Mancher wohl schon in der Flucht sein Heil gesucht hatte, und er nun glauben konnte, sein Freund sei gerettet, da wollte er nicht länger das Blut seiner tapfern Gefährten nutzlos vergeuden, und von allen Seiten umringt, ergab er sich dem Feldmarschall.

Wer seid Ihr? redete ihn Graf Dampierre an, nachdem er den Befehl zum weitern Verfolgen des Grafen Thurn gegeben: Wer seid Ihr, der wie ein Tollkühner während einer Stunde diese elende Brücke vertheidigt, als hänge des Römischen Reiches Wohlfahrt von ihrem Besitze ab?

Des Freundes Rettung galt es, Herr! erwiderte Richard bescheiden.

Und jetzt übergebt Ihr mit einem Gleichmuthe Euer Schwert, als wollten wir vereint zum Tanze ziehen.

Mein Tagewerk ist vollbracht, Graf Dampierre.

Und wer seid Ihr? fragte der General noch einmal.

Richard Steinbach nennt man mich.

Und seid?

Der Fahnenträger von des Grafen Matthias von Thurn Leibfahne.

Von welchem Geschlechte? — Richard schwieg. — Beliebt es Euch nicht, mir zu antworten? fuhr Dampierre auf.

Könnte ich, sagte Richard mit Feuer: o, könnte ich Euch Antwort geben, Herr! Ich kenne die Brust nicht, die mich genährt, ich kenne den Vater nicht, der mir das Leben gab; meine Heimath war ein Brombeerstrauch, mein Wiegenlied sang mir ein rauschender Waldbach, arm, hülflos war ich an Allem, nicht einmal die Erinnerung an meine Eltern ist mir geblieben.

Wollt Ihr mit mir nach Wien ziehen? frugte Graf Dampierre plötzlich.

Ich muß dahin, wohin Ihr mich sendet; ich bin Euer Gefangener.

Ihr versteht mich nicht, unterbrach ihn der Feldmarschall: Ihr ge-

fallt mir, ich will Euch wohl; was Ihr in Böhmen verlaßt, ſoll Euch in Wien doppelt werden.

Nein, Herr! fiel ihm Richard plötzlich in die Rede: das könnte mir dort nicht werden. Ich habe eine große Pflicht zu erfüllen, die Pflicht der Dankbarkeit; der, welcher den hülfloſen Knaben zum Manne bildete, hat Anſpruch an des Mannes Kraft; wer, ein mächtiger Herr, den Knaben und Jüngling an Leid und Freude, an ſeinen kindiſchen Spielen, wie an ſeinem ernſten Wirken Theil nehmen ließ, ihm das Bruderherz aufſchloß, der hat ein Recht an ſein Herzblut, und das meine gehört dem Grafen von Thurn.

Sonderbarer Menſch! brummte Dampierre vor ſich hin. Aber, junger Mann, ſagte er nach einer kleinen Pauſe, den Gefangenen freundlich auf die Achſeln klopfend: mit dieſen Geſinnungen wird die Welt Euch überall ihre Pforten ſchließen. — Ihr ſeid ein Thor, an einen Mann Euch zu binden, der auf ſo ſchlüpfrigem Pfade geht, und deſſen ſtolzen, hochfahrenden, veränderlichen Sinn Ihr gewiß kennt und in ſpäteren Jahren noch bitterer erfahren würdet. — Doch thut, wie es Euch beliebt. Habt Ihr ſonſt einen Wunſch? ſo ſagt ihn; wenn er beſcheiden iſt, ſo ſei er Euch gewährt.

Schickt mich auf das Schloß des Grafen von Hardegg, bat Richard.

Dort möchtet Ihr nicht willkommen ſein! meinte der Feldmarſchall.

Ich glaube doch! erwiderte Steinbach; und der ernſte, ſtolze Dampierre, ſonſt kein Freund der Böhmen, gab, von Richards edlem und beſcheidenen Benehmen eingenommen, den Befehl, ihn dorthin in Gewahrſam zu bringen.

Der Graf Hardegg war nicht wenig erſtaunt und erfreut zugleich, als Richard, von einem kaiſerlichen Offizier begleitet, in das Schloß einritt. Er ging ihm freundlich, jedoch nicht ohne Unruhe entgegen, denn er dachte an ſein Kind. Sind ſie in Sicherheit? fragte er Richard leiſe, und als dieſer es durch einen freundlichen Wink bejahte, führte er ihn beruhigt in den Saal, wo der kaiſerliche Offizier den Gefangenen ſeiner Obhut übergab.

Der Graf von Hardegg, der ſeinem einzigen Kinde mit wahrer väterlicher Liebe zugethan war, hatte, durch ſeine Verhältniſſe am Hofe zu Wien gezwungen, das Band zerreißen müſſen, das er ſelbſt in Prag ſo gern geknüpft hatte. Er ſah das blutende Herz der Tochter, und kannte ihren feſten, leidenſchaftlichen, unbeugſamen Sinn; ihm war daher die Nachricht, daß der Graf Thurn anrücke, die Braut mit gewaffneter Hand zu holen nicht überraſchend, vielleicht ſelbſt nicht unlieb, hätte er ſie nur nicht durch Dampierre erfahren, und hätte ſich ſein Stolz nicht gekränkt gefühlt, mit Gewalt ſein Kind aus dem Schloſſe entführt zu ſehen. Dies

bewog ihn, Vorkehrungen zur Vertheidigung, und die Verabredung mit Dampierre zu treffen, diesen, im schlimmsten Falle, durch Nothfeuer von Thurns Ankunft zu benachrichtigen. Die Sehnsucht, die Eile, welche den Grafen Thurn zu der Geliebten trieb, ward ihre Rettung; er kam einen Tag früher als er erwartet wurde, fand Mittel, Helenen davon zu benachrichtigen, und so war Dampierre noch nicht an Ort und Stelle, ihn mit seiner Heerabtheilung zu empfangen.

Nach dem aber was auf dem Schlosse vorgefallen war, nachdem der Priester den Bund geheiligt, Helene des Grafen Thurn Gattin geworden war, konnte der Greis nur wünschen, daß sie nicht in Dampierre's Hände fielen; das Loos des Grafen Thurn wäre dann schrecklich gewesen.

Am Nachmittage traf der Feldmarschall selbst auf dem Schlosse ein, und als er von Hardegg erfuhr, daß dieser besondern Antheil an dem jungen Manne nähme, der sich auch sein Wohlwollen erworben hatte und welcher überdies kein Edler aus irgend einer Böhmischen Familie sei, auf dessen Verhaftung man in Wien Werth legen könnte, gab er ihn unter der einzigen Bedingung ohne Lösegeld frei, erst nach drei Tagen von dem Schlosse seines Gönners zu ziehen, da er mit Bucquoi, dem gegen Böhmen befehligenden kaiserlichen Generale, eine, das tiefste Stillschweigen erfordernde, Unternehmung beabsichtigte.

Während seines Aufenthaltes auf dem Schlosse des Grafen erwarb sich Richard dessen Liebe immer mehr und mehr; mit jedem Tage wurde er ihm theurer, und nur traurig gedachte der alte Herr der Stunde der Trennung.

Am letzten Abend saßen beide in dem großen Rittersaale beim Becher; der Alte war heute besonders weich gestimmt, und versuchte, wie er schon oft gethan, auch heute wieder vergeblich, Richard zu bewegen, die Sache der Böhmen zu verlassen und ihm nach Wien zu folgen, wo sich ihm gewiß eine neue glänzende Laufbahn eröffnen würde. Richard blieb auch heute seinem Charakter treu. Die Pflicht der Dankbarkeit hält mich fest, die Ehre weis't mir dort meinen Platz an! erwiderte er. Und als der Graf seine Hand ergriff, sie unwillkürlich an das Herz drückte, und mit zutraulichem Tone ihn fragte: Die Dankbarkeit allein hielte Dich fest, Richard? Es müssen stärkere Bande sein, die Dich dort ketten! — da überströmte des Jünglings Herz; unbedachtsam gestand er seine Liebe zu Sidonie, Gräfin von Schlick, und bemerkte nicht, wie der Alte, durch diese Nachricht aufgeregt, den Becher heftig niedersetzte und ihn sonderbar wehmüthig anschaute.

Armer Richard! sagte er endlich: armes, bethörtes Herz! — Traurig wird Dein Loos, kurz Dein Traum sein. — Er erhob sich von seinem Sitze, trat schweigend an das Fenster und blickte hinaus nach der Abendsonne, die sich hinter die waldumgränzten Höhen senkte. — Richard sah,

wie ſeine zitternde Hand die Thräne im Auge zu trocknen ſuchte, ſein Blick ruhte mitleidvoll auf dem edlen Greiſe, der jetzt ſeines Gefühles Herr zu werden ſchien und ſich mit Faſſung zu ihm wandte.

Mein Sohn, ſagte er tief bewegt: wo Stand und Geburt trennt, da eint die Liebe nur mit dornigen Banden, — nur mit einem Verbrechen oder mit dem furchtbaren Entſagen eudigt der ſelige Traum. — Du jammerſt mich! — Ach, kehre nicht nach Prag zurück; dort blüht Dir kein Glück, dort lockt Dich die Liebe und ſtürzt Dich in den Abgrund. — O, mein Sohn, mein guter Richard! könnte meine Stimme Dich warnen. Nie kann eine Gräfin Schlick die Deinige werden. Sie dulden Dich, weil ſie Deiner jetzt bedürfen; in ſolch bewegter Zeit iſt jedes Mittel erlaubt, jedes Opfer recht. Fallen ſie, ſinkſt Du mit ihnen; ſchwingen ſie ſich empor, ſpotten ſie des elternloſen Thoren, der mit ihnen gleichen Flug begann. Sidonie würde nie die Deine!

Komm, ſetze Dich. — Höre die Geſchichte meiner Jugend; ſie ſei Dir ein warnendes Vorbild! fuhr er fort, und ſein Auge ruhte faſt bittend auf dem Jünglinge, der von jenen prophetiſchen Worten im Innerſten erſchüttert war. Komm, ſetze Dich zu mir, und denke, es ſei des Vaters warnende Stimme, die Du vernimmſt. — Ich war einige Jahre älter als Du, als ich zu dem Erzherzoge Ferdinand nach Inſpruck zog. Auf meiner Reiſe dahin, als ich durch das Inn-Thal reite, dringt aus einer Hütte, unfern der Straße, ein Angſtruf in mein Ohr, ich jage hin, überlaſſe meinem Diener das Roß, und als ich eintrete, ſehe ich neben einem Sterbenden ein Mädchen jammernd knieen; ſie wendet, durch mein Eintreten aufgeſchreckt, das Auge nach mir —

Was blickſt Du mich ſo ſonderbar an, was weckſt Du mir die Erinnerung? unterbrach der Alte ſeine Erzählung, ſtarr nach Richard blickend, der verwundert ihn anſah. Ja, ja! fuhr er fort, und die bebende Hand bedeckte ſein glühendes Auge; beſſer, es bleibt im Herzen ruhen, als daß es über die Lippen ſchwebt. — Richard! fuhr er plötzlich auf: Es treten oft Begebenheiten in unſer Leben ſo tückiſch ein, und zertrennen, zerſtören Alles, daß man ſie nicht wecken darf, wenn ſie im Schooße der Zeit entſchlummert ſind. — Gute Nacht, mein Sohn, gute Nacht! — Er entfernte ſich in das Kabinet, wo Richard vor einigen Tagen das Bild des ſchönen Weibes geſehen, und kehrte nicht wieder.

Sonderbar! ſagte der Jüngling, als er ſich allein befand: Hebt doch des edlen Mannes warnende Stimme mir den Schleier von einer Zukunft, wie ich ſie nie erblickt, mir nie gedacht; weckt ſie doch Sehnſucht, Hoffnung und Furcht in meiner Bruſt, wie ich ſie noch nie gefühlt habe. Er ſchritt ſinnend in dem kerzenerleuchteten Saale auf und ab, und Vergangenheit und Zukunft umgaben ihn. Da hob er den Blick, und ſah auf die Rüſtungen und Fahnen, auf die makelloſen Schilde, auf die Frauen und Jungfrauen und die alten ehrwürdigen Geſtalten, die hier abgebildet hingen. —

Ihr habt Alle hier gewandelt, wie ich! rief er schmerzvoll aus: habt mit stolzem, hochklopfenden Herzen aufgeblickt nach jenen Zeichen der Vorzeit, und konntet mit Stolz ausrufen: dies sind meines Stammes Wurzeln, dies die Zweige, die emporstrebend mit ihren Thaten mich noch jetzt beschatten! Ihr konntet, harmlose Knaben, auf der Mutter Schooße euch schaukeln, an der Mutter Brust hier schlummern, waret nicht verlassen, nicht verstoßen in die Wildniß, euch riß die Mutter nicht von ihrer Seite, euch stieß der Vater nicht an den Waldbach hinaus. Ihr durftet dem Mädchen eurer Sehnsucht frei und offen sagen, daß ihr sie liebtet. Ihr Glücklichen! rief er vom Schmerz überwältigt aus: euch lachte das Leben, denn ihr soget wie die Blumen, aus Morgen und Abend den erquickenden Thau — ich sauge aus Vergangenheit und Zukunft nur Thränen.

Doch weg, weg! rief er plötzlich: ihr unmännlichen Boten des Grames, weg ihr kalten Perlen im Kranze meines Lebens. Nach dem Hohen zu ringen ist des Menschen edelstes Bemühen, aus der Tiefe zum Gipfel des Berges empor zu klimmen des Muthigen Ziel — sie zu erkämpfen mein fester, unwandelbarer Wille! — Und als er durch die Reihen hindurchschritt, sein Auge noch einmal die ehrwürdigen Ritter und Frauen begrüßte, schien es ihm, als lächelten sie freundlich, aber schmerzvoll auf ihn nieder. — Ach! sagte er leise vor sich hin: das Gefühl des Mitleids zu bedürfen, ist doch ein drückendes Gefühl in des Mannes Brust!

Die gewaltthätige Handlung der Prager, welche die kaiserlichen Räthe aus den Fenstern des Schlosses geworfen, hatte die Gemüther immer feindlicher gestimmt, und als nach Kaiser Matthias Tode der von ihnen früher erwählte König Ferdinand nicht unbedingt ihre übertriebenen Forderungen annehmen wollte, kündigten sie ihm den Gehorsam auf, setzten ihn förmlich ab, und erwählten statt seiner den jungen Churfürsten Friedrich von der Pfalz. Sie hofften an ihm eine mächtige Stütze als Haupt der Union und als Schwiegersohn König Jakobs des Ersten von England zu finden, und da er sich auch zu dem Glauben Calvins bekannte, und der Ruf eines freundlichen, milden Herrn ihm voranging, so war die Freude der Böhmen groß, als der neue König ihre Gränzen überschritt und sich der Hauptstatt nahete.

Alt und Jung waren mit den Vorbereitungen seines feierlichen Empfanges thätig beschäftigt; Ehrenbogen erhoben sich vor dem Strahoefer Thore, Teppiche schmückten die Häuser, an welchen er zum Schlosse vorbeiziehen mußte, und wie am Vorabende eines heiligen Festes, überließ sich das Volk schon heute einem frohen, rauschenden Jubel, zog durch die Straßen, lärmte, sang und sprach seine Freude laut und stürmisch aus, einen König auf dem Throne zu sehen, der mit ihnen das Abendmahl unter beiderlei Gestalten genoß.

Mit der herannahenden Nacht verlor sich jedoch allmälig der Jubel, die Straßen wurden leer, denn Jedermann ging in seine Wohnung zurück, hier, wie unter der bunten Menge, sich dem frohen Gefühle zu überlassen, daß das Joch der Jesuiten abgeworfen und eine mildere Regierung ihnen geworden sei. Keiner ahnete, daß dieses geträumte Glück von so kurzer Dauer sein, daß das augenblickliche Erringen ihrer alten Privilegien, die ihnen so theure Glaubensfreiheit, mit diesem so sehnsuchtvoll erwarteten Tage zu Grabe gehen werde, wie sie jetzt zur Ruhe.

Wie so gewaltig beherrscht doch der Schlaf das Gemüth des Menschen, wenn er auf den Schwingen der Nacht sich ihm naht. Dann schweigt der rauschende Jubel, das wogende Leben erstirbt, der Aufruhr der Leidenschaft, durch das leise Wehen seiner müden Flügel beruhigt, ist gestillt, und das leidende Gemüth fühlt sich durch bunte, liebliche Träume beglückt. In der Stunde der Nacht, im Arme des Schlafes ist der Bettler dem Könige gleich; wem der lieblichste Traum wird, der ist der Beglückteste. — Nur das gebrochene Herz, von der Hoffnung ganz verlassen, nur die Sehnsucht mit ihren wachen Träumen, finden da nicht die erquickende Ruhe. Der sanfte, mohnbekränzte Gott vermag ihnen nicht das brennende Auge zu schließen und die fernen Träume zu senden; die Thräne des Kummers hält das Auge wach, die Sehnsucht öffnet nur dem eigenen Traume die Pforten, die Stunden der Mitternacht rauschen auf Sturmflügeln an ihnen vorüber.

Wo nach einigen Jahren Albrecht Wallenstein den Riesenbau seines Pallastes begann, stand in jener Zeit ein altes Gebäude, geräumig und groß, welches Heinrich Schlick, Graf von Passaun, der thätige Oberst des Mährischen Fußvolkes bewohnte. Aus einem Fenster, das nach dem Garten ging, schimmerte noch der matte Schein einer Lampe bleich und trübe, wie der Schein der Hoffnung, die es angezündet. Neben dem Lämpchen saß ein Mädchen, in einem Psalmbuche lesend, ihr gegenüber ein kleines Mütterchen, mit zitternder Hand die Spindel drehend. Des Mädchens blondes Haar hing in langen Flechten über ihre entblöß'ten Schultern, ein knappes Mieder umschloß den schlanken Leib, und die dunkelblauen Augen, unverwandt auf das Buch gerichtet, schienen nichts um sich her zu sehen, als die todten Buchstaben des Psalms.

Sidonie! begann jetzt die Alte, ihre Spindel neben sich legend: Wollt Ihr denn noch nicht zu Bett? Mitternacht ist vorüber.

Das Mädchen schüttelte verneinend.

So nehmt wenigstens das Mäntelchen um; Schulter und Nacken sind unbedeckt, die Nacht ist rauh — und les't nicht so eifrig in den Psalmen. Ihr les't nicht mit andächtigem, gläubigen Herzen. — Bei diesen Worten blickte Sidonie nach der Alten, als ob sie fragen wolle: Woher weißt Du das?

Ja, Kind! fuhr Jene fort: Dein Inneres liegt offen vor mir; der

Glaube ist im Streite mit Deinem Herzen, und das taugt nicht. Du möchtest gern dem Himmel vertrauen, und doch führen Dich Zweifel immer vom rechten Pfade ab. Forsche nicht nach dem, was der Herr verborgen hat, wandle in Demuth Deinen Weg, denn, welchen Du auch gehst, er führt Dich zum Ziele.

Ist Mitternacht wirklich schon vorüber? fragte das Mädchen.

Schon lange, erwiderte die Alte.

So kommt er heute nicht, sagte sie und legte das Buch zusammen: wenn ihm nur kein Unfall begegnet ist!

Sein Schicksal steht im Buche des Lebens eingetragen! erwiderte die Alte: Wohin es ihn führt, dahin muß er; besser, es führte ihn nie wieder zu Dir, denn mir ahnet Unglück.

Barbara, unterbrach sie die Jungfrau: auch mein Schicksal war schon längst bestimmt; nicht Du, nicht ich können daran ändern, deßhalb erwarte es ruhig und kümmere Dich nicht. — Plötzlich hielt sie ein und horchte auf. — Barbara, sagte sie leise: mir ist als hörte ich unten im Garten Tritte; — sie sprang auf und trat an das Fenster — ja, ja, gute Barbara, dort sehe ich es wie ein dunkler Schatten sich bewegen, dort naht er. — Nur noch heute, heute zum letzten Mal sei gütig gegen mich und begleite mich hinunter — nur heute noch!

Und warum geht Ihr nicht allein? fragte die Alte ernst.

Wie kannst Du nur fragen, Mutter? unterbrach sie Sidonie: Darf ich ohne Dich, darf ich allein zu ihm?

Der Weg ist kein gottgefälliger, den der Mensch nicht allein wandeln kann, und das Herz steht nicht fest in Glauben und Tugend, das sich nicht selbst vertraut! erwiderte die Alte. — Sidonie schwieg, sah nur aufmerksam durch die Sturmnacht und horchte auf die leisen Tritte, welche sie unten vernahm. — Er ist es! rief sie plötzlich: Und da Du glaubst, mein Herz sei nicht stark in Glauben und Tugend, weil es zagt sich allein in die Gefahr zu stürzen, so bleib hier. — Ich gehe! — Dies sagend band sie den Mantel fest um ihre Schultern, und verließ das Zimmer.

Barbara sah ihr nach. Verzeih ihr, Gott! rief sie, und folgte.

Sie fand sie in der entblätterten Fliederlaube, aber nicht an der Seite des Geliebten; der Vater saß neben ihr, den sie hier wohl nicht vermuthet hatte.

Ei, auch Ihr hier, Frau Barbara! rief ihr der Graf Schlick entgegen: Ihr kommt wohl, mich zu begrüßen?

Ich folge dem Fräulein, erwiderte Barbara, sich neigend: und wünsche meinem Herrn einen fröhlichen, guten Abend.

Und wen erwartet Ihr hier? fuhr der Graf auf. — Beide schwiegen. Du hattest wohl schon erfahren, daß der Graf von Thurn mit seiner jungen

Gattin zurückgekehrt ist; da erwartetest Du ihn. — Wahrlich, verbärgen die Wolken die helle Mondscheibe nicht, ich sähe meine Tochter vor Schaam erröthen.

Das sähet Ihr nicht, Vater, und durchzöge selbst die Sonne ihre Bahn; was ich thue, dessen schäme ich mich nicht! erwiderte Sidonie.

Nicht Deiner entehrenden Liebe? nicht dieser nächtlichen Zusammenkunft? fuhr der Graf auf.

Vater, sagte Sidonie mit bittendem, bescheidenen Tone: Ihr kennt meines Herzens Gefühle; ich habe Euch meine Neigung zu Richard nicht verhehlt, bin Eures Unwillens stets eingedenk gewesen, und habe gegen mein Herz gekämpft, ohne daß mir der Sieg ward. Damit ich aber nicht unterliege, hatte ich den Muth gefaßt, als ich ihn bei dem Grafen Thurn zum letztenmal sah, ihn zu bitten, noch einmal in dem Dunkel der Mitternacht hierher zu kommen. Es wäre das letztemal, es wäre der Augenblick der ewigen Trennung gewesen. — Mein Wille, Vater, ist Euch unterthan, über mein Herz kann ich selbst nicht gebieten. Ich bat meine gute Barbara, mir zu folgen, und wenn sie auch gleich auf mich zürnt, daß ich das Wappen und die Stammtafel des Mannes nicht eher betrachtete als sein Herz, folgte sie mir doch, und Ihr müßt ihr deßhalb nicht zürnen.

Sollte dies wirklich das letztemal sein, Sidonie, daß Du ihn sehen wolltest? fragte der Vater beruhigter.

Hab' ich Euch je hintergangen? — Allein sehe ich ihn nie wieder als zum ewigen Abschied, es müßte denn sein, daß das Schicksal gegen meinen Willen ihn zu mir führte; das verspreche ich Euch. — Aber ihn vergessen, aufhören ihn zu lieben, mein Vater, das kann ich nicht!

Verlangt nicht das Unmögliche von Eurem Kinde, fiel ihr Barbara in die Rede, da sie seine Heftigkeit sah.

Alle meine Pläne vereitelt Deine Thorheit! begann nun Graf Schlick: Jetzt, wo der neue König morgen erscheint, wo Hunderte von Rittern aus der Pfalz und allen protestantischen Ländern seinen Thron umgeben, der Adel aus Böhmen, Mähren und Schlesien sich in Prag versammelt, wo es so Noth thut, durch irgend eine Verbindung sich in der Gunst des neuen Herrn fest zu setzen; da tritt Deine thörige Leidenschaft allen meinen Entwürfen in den Weg. Aber wisse, so lange Deines Vaters Augen der Tod nicht schloß, so lange bist Du von dem Thoren getrennt, der, ein Abenteurer, es wagte, seine Augen bis zu Dir zu erheben. Glaube meinem Worte, und nun geh! sagte er mit strengem Ton: Geh auf Dein Zimmer, denn heute wird er gewiß nicht kommen; Dampierre hat ihn gefangen, und in fester Haft zu Wien wird er wohl schwerlich mir ferner lästig sein!

Sidonie schrak bei dieser Nachricht zusammen, faßte sich jedoch und sagte mit anscheinender Ruhe: Gott wird ihn schützen. — Schlaft wohl, mein Vater! — Sie entfernte sich, Barbara wollte ihr folgen. Bleib! befahl der Graf: ich habe mit Dir zu reden.

Du ſcheinſt mein bisheriges Zutrauen zu mißbrauchen! begann er, als ſie allein waren: Wenn Du auch die Thorheiten des Kindes nicht billigſt, haſt Du doch nicht Kraft genug, ihr entgegen zu treten. Du kennſt meine Grundſätze, Du weißt, daß eine Verbindung mit einem Manne, dem der Bürger der Altſtadt Prag ſein Kind verweigern würde, unmöglich iſt. — Warum handelſt Du nicht ſtrenger, warum gebrauchſt Du nicht die Gewalt, die Du über ihr Herz haſt, um es auf die Pfade der Vernunft zurück zu führen? — Steh mir Rede, Alte!

Bringt das Eiſen dem Magnete nahe, Herr, und gebietet dann, daß er es abſtoße. — Warum führtet Ihr Eure Tochter in das Haus des Grafen von Thurn! Ich warnte Euch, da es noch Zeit war; jetzt iſt es zu ſpät. — Ich kenne die Abſichten wohl, weßhalb Ihr es thatet. Ihr habt ſie nicht erreicht — auch hier war Euch treue Liebe entgegen; und ſeit geſtern, wo Graf Thurn mit ſeiner Gemahlin in das väterliche Haus eingezogen iſt, werdet Ihr Eure Pläne wohl aufgeben. — Aber redlich waren ſie nicht; nun Gott hat Euch auch dafür geſtraft. Seht nur die Wangen Eures Kindes, die Roſen ſind gebleicht, das Feuer ihrer Augen iſt verloſchen, ein Wurm nagt an ihrem Herzen, es iſt hoffnungloſe Liebe, die den Verſtand in ewigem Streite mit dem Herzen erhält. — An alle dem ſind Eure Plane, iſt Euer Anſchmiegen an den Grafen Hardegg, an den von Thurn Schuld. — Wer hieß Euch nach Prag kommen!

Du ſprichſt wie Du es verſtehſt! unterbrach der Graf den Fluß der Worte der alten Matrone, die Mutterſtelle an ſeinem Kinde vertrat. Muß ich nicht jeden Halm erfaſſen, mich daran feſt zu halten, hab' ich es nicht überall verſucht; dient' ich nicht dem Kaiſer, der Krone Spanien, dem von Savoyen, den Herzogen von Braunſchweig und Neuburg; überall gab es Feinde, überall, wo ich das Blut nicht mehr einſetzen konnte, wurde ich entlaſſen. Der Krieger gehört jetzt der Welt; wer ihm zahlt, dem dient er. Dem Schalle der Trommel ziehe ich nach; ſie wirbelten im Böhmerlande, und ich zog aus Italien hierher, noch einmal der Fortuna nach, die mich bisher überall geneckt.

Und ſo jagt Ihr Euer Kind, das ſonſt ſo ſtill und ſorglos mit mir in dem Häuschen an der Moldau lebte, mit Euch in den Strudel der Welt. — Nun ſie mit fortgeriſſen iſt, zürnt Ihr und meint, Euer Wille wäre hinreichend, die Sehnſucht der Liebe zu bannen. Ihr irrt, Herr! Sanft iſt Sidonie, ſanft wie ein Engel, aber feſt in ihrem Willen, unbeugſam, ſo bald ſie glaubt Recht zu thun; ſie wird ihm entſagen, aber auch mit ihrer Liebe untergehen; ſie wird ihrem Herzen gebieten wollen, aber es wird brechen. Gedenkt Eurer Gattin, und ehrt in der Tochter ihr Andenken.

Aber was ſoll ich thun, Barbara; kann Dein alter Kopf einen klügeren Rath erſinnen?

Ich wüßte keinen, als Gott die Sache anheim ſtellen. Sidonie ſieht,

so gut wie Ihr und ich, die Kluft, die sie von ihm trennt; sie weiß, daß sie diese nicht überspringen darf, nicht überspringen kann. Nur handelt nicht ſtreng, bringt sie nicht zur Verzweiflung, löscht nicht das Fünkchen Hoffnung ganz, das ihr noch glimmt. Auch dürft Ihr nicht vor einer Thorheit bangen; vertrauet Eurem edlen Kinde. Ihr glaubt ja überdies, mit jedem feindlichen Schritt gegen den jungen Mann, Euch mit dem Grafen von Thurn zu befeinden, Ihr wägt ja sonst immer bei jedem Schritte Euren Vortheil, seid doch auch hier vorsichtig und vor allem schont Euer Kind, Euer einziges Kind; und nun laßt mich hinauf zu ihr; die Arme bangt gewiß in ihrem Kämmerchen, erlaubt, daß ich zu ihr gehe, ihr Troſt zu bringen. Ohne des Grafen Antwort abzuwarten, entfernte sie sich und ließ ihn allein.

Freundlich leuchtete am 31sten Oktober des 1619ten Jahres die Herbstsonne, kein Nebel umhüllte die drei Städte Prags, deren Thürme, von den Sonnstrahlen geröthet, herrlich erglänzten. Die Moldau strömte stolz und rauschend durch die Bogen der hohen Brücke, über welche Tausende in ihren Festkleidern zogen, den Einzug des jugendlichen Königs zu sehen oder zu verherrlichen, der im Stern des Thiergartens das Mittagmahl eingenommen hatte, und von da aus heute in seine neue Residenz einziehen wollte.

Mit froher Hoffnung standen die Bürger von Prag, und erwarteten den Augenblick, wo sich ihr neuer Herrscher zeigen würde. Die Fahnen der Städte flatterten lustig in den Wind, um sie her standen die gerüsteten Schaaren der hussitischen Bürger, ein Haufen von 400, ganz wie zu Ziska's Zeiten gerüsteten Männern, die im Vorhofe des Schlosses zum Empfang des Königs aufgestellt waren. Sie trugen die schwarzen Brustharnische und die alten Pickelhauben jener furchtbaren Zeit. Hellebarden und Armbrust in der Hand, die langen, breiten Schlachtschwerter an der Seite, durch welche ihre Vorfahren sich so furchtbar gemacht, die großen Schilde vor sich, standen sie, die Fahne Ziska's in ihrer Mitte, auf welcher man Kelch und Hostie erblickte. Sie erinnerten an jene blutigen Zeiten, wo die Böhmen, ein Schrecken ihrer Nachbarn, durch Glaubensmuth ihre Feinde besiegten.

Auch die Ritterschaft, von dem jungen Grafen von Thurn angeführt, hielt, 300 an der Zahl, vor dem Stern, ein Haufe jugendlicher Edlen, die wohl durch Geburt, Reichthum und äußere Gestalt dem Hofe eines Königs zur Zierde dienen konnten.

Jetzt wurde es lebhaft im Schlosse des Sterns; die königlichen Pferde wurden vorgeführt, die Leibwache, welche der König mitgebracht, saß auf, die Pfälzischen Ritter aus des Königs Gefolge stellten sich in ihre Reihen, die prächtige königliche Karosse fuhr vor, und unter dem lauten

Jubelruf: Vivat Fridericus Rex! ſtieg der König, ſeine Gemahlin führend, die hohe Treppe herab, geleitete ſie zur Karoſſe, beſtieg ſein Roß und muſterte die Haufen. Als er den mit der Rüſtung der alten Huſſiten Bewaffneten nahete, trat ein alter bärtiger Mann hervor. Gnädigſter König und Herr! ſprach er: Wir hoffen, Ihr werdet uns bei unſerm Glauben ſchützen, für den wir ſtreiten würden, wie jene Männer, deren Rüſtung wir tragen. — Der König gelobte Schutz ihrem Glauben, und ein lauter Jubel begleitete den jungen Monarchen.

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Die Karthaunen begannen zu donnern, die Töne der Glocken hallten feierlich durch die Luft, der laute wilde Jubel begann. Voran zogen die Fahnen der Bürger, ihnen folgte Graf Thurn mit der Ritterſchaft und ihren zahlreichen Dienern, dann die Leibwache des Königs, ſtattliche, vom Kopfe bis zum Fuße gewaffnete Küraßreiter. Auf ſie folgten die königlichen Räthe, die Directoren der Böhmiſchen Stände, dann der Herzog von Münſterberg und der Fürſt Chriſtian von Anhalt, den Herzog von Würtemberg in ihrer Mitte, endlich, dicht vor dem Könige, deſſen Bruder, der Pfalzgraf Philipp Ludwig, und der alte Fürſt von Anhalt.

Der König ſelbſt, in einem braunen mit Silber geſtickten Kleide, ritt einen reich geſchmückten, kaſtanienbraunen andaluſiſchen Hengſt; dicht hinter ihm folgte die Königin in ihrer Staatskaroſſe, dieſer des Königs Arkebuſiere; die alten Ziskaer beſchloſſen den Zug.

Als der König in die Vorſtadt einzog, war der Jubel allgemein. Vom Thore bis zum Schloſſe hatten die bewaffneten Bürgerkompagnieen eine Reihe gebildet, überall ertönte der Freudenruf: Es lebe Friedrich, der Böhmen König! — Auf dem Schloſſe angelangt, empfingen Jungfrauen der verſchiedenen Stände die Königin. Ein junges Mädchen, ſchön und zart wie eine Himmliſche, aber bleich, gleich einer weißen Roſe, übergab der hohen, königlichen Frau einen Blumenkranz, und ſprach im Namen der Andern ſtammelnd einige Worte. Die Königin nahm huldreich den Kranz von dem ſammetnen Kiſſen, und betrachtete aufmerkſam das ihn überreichende Mädchen. Jungfrau, ſagte ſie dann mit Freundlichkeit: ich danke Euch; die Gabe erfreut mich; möchte Euer Auge auch ſo zufrieden auf mich blicken als das meine auf Euer Geſchenk.

Da hob das Mädchen ihr großes, dunkelblaues Auge zur Königin auf; der Schmerz, der tiefverhaltene Schmerz ſprach aus ihm.

Wer ſeid Ihr! fragte die Königin, von dieſem Anblicke ſonderbar ergriffen.

Ich bin die Tochter des Grafen Schlick, erwiderte das Mädchen.

Die Königin betrachtete ſie bei dieſen Worten noch aufmerkſamer, dann ſagte ſie huldvoll: Ich hoffe, Euch bald wieder zu ſehen, Fräulein Schlick! reichte ihr die ſchöne Hand zum Kuſſe, und zog ſich dann in ihr Gemach zurück.

Auch Sidonie trat wieder in ihr einsames Zimmer, woselbst die gute Barbara sie nicht zu trösten vermochte. Sie hatte heute den Grafen Thurn gesprochen, und die Nachricht, welche er ihr mitgetheilt, hatte sie erfreut und zugleich betrübt. Daß das Schicksal ihre Freundin Helene in den Arm des Geliebten geführt, daß sie, so weit vom Ziele entfernt, es erreicht hatte, war ihr angenehm; daß sie aber auch von Bernhard Thurn die Bestätigung erhielt, Richard sei gefangen, sei in den Händen der Kaiserlichen, erfüllte ihre Brust mit unnennbarem Schmerz. — Des Grafen Thurn dabei geäußertes kaltes Benehmen, die wenige Theilnahme, die er bei des Freundes Schicksal zeigte, thaten ihr wehe; seine Aeußerung, daß Richard durch seine Aufopferung das, was er in ihrem Hause Gutes genossen, bezahlt habe, verwundeten ihr Inneres so tief, daß sie die bittere Frage nicht unterdrücken konnte: So ist er also wohl für jetzt nicht mehr Euer Schuldner? — Alles dieses, so wie die Scene der vergangenen Nacht, hatte ihr Gemüth tief erschüttert, und der huldvolle Empfang der Königin war nicht vermögend gewesen, auch nur eine der Thränen zu trocknen, die jetzt unaufhaltsam strömten.

Still in sich gekehrt saß sie und blickte hinaus in die dunkle Nacht. — Vom Schlosse herab tönte noch Trompeten- und Paukenschall, ein wildes Getümmel scholl von der Altstadt herüber, und im lauten Wogen zogen die jubelnden Schaaren durch die Straßen der Kleinseite, dem Schlosse vorüber. Freudenschüsse dröhnten durch die Luft, Raketen stiegen, auf der Moldau flaggten, von unzähligen Lampen erleuchtet, wohl hundert Schiffe, und die Menschenmasse, welche über den Fluß hin und her wogte, hatte kaum Platz auf der breiten, hell erleuchteten Moldaubrücke. Jung und alt jauchzte; als sei ihr Erlöser genaht, so von Freude erglüht fühlte sich jedes Herz; überall schallte der Ruf: Es lebe der König! Der Jubel war unaussprechlich.

Aber in Sidoniens Brust tönte der Freudenruf nicht wieder. Mitternacht nahete, der Jubel verhallte, still und schweigend wurde die Nacht, und auch heute floh sie der Schlaf. — Die alte Barbara, das Psalmbuch noch in der Hand, war auf ihrem Lehnstuhle sanft eingeschlummert. Sidonie blickte wehmuthvoll auf sie, die einzige Trösterin, die einzige Freundin ihres sorgenschweren Herzens; sie nahm ihr vorsichtig das Buch aus der Hand, legte ihr ein Kissen unter das gebeugte Haupt, und drückte einen leisen Kuß auf die Stirn ihrer guten Pflegemutter. Schlummre sanft, gute Alte! sagte sie leise, und trat an das geöffnete Fenster. Da war es ihr, als höre sie Geräusch unter demselben, sie horchte auf, ihr Herz klopfte — es war der Nachtwind, der durch das herbstliche Laub rauschte. Sie glaubte in der Ferne einen dunkeln Schatten zu sehen — es war ein Taxusbaum, der hin und her wankend ihre Sehnsucht betrog.

Ach, er kommt nicht! seufzte sie: Er ist fern, fern von hier! — Sie blickte hinauf nach den einzelnen Sternen, welche zwischen den dunkeln

Wolken freundlich hindurch schimmerten. Ist denn keiner unter euch der Stern der Hoffnung? sagte sie leise und versank in düsteres Sinnen. — Heilige, schweigende Nacht! rief sie hinaus in das Dunkel: Du senkst auf deinen düstern Flügeln die Ruhe in das bewegte Menschenherz, du drückst sanft das thränenschwere Auge zu, daß es schlummere, und sendest deine freundlichen Träume. — Warum nicht auch mir? Soll mich allein deine Ruhe nicht erquicken, deine Traumwelt mir nicht erscheinen? Soll dies Auge allein sich nicht schließen, wenn der Schlummer, dein sanfter Bote, sich über die Müden senkt? — Ach! wo der Glaube schwankt, die Zuversicht fehlt, das Herz, das liebende Herz nur von Furcht und Sehnsucht erzittert, da sinkt dein erquickender Thau nicht nieder, das milde Auge zu schließen, da wird der linde Tropfen zur brennenden Thräne des Kummers. — Wo das Herz gebrochen ist, bist du dem müden Pilger keine Trösterin!

So erhelle Du mir, Barmherzigerl rief sie und sank auf ihre Kniee: erhelle mir den Weg, den ich wandeln muß; laß die Wahrheit mir leuchten und sende einen Strahl in mein Herz, daß ich erkenne, wo ich das rechte Ziel meiner Wallfahrt finden soll! — Getröstet erhob sie sich, aber der Schlaf schloß ihr müdes Auge nicht, der Morgen fand sie noch wach.

Der Vater trat heute früher als er wohl sonst pflegte, zu ihr ein. Er schien heiter, umarmte die Tochter innig, und sein Benehmen zeigte ihr gleich, daß er mit den Begebenheiten des gestrigen Tages zufrieden sei.

Du hast gestern in der Burg viel mit dem jungen Grafen Thurn gesprochen? fragte er Sidonien, nachdem ein Diener sein Frühstück auf ihr Zimmer gebracht: Du schienst Dich angelegentlich mit ihm zu unterhalten; was betraf Euer Gespräch?

Könnt Ihr noch fragen, mein Vater? erwiderte Sidonie, welcher diese Frage die Wunde des Herzens von neuem aufriß.

Ich wünschte es von Dir zu hören, fuhr er fort: Barbara's Gegenwart wird Dich nicht stören, sie ist ja die Vertraute Deines Herzens.

Ich sprach mit ihm von Richard Steinbach und seinem Geschick, Vater.

Nun, und erhieltest Du die Bestätigung meiner Nachricht?

Ich erhielt sie!

Und bist wohl, ohne daß ich Dir es sage, überzeugt, daß nichts zu seiner Befreiung geschehen wird?

So glaube ich fast! erwiderte mit einer gewissen Heftigkeit das Mädchen, ohne jedoch die strenge Achtung, welche sie dem Vater schuldig war, aus den Augen zu setzen.

Der Graf Thurn, fuhr der Vater fort: wird kein Thor sein, ein bedeutendes Lösegeld für ihn zu zahlen; er denkt mit mir über die Freiheit

des jungen Mannes gleich, und zürnt ihm, daß er sein Auge bis zu Dir erheben konnte. — Ein wehmüthiges Lächeln umzog bei diesen Worten des Mädchens Antlitz. — Du scheinst bei dem, was ich Dir sage, zu lächeln! begann der Graf auf's neue, durch die Ruhe seiner Tochter betroffen.

In meiner Brust eint sich Freude und Schmerz! sagte Sidonie: Mir thut des Grafen Thurn Lieblosigkeit gegen einen Mann wehe, der sich für ihn geopfert hat, und Freude durchglüht mich, da ich Richard frei von allen Banden weiß, mit denen die Dankbarkeit ihn an das Haus des Grafen fesselte. Er ist jetzt frei wie der Vogel, dem Käfig entflohen.

Und sitzt vielleicht jetzt in einem engeren in Wien! unterbrach sie der Graf.

Nein, mein Vater! rief Sidonie lebhaft: Eherne Fesseln binden den Mann nie so fest als die Bande der Pflicht. — Ich kenne Richards Sinn. — Wohl ihm, daß ihn Matthias und Bernhard Thurn verlassen!

Du liebst die Grafen nicht?

Ich liebe den wilden, leidenschaftlichen Mann nicht, dessen Sinn sein Herr, dessen Blut sein Meister ist. — Er ist schwankend wie ein Rohr, Sklave des Augenblickes. Ich scheue Matthias Thurn; er ist ein finsterer, stolzer, rachgieriger Mann; aber seinen Muth, seinen festen Sinn, seine Beharrlichkeit achte ich; er und der Mansfelder sind die einzigen wahren Stützen des neuen Thrones.

Die einzigen? fragte Graf Schlick mit Bitterkeit.

Laßt mich schweigen, mein Vater, erwiderte sie: der Jungfrau ziemt solche Rede nicht, wie Ihr sie mir entlockt habt; das Herz spricht bei uns das Urtheil, wo es der Verstand thun sollte.

Du scheinst der Königin nicht mißfallen zu haben; wendete der Graf das Gespräch: sie hat in sehr gnädigen Ausdrücken von Dir gesprochen, und selbst die Schwermuth, mit welcher Du ihr den Kranz überreicht hast, hat Eindruck auf sie gemacht. Sie wird Dich rufen lassen, mit Dir sprechen; ich hoffe, dann wird die Gräfin Schlick ihres Vaters, ihrer Ahnen eingedenk, nicht etwa so unvorsichtig sein, die thörige Ursache ihres Kummers der Königin zu vertrauen. — Dir erschließt sich ein Glück, das Du vielleicht nicht einmal ahnen, nie erwarten konntest. — Denke an den gesunkenen Glanz Deines Hauses, handle als meine edle Tochter, und vor allem vergiß den Mann, der nichts in die Wagschale Deines Glückes zu legen hat als ein glattes Gesicht und etwas Muth, und der hoffentlich für immer von Dir entfernt ist. Des Grafen von Thurn Pflegesohn, der die Fahne des Aufruhrs trug, wird schwerlich aus dem finstern Kerker zu Wien hervortreten.

Bei diesen Worten erbebte Sidonie, der nemliche Gedanke war schon in dieser Nacht in ihr aufgestiegen; sie fürchtete für sein Leben, und alles, was ihr Vater ihr zuvor gesagt, verlor sich in dem einzigen Gedanken an ihn.

Wolken freundlich hindurch schimmerten. Ist denn keiner unter euch der Stern der Hoffnung? sagte sie leise und versank in düsteres Sinnen. — Heilige, schweigende Nacht! rief sie hinaus in das Dunkel: Du senkst auf deinen düstern Flügeln die Ruhe in das bewegte Menschenherz, du drückst sanft das thränenschwere Auge zu, daß es schlummere, und sendest deine freundlichen Träume. — Warum nicht auch mir? Soll mich allein deine Ruhe nicht erquicken, deine Traumwelt mir nicht erscheinen? Soll dies Auge allein sich nicht schließen, wenn der Schlummer, dein sanfter Bote, sich über die Müden senkt? — Ach! wo der Glaube schwankt, die Zuversicht fehlt, das Herz, das liebende Herz nur von Furcht und Sehnsucht erzittert, da sinkt dein erquickender Thau nicht nieder, das milde Auge zu schließen, da wird der linde Tropfen zur brennenden Thräne des Kummers. — Wo das Herz gebrochen ist, bist du dem müden Pilger keine Trösterin!

So erhelle Du mir, Barmherziger! rief sie und sank auf ihre Kniee: erhelle mir den Weg, den ich wandeln muß; laß die Wahrheit mir leuchten und sende einen Strahl in mein Herz, daß ich erkenne, wo ich das rechte Ziel meiner Wallfahrt finden soll! — Getröstet erhob sie sich, aber der Schlaf schloß ihr müdes Auge nicht, der Morgen fand sie noch wach.

Der Vater trat heute früher als er wohl sonst pflegte, zu ihr ein. Er schien heiter, umarmte die Tochter innig, und sein Benehmen zeigte ihr gleich, daß er mit den Begebenheiten des gestrigen Tages zufrieden sei.

Du hast gestern in der Burg viel mit dem jungen Grafen Thurn gesprochen? fragte er Sidonien, nachdem ein Diener sein Frühstück auf ihr Zimmer gebracht: Du schienst Dich angelegentlich mit ihm zu unterhalten; was betraf Euer Gespräch?

Könnt Ihr noch fragen, mein Vater? erwiderte Sidonie, welcher diese Frage die Wunde des Herzens von neuem aufriß.

Ich wünschte es von Dir zu hören, fuhr er fort: Barbara's Gegenwart wird Dich nicht stören, sie ist ja die Vertraute Deines Herzens.

Ich sprach mit ihm von Richard Steinbach und seinem Geschick, Vater.

Nun, und erhieltest Du die Bestätigung meiner Nachricht?

Ich erhielt sie!

Und bist wohl, ohne daß ich Dir es sage, überzeugt, daß nichts zu seiner Befreiung geschehen wird?

So glaube ich fast! erwiderte mit einer gewissen Heftigkeit das Mädchen, ohne jedoch die strenge Achtung, welche sie dem Vater schuldig war, aus den Augen zu setzen.

Der Graf Thurn, fuhr der Vater fort: wird kein Thor sein, ein bedeutendes Lösegeld für ihn zu zahlen; er denkt mit mir über die Frechheit

des jungen Mannes gleich, und zürnt ihm, daß er sein Auge bis zu Dir erheben konnte. — Ein wehmüthiges Lächeln umzog bei diesen Worten des Mädchens Antlitz. — Du scheinst bei dem, was ich Dir sage, zu lächeln! begann der Graf auf's neue, durch die Ruhe seiner Tochter betroffen.

In meiner Brust eint sich Freude und Schmerz! sagte Sidonie: Mir thut des Grafen Thurn Lieblosigkeit gegen einen Mann wehe, der sich für ihn geopfert hat, und Freude durchglüht mich, da ich Richard frei von allen Banden weiß, mit denen die Dankbarkeit ihn an das Haus des Grafen fesselte. Er ist jetzt frei wie der Vogel, dem Käfig entflohen.

Und sitzt vielleicht jetzt in einem engeren in Wien! unterbrach sie der Graf.

Nein, mein Vater! rief Sidonie lebhaft: Eherne Fesseln binden den Mann nie so fest als die Bande der Pflicht. — Ich kenne Richards Sinn. — Wohl ihm, daß ihn Matthias und Bernhard Thurn verlassen!

Du liebst die Grafen nicht?

Ich liebe den wilden, leidenschaftlichen Mann nicht, dessen Sinn sein Herr, dessen Blut sein Meister ist. — Er ist schwankend wie ein Rohr, Sklave des Augenblickes. Ich scheue Matthias Thurn; er ist ein finsterer, stolzer, rachgieriger Mann; aber seinen Muth, seinen festen Sinn, seine Beharrlichkeit achte ich; er und der Mansfelder sind die einzigen wahren Stützen des neuen Thrones.

Die einzigen? fragte Graf Schlick mit Bitterkeit.

Laßt mich schweigen, mein Vater, erwiderte sie: der Jungfrau ziemt solche Rede nicht, wie Ihr sie mir entlockt habt; das Herz spricht bei uns das Urtheil, wo es der Verstand thun sollte.

Du scheinst der Königin nicht mißfallen zu haben; wendete der Graf das Gespräch: sie hat in sehr gnädigen Ausdrücken von Dir gesprochen, und selbst die Schwermuth, mit welcher Du ihr den Kranz überreicht hast, hat Eindruck auf sie gemacht. Sie wird Dich rufen lassen, mit Dir sprechen; ich hoffe, dann wird die Gräfin Schlick ihres Vaters, ihrer Ahnen eingedenk, nicht etwa so unvorsichtig sein, die thörigte Ursache ihres Kummers der Königin zu vertrauen. — Dir erschließt sich ein Glück, das Du vielleicht nicht einmal ahnen, nie erwarten konntest. — Denke an den gesunkenen Glanz Deines Hauses, handle als meine edle Tochter, und vor allem vergiß den Mann, der nichts in die Wagschale Deines Glückes zu legen hat als ein glattes Gesicht und etwas Muth, und der hoffentlich für immer von Dir entfernt ist. Des Grafen von Thurn Pflegesohn, der die Fahne des Aufruhrs trug, wird schwerlich aus dem finstern Kerker zu Wien hervortreten.

Bei diesen Worten erbebte Sidonie, der nemliche Gedanke war schon in dieser Nacht in ihr aufgestiegen; sie fürchtete für sein Leben, und alles, was ihr Vater ihr zuvor gesagt, verlor sich in dem einzigen Gedanken an ihn.

Graf Schlick hatte ſie genau beobachtet; er las, was in der Seele ſeiner Tochter vorging, und ſeine Stirn zog tiefe Falten, wie ſie es zu thun pflegte, wenn der Zorn ihn zu übermannen begann, als ſich plötzlich die Thüre öffnete, und Helene, die Neuvermählte hereintrat, innig ihre Freundin umarmte, die laut weinend in ihre Arme ſank; der Vater entfernte ſich.

Glückliche! rief endlich Sidonie, und noch an der Bruſt der Freundin ruhend, hob ſie das große blaue Auge nach ihr auf, und ein Himmelslächeln ſchwebte um ihren Mund: Glückliche, Du biſt am Ziele, Du haſt nichts zu wünſchen mehr, keiner Hoffnung bedarfſt Du, keiner lieblichen Träume, Du hälſt die Wirklichkeit feſt, ſie kann Dir nicht mehr entfliehen!

Sie könnte mir nicht mehr entfliehen? unterbrach ſie Helene: Nein nein, Sidonie! das einzige Ziel, wo der Menſch mit Beſtimmtheit ſagen kann: hier ſtehe ich feſt, iſt das Grab!

Sidonie riß ſich erſchrocken aus den Armen ihrer Freundin. Helene! rief ſie, die Freundin erſchrocken anblickend: iſt das die Sprache Deines Herzens? ſind die ſüßen Töne der Liebe ſchon zum Grabesrufe geworden? Du erſchreckſt mich!

Helene wollte lächeln, ſie konnte nicht. — Erſchrick nicht, Sidonie, ſagte ſie in ſcherzendem Tone: Du weißt, ich bin ein ſonderbares Geſchöpf, reizbar, und meine ſtets thätige Einbildekraft quält mich oft mit Bildern, die meine Vernunft dann nicht immer verſcheuchen kann. Ich bin leicht aufgeregt, ein freundliches Wort, ein glühender Blick, den ich belauſche, geſtalten ſich zu dem unglücklichen Bilde — und wenn überdies das Bild eine Krone trägt, dann —

Helene! unterbrach ſie Sidonie: Gerechter Gott! Sollte der Dämon des Mißtrauens ſchon ſo früh Deine Blüthe Dir vergiftet haben?

Helenens Wangen erglühten bei dieſen Worten. — Sie fühlte, daß ſie ihr Innerſtes wider Willen verrathen habe, ihr Stolz mißbilligte die Offenheit, ſie ſuchte ſich zu faſſen. Nimm nicht Alles ſo genau, liebe Freundin! ſagte ſie mit möglichſtem Gleichmuth: Du weißt, meine Worte drücken oft zu ſtark meine Empfindungen aus, den leiſeſten Anflug zeichne ich mit zu grellen Farben, und belache hernach ſelbſt und ſpotte über das Feuer, mit dem ich gewöhnliche Gegenſtände behandle.

Du biſt in dieſem Augenblicke nicht wahr, Helene! nahm Sidonie das Wort: Ach, theure Freundin, das Vertrauen iſt eine milde Gabe des Himmels, das Herz ſteht beſchützt, wie in einem Zauberkreiſe, wenn dies himmliſche Geſchenk ihm ward. Die quälenden Sorgen fliehen, der Argwohn wagt nicht dem Zauberkreiſe zu nahen, und rings umher breitet ſich alles im roſigen Lichte vor unſerm Blicke. Erſt an der Hand des Vertrauens wird die Liebe die Segensgöttin, die mit freundlicher Hand nur Blumen auf dem Lebenspfade ſpendet!

Helene wand ſich ab und trat an's Fenſter — ſie ſchien der Freundin die Thränen verbergen zu wollen.

Haſt Du keine Nachricht von Richard? fragte jetzt Sidonie, und ängſtlich erwartete ſie die Antwort.

Keine! erwiderte Helene, ohne ſich umzuſehen: Er gab ſich gefangen; ſo hat uns ein Reiter berichtet, der noch zur Flucht Gelegenheit fand. — Mein Vater wird ſicher für ihn ſorgen, er liebt ihn.

Das wolle Gott! Der Himmel wird ihn dafür ſegnen! rief Sidonie.

Ich habe einen Auftrag an Dich, begann Helene nach einer Pauſe, ſich von dem Fenſter abwendend: Die Königin wünſcht, Dich heute nach der Tafel zu ſprechen. Sie hat meinem Gatten geſtern aufgetragen, Dir es zu ſagen, und da dieſer ſchon früh auf die Burg zum Könige mußte, bat er mich, Dich davon zu benachrichtigen.

Was will die Königin von mir? fragte Sidonie.

Weiß ich es? — Die Launen der Fürſten ſind oft wunderbar. Sie ſcheint Theil an Dir zu nehmen, vielleicht mehr als Du es wünſcheſt. Waffne Dich mit Standhaftigkeit, und wärſt Du ein Mann, würde ich Dir rathen, verſchließ Dein Herz dieſer Sirene — ſo aber warne ich Dich nur vor dem freundlichen Blicke ihres Auges, vor dem lockenden Tone ihrer Stimme!

Warum das mir, Helene; was kann ich von ihr zu fürchten haben?

Ich weiß es nicht; doch laß mich ſchweigen. Leb wohl! Die erſte Nachricht, die ich von meinem Vater erhalte, theile ich Dir mit. Leb wohl! Sie drückte einen flüchtigen Kuß auf Sidoniens Lippen und verließ ſie mit Haſt.

Die Jungfrau ſah mit ernſtem Blicke ihr nach. — Solche Liebe kann nicht beglücken! rief ſie aus: Arme Helene, Du biſt noch entfernter vom Ziele der Ruhe als ich!

Die Großen des Königreichs waren verſammelt; die Frauen, mit Juwelen und Perlen geſchmückt, ſie ſelbſt die köſtlichſten Juwelen, ſtanden in dem Kreiſe der Männer und harreten der Ankunft des königlichen Paares. Ihnen gegenüber hatten ſich die Pfälziſchen Ritter, welche ihrem Herrn nach Böhmen gefolgt waren, geſtellt, denn die Edlen beider Länder waren noch nicht traulich vereint, ſie ſtanden noch fremd neben einander. Die fröhlichen Pfälzer warfen neugierige Blicke hinüber nach dem Kreiſe der Frauen, und ſo manches Auge blieb wohlgefällig auf den beiden ſchönen Geſtalten ruhen, die ſeitwärts in einem Bogenfenſter ſtanden und zwei ſchweſterlichen Roſen glichen, wovon die eine in voller Gluth der üppigſten Farben prangte, die andere mit der Lilie um die Zartheit der Unſchuldfarbe ſtritt. Es war die Gräfin von Thurn und Sidonie, die in einem ernſten Geſpräche vertieft, alle Blicke nicht bemerkten, die ſich nach ihnen wendeten.

Verſchenk den Däumen! ſagte jetzt Sidonie, der Freundin Hand ſanft drückend: Du bereiteſt Dir ſelbſt die Qual. Das Auge iſt das eigenwilligſte Weſen; was es ſehen will, ſieht es gewiß. Der Stolz der Männer wird oft zur Eitelkeit, dann folgen ſie den Lockungen des Augenblickes, kehren jedoch ſchnell zu ihrer Pflicht zurück!

Beobachte ihn genau, Sidonie, unterbrach ſie die Gräfin von Thurn: und Du wirſt mich nicht mehr tadeln.

Da rauſchten die Flügelthüren auf; der König trat, ſeine Gemahlin an der Hand, von den Fürſten und ihrem Hofſtaate umgeben, in den Saal.

Tief neigten ſich die Verſammelten, und als die Augen ſich erhoben, ruhten ſie auf der majeſtätiſchen Geſtalt der Königin, die mit freundlicher Huld dankend, den Kreis mit ihren Blicken ſchnell durchflog; ihr ſeelenvolles Auge ſchien jemand zu ſuchen, nachdem die allgemeine Huldigung vorüber war. Graf Thurn! rief ſie jetzt, dem Grafen Bernhard winkend, der mit Anſtand ſich ihr nahete: Habt Ihr meinen Wunſch erfüllt?

Der Wunſch meiner Königin iſt mir ſo heilig, erwiderte der Graf: daß ihn zu erfüllen mein einziger Gedanke iſt.

Die Königin lächelte. — Es lag in dieſem Lächeln ein freundliches Wohlwollen. Meiſter Hans, des Königs Hofnarr, ein kleines altes Männchen, der auf einen Seſſel geſprungen war, das Ganze deſto beſſer überſehen zu können, wollte aber Ironie durch dieſes Lächeln ſchimmern ſehen.

Nach dieſer kleinen, wohl abſichtlichen Unterbrechung der eigentlichen Ceremonie, ſtellte Matthias Thurn dem Könige und der Königin, welche auf dem Throne Platz genommen, den Adel des Landes vor. Der junge Monarch ſagte Jedem etwas Schmeichelhaftes, und als ſei er mit den Verhältniſſen eines Jeden bekannt, wußte er Allen das zu ſagen, was ihnen angenehm ſein konnte. Als die Reihe den Grafen Bernhard von Thurn traf, und der Vater mit ſtolzem Selbſtgefühl ſagte: Dies iſt mein Sohn! betrachtete ihn der König aufmerkſam. Ihr habt Euch kürzlich die junge Ehegefährtin mit gewaffneter Hand geholt? ſagte er ſcherzend. Nun, in dieſer Zeit voll Unruhe und Gefahr muß man alles mit dem Schwerte in der Hand erringen.

Selbſt die Kronen! entgegnete der junge Graf mit Bedeutung, und neigte ſich ehrerbietig vor dem Könige, der, ohne die bedeutſamen, vielleicht in dieſem Augenblicke unpaſſenden Worte zu beherzigen, gleichgiltig erwiderte: Ich glaube auch.

Als der Graf Schlick ſich dem Throne nahte, blickte der König nach dem jungen Fürſten von Anhalt, der neben des Königs Bruder, dem Pfalzgrafen, zur Rechten ſtand, und fragte dann den Grafen ſchnell: Ihr waret früher im Dienſte der Krone Spanien?

Ja, Ew. Majeſtät.

Dienet dem Kaiser und mehreren protestantischen Fürsten, auch dem Herzoge von Savoyen?

Ja, Ew. Majestät! erwiderte Graf Schlick, durch diese zweideutige Frage etwas in Verlegenheit gebracht.

Nun, ich hoffe, fuhr der König fort: Euch, einen so würdigen Krieger, der die Erfahrung aus so mancher Schlacht und Belagerung mit zu uns bringt, so fest an uns zu ketten, daß der Oberst des Mährischen Fußvolkes kein Verlangen tragen wird, seine unstete Pilgerfahrt fortzusetzen. — Der Graf Schlick schien erst jetzt die Worte des Monarchen zu verstehen, dankte verbindlichst, und der ewig nach dem Lächeln des Schicksals Haschende trat vergnügt, mit neuer Hoffnung bereichert, in den Kreis der Vasallen zurück.

Jetzt traf die Reihe den schönen Kreis der Frauen, welche sich der Königin nahten. Sie besaß in noch reichlicherem Maße als ihr Gemahl den Zauber, womit die Herrscher so leicht das Gemüth ihrer Unterthanen fesseln können. Zu der Freundlichkeit gesellte sich noch der weibliche Liebreiz, und der Zauber der alles entzückenden Schönheit. Hätte nicht ein gewisser Stolz, der in ihrer Haltung, in ihren Blicken lag, die Anmuth gemildert, der Anblick dieser schönen Fürstin, der sanfte, schmelzende Ton ihrer Stimme hätte alles bezaubern müssen. So aber trat die stolze Königstochter zu stark hervor und verdüsterte die Glorie weiblicher Anmuth, die sich um diesen schönen Kopf wie ein Heiligenschein gebildet hatte.

Aber heute suchte die Königin den Stolz, dieses Erbtheil der Stuarte, vergessen zu wollen; es galt, die Herzen ihrer neuen Unterthanen zu gewinnen, und das zu erlangen, opfern die Frauen, und säßen sie auf dem Throne, so willig. Liebreich, freundlich, oft herzlich war ihr Benehmen, nur bedacht für Jeden die freundliche Seite aufzufinden, bei Jedem nur das Angenehme zu berühren. Als die junge Gräfin Thurn ihr vorgestellt wurde, ruhte der Königin Blick lange auf dem ausdrucksvollen Gesichte Helenens, obgleich der Ausdruck ihres Auges, das Finstere, Feste ihres Blickes der Königin zu mißfallen schien.

Wahrlich! rief sie unwillkürlich aus: für solchen Preis hätte jeder Ritter die Feste gestürmt. Nachdem ich Euch kenne, Gräfin Thurn, fuhr sie einlenkend fort: ist es mir nicht mehr auffallend, daß Euer Gemahl, mitten in dem Krieggetümmel, Euch zum Ziele seiner Waffenthat gewählt hat. Mit Blut ist solches Kleinod nicht zu theuer errungen!

Es lag in Ton und Blick und in der Rede selbst so Manches, was eine doppelte Auslegung erlaubte, das Gemüth Helenens war überdies aufgeregt; sie antwortete nur mit einer stummen Verbeugung, und wollte die Augen niederschlagen; aber ihre gereizte Empfindlichkeit war stärker als der Wille, ihr Blick traf die Königin, welche diese stumme Sprache mit einem Lächeln und einer stolzen Bewegung der Hand erwiderte, die Helenen abzutreten befahl.

Die Königin war ſchon von der läſtigen Ceremonie und den dabei nothwendigen Reden faſt erſchöpft, als Sidonie, eine der Letzten, ihr vorgeſtellt wurde. Ha, meine ſchwermüthige Kranzſpenderin! rief ſie: Seid mir willkommen, Fräulein von Schlick, und habt die Güte, mich nach der Audienz in mein Gemach zu begleiten. Bis dahin gehabt Euch wohl! Sie erhob ſich.

Die Audienz war vorüber. Der König, die Königin ſtiegen vom Throne herab, und miſchten ſich nun in den Kreis der Ritter und Frauen. Eliſabeth ſchien jetzt weniger Königin, aber um deſto liebenswürdiger zu ſein, ſie ſprach mit jedermann, war gegen Herrn und Frauen gleich freundlich, während der König mit dem alten Fürſten von Anhalt und dem Grafen Matthias Thurn über ernſte Gegenſtände zu ſprechen ſchien, und bei Seite getreten war.

Was mag ſie von mir wollen? hatte ſich Sidonie gefragt, als ſie von des Thrones Stufen zurückgetreten war: Warum nimmt ſie Theil an mir? Da fielen ihr die Worte des Vaters ein, und ſeine Warnung. Sie ahnete, daß die Unterredung mit der Königin für ſie drückend ſein werde, und trat deßhalb mit ängſtlich klopfendem Herzen zu ihrer Freundin, welche ſie in dem Erkerfenſter zu erwarten ſchien.

Noch immer ſtanden die beiden Freundinnen Hand in Hand, aber ſchweigend, in Nachdenken verſunken im Bogenfenſter, als Graf Bernhard Thurn mit einem jungen Manne ſich ihnen nahte. — Fürſt Chriſtian von Anhalt wünſcht Dich zu begrüßen, ſagte er zu ſeiner Gattin, die bei dem Tone ſeiner Stimme aus ihren Träumen auffuhr, und kaum ſo viel Beſinnung faſſen konnte, ſich mit Anſtand vor dem jungen Fürſten zu neigen.

Ich bin ein früherer Bekannter Eures Gatten, ſprach der Fürſt: und um deſto mehr erfreut, ihn hier zu finden, da wir nun für einen Zweck ſtreiten können. Er hat freilich da, wo ich, ein Bettler, ſtehe, dem Glücke ſeinen ſchönſten Kranz ſchon entriſſen, doch wünſche ich ihm mit aufrichtigem Herzen Glück!

Helene erwiderte einige verbindliche Worte.

Und Ihr, holde Jungfrau, wendete ſich jetzt der Fürſt zu Sidonien: Ihr ſcheint heute noch ernſter geſtimmt als geſtern, da Ihr der Königin den Kranz überreichtet? Seht Ihr denn den Himmel nie um Euch, den wir in Euren holden Augen erblicken? Hat denn die Welt keine Freuden für die Himmliſchen?

Gnädiger Herr! erwiderte Sidonie, über dieſe Schmeichelei empfindlich: Man könnte das, was Ihr ſagtet, leicht für Spott halten, wäre der Ton, mit dem Ihr es ſagtet, weniger treuherzig; Spott würde dem Zartſinne einer Dame wehe thun; ſo muß ich aber bei Euren Worten erröthen, denn ich fühle weder den Himmel in mir, noch ſehe ich ihn außer mir.

Auch der Fürſt erröthete. Er fühlte, daß er ſeine Empfindung zu

laut, zu wenig zart ausgeſprochen hatte, und wollte eben ſeinen Fehler wieder gut machen, als das Fräulein von Wangenheim, aus dem Gefolge der Königin, ſich Sidonien nahte und ſie zu folgen bat.

War es Zufall, war es Neugierde, ihr Auge traf, als ſie ſich verneigte, den Fürſten, der mit glühendem Blick ſie betrachtete; ſie erröthete von neuem und folgte ſchnell dem Hoffräulein.

Sie traten in das Kabinet, wo ſie die Königin noch nicht fanden; das Geſpräch des Königs mit dem Fürſten von Anhalt und dem Grafen von Thurn hielt ſie noch im Saale zurück. Das Fräulein von Wangenheim ſuchte indeſſen Sidonien zu unterhalten, welche, wahrſcheinlich durch die Erwartung in der ſie ſich befand zerſtreut, nur abgebrochen die Fragen des freundlichen Mädchens erwiderte. Dieſe begann nun von ihrer Gebieterin zu ſprechen, ihre edlen Eigenſchaften, ihre Theilnahme an dem Geſchick ihrer Umgebungen zu rühmen; aber auch dies ſchien die Zerſtreute nicht zu feſſeln; ſie ſah ſtarr nach dem Gemälde einer ſchönen Frau, das dem Ruhebette der Königin gegenüber hing, und ſchien ganz im Anſchauen des ſchönen Bildes verſunken.

Liebe Freundin! ſagte jetzt das Fräulein von Wangenheim mit herzlichem Tone: Vermeidet ja, wenn die Königin gegenwärtig iſt, ſo aufmerkſam dieſes Bild zu betrachten, welches Euch ſo ſehr zu feſſeln ſcheint. — Ihr könntet ſie leicht dadurch verſtimmen!

Wer iſt dieſes ſchöne Bild? fragte Sidonie, deren Auge wohl darauf geruht, deren Seele aber nur mit bangem Sehnen bei ihrem Richard geweſen war.

Der Königin Großmutter, die unglückliche Maria Stuart! erwiderte das Fräulein.

Sidonie erſchrak. — Dieſe ſanften Züge, rief ſie, ſich vergeſſend: dieſer liebliche Zug des Mundes, dieſes ſeelenvolle Auge gehören einer Mörderin ihres Gatten!

Ich bitte Euch! unterbrach ſie das Hoffräulein. —

Kann ein Weib, dem die Natur dieſen Liebreiz ſchenkte, konnte dieſe zarte Geſtalt, fuhr Sidonie fort, ohne ſich unterbrechen zu laſſen: konnte ſie die ſchwarze Seele bergen? Dieſen Roſenlippen das ſchreckliche Todesurtheil entſchweben? — Nein, nein! — Ehe dieſes Auge trügen, dieſe liebliche Anmuth täuſchen konnte, ehe glaube ich, die Geſchichte lügt. — Dieſes Engelbild war gewiß unſchuldig!

Das war ſie! rief eine ernſte Stimme hinter ihnen. — Das Fräulein von Wangenheim ſchrak zuſammen, auch Sidonie wandte ſich erſchrocken. — Die Königin ſtand hinter ihnen.

Ich freue mich, daß Ihr die Wahrheit fühlt, Fräulein Schlick! begann jetzt Eliſabeth: Es thut meinem Herzen wohl, daß ein reines, frommes Weſen, wie Ihr mir zu ſein ſcheint, an der Verläumdung zweifelt, welche die ſtolze Eliſabeth von England zur Beſchönigung ihres Mordes verbrei-

tete. — Sie warf einen durchdringenden Blick nach dem Bilde der unglücklichen ſchottiſchen Königin, und gab dann dem Hoffräulein ein Zeichen, ſich zu entfernen.

Euer Vater iſt einer der jüngeren Söhne ſeines Hauſes? begann ſie jetzt.

Ja, Ew. Majeſtät!

Und Eure Vermögensumſtände ſind nicht die glänzendſten?

Sidonie ſchwieg. — Ich will Euch wohl; fuhr die Königin fort: wem, wie Euch, die Natur ſo viel Anmuth als Mitgift gab; der bedarf des Goldes nicht, in der Welt zu glänzen. Zu Euren Füßen werdet Ihr bald die edelſten Männer ſehen, überlaßt mir dann die Wahl!

Die gehörte wohl meinem Herzen, gnädigſte Königin! erwiderte Sidonie mit faſt ſchüchterner Beſcheidenheit.

Hat es vielleicht ſchon gewählt? fragte Eliſabeth. — Sidonie ſchwieg erröthend. — Wie Euer Vater mir ſagte, fuhr die Königin fort: iſt Euer Herz noch frei. Er legte Euer Glück in meine Hand; that er Recht daran? — Seid offen gegen mich. — Wozu dies Schweigen? fuhr die Königin ungeduldig auf: Iſt es jungfräuliche Schüchternheit, ſo verzeihe ich es; iſt mein Bemühen für Euch nutzlos, habt Ihr ohne den Willen Eures Vaters gewählt, ſo habt Vertrauen zu mir. Ich will zwar mein Wohlwollen nicht aufdringen, doch Euch unterſtützen, ſo viel ich es vermag, denn ich bin überzeugt, Eure Wahl iſt edel, der Fürſprache einer Königin würdig. — Nun, nennt mir den Glücklichen!

Ew. Majeſtät verzeihen, wenn ich mein Geheimniß in meiner Bruſt verſchließen muß. — Mein Herz hat gewählt, ich will es bekennen, aber hoffnunglos gewählt, und deßhalb muß es ſchweigen!

Hoffnunglos gewählt? wiederholte die Königin.

Ja, hohe, königliche Frau, hoffnunglos.

Das iſt ein fürchterliches Wort! ſagte die Königin ernſt: aber oft nicht ſo ſchrecklich als man glaubt. — Ich liebe das Gewagte, Kühne, die Hoffnung ſteht bei jedem meiner Schritte mir zur Seite; vertraut Euch mir an.

Wo Stand und Geburt trennen, da ſind der Hoffnung Flügel gebunden! antwortete Sidonie mit Wehmuth.

Ein finſterer Ernſt verbreitete ſich bei dieſen Worten über das Antlitz der Königin, die Anmuth war verſchwunden, ein höhniſches Lächeln umzog den Purpurmund. Daß Ihr Euch ſo erniedrigen würdet, Gräfin von Schlick, glaubte ich nicht; wer die Liebe tief unter ſich ſucht, ja freilich, den kann die Hoffnung nicht begleiten. Euer Vater thut mir leid!

Das ganze Weſen der Königin ſchien verändert, mit Geringſchätzung blickte ſie auf Sidonien nieder, aus deren Auge mit jedem Zuge, den die Verachtung auf der Königin Antlitz ausdrückte, der Stolz, der gerechte, edle Stolz würdevoller ſtrahlte. Die Königin bemerkte wohl was in dem

Mädchen vorging. Nicht gewohnt so sich jemanden gegenüber zu sehen, beschloß sie, Sidonien ganz zu demüthigen. Und wer ist denn der Glückliche, der mit unwiderstehlichem Reize eine Gräfin Schlick Vater, Stand und Ehre vergessen ließ?

Bei Gott! rief Sidonie, durch dieses Wort empört: Jene Königin — sie zeigte nach Maria Stuart's Bild — als sie Bothwell ihre Hand am Altare reichte, hätte jene Frage nicht an mich gethan!

Der Muth des Mädchens überraschte Elisabeth, aber nur auf einen Augenblick. Sie sammelte sich schnell und fühlte, daß sie der Armen wehe gethan. — Sie war Weib genug, die wohlwollenden wie die feindlichen Empfindungen in sich verschließen zu können, sie nahm den Schein an, als habe sie Sidoniens Worte nicht verstanden. Nun, sagte sie einlenkend, und warf sich nachlässig auf das Ruhebett: so ist meine Gunst für Euch nutzlos, das thut mir leid! Euer schwermüthiges Auge, das gestern bei Ueberreichung des Kranzes so sanft auf mir ruhte, Eure anmuthige Gestalt rührten mich, Eures Hauses drückende Verhältnisse forderten mich zur thätigen Hülfe auf. Ich belauschte zwei Männer, auf welche Ihr Eindruck gemacht zu haben schient; der Eine, ein wackerer Edler vom Rheine, wohl vermögend den Glanz Eures Hauses wieder herzustellen, einnehmend genug, um dem stolzesten Weiberherzen zu genügen. Der Andere, ein Fürst, werth, die Hand einer Königstochter zu besitzen. Doch Keiner von beiden genügt Euch, — ein ehrlicher Bürgerssohn vielleicht reicht Eurer Schwärmerei einen Veilchenstrauß. — Ihr wähnt, er dufte für die Ewigkeit, schließt ihn an Eure bethörte Brust und morgen ist er verwelkt. — Euer Vater jammert mich.

Sidonie schwieg; sie fühlte wohl daß sie vorher unbesonnen gesprochen, und hatte jetzt den festen Vorsatz gefaßt, zu dulden und zu schweigen. Sie kämpfte gegen ihr aufloderndes Gefühl, als die Königin des ehrlichen Bürgerssohnes erwähnte, und ward wenigstens Herr ihrer Worte, wenn auch nicht Herr des Ausdrucks ihres Gesichts. Der Königin entging dies nicht; sie erhob sich, nahm ein Schmuckkästchen, worin eine Schnur Perlen lag, und gab es Sidonien. Nehmt diese Perlenschnur zum Dank für Euren Kranz als Andenken an Eure Königin, und führt Erinnerung an Eure Ahnen Euch auf den Weg der Pflicht zurück, so seid meiner Gnade versichert. Sie winkte Sidonien sich zu entfernen.

Das Fräulein stand, das Schmuckkästchen in der Hand, sinnend vor der Königin. — Jetzt beugte sie das Knie, legte die Hand auf das Herz. Königin! sagte sie mit dem tiefsten Gefühle: verkennt mich nicht, deutet die Worte eines armen Mädchens nicht falsch und zürnt mir nicht, wenn ich Euch bitte diese Perlen zurückzunehmen, die meine zürnende Königin mir mit stolzer Verachtung gibt. Solch Geschenk kann keinen Werth für mich haben; fuhr sie, im Gefühle ihres eigenen Werthes sich vergessend, fort: begleitet es nicht der Königin Gnade, so ist es in meinen Augen

nur ein Almoſen, und ich bin zu ſtolz es von der Fürſtin anzunehmen, deren Gatten die Söhne meines Vaterlandes zu ihrem Könige erwählten! — Sie ſetzte bei dieſen Worten das Käſtchen auf den Tiſch, und ſich ehrerbietig gegen die Königin verbeugend, ergriff ſie ihre Hand, ſie zu küſſen.

In Eliſabeths Innern wogte manche ſich widerſprechende Empfindung, ſie hielt des Mädchens Hand noch feſt und blickte, mit ſich kämpfend, in ihr Auge; ſie mußte das Mädchen achten, und doch zürnte ſie. Geht mit Gott, Fräulein von Schlick! rief ſie jetzt, drückte einen leiſen Kuß auf ihre Stirn, und trat raſch in ihr Schlafzimmer.

Mein Richard! ſagte Sidonie freudig lächelnd, als habe ſie den ſchönſten Sieg erkämpft, blickte noch einmal ſtolz um ſich her, und eilte dann durch die hellerleuchteten Zimmer die hohe Treppe hinunter.

Hier wartete ihrer ein alter Diener, um ſie nach Hauſe zu geleiten. Als ſie in der dunkeln Nacht, nur von der Fackel des Dieners erhellt, den Hradſchin hinabgingen, bemerkte ſie eine verhüllte Geſtalt, welche dicht hinter ihr blieb und ſich ihr zu nähern ſuchte; ſie verdoppelte ängſtlich ihre Schritte, als ſie jedoch nach dem Ring ſich wandte und der Diener einige Schritte vorausgeeilt war, drängte ſich der Vermummte dicht an ſie, und eine bekannte Stimme raunte ihr zu: Nehmt, um Gottes willen, nehmt! In dieſem Augenblicke drückte er ihr einen Zettel in die Hand. Sidonie, durch das Geſpräch mit der Königin zwar noch aufgeregt, hatte doch Beſinnung genug, nicht zu ſchreien, und verbarg ſchnell das Papier. — Kaum auf ihr Zimmer gekommen, entfaltete ſie es, ſah die bekannten Züge, und las: Erwarte mich um Mitternacht!

Barbara! rief ſie ihrer treuen Pflegemutter zu: Er iſt hier, mein Richard iſt hier! Um Mitternacht iſt er unten im Garten! Nicht wahr, Du begleiteſt mich, denn ich muß ihn ſehen, ſprechen, warnen. Ach, meine gute Mutter! rief ſie außer ſich vor Wonne und Schmerz: Er iſt hier, aber ſie wollen mich von ihm trennen, verkaufen wollen ſie mich für ſchnödes Geld! Nicht wahr, wenn Alle gegen mich ſind, gute Barbara, Du verläſſeſt mich nicht, Du bleibſt mir treu?

Kind! nahm die Alte, ſich aus ihren Armen windend, das Wort: Du drückſt mich ja ſo heftig an Dich, daß ich faſt glauben ſollte, Du meineſt, Herr Richard ſtände ſchon vor Dir. Beruhige Dich, Kind, laß Deiner Freude nicht freien, ungezügelten Lauf; ich kann ihr nicht folgen, mich betäubt was ich vernahm; ich kann mich über Deine thörige Liebe nicht freuen. Ich möchte Dir helfen, Dir beiſtehen, und kann doch nicht; es iſt wider mein Gewiſſen. Wie kann der arme elternloſe Richard, der nichts hat das er ſein nennt, der ſelbſt ſein Schwert, ſeinen Harniſch der Freigebigkeit verdankt, wie kann der des Grafen von Schlick Tochter je heimführen, er hat ja ſelbſt keine Heimath!

Sidonie erwiderte nichts, ſie ſetzte ſich ſinnend in einen Seſſel und

ſenkte das ſorgenſchwere Haupt, denn der Alten Worte hatten ſie betrübt; ſie fühlte, daß Barbara Recht habe, ſie fühlte, daß ihre Liebe hoffnunglos ſei, und konnte ihr doch nicht entſagen, ſie war zu innig mit ihrem Sein verwebt. Sie duldete ruhig, daß Barbara, manches warnende Wort ſagend, ſie entkleidete, ihr Geiſt war ja bei ihm. Die Alte hatte ſchon mehrere Fragen an ſie gethan, ſie beantwortete keine; ganz abweſend ſchien das Mädchen zu ſein, nur wenn ſie die Schläge der Uhr vom nahen Thurme hörte, horchte ſie auf, zählte ſorgſam jeden Schlag, und wenn die Uhr aufhörte die Stunden zu bezeichnen, ſenkte ſie ihr Lockenhaupt wieder und ſchien von neuem zu träumen. Da ſchlug die Glocke ihre elf Schläge. Bald! rief ſie: bald! und verſank wieder in ihr dumpfes Sinnen. Barbara, vergebens bemüht Sidonien aus dieſem abgeſpannten Gemüthszuſtande aufzuregen, hatte endlich ihr Abendgebet gebetet, legte jetzt das Buch bei Seite, hüllte ſich in ihr Mäntelchen und ſetzte ſich kopfſchüttelnd in den Lehnſtuhl. Das Lämpchen brannte nur noch matt, die müden Augen der Alten ſchloſſen ſich, Sidonie ſaß immer noch wach aber träumend, lauſchte auf jeden Glockenſchlag, auf jedes Geräuſch im Garten, und die Bruſt von einem ſonderbaren Gemiſch von Sehnſucht und Furcht bewegt, ſah ſie zagend und doch ſo freudig der Mitternacht entgegen. Da ſtörte ein ſtarkes Pochen an ihrer Stubenthür die Träumende und Barbara aus ihrem erſten Schlummer; beide fuhren auf und erſchraken, als ſie des Vaters Stimme hörten, der ihnen aufzumachen befahl.

Barbara eilte hin, öffnete die Thür, und noch im Feſtkleide trat der Graf ein. Du haſt mit der Königin geſprochen? fragte er freundlich: Ich wollte noch, ehe ich zu Bett ging, Deine Unterredung wiſſen, deßhalb eilte ich gleich hierher, da ich durch die Thüre noch Licht ſchimmern ſah. Er legte bei dieſen Worten ſeinen Hut mit den blauen Federn ab, heftete ſeinen ſpaniſchen Mantel los, warf ihn über den Seſſel, wo er jedoch bald von Barbara wieder in die gehörige Ordnung gefaltet wurde, und ſetzte ſich nun, ſein Schwert neben ſich auf den Tiſch legend, auf den nemlichen Seſſel, auf welchem Barbara geſchlummert hatte.

Nun, Sidonie, begann er: ſetze Dich her zu mir und erzähle. Ihr, Barbara, beſorgt mir wohl indeſſen den Nachttrunk. Nun, Kind, was ſprach die Königin?

Sie war gnädig, herablaſſend gegen mich, erwiderte Sidonie.

Sprach ſie nicht über Deine Zukunft? erwähnte ſie nicht mancher Ausſichten für Dich? nannte ſie keinen Namen?

Keinen!

Du biſt ſehr wortkarg, Sidonie, Du ſcheinſt keine Freude an der Gnade der Königin zu finden, ſonſt würdeſt Du ſicher Deinem Vater Wort für Wort verkünden, was die Gebieterin ſprach.

Der Gnade der Königin wüßte ich mich nicht zu rühmen! unterbrach ihn Sidonie.

Nicht? fragte der Vater aufſpringend, ſetzte ſich jedoch ſchnell wieder: Nicht?

Sie gab mir eine Perlenſchnur, die ich nicht annahm.

Du nahmſt ſie nicht an, nicht aus der Hand Deiner Königin?

Nein, Vater! Sagtet Ihr mir nicht geſtern, ich ſolle bei dieſer Zuſammenkunft meines Vaters, meiner Ahnen gedenken, — und ich that es. — Zum Dank für Euren Kranz nehmt dieſe Perlenſchnur, ſagte die Frau, die wenige Augenblicke vorher von zerrütteten Vermögensumſtänden meiner Familie geſprochen hatte; ſollt' ich ein Almoſen annehmen, mein Vater?

Der Graf Schlick war über dieſe Worte betroffen. Ich kann Dich deßhalb nicht tadeln, Sidonie, ſagte er: aber gut iſt es nicht, daß es ſo gekommen. — Setze Dich hier neben mich, fuhr er vorſorglich fort: was ſtehſt Du am offenen Fenſter? Die Nachtluft iſt rauh. — Du ſprachſt mit dem jungen Fürſten von Anhalt? Wie gefiel er Dir?

Es iſt ein ſtattlicher und, wie mich dünkt, ein edler Mann, erwiderte Sidonie.

Gegen eines Fürſten Bewerbung muß eine Jungfrau ängſtlich, ſtreng und zurückgezogen ſein, will ſie in den Augen der Welt unadelig bleiben; fuhr der Vater fort: nur durch Entſagen der kleinſten Gunſt feſſelt man die ſtolzen Herren der Erde, die, iſt auch ihr Land nur ſo groß, daß ihr Hermelinmantel es decken könnte, dennoch glauben, von Gott Auserwählte zu ſein, denen alle Pforten ſich freudig öffnen müſſen.

Ich verſtehe Euch nicht, Vater, unterbrach ihn Sidonie, unmuthig werdend.

Du wirſt mich ſchon verſtehen lernen, Kind! ſagte der Vater: In kurzer Zeit wird Dir meine Rede klar werden. Gedulde Dich.

In dieſem Augenblicke trat Barbara mit dem Nachttrunke herein, und während ſie ihn auf den Tiſch ſetzte und ihn dem Herrn kredenzte, erhob ſich Sidonie wieder und trat an das Fenſter. Die Schloßuhr hallte eben dreimal dumpf durch die Nacht, Mitternacht war nahe; der Geliebte nicht fern und der Vater ſaß ruhig in Frau Barbara's Armſeſſel, den blanken ſilbernen Pokal vor ſich, in Gedanken vertieft, den dunkeln Meknecker nur langſam ſchlürfend.

Wollt Ihr denn nicht zu Bette gehen, Herr? begann endlich die Alte, da ſie die Unruhe Sidoniens bemerkte und der Mitternachtſtunde gedachte: Ihr habt der Ruhe nöthig, ſeid noch in feſtlichen Kleidern; — ſoll ich Euch hinüber leuchten?

Der Graf heftete bei dieſen Worten einen feſten Blick auf Barbara, dann ruhte ſein Auge auf Sidonien, die, bald zum Fenſter hinausblickend, bald in der Stube auf- und abgehend, ihre Unruhe nicht mehr verbergen konnte, ſo daß Barbara, auf ſich ſelbſt aufmerkſam gemacht, wohl fühlte, ſie habe ſich durch ihre voreilige Aufforderung verrathen. — Oder, fuhr

sie unbefangen fort: wollt Ihr lieber, daß ich Euch Euren Schlafpelz hereinbringe und Kaspar sage, daß er komme Euch zu entkleiden?

Thut das, Frau Barbara! erwiderte der Graf gleichgiltig: In Eurem Sorgenstuhle sitzt es sich recht bequem. — Thut das!

Sie ging, warf aber im Gehen einen warnenden Blick auf Sidonien, die ihn glücklicherweise verstand und sich zum Vater setzte. Da schlug die Stunde der Mitternacht. Frau Barbara kehrte wieder, Kaspar folgte ihr mit dem Nachtkleide, und während der Vater sich umkleidete, trat Sidonie mit der Alten an das offene Fenster.

Faßt Euch, verrathet Euch nicht, um Gottes willen nicht! raunte diese ihr zu.

Horch! lispelte Sidonie: mich dünkt — ich höre ein Geräusch —

Stille, um Gottes willen, still! bat Barbara.

Ich höre ihn! — Er ist's! rief Sidonie leise, aber doch laut genug, daß der Vater abgebrochene Worte verstand.

Wer ist da unten? fragte er: was siehst Du?

Der Abendstern, Sidoniens Liebling, ging eben in einer dunkeln Wolke unter. Kommt nur her, Herr, und seht selbst wie sonderbar die ihn verbergende Wolke gestaltet ist. — Tretet her, Herr, o seht! rief sie mit lauter Stimme, während Sidonie wie ein Espenblatt bebte.

Der Graf trat an's Fenster, blickte nach dem sternhellen Himmel, sah dort eine Wolke, gestaltet wie so viele andere, sah aber auch hinunter in den Garten und gewahrte dort nichts.

Du siehst wohl um Mitternacht fratzenhafte Gestalten? sagte er, in das Fenster gelehnt, zu Barbara: Die dunkle Wolke, die dort am Himmel zieht, gleicht einer Wolke auf's Haar, und weiter nichts. Aber macht das Fenster zu, die Nacht ist kalt! fuhr er fort, sich wieder auf den Sessel setzend: und Du, Kaspar, warte auf mich in meinem Schlafzimmer. — Kaspar entfernte sich; Sidonie, Barbara's Wink eingedenk, setzte sich neben den Vater: Soll ich Euch vielleicht ein Abendgebet vorlesen, Vater? fragte sie.

Thue das, meine Tochter! erwiderte dieser, schlürfte aus seinem Becher und setzte sich recht gemächlich im Lehnstuhle zurecht; ihm gegenüber nahm Barbara ihren Platz.

Sidonie las, aber ihre Seele war nicht bei dem Gebete, ihr Ohr lauschte, ob sie unten kein Geräusch, kein Zeichen vernähme, ihre Seele war bei dem Geliebten; da sah sie die gute Alte schlummern, einnicken; sie verstand den Wink, immer leiser ward ihre Stimme, immer langsamer wurden die Worte, die Augen sanken ihr zuweilen zu, während Barbara zu schnarchen begann. Endlich war auch der Becher leer; da erhob sich der Vater. Gute Nacht, Kind, der Schlaf überwältigt Dich! sprach er lächelnd, küßte ihre Stirn, zündete die Kerze an und ging nach seinem Schlafzimmer. Sidonie schloß die Thür hinter ihm zu.

Gelobt ſei Gott! rief ſie der aus dem Schlafe erwachten Barbara zu, die, ſich anfangs eingeſchlummert ſtellend, endlich wirklich eingeſchlafen war. Gelobt ſei Gott, daß wir allein ſind!

Still, Kind, ſtill! raunte die Vorſichtige ihr zu: Der Lauſcher wacht, der Verräther ſchläft nicht; — ſtill nur jetzt.

Aber Sidonie eilte an's Fenſter. Da ſchlüpfte eine dunkle Geſtalt aus der Fliederlaube. Gedulde Dich, rief ſie hinunter: gedulde Dich, liebendes Herz! Barbara zog ſie vom Fenſter. — Schweigt, ich bitte Euch, Sidonie, ſchweigt! zürnte ſie.

Aber wie konnteſt Du den Vater vorhin an's Fenſter locken? unterbrach ſie das Fräulein: Hätte er ihn erblickt —

Mußte Richard nicht gewarnt werden, daß er ſich unten ruhig verhalte? Hätte er Euch das gewöhnliche Zeichen gegeben, ſo wart Ihr verrathen. Er wußte nun, der Vater ſei hier und konnte ſich verbergen.

Gute Mutter, rief Sidonie, ſie umarmend: gute, ſorgſame Mutter! Nicht wahr Ihr begleitet mich hinunter?

Ja, erwiderte Barbara: das will ich, das muß ich. Aber, Sidonie, es iſt das letzte Mal, ſo wahr ich Euch liebe, das letzte Mal.

So kommt! rief das Fräulein.

Um Gottes willen nicht; erſt das Lämpchen verlöſcht, dann ein Stündchen unter Sehnſucht und Ungeduld hier in der dunkeln Stube verweilt, und dann erſt, wenn alles ſchläft, leiſe hinunter geſchlichen zum Lebewohl.

Zum Lebewohl! ſeufzte Sidonie.

Ja, Kind, zum Lebewohl. Die ſittſame Jungfrau, die gehorſame Tochter darf nicht mehr heimlich den Buhlen ſehen, da es ihr Vater verboten und ſie ihm ſelbſt verſichert hat, es ſei das letzte Mal, daß ſie ihn erwarte. — Bleib' ihm treu, wenn es Gottes Wille iſt und Du es über Dich vermagſt; aber ſieh ihn nicht wieder, ſprich ihn nicht mehr heimlich und ſage es ihm heute ſelbſt, daß Du dieſen feſten, unwandelbaren Entſchluß gefaßt haſt. Mag er dann ausziehen und ſich Ehre und Namen erwerben, mag ihn die Liebe ſpornen Deiner würdig zu werden, und auch ich will dann Eure Liebe ſegnen, wenn Gott und Menſchen ſie gut heißen. — Sie zog Sidonien vom Fenſter und löſchte das Lämpchen aus.

Sitz' ſtill, Kind! ſprach ſie: denn Vorſicht iſt nöthig; kein Athemzug verrathe daß wir noch wach ſind; ich traue überdies dem Vater nicht, Deine Unruhe ſchien ihn aufmerkſam zu machen, und ich fürchte, ſein Schlaf iſt heute nicht feſt.

Und wenn er uns auch beiſammen findet, was kann geſchehen? erwiderte Sidonie: Er weiß, es iſt das letzte Mal daß ich Richard auf dieſe Weiſe ſehe, und er kennt mich daß ich Wort halte.

Du biſt noch ſehr unerfahren, Kind, ſagte jetzt Barbara, das Mädchen mit ſich in das Schlafkämmerchen ziehend, wo ſie weniger belauſcht werden

konnten. Haben ſie, wie ich faſt vermuthe, einen Plan mit Dir vor, ſo iſt ihnen Richard im Wege, und ſie werden nicht ſäumen ihn fortzuſchaffen, deßhalb warne ihn; ich traue dem Grafen Thurn ſo wenig als Deinem Vater; der Ehrgeiz beherrſcht ſie alle, und Richard kann ihnen nicht genügen. Warne ihn, daß er ſich fern von Prag halte; — hier iſt er nicht mehr ſicher.

Sidonie lächelte. Daß meine gute Mutter ſo liſtig ihrem Ziele nachgehen könnte, habe ich nicht erwartet. Du willſt Richard meinetwegen entfernt wiſſen, darum ſcheinſt Du für ihn zu bangen. Wo könnte er ſicherer ſein als hier im Hauſe der Freundſchaft.

Da ſchlug die Glocke Eins. — Bleibe ruhig, Kind! ich will hinaus, vorſichtig lauſchen und horchen, ob Alles ſchläft, Herr und Diener. — Sie ſchlich hinaus, kam bald wieder, faßte Sidoniens Hand. Folge mir, ſagte ſie: der Vater ſchläft, Alles iſt zur Ruhe. — Sie ſchlichen nun beide über den langen Gang, die Wendeltreppe hinab, dem Pförtchen zu, das nach dem Garten führte. Raſch ſchob Sidonie den Riegel zurück; ſie traten ein.

Was die Liebe ſich Süßes zu ſagen hat, was die Sehnſucht und der Gedanke: es iſt das letzte Mal daß Du die Wonne genießeſt, aus der gepreßten Bruſt hervorruft, ſagten ſich die Liebenden, die Arm in Arm in der verſchwiegenen Laube ſaßen, in deren Eingange die vorſichtige Barbara, einen Ueberfall befürchtend, ſchirmend ſtand.

Und Du biſt hier, biſt frei, Deiner Haft entlaſſen? ſagte jetzt das glückliche Mädchen, den Geliebten feſt an ſich drückend: O! wie danke ich es dem Grafen Thurn, der für ſeinen Freund ſo treulich handelte.

Ihm danke ich meine Freiheit nicht, erwiderte Richard und vermochte nicht, Unmuth in Ton und Wort zu verbergen. Er hat während der drei Tage, daß ich auf des Grafen Hardegg Schloſſe gefangen war, keinen Schritt zu meiner Befreiung gethan, ſelbſt als die Tochter dem Vater einen Boten ſandte, war in dem Schreiben meiner nicht erwähnt. Deßhalb war ich verpflichtet, dem alten Grafen, der ſo liebevoll an mir gehandelt, zu verſprechen, nur in der Abenddämmerung in Prag einzuziehen, zu dem Pater Guardian der Kapuziner zu gehen, und mich bei den frommen Vätern drei Tage verborgen zu halten, ehe ich mich öffentlich zeige. Doch trieb es mich hinaus, da ich ahnete Du ſeieſt auf dem Schloſſe. Ich fand Dich — denn ohne dieſen Zufall wäre ich wohl nicht ſo glücklich geweſen Dich heute zu ſehen. — Ach, ich habe manches Bittere in den kurzen Stunden meiner Anweſenheit in Prag erfahren. Die Grafen Thurn haben ſich wenig um mich gekümmert.

Du weißt, unterbrach ihn Sidonie: wie Eure Geiſtliche den edlen Grafen haſſen. Sie ſuchen Dich von ihm abzuziehen; glaube ihnen nicht!

Glaubt ihnen nur, junger Herr! fiel ihr Barbara in die Rede: Forscht genau nach Allem, ehe Ihr Euch in dem Pallaste des Grafen Thurn zeigt, das räth Euch Eure Freundin; aber die Pflegemutter der Grüfin Sidonie verbietet Euch, je wieder bei nächtlicher Weile hierher zu kommen; es ziemt dem edlen Manne nicht, wie der Dieb in der Nacht über die Mauern zu klimmen, durch fremde Gärten zu schleichen, und noch weniger ziemt es den sittsamen Jungfrauen, ihre Buhlen dort aufzusuchen. — Hört mich an, Herr Richard, beherzigt was ich Euch sage: Ehe nicht Stand, Geburt und Reichthum Euch wird, kann das Fräulein nicht die Eure sein. Bis dahin, wenn Ihr ein redliches Herz, ein ehrbares Gemüth habt, wie ich glaube, müßt Ihr von hier, müßt des Fräuleins guten Namen und sittlichen Ruf nicht auf's Spiel setzen, und, statt hier zu courtoisiren und die Gartenmauer zu erklimmen, in Kampf und Schlacht die Ritterwürde zu erringen suchen und die Mauern Wiens ersteigen; Blut und Leben müßt Ihr einsetzen, solch Kleinod zu verdienen.

Aber Barbara, bat Sidonie: wie kannst Du ihm so harte Worte sagen?

Warum sagt Ihr es ihm nicht selbst? fuhr sie auf: Lebewohl wolltet Ihr ihm sagen, ihn bitten nicht mehr zu kommen und Eure Ruhe zu stören, und statt dessen küßt Ihr bis zum Morgen, schwelgt in der Gegenwart und vergeßt — Eure Pflicht.

Ja, Richard, sagte jetzt Sidonie, sich erhebend: sie hat Recht daß sie mich an meine Pflicht mahnt. Wir müssen uns heute für eine lange Zeit trennen, denn fortan darf ich Dich so nicht wiedersehen; ich habe es dem Vater versprochen. Treffen wir uns im geselligen Leben, sollen unsere Augen das Herz nicht verrathen, sie sollen schweigen und es genüge uns das Bewußtsein treuer Liebe durch das ganze Leben. Ich glaube selbst, Richard, daß Barbara Recht hat, da sie Dich auffordert von hier zu gehen. Trennung ist bitter, aber nur für den Augenblick, das Gefühl der Schuld ist es für immer! Sie reichte ihm die Hand, er drückte sie an das Herz und sah schweigend nach dem gestirnten Himmel.

Du willst es und ich folge Dir! sagte er endlich: Ich fühle, daß der Heimathlose in den Augen der Welt Deiner nicht werth wäre, wenn er es auch in Deinem liebenden Auge ist. Ich will hinaus in die Welt, will der Fortuna mein Blut und Leben bieten, weiter habe ich ja nichts, und in jedem Kampfe Dein gedenkend, siegen oder untergehen. Lebe wohl! Bitter ist das Scheiden, aber wir müssen. Ich kenne Dein Herz und in dem meinen ruht Vertrauen, es fühlt, Du wirst Deinen Richard nicht vergessen, und darum scheide ich getrost. Leb' wohl, Sidonie.

Noch einmal ruhten sie Brust an Brust; der Scheidekuß brannte auf ihren Lippen, des Lebens Wonne und Weh durchzuckten ihr Herz, da rief Barbara hastig: Fort, fort, ich höre Tritte in der Ferne, ich sehe Fackelschein; fort, um Gottes willen, fort! — Leb' wohl! rief Richard und eilte

aus der Laube: ich höre kommen! und schnell war er durch den hohen Buchengang aus ihren Augen.

Der Fackelschein nahte, gegen die Gartenmauer zu blitzte es, ein Schuß fiel. — Gerechter Himmel! schrie Sidonie auf und wollte hin. — Vertrau' auf Gott! rief Barbara, sie aufhaltend: Muth, nur Muth, der Vater naht!

Er trat in die Laube, winkte dann Kaspar, der von der entgegengesetzten Seite eiligst gelaufen kam, ihm das Vorgefallene zu berichten, daß er schweige und sich entferne, ergriff dann mit Heftigkeit der Tochter Hand, die, für das Leben des Geliebten zitternd, ihm kaum zu folgen im Stande war, und führte sie zurück in ihr Zimmer, welches er hinter ihr schloß.

Ihr folgt mir! befahl er Barbara, und als sie in sein Zimmer traten, schritt er hastig auf und nieder und suchte sich zu fassen. Ich weiß, Du bist mir und den Meinen zugethan, begann er, nachdem er ruhiger geworden war: Du fehltest nur aus allzu großer Liebe zu meinem Kinde, deßhalb sei Dir verziehen, wenn Du mir die Wahrheit berichtest. Wo hält sich Richard Steinbach verborgen? Im Hause des Grafen Thurn ist er nicht, und es würde mir nie geträumt haben den kecken Gesellen hier zu suchen, hätte nicht Deine Besorglichkeit, mich zu entfernen, und Sidoniens Unruhe mich aufmerksam gemacht. Wo hält er sich verborgen?

Wozu wollt Ihr das wissen, Herr? erwiderte die Alte: Euch genüge zu erfahren, daß es die letzte Zusammenkunft war; Ihr kamt zur Stunde des Abschiedes.

Ich will wissen wo er sich aufhält; Deine Worte bethören mich nicht! fuhr er heftig auf: Rede, oder fürchte meinen Zorn!

Ich dächte, Herr, Ihr kenntet mich, daß ich treu und verschwiegen bin, erwiderte Barbara mit Ruhe: und nichts in der Welt mich zum Verrath bewegen könnte; und ich sollte das Geheimniß meiner Sidonie, meines geliebten Kindes nicht in mir verschließen können? Nein, Herr, wüßte ich auch, wo Herr Richard weilte, ich sagte es Euch nicht.

Barbara, reize mich nicht zum Zorn, zwinge mich nicht zu vergessen, daß Du mich genährt und gepflegt hast! unterbrach er sie und seine Gelassenheit verließ ihn immer mehr.

Ich weiß es nicht! erwiderte sie ruhig.

Alte! rief der Graf und packte sie grimmig: Rede, oder bei Gott, erwarte das Aeußerste!

Barbara schwieg; auch dem Grafen raubte der Zorn die Worte.

Herr! begann endlich die Alte: Zum Geständnisse zwingt Ihr mich nicht; und übergäbt Ihr mich den Henkern der Direktoren, wenn die noch tyrannische Macht haben, seit ein König in Prag eingezogen ist, ich schwiege. — Aber leugnen will ich es nicht, daß ich weiß wo Herr Richard sich aufhält, ich allein von Allen, selbst Euer Kind weiß es nicht.

Schlange! unterbrach sie der Graf Schlick: Wo ihr Weiber kuppeln

könnt, da seid ihr bereitwillig und barmherzig, und sollte es Euch Leib und Leben kosten, da achtet ihr nicht, ob es zum Wohl oder Wehe ist. — Wisse, Fürst Christian von Anhalt hat Sidonien gesehen, und, wie die Liebe zuweilen ihr Spiel mit dem Herzen treibt, hat sie auch ihn mit ihrem Pfeile getroffen. Er hat es im Beisein der Königin seinem Freunde, dem Grafen Thurn gesagt, sein Mund ist von Worten der Liebe übergeströmt, und selbst der alte Fürst hat über des Sohnes leidenschaftliche Reden gelächelt. — Darf eine Gräfin Schlick nicht hoffen, Fürstin von Anhalt zu werden, darf sie nicht Ansprüche machen, daß auch sie der Fürstenhut schmücke? War Philippine Welser altadligen Geschlechtes?

Habt Ihr geendet mit Eurer stolzen Rede? fuhr jetzt die Alte, sich vergessend, auf: Soll Euer Kind, Euer frommes Kind der Köder sein, womit Ihr einen vielleicht thörigen Jüngling fangen wollt? Kennt Ihr die Herren im Purpur nicht besser? Aus Sinnenlust lassen sie sich herab mit den Jungfrauen zu kosen, die Besseren unter ihnen meinen es auch wohl redlich. Aber wenn das kleinste Hinderniß ihnen in den Weg tritt, war die Liebe für ewig nur ein Schmetterling, der davon flattert. Nur selten gibt es Fürsten wie der Erzherzog Ferdinand; alle Frauen sollten nach seinem Grabe wallfahrten und es mit Blumen bekränzen, denn er war treu in wahrer Liebe, ein seltener Juwel unter Männern, ein noch seltenerer unter Fürsten.

Und wenn nun dieser Christian von Anhalt einer der Seltenen wäre?

So wüßte ich doch nicht ob ich mich darob freuen sollte, Herr! Sidoniens Herz hat gewählt; sei es Fürst oder Edler, für niemand wird es sich öffnen, so lange Richard lebt. —

Meinst Du? unterbrach sie der Graf und wurde nachdenkend: meinst Du, so lange er lebt? — Sie ist fest in ihrem Willen, oft unbeugsam; murmelte er auf- und abgehend vor sich hin: wohl möglich, daß die Alte Recht hätte. — Ah, ist es nichts weiter!

Um Gottes willen, Herr! unterbrach die Alte sein Selbstgespräch: welch schwarzen Gedanken hängt ihr nach. — Vergeßt was ich Euch sagte, und denkt es seien die Lockungen des Bösen gewesen, ob sie gleich aus einem frommen Munde kamen. — Doch, fuhr sie lächelnd fort: was nützte es Euch, den Stein hinwegzurollen, der Euch im Wege liegt? Ihr rolltet Euer Kind mit in den Abgrund, denn wahrlich, ihr Herz bräche, endete Richard auf solche Art.

Ich danke Dir für den Fingerzeig, Alte! sagte der Graf jetzt hohnlächelnd: Aber die Zeit lindert jeden Schmerz, und der Liebe Wunden sind selten tödtlich, deßhalb fürchte ich nicht für mein Kind. Hättest Du mir seinen Aufenthalt entdeckt, so wäre seine Entfernung hinreichend gewesen den kecken Narren unschädlich zu machen; so muß man es freilich auf andere Weise versuchen. — Gute Nacht!

Herr! wandte sich plötzlich Barbara, die schon die Klinke der Thüre

gefaßt: Herr, ſchwört Ihr mir feierlich, daß ihm an Leib und Leben nichts geſchieht, ſo will ich — Alte Thörin, unterbrach ſie ihre Rede: kannſt Du auf das Wort vertrauen, wo der Ehrgeiz herrſcht. — Sie eilte ſchnell davon, Graf Schlick ſah ihr mit finſterm Blicke nach.

Einige Tage nach der Krönung des Königs ſaßen in einem abgelegenen Kabinette des Gräflich Thurnſchen Pallaſtes zu Prag, vier, in der damaligen Geſchichte Böhmens ſehr wichtige Männer; es war Graf Thurn und ſein Sohn Bernhard, der Graf von Schlick und Ernſt von Mansfeld, welcher einen abgeſonderten Theil des Heeres bei Pilſen befehligte. Sie ſaßen beim Becher, doch ſtimmte der Wein die Gemüther nicht freudig, denn es war ein ernſter Zweck der ſie hier verſammelt hatte. Der König hatte den alten Fürſten von Anhalt zu ſeinem Generallieutnant ernannt, und hierbei die Grafen von Thurn und Mansfeld übergangen; beide waren darüber erbittert, beide, ſonſt eben nicht Freunde, hatten gehofft den Oberbefehl des Heeres zu erhalten, und dieſe getäuſchte Hoffnung hatte ſie vereinigt.

Sie waren zum Empfange des Königs und zur Krönungfeierlichkeit nur vom Heere auf einige Tage in die Hauptſtadt gekommen, und mußten morgen die Reſidenz wieder verlaſſen, um zum Heere abzugehen, mit dem Thurn in Oeſtreich und Mähren gegen Bucquoi und Dampierre ſtand, Mansfeld aber gegen Don Maradas, welcher durch Baiern mit Spaniſchen Hülfsvölkern heranrückte, die Päſſe nach Böhmen beſetzt hielt. Sie kamen heute noch einmal zuſammen, über die Verhältniſſe und ihre gegenſeitige Lage ſich zu beſprechen. Der Graf Schlick, welcher mit Matthias Thurn nach Mähren ging, und Bernhard Thurn, der den Hof und ſeine Umgebungen zu beobachten in Prag zurückbleiben ſollte, waren zu der Unterredung mit zugezogen.

Nein, begann Graf Mansfeld, den Becher mit Heftigkeit vor ſich niederſetzend: in den wenigen Tagen, die ich am Hofe verlebt habe, gefällt mir die Sache nicht. Der König iſt gut aber ſchwach, die Königin ſchön aber herrſchſüchtig, der alte Fürſt Anhalt ein wackerer Krieger, aber, wie alle Fürſten der Union, ſchwankend, ſich und Andern, ſelbſt dem Glücke nicht vertrauend. — Der gute Kamerarius, ein trefflicher Gelehrter und Staatsmann, hat viel Worte und wenig That, und gar der Hoheprieſter Scultetus, dieſer gefürchtete kalviniſche Papſt, welcher den Fürſten am Gängelbande des Aberglaubens hält, — von dem kann man wohl ſagen: viel Worte und viele That, denn er ſchreit wie die Poſaune des Weltgerichtes, und möchte lieber das Schwert zur Hand nehmen als die Bibel; wahrlich, nehme ich einige Hoffräulein aus, die mir nicht übel gefallen, wäre mir am ganzen Hofe nichts recht als Meiſter Hans, der Hofnarr. Das iſt ein wackerer Burſche, der ſeinen Poſten ausfüllt, und der einzige, der den Scultetus zuweilen mit ſeinen Schellen zum Schweigen bringt.

Ich dachte mir es anders; begann Matthias Thurn: die Geſichter

ſind mir zu freundlich, alles athmet nur Luſt und Vergnügen, und die Sache, weshalb ſie hier ſind, iſt doch ſo ernſter Art. Es gilt Freiheit, Glauben und Vaterland!

Drei ſchöne Worte! unterbrach ihn Mansfeld: Aber, edler Herr, wollt Ihr die drei erlangen, ſo ſeid Ihr auf falſchem Wege. — Im Feldlager nur iſt Freiheit, im Kriege gilt der Mann und ſein Wille; am Hofe iſt er Sklav, nennt Euren Herrn Ferdinand den Katholiſchen oder Friedrich den Kalviniſtiſchen, gleichviel. — Der Glaube? — Wartet nur bis Euch der würdige Scultetus predigen wird, wie und was Ihr glauben ſollt. Der Glaube ſtärkt ſich auch nur beim Heere; da prägt er ſich tief in unſere Bruſt und lehrt uns, daß unſer Schickſal längſt beſtimmt, und der Feige wie der Muthige zum längſt geſteckten Ziele müſſen. Da erkennen wir, wenn der Karthaunendonner rollt, die Kugeln um und neben uns einſchlagen und wir unverſehrt zwiſchen ihnen ſtehen, daß ein Gott über uns waltet, und das ſtumme, kurze Gebet dringt ſicherer hinauf als das Halleluja, gedankenlos in dem gewölbten Gotteshauſe geſungen.

Und das Vaterland? fuhr er ernſter werdend fort: Ja, das iſt eine heilige Sache, ein ſonderbarer, ſtarker Magnet, der uns anzieht, und wären wir am Südpole. Habe lange in Italien gefochten, — und wenn ich da die ſchwarzbraunen Italiener um mich plaudern hörte und ich nur hier und da ein Wort verſtand, niemand mit einem treuherzigen: Grüß Euch Gott, Herr! mir entgegen kam und die fremde Mundart mir, ſo lieblich ſie auch tönte, widrig in mein Ohr klang; wenn ich meine Piemonteſer und Savoyarden in's Treffen führte, nach dem Siege ihr Viva! mir entgegen ſchallte, da war mir jede Freude vergällt; nach einem Lebehoch, nach einem Deutſchen Worte ſehnte ich mich — und wahrlich, Ihr Herren, Deutſch kann in der Hölle nicht geſprochen werden, denn ein Deutſches Wort ſpricht doch zu rein zum Herzen. — Darum einen Becher dem Deutſchen Vaterlande, dem freien Kriegerleben einen zweiten, und den letzten dem Glauben an einen gütigen Vater dort oben! — Er hob den Becher hoch empor, ſetzte ihn aber ſchnell wieder hin, als er den alten Grafen Thurn in ſich gekehrt, ſtarr auf den Boden blicken ſah. Des Mannes Geſicht war ſo ernſt, ſein Auge ſtarrte ſo ſonderbar, daß weder Mansfeld noch ſein Sohn ihn zu ſtören wagten, ſie betrachteten ihn ſchweigend, während Schlick, ſich um nichts kümmernd, mit dem Becher beſchäftigt war.

So hatten ſie wohl ſchon manche Minute geſeſſen, als Matthias den geſenkten Blick zum Himmel hob. — Dein Wille geſchehe, Herr! ſagte er mit Inbrunſt, dann wendete er ſich zu Mansfeld und ſeinem Sohne: Als Ihr, Graf Mansfeld, vorhin manch kräftiges Wort uns ſagtet, wollte ich Euren Gedanken folgen, aber eine Stimme in meinem Innern zog mich ſonderbar ab, ſie ſagte mir, und doch war ich es ſelbſt, der zu mir ſprach: Euch Dreie ſtößt das Vaterland aus, ſeine Erde wird euer Grab nicht

decken. Dein Glaube wird mit deines Landes Freiheit untergehen — Ihr kämpft für ein Schattenbild!

Träumerei! rief Graf Mansfeld: Für was ich kämpfe mit Deutschem Muthe ist wahrlich kein Schattenbild! — Trinkt einen Becher und kümmert Euch nicht um die Zukunft; die Stimme die Euch das zurief, war der Unmuth. Ständet Ihr an der Spitze des Heeres, so wie Ihr es wünschtet, würde sie Euch andere Dinge verkündet haben. Die Zukunft kümmere Euch nicht, sie gehört dem Lenker des Schicksals, der sie schon längst geordnet hat; nur die Gegenwart gehört dem Menschen, die Vergangenheit dem ewigen Richter. Trinkt und folgt Graf Schlicks Beispiele, der hat noch nicht gesprochen, noch nicht geträumt und geahnet, sondern immer nur getrunken. Nun aber, lieber Herr, sagt uns auch Euer Glaubensbekenntniß! wendete er sich zu diesem.

Das ist kurz; entgegnete der Graf: frei bleibt nur der, welcher den Ketten des Schicksals zu entschlüpfen weiß. Mein Vaterland ist, wo es mir gut geht — mein Glaube — daß das Leben kurz ist und man es deßhalb genießen muß so gut man kann.

Ha, meinte Mansfeld: so ganz kann ich Euer Glaubensbekenntniß nicht loben, besonders was das Vaterland betrifft will es mir nicht behagen; ich wandle am liebsten auf Deutscher Erde und möchte auch gern einmal in ihr ruhen. — Doch zu andern Gegenständen. — Werdet Ihr Herren Euch unter die Befehle des Anhalt stellen?

Wir müssen! antwortete Matthias: Wir sind zu weit vorwärts gegangen, um zurück zu können.

Ich bin derselben Meinung, sprach Schlick.

Ich nicht! sagte Mansfeld: Ich stehe in Pilsen an der Spitze selbst geworbener Truppen, dem Balthasar, dem Spanier gegenüber. Ich gehe meinen eigenen Weg, und stören sie mich in meinem Gange, ziehe ich fort. Thut ein Gleiches!

Graf Mansfeld! nahm Matthias Thurn das Wort: Ihr seid ungebunden, gleich einem Vogel in der Luft. Böhmen ist Euch fremd, der Soldat findet überall ein Vaterland, sein Muth folgt ihm überall. Ihr suchtet hier nur einen Tummelplatz für ihn, wir aber stehen auf heimathlichem Boden, unsere Kirchen, die Burgen unserer Ahnen, das Land unserer Väter, alles müssen wir verlassen, ziehen wir fort. Ihr fechtet für Euch und Eure Ehre, wir für unser Vaterland und unsern Glauben!

Ihr mögt Recht haben; erwiderte der Mansfelder, ihm die Hand schüttelnd: nun, so bleibt und erfüllt Eure Pflicht!

Das werde ich, so lange ich kann! sprach Matthias: Aber seit ich die Menschen dort oben auf dem Hradschin sah, wo man nicht an Kampf und Gefahr denkt, und bankettirt während die Soldaten draußen in Sturm und Wind stehen, da ist das Vertrauen von mir gewichen; solcher König taugt nicht für Böhmen.

Und wohin uns wenden, wenn es unglücklich geht? nahm jetzt Graf Schlick das Wort: Die Union schwankt wie ein dünnes Rohr, wenn der Sturmwind von Wien kommt; bei ihr ist weder Geld noch Schutz. — Nach Holland zu dem Krämervolke, da bewahre jeden Krieger Gott dafür! — Zu den Sachsen?

Hört, werther Herr, unterbrach ihn Mansfeld: der Adler baut auf steiler Höh' sein Nest, der Zeisig nur im niedern Strauch. Der Mann bestimmt den Platz auf dem er stehen will, und Muth im Herzen, das Schwert in der Faust, findet Jeder eine Hütte die ihn aufnimmt — wie lange? — ja, das steht in des Schicksals Hand. — Ueberdies, sagte er einlenkend: sehe ich nicht ein, daß es so schlecht stehen soll. Der König ist zu lenken; der alte Anhalt ein wackerer Soldat, der sich von seinem Sohne, einem gar braven Krieger, leiten läßt, und den bearbeitet Ihr, Graf Schlick. Ich hörte, ihm schiene Eure Tochter der Engel seines Lebens zu sein, und mich dünkt Ihr versteht Euch auf dergleichen; nur fürchte ich den Pfaffen und die Königin.

Weßhalb? fragte Bernhard Thurn auffahrend.

Mäßigt Euren Eifer! erwiderte Mansfeld mit fast schneidender Kälte: Weßhalb wollt Ihr wissen? so hört. Sie ist schön, und deßhalb kann sie, wenn es ihr gefällt und sie es der Mühe werth hält, die jungen Narren in ihr Netz locken. Sie ist klug, deßhalb regiert sie den König; sie liebt das Vergnügen, darum wird sie das Geld vergeuden, welches das Heer bedarf; sie ist fromm, deßhalb haben die Pfaffen Einfluß am Hofe. In Summa, sie ist ein Weib, wandelbar in ihren Entschlüssen, und wir bedürfen einer festen Hand, welche das lockere Gewebe von Nationalstolz, Ehrsucht, Ränken und Gottesfurcht zusammenhält. Ein Heer von Schranzen wird sich um sie bilden, und der Adel Böhmens und der Pfalz am Hofe und nicht im Feldlager sein.

Auch wird sie manchen Ritter finden, der den Fehdehandschuh zu ihrer Vertheidigung dem kecken Verläumder hinwirft! rief der jüngere Thurn im Eifer.

Und der Ritter werdet Ihr doch nicht sein wollen? erwiderte Mansfeld spottend: Was würde Eure junge Gattin zu diesem Anfluge alten Ritterthums sagen?

Laßt das Gespräch, unterbrach der alte Thurn den Streit: wir kommen von der Sache ab.

Ich habe Euch meine Meinung gesagt, nahm Mansfeld das Wort: ich streite für König Friedrich und Böhmen so lange ich allein stehe — unter Anhalt nie!

Das ist für die gemeine Sache nicht ersprießlich! unterbrach ihn Graf Thurn, während sein Sohn im Unmuthe das Zimmer verlassen hatte: Vereint sind wir stark, getrennt nur schwach.

Sorgt nicht, unterbrach ihn der Mansfelder: ich will schon die Spa-

niſchen Doggen auf mich hetzen und Euch Luft machen, ſo viel es mir möglich. Den Weſten Böhmens ſchütze ich, wenn der Baier nicht kommt; dann freilich ſind der Feinde zu viel.

Nun wohlan! ſagte Graf Thurn, nachdem er und Schlick noch einmal vergebens verſucht hatten, den freien Sinn Mansfelds zu bewegen, ſich unter die Befehle des Fürſten von Anhalt zu ſtellen: So wollen wir Freunde ſein in Glück und Noth!

In Glück und Noth!

Sie trennten ſich; Mansfeld zog nach Pilſen, Graf Thurn mit zum Heere nach Oeſtreich; Graf Bernhard blieb in Prag, den Hof zu beobachten.

In einen dichten Schleier gehüllt, ſtand am Spätabende ein Mütterchen an der kleinen Pforte des Kapuzinerkloſters und ſchellte heftig. Der Pförtner ſah zur Luke heraus, und die Alte, den Schleier zurückwerfend, bat ängſtlich, die Pforte zu öffnen, ihr drohe Gefahr. Die Pforte that ſich auf und ſie ſchlüpfte hinein. Gelobt ſei Gott! ſagte ſie leiſe betend, während draußen ſich mehrere Stimmen hören ließen, welche den Eingang in das Kloſter verlangten. Um Gottes willen öffnet nicht, bat die Alte: bis Ihr mich in Sicherheit gebracht; das Wohl Eures Kloſters hängt davon ab, nur ſchnell! Da ſchellte es heftiger. — Kommt! ſagte der Pförtner und drückte an das Heiligenbild in einer Niſche, ſie öffnete ſich, Barbara trat hinein, das Bild verdeckte ſie wieder.

Jetzt ging der erſtaunte Pförtner zur Thüre zurück, öffnete die Luke abermal und fragte, wer ſo ſpät noch in ihre heiligen Mauern Einlaß begehre?

Im Namen des Königs, ſagte eine rauhe Stimme: ſchließt die Pforte auf! Der Pförtner, in dieſen unruhigen Zeiten wohl ſchon an dergleichen gewöhnt, öffnete, ohne die Beſonnenheit zu verlieren; ein Offizier der königlichen Leibwache trat mit einigen Bewaffneten ein. — Wo iſt die verſchleierte Frau, die vor einigen Augenblicken hier eingelaſſen wurde? fragte er den Pförtner.

Seit einer Stunde ſeid Ihr die erſten, Herr, denen ich die Pforte öffnete! antwortete er mit Ruhe: Ich ſahe kein Weib, und um jetzige Stunde fände ſie auch hier nicht Einlaß.

Sprecht die Wahrheit! rief der Offizier zornig: Ich ſtehe vor Euch im Namen des Königs und bin befugt, die Ungehorſamen zu züchtigen.

Davor ſchützt mich wohl mein Stand und mein grauer Kopf! ſagte der alte Mönch: Müßt Ihr aber Erkundigungen einziehen, ſo erlaubt daß ich Euch zu dem Pater Prior führe; er allein vermag Euch Rechenſchaft zu geben was in dieſen heiligen Mauern vorgeht, nicht der arme Pförtner. Iſt es Euch gefällig mir zu folgen?

Der königliche Offizier winkte einigen Gewaffneten, welche zur Bewachung der Pforte zurückblieben, und folgte mit den übrigen dem Pförtner.

Bei dem Prior eingetreten, befragte er ihn scharf nach allen im Kloster anwesenden Fremden, und da der Prior ihn versicherte, daß seines Wissens niemand, außer den Klosterbrüdern, sich in den heiligen Mauern befinde, befahl der Offizier seinen Untergebenen, das Kloster zu durchsuchen.

Glaubt Ihr ein Recht zu haben, Herr, die Ruhe unserer Zellen zu stören, fragte der Prior: so wünschte ich doch zu wissen, wer Euch das Recht gibt und verlange den Befehl dazu zu lesen.

Der Offizier zeigte ihm seine Ordre vor, die von dem Grafen Matthias Thurn ausgestellt war.

Dessen Herrschaft hat ein Ende, sagte der Prior, dem Offizier den Befehl zurückgebend: seit der Pfalzgraf in unsern Mauern ist —

Sprecht mit mehr Ehrerbietung und in geziemenden Worten von unserm Könige! unterbrach ihn der Offizier.

Ich erkenne nur einen König, den von Gott gesandten, erwiderte der Prior: verweigere Euch die Erlaubniß und weiche nur der Gewalt.

Der Offizier lachte spöttisch und schritt zur Durchsuchung des Klosters.

Aber er fand nichts; wer konnte auch die Schlupfwinkel der Klöster kennen! Er kehrte unverrichteter Sache zurück, stellte jedoch in der Entfernung seine Posten überall aus, und so entging Barbara, als sie noch vor Anbruch des Tages sich in ihre Wohnung zurückschleichen wollte, seinen Nachforschungen nicht.

Barbara betrauerte nur, daß sie Herrn Richard nicht hatte sprechen und warnen können, denn so unlieb ihr auch das Verhältniß ihrer geliebten Sidonie zu dem jungen Manne war, so sehr achtete und schätzte sie ihn wegen des biedern Sinnes, den er überall zeigte, wohl auch wegen der Achtung, mit welcher er sich gegen sie benahm. Als jedoch nach einigen Tagen alles ruhig, der Vater dem Matthias Thurn zum Heere gefolgt war und sie die Nachricht aus dem Kloster erhielt, Richard Steinbach sei abgereis't, da war der letzte Funke der Furcht erloschen, daß sie ihn doch gefunden hätten; sie tröstete sich und suchte, jedoch vergebens, auch Sidoniens Herz zu beruhigen, da diese selbst durch ihre Freundin Helene keine weitere Nachricht von dem Geliebten erhalten konnte.

So vergingen Monde. Hatte die Hoffnung auch anfangs Sidoniens Gemüth gestärkt, schwand sie doch jetzt mit jedem Tage mehr und mehr, denn immer noch mangelte ihr Nachricht von Richard. Bernhard Thurn behauptete zwar, er habe die Kunde, daß Steinbach mit seinem Schwiegervater nach Wien gegangen und dort in kaiserliche Dienste getreten sei, aber Sidonie wußte nur zu gut daß er in Prag gewesen, und hatte überdies die

feste Ueberzeugung, er werde nie die Partei verlassen, zu der sich der Graf Schlick, ihr Vater, hielt, da sein Freiheitssinn zu sehr an der Sache der Böhmen hing, als daß er sie aufgeben würde. Um so mehr ängstigten sie die Nachrichten, die Graf Thurn ihr von Zeit zu Zeit mittheilte, und welche nur immer dahin deuteten, daß Richard auf die Seite der Kaiserlichen getreten und so für sie verloren sei. War er am Leben, war er selbst in Wien, so konnte er ja Mittel finden ihr Nachricht von sich zu geben, auch der Prior des aufgehobenen Kapuzinerklosters hatte seit jener Nacht, in welcher Steinbach das Kloster verließ, nicht die mindeste Nachricht von ihm erhalten. Sie hielt ihn für todt.

Barbara suchte mit Trostgründen der Religion sie aufrecht zu erhalten, aber dem liebenden Herzen ist diese Entsagung verlangende Trost nicht hinreichend; an dem Busen der Freundin hätte sie ihn lieber gesucht, aber diese vermochte sie nicht zu trösten, Helenens Gemüth war so traurig gestimmt als das ihrige. Der Leichtsinn ihres Gatten, sein Ehrgeiz, seine thörige Eitelkeit hielten ihn zu den Füßen seiner königlichen Gebieterin fest, und Helenens stolzer Sinn, der dies nicht erdulden, es nicht verbergen konnte und wollte, entfernte ihn immer mehr und mehr von ihr. Ueberdies war seine Liebe wohl nur mehr der sinnliche Rausch der Leidenschaft gewesen, als wahre innige Neigung; sein beleidigter Stolz und die Politik hatten ihn wohl am meisten zu dem ritterlichen Schritte vermocht, sich die Gattin mit Gewalt zu erringen.

Die Königin, ohne daß ihr Herz nur im mindesten dabei fühlte, sah es gern, von Männern umgeben zu sein, die ihrer Schönheit huldigend zu ihrem Dienste stets bereit waren. Ihre Eitelkeit hielt es nicht der Mühe werth, den Gedanken aufzufassen, daß sie hierdurch so manchem Herzen wehe thun könne, ihr Stolz ließ sie nicht glauben, daß sie Eifersucht erwecken könne; sie meinte, jede Frau müsse sich durch die Auszeichnung, welche eine Königin ihrem Gatten angedeihen lasse, beglückt fühlen. Helene gehörte jedoch nicht unter die Zahl dieser Duldsamen; es schmerzte sie tief, daß ihr Gatte sie vernachlässigte, ihr Gemüth war zerrissen, und so konnte Sidonie an ihrem Busen den Trost nicht finden, dessen sie so sehr bedurfte.

In dem Thurnschen Pallaste, dem einzigen Hause, das Sidonie zuweilen noch ihre Einsamkeit verlassend betrat, hatte sie nicht vermeiden können, den jungen Fürsten von Anhalt mehrmals zu sehen. Zu deutlich zeigte er ihr, daß der Eindruck, welchen ihr erstes Erscheinen auf ihn gemacht, noch nicht erloschen sei. Er zeichnete sie unter allen Frauen aus, nahte ihr so oft es seine Bescheidenheit erlaubte, aber auch selbst diese bescheidene Annäherung war von Sidonien nicht undeutlich zurückgewiesen worden. Oftmals hatte er, sich vergessend, sogar mit Innigkeit, mit Theilnahme zu ihr gesprochen, hatte versucht ihr Vertrauen zu gewinnen, aber immer war das Fräulein schüchtern und ängstlich zurück getreten, ohne doch den Fürsten ganz von sich entfernen zu können.

Eines Tages, als das Fräulein von Schlick allein bei ihrer Freundin saß, und beide, keinen Besuch erwartend, sich ihrem Schmerze unter Thränen hingegeben hatten, trat der junge Fürst unangemeldet ein. Beide erschraken und zeigten unverholen, daß seine Ankunft ihnen unangenehm sei; er schien es jedoch nicht bemerken zu wollen, setzte sich zu Sidonien, und ob er zwar nur von gleichgiltigen Dingen zu sprechen begann, so zeigte doch eine gewisse Unruhe und Befangenheit, daß in seinem Innern etwas vorgehen müsse, was seinen sonst stillen, ruhigen Charakter heftig bewege.

Sidonien entging es nicht. Sie kannte die Wünsche ihres Vaters, die Königin selbst hatte sie vor kurzem noch mit ihrem Willen, in Hinsicht des Fürsten von Anhalt, bekannt gemacht, und seine offenen Bewerbungen waren seit einiger Zeit immer deutlicher und lebhafter geworden; sie fürchtete, er werde, da er in kurzer Zeit zum Heere abgehen mußte, den heutigen Tag zu einer Erklärung benutzen; sie zitterte vor diesem Augenblicke und die größte Unruhe bemächtigte sich ihrer, als der Fürst, der sinnend vor sich niedergeblickt hatte, jetzt plötzlich aufsprang und sich zu der Gräfin von Thurn wandte.

Edle Frau, bat er: Ihr mögt meinen Wunsch für unbescheiden halten, allein ich muß ihn aussprechen. Ich wünschte mit dem Fräulein von Schlick allein zu sprechen; gönnt mir einige Augenblicke und seid von mir überzeugt —

Gnädiger Herr, unterbrach ihn Helene rasch: es würde mir nicht ziemen, in diesem Augenblicke das Zimmer zu verlassen. Was Ihr der Gräfin Schlick zu sagen habt, darf die Freundin wohl hören, es müßten denn Geheimnisse obwalten die ich nicht ahne. — Wünscht daher meine Freundin —

Nein, nein! rief Sidonie heftig: bleib, bleib, Helene, ich bitte Dich um alles was Dir theuer ist, bleib!

Habt Ihr kein Vertrauen zu mir? wandte sich Fürst Christian zürnend zu der Zitternden: Könnt Ihr wirklich glauben, daß ich Euch beschwerlich fallen würde, wenn das, was ich Euch zu sagen habe, nicht für Eures Lebens Glück von Wichtigkeit wäre?

So sagt es mir in Gegenwart der Gräfin Thurn! stammelte Sidonie.

Der Fürst von Anhalt bedachte sich einen Augenblick, dann erwiderte er: Was ich Euch zu sagen habe, muß jetzt noch Geheimniß bleiben; deßhalb erlaubt, daß ich nur auf Minuten mit Euch allein bleiben darf.

Nein, nein! rief Sidonie, immer mehr von Unruhe beängstigt.

Nun, Ihr wollt es, so sei's! begann Fürst Christian nach einigem Nachdenken: So wißt, Richard Steinbach lebt!

Gerechter Gott! rief Sidonie aufspringend: Wo, wo ist er?

Hier in Prag!

Und ich weiß es nicht? Mir muß erst durch Euch die Nachricht werden? unterbrach sie den Fürsten.

Fasse, mäßige Dich! raunte ihr Helene zu: Du hast Dein Geheimniß verrathen.

Hocherröthend senkte bei diesen Worten Sidonie das dunkelblaue glühende Auge, ihre Rede stockte, sie suchte Worte, die sie nicht fand.

Fräulein! unterbrach Fürst Christian die Stille: Fürchtet nicht, mir das Geheimniß Eures Herzens enthüllt zu haben, es war mir schon lange kein Geheimniß mehr. Daß Ihr Richard Steinbach liebt, wußte ich, und wenn auch von diesem Augenblicke an meine Hoffnung schwand, blieb doch meine Achtung, meine Theilnahme für Euch unerschütterlich. Ich stehe vor Euch als Freund, als treuer Freund, zu dem Ihr zutraulich aufblicken könnt.

Langsam hob Sidonie den gesenkten Blick, fragend ruhte er auf dem jugendlichen Fürsten.

Ihr wollt wissen wo Richard Steinbach ist? sagte Anhalt. — Ein wehmüthiges Lächeln bejahte seine Frage; doch ehe noch seine Antwort ihr ward, wurde der Ausdruck ihres Gesichtes lebhafter, gespannt lauschte sie auf seine zögernde Antwort.

Er ist seit Monden hier im Kerker.

Ah! rief Sidonie erblassend. — Aber plötzlich kehrte die Gluth des Lebens wieder auf ihre Wangen zurück. — Fahrt fort, gnädiger Herr! sagte sie mit anscheinender Ruhe.

Er ist in engem Gewahrsam, auf Befehl, vielleicht auch nur mit Wissen des Königs, fuhr der Fürst Anhalt fort.

Und welcher Schuld klagt man ihn an? fragte das Fräulein.

Ich glaube des Einverständnisses mit dem Feinde; vielleicht auch nur, daß er mir bei Euch im Wege stand.

Und das ließ sein Freund, ließen die Grafen von Thurn geschehen? fuhr Sidonie heftig auf.

Die Königin wünschte es, und so ward ihr Wunsch dem Grafen Bernhard Thurn Befehl! erwiderte Fürst Christian.

Sidonie wurde bei diesen Worten still und in sich gekehrt, starr ruhte ihr Auge auf dem getäfelten Boden. Der Fürst stand, sie wehmüthig anblickend, vor ihr, während Helene rasch aufsprang, an das hohe Bogenfenster trat und hinüber nach dem königlichen Schlosse blickte, welches das bleiche Sonnenlicht eben erhellte. — Es ist vorüber! rief sie leise: schnell floh es dahin! Ihre Hand bedeckte das brennende Auge, dessen Gluth keine Thräne löschte, und mit dem Seufzer, welcher ihr entstieg, schien der Schmerz ihre wunde Brust verlassen zu haben.

Gnädiger Herr, unterbrach jetzt Sidonie die ängstliche Stille: Ich bin Euch für die Nachricht, die Ihr mir von Richard Steinbach gebracht, verpflichtet, mehr noch durch die Art wie Ihr es gethan; ich erkenne Eure Großmuth und ehre sie. — Solltet Ihr einmal in diesem wandelbaren Leben allein stehen, die Sehnsucht in Euch glühn und doch die Hoffnung

Euch entſchwinden, ſo möge Euch Gott einen Freund zum Troſte ſchicken, der es redlich, uneigennützig mit Euch meint, wie Ihr mit mir!

Hoffnungloſe Sehnſucht hab' auch ich empfunden, ſagte der Fürſt leiſe vor ſich hin: und kein Freund iſt mir erſchienen. — Fräulein, fuhr er plötzlich auf, und die Wolken, welche ſeinen Blick umdüſterten, waren entſchwebt, der heitre Blick des Bewußtſeins ſtrahlte aus ſeinen Augen: bedürft Ihr eines Freundes, eines uneigennützigen Freundes, ſo rechnet auf mich; ſagt was ich für Euch thun kann.

Nichts, mein Fürſt! erwiderte Sidonie mit Ruhe: Dieſe Hand muß den Kerker öffnen, wenn es Gottes Wille iſt!

Und Ihr wolltet — ?

Was ich will weiß ich ſelbſt noch nicht. Mein Gemüth iſt zu bewegt, meine Sinne ſind zu verwirrt, um die Gedanken jetzt zu ordnen. Ich muß ihn retten, dies iſt das Einzige was ich fühle, dies der einzige Gedanke der klar und feſt vor mich tritt. Sagt mir, gnädiger Herr, fuhr ſie nach einer Pauſe fort: ſagt mir, in welchem Kerker er ſchmachtet.

Da müßt Ihr den Grafen Thurn fragen, erwiderte der Fürſt: er hält ihn in Banden, ich kenne ſein Gefängniß nicht.

Freundſchaft, und Du läſtige Mahnerin, Dankbarkeit! rief Sidonie heftig bewegt: wohin ſeid ihr geflohen, ihr ſonſt ſo treuen Bande der Herzen? — Iſt denn alles Edle in dem Kampfe der Zeit untergegangen, und keine zarte Empfindung in dem rohen Treiben des Lebens dem Menſchen aus ſeinem Paradieſe zurückgeblieben? Bernhard Thurn hält den Freund in Banden! — Nun, mit Gott, rief ſie begeiſtert: rette ich ihn! Lebt wohl, mein Fürſt! unterbrach ſie ſich, da ihr Auge Helenen traf und die Stimmung las, in welcher ſich dieſe befand: Dank Euch für Eure edle That! Gott lohne ſie — da ich es nicht kann!

Fürſt Chriſtian bog ſein Knie vor der Jungfrau, die wie eine Begeiſterte vor ihm ſtand, nahm ſein Schwert aus dem Wehrgehänge und hielt den ſtählernen Griff Sidonien entgegen. Berührt dieſe Waffe mit Eurer ſegnenden Hand! bat er leiſe: Gott, dem Vaterlande und Euch ſei ſie fortan geweiht! Sidonie erfüllte ſeinen Wunſch, ſie heiligte ihm das Schwert, das er an ſeine Lippen drückend wieder in das Wehrgehänge ſteckte. Rechnet auf mich, wo und wie es auch ſei! ſagte er bewegt und entfernte ſich.

Helene! begann jetzt Sidonie zu ihrer Freundin tretend, die immer noch in ſtiller Trauer vor ſich niederblickte: Helene, faſſe Muth; Du ſiehſt, die ſchon entſchwundene Hoffnung kehrt wieder und Gott verläßt ja die Seinen nicht. — Hebe Deinen Blick zu ihm, der die Herzen lenkt und verzweifle nicht an ſeiner Barmherzigkeit!

Glückliche! rief Helene, an der Freundin Bruſt ihr glühendes Herz bergend: Du ringſt nach dem täuſchenden Glücke, noch aus der Ferne ſchwebt es Dir lockend entgegen, Du haſt es noch nicht mit Deiner Hand

gierig gefaßt, kannſt das trügeriſche noch nicht erkennen; Glückliche, wenn Du es nie erreichſt!

Da ſei Gott vor! ſagte Sidonie ernſt.

Treulos an Gattin und Freund, treulos in Liebe und Freundſchaft! fuhr Helene fort: O, ich habe ihn geliebt mit unendlicher Gluth; Vater, Vaterland, alles habe ich ihm geopfert; ich glaubte ſeine Liebe ſei für die Ewigkeit, ſeine Schwüre vernähme der Himmel. — Und nicht Monden, nicht Wochen vergingen, ſo war die Ewigkeit dahin; auf dem Hauche einer lockenden Rede floh die Liebe, und wenn auch mein Schmerz mit Zentnerlaſt an ihre Schmetterlingsflügel ſich hing, flatterte ſie hin und meine Thränen hielten ſie nicht auf. Aber genug der Klagen, ſie ziemen mir nicht.

Beruhige Dich! bat Sidonie.

Armer Vater! fuhr Helene fort: wie ich Deine Liebe lohnte, wird auch mir vergolten. Es iſt die Nemeſis, die mich verfolgt. Wohlan! — ſie ſchritt heftig im Zimmer auf und ab — ich will wenigſtens mit ſtolzem Sinne den Kampf beginnen, ſollte ich auch unterliegen! Sie umarmte Sidonien und verließ ſie.

Es war ein ſchöner Frühlingtag, die Morgenſonne ſchien glänzend über Alt- und Neuſtadt-Prag und beleuchtete das königliche Schloß, in deſſen Gärten das erſte Grün ſich üppig entfaltete. Die Königin, von keiner läſtigen Umgebung in ihren Betrachtungen geſtört, ſchritt hier ſinnend auf einer Terraſſe auf und ab; ſie blickte nachdenkend über die Wellen der rauſchenden Moldau hin, nach der königlichen Stadt, die in ihrem Glanze, mit einer Menge der Thürme, ausgebreitet, herrlich vor ihr lag. Das wogende Gewühl auf der langen, mit Heiligenbildern gezierten Brücke, das geſchäftige Leben auf den Fluthen ſelbſt, wo in beſorglicher Eile die ſchwellenden Segel vorüber glitten, die rings umher erwachte Natur hauchten der königlichen Frau ein freudiges Leben entgegen. Endlich! rief ſie aus: endlich iſt das Ziel meiner Wünſche erreicht; ich bin nur von dem Throne meiner Väter herabgeſtiegen, um auf einem neuen Throne zu herrſchen, meine Königſtadt liegt vor mir zu meinen Füßen, wie alle Herzen, die ſich mir nahen!

In dieſen Gedanken, mit ſich und ihren Verhältniſſen zufrieden, die ſie aus einem lichteren Punkte betrachtete als ſie wohl ſollte, ſchritt ſie weiter, ſah bald hinauf nach dem herrlichen Schloſſe, dieſer wahrhaft königlichen Burg, bald hinüber, wo die Trümmer des Wisherad, ſeiner Zerſtörung zürnend, über die Moldau blickten, oder nach der ſtolz ſich erhebenden Prämonſtratenſer-Abtei Strahof, und wo der Blick ruhte, fand ihr Stolz, ihre Eitelkeit Nahrung. Jetzt ſetzte ſie ſich auf eine ſteinerne Bank am ſüdlichen Ende des Gartens, überließ ſich hier ganz ihren Gedanken,

und als ihr Auge auf den Wellen des Stromes verweilte, gedachte sie der Themse, dieses schiffreichen Stromes ihrer Heimath, traten so manche Erinnerungen aus ihrer Jugendzeit vor sie, und leise waren ihre Gedanken von dem stolzen Prag und ihrem Throne nach Windsor und dessen Gärten geleitet, wo sie einen Theil der schönen ungetrübten Tage ihrer Jugend verlebt hatte. — Da rauschte es neben ihr, sie erwachte aus ihren Träumen; die Gräfin Schlick trat hinter der Taxushecke hervor und warf sich zu ihren Füßen. Elisabeth erschrak und erhob sich unmuthig. Was soll das? fuhr sie auf: Was wollt Ihr hier, Fräulein? Ist denn keiner meiner Diener in der Nähe, der Euch mir anmelden und Euch die Kunde bringen konnte, ob Ihr vor mir erscheinen dürftet?

Sidoniens Brust war in diesem Augenblicke so beklommen, daß sie nicht Worte fand; sie umfaßte sprachlos die Kniee der Königin, so daß diese sich nicht entfernen konnte, wie sie wohl zu wollen schien. — Seid nicht unbescheiden, sagte die Königin endlich mit Strenge: sagt mir was Ihr wollt, was Euch zu dieser ungelegenen Zeit hierher führt.

Mit einem Blicke, aus welchem der tiefste Schmerz beredt und flehend sprach, sah Sidoniens Auge zu der Königin auf, die unwillkürlich diesem Blicke freundlich begegnen mußte. Sidoniens Lippen bebten, es lag so viel auf ihrer geängsteten Brust, aber sie vermochte noch nicht die Zentnerlast abzuwälzen. Endlich brachen die abgebrochenen Worte: Richard Steinbach! — Erbarmen, Königin! stammelnd hervor.

Und was ist Euch dieser Richard Steinbach, daß Ihr so innigen Theil an ihm nehmt? fragte Elisabeth, und der liebliche Zug ihres Mundes war verschwunden, finsterer Ernst thronte auf ihrer Stirn: Steht auf, Fräulein, und sagt mir mit Ruhe und in dem Tone wie es Euch geziemt, was Ihr wollt.

Diese kalten, stolzen Worte gaben Sidonien die nöthige Haltung wieder. Ew. Majestät, begann sie mit Würde: hat Richard Steinbach einkerkern lassen.

Und was kümmert Euch das? unterbrach sie die Königin: Was kümmert Euch der thörige Abenteurer, der Elende? —

Majestät, nahm Sidonie das Wort und ihr gebeugtes Haupt hob sich stolz zu der Gebieterin empor: Richard Steinbach ist mein Geliebter, vor Gott mein Verlobter!

Und das wagt Ihr mir zu sagen, wagt es, mich zur Vertrauten dieser Euch entehrenden Leidenschaft zu machen?

Ich wage es, meiner Königin offen die Schwächen meines Herzens zu vertrauen. Wohl ihr, ist ihr königliches Herz über solche Schwäche erhaben; das meine war es nicht. — Ein zorniger Blick der Königin traf Sidonien. — Darf ich auch die Königin nicht um Erbarmen, um Mitleid anflehen, fuhr sie fort: so wende ich mich an das weibliche Herz.

Ihr steht vor Eurer Königin, unterbrach sie Elisabeth: wendet Euch

nur an sie; auf dem Richterstuhle hat das Herz keine Stimme, am wenigsten das weibliche.

So müßte ich mich an des Königs Majestät wenden, den Böhmens Edle zu ihrem Fürsten und Richter erwählten, denn nur er führt Scepter und Schwert in der Hand, auf unserm Throne, auf dem Richterstuhle, erwiderte das Fräulein und der sanfte, bescheidene Ton ihrer Stimme milderte das Scharfe ihrer Rede. — Doch als ich vernahm, fuhr sie fort und die Königin schien von des Mädchens Worten betroffen: daß der Graf von Thurn, nur den Wunsch Ewr. Majestät zu erfüllen, seinen Jugendfreund im engen Gewahrsam hält, und Euer Wunsch, wenn er auch mit seiner Pflicht als Mensch und Ritter nicht übereinstimmt, ihm Gebot ist —

Ihr vergeßt Euch, Fräulein! unterbrach die Königin sie zornig: Vertraut nicht zu fest auf den ersten günstigen Eindruck, den Ihr auf uns machtet.

Ich vertraue nur meiner gerechten Bitte und dem edlen Herzen meiner Königin! erwiderte Sidonie: und deßhalb wage ich zu bitten, daß Euer Wort, welches Richard Steinbach in den Kerker schloß, ihm denselben auch wieder öffne. Gebt ihm die Freiheit, mir die Ruhe wieder! Sie sank noch einmal zu den Füßen der Königin und faßte ihre Hand. Das sanfte blaue Auge sah bittend zu der Monarchin auf, die, nicht fühllos, sie aufzuheben sich über sie beugte. Steht auf, Fräulein Schlick, beruhigt Euch! sagte sie mild.

Sidonie erhob sich, die Königin setzte sich wieder auf die steinerne Bank, das Fräulein, jeden Ausdruck ihres Gesichtes ängstlich belauschend, blieb vor ihr stehen.

Fräulein, begann die Königin: nicht allein den Wunsch Eures Vaters zu erfüllen hat der König Richard Steinbach einkerkern lassen, auch andere Rücksichten nöthigten ihn zu dieser scheinbar harten Handlung. Der junge Mann, längst der Liebling des in Wien viel vermögenden Grafen Hardegg, ward, trotz daß er den Raub Helenens befördert, von diesem auf freien Fuß gestellt, und hielt sich seit mehrern Tagen im Kloster der Kapuziner verborgen. Ist er, ein eifriger Katholik, nicht dadurch verdächtig? Befiehlt nicht die Vorsicht sich seiner zu versichern? Konnte der König gnädiger handeln, als daß er ihn der Hut seines Freundes übergab? — Sidoniens Mund umzog ein bittres Lächeln. — Und überdies, fuhr die Königin fort, welche dies Lächeln nicht zu bemerken schien: hätten auch alle diese Umstände nicht obgewaltet, achtete der König doch Euern Vater zu sehr, nahm ich zu viel Theil an Euch, um nicht ein Verhältniß zu stören, zu zerreißen, das nur unheilbringend für Euch sein konnte.

Sidonie, fuhr die Königin nach kurzem Stillschweigen fort: Ihr steht an einem Abgrunde, Ihr selbst seht ihn vor Euch, verschließt dennoch die Augen, und glaubt im thörigten Wahne, ihn überspringen zu können. Armes, unglückliches Mädchen! sagte sie mit wahrer, inniger Theilnahme:

Der Liebe erſcheint jedes Band roſig, ihr iſt alles gleich, über die Vorurtheile der Welt ſetzt ſie ſich mit leichtem Schwunge hinweg, ſieht nur ſich und athmet nur ihre Sehnſucht, während die Welt mit ernſter Wage wägt, mit unerbittlicher Strenge verdammt. Ihr liebt einen Mann ohne Geburt, einen elternloſen Findling, der was er beſitzt nur der Gnade dankt; darf eine Gräfin Schlick eine ſolche Leidenſchaft nähren, muß ſie die Hand nicht ſegnen, die ſie vom Abgrunde hinwegreißt?

Was Ihr, meine Königin, mir zu ſagen die Gnade gehabt, iſt Wahrheit, meinem Herzen eine bittre, unglückvolle Wahrheit! erwiderte Sidonie: Von dem Augenblicke, wo ich meiner Liebe mir bewußt ward, habe ich dies erkannt, habe ich den Abgrund vor mir geöffnet geſehen, die Augen nicht geſchloſſen, auch nicht ihn zu überſpringen gehofft. Ich fühle, was ich dem Frieden, der Ruhe meines Vaters ſchuldig bin und habe einem Glücke entſagt, das mir nie werden kann.

Und was wollt Ihr denn noch? fragte die Königin ungeduldig.

Auch die Pflicht gegen mein Herz, gegen den Geliebten erfüllen; alles verſuchen, was ein hülfloſes Mädchen vermag; ihn aus dem Kerker befreien, und ſollte ich mit lauter Stimme, im Angeſichte ſeiner Mitbürger Hülfe, Gerechtigkeit für ihn erflehen!

Ihr ſeid eine Thörin, unterbrach ſie Eliſabeth.

Gnädigſte Frau, ſagte mit der Wehmuth Zaubertone Sidonie: Ihr habt wohl nie geliebt, ſonſt könntet Ihr mir dies harte Wort nicht ſagen. Ach, ſelbſt der Schmerz der Liebe iſt Balſam, ſelbſt hoffnunglos iſt ſie das Ziel unausſprechlicher Sehnſucht. — Seid barmherzig! Laßt den Armen von dannen ziehen; öffnet mit einem freundlichen Worte ſeinen Kerker, öffnet Euer Herz meinen Bitten!

Und wenn er nun frei iſt, ihm vielleicht im fernen Lande die Bahn eines neuen Glücks durch uns eröffnet wird?

Dann wird mein Gebet dankbar für Euch zum Himmel ſteigen, dann wird in Glück und Unglück Sidonie Euch treu begleiten, und nie vergeſſen, daß in ihrer Fürſtin das ſanfte, theilnehmende Herz des Weibes ſchlug!

Nun wohl! ſagte die Königin nach einigem Sinnen: Er ſei frei! — Mäßigt Eure Freude, fiel ſie der Wonnetrunkenen in die Rede: hört mich erſt an. — Ihr wollt mir dankbar ſein durch's ganze Leben?

Das will ich, bei Gott, das will ich! rief Sidonie.

So ſeid es ſchon jetzt; erfüllt auf zwiefache Weiſe die Pflicht gegen mich und Euren Vater. Stoßt die Bewerbung des Fürſten von Anhalt nicht ſo kalt und ſtolz zurück. Ihn feſt an uns zu ketten befiehlt die Politik, ihn an Euch zu ketten iſt Eures Vaters heißeſter Wunſch.

Sidonie hatte mit ſtolzer Ruhe die Rede der Königin angehört. Ew. Majeſtät hat mich mißverſtanden, ſagte ſie jetzt: Alles opfere ich der Liebe, nur nicht die Liebe ſelbſt!

Iſt das Euer unwandelbarer Entſchluß, Fräulein von Schlick? fragte mit gebietendem Tone die Königin.

Er iſt es! erwiderte Sidonie.

Die Königin war bei dieſen Worten raſch aufgeſtanden, und winkte einer ihrer Frauen, die ſie in der Ferne erblickte. — Fräulein Schlick, ſagte ſie kalt: Euch iſt nicht zu helfen. Lebt wohl! — Die Warnung will ich Euch noch zurücklaſſen, ſagte ſie mit Bedeutung: daß ein ſolches Betragen die Lage Richards immer mehr und mehr verſchlimmert; handelt vernünftiger oder fürchtet alles für ihn!

Er ſteht, ſo wie ich und Ew. Majeſtät, in Gottes Hand, erwiderte Sidonie, ſich neigend. — Das Hoffräulein kam näher; die Königin entfernte ſich.

Als Sidonie durch die öde Halle ſchritt, welche nach dem ſüdlichen Portale führt, begegnete ihr der alte Fürſt Anhalt mit ſeinem Sohne; beide grüßten ehrerbietig. Der junge Fürſt warf einen durchdringenden, fragenden Blick auf das Fräulein, die Trauer, welche ihr himmliſches Antlitz umflorte, gab ihm die Antwort.

In dem alten Thurme an dem Altſtädter Rathhauſe, der noch aus den Zeiten Königs Wratislaw ſtammen ſoll, ſaß Richard Steinbach in einem der vielen Gefängniſſe, die er enthielt. An dem Abende, wo er in der Dämmerung aus dem Kloſter der Kapuziner getreten war, um Prag zu verlaſſen, war er plötzlich überfallen, gebunden und hierher geführt worden, wo er nun ſchon ſeit Monden gefangen ſaß. Außer einem alten Wärter, der ihm Speiſe und Trank reichte, der jedoch außer einem: Grüß' Euch Gott! und: Schlaft wohl, Herr! keine Sylbe ſprach, war kein menſchliches Weſen ihm genaht. Sein Gefängniß war reinlich, die Morgenſonne ſchien durch die kleinen vergitterten Fenſter, freundlich den Gefangenen begrüßend, ein weiches Lager lud ihn zur Ruhe, Speiſe und Trank reichte man ihm in Ueberfluß, ſo daß er glauben mußte, daß es kein Feind ſei, der ihn hieher geführt, und doch fehlte ihm das Köſtlichſte, was der Menſch beſitzt, die goldene Freiheit.

Oft in ſeiner Einſamkeit erinnerte er ſich der Worte des alten Haudegg: Traue nicht dem Grafen Thurn; oft gedachte er ſeiner Warnung, nicht nach Prag zurück zu gehen. Lebhaft prägten ſich alle Worte des ehrwürdigen Priors in ſein Gedächtniß ein, der ihn vor dem Grafen Schlick und den Utraquiſten gewarnt; und hatte er auch damals die theilnehmenden Worte des Prieſters auf Rechnung des Parteihaſſes geſchoben, fühlte er doch jetzt, daß der alte Mann wohl Recht gehabt habe, wenn er ihn vor falſchen Freunden gewarnt. Zuweilen ſtieg ſelbſt ein Mißtrauen gegen ſeinen Jugendfreund in ihm auf; denn ſollte der alles vermögende

Graf Thurn von seiner Gefangenschaft nicht unterrichtet sein? sollte man es gewagt haben, ohne sein Wissen einen Mann der Freiheit zu berauben, der gewissermaßen ein Glied seiner Familie ausmachte? Und doch sträubte sich sein edles Gemüth gegen einen solchen Gedanken; so heimtückisch, so falsch konnte er sich den Freund nicht vorstellen.

Zwar gedachte er jetzt so manches Wortes, so mancher Handlung des stolzen Grafen, womit er ihm früher weh gethan; er erinnerte sich jetzt so manches harten, unzarten Benehmens, wodurch jener ihn seine Abhängigkeit hatte fühlen lassen; sein Schweigen, seine Unthätigkeit, während er auf dem Schlosse des Grafen Harbegg gefangen saß, selbst Sidoniens Winke, die sie ihm bei ihrer letzten Zusammenkunft gegeben, alles trat jetzt vor ihn und machte ihn an dem Freunde irre.

Aber wenn auch alle diese Bilder trübe und feindselig an ihm vorüber schwebten, stand doch eins freundlich und mild vor seiner Seele, lieblich und unaussprechliche Sehnsucht erweckend. Es war das Bild Sidoniens, die ohne des Schmuckes seiner Phantasie zu bedürfen, wie ein Hoffnungstern in stürmischer Nacht ihm in der Einsamkeit seines Gefängnisses erschien. Hier nagte kein Zweifel an seinem biedern Herzen, hier sah er vertrauenvoll durch die Nacht seines Lebens nach ihr, denn ihrer Liebe und Treue war er gewiß; daß im Sturme dieses Lebens an seinem wolkenumgebenen Himmel dieser Stern ihm nicht untergehen werde, fühlte er tief in seinem Innern. Beengten auch die Mauern des Kerkers seinen Willen, seine Phantasie brach durch Riegel und Mauern und führte ihn zu ihr, so daß die einsamen, todten Stunden lebendig für ihn dahin flogen, denn Sidoniens Engelbild trieb die Horen freundlich lächelnd an ihm vorüber.

So saß er auch heute Abend in seiner einsamen Klause; der alte Wärter hatte schon lange sein: Gute Nacht, Herr! gesagt, die Lampe brannte nur noch matt, der Becher mit Wein stand noch unberührt vor ihm und seine Gedanken waren bei ihr, als die Riegel rasselten, die Thüre sich aufthat und ein junger Mann im einfachen Hauskleide, nur mit einem kurzen Schwerte bewaffnet, eintrat.

Guten Abend, Herr Richard Steinbach, sagte er freundlich, doch ruhte sein Auge ernst und forschend auf ihm.

Ich dank' Euch, Herr, erwiderte Richard, stand auf, ging ihm entgegen und reichte ihm die Hand; der Fremde ergriff und schüttelte sie.

Was führt Euch so spät zu einem Gefangenen? fragte er jetzt. Kommt Ihr mit freudiger, kommt Ihr mit trauriger Nachricht? Nennt mir Euren Namen, wenn es Euch beliebt.

Ich ersuche Euch, mir zu folgen! sagte der Fremde in befehlendem Tone: Eilt und ohne Geräusch! raunte er dann ihm leise zu.

Richard wollte ihm folgen, da schloß sich plötzlich die Thür. Verweilt einen Augenblick, rief der Wärter von außen: bis ich den Castellan gerufen. Man hörte ihn sich entfernen.

Herr, fragte Richard von neuem: berichtet mir wer Ihr seid, und wohin ich Euch folgen soll?

Hier laßt mich schweigen; erwiderte dieser: liegen diese Mauern hinter uns, dann sollt Ihr das Nöthige erfahren; hier bin ich Euer Feind. — Schweigt, damit niemand uns belausche.

Sie hatten nicht lange stumm sich gegenüber gesessen, als die Thür sich öffnete, der Castellan eintrat und den Fremden genau und forschend betrachtete. Zeigt mir den Befehl, junger Herr! sagte er jetzt, die Hand begierig ausstreckend. Der Fremde zog ein Schreiben hervor, welches er ihm reichte, der Castellan las bedächtig, sah bald das Blatt, bald den fremden Jüngling an, schüttelte den Kopf und sagte endlich: Der Befehl ist nicht vom Grafen Thurn ausgefertigt.

Nein! erwiderte der Fremde gleichgiltig: Es bedurfte dessen nicht.

Nicht einmal der alte Herr, der junge nur hat den Befehl unterzeichnet, fuhr der Castellan fort.

Ist Euch das nicht hinreichend? unterbrach ihn der Fremde mit barschem, stolzen Tone: so wird er Euch morgen lehren, seine Befehle zu beachten! Er stand bei diesen Worten gleichmüthig auf und nahm sein Barett. Gehabt Euch wohl, Ihr Herren! sagend: mein Auftrag ist zu Ende! schritt er der Thüre zu.

Nur nicht so eilig, junger Herr! rief ihm der Castellan zu: Seid nicht so kurz in That und Wort und verargt einem alten Diener nicht, daß er mit Bedacht sein Amt ausübt. Er sah noch einmal die Ordre durch, faßte den Ueberbringer scharf in's Auge, dann sagte er, sich zu Richard wendend: Geht mit Gott, Herr Steinbach! — und — Nichts für ungut! rief der alte Wärter, ihm treuherzig die Hand reichend, die Richard herzlich schüttelte, und dann seinem Begleiter die steile Wendeltreppe hinab bis auf den Ring folgte; von hier gingen sie über die Moldaubrücke nach der Kleinseite.

An dem Pförtchen eines Gartens hielt Richards Begleiter, gab ein Zeichen, die Thüre öffnete sich, und als er eintrat, fragte er: Schläft Alles? — Alles ist zur Ruhe, erwiderte dem Anschein nach ein Diener, der jetzt in den Garten voranging und sie zu dem Hofe eines ansehnlichen Gebäudes geleitete.

Hier war es still; der Schlaf schien das Leben gefangen zu halten, und nur ihre leisen Fußtritte hallten an den Gewölben, die sie durchschritten und dann eine geräumige Wendeltreppe hinaufstiegen, an deren Pfeiler nur hier und da ein kaum noch glimmendes Lämpchen hing. Nach manchen Wendungen hielten sie jetzt an einer hohen Flügelthür, welche der Diener öffnete und sie in ein geräumiges Zimmer einließ.

Bald waren die Kerzen angezündet, Richards Begleiter verließ mit dem Diener das Zimmer, und Richard stand, seinen Betrachtungen überlassen, vor dem Kamine, in welchem kein prasselndes Feuer flackerte, denn

der Frühling erwärmte mit seinem balsamischen Hauche die schweigende Nacht. — Daß er in der Behausung eines ritterlichen Mannes sei, zeigte, was er im Zimmer sah, das, wenn auch nicht prachtvoll, doch großen Wohlstand verrieth. Der Helm auf dem Tische, die Rüstung, die an der Wand hing, das breite Schlachtschwert daneben, zeigten des Kriegers Wohnung, und einige aufgeschlagene Karten von Böhmen nicht den gewöhnlichen, der dem Befehle der Obern gehorchend, nur mit Muth und Stärke, nicht mit dem Geiste dient.

Nicht lange war Richard einsam geblieben, als der Diener mit Speise und Trank zurückkehrte; bald folgte ihm der Andere, auf dessen Gesichte eine andere Stimmung sich ausdrückte. Der kalte Ernst war verschwunden, ein wehmüthiges Lächeln umzog seinen Mund, und fast traurig ruhte sein Auge auf Richard, der ihn jetzt höflichst begrüßte.

Setzt Euch, werther Herr, sagte der unbekannte Ritter: leert einen Becher mit mir und dann geht zur Ruhe.

Ehe ich den Becher mit Euch leere, erwiderte Richard auf diese freundliche Einladung: vergönnt mir zu wissen, wem ich meine Freiheit danke und wer der edle Mann ist, der mich, einen Unbekannten, so liebreich bei sich aufnimmt und wie es scheint mir Schutz gegen meine Feinde verleiht.

Der Andere lächelte. Ihr würdet es schwerlich rathen, daß Fürst Christian der Jüngere von Anhalt vor Euch steht.

Wahrlich nicht! rief Richard und eine hohe Röthe überflog sein Antlitz; jedoch sich schnell fassend, verneigte er sich ehrfurchtvoll vor dem jungen Fürsten und sagte: Womit habe ich Eure Theilnahme verdient, gnädiger Herr?

Unverschuldetes Unglück erweckt sie stets in meiner Brust, erwiderte Fürst Christian: und überdies hattet Ihr noch einen Fürsprecher bei mir.

Sidonie! rief Richard aus: Nur sie! — O! hättet Ihr mich im Kerker gelassen! — Das Mitleid ist ja ein trauriger Ersatz für die Liebe. — Aber nie, nie! fuhr er plötzlich auf: Nein, nein! — Frevle nicht, vertraue Herz, — ihre Liebe ist unvergänglich.

Anhalt hatte während dessen schweigend den Glühenden angeblickt, der jetzt, seine Uebereilung fühlend, wieder einzulenken suchte. Verzeiht, mein Fürst, sagte er: daß mich mein Gefühl hinriß. — Ich habe Euch mein Geheimniß entdeckt, aber in Eurer edlen Brust ist es treu verwahrt; was Ihr gehört ist auch Euch heilig; denn schon ehe des Kerkers Mauern mich umgaben, scholl die Kunde zu mir, auch Ihr bewürbet Euch um des Fräuleins Gunst.

Das that ich, Richard, erwiderte der Fürst: Sidonie Schlick ist eine zu liebliche, zarte Blume im Kranze der Frauen, um nicht die Sehnsucht, ihn nahen zu dürfen, in jedes Mannes Brust zu wecken. Ich that es; sie wies den Bewerber zurück, nur der Freund durfte in ihrer Nähe weilen,

für Euch, für sie handeln; deßhalb diesen Becher dem holden Wesen, das dem Freunde wie dem Geliebten theuer und beiden das Ideal ihres Lebens ist und bleibt. — Auf Sidoniens Wohl!«

Beide, der Fürst wie der ahnenlose Jüngling, leerten den Becher, gedachten Sidoniens mit Liebe und mit diesem Zuge schlossen sie schweigend den Bund der Freundschaft.

Nun aber, Richard Steinbach, unterbrach Anhalt das Schweigen: nun hört, was ich Euch von ihr zu sagen habe. — Setzt Euch her zu mir; nur näher, denn der Lauscher könnte wach sein. — Daß die Gräfin von Schlick Euch liebe, begann er: hatten mir Neid und Mißgunst bald zugeraunt. Ich bedauerte das Mädchen; ich kannte Euch nicht; und noch jetzt muß ich sie bedauern, denn Euch trennt eine unübersteigbare Kluft, die nur Eurer Thaten Ruhm oder das freundlichste Schicksal Euch überspringen lassen kann. Doch verlor sie durch diese unglückliche Leidenschaft — verzeiht, daß ich sie so nenne — nicht meine Achtung, und meine Theilnahme vermehrte sich, so wie meine Liebe hoffnunglos schwinden mußte. Da erfuhr ich, daß Ihr gefangen säßet; dies erklärte mir des Fräuleins Schwermuth. Ich fand sie bei der Gräfin Thurn, machte sie mit Eurem Schicksale bekannt, sie flehte die Königin um Beistand an, er ward ihr versagt, und — mein Entschluß war gefaßt.

Am nemlichen Tage, als es dämmerte, betrat ich zum ersten Mal ihre Wohnung. Alles war dort wie ausgestorben, kein Diener, keine lebende Seele empfing mich; ich ging die öde Treppe hinauf, niemand war zu sehen. Da trat ich in eine halb geöffnete Thür, durchschritt mehrere Zimmer, und sah endlich das Fräulein in einem Kabinette sinnend sitzen, das Auge gen Himmel gehoben; ich nahte ihr, sie bemerkte mich nicht; unverwandt ruhte mein Auge auf ihr. Es schien, ein lieblicher Morgentraum umschwebe mit seinen Rosenflügeln freundlich ihre Wangen, und zeige auf den purpurfarbenen Lippen, in ihrer Augen reinem Himmelsstrahle, auf ihrer Stirne glatter Wölbung noch einmal seine lieblichen Gestalten, noch einmal seine magisch-bunten Bilder.

Lange stand ich so im Anschauen versunken vor ihr; es war mir als ob ich eine Verklärte sähe, die den Himmel offen erblickend, hinüber in die heiligen Regionen schweben wolle. Ich gedachte Eurer und Eures Glückes und mochte tief aufseufzen, denn sie vernahm mich, blickte auf und rief halb erschrocken, halb traurig: Er ist es nicht!

Ich bin es! erwiderte ich; da trat sie mir mit freundlicher Anmuth entgegen. Seid mir gegrüßt, edler Herr, sprach sie: ich hatte Euch fast erwartet, und es ist mir lieb Euch hier zu sehen. — Sie erzählte mir nun ganz unbefangen, als sei ich ein alter Bekannter, was am Morgen bei der Königin vorgefallen war und wie ihr nun alle Hoffnung verschwunden, ihr nichts mehr übrig bleibe, als vom Könige bei versammeltem Hofe Gerechtigkeit zu fordern. — Ich zage vor dem Entschlusse, fuhr sie fort:

das weibliche Gefühl sträubt sich gegen solchen öffentlichen Schritt, aber es ist das Einzige was mir zu thun übrig bleibt, wenn Ihr keine schnellere Hülfe wißt.

Euch zu retten war ich schon früher entschlossen; ich theilt ihr meinen Plan mit, sie billigte ihn; als ich ihr jedoch versprach, Euch noch am Abend zu ihr zu führen, verbat sie es, und gestand, daß sie ihrem Vater heilig versprochen, Euch nicht mehr in seinem Hause, Euch nicht mehr allein, nicht wissentlich zu sehen; sie schickt Euch deßhalb durch mich ihr Lebewohl. Sagt ihm, meine Liebe bedürfe nicht des Auges ihn zu sehen, nicht des Ohres ihn zu hören; Richard ist stets um mich, ich bin stets bei ihm, mein Geist umschwebt ihn, wo er auch sei. Sagt ihm mein Lebewohl, er möge fest auf mich vertrauen. — Und das könnt Ihr, Herr Richard! fuhr der Fürst zuversichtlich fort.

Richard hatte schweigend zugehört. Oft schien er begierig auf die Worte Fürst Christians zu horchen, oft führten ihn die lieblichen Bilder weit, weit weg, und er schien abwesend zu sein. Auch jetzt, als der Fürst geendet, war er in Gedanken versunken und sah schweigend vor sich nieder. — Jetzt hob er den gesenkten Blick. Ich soll von hier ohne sie zu sehen, murmelte er leise vor sich. — Nun! rief er auffahrend und ergriff des Fürsten Hand: Wenn es sein muß, so laßt mich nur bald, jetzt, jetzt von hier!

Und seid Ihr so entschlossen, das Fräulein nicht wieder zu sehen? fragte der Fürst: Wird es Euch so leicht, der Wonne zu entsagen? Ich vermöchte es nicht.

Ihr vermöchtet es nicht? Gnädiger Herr, wer so edel handelte als Ihr, dem wird jedes Entsagen leicht. — Ich ehre Sidoniens Willen und gehorche.

Wohin denkt Ihr zu ziehen? fragte jetzt Christian: Wollt Ihr nach Wien?

Nein, mein Fürst; ich habe den Böhmen Treue gelobt, und wenn auch Katholik, halte ich dennoch diesen Schwur.

Bei diesen Worten leuchtete des Fürsten Auge freundlich. So hört! begann er: Morgen in aller Frühe ziehe ich nach Pilsen, zu dem Mansfelder; Geschäfte führen mich zu ihm. In meinem Gefolge kennt Euch niemand, und es wird auch wohl Keiner wagen in meiner Nähe Euch anzutasten. Seid Ihr erst bei dem Mansfelder, so seid Ihr in Sicherheit, denn was zu seinen Fahnen geschworen hat, hält er für freies, selbstständiges Volk; die Hand der mächtigen Grafen von Thurn kann Euch dort nicht erreichen.

In ihrer Gewalt war ich? rief Richard erstaunt: So trog mich meine ahnende Stimme nicht; die Freundschaft konnte mich in den Kerker werfen. Nun wohl, so bin ich quitt und meine Rechnung mit ihnen ist vernichtet!

Wenn Ihr mir nach Pilsen folgt, so bleibt die Sache Matthias Thurns die Eure! bemerkte der Fürst.

Die Sache der Böhmen bleibt die meinige!

So ruht einige Augenblicke, sagte Fürst Christian: und ehe die Morgensonne uns begrüßt, sind wir zu Roß. Er reichte dem Jüngling seine Rechte und verließ ihn.

Mit sonderbarem Gefühle trat Richard an das Fenster und schaute hinüber nach der Gegend, wo, wie er glaubte, Sidonie weilte. Jedes dort noch einsam durch die dunkle Nacht schimmernde Licht hielt er für das ihrige, das im stillen Kämmerlein ihr noch leuchte. — Selig durch Liebe, hatte ihn die Freundschaft doch tief betrübt. Auch schmerzte es ihn, daß er von ihr scheiden, sie nicht noch einmal sehen, an sein Herz drücken sollte. Noch war er in diesen traurigen Gedanken versunken, als er Tritte nahen, die Thür öffnen hörte. Tretet nur herein! sagte Fürst Christian und entfernte sich schnell.

Eine verschleierte Frau trat auf ihn zu. Guten Abend, Herr Richard, sagte sie mit wohlbekannter Stimme, und Frau Barbara stand vor ihm: Entsetzt Euch nicht vor mir, ich komme als ein treuer Bote, der freudige Nachricht bringt. Sie zog bei diesen Worten ein zierlich zusammengerolltes Päckchen unter ihrem Mantel vor und sagte, es ihm reichend: Das sendet Fräulein Sidonie; Ihr möchtet es ihr zu Ehren tragen und ihrer dabei gedenken. Auch läßt sie Euch bitten, ihr nicht zu zürnen, daß sie Euch nicht noch einmal sehen und Lebewohl sagen kann. Ihr müßt schon mit dem Gruße der alten Barbara Euch begnügen.

Richard hatte, während die Alte plauderte, das Päckchen aufgerollt; eine weiße Feldbinde, mit goldenen Lilien durchwirkt, ruhte in seiner Hand, innig drückte er das theure Geschenk an das Herz. Sagt Eurem Fräulein, gute Barbara, sprach er gerührt: am Tage der Schlacht solle dieses Pfand ihrer Liebe mich schmücken, und färbe ich es mit meinem Herzblute, so fließe es für sie!

Laßt das lieber, meinte die Alte: tragt sie stets über Harnisch und Koller, in Freude und Leid, gedenkt meines Fräuleins und nun lebt wohl.

Ich bin so arm, gute Mutter, sprach Richard bewegt: daß ich auch nichts, gar nichts habe, Euch zu geben, Euch für Eure Mühe zu lohnen. Arm bin ich wie ein Bettler; nichts für Euch, nichts für die Geliebte habe ich, das ich bieten könnte.

Und doch! meinte Barbara: Mir genügt der kummervolle Blick, mit dem Ihr mich jetzt so wehmüthig anschaut, und für das Fräulein sehe ich dort eine gelbe Locke über Eure Schulter rollen; gebt sie mir mit, und ich bringe ihr eine köstliche Gabe.

Kaum hatte sie dies gesprochen, so trennte ein scharfer Dolch, den Richard auf dem Tische liegend fand, die herabrollende Locke; er gab sie der Alten. Sie möge meiner gedenken! sprach er: mit unwandelbarer Liebe,

So wird es sein, doch ihr zum Verderben! sagte Barbara traurig, grüßte Herrn Richard, noch herzlich ihm Glück und Segen wünschend, reichte ihm die Hand und ging.

Richard war im Gefolge des Fürsten glücklich in Pilsen angekommen. Mansfeld, zwar aus manchem Grunde nicht derer von Anhalt Freund, ehrte doch den Charakter des jungen Fürsten zu sehr und fühlte mit ihm das Unrecht, welches Steinbach geschehen war, um Richard nicht gern eine Freistatt bei seinem Heere anzubieten, und als der Fürst am andern Tage ihn wieder verließ, um nach Prag zurückzukehren, weniger mit seinen Unterhandlungen zufrieden als mit Richards Aufnahme, hatte dieser sich schon an dem erfahrenen Krieger einen väterlichen Freund erworben. Mansfeld, selbst ein Kind der Liebe, fühlte sich zu allem Romantischen hingezogen; Richards dunkle Geburt, sein Aussetzen am Waldbache, seine Liebe zur Gräfin Schlick, die Einkerkerung durch den Jugendfreund enthielt so viel des Sonderbaren, daß Mansfeld dadurch für ihn gewonnen war, wenn auch die Gestalt und das offene biedere Wesen des Jünglings ihn nicht schon für ihn eingenommen hätte.

Obgleich bei einem Heere, dessen Fahnen für Friedrich von der Pfalz aufgerollt waren, war doch Richard hier vor des Grafen Thurn, selbst vor des Königs Gewalt geschützt, denn Mansfeld hatte mit einem Handschlage dem Fürsten von Anhalt versprochen, ihn Keinem auszuliefern, und im schlimmsten Falle ihm Gelegenheit zur Flucht zu verschaffen.

Den jungen Fürsten von Anhalt traf bei seiner Rückkehr nach Prag mancher unfreundliche Blick. Es war Allen, die um Richards Verhaftung wußten, schon bekannt, daß er ihn aus dem Gefängniß befreit und mit sich nach Pilsen genommen habe. Sein Vater war deßhalb mit ihm unzufrieden, besonders weil er ihn zu dem Mansfelder gebracht hatte; der junge Graf Thurn war beschämt, daß die Treulosigkeit an seinem Freunde verrathen sei, doch äußerte er seinen Unmuth nicht weiter. Nur die Königin vergaß ihre Politik, empfing den Fürsten mit schneidender Kälte, und als sie sich nach der Tafel mit ihm im Garten allein befand, vermochte sie ihren Unmuth nicht länger zu unterdrücken. Wißt Ihr wohl, Fürst Anhalt, sagte sie aufgeregt: daß Ihr die Grafen Thurn und Schlick gegen Euch aufgebracht habt, die überdies nur mit neidischen Augen auf Euch blicken, weil der König Euren Vater ihnen vorzieht? — Bedenkt, welchen Anhang sie in Böhmen haben, wie sehr ihre Unzufriedenheit auf die Stimmung des Landes wirken muß; und daran seid Ihr mit Euren romantischen Thaten Schuld.

Fürst Christian lächelte. Ich, Königin? erwiderte er mit Ruhe: ich soll an der Stimmung des Landes Schuld sein, weil ich einen Unglücklichen rettete? Ihr irrt, gnädige Frau; der Unmuth der Böhmen hat einen andern Grund.

Und welchen? fragte die Königin mit Stolz, und ihr Auge ſah auf den jungen Fürſten mit jenem Ausdrucke, der ihr eigen war, wenn ſie zugleich feſſeln und entmuthigen wollte. Der Fürſt Anhalt fühlte ſich durch ihn weder gefeſſelt, noch entmuthigt. Ihr fordert mich auf, gnädige Frau, ſprach er mit Freimuth: und ich freue mich, daß Ihr mir ſelbſt Gelegenheit gebt, das, was lange auf meinem Herzen ruhte, wecken zu können. — Ja, ich ſage es Euch unverholen, die Begeiſterung, mit welcher die Böhmen den König empfingen, iſt erloſchen. Die Bilderſtürmerei des wahnſinnigen Scultetus, der ſeinen Glauben oder vielmehr deſſen Gebräuche einem freien Volke mit blindem Eifer aufdringen will, einem Volke, das ſeit hundert Jahren den ſeinigen mit Gut und Blut ſtandhaft vertheidigte, das eben dieſes Glaubens wegen Euch zum Throne berief, dies hat die Herzen von Euch gewendet; denn wahrlich, eher kehren ſie zu dem Papſte zurück, als daß ſie Eurem Hofprediger anhängen, der ſchlimmer als der eifrigſte Inquiſitor, des Landes Altäre umſtürzte und in ſeinem tollen Wahne die Gemüther empörte.

Was Ihr mir eben geſagt, begann nun Eliſabeth: gehört vor den König; ich kann daran nichts ändern, denn mir fehlt die Macht. — Aber da Ihr, der Wahrheit ſo kecker Ritter, für ſie die Lanze ſo feſt eingelegt habt, ſo ſagt auch mir, welchen Theil ich an der Stimmung der Böhmen habe, die, ich muß es mir geſtehen, eben nicht mehr Zutrauen erweckend, mich in keine freudige Zukunft blicken läßt.

Die Wahrheit iſt für die Frauen, mehr noch für die königlichen Frauen, ſtets mit einem ſo zarten Schleier umgeben, daß des Mannes rauhe Hand ihn nicht berühren darf.

Zerreißt ihn! ſagte die Königin mit Unmuth: Eure Hand dünkt mir hierzu geſchickt!

Wie Ihr befehlt! nahm Fürſt Chriſtian das Wort: So verzeiht denn, wenn ich Euch bitten muß, Eure Hofſchranzen in's Feldlager zu ſchicken und den Adel der Pfalz und Böhmens nicht mit Freudenfeſten an das Hoflager zu ketten, da ſein Platz an des Reiches Grenze zu deſſen Vertheidigung iſt; darob zürnt das Land.

Und iſt dem ſo, unterbrach ihn die Königin ſpöttiſch: weßhalb ſehe ich Euch noch hier? Iſt es vielleicht Euer Amt, thöriger Liebe Schutzengel zu ſein, oder für das Wohl der Gräfin Schlick zu wachen?

Gnädige Frau, erwiderte der Fürſt, ohne durch das höhnende Wort gereizt zu ſein: daß der König meinen Vater und mich auf ſo hohen Platz geſtellt hat, war ein Mißgriff. Beim Heere, wenn des Königs Gegenwart nicht Allen ein Oberhaupt gibt, würde die Gegenwart der Fürſten von Anhalt den Samen der Unzufriedenheit noch mehr ausſtreuen. Graf Matthias von Thurn und der tapfere Mansfelder ſträuben ſich, unter meines Vaters Befehle zu ſtehen, und ſie haben Recht. Graf Thurn ſtand an der Spitze des Heeres, ehe wir das Böhmerland betraten, er ſtand mit

gezücktem Schwerte vor den Thoren Wiens, als wir noch ruhig in Heidelberg saßen, und das von Mansfeld befehligte Heer ist dessen eigene Schöpfung. —

Und weßhalb sagt Ihr das alles mir, Fürst Christian! sprach die Königin empfindlich: Geht zu meinem Gemahle, beschwert Euch bei ihm, daß er Euch zu hoch gestellt; was soll das der Königin?

Weßhalb ich es Euch sage, königliche Frau, wißt Ihr, denn verzeiht, wenn jetzt der Wahrheit Schleier zerreißt, — Ihr regiert. — Die Königin war von diesem Freimuthe betroffen, das Weib fühlte sich jedoch dadurch zu geschmeichelt, um zürnen zu können. Erwidern konnte sie füglich nichts, sie lenkte daher das Gespräch auf einen andern Gegenstand. Ihr seid doch wahrlich der uneigennützigste Mann, den ich kenne; sagte sie mit erzwungener Freundlichkeit: der Platz, auf welchen Ihr gestellt, ist Euch zu hoch; Ihr liebt und befreit Euren Nebenbuhler aus dem Gefängnisse.

Meinen Nebenbuhler? unterbrach der Fürst die Königin rasch: Von dem Augenblicke, wo ich wußte Sidoniens Herz sei nicht mehr frei, entsagte ich jedem Wunsche, jeder Hoffnung.

Eine Selbstbeherrschung sonder Gleichen. Und verließ sie Euch nicht, da Ihr gegenwärtig wart als die Glücklichen sich wieder fanden? fragte die Königin.

Sie haben sich nicht gesehen; erwiderte Anhalt: die Gräfin hat ihrem Vater die Versicherung gegeben, den Geliebten nicht mehr allein zu sprechen; sie hielt Wort.

Dies schien die Königin zu befremden; ihr Antlitz, auf dem bisher nur der Spott sich ausgedrückt hatte, ward freundlicher. Dem Mädchen muß viel Kraft und ein fester Sinn zu Theil geworden sein, sagte sie.

Und ein treues Gemüth, fiel ihr der Fürst in die Rede.

Ich kann ihr meine Bewunderung nicht versagen, fuhr die Königin fort: muß ich auch ihre Handlungweise tadeln. Sie ist eines bessern Schicksals würdig.

Fühlt das meine Königin, rief Anhalt mit Feuer: so trete sie, ein schützender Engel, neben die Arme!

Wie kann ich das, Fürst Christian? unterbrach ihn Elisabeth, zwar immer noch ernst, doch strahlte die Milde aus ihrem sprechenden Auge. Auf schwankendem Throne darf man den durch Jahrhunderte geheiligten Gesetzen und Gewohnheiten sich nicht entgegenstellen, und ich vermag nichts als den König zu bewegen, daß Richard Steinbach, den ich wohl kennen möchte, der Weg ungehindert bleibt, durch Muth sich empor zu schwingen. — Ich will vergessen, wie die Gräfin von Schlick mir gegenüber stand, und meiner Huld soll sie sich fortan zu erfreuen haben.

Fürst Christian beugte bei diesen Worten sein Knie vor der königlichen Frau. Majestät! rief er: Ich habe Euch im Glanze Eures Hofes, geschmückt mit funkelnden Juwelen so schön gesehen, daß keine Sterbliche

um den Preis des höchſten weiblichen Reizes mit Euch ringen könnte, ſchöner aber als Ihr jetzt vor mir ſteht, ſah ich Euch nie; nie habt Ihr mein Herz ſo zu Bewunderung, ſo zur Anbetung hingeriſſen als jetzt!

Steht auf, Fürſt Chriſtian, ſagte die Königin, ſich zu ihm neigend: Ihr knieet nicht vor Sidonie Schlick, Eure Phantaſie betrügt Euch, ſteht auf. Sie reichte ihm die Hand; der Fürſt erhob ſich, ſah mit ſeelenvollem Auge auf die Königin, ſeine Lippe bebte, ſein Herz ſchien noch etwas zu verſchließen, was der Mund nicht zu ſagen wagte.

Ihr habt noch etwas auf Eurem Herzen, Fürſt Chriſtian, Ihr zögert es mir zu ſagen, ſprecht frei; ich fühle es, was Ihr mir auch in dieſem Augenblicke ſagt, entſpringt einem reinen Quell.

Gnädige Frau, begann nun der Fürſt nach kurzem Bedenken: Ihr wollt, wenn es in Eurer Macht ſteht, durch Eure Huld Sidonie Gräfin Schlick beglücken; ich kenne noch eine Betrübte, deren Schickſal ganz in Eurer Hand liegt.

Nennt ſie mir, es iſt vielleicht zur guten Stunde daß Ihr zu mir ſprecht.

Helene, Gräfin von Thurn! ſagte der Fürſt, und ſein Auge ruhte feſt auf der Königin, die überraſcht ſchien und die Röthe fühlen mußte, welche ihre Wangen in dieſem Augenblicke überzog. Der Fürſt glaubte, es ſei dies ein Zeichen der Schuld, und zufrieden, einmal dieſe Saite ihres Herzens berührt zu haben, wollte er es fürder nicht noch einmal wagen. Aber die Königin brach das Schweigen, und mit einem Stolze, den er in dieſem Augenblicke nicht von ihr erwartet hatte, fragte ſie: Und worin beſteht das Unglück der Gräfin?

Fürſt Chriſtian war über dieſe Frage verlegen, und zauderte mit der Antwort.

Nun, fuhr die Königin fort: was hemmt den Fluß Eurer Rede? Wie ſoll ich helfen können, wenn ich das Uebel nicht weiß?

Noch war der Fürſt unſchlüſſig, ſein Blick ruhte fragend und ſtaunend auf der Monarchin.

Fürſt von Anhalt, begann dieſe mit Würde: ich glaube faſt, Ihr meintet als Richter vor mich zu treten und wagt nun nicht, mir mein Urtheil zu verkünden. Ihr ſeid in thörigem Wahne, und Eure Königin befiehlt Euch zu reden, denn dieſe Blicke, die Ihr auf mich werft, beginnen mir läſtig zu werden, — ich verlange Worte.

Die Gräfin Thurn ſieht ihr häusliches Glück zerſtört! ſagte der Fürſt, durch der Königin ſtolze Worte aller Schonung entbunden.

Vielleicht ihre eigene Schuld, erwiderte ſie gleichgiltig.

Nein, wahrlich nicht! rief Anhalt, durch der Königin Gleichmuth noch verlegener gemacht.

Und was kann ich zu ihrem Glücke beitragen? fragte Eliſabeth.

Entfernt den Grafen aus dem Zauber Eurer Nähe! rief Chriſtian,

keinen weitern Ausweg kennend: Denn wahrlich, Eure Schönheit ungestraft zu erblicken —

Kann nur der, den der fromme Blick Sidoniens schützt, fiel ihm die Königin mit jenem Lächeln, das Hohn und Bitterkeit hervorruft, in die Rede. Fürst Christian, fuhr sie fort: es scheint mir, auch Ihr kennt das Leben nicht, welches sich auf dem Throne ganz anders gestaltet als in Eurer Welt. Was eine Gräfin Thurn für den Erguß wahrer Liebe hält, ist mir Ehrerbietung, die der Königin gebührt; was im gewöhnlichen Leben der Mann in des Weibes Augen als stumme Boten des Wohlwollens lies't, lese der Kluge in den Augen seiner Königin als herablassende Milde. Wo das Weib einen Kreis von Männern um sich sieht, begierig, mit Wort und That zu zeigen, daß sie Herrin ist, über ihren Arm, über ihr Herz zu gebieten vermag, blickt die Königin auf Thoren herab, die es wagen, den hoffenden Blick zur Majestät empor zu heben. Sie duldet sie, weil sie muß.

So danke ich Gott! rief Fürst Christian mit Unmuth: daß ich nicht in dem Kreise jener Thoren stand!

Weßhalb ich Euch stets doppelt achtete; fuhr die Königin freundlich fort: doch, Eure Wünsche zu erfüllen, ersuche ich Euch, der Gräfin Thurn zu sagen, daß ich sie heute Abend in meinem Zimmer erwarte.

Und was soll sie, nach dem was Ihr mir eben gesagt, bei der Königin? fragte der Fürst.

Sich überzeugen, daß nichts zu fürchten war, wo sie fürchtete. Sie komme! — Bei diesen Worten zog sie den Handschuh von ihrer blendenden Hand und reichte sie dem Fürsten von Anhalt zum Kusse. Diese Huld sei Euch Beweis meiner Achtung! sprach sie mit jenem zauberischen Liebreize, mit dem sie Aller Herzen sich zu eigen machte: Gehabt Euch wohl!

Als sie durch die Bogengänge schritt, sah Christian ihr lange nach. Was ist es doch, fragte er sich, als sie seinem Auge entschwunden war: das mich so kalt, so besonnen bei diesem Zauber läßt? Was ist es, das mich nach jenem einfachen, anspruchlosen Wesen so mächtig hinzog? Er legte die Hand auf sein Herz, dies gab ihm die Antwort.

Die Gräfin von Thurn, durch Fürst Christian von dem Vorgefallenen unterrichtet, erwartete im Vorzimmer der Königin den Befehl, eingelassen zu werden. Sie wartete schon lange und begann ungeduldig zu werden, obgleich die Hoffräulein sie zu zerstreuen bemüht waren; sie fühlte das Drückende ihrer Lage, und es war ihr peinlich, einen Augenblick so lange verschoben zu sehen, dem sie zwar fürchtend, doch mit Muth entgegen trat.

Jetzt öffnete sich die Thür, das Fräulein von Wangenheim trat heraus und ersuchte die Gräfin, einzutreten. Mit stolzem Selbstgefühl schritt Helene durch die Reihen der Zimmer, kein menschliches Auge begegnete

ihr; es war eine todtenähnliche Stille, selbst ihr Fußtritt hallte nicht auf den reichen Teppichen wieder. Schon war sie durch drei wohlbekannte Zimmer geschritten, in keinem fand sie die Königin; — jetzt trat sie in das kleine Kabinet ein, dessen sonst immer geschlossene Thüren heute geöffnet standen; auch hier fand sie Elisabeth nicht. In das Schlafgemach der Königin zu treten wäre gegen die Sitte gewesen, sie verweilte daher in dem nemlichen Kabinette, in welchem Sidonie sinnend vor dem Bilde der unglücklichen Maria Stuart gestanden hatte. Auch ihr Blick verweilte auf den sanften Zügen der schönen Frau. Ist denn Eitelkeit und Gefallsucht ein Erbtheil dieses Hauses? dachte sie als die Thür sich öffnete und die Königin heraustrat.

Ihr Anblick überraschte Helenen. Nicht die Majestät der Königin setzte sie in Erstaunen, die holde, liebliche Gestalt, die ihr entgegen trat, überraschte sie. Ohne allen Schmuck, in einer leichten Morgenkleidung, die jeden Reiz noch erhob, stand Elisabeth vor ihr, das schöne braune Haar in ungekünstelten Locken um Schultern und Nacken sich rollend. Seid mir willkommen, Gräfin von Thurn, setzt Euch zu mir und helft mir den Abend verplaudern; sagte sie so freundlich, so liebevoll, der Ausdruck ihres Gesichtes war dabei so herablassend, daß die Gräfin über den lieblichen Anblick fast ihren Vorsatz vergaß. — Die Könign winkte ihr sich zu setzen, Helene gehorchte. Aber auch jetzt noch konnte sie ihr Auge nicht von der herrlichen Gestalt wenden, nicht von dem ausdrucksvollen Gesichte, von der wunderschönen Hand, die eben nach einer Stickerei faßte. Kann ein Mann solchem Liebreize widerstehen? Dieser Gedanke schwebte ihr schon entgegen, als sie den Blick in den ihr gegenüber hängenden Spiegel warf, wobei, sich selbst erblickend, ihr Stolz erwachte, und der nur halb gebildete Gedanke zerrann.

Was beschäftigt Euch, Gräfin? unterbrach Elisabeth ihr Sinnen: Ihr saht im Spiegel ein schönes Bild, wohl werth, daß es von Männern angestaunt, selbst angebetet werde. So oft ich Euch sah, stieg der Gedanke in mir auf: wäre ich ein Mann, der Eure Liebe sich errungen, so hätte ich, gleich Eurem Gatten, Blut und Leben an Euren Besitz gewagt, denn einen schöneren Preis errang noch kein Ritter.

Helenens Wange erglühte. — War dies Spott, war es Theilnahme? Für beides fand sie die Antwort nicht.

Ihr erröthet, fuhr die Königin fort: schlagt verlegen Eure Augen nieder, verlegen wie eine Jungfrau, welche das erste Schmeichelwort aus des Geliebten Munde vernimmt. — Es ist Euch wohl neu, aus der Frauen Munde zu hören, was die Männer Euch schon oft, Euer Gatte wohl tausend Mal gesagt hat.

Dies Wort war ein Pfeil der Helenens Brust schmerzlicher traf als er wohl treffen sollte. Majestät! sprach sie, mit Würde sich erhebend: weßhalb Ihr mich hierher beschieden, weiß ich. Ein theilnehmender Freund hat,

gegen meinen Willen, Euch zu dienstfertig mit dem stillen Kummer meines Herzens bekannt gemacht, den ich jedem, selbst meinem Gatten verbergen möchte, denn Helene von Hardegg ist selbst im Unglück zu stolz, und wäre es auch mit einer Königin, um den Besitz eines ungetreuen Herzens zu ringen.

Zornig glühte das Auge Elisabeths, als sie der Gräfin Rede vernahm, welche Haltung und Ton noch schärfer zeichneten, aber schnell war der Unmuth verschwunden, sie blickte freundlich wie vorher auf die zürnende Gattin. Beruhigt Euch und nehmt nur wieder Platz; sprach sie herablassend: deutet keines meiner Worte falsch, denn da ich Euch zu mir beschied, um Euch über den geheimen Kummer Eures Herzens zu trösten, mußte ich den Vorsatz haben, als Freundin Euch zu empfangen. Vergeßt, daß Ihr vor der Königin steht. — Euer Gatte vernachlässigt Euch; fuhr sie fort, ehe noch die Gräfin etwas erwidern konnte: nach dem, was Ihr ihm geopfert, muß es Euch in der Blüthenzeit Eurer Ehe doppelt schmerzen. Doch ist es nicht des Herzens Erguß, der ihn von Euch abwendet; nur die thörige Eitelkeit ist es, welche des ehrgeizigen Mannes Phantasie entführt. Sorgt nicht, er wird zurückkehren, wird das Herrliche erkennen, das ihm der Himmel beschieden, wird mit neuer verdoppelter Liebe an Euch hangen, wenn er seinen Rausch ausgeschlafen, aus dem ich ihn gewaltsam wecken werde.

Im Tone, auf dem Antlitze der Königin hatte, während sie sprach, nur freundliche Theilnahme gelegen, und doch waren ihre Worte nicht zu Helenens Herzen gedrungen, das sich mit kaltem Stolze und Unmuth verschloß. So vor einem Weibe zu stehen, und war es eine Königin, mußte ihr drückend sein; ihr Stolz empörte sich gegen ein solches Verhältniß, wo das Weib, welches ihr Gatte anbetete, ihn gewissermaßen mit höhnendem Gleichmuthe an sie zurückwies. So theuer ihr das Herz des Gatten war, mochte sie es nicht dieser gehaßten Nebenbuhlerin, nur sich wollte sie es verdanken. Sie schwieg, ihr Blick ruhte ausdrucksvoll auf der Königin, welche das, was in Helenens Innerm vorging, leicht errathen konnte.

Eure Eitelkeit, Gräfin, sprach sie mit empfindlichem Tone: läßt Euch nicht unbefangen auf Eure Verhältnisse blicken; Ihr seid zu aufgeregt, um mich so zu betrachten als Ihr wohl müßtet. Ich, Eure Königin, komme Euch freundlich entgegen, spreche offen mit Euch. — Was könnte mich hierzu bewegen, als der Wunsch, Eure Thränen getrocknet zu sehen; denn mich bei Euch zu entschuldigen, bedarf ich wahrlich nicht; Eure Königin steht zu hoch, als daß Ihr je mit ihr nach einem Ziele streben könntet.

Noch schwieg Helene; sie wollte ihres Herzens mahnende Empfindung nicht laut werden lassen und konnte sich weder entschließen ihren Stolz zu beugen, noch die bittern Gefühle, welche der Anblick der Königin in ihr erweckte, zu unterdrücken. Da, nach einigem Sinnen, schellte Elisabeth, das Fräulein von Wangenheim trat ein. Er kommet befahl die Kö-

nigin, einen seidnen Mantel, welcher auf dem Sessel lag, schnell umwerfend.

Wer? rief Helene erbebend, als das Fräulein sich entfernt hatte: wer soll kommen.

Euer Gatte, Gräfin von Thurn, welchen ich für diesen Fall hierher beschieden habe. Euch scheint die Ueberzeugung nicht zu genügen, daß mir Eures Gatten Verehrung längst lästig war, so will ich es ihm in Eurer Gegenwart sagen, und das Mittel wirkt gewiß.

Ja! rief Helene, und der lang verhaltene Unmuth brach hervor: es wird wirken, mir heilsam oder unheilbringend, gleichviel, was kümmert das Ew. Majestät! — Aber, Königin, glaubt nicht, der Böhmen Stolz sei so beugsam, sich von Euren Launen mißhandeln zu lassen. Graf Thurn wird die Unzartheit seiner Königin so tief fühlen als den Uebermuth jeder andern Dame; er und seine Freunde werden diese Stunde nicht vergessen. — Die Königin lächelte, Graf Thurn trat ein.

Ihr werdet Euch wundern, Graf, Eure Gattin hier zu sehen, wandte sich die Königin zu dem Erstaunten Von dem ersten Augenblicke an, wo ich sie sah, nahm ich den herzlichsten Antheil an ihr. Solche Schönheit, solcher Liebreiz fesselt auch ein weibliches Herz, und auch eine Königin fühlt sich von solchem Zauber angezogen. Ich beobachtete sie, ich beobachtete Euch, und fand, daß Ihr wohl nicht ganz den Werth Eurer Gattin erkanntet, daß Ihr in ihrem Besitze das hohe Glück, solch herrliches Wesen das Eure nennen zu können, nur flüchtig empfandet. Ich halte es daher für Pflicht, den Schleier von Euren Augen zu ziehen. — Seht her, sprach sie, zu Helenen tretend, indem sie, deren Hand erfassend, sie dem Grafen näher führte: saht Ihr je weibliche Schönheit vollkommner, strahlte je Liebe und Stolz gleich innig verschmolzen, aus eines Weibes Auge? Konntet Ihr solch zarte Liebe für einen thörigen, eiteln Wahn opfern?

Hat meine Gattin Ew. Majestät zu dem, was Ihr eben sagtet, aufgefordert? fragte Graf Thurn, in welchem Stolz und beleidigte Eitelkeit erwachte.

Das habe ich nicht, fiel ihm die Gräfin rasch in's Wort.

So danke ich Ewr. Majestät, fuhr er mit Würde fort: daß Ihr, neben meine Gattin tretend, ihr den Preis der Schönheit zuerkannt habt. Fortan will ich ihren Werth erkennen und ihn höher schätzen als alles. Daß ich im thörigen, eiteln Wahne mich täuschte, theile ich mit allen Böhmen.

Die Königin, deren Absicht bei dieser Zusammenkunft wohl eine freundliche war, hatte zwar beim Anblick des Grafen den Wunsch, ihn zu demüthigen, nicht unterdrücken können, aber den Ausgang hatte sie nicht berechnet, nicht die Besonnenheit, den Stolz in dem Grafen Thurn erwartet; mehr als je war ihr Gemüth verletzt, aber sie hatte dennoch Kraft genug sich zu beherrschen und als der Graf nach einer eingetretenen kurzen Stille die Königin fragte, ob sie noch Weiteres ihnen zu sagen habe und

ob sie erlaube, daß er und seine Gattin sich entfernen könnten, erwiderte sie mit Huld und Freundlichkeit:

Ihr seid unzufrieden, Graf Thurn, und thut Unrecht daran; könnt Ihr mit Recht dem Wundarzte zürnen, der zu Eurem Heile Euch wehe thun muß? Möge Euch diese Stunde vereinen, möge sie Euer häusliches Glück gründen, das wünscht Elisabeth; die Königin aber will gern vergessen, was Ihr im Unmuthe gesprochen. — Sie entfernte sich ehe Thurn antworten konnte.

Schweigend gingen die beiden heim, kein Wort verrieth die Empfindungen ihres Innern. Als sie in ihr Zimmer traten, die Gattin dem Schuldbewußten gegenüber stand, kein Vorwurf ihn traf, zog er, vom Gefühle übermannt, sie an seine Brust. Vergib, Helene! bat er leise.

Sprach die Liebe das Wort, erwiderte sie: ist es nicht gekränkte Eitelkeit, die Dich zu mir zurückführt, so verzeihe ich Dir von Herzen.

Er reichte ihr die Hand, mehr als Worte beruhigte ihr leiser Druck Helenens aufgeregtes Gemüth; sie war fortan stets Sidoniens Worte eingedenk, die ihr oft verwiesen, daß sie mit Stolz verlange, wo Liebe durch ein freundliches Wort alles zu erlangen vermöge. Sie fand in der Folge das wahre Band, womit sie ihres Mannes Flatterſinn zu binden wußte, und die drückende Stunde im Kabinette der Königin hatte ihren häuslichen Frieden begründet, der selbst im Unglück ferner nicht wankte. — Graf Thurn verließ am andern Tage Prag und zog zum Heere.

Elisabeth hielt Wort. Der König gab kurz darauf dem Fürsten von Anhalt die Versicherung, daß Richard Steinbach ungefährdet nach Prag kommen und er ihm eine Fahne seines Regiments anvertrauen dürfe. Richard blieb jedoch, trotz dieser erhaltenen Nachricht, zu Pilsen, bei des Mansfelders Heere, wo er eher sein Ziel zu erringen glauben konnte als in Prag; denn nur auf dem Schlachtfelde zeigte sich ihm die Hoffnung, Sidonien zu gewinnen. Er nahm zwar die Stelle eines Hauptmanns bei des Fürsten Regimente dankbar an, bat jedoch um die Erlaubniß, ferner bei dem Grafen von Mansfeld bleiben zu dürfen, die ihm sein fürstlicher Freund auch willig ertheilte, denn er selbst fürchtete in Prag für ihn, wo der Schutz des Königs nicht immer ein sicherer Hort, und die Gewalt des Grafen von Thurn und sein Anhang noch mächtig war. Auch Sidoniens Wünschen kam Richard durch seine Entfernung entgegen; für sie war er auch in Prag fern, und da ihre Neigung zu ihm niemand mehr ein Geheimniß war, so hätte sie stets nur die ihn hier umgebenden Gefahren fürchten müssen, und kein tröstendes Wort, kein Blick von ihm hätte sie dafür entschädigen können.

Aber was Richard in Pilsen gehofft hatte, Thätigkeit, Kampf und

Schlacht, wurden ihm nicht. Don Balthaſar hatte ſich mit den Spaniern, nach mehreren unbedeutenden Gefechten, zu Bucquoi's Heere gezogen, und dem Grafen von Mansfeld blieb kein Feind gegenüber, als Herzog Maximilian von Baiern, der ſich nun öffentlich für Kaiſer Ferdinand erklärt hatte und ſich mit Macht rüſtete. Mansfeld erwartete täglich die Nachricht, daß er ihm über Paſſau entgegen rücken und ihn angreifen würde, der Herzog wandte ſich aber nicht nach Böhmen, ſondern nach Niederöſtreich, wo er den Aufruhr ſchnell dämpfte und Linz unterwarf. Da rückte Mansfeld gegen Paſſau vor, nahm die von den Kaiſerlichen ſtark beſetzte Valerianiſche Schanze am güldenen Stege, und drohte ſo, ſich durch das Paſſauer Gebiet in Baiern, ſelbſt auf die Verbindungſtraße von Italien nach Oeſtreich zu werfen und dem kaiſerlichen Heere die Zufuhr aus dem reichen Paſſauer Lande abzuſchneiden. Den Hauptzweck dieſer Bewegung, den Herzog von Baiern in ſein Land zurück zu rufen, verfehlte er jedoch. Maximilian ſetzte unbekümmert aus Niederöſtreich ſeinen Marſch zur Verbindung mit Bucqoi's Heere fort, und da Mansfeld befürchten mußte, bei weiterem Vorrücken der verbündeten Heere von Pilſen abgeſchnitten zu werden, zog er ſich wieder dahin zurück.

Indeſſen war die Vereinigung der Baiern mit den Kaiſerlichen vor ſich gegangen. Der Herzog hatte, als oberſter Befehlhaber, die Anführung des Heeres übernommen, und man ſah ſogleich, daß nun ein feſter Sinn, ein heller Geiſt das Ganze leite. Ohne den Böhmen zu folgen, die, liſtig jedem Gefechte ausweichend, ſich immer ſeitwärts zogen und ſo den Feind von ihrem Vaterlande entfernten, beſchloß er, grade auf Prag loszugehen, ſo daß der Fürſt von Anhalt die möglichſte Eil nöthig hatte, ihm zuvor zu kommen und die Hauptſtadt des Landes zu decken; ihr nahte der Feind und mit ihm der entſcheidende Augenblick, der über Böhmens Schickſal beſtimmen ſollte.

Aber auch ſelbſt die Nähe der Gefahr weckte den jungen König und ſeinen Hof nicht aus dem Freudentaumel, in den er verſunken war; Friedrich ſtellte ſich nicht an die Spitze des Heeres, überließ alles dem Fürſten von Anhalt, der, nach manchem Verſuche die Schlacht zu vermeiden, endlich im Angeſichte Prag's, auf dem weißen Berge, ſie anzunehmen gezwungen war.

Während die Baiern, unter Tilly, mit Ordnung anrückten und ſich am Fuße des Berges in Schlachtordnung ſtellten, ordnete auch der alte Fürſt Chriſtian das Heer. Seinen Sohn ſtellte er mit ſeinen Regimentern in die Mitte des erſten Treffens, den Grafen Schlick auf den linken, den Grafen Hohenlohe auf den rechten Flügel. Im zweiten Treffen ſtand ſein und des Grafen von Thurn Regiment, das des Herzogs von Weimar und die Ungarn zum Rückhalte. So erwartete er den Feind, ſtatt ihn, noch ehe er ſeine Schlachtordnung gebildet hatte, anzugreifen.

Indeſſen der junge Fürſt von Anhalt mit Ungeduld das Zeichen zum

Kampfe erwartete, und eben mit dem Grafen Schlick und Bernhard Thurn, der die Reiterei des linken Flügels befehligte, in einem Gespräch über den bevorstehenden Angriff begriffen war, kam ein Geharnischter von der Seite des Thiergartens herangesprengt. Es war Richard Steinbach, den die Nachricht der bevorstehenden Schlacht von Pilsen zu seiner Fahne geführt hatte. Ich freue mich, Euch hier zu sehen, Hauptmann, begrüßte ihn der junge Fürst: dort zur Linken steht Euer Reiterhaufe, stellt Euch an seine Spitze und entsprecht dem Zutrauen, das ich in Euch setze. Richard gehorchte; ohne ein Wort zu erwidern, ritt er auf den ihm angewiesenen Posten, und ein Blick, den man wohl einen feindlichen hätte nennen können, traf den Grafen Thurn, welchen das plötzliche Erscheinen seines ehemaligen Jugendgefährten überrascht hatte.

Jetzt rückte das feindliche Heer heran. Die Grafen Thurn und Schlick kehrten zu ihren Regimentern zurück, Fürst Christian ritt längs der Linie seiner Truppen, sie zu tapferm Widerstand ermahnend; als er an die Fahne Richard Steinbachs kam, stellte er den Reitern ihren Hauptmann als seinen Freund vor, der sie muthig zum Siege führen werde. Heute gilt es, Sidonien zu erringen! sagte er leise zu Richard und befahl dann den Trompetern, zum Angriff zu blasen.

Langsam, gleichmäßig rückten die Böhmen vor. Die Reiterei hielt ihre Rosse an, um mit dem Fußvolke in gleicher Linie bleiben zu können. Da gewahrte der junge Kriegsheld Unordnung in den Schaaren der Feinde, er stürzte sich mit seinen Kürassieren auf die Baierische Reiterei, die ihm entgegen stand, warf sie über den Haufen, drang in das Preunerische und Tiefenbachische Regiment, trennte sie, sein Fußvolk folgte — die Kaiserlichen wichen.

In diesem entscheidenden Augenblicke sandte Tilly den Obersten Cratz mit seinen Kürassreitern den Weichenden zu Hülfe, während Verdugo mit den alten Spanischen Schaaren, unbekümmert um das was sich an seiner Seite begab, mit gesenkter Pike in des Grafen von Schlick Regiment einbrach und die Wallensteinischen Reiter sich auf des Fürsten Christian Fußvolk warfen. Die Böhmen kämpften hier mit dem Muthe der Verzweiflung; von Anhalts Beispiele angefeuert, vertheidigten sie sich herzhaft gegen die Ueberzahl der Feinde, die sich auf diesem Punkte zusammendrängte. Richard Steinbach focht ritterlich an der Seite des Fürsten, da flohen, ihren muthigen Führer verlassend, die Mährer, und auch Verdugo rückte gegen Fürst Christian und die Seinen an. Des Fürsten Streitroß, von mehreren Stichen verwundet, sank in diesem entscheidenden Augenblicke. Lange noch vertheidigte eine kleine, zusammengedrängte Schaar ihren Führer, lange noch blieb hier der Kampf zweifelhaft, da sanken Richard und viele dieser Braven, mit Wunden bedeckt, neben den ritterlichen Fürsten, mit dessen Falle das Schicksal der kurzen Schlacht entschieden war. Die Ungarn flohen, die Böhmen wichen, nur des Grafen Thurn Regiment kämpfte mit

Löwenmuth. In einer Stunde war der Sieg errungen, der dem Hause Habsburg die Böhmische Krone auf immer zurückgab.

Die Flüchtigen drängten sich nach Prag, wo alles in Bewegung war. Friedrich und seine Gemahlin flüchteten; die Grafen Thurn hielten sich in den Mauern der Stadt nicht sicher, sie flohen mit den Ihrigen; nur Graf Schlick hatte Besonnenheit genug, seine Tochter zu der Aebtissin eines aufgehobenen Klosters der Augustinerinnen zu bringen, welcher er früher manche Gefälligkeit zu erzeigen Gelegenheit gehabt hatte, und Sidonie deren Schutz und Obhut anzuvertrauen. Er hatte hierbei die doppelte Absicht, nicht allein durch Sidoniens Zurückbleiben in Prag sie vor den Unannehmlichkeiten und Gefahren einer Flucht mit den Ueberresten eines geschlagenen, zügellosen Heeres zu bewahren, sondern auch durch sie vielleicht die Rückkehr nach Prag dereinst wieder zu öffnen. Die Aebtissin, eine würdige Frau, nahm Sidonien freundlich auf und versprach dem Grafen, mütterlich für sie zu sorgen.

Die Trennung von ihrem Vater war schmerzhaft; aber mehr noch als diese hatte sie die Nachricht erschüttert, Richard Steinbach sei kurz vor der Schlacht bei seinem Regimente eingetroffen; jedoch von seinem weiteren Schicksale hatte sie nichts vernommen. Niemand hatte ihn in Prag gesehen, auch Helene, die sie kurz vor ihrer Flucht noch gesprochen hatte, hatte ihr keinen Trost geben können. Daß Fürst Christian von Anhalt schwer verwundet und gefangen sei, erfuhr sie hier, und diese Nachricht mußte sie noch mehr niederbeugen, denn daß Richard gleiches Loos mit seinem Freunde theilen, daß er seinem Retter aus dem finstern Kerker im blutigen Kampfe zur Seite bleiben, das Leben für ihn opfern würde, war sie gewiß.

So verging ein qualvoller Tag, während dessen die Bürger der Stadt in gleicher Unruhe waren, denn Maximilian von Baiern stand vor ihren Thoren und verlangte unbedingte Unterwerfung. Da sank der Muth der sonst so tapfern Böhmen; noch einen traurigen Blick auf die Altäre ihrer Väter werfend, sagten sie ihrem Glauben, ihrer Freiheit Lebewohl und öffneten dem Sieger die Thore.

Als Richard Steinbach, der durch den Schlag einer Hellebarde schwer am Kopfe verwundet, betäubt neben Fürst Christian niedergesunken war, aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte, war es Nacht um ihn, ein kleines Lämpchen erleuchtete mit seinem matten Scheine nur spärlich eine weibliche Gestalt, die, im Gewande einer frommen Klosterfrau, in einem seinem Lager gegenüberstehenden Sessel zu schlafen schien. Das Zimmer sowohl wie die Schlummernde war ihm unbekannt, nichts sah er in dem hohen, öden Gemache, was ihm seinen Aufenthalt hätte kenntlich machen können. Wie aus einem langen Traume erwacht, starrte er um sich; ihn dünkte er

habe lange geſchlafen, ſein Kopf ſchmerzte ihn, da verkündete eine nahe Thurmuhr die Stunde der Mitternacht. Die Schlummernde erhob ſich langſam bei dem lauten Schlagen, faltete die Hände und murmelte ein ſtilles Gebet, dann goß ſie Oel auf die ſchon halb erloſchene Lampe und nahte ſich ſeinem Lager.

Steinbach hatte kein Auge von der ſonderbaren Erſcheinung gewendet. Die Kloſterfrau, die wie es ſchien hier zu ſeiner Pflege weilte, hatte für ihn nichts Schauerliches, obſchon ſie, bleich und hager, gleich einem Nachtgeiſte zu wandeln ſchien. Als ſie jedoch ſeinem Lager nahte, beengte ihr Anblick ſeine Bruſt, er ſchloß unwillkürlich die Augen, und hörte nur wie ſie ſeufzend ausrief: Noch immer nicht! Dann war es ihm, als ob ſie, neben ihm niederknieend, leiſe betete.

Die Schlacht, ſeine Verwundung, ſein Erwachen, die Erſcheinung, deren Gebet er vernahm, verwebte ſein kranke Phantaſie gar ſonderbar. Vor ſeinem geſchloſſenen Auge zogen die Bilder im wilden Treiben vorüber, und unmuthig, daß er keines feſthalten, keines deutlich vor ſich ſehen konnte, riß er das Auge auf und ſtarrte nach der Betenden, die mit lautem Schrei auffuhr, und: Er lebt! rufend, die Schelle zog.

Gott ſei gedankt, Herr, ſagte ſie jetzt mit anſcheinender Gelaſſenheit: daß meine Sorgfalt nicht vergebens war und Ihr dem Leben wieder gegeben ſeid; mir bangte um Euch. — Eile zum Arzt! rief ſie einer eintretenden Dienerin zu: und bitte ihn, ſchnell hieher zu kommen.

Wo bin ich? fragte Steinbach: Wer ſeid Ihr, ehrwürdige Frau?

Ihr ſeid in Prag, in welchem Hauſe, kann Euch gleichgültig ſein. Ich bin eine Schweſter aus dem aufgehobenen Kloſter der Auguſtinerinnen, und von meiner würdigen Aebtiſſin zu Eurer Pflege hierher geſandt.

Steinbach hatte, während ſie ſprach, die barmherzige Schweſter genau betrachten können. Es war eine hohe Geſtalt, über den Frühling des Lebens hinaus, ohne jedoch dem Alter anzugehören. In ihrem edlen Geſichte, wo man noch deutliche Spuren verblühter Schönheit gewahrte, lag ein Zug ſtiller Trauer, ihr Auge ruhte wehmüthig auf dem Verwundeten.

So habe ich Euch viel zu danken, ſagte er gerührt: Ihr habt Euch, gegen Euer Gelübde, in die Welt gewagt, um einen Hülfloſen zu pflegen.

Herr, ſagte die Kloſterfrau mit gepreßter Stimme: das Schickſal, das über Böhmen ſeine zerſtörende Fackel ſchwang, trieb uns ſchon ſeit einem Jahre aus unſerer frommen Zelle und ſtieß uns zurück in die Welt, aus der wir uns geflüchtet, ſonſt hätte ich dem Wunſche meines Herzens nicht folgen, Euch nicht pflegen dürfen.

Und weßhalb nehmt Ihr ſolchen Antheil an mir, was gab Eurem Herzen den Wunſch, an meinem Krankenlager zu weilen?

Herr, erwiderte ſie, den ſanft bittenden Blick nach ihm wendend: ich fürchte, die Unterredung könne Euch ſchaden, Ihr bedürft der Ruhe und ich erwarte jeden Augenblick den Arzt, der Euch ſchon ſeit mehreren Tagen

treulich beiſtand. Bis er Euren Zuſtand genauer unterſucht hat, bleibt ruhig, ich bitte Euch! — Sie rückte ihm das Kiſſen zurecht, reichte ihm einen kühlenden Trank, und das Auge unverwandt auf ihn geheftet, blieb ſie an ſeinem Lager ſtehen.

Edle Pflegerin, unterbrach Richard plötzlich die Stille: verzeiht, wenn ich gegen Euren Willen noch eine Frage an Euch thun muß. Kennt Ihr die Gräfin von Schlick?

Ich kenne ſie, erwiderte die Kloſterfrau.

Iſt ſie noch in Prag? fragte er heftig: Iſt ſie vielleicht mit dem Vater von dannen gezogen?

Sie iſt noch hier.

So hat ſie Euch zu mir geſandt, unterbrach ſie Richard ſchnell; und nun glaubte er, ſich alles erklären zu können.

Wohl möglich, ſagte nach kurzem Nachdenken die ſorgſame Pflegerin, und ein ſchmerzvolles Lächeln umzog ihren Mund. Aber, lieber Herr, fuhr ſie fort: nun auch keine weitere Frage. Euer Geiſt bedarf wie Euer Körper der Ruhe, und irre ich nicht, ſo höre ich den Arzt kommen.

Er trat ein, unterſuchte den Zuſtand des Kranken, während die Kloſterfrau mit geſpannter Aufmerkſamkeit auf jede ſeiner Mienen, auf jedes ſeiner Worte lauſchte. Ihr könnt Euch der Hoffnung überlaſſen! raunte ihr der Arzt zu: Die Natur des Jünglings iſt zu kräftig, um zu unterliegen; ich werde es der Gräfin berichten, damit dieſe Nachricht als heilender Balſam ſie ſtärke. Er verband die Wunden und entfernte ſich.

Richard fiel bald in einen erquickenden Schlaf, der doch nicht ganz ruhig geweſen ſein mußte, denn als er erwachte, erinnerte er ſich lieblicher Träume, die ihn umgaukelt hatten. Er glaubte Sidonie geſehen, gehört zu haben; es däuchte ihm, als habe ihr Mund ſeine Lippen berührt. Die Kloſterfrau, welche ſich Agathe nannte, lächelte bei dieſer Erzählung und meinte, ſeine Fieberphantaſie möchte ihm wohl die Gräfin von Schlick herbeigeführt haben, die in Sorge um ihn und ihren Vater daheim traure. Doch Richard ließ ſich durch die Vorſtellung ſeiner Pflegerin nicht überreden, er hatte, wie er glaubte, zu deutlich Sidoniens Stimme gehört, der liebliche Ton ſchallte auch noch jetzt in ſein Ohr, es konnte kein Traum, kein Fieberwahn ſein, der ihn getäuſcht hatte. — Aber Sidonie erſchien ihm nicht wieder, er hörte ihre Stimme nicht mehr, nur Agathe blieb treu an ſeinem Krankenlager und pflegte ihn mit unausſprechlicher Sorgfalt.

So vergingen Tage. Nur zuweilen berichtete ihm der Arzt was in Prag vorging, und aus dem Wenigen, was er erfuhr, ſah er wohl, daß die Schlacht entſcheidend geworden ſei; auch erfuhr er von ihm, daß Fürſt Chriſtian noch an ſeinen Wunden darnieder liegend, in Gewahrſam gehalten werde.

Die Vorſicht des Arztes hatte ihm nur wenig berichtet; was er verſchwieg, hätte ſein Gemüth noch ſchmerzlicher ergreifen müſſen. Ein ſtrenges

Gericht wurde über Böhmen gehalten, und Herzog Maximilian führte das Schwert der Gerechtigkeit mit so fester Hand als das Kriegsschwert. Die Privilegien wurden den Böhmen genommen, der Majestätbrief zerrissen, die Kirchen der Utraquisten den Katholischen wieder übergeben, und im Triumphe zogen die Jesuiten in Böhmens Hauptstadt ein. Die entflohenen Stände wurden geächtet, die Zurückgebliebenen eingezogen und eine furchtbar-blutige Vergeltung sollte geübt werden. Richard, der nur theilweise und mit Schonen dies alles vernahm, seufzte bei den Nachrichten; sein Traum, seine Hoffnung waren verschwunden; er, ein Gefangener, vielleicht nur sorgfältig gepflegt, um auf dem Blutgerüste als warnendes Beispiel zu enden. Das Loos, welches den Anhängern des Thurnschen Hauses bevorstand, ruhig erwartend, unterdrückte er jede Sehnsucht Sidonie zu sehen, die schon manchmal, wenn er schlummerte, zu dem Lager des Geliebten geschlichen war, denn in ihrer Brust hatte, seit dem Tage jener unglücklichen Schlacht, die Hoffnung wieder ein Plätzchen gefunden. Einige Worte, die der Vater ihr bei der Trennung zugeraunt, hatten sie ermuthigt, und sie erwartete sehnsuchtsvoll die Ankunft des Grafen Hardegg, der, als einer der kaiserlichen Kommissarien, mit dem Fürsten von Lichtenstein eintreffen mußte.

Richards Gesundheit besserte sich mit jedem Tage; schon konnte er sein Lager verlassen, und seine freundliche Pflegerin, die bis hierher mit zarter Sorgfalt für ihn gewacht, glaubte ihn am andern Morgen seinem treuen Diener übergeben zu können, da das den frommen Schwestern auf's neue eingeräumte Kloster die bisher aufgelöst'ten Bande der Ordensregel wieder fest knüpfte und sie in ihre Zelle zurückkehren mußte. Sie machte dies, nicht ohne innere Bewegung, dem Genesenen bekannt, und als ob sie sich nur schmerzlich von ihm losreißen könne, so innig, fast leidenschaftlich waren die Worte, mit denen sie ihm jetzt schon Lebewohl sagte.

Richard Steinbach, sprach sie, als er mit dankbarem Gefühle ihre Hand an sein Herz gedrückt hatte: es steht Euch heute noch eine ernste, aber süße Stunde bevor. Sidonie glaubt noch die kurzen Augenblicke meiner Gegenwart benutzen zu müssen, um Euch wiederzusehen. Ihr Vater hat es ihr gewissermaßen erlaubt, ihre Sehnsucht zieht sie her; gebe nur Gott, daß dieser freudige Augenblick keinen nachtheiligen Einfluß auf Eure Gesundheit haben möge! Seid Mann, laßt die Wonne des Wiedersehens Euch stärken, nicht die kaum wiederkehrende Gesundheit untergraben.

Richard hatte bei diesen Worten kein Zeichen der Freude blicken lassen, starr sah er vor sich hin.

Richard Steinbach! sprach fast zürnend die ehrwürdige Klosterfrau: Ihr seid bei dieser Nachricht stumm und kalt; ich glaubte Ihr würdet vor Wonne vergehen, und nun starrt Ihr regunglos vor Euch hin.

Würdige Mutter, erwiderte Richard gelassen: ich zwinge mein Herz,

daß es nicht aufjauchze vor Wonne und rufe ihm das Schreckenswort: hoffnunglos! zu.

Wie könnt Ihr so verzagt sein? unterbrach ihn Agathe: hoffnunglos ist keiner, der sich und Gott vertraut. Seid Ihr gefaßt, Sidonien zu sehen?

Ich bin gefaßt! sagte Richard, doch überfiel ihn bei diesem Gedanken, das Mädchen seiner Liebe wieder zu sehen, eine unerklärliche Bangigkeit. Er glaubte zwar sie entspränge aus der Furcht, daß sein Anblick in dem Herzen des Mädchens die Flamme, die doch hoffnunglos verlöschen müsse, von neuem entzünden werde; aber dies war es nicht, es war ein sonderbares Vorgefühl, das ihn noch einmal mit Innigkeit Agathe's Hand ergreifen ließ. Würdige Mutter, sprach er, die zitternde Hand der Klosterfrau mit Inbrunst an seine Lippen drückend: ich weiß nicht, was meine Brust heute so sonderbar beengt, was mich zu Euren Füßen, an Eure Brust ziehen möchte, was mich mit Sehnsucht und dennoch mit Furcht Sidonien erwarten läßt; zürnt mir nicht, daß ich so unmännlich zwischen Furcht und Sehnen vor Euch stehe, habt Mitleid mit meinem bewegten Gemüthe.

Agathe sah mit sanftem Blick auf den Jüngling, eine Thräne drängte sich in ihr Auge, rasch entzog sie dem Jünglinge ihre Hand. Ich gehe, Sidonie zu rufen; sprach sie und eilte hinaus.

Da stand nun Richard, den Engel seines Lebens erwartend. Aber es war nicht das frohe, sich hingebende Gefühl, nicht die gränzenlose Sehnsucht zum fernen Ziele, nicht die Wonne der Hoffnung, endlich am Busen der Liebe zu ruhen, was ihn erfüllte; ängstlich klopfte sein Herz dem theuern Augenblicke entgegen, in des Wiedersehens Freude sah er nur der Trennung neuen Schmerz. Besiegt, gefangen sollte er vor die Geliebte treten, die er nur als lorbeerbekränzter Sieger sich erringen konnte. Nur im Glücke lag Hoffnung, und das Schicksal hatte ihn so tief niedergeworfen. Ich habe sie unglücklich gemacht! rief er verzweifelnd aus: habe das treue Herz des Mädchens an mein Schicksal gekettet, und wenn auch der Tod mein unglückvolles Leben endet, schleicht der Schmerz als tückischer Begleiter ihr nach, durch die Tage ihres freudelosen Lebens! — Da hörte er die leisen Tritte; sie nahte, sein Herz klopfte, die matte Rechte die den Sessel festhielt zitterte, und als Sidonie, von der Klosterfrau und Barbara gefolgt, eintrat und auf ihn zueilte, schreckte sie vor seiner trostlosen Gestalt zurück, die mit dem Blicke der Wehmuth ihr entgegen kam.

Richard! rief das Mädchen: haben Dich Deine Wunden so gebeugt? haben sie Dir auch die Kraft der Liebe genommen, daß Du Sidonien nicht mit einem freundlichen Worte begrüßen kannst? Oder hat Dich das Schicksal so entmuthigt, daß der kühne Mann sich, seine Liebe, die Hoffnung, und alles, was Liebe und Leben schaffen kann, aufgibt?

Nein, Sidonie, erwiderte Richard: an mich, an mein Schicksal dachte ich nicht, nur das Deine trat vor meinen Blick. Aermer als je stehe ich vor Dir, nichts habe ich Dir mehr zu bieten als mein Herz, nicht einmal eine täuschende Hoffnung mehr. — Am weißen Berge schwand auch sie, dort habe ich das letzte Rauschen ihrer Flügel vernommen.

Mein Geliebter, unterbrach ihn Sidonie: an dem Tage verließ auch das Glück die Gräfin von Schlick, die unter Feinden hier zurückblieb, während ihr Vater, ein Geächteter, in fremden Landen irrt. — So stehen wir uns näher, Richard; — gleich Dir bin ich elternlos, vielleicht bald auch ohne Heimath, vielleicht gar im Gefängnisse, wenn Du frei umhergehst und Deine Sidonie zu befreien alles anwenden wirst.

Wißt, junger Herr, unterbrach sie die geschwätzige Barbara: durch die Fürsprache des würdigen Priors der Kapuziner, durch die Verwendung noch eines andern ausgezeichneten Mannes, seid Ihr frei, und in dem Heere des Kaisers wird Euch jeder Platz offen stehen.

Glaubt Ihr, ich könne meinen Herrn wechseln wie mein Wamms, gute Barbara? erwiderte Richard, ihre Hand herzlich schüttelnd.

Und wenn es nun zum Heile Sidoniens, wenn es nun der Weg zu ihrem Besitze wäre? meinte Barbara.

Auch mein Vater wünscht wieder in seine Heimath zurückzukehren, unterbrach, jedoch nur mit leiser Stimme, die Gräfin Barbara's Rede; sie schien sich des Wankelmuthes ihres Vaters zu schämen und ihr Blick ruhte nur ungewiß auf Richard, der immer noch in scheuer Entfernung von ihr stand und schweigend über das, was sie eben gesagt, nachzudenken schien.

Die Klosterfrau hatte während dem fern von den Liebenden gestanden; sie wollte die Wonne des Wiedersehens nicht stören und kein Wort war ihr entgangen; ihr Blick hatte ununterbrochen auf Richard und Sidonien geruht; jetzt, da Alle schwiegen, nahte sie sich ihnen. Richard Steinbach, sprach sie mit festem, bestimmten Tone, den Richard früher nie von ihr vernommen: das Regiment Friedrichs von der Pfalz ist zu Ende, der Majestätbrief der Böhmen zerrissen, die entheiligten Kirchen sind dem reinen Gottesdienste wiedergegeben; Eurer Pflichten seid Ihr entbunden; dort hält Euch nichts mehr; hier bindet Euch Dankbarkeit und Glaube! Den Grafen von Thurn seid Ihr nicht verpflichtet, Ihr wart ihnen eine Bürde, die sie mit Freuden von sich werfen und verderben wollten; mit dem Tode der würdigen Gräfin ward Euer Schuldbuch in jenem Hause geschlossen. Der Einzige, welchem Ihr aus jener Zeit Dank schuldig seid, der junge Fürst von Anhalt, ist hier gefangen; auch ihm könnt Ihr mehr nützen, wenn Ihr zu dem Dienste Eures rechtmäßigen Herrn zurückkehrt.

Richard stand betroffen; er sah auf Sidoniens, selbst auf Barbara's Antlitz, daß sie der Rede Agathens beistimmten; ihm war selbst diese ein Räthsel, da sie von seinen früheren Verhältnissen unterrichtet schien. Da

trat Sidonie ihm näher. Auch ich bitte Dich, mein Richard, wenn die Gelegenheit sich darbietet, die Dienste des Kaisers anzunehmen. — Auch mein Vater, ich muß Dir es nur gestehen, wünscht dem alten Hause Oestreich wieder seine letzten Kräfte zu weihen, und ich glaube durch diesen Schritt allein gehen wir der Hoffnung entgegen.

Auch Du? sagte Richard erstaunt: auch Du wünschest es?

Es ist der letzte Stab, an den sich unsere Liebe zu stützen vermag.

Sidonie! rief der Jüngling, und er, der bis jetzt fern von der Geliebten geblieben, zog sie stürmisch an sein Herz: Soll die innere Stimme, die laut in mir spricht, soll sie verstummen? Soll mir die Freiheit eines Volkes nicht mehr sein? Soll ich alles geopfert haben, was mir Werth und Würde gab, mein Gefühl für Menschenrecht, den freien Sinn meines Geistes, um Dich zu gewinnen? Gibt es keinen andern Weg als den, wo ich die Achtung meiner selbst verliere, gibt es keinen andern?

Keinen! unterbrach ihn die Klosterfrau.

Was treibt Euch, rauh und befehlend in mein Schicksal einzugreifen? fragte Richard unmuthig: Was habt Ihr für ein Recht, mir den Weg zu zeigen, den ich gehen soll? So weit erstreckt sich meine Dankbarkeit für Eure Pflege nicht.

Richard, erwiderte Agathe mit Sanftmuth: zürnt mir nicht, ich meine es gut. Und seht, fuhr sie fort, indem sie Sidoniens Hand erfaßte: seht diesen leidenden Engel, der an den armen Verlassenen seines Lebens ganzes Glück treu kettete. Sehet, die bittend vor Euch steht; und kann dieses Auge, dieser fromme Blick Euch nicht bestimmen, so schlägt Eures Vaters kaltes Herz in Eurer Brust.

Meines Vaters! Weib, kennst Du ihn? rief Richard auf sie zustürmend.

Ich kenne nur die Geschichte Eurer Jugend, und den Vater, der Euch an dem Felsquell aussetzen ließ —

Und die Mutter, fiel ihr Richard in die Rede: die mich dort den wilden Thieren preis gab.

Sie wird Gott richten! sagte feierlich die Klosterfrau, ihr frommes Auge gen Himmel hebend. — Nun, Herr, fuhr sie mit freundlicher Ruhe fort: nun habe ich Euch nichts mehr zu sagen. Ich gehe von hier, hinter mir schließt sich die Pforte meines Klosters und mit ihr schließt sich die Welt meinem Blicke. Ich hätte wohl gewünscht, Euch beide vereint einem Ziele entgegen gehen zu sehen. — Ach, es ist so traurig, den Lebensweg allein zu wandeln! Aber es soll nicht sein. — Deßhalb lebt wohl! Tretet zu mir, Ihr Theuren, daß meine Hand Euch noch segne, daß mein Gebet für Euer Glück zum Himmel aufsteige, und die Erinnerung an diese Stunde, im Glück und Unglück, Euch die arme Schwester Agathe zurückführe.

Richard und Sidonie waren ihr genaht. Sie stand, das Auge gen

Himmel gehoben, vor ihnen und schien zu beten, während Sidonie ihr Haupt an Richards Brust lehnte und Barbara das Auge auf die fromme Schwester heftete. — Gott schütze Euch! sagte die Klosterfrau jetzt, die Hände auf die Stirn der Liebenden legend, die unwillkürlich sich vor der frommen Schwester neigten: Er führe Euch an's Ziel, und strafe Euch nicht um der Sünden Eurer Väter willen. — Amen!

Als sie dies sprach und sich leise zu den Liebenden niederbeugte, die, von den Worten Agathe's ergriffen, Arm in Arm, Brust an Brust ruhten, öffnete sich leise die Thür, ein Mann trat ein, der durch diesen Anblick überrascht am Eingange stehen blieb, und theilnehmend auf die Gruppe blickte; niemand gewahrte ihn. Als aber die Klosterfrau aus dem Innersten ihrer Brust „Lebt wohl!" hervorrief, ihr Blick sich hob, sie den Eingetretenen sah, rief sie leise: Maria Jesus! ließ den Schleier sinken und streckte den Arm nach der Thür. Richard und Sidonie fuhren erschrocken auf und sahen hin. Graf Hardegg! rief der Jüngling und eilte mit stürmischer Freude an der Hand der Geliebten hin zu dem Greise, der, sie abwehrend, starr den Blick auf die Klosterfrau geheftet, fragte: Wer ist Jene dort?

Edler Mann! unterbrach ihn Richard.

Fort, fort! rief Graf Hardegg, Richards Hand heftig von sich schleudernd, und stürzte an ihnen vorbei, hin zu dem Sessel, in welchen Agathe leblos gesunken war. Barbara stand ihr zur Seite.

Stehen die Todten wieder auf und ist ihr Schlaf so kurz? sagte der Graf dumpf vor sich hin: Bist Du ein Geist oder bist Du es selbst? Dies sagend, hob er den Schleier von dem bleichen Antlitz, sah unverwandt die Schlummernde an, während Richard und Barbara über diese sonderbare Begebenheit erstaunten und Sidonie das Gesicht der frommen Schwester mit dem Schleier wieder decken wollte.

Laßt das! bat Graf Hardegg: Gönnt mir ihren Anblick, der mir wohl thut, obgleich ich bebe. Es ist die Vergeltung, die mich strafend erfaßt — Gott hält jetzt Gericht über mich! —

Herr! rief Richard hinzuspringend, denn der Alte zitterte heftig, seine Lippen bebten, auf seinem Antlitz lag der Ausdruck des tiefsten Schmerzes.

Richard, sagte er nun, während Sidonie beschäftigt war die Ohnmächtige in's Leben zurückzurufen: hat Dich auf meinem Schloß der Zufall vielleicht in ein verborgenes Gemach geführt, wo über einem Altar das Bild einer Jungfrau hängt?

Ja, Herr! erwiderte Richard erröthend.

Es ist ihr Bild! rief der Graf, auf Agathen zeigend: Ihr Bild, bei dessen Anblick ich seit Jahren um die Todte trauerte, und sie lebte!

Bei diesen Worten schlug Agathe die Augen auf. Sie lebt! rief der Graf Hardegg: Wohl mir!

Wohl Euch, wehe mir! unterbrach ihn, ſich langſam erhebend, die Erwachte.

Marie! rief der Graf, mit dem Feuer der Jugend ihre Hand ergreifend: Warum das Wehe?

Laßt mich, bat ſie ſanft: laßt meine Hand, ſie gehört der Kirche, wie die Eure Eurem Stande gehörte. — Ich bin mit mir verſöhnt und darum auch mit Euch; kein Groll iſt mehr in meinem Herzen. — Und nun laßt mich zurück in meine Zelle, Euch genüge, daß ich mich des Wiederſehens freue, und die Thräne, die ich in meinem Auge fühle, nicht dem Schmerze angehört.

Lebt unſer Kind? Wo iſt es? rief der Graf. — Marie erbebte. — Sprich, wo iſt es; das es lebt, ſagt mir Dein Auge.

Verklärt, wie ein Engel des Himmels, der die verlorene Seele wieder zum Throne des Höchſten zurückführt, ergriff ſie Richards Hand. Hier nimm ihn aus meiner Hand! rief ſie, und ehe noch des Grafen ausgebreitete Arme den Sohn an ſein Herz drücken konnten, ruhte er ſchon an der Mutterbruſt.

So habe ich Vater und Mutter! rief der Jüngling, feſt mit der Linken die Mutter umfangend, innig die Rechte dem Vater entgegenſtreckend: So bin ich keine Waiſe mehr, und auch die Liebe iſt mir geworden. — Vater, Mutter! rief er, und der Glückliche wußte nicht wohin er ſich wenden ſollte: bin ich wirklich Euer Kind? Darf ich die ſüßen Worte, Vater, Mutter, laut ausrufen, die ich bis jetzt nur leiſe, im Verborgenen mit ungeſtillter Sehnſucht ſtammeln konnte?

Du darfſt es, ſagte die Mutter: aber ungetrübt iſt Dein Glück nicht. — Der Vater bleibt Dir; die Mutter kehrt zurück in ihre Zelle; dort kann ſie nur, wie ſie bisher gethan, für Dich beten und in der Stille unbemerkt über Dein Wohl wachen. — Euch, Graf Hardegg, übergebe ich meinen Sohn. Der Himmel nahm Euch die Tochter, welche ihrem Gatten in die Verbannung folgte, und Ihr ſtändet kinderlos, führte ich ihn nicht in Eure Arme zurück. Ich habe zwar hierdurch mein furchtbares Gelübde gebrochen, Ihr ſolltet nie Euren Sohn erkennen, dieſe Wonne Euch nie werden. Aber Gott wird mir vergeben, daß ich den frevelhaften Schwur brach, der mir Schmerz und Unglück abpreßte. Sorget für ihn, als habe der Prieſter ſein Daſein geheiligt; ſtellt ihn durch des Kaiſers Gnade neben Euch und ſegnet den Bund, den die Liebe durch zwei Herzen geſchloſſen. Dies ſagend drückte ſie Sidonien mit Inbrunſt an ſich.

Aus meiner einſamen Zelle habe ich Euch ſorgſam beobachtet, Gräfin von Schlick, fuhr ſie fort: meines Lebens Zweck war nur noch, durch Euch meinen Sohn glücklich zu ſehen, und ich werde ihn mit Gott erreichen. Dir aber, mein Richard, mögen ewig die letzten Worte Deiner unglücklichen Mutter in der Erinnerung bleiben: Liebe bis in den Tod den Engel, den Gott Dir ſandte; bleib treu Deinem Glauben, ehre das Andenken Deiner Mutter. — Und nun lebt wohl!

Richard und Sidonie umfaßten ihre Kniee. Der Graf ergriff ihre Hand. Und Du willst von mir scheiden, ohne ein freundliches Wort, ohne ein Lebewohl mir gesagt zu haben, Marie?, sprach er, tief gerührt.

Ihr sagtet mir in des Jägers einsamer Wohnung ein ewiges Lebewohl, meine Thränen konnten Euch nicht zurückhalten; jenes Lebewohl tönte drei und zwanzig Jahre lang an mein Ohr, und wenn ich aus der Hora in meine Zelle trat, rief es mein blutendes Herz in dumpfer Einsamkeit mir jeden Morgen entgegen. — Es gilt auch noch für heute!

Und von Deinen Schicksalen habe ich nichts erfahren! sagte Graf Hardegg: Hältst Du mich für so hart, ohne Theilnahme für Dich zu sein, Marie? Dein Bild, das ich in den Tagen des Glücks von jenem freundlichen Meister verfertigen ließ, habe ich als ein Heiligenbild verehrt, täglich, stündlich habe ich vor diesem mahnenden Denkmale jugendlicher Verirrung gestanden, und über meine bleichen Wangen sind die Thränen um Dich gerollt. Ich habe Dein Andenken geehrt, und das Schicksal, welches mir eine lieblose Gattin gab und nahm, welches mir ein Kind nach dem andern, eine Hoffnung nach der andern auf die Bahre legte, hat die Reue in meinem Busen qualvoll genährt. Deßhalb laß uns versöhnt scheiden; ich habe genug gebüßt.

Habt Ihr mein Andenken geehrt, so rufe ich Euch ein inniges, versöhnendes Lebewohl zu und vertröste Euch auf ein baldiges Wiedersehen. Dort oben, sprach sie, nicht mehr Herrin ihrer Gefühle: dort darf ich Euch nahen. Du aber, mein Richard, darfst am Sprachgitter die Mutter sehen und ihre Einsamkeit beleben. Euch aber, Graf Hardegg, reiche ich jetzt zum Abschiede für immer die Hand; nicht meine bleichen Wangen, nicht Eure greisen Locken schützen das Herz vor den Eindrücken der Jugend, und sündlich ist dieses Herzens Klopfen.

Sie drückte noch einmal den Sohn an sich, umarmte Sidonie und reichte mit wehmüthigem Lächeln dem Grafen die Hand, dann eilte sie schnell mit Barbara von dannen.

Lange standen die Drei schweigend, den Blick nach der Thüre gerichtet, dann sprach der Vater mit feierlichem Tone: Gott, Du bist ein gütiger, barmherzigen Vater, Du strafest den Fehl nicht für das ganze Leben; Du gabst mir ihn, der mir als ein Fremdling schon theuer war, zum Sohne. Richard! rief er dem Frendetrunkenen zu, der bis jetzt noch immer der scheidenden Mutter gedenkend, nun erst sich stürmisch an die Brust des Vaters warf: Des Kaisers Gnade ist groß, er wird mit seinem mächtigen Worte den Makel Deiner Geburt verwischen und Dich würdig machen, um Sidonie Gräfin Schlick zu werben. Fasse Muth!

Sidonie, welche der Aebtissin nicht in das Kloster hatte folgen können und mit Barbara wieder in ihre alte Wohnung gezogen war, eilte am an-

dern Morgen, die würdige Aebtiſſin aufzuſuchen, welche ſie auch ſogleich zu Schweſter Agathe führte, die ſie heiter und ruhig fand. Sie empfing Sidonien mit der Zärtlichkeit einer Mutter, nannte ſie ihre liebe Tochter, ſtreigelte ihre Wangen und ſchien an dem Anblick des ſeelenvollen Antlitzes ſich zu ergötzen. Liebe Sidonie, ſprach ſie: niemand kennt meine Leiden; nur der edlen Aebtiſſin habe ich die Begebenheiten meines Lebens, die ſo arm an Freuden und ſo reich an Schmerz und Qualen ſind, mitgetheilt. Setze Dich zu mir, und wenn ich die Fehler meiner Jugend Dir geſtehe, ſo richte Dein Auge nicht auf mich, wende Dich ab, daß Dein ſchuldloſer Blick den meinen nicht treffe. Nach langem Kampfe mit ſich ſelbſt begann ſie.

Ich lebte unweit Kufſtein in dem reizenden Innthal ein harmloſes Leben; von meinen wohlhabenden Eltern geliebt, von meinen Geſpielen geachtet, fehlte mir nichts zu meinem Glücke. Meine Eltern, das väterliche Haus, die Berge der Heimath genügten mir; ich war glücklich. Da trat ich eines Sonntags feſtlich geſchmückt in die Weinlaube vor dem Hauſe, gar wunderlichen Gedanken nachhängend, die ſonſt noch nie in mir aufgeſtiegen waren. Ich hatte am Morgen in der Kirche von Fulbeß eine Geſpielin trauen geſehen, und der Anblick der glücklichen Braut hatte mein Herz, ich wußte ſelbſt nicht warum, unruhig geſtimmt. Da erblickte ich von weitem einen Zug Reiter, es ſchien mir nicht Kriegvolk, nur Reiſende ſchienen es zu ſein. Sonſt wäre ich raſch in's Haus zurückgetreten, heute blieb ich ſitzen, und als der Zug näher kam, ſtand ich auf, mich vor dem ſtattlichen Manne verneigend, der ihn führte. Es war Graf Hardegg, der mich aufmerkſam betrachtend abſtieg und mich um einen Trunk Milch bat; ich eilte in das Haus, er folgte mir, ſeine Diener blieben draußen. Der Vater war nicht zu Hauſe, meine Mutter empfing den vornehmen Herrn freundlich, und während ich einen Becher mit Milch holte, lud ſie ihn ein in die Stube zu treten. Mit Zittern reichte ich ihm den Becher, er trank, doch ſein Auge ruhte unverwandt auf dem meinen, das ich beſchämt niederſchlug, denn mir war bei dem Anblick dieſes Mannes gar wunderlich um's Herz geworden, und die kurzen Augenblicke, wo ich verſtohlen nach ihm ſah, reichten hin, ſein Bild unvergeßlich in mein Herz zu prägen. Als meine Mutter uns verließ, um auch den Dienern gaſtfreundlich einen Trunk anzubieten, fragte er mich nach meinem Namen, drückte mir dabei die Hand, nannte mich liebe Marie, und das Blut drang auf meine Wangen; ich ſtand vor ihm beſchämt, aber doch vergnügt, und mein Auge ruhte wohlgefällig auf der ſchönen Geſtalt des Mannes.

Doch wozu Euch jene Zeiten ſchildern, an die mein ſchwaches Herz noch ſo gern zurückdenkt. Er ritt von dannen, ſein Bild blieb in meinem Herzen zurück. Noch einmal kam er von Inſpruck und trat bei uns ein; mein alter Vater war wieder in Baiern abweſend. Von der Zeit an kam er oft heimlich, wir ſahen uns in einem Wäldchen, — wir waren glücklich! —

Sie hielt inne, eine Thräne brach hervor, ſie vermochte nicht weiter zu reden, doch endlich faßte ſie ſich. Das Grab meiner Ruhe hatte ſich geöffnet, fuhr ſie fort und ihre Hand ruhte zitternd in der Hand Sidoniens: meiner Eltern Haus wurde mir zu eng, des Vaters ernſt drohende, der Mutter ſorgliche Fragen wurden mir quälende Mahner; ich verließ heimlich Eltern und Heimath und folgte ihm nach Mähren.

Unfern ſeiner Burg im tiefen Walde, in ein von einem alten Jäger und ſeinem Weibe bewohntes Jagdhaus führte er mich; auf ſeine Burg durfte ich nicht ziehen, noch lebte ſein Vater. In dieſem einſamen, öden Hauſe habe ich die glücklichſten Tage meines Lebens verlebt, wenn man das Glück nennen kann, wo Leidenſchaft das Herz bethört und man Vater, Mutter, Pflicht und Scham und die heiligſten Gebote vergißt. Unter der Kleidung eines Italiſchen Landmädchens, worin ſich meine Eitelkeit ſo wohlgefiel, verbarg ich mich hier jeder Nachforſchung, und nur an ihn denkend, ſchwelgte mein unbefangenes Herz in der Liebe ſüßeſtem Glücke; ich glaubte, ſo bliebe es für das ganze Leben. Nichts iſt mir von jenen Zeiten geblieben, als die ſchmerzliche Erinnerung, — ihm? — vielleicht ein Bild, das mich in jener Tracht darſtellte. — Aber bald erwachte ich aus meinem Traume. Seines Vaters Befehl, nicht die Liebe rief ihm zum Altare. Er geſtand es mir offen, verſprach als Vater für das Kind zu ſorgen, welches ich unter meinem Herzen trug, für mich Sorge zu tragen mit inniger Liebe und Freundſchaft, und ſuchte Alles auf mich zu tröſten. — Aber ich verlangte keinen Troſt, mein Herz war gebrochen, mein Gemüth zerriſſen, mein Paradies zerſtört. Kein Vorwurf traf ihn, ich erwiderte ihm kein Wort, mein Schmerz war ſtumm und thränenlos. Er kam noch öfters, ſein Anblick ließ mich kalt, ſeine tröſtenden Worte waren mir ſchneidende Dolche, ſeine Liebkoſungen wies ich ſtolz zurück. — So war er einſt bis um Mitternacht bei mir geblieben. Marie, ſagte er dann in Unmuth: Du bleibſt ſtumm für mich, der ich Dich wahrlich noch liebe, wahrhaft und treu, Du ſtößeſt den Vater Deines Kindes zurück — ſo muß ich denn heute von Dir ſcheiden ohne ein freundliches Wort und Dir Lebewohl ſagen. Morgen führe ich die Braut zum Altare; dann wäre es Sünde, zu Dir zurückzukehren. Lebe wohl! Du jammerſt mich; als Freund und Vater werde ich für Dich und unſer Kind ſorgen. — Er legte hierbei einen vollen Beutel auf den Tiſch. — Dies für den Augenblick. Laß mich durch den alten Jäger wiſſen, wohin Du Dich wenden wirſt. — Ich ſchwieg; ein ſonderbarer Stolz hatte ſich meiner bemächtigt, ich ſah mit Verachtung auf ſein Geld, und ſtand auf, ihn zu verlaſſen; da ergriff er noch einmal meine Hand, bat mich mit den ſüßeſten Liebesworten, nicht ſo von ihm zu ſcheiden; er bat vergebens. Die Morgenröthe beſchien eine Unglückliche, die der Gram bis zum Wahnſinne trieb. Er verließ mich, erſt geſtern ſah ich ihn wieder.

Ich blieb noch einige Zeit in dem Jagdhauſe, dann trieb mich die

Sehnsucht nach meiner Heimath fort; in männlicher Tracht, die mir der alte Jäger verschaffte, ging ich nach Tirol. Als ich die Warte des Kufsteins erblickte, überfiel mich ein Grauen; ich wollte umkehren, und doch zog es mich mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem Wohnplatze meiner Eltern hin. Es dämmerte schon, als ich an der Burg Amstein vorüber zog, wo alles erleuchtet war und lauter Jubel schallte; ich dachte an Hardegg und ging schweigend vorüber. Der Mond leuchtete auf dem wohlbekannten Wege, wo ich oft, mir die Erinnerung zurückrufend, auf manchem freundlichen mir vertrauten Plätzchen ausruhte. Endlich, es mochte schon Mitternacht sein, sah ich das väterliche Haus im Mondlichte erglänzen; zitternd nahe ich mich, da fährt ein Hund bellend auf mich zu. Weißt auch du, daß ich nicht mehr hierher gehöre und mir die Pforten des Vaterhauses verschlossen sind? seufze ich, den Hund durch freundliche Worte beschwichtigend, der, mich auch bald erkennend, freudig an mir aufsprang. Es that mir wohl, daß wenigstens ein Wesen mich hier freundlich empfing; ich setze mich auf die Bank in der Weinlaube, der Hund legte sich zu meinen Füßen. So saß ich, das Auge auf die verschlossene Thür, auf die Laden meines Kämmerleins gerichtet, und ich fühlte namenlosen Schmerz. So muß es dem gefallenen Engel sein, der der Himmelspforte nahend, sie für sich verschlossen findet; mir war es als stände auch ich, eine Verstoßene, vor dem Paradiese. Die Vergangenheit schwebte in ihrer Unschuld, mein gegenwärtiges Leben entfaltete sich mit seinen sündlichen Reizen vor mir, und trüb und dunkel, nicht einmal wie diese Nacht vom Mondlicht erhellt, sah ich einer furchtbaren Zukunft entgegen.

Es waren qualvolle Stunden, die ich hier durchwachte. So nahe meinen Eltern, die ihr einziges, ihr verlornes Kind vielleicht jetzt auf schlaflosem Lager beweinten, so nahe meinem stillen Kämmerchen, wo ich oft während des Abendgebetes in meiner Unschuld einschlummerte und dann so sanft schlief, daß die Morgenröthe kaum die Schuldlose zu erwecken vermochte; und jetzt saß ich, eine Verbannte, vor meiner Heimath, die Morgenröthe, die vor mir zu dämmern begann, trieb mich fort vom Vaterhause, kein freundlich tröstendes Wort durfte ich von der Mutter vernehmen, als sei ich eine Fremde auf den Plätzen meiner Kindheit, mußte ich den Wanderstab ergreifen und weiter ziehen.

Die mich durch die Weinranken rauh anwehende Morgenluft mahnte mich zum Aufbruch, ich schritt mit unendlich schmerzlichem Gefühle den Weg zurück, den treuen Hund mir zur Seite. Als ich aber wohl schon eine Stunde gewandert war, stieß er mich an, blieb stehen und sah nach der Heimath, als wolle er mich mahnen, dahin zurückzukehren. Ich durfte ja nicht, mußte meinen Weg fortsetzen, und auch das treue Thier verließ mich. — Es that mir weh, als mein Begleiter langsam zurückging; oft stand er noch still und sah sich nach mir um, dann war er mir verschwunden. Ich trauerte, als er meinem Blick entschwand; es war doch ein Wesen

aus der Heimath, das mir zur Seite war, und nun fand ich mich so ganz allein. Aber nicht mein Träumen, nicht meine Klagen änderten die Richtung meiner Bahn; ich mußte nach Norden, mußte die Heimath hinter mir lassen, und habe sie nimmer gesehen.

Weine nicht, Sidonie! unterbrach sie ihre Erzählung: Mir hat der Herr eine neue Heimath gegeben, wo das gebrochene Herz im Glauben sich stärkte und Buße die Fehler der Jugend verwischt — aber die Erinnerung nicht, nicht diese ewig Schaffende mit ihren freudigen, mit ihren schmerzerweckenden Bildern.

Ich kehrte nach dem Jagdhause zurück, fuhr sie fort: nach diesem Orte so vieler Wonne und Qual. Der Jäger empfing mich finster, die alte Mutter wohl freundlicher, doch mahnte sie mich, ein anderes Plätzchen zu suchen, denn hier, so nahe ihrem Herrn, könne ich die Entwickelung meines Schicksals nicht abwarten. Noch am nächtlichen Tage nahm ich, was ich an Geld und Geldeswerth von ihm hatte, nahm den Beutel mit Goldgulden und zog in's Böhmerland. Nordwärts wollte ich, meinem Vaterlande immer ferner, und der Himmel führte mich nach Osten. In der Hütte eines armen Köhlerweibes gebar ich Richard. Da, auf ärmlichem Binsenlager, zerrissen von Schmerzen an Seele und Leib, schwur ich, den Knaben nie seinem Vater zu übergeben, für ihn, den Treulosen, todt zu sein auf dieses ganze Leben. Ich habe diesen Schwur gebrochen und zage deßhalb nicht, vor Gottes Richterstuhl zu treten, denn der Schwur des Bösen kann dem Barmherzigen nicht wohlgefällig sein.

Acht Wochen verblieb ich in der Hütte, wo ich mit dem Wenigen, das ich hatte, Segen verbreitete, und als ich ging, versprach das Köhlerweib, nach des Grafen Burg zu gehen, um ihm zu berichten, daß Mutter und Kind gestorben seien. Sie hat Wort gehalten; er glaubte mich todt.

Von Ort zu Ort zog ich nun mit meinem Kinde. Zuweilen stieg bei dieser Wanderung der Vorsatz in mir auf, zu meinen Eltern zurückzukehren, mich reuevoll zu ihren Füßen zu werfen und ihre Verzeihung zu erflehen, oft auch wurde der Vorsatz in mir rege, mich in die vorüber strömenden Fluthen zu stürzen. Doch der Anblick des Kleinen, der hülflos und jammernd an meiner Brust lag, hielt mich ab; es war der Engel, der mich vor Verderben schützte; aber nie konnte ich mich entschließen, zu meinen Eltern mich zu wenden, und war ich auch schon eine Tagreise gen Tirol gegangen, trieb mich meine Schuld, mein Stolz wieder abwärts. So irrte ich einen Monat lang von Hütte zu Hütte, von Dorf zu Dorf. Mein Geld war zu Ende, schon mehrere Kleinodien hatte ich verkauft. Eines Tages saß ich da, wo auf der Straße von Budweis der Weg durch den Wald nach dem Schlosse des Grafen von Thurn führt, unter einem Eichbaume, den lachenden Knaben an meiner Brust und weinte bitterlich. Ein Wagen fuhr vorüber, eine Klosterfrau blickte heraus, befahl zu halten und mir, mich zu nahen.

Setzt Euch mit Eurem Kinde auf den Wagen, befahl sie dann und gebot dem Kutscher, vor dem Hause am Wege anzuhalten. Ich zögerte einen Augenblick, doch eine innere Stimme rief mir zu, ihr zu folgen. Als der Wagen vor dem Hause still hielt, stieg die Klosterfrau aus, trat ein, ich mit ihr, und als ich vor der edeln Gestalt, die mich mit durchdringenden, aber doch so gütigen Blicken betrachtete, demuthvoll stand, hob ich plötzlich, Gott mußte es mir eingeben, mein Kind in die Höhe und reichte es ihr hin. Sie lächelte, nahm den Kleinen in ihre Arme und ein Zug der Wehmuth überflog ihr frommes Antlitz. — Ich mußte sie mit meinem Schicksale bekannt machen; ich that es treu, nur nannte ich des Grafen Namen nicht; sie forschte auch weiter nicht danach, blickte, während ich sprach, lange und sinnend auf das Kind, das sie immer noch auf den Armen hielt, sah zuweilen bedeutungvoll auf mich, dann legte sie es wieder an meine Brust und sprach mit Engelmilde: Ich werde für Dein Kind und auch für Dich sorgen; verweile in diesem Hause, bis Du Nachricht von mir bekommen wirst; folge der, die ich Dir sende. Du scheinst Dein Unglück zu erkennen, Du scheinst reuig Dein Herz zur Tugend zu wenden, in dem Strudel der Welt blüht Dir kein Glück, in der stillen klösterlichen Einsamkeit allein kann Dir der Friede der Seele wieder werden. Lebe wohl. Sie küßte den Kleinen, der mit kindlichem Lächeln an ihr aufsah und verließ mich.

Am andern Tage kam eine betagte Person zu mir. Folgt mir mit Eurem Kinde, sprach sie; ich folgte. Sie ging schweigend dem Walde zu, immer tiefer hinein; mir wurde bange, ich preßte den Knaben fester an meine Brust. Da hielt meine Führerin bei einem Felsquell an, wo ein blühender wilder Rosenstrauch sich freundlich ausbreitete. Legt Euer Kind hier unter den Strauch an dem Quell, drückt es noch einmal an Eure Brust, sprach sie: und dann kommt.

Starr sah ich die Alte an. Ja, sagte sie mit Wehmuth: es muß geschieden sein, es ist der letzte Augenblick der Mutterfreude, des Mutterschmerzes; Ihr müßt Euch von dem Knaben trennen!

Nimmermehr! rief ich, riß mein Kind empor und eilte die Höhe hinauf.

Unglückliche! rief die Alte mir nach: höre mich und überlaß Dich nicht wilder Verzweiflung. Ein Diener ist hierher beschieden, um das, was er am Felsquell unter dem Rosenstrauche fände, auf das Schloß der Gräfin von Thurn zu bringen. Die würdige Frau gibt vor, geträumt zu haben, daß hier ein köstlich Gut für sie niedergelegt sei; von jener Höhe kannst Du lauschen, komm nur herunter.

Ich kam; es lag so viel Zutrauen erweckendes in dem Gesichte der Alten; ich legte mein Kind unter den Rosenstrauch. — Die Gräfin wird als Mutter für den Kleinen sorgen, sagte sie jetzt: meine Herrin, die Aebtissin der Augustinerinnen zu Prag, hat sie von allem unterrichtet. — Ich

küßte mein Kind, es war mir in diesem Augenblicke theurer als je, und doch fühlte ich, daß ich seines Lebens Glück nicht gründen, daß ich es in das Gotteshaus, zu dem mir die Pforten geöffnet schienen, nicht mitnehmen konnte, daß es getrennt sein mußte.

Unglückliche! unterbrach die Alte meinen Jammer: Es muß einer Mutter wohl schwer werden, von ihrem Kinde sich zu trennen, sagte sie nach einer Pause leise vor sich hin: ich weiß es nicht, ich kenne diese Freude und diesen Schmerz nicht. — Seid Ihr eine katholische Christin? fragte sie mich plötzlich.

Ja! erwiderte ich, meine Gedanken nur auf das Kind geheftet.

Wünscht also, daß dieser Knabe in dem Glauben der alleinseligmachenden Kirche erzogen werde?

Das ist mein heißester Wunsch, erwiderte ich, den Zweck der Frage fassend.

So legt diesen Zettel neben den Kleinen; er enthält die Bitte, ihn in dem Glauben seiner Mutter zu erziehen. Die Gräfin Thurn, obgleich eine Utraquistin, wird gewiß die Bitte erfüllen.

Ich heftete den Zettel an die Brust des Kleinen, preßte ihn noch einmal an mein Herz, und da wir von weitem den Gesang eines Mannes hörten, eilten wir die Höhe hinauf. — Hier sah ich mit dem Blick eines Falken hinab auf das schlummernde Kind. Daß ein reißendes Thier kommen, ihn rauben könne, dieser Gedanke jagte angstvoll das Blut durch meine Adern; ich stand bereit, mit meinem Leben es zu vertheidigen. Ein alter freundlicher Mann, den Jagdspieß in der Hand, stieg jetzt den Fußpfad herab, suchte am Felsquell und fuhr erschrocken zurück, als er den schlummernden Knaben erblickte. Er beugte sich über ihn, hob ihn auf, blickte ihm lächelnd auf das geschlossene Auge und drückte einen Kuß auf die rosigen Lippen des Kleinen.

Mit diesem Kusse, Sidonie, kam Ruhe in mein bewegtes Gemüth zurück; diese Freundlichkeit des Alten war ein Balsamtropfen auf mein wundes Herz, und als er den Fußpfad zurückging, der Kleine sanft schlafend auf seinem Arme ruhte, nicht ahnend, daß er von der Mutterbrust gerissen werde, da sank ich auf die Kniee, und seit langer Zeit stieg heute mein Gebet vertrauensvoll zu Gott empor; die Mutter flehte für ihr Kind.

Am andern Tage folgte ich der Aebtissin nach Prag; nach einem Jahre trennte mich der Schleier von der Welt. Als ich, die reuige Sünderin, in den Schooß der Kirche aufgenommen, wohl fühlte, daß zur Erlangung der Seelenruhe auch die Vergebung nothwendig sei, schrieb ich an meine trauernden Eltern und gestand ihnen meine ganze Schuld. Mit den rührendsten Worten bat ich sie, nach Prag zu kommen und ihrer reuigen Tochter zu vergeben. Nur die Mutter kam; mein Brief hatte den Vater auf dem Krankenbette getroffen, wohin ihn ein Sturz vom Felsen geworfen. Er hatte Gott für meine Rettung gedankt, das Klöster-

liche Gewand hatte ihn mit mir versöhnt, und mich segnend war er verschieden. Auch die Mutter vergab ihrem Kinde willig, — ich habe ihr hier in unserm frommen Hause die Augen zugedrückt.

Oft sah ich mein Kind, ihn sah ich nicht wieder. Als ich erfuhr, seine Ehe sei nicht glücklich, that es mir wohl; als ihm ein Knabe starb, hielt ich es für Gottes gerechtes Strafgericht; als ihm der zweite genommen wurde, hatte sein Schmerz mein Herz versöhnt; ich, in Glauben und Demuth gestärkt, habe seinem Unglück Thränen geweint. Sorgsam habe ich über Richards Schritte gewacht, zutrauensvoll auf den Knaben geblickt, so lange seine Wohlthäterin, die Gräfin Thurn lebte, mit bangem Zagen, seit er nach ihrem Tode ein Jüngling, allein stand. Aengstlich sah ich sein Herz sich zu Dir wenden, denn eine weite Kluft schien Euch zu trennen, doch hoffte ich, sein Muth solle sich den Preis erringen und ich mein Gelübde erfüllen können: Aber Gott wollte es anders, sein Wille sei gelobt! — Sie erhob sich, nahm aus einer Truhe einen Beutel mit Goldstücken. — Gib das dem Grafen Hardegg, sprach sie: es ist der nemliche Beutel, den er mir in jener Nacht der Trennung gab; ich habe ihn nicht geöffnet, denn die Gabe schien mir ein Sündenlohn und ein trauriger Ersatz zu sein für das, was ich verloren. Ich habe dies Pfand zu meiner Buße verwahrt, jeden Tag angeblickt, um mich jeden Tag zu erinnern, daß Schwester Agathe einst eine Sünderin war.

Und nun, meine Tochter, gehe in Frieden. Mein Segen begleite Dich, und trittst Du mit meinem Sohne zum Altare, den Brautkranz in den Locken, dann will die Sünderin nicht mehr murren, daß ihr diese Wonne nicht ward, dann will ich den Muth haben zu glauben, daß mein Schuldbuch zerrissen und mir vergeben sei! — Sidonie schied tief ergriffen; noch im späten Alter trat diese Stunde lebhaft vor sie und der Muth, das Vertrauen, welches Schwester Agathe auf Gott und seine Barmherzigkeit setzte, ward ihr durch das ganze Leben ein Bote des Friedens, wenn das Schicksal sie umstürmte.

Mit stiller Trauer empfing Graf Hardegg den Beutel aus Sidoniens Händen; er verwendete das Geld zu einem frommen Zwecke, den Beutel hob er als theure Reliquie auf.

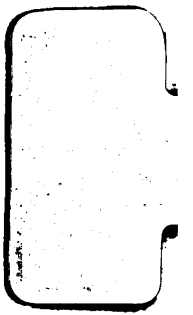
Schon am vorigen Tage war ein Eilbote nach Wien an den Fürsten von Eggenberg abgegangen, dem der Graf ein Bittschreiben an den Kaiser beigefügt hatte. Ein anderer Bote war zu dem Grafen Schlick nach Breslau geeilt, wohin dieser nach der Schlacht auf dem weißen Berge geflüchtet war. Hardegg unterrichtete den Grafen von dem Vorgefallenen, versprach seine Verwendung für ihn am Hoflager von Wien, und bat um die Einwilligung zur Verbindung Sidoniens mit Richard. Beide Eilboten kehrten mit froher Nachricht zurück, und Sidonie begleitete den

Grafen und seinen Sohn auf das Schloß, wo der priesterliche Segen das Band unauflöslich schließen sollte.

Nicht in der Kapelle, mein Sohn, in welche Du Deine Schwester in jener verhängnißvollen Nacht begleitetest, sprach Graf Hardegg, als sie auf dem Schlosse angelangt waren: soll der ehrwürdige Priester Euch segnen; dort ist mir kein Glück geworden; in dem kleinen Betstübchen, vor dem Bilde Deiner Mutter soll Dir des Lebens höchstes Glück werden. Erinnerst Du Dich noch jenes welken Kranzes, den Helene aus der Gruft ihrer Mutter brachte, ihn in ihre Locken flocht? Erinnerst Du Dich, wie damals die Blätter, vom Windhauche getragen, auf das Grab der Ahnfrau unsers Geschlechts sanken? Das war ein Kranz, den Deine Mutter einst sich scherzend in ihre Locken flocht, den ich treu bewahrte und in der Gruft auf dem Sarge meines Weibes niederlegte. Helene rief ihn zum Leben zurück, da weihte ihn das Schicksal der Ahnfrau, wie es Dich jetzt in die Mitte Deiner Ahnen zurückführt.

Vor der Mutter Bilde schloß Richard mit Sidonien den Bund der treuen Liebe. Ihr Glück war dauerhafter als das Glück Helenens, die aus fremdem Lande, aus dem kalten Schweden erst der Tod heimwärts führte; sie ruht neben ihrer Mutter. Auch Marie ging dem Vater voran, der, ein Greis, noch oft vor dem Bilde des lieblichen Tirolermädchens stand und bei ihrem Anschauen nur noch der seligen Stunden früher Liebe gedachte.

Ende des vierten Bandes.

64650195

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.